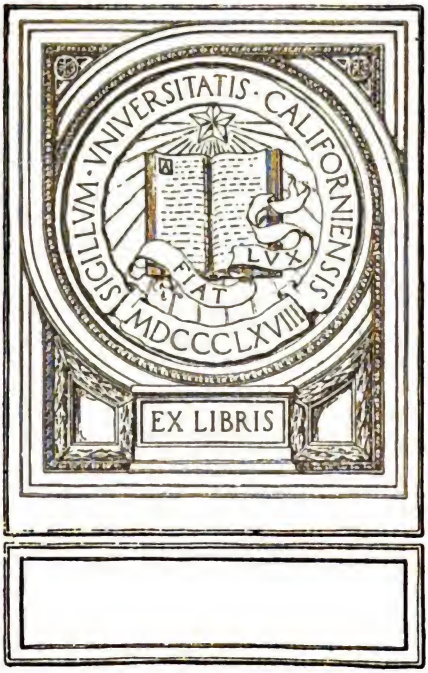
LITERARISCHER ZODIACUS

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Ankündigung in Kurbels Nachlass I Anfang

M. Dr. E. H. Houben
lin-Neukölln, Planetenstr. 1.

Digitized by Google

Literarischer Zodiacus.

Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Redigirt von **Dr. Th. Mundt** in **Berlin.**

1835.

Januar bis Juni.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

Digitized by Google

Motto.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst!
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Uhland.

Digitized by Google

AP30
L44
1835

Inhalts-Verzeichniß.

Januar bis Juni.

Januar. Seite

Ueber Bewegungsparteien in der Literatur. Von Th. Mundt. ... 1
Römischer Kalender. Von Leop. Schefer. (Monat März.) 21
Unterhaltungen in Prag. Von Th. Mundt. (Aus dessen „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen.") ... 29
Toast. Von Heinrich Stieglitz ... 55
Erwachen. Von F. A. Märcker ... 56
Zwei Werke vom Justemilieu und ein sansculottes Ultra. Drei kritische Berichte von F. G. Kühne. (Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung. Von Herrmann v. Keyserlingk. — Rosamunde. Ein Trauerspiel von Friedr. v. Uechtritz. — Dumme Briefe von Saphir.) ... 57
Und die Wahrheit wird euch frei machen! Von Heinrich Stieglitz ... 76
Ueber die Theilnahme des Wiener Hofes an der Vermählung des Kronprinzen Friedrich von Preußen. Von Fr. Förster ... 78
Zodiacallichter ... 93

Februar.

Posthorn-Symphonie. Von Th. Mundt. (Aus dessen „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen.") ... 97
Wilhelm Friedrich Meyern. Ein Briefwechsel aus dem Anfang unsers Jahrhunderts. Mitgetheilt von C. F. Hock in Wien. (Erster Artikel.) ... 113
Dem deutschen Dichter August von Stägemann zu seinem Amtsjubiläum. Von Heinrich Stieglitz ... 133
Der Mann mit der eisernen Maske. Eine historische Vorlesung von K. G. Jacob ... 138
Bücherschau. Von F. G. Kühne. (Aug. Ernst Umbreit, Zur Aesthetik. — Dr. L. Löwe, Commentar zum zweiten Theile des Goetheschen Faust; — Dr. F. Deycks, Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang der Tragödie; — M. Enk, Briefe über Goethe's Faust. — Leop. Schefer, Laienbrevier) ... 157
Zodiacallichter ... 169
Drei Warnungstafeln. Von L. F. Göschel ... 172

März.

Windrosen. Zur Orientirung in Zeit, Literatur und Leben. Von Th. Mundt ... 175
Der Gesandtenmord bei Rastadt. Eine historische Skizze von K. G. Jacob ... 184
Wilhelm Friedrich Meyern. Ein Briefwechsel. Mitgetheilt von C. F. Hock. (Zweiter Artikel.) ... 213

804069

Digitized by Google

Seite

Sonette von A. Mickiewicz. I. u. II. Nach dem Polnischen von F. A. Märcker..... 236
Bücherschau. (Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. — Gedichte von Friedr. Rückert.)..... 237
Zodiacallichter..... 247
Berliner Theater-Ellipse..... 253

April.

Denkwürdigkeiten Justus Erich Bollmanns. Mitgetheilt von K. A. Varnhagen von Ense. (Erster Artikel.)..... 255
Ritter Gluck. Eine biographische Skizze von B. A. Marx..... 303
Das Denkmal bei Kasan. Von Heinr. Stieglitz..... 315
Bücherschau. (Heine's Salon, 2. Thl. — Erwin von Steinbach, 3 Thle. — Fr. Förster's Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm I. 2. u. 3. Bd.)..... 316
Zodiacallichter..... 328
Berliner Theater-Ellipse. (Sabine Heinefetter. — Der standhafte Prinz. — Kaiser Friedrich I. von Raupach.)..... 332
Die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte und ist nothwendig die Mitte. Eine polemische Erwiederung gegen eine im „Lit. Zodiacus" befindliche Kritik. Vom Freiherrn H. von Keyserlingk..... 334

Mai.

Denkwürdigkeiten Justus Erich Bollmanns. Mitgetheilt von K. A. Varnhagen von Ense. (Zweiter Artikel.)..... 337
Vier Stunden aus meinem jungen Leben. Von A. Bernstein..... 379
Sonette von A. Mickiewicz. III. u. IV. Uebersetzt von F. A. Märcker..... 403
Schiller und Goethe. Gedankenstriche. Von G. Guhrauer... 404
Bücherschau. (Menzel's Geist der Geschichte. — Rosenkranz, über Philosophie der Geschichte. — Carové, der Messianismus.)..... 408
Zodiacallichter..... 417
Berliner Theater-Ellipse. (Karl Seidelmann in Berlin.).... 422

Juni.

Ein Besuch bei Louis Philipp und in den Pariser Salons. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. (Aus dem nächstens erscheinenden Werke: „Vorletzter Weltgang von Semilasso.")..... 425
Bücherschau. (1. Göschel, von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. — Fichte, die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. — Neubig, die philosophische Unsterblichkeitslehre. — 2. Heyse, Handwörterbuch der deutschen Sprache. — 3. Leopold Schefer, die Gräfin Ulfeld. — 4. Silvio Pellico von Saluzzo, poetische Werke, übersetzt von Duttenhofer. 1r Bd. — 5. Varnhagen von Ense, Leben des General Seydlitz.)..... 445
Zodiacallichter..... 489
Berliner Theater-Ellipse. (Seidelmanns Gastspiele.)..... 492

Digitized by Google

Ueber Bewegungsparteien in der Literatur.

In jedem krämerhaften Kaufmannsgeschäft wird es schon als ein Rückschritt, mithin als Verlust empfunden, sobald ein Stillstand, ein Stehenbleiben in Betrieb und Verkehr erfolgt. Wer stehen bleibt, kann nicht bestehen. Wer bestehen will, muß sich bewegen. Die Weltkörper würden aus ihren Sphären stürzen, wenn sie sich nicht bewegten, und die ganze Schöpfung zerbräche in lauter unorganische Stücke, wäre die Bewegung nicht da, die Alles trennt und verbindet, schwingt und erhält.

Die Bewegung ist also wesentlich erhaltend, und wo sie zerstört, ist es nur, um zu erhalten. Die Bewegung erscheint als das dauernde Gesetz in der Natur, als der unsterbliche Geist im Menschen, als Staubfaden in der Pflanze, als Fallkraft im Stern, als Wahrheit in der Wissenschaft. Ich widme mich der Bewegung, denn sie ist die Wahrheit. Die Wahrheit in den Dingen ist es, die sich bewegt.

Ich widme mich der Bewegung, welche die Wahrheit ist. Eine andere kenne ich nicht, noch werde ich mich zu ihr bekennen. Der Geist der Bewegung, welcher wirkt als ewige Jugend in der Poesie, als Geißel des Aberglaubens im Staate, als auferstehungslustige Nationalkraft im Volksleben, als Systemhaß in der Philosophie, als Productivität im Gedanken, als schönes Gleichmaß in den Formen, als Schmerz der Sehnsucht in verhüllter Gegenwart, dieser Geist der Bewegung, er ist das Banner, das ich hoch und mit Jauchzen über mir aufflattern lasse, und dem, ich weiß es, Alles, was jungen Kopf und junges Herz in Deutschland hat, folgt.

Digitized by Google

Dennoch ist es das Schicksal aller menschlichen Bewegung, daß sie von Zeit zu Zeit wieder stabil wird und an die heilige Legitimität verfällt. Denn es geschieht auf Einmal, daß ein Mensch alt wird. Ganze Völker werden alt, und ihren Landstrich verläßt die Geschichte, und mit der letzten Kraft graben sie sich doch bloß noch ihre Gräber. Mich gehen die Gräber nichts an, denn ich fühle mich jung. Ich mag nicht alt werden, ich ziehe einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde vor. Aber wenn ich um mich her blicke oder zurückschaue, werde ich überall gewahr, wie aus der Bewegungspartei zuletzt wieder eine legitime geworden ist. Jede Revolution trägt schon wieder die Keime zu ihrer Restauration in ihrem Schooße, die Blutentwickelung der Jugend geht in den Verknöcherungsprozeß des Alters über. Die Strahlen der Bewegung, welche eine große Ansicht ausgesendet hat in die Welt, verdichten sich ihr am Ende selbst zu einem monarchischen Thron, auf dem sie eine Zeitlang ruht und sich wiegt und herrscht, bis wieder von anderer Seite neue, junge Bewegung begonnen, welche das versteinerte Resultat der alten entthront.

Goethe war in seiner Jugend der Revolutionair in der Poesie. In morgenrother Begeisterung tauchte er auf und gab den alten abgeschmackten Formen des deutschen Lebens neue Bildung und neue Gesetze. Und als Deutschland, das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts, wieder so lautschallend zu singen anhub, hätte man meinen können, es gehe ihm wie dem Schwan, und es sei nur vor seinem Tode. Aber dieser Schwan war Goethe, mit einem weichen und vollen Brustton von dem Gott begabt, und mit einem klugen Blick, die gute Stunde des rechten Wirkens um sich her wahrzunehmen. Der nüchterne Sumpf des Daseins gewann wieder Wellenschlag, sein Spiegel klärte sich, die blaue Himmelstiefe in sich aufzunehmen, und sein Strom hob und trug sich in anmuthigen und gewaltigen Kreisen der Bewegung. Das war die Aufgabe Goethe's gewesen; er war vornehmlich der Erlöser der deutschen Form, die

Digitized by Google

er vergeistigte und künstlerisch machte, aber nicht der Erlöser des deutschen Geistes, der in ihm und in seiner Zeit noch nicht zu der höchsten Freiheit aufstehen konnte, weil die Weltanschauung noch getrennt und aus einander lag vom Leben und vom Talent. Die Familie und die Persönlichkeit waren die Gränze der Dichter und des Volkes. Einen merkwürdigen und höchst naiven Commentar zu dieser damaligen Art zu dichten besitzen wir in Goethe's Selbstbekenntnissen: „Dichtung und Wahrheit," wobei wir erstaunen müssen, wie diese großen Poeten keine andere Weltgeschichte kannten, als die mikrokosmische ihrer eigenen Persönlichkeit. Dieser geniale Egoismus ist uns heutzutage bereits so fremd geworden, daß wir uns auf manchen Punkten gar nicht mehr in ihn hineinzusetzen vermögen, wenn auch noch Viele unter uns und in unserer Nähe an der alten Krankheit zu leiden scheinen, die aber keine neuen und erhabenen Gedichte, wie damals, mehr erzeugen wird. Nur von der metaphysischen Universalität des deutschen Geistes hatte Goethe ein Normalgedicht gedichtet in seinem Faust, ein Werk, das die größte Ewigkeit hat in der ganzen deutschen Literatur. Aber es sind auch hier, wie immer, nur die allgemeinsten elementaren Bestandtheile des Lebens, die er berührt. Im Wilhelm Meister sind es die Formen der deutschen Geselligkeit, die neu gebildet werden sollen, und in den Wahlverwandtschaften sind es die Conflicte der Sittlichkeit, welche aus den geselligen Culturzuständen wie ein tragisches Fatum sich entspinnen. Im Götz war es der erste kühne Wurf des jungen Genies, das, an seinem Stoff den Kampf zwischen alter und neuer Zeit malend, diesen in dem nämlichen Moment durch sich selbst begann und ankündigte. Im Werther weinte und schluchzte der erste Jugenddrang der Speculation sich aus, der erst im Faust philosophisch werden und in die Tiefe steigen konnte. In der natürlichen Tochter ist es das Abstractum einer Heilighaltung der bürgerlichen Gesellschaftsform und Gesellschaftsehre, zu deren Versöhnung und Ausgleichung jedes Opfer nothwendig erachtet wird, und im Tasso tritt der Dichter als solcher selbst her-

Digitized by Google

vor, ein Schooßkind seiner Träume, in einer launenhaften Zerspaltung zwischen Dichter und Mensch, zwischen Innen und Außen, zwischen Welt und Gemüth befangen, die wir heut nicht mehr ganz begreifen und nachfühlen können, weil uns kein ächter Dichter ohne Größe und stählerne Kraft der Weltanschauung, mithin ohne Einheit und Schwerpunkt des Daseins, mehr denkbar ist. So treffen wir bei Goethe immer noch auf auseinanderliegende Elementarstoffe des Dichtens und Lebens, aber es ist sein großes, culturhistorisches Verdienst, dieses Elementarische des deutschen Geistes mit seinem Alles verarbeitenden Talent aufgenommen und auf die fortentwickelnde Bewegungslinie der Nationalbildung hinausgestellt zu haben.

Schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts war indeß die Goethesche Poesie nicht mehr als eine Bewegungspartei der Literatur anzusehen. Da begann sie stabil zu werden, ihre Anhänger redeten von ihr wie von einer legitimen Dynastie des deutschen Parnasses, man sprach überall von Goethe dem Dichterfürsten, und es gründete sich in Weimar ein ordentlicher Dichterthron, umgeben von aristokratischen Institutionen. Nun ist es wieder das Wort Dichterthron, welches für unsere heutigen Begriffe bereits so fremd und lächerlich geworden ist, daß ich hier eigens die Feder still halten muß, um mich bei mir selbst darüber zu wundern. Eine kleine deutsche Residenzstadt gehörte dazu, um einen solchen Dichterthron in ihrer Mitte zu halten, und Goethe, der darauf saß, schüttelte nicht mehr die freiflatternden demagogischen Locken seiner Jugend, sondern gruppirte an sich mit Anmuth und Würde, gerade wie ein ächter Restaurationspoet, die steifen Falten des Conventionellen zu einem zierlich getragenen Königsmantel. In dem, was er dichtete, begnügte er sich jetzt oft bloß mit einem feinen Lächeln, und wie Jupiter durch ein Kopfneigen den Olymp, so glaubte er schon durch ein Lächeln die Welt in Bewegung zu setzen. Aber die Bewegung floh ihn, und hatte bereits wieder in andern jungen Geistern sich Altäre erbaut und eine Gewalt gegründet. Ich meine

Digitized by Google

die romantische Schule, die das seltsamste Spectakel gab, das man je in einer Literatur gesehen. Denn ihrem ästhetischen Glaubensbekenntniß nach begann und entwickelte sie sich aus der Goetheschen Poesie, an deren Verherrlichung sie ihre Kritik ausbildete, und doch muß man sie zugleich von ihrer eigenthümlicheren Seite her als eine Oppositions- und Bewegungs-Partei gegen Goethe bezeichnen, wenn man den Fortgang der neuern deutschen Literatur richtig auffassen will, was jedoch gar nicht hinderte, daß viele Anhänger der romantischen Schule zeitlebens Goethianer blieben. Diesem anscheinenden Widerspruch muß ich noch einige Worte widmen. In Novalis lagen schon alle Keime zu einer offenen Opposition gegen Goethe angedeutet, aber diese offene Opposition, welche hier die der speculativen Vertiefung gegen die glückmachende Form war, erschien keineswegs so durchdringend und wesenhaft, als die, welche der ganzen Stellung der romantischen Schule unwillkürlich zum Grunde lag, und ihr selbst kaum bewußt war. Das bewußte Verdienst dieser Schule, welches sie oft genug zur Schau getragen, nämlich die Phantasie der Deutschen emancipirt zu haben, kann man nicht einmal so hoch anschlagen, als das andere, daß sie den Blick zur Anschauung einer Weltpoesie erhob, die in Persönlichkeiten begränzten Aussichten des deutschen Parnasses durch Hinweisung auf die übrigen Volksliteraturen und auf die eigene Vergangenheit erweiterte, und die Möglichkeit gab, die von Goethe gebildeten Formen sowohl äußerlich zu bereichern, als auch innerlich durch ein vielfältigeres und vielfarbigeres Weltleben zu befruchten. Goethe hatte, wie gesagt, nur die Elementarformen des deutschen Dichtens und Geistes, als da sind: das Gesellschaftsverhältniß und die ethischen Conflicte, erweckt und zur Harmonie erbildet, und nun schien es Zeit, der gewonnenen Harmonie großartigere und weitergreifende, wo möglich nationale Stoffe zu finden. Die deutsche Geschichte war träge, und der deutsche Geschichtssinn war noch mattherzig, als daß er hätte neue Kraft des Inhaltes gießen sollen in die Poesie unseres Volkes. Da

Digitized by Google

ſchien es ſich auf gut Deutſch in literarhiſtoriſcher Weiſe machen zu wollen. Die romantiſche Schule wurde zugleich der literarhiſtoriſche Mentor ihrer Nation. Das war früher noch nicht dageweſen. Durch Tieck und die Schlegel wurde Shakeſpeare der deutſchen Poeſie gewonnen, ein wichtiges und ganz neues Element für dieſelbe, das die außerordentlichſten und eingreifendſten Folgen hatte. Vergeblich proteſtirte der alte Goethe in ſeinem „Shakeſpeare und kein Ende" dagegen. Ohne ſich das dabei zu denken, hatte die neue Schule in Shakeſpeare, dieſem größten Dichter aller Zeiten, den glorreichſten Bewegungsführer gegen Goethe ins Feld geſtellt, aber Goethe hatte es empfunden. So werden in der Weltgeſchichte, wie in der Natur, alte verlorengegangene Kräfte und Geſetze wiedergefunden und helfen dann, auf ihrem Grunde das Neue hervorbringen. Tieck war der Productivſte der ganzen Schule, und ſchuf, nachdem er lange an Shakeſpeare gelernt, neue Geſetze und Motive der poetiſchen Darſtellung, die Goethe nicht gekannt hatte. Goethe hatte zwar im Wilhelm Meiſter eine treffliche Analyſe der Charaktere im Hamlet gegeben, aber nur für die Theaterzwecke, denn mit der tiefer liegenden Bedeutung Shakeſpeare's hat er ſich nie befreundet. In Tieck, nicht in Tieck dem Kritiker, ſondern in Tieck dem Dichter, findet man das größte Verſtändniß Shakeſpeare's, aus dem er eine neue Kunſt der Darſtellung ſich zu eigen gemacht. Es iſt die Kunſt, in Gegenſätzen und Contraſten darzuſtellen, woraus zugleich Ironie und Humor ihr Flügelpaar entfalteten, wogegen ſich Goethe die kalte Einfachheit, Ruhe und Alles an ſich herausſtellende Plaſtik der Antike zum Muſter der Darſtellung genommen hatte. Daher bei ihm durchaus keine verſteckte Feinheit der Motive, ſondern, wie an einer Bildſäule, ſucht er jeden Zug ſeines Gedichtes für die Anſchauung auszumeißeln. Deshalb kennt Goethe auch das Geheimnißvolle in der Poeſie nicht, oder wo es ihn überraſcht, wie in der Mignon, ſtellt er ihm auch ſogleich die ehrbare Bürgerlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber, die im Wilhelm Meiſter zu einem ſo weſentlichen Zeithintergrund wird.

Digitized by Google

Die Poesie der Romantik, der Ironie und des Humors, die in Shakespeare schon so frühe einen Gipfelpunkt erreichte, war den Deutschen wahlverwandter, als Goethe's antik gemessene Natur, und deshalb war es in Tieck ein unwillkürlicher Oppositionsgedanke gegen Goethe, zugleich ein Bewegungsschritt in der Literatur, als er an die Darstellungselemente Shakespeare's seine Poesie anknüpfte. Tieck erreichte jedoch in seinen Dichtungen, bei einer fast gleichkommenden kunstvollen Eigenthümlichkeit der Darstellung, besonders der feinsinnigen Novellen, die Weltklarheit und Lebensfülle Shakespeare's nie, ihm blieb diese unmittelbare Naturfrische der Gestaltung aus, denn er war und blieb ein Reflexionspoet. Gegen Tieck erscheint daher Goethe mehr als ein primitiver Genius, als ein Originalgeist, während er gegen Shakespeare eine völlig antipolare Gegend der Poesie bedeutet. Goethe und Shakespeare sind zwei entgegengesetzte Pole der modernen Poesie, was Keinem klarer gewesen, als Goethen selbst, der mehrere Mal diese Antipathie seines Genius bekannt hat, mehr aber wie eine Naturregung, denn als kritische Ueberzeugung. Jedoch Niemand hing Goethen treuer an, als der redliche feinfühlende Tieck, der, obwohl selbst von Goethe vielfach verkannt, doch noch in dem trefflichen Vorwort zu Lenzens Schriften die glänzendste Verherrlichung des Wolfgang Apollo unternahm. Dies Verhältniß ist einer der interessantesten Züge in der neueren Literaturgeschichte. Goethe konnte den Tieck nie leiden, ebenfalls wieder aus einer Naturregung, denn einen so schlechten Geschmack hätte doch Goethe nicht, daß er bloß die einfältigsten deutschen Dichter, wie Michael Beer, und Andere, in seiner letzten Lebenszeit zu schätzen wußte. Goethe konnte den Tieck nicht lieben, weil er in ihm, wie in der ganzen romantischen Schule, einen Aufruhrstifter gegen sein legitim gewordenes Reich, gegen sein ruhiges Prinzip der Schönheit, erblickte. Aber der anhängliche Tieck liebte den Goethe aus alter Dankbarkeit, und noch aus tieferen Gründen. Denn seiner ganzen Gesinnung nach fühlte sich Tieck, wie er in der Zeit dastand, zu Goethe gehörig. Die Bewegung, die Tieck unternom-

Digitized by Google

men hatte, war bloß eine Bewegung des Talents gewesen. Er hatte das Talent der Darstellung emancipirt aus der Goetheschen Monotonie der Formen, und in eine geistig bewegtere, von Humor und Ironie getragene Welt von Motiven hineingehoben. Daher war seine Opposition, wie die der romantischen Schule überhaupt, keine vollständige, sondern nur eine einseitige und äußerliche zu nennen, aber dennoch bedeutend und folgereich für den Fortgang unserer Poesie. Tieck und seine Freunde vergaßen nie, daß sie von Goethe hergekommen waren, das wußten und empfanden sie bis in kleine Einzelnheiten ihres Charakters. Tieck hatte nur sein Talent an Shakespeare getränkt, aber nicht seine Gesinnung an der großen Weltanschauung dieses Britten. In der Gesinnung hat er die ästhetische Vornehmheit, den künstlerischen Egoismus, die poetenhafte Absonderung, das aristokratische Lächeln und das Salonsmäßige mit Goethe gemein behalten. So blieb Tieck zeitlebens ein Goethianer, und hat doch gegen Goethe neuere Elemente der Poesie auf den Kampfplatz gestellt, an die wir jetzt, obwohl aus einer andern Gesinnung, wieder anknüpfen müssen, nämlich die Elemente der geistig motivirten Darstellung.

Aber die Bewegung geht schonungslos vorwärts, denn sie ist die Geschichte. Gegen den legitimen Thron der Goetheschen Literaturperiode nahm bald die Zeit selbst Partei, und wenn Tieck eine Opposition des Talents einleitete, so rief die Zeit die unentfliehbare Opposition der Gesinnung wach. Das Geschlecht hat seine Goetheschen Sympathien alle verloren, es ist schon an andere gekettet, ehe es noch davon weiß. Die Erkenntniß ist gewachsen, die Ansichten haben sich vertieft, der bloß in der Ethik abgegränzte Kreis der Goetheschen Poesie ist zu eng geworden, und eine größere Weltanschauung dringt in den deutschen Geist hinein, will ihn bewegen und eine neue Poesie daraus gebären. In der Emancipation der deutschen Poesie von der Goetheschen Gesinnung, die sich schon lange unbewußt in den strebenden Gemüthern regte, noch ehe nur ein Wort davon unter uns laut wurde, hat sich Wolfgang

Digitized by Google

Menzel ein literarhiſtoriſches Verdienſt erworben, indem er die Geſinnung einer neuen Zeit zuerſt am muthigſten in ſich durchfühlte. Er beſaß dazu in einem hinlänglichen Grade die entſchloſſene Einſeitigkeit, die jeden Mann der Oppoſition zeichnet, und die unumgänglich iſt, wo zur Erörterung von Lebensfragen Geſinnung gegen Geſinnung auf die Spitze geſtellt werden muß. Juſtemilieumänner hat die Geſchichte nie mitten in den Kampf hineingeſetzt, die deuten nur immer auf bevorſtehende Reſtaurationen. Aber Wolfgang Menzel war ein geborenes Oppoſitionsmitglied der Literatur, der ſein großes Talent bloß für die Verfechtung der literariſchen Bewegung hingab. Er ſtand wie ein kritiſcher Volksredner auf, wie ein demagogiſcher Sprecher für die literariſche Volksſache. Seine Kritiken wurden Meiſterſtücke parlamentariſcher Beredſamkeit, ſie hatten keine äſthetiſch wiſſenſchaftliche Grundlage, aber eine geſchichtliche Bedeutung und volksthümliche Begeiſterung. Ein ſolcher Ton war in der deutſchen Kritik noch nie angeſchlagen worden, es wehte ſchon die friſchere Luft des deutſchen öffentlichen Wortes darin. Alle Waffen der Oppoſition kehrte Menzel glänzend heraus, Witz, Scharfſinn, Rückſichtsloſigkeit und ſchonungsloſe Derbheit, aber zugleich eine Tugend, die höchſt ſelten in ihren Reihen angetroffen wird, nämlich eine unerſchütterliche Redlichkeit, mit der es ihm immer nur um die Sache zu thun war. So wurde er ein wahrer literariſcher Charakter, der, ſo oft und ſo ſehr er ſich im Einzelnen auch irren mag, doch nie um des Irrthums willen etwas geſagt und geſchrieben hat, wie manche andere mit der Lüge kokettirende Wortführer der Bewegung. Allen frivolen Endzwecken fern und fremd, hat Menzel mit einem gewiſſen kritiſchen Patriotismus unendlich viel dazu beigetragen, literariſchen Aberglauben und Vorurtheile in Deutſchland zu zerſtören, und jetzt, wo die perſönlichen Leidenſchaften gegen ihn ſchweigen, und man ſeine eigenthümliche Stellung ſieht, die er in dem Uebergang unſerer Literaturperiode eingenommen hat, iſt es doppelt an der Zeit, ihm dies für die allgemeine Aufzeichnung nachzurühmen. Er

Digitized by Google

ist der erste Vorkämpfer der neueren Bewegung, die unternommen wurde, um an alten hergebrachten Pedanterien des deutschen Wesens niederzureißen. Bei dieser Aufgabe frage man nicht, was Menzel geschaffen hat?

Stand in Menzel ein der Zeit nothwendiger Kritiker der Bewegung auf, so machte sich H. Heine, nachdem er seine erste Liebe mit dem epigrammatischen Feuer Lord-Byronscher Lyrik ausgesungen, zu einem Bewegungsdichter der Zeit, aber ohne, wie Menzel, so klar zu wissen, was er wollte, noch so rein männlich zu wollen, was er wußte. Mit Heine begann zuerst das frivole Blut in den Pulsschlag der modernen Bewegung überzuschießen, und auf dem jungen Antlitz dieser Zeit unreine Geschwüre zu treiben. Heine ist ein großer Dichter der inneren Verzweiflung der Zeit, und darum ein Dichter von culturhistorischer Wichtigkeit. Gegen andere lyrische Affen, die nichts als Verse und Worte haben, die niemals etwas recht erlebten, weder die thierischen noch die göttlichen Freuden des Nervensystems, ist Heine ein poetischer Götterjüngling, vor dem ich mich beuge. Er hat bei aller liederlichen Grazie seines Leichtsinns zuweilen einen tief melancholischen Witz, der mit dunkeln Strahlen in die Nachtseite der Seele einschlägt, und wenn er mit verworfener Schalkheit einer schönen Dirne ein Epigramm in den Schooß wirft, beschleicht ihn in demselben Moment zugleich seine süße märchenhafte Phantasie, die ihm seltsam funkelnde Bilderblüthen zustreut, welche des größten Poeten würdig wären. Aber ihm fehlt aller heilige Sinn zur wahren Hervorbringung von Poesie, zum wahren Wirken in Literatur und Zeit, und doch hat ihn gerade das zum Dichter gemacht, daß er nichts mehr sah, was er in unserer Zeit hätte heilig achten mögen. Bei seinem ersten Auftreten dachte er weder an Zeit, noch Politik, noch Geschichte, ihm war Alles gleichgültig, nur der Dichterruhm nicht, um den er zu buhlen schien. Er war faul und dichtete wenig, und seine originelle Laune hielt nur in fingerlangen, aber wunderbar blitzenden Gedichtchen aus. Mit diesen kleinen Goldfischen seines Humors

Digitized by Google

tändelte er lange herum, und brachte sie in hellgeschliffenen Gläsern zu Dutzenden auf den Markt, ohne an etwas Anderes zu denken. Aber seine eigene Seele langweilte ihn sichtlich, und die innere Leere trieb ihn so weit, daß er einmal in einem Gedicht auf den Gedanken kam, auch Gott im Himmel habe Langeweile. Die gänzliche Trostlosigkeit unserer bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände lag ihm damals schon unbewußt in seinen Nerven, und die allgemeine Zerrissenheit versetzte ihn in eine humoristische Extase, worin er lachende und grinsende Verse mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Und es gehörte nur seine Frechheit dazu, viele dieser scandalösen, vielleicht an schlechten Oertern erzeugten Gedichte drucken zu lassen, um damit seiner unnatürlichen Muse ein zahlreiches Publikum heranzuziehn. Denn das deutsche Publikum, das sich bereits sämmtliche Klassiker der Goetheschen Literaturperiode in den wohlfeilen Taschenausgaben angeschafft und hingestellt hatte, war längst darauf gespannt gewesen, sich einmal wieder durch etwas recht Neues und Pikantes, sei es auch was es sei, reizen zu lassen. Der abgelebten Kater und todtgehetzten Flöhe aus Hofmanns Teufelsküche war man müde, Walter Scott trug man damals schon auf Hüten und Nachtmützen, und so wurden H. Heine's Reisebilder trotz dem, daß sie mehr als sechzehn Groschen kosteten, dennoch in Deutschland stark gekauft. Diese kleinen Teufel, die wenigstens etwas mehr Fleisch hatten, als Hofmanns magnetisirte Mädchen, machten enormes Glück, und Heine besaß Geist genug, um das einfältige Lob, das ihm bei der allgemeinen Armseligkeit unserer deutschen Kritik in den meisten Journalen gespendet wurde, zu verachten und selbst darüber zu spotten. Dennoch war sein Zweck schon erreicht, weil er keinen Zweck der Gesinnung hatte, und ihm nichts daran lag, in ein wirkliches Verhältniß zur Nation zu treten, wenn es eine gab. Er hatte keinen Ernst und keine Liebe in sich, darum wollte er bloß den Effect auf der Straße. Da schlug die Stunde des französischen Juli von 1830, und da man in der ganzen lebenssatten Welt längst gewartet hatte,

Digitized by Google

daß neue Zeichen geschehen würden, glaubte man, dies sei das Zeichen der neuen Zeit. Man freute und rüstete sich, man rechnete mit seiner Vergangenheit ab, und Diese schauten in die Zukunft, während Jene ihr Testament machten. Heine hing seine Liebesharfe über die Schulter, und kam mit zersprungenen Saiten in Paris an. Er wurde ernsthafter, schärfer, bestimmter, und gab sich an die sogenannte Sache der Freiheit hin, aber er selbst wurde nicht frei in seiner Seele, und es wich von ihm die Kraft der Poesie, so daß er jetzt als deutscher Dichter bereits für verschollen und ausgelebt anzusehen ist. Er schrieb über deutsche Literatur in französischen Blättern, und suchte, durch den Umgang mit Börne etwas höher gestimmt, uns vergeblich glauben zu machen, daß es ihm seiner Natur nach um etwas Allgemeines und Ernstes, oder um etwas Patriotisches zu thun sein könne. Als Kritiker der deutschen Literatur hat er sich lächerlich gemacht, da ihm zur Ausübung eines solchen Berufes, um nur das Kleinste zu nennen, auch die gewöhnlichsten Kenntnisse mangelten, und Allem, was er da sagte, die helle Ignoranz, außerdem die größte Unfähigkeit, die Erscheinungen tiefer zu combiniren, auf die Stirn geschrieben stand. Warum auch er sich einmal theilweise der Polemik gegen Goethe angeschlossen, darüber thut er naive Geständnisse, die den ganzen Mann charakterisiren. Er meint, er sei immer eifersüchtig gewesen auf Goethe's Dichterkrone, und, aufrichtig gestanden! weil er selbst auf diese Anspruch gemacht, sei ihm der Groll gegen Goethe in die Feder gefahren. So hat er nie etwas um der Sache willen thun können, und daher diese klägliche Zerflatterung seiner Erscheinung, von der nichts mehr bleibt, wenn man danach greift. In Heine hat sich der Egoismus der Goetheschen Poesie ins Geckenhafte carikirt, mit einem Beimisch von märchenhaftem Koboldsgeist aus Tiecks Romantik. Man fing eine Zeitlang sogar an, von einer Heine'schen Schule zu sprechen, vielleicht nach der Lancasterschen Methode gemeint, wo sich immer die Unwissenden gegenseitig unterrichten. Dennoch ist es wahr, daß er ein zahlloses Heer von Nachahmern

Digitized by Google

in das Schlepptau seines bocksfüßigen Humors genommen, wo man es, wie in einer Judenschule, mauscheln hört von Verzweiflung, von Morgenröthe der neuen Zeit, von Zerrissenheit, von Leid und Lust liederlicher Liebe, von Unglück, Todtschießen, lustig übertünchtem Lebensjammer und parfümirtem Leichengeruch einer eben so modernen als modernden Gesinnung. Offene Gräber des Daseins ohne alle speculative Tiefe. Ist dies die Heinesche Schule, in der nur confiscirte Subjecte, immer eines verdorbener als das andere, sich bilden, so ist der Meister davon zu bedauern, denn ich achte ihn noch hoch genug, um ihm eine bessere Wirksamkeit zu gönnen. Aber er selbst ist verloren, denn seine Productivität ist nicht bedeutend genug, um über die momentane Poesie einer Uebergangsperiode hinauszureichen. Als er noch mit nachlässig schwankenden Schritten durch Berlins Gassen schlenderte, mit seiner originellen Art von träumerischer Satire im Kopfe, woraus er die ersten Reisebildergedichte erzeugte, konnte er zuweilen liebenswürdig sein. Später übernahm er sich, und mußte an einer Aufgabe, zu deren Lösung vor Allem Charakter erforderlich gewesen, in sich selbst zergehen. Jetzt aber ist, nach einem kurzen Rausch, bei dem besseren Theil des deutschen Publikums der Ekel an Heine so groß geworden, daß man seine Vernichtung, käme es darauf an, der Zeit überlassen könnte.

Fragt Ihr nun, warum ich Heine einen Dichter der Bewegung genannt, so will ich gleich antworten, nachdem ich noch Einiges über Börne gesprochen habe. Hier muß ich kürzer sein, denn dieser Mann thut mir so weh, daß ich nicht viel über ihn sagen kann. Ich habe Börne immer geliebt und liebe ihn noch, und kann es ihm ganz nachfühlen, wie unglücklich er sein muß. Er hat etwas Metaphysisches an sich, er ist der verzweifelte Metaphysiker der modernen Zeitbewegung. Seine welthistorische Ironie trägt den schwarzen Fluch der Kassandra mit sich herum, an dem eigenen Untergang zehren zu müssen, und je tiefer die Anschauung, je rettungsloser stürzt sie ihn in den Wahnsinn der Selbstzerfleischung hinein. Sein

Digitized by Google

Patriotismus ist ein Bacchant geworden, der ihm das Herz in Stücke reißt, und Börne wirft die blutigen Herzstücke lachend unter die Leute, und sagt: da seht ihr das deutsche Herz! Wie der gläserne Licentiat des Cervantes schleicht er auf den Gassen umher, bis in seine innerste Seele durchsichtig und zerbrechlich, und theilt kluge und scharfe Antworten eines Wahnwitzigen aus, vor denen man betroffen stumm wird. Die Gassenjungen ziehen jubelnd hinter ihm her, aber er geht in seinen tiefen schmerzhaften Gedanken mitten unter ihnen, und sieht freundlich, wie der alte verrückte Mann, der sein weißes Haar dem Gespött der Welt lächelnd preisgiebt. Ich wünschte nicht, daß man auch nur daran dächte, diesen Börne mit Heine zu verwechseln, obwohl die Strömung der Zeit sie nahe an einander getrieben hat. Börne ist keusch und rein, und Alles, was an ihm lasterhaft erscheint, ist bloß sein Unglück. Und dennoch hat er mit Heine etwas Gemeinsames in der ganzen Beziehung zu dieser Uebergangsperiode. In beiden hat der deutsche Nationalcharakter einen Akt der Selbstreinigung, gewissermaßen durch Erbrechen, vorgenommen, und daher zugleich das Ekelhafte und Cynische, das diesen beiden Schriftstellern nothwendig anklebt, weil in ihnen ein Verzehrungsprozeß so unflätiger Bestandtheile vorgeht. Alle offenen und geheimen Schäden der deutschen Nationalität hat Börne wie ein Giftpulver tief in sich niedergeschluckt, und ihm ist übel und wehe davon geworden, er beschreibt es selbst physisch, bis zum Grausen, wie sich allmählig die deutsche Nationalität in ihm erbricht. Wir müssen es ihm wohl glauben, und wenden uns ab, und sehen auf den lustigeren Heine, der sich weniger dessen bewußt ist, was mit ihm vorgeht. Aber auch in ihm säubert sich der deutsche Geist von alten versteiften und versteinerten Lebenselementen, indem es in ihm die Carikatur dazu hervorbringt. Es wirft in ihm die deutsche Nationalität ihre schlechten Stoffe aus, und zeigt daran, daß sie noch Regenerationskraft der innern Werkzeuge besitzt. Darum meine ich, daß Heine ein Dichter der Bewegung ist.

Digitized by Google

Aber nun still von seinen und Börne's Nachahmern und Nachbetern, die aus dem Geist der Bewegung ein Gewerbe zu machen angefangen, die um das liebe Brot in Journalen bewegen. Ich würde mich und meine Leser zu sehr langweilen, erginge ich mich hier noch im Charakterisiren einiger Personen, die kaum eine Persönlichkeit besitzen, und in denen das, was die Zeit bewegt, zu einer bewußten und absichtlichen Affectation, ja zu einem Fabrikartikel der Mode geworden. Denn das sind die Gefahren solcher bloßen Bewegungsperioden, wie der unsrigen, daß sich in die Bewegung so leicht das Gemachte einschleicht, und daß ungeschickte und ungeweihte Hände selbst das innere Wachsthum der Blume roh antasten und noch mit den geheimen zarten Fasern auf die Gasse hinauswerfen möchten, statt es in dem Allerheiligsten des Werdens still sich heranleben zu lassen. So hat bereits unter uns die geckenhafte Koketterie mit einem neuen Deutschland sich angefangen, das immer und immer im Munde geführt wird, und das schon deshalb Glanz und Schönheit der Hoffnung verliert, ja zu einem Ekelnamen zu werden beginnt, weil man mit Fäusten darauf losschlägt, um es Jedem recht deutlich zu zeigen. Das bloße Gerede von dem neuen Deutschland wird keines schaffen, wenn man nicht eben schafft. Das Große und Neue in der Geschichte tritt plötzlich und auf Einmal in die Welt, und still geht es zu, wo Schätze gehoben werden. Der Lärm, um sich selbst dadurch bemerklich zu machen, ist zu allen Dingen nichts nütze, und macht die gute Sache lächerlich. Man rede und radotire nicht mehr so burschenhaft von dem Neuen, und das Neue wird sich erzeugen, es kann dann wachsen! Man setze wieder die heilige Stille des schaffenden Genius in seine Rechte ein! Vor allen Dingen aber, man schaffe! Und selbst über Wienbarg, von dem ich immer Bedeutenderes erwarte, und der mir eigenthümlich scheint, will ich mir hier auf nichts Näheres einlassen, um nun noch einiges Allgemeine über den Geist der Bewegung in der Zeit und dessen Hoffnungen zu sagen.

Digitized by Google

Bei den bisherigen Bewegungen der neueſten Literatur ſind wir auf reine Negativitäten geſtoßen, und haben ſelbſt die Poeſie, wie in Heine und Börne, der bloßen Polemik gegen die Vergangenheit, ohne eigene productive Zwecke, dienen geſehn. In Heine hatte die Muſe wie ein Kirchenräuber Hand angelegt an das Allerheiligſte menſchlicher Sitte und Ethik, und es fragt ſich, ob durch dieſen Gegenſatz nun genug geſchehen ſei, um der Deutſchen Pedanterie und Prüderie damit zu erſchüttern, und eine künftige glücklichere Harmonie zwiſchen dem Innern und Aeußern, zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen hervorzubringen. In Börne hatte die in ſich ſelbſt wühlende Metaphyſik des deutſchen Nationalcharakters alle Achtung und ehrfürchtige Scheu, die ein Volk, um leben zu können, vor ſich ſelbſt haben muß, beſudelt, und es fragt ſich, ob durch dieſen Gegenſatz nun genug geſchehen ſei, um einen verderblichen deutſchelnden Hochmuth und ſüßlichen unpraktiſchen Egoismus in unſerer Nationalität auszurotten. Oder vielmehr, es kann gar keine Frage mehr ſein, ob in dieſer antinationalen Richtung, die doch nur unglückſelige Halbheiten der Bildung hervorbringen würde, genug geſchehen ſei? Wir ſind nun einmal Deutſche, und haben unſer Unglück und unſer Glück zu tragen, wie jedes Volk und jeder Menſch. Wenn ſich nun auch einige junge Leute zuſammenthun und Bücher drucken laſſen, ſo werden ſie dadurch aus allen dieſen Deutſchen weder Franzoſen noch Griechen machen. Wir ſind Deutſche, und darum verlangt uns vor allen Dingen wieder nach einem Inhalt. Wir ſind es müde geworden, uns mit Heine, Börne und ihren Anhängern in dem bloßen Nichts herumzuwälzen, und wir ſind noch zu jung und zu ſtark, wir haben zu viel gelernt und gelebt, um uns mit dieſer Verzweiflung an allem Inhalt des Daſeins abfinden zu laſſen. Es iſt uns gleichgültig geworden, ob Börne noch neue Briefe aus Paris ſchreiben wird, und es macht keinen Eindruck auf uns, wenn er jetzt ſogar an die demagogiſche Theologie der Paroles d'un Croyant ſein herrliches deutſches Schreibtalent verſchwendet hat. Es trifft uns nicht mehr ins Herz, wenn Heine in franzöſiſchen

Digitized by Google

Journalartikeln seine vaterländische Literatur herabwürdigt, und dem Auslande das Schauspiel eines perfiden Patriotismus giebt. Für uns sind Börne und Heine bereits wie todt, diese Propheten haben wir überstanden. Was ihre Bewegung für den Fortschritt hat nutzen können, muß uns jetzt schon zu gute gekommen sein, sonst wird es uns nimmermehr zu gute kommen. Aber diese Männer vertreten auch bereits nicht mehr die reine Bewegung der Zeit, denn sie steht nie still und geht am ersten über ihre eigenen Werkzeuge hinaus. Die Börne-Heinesche Bewegung hat sich bereits in ihrem eigenen Nihilismus versumpft, und ist uns so zum Prinzip der Unbeweglichkeit geworden, mit dem sich nichts mehr anfangen läßt und das wie ein schadhafter Theil vom edeln Körper der Zeit abgelöst werden muß. Der mächtige Strom des Tages treibt die frischen Lebenswellen über den Sumpf hinweg, denn er muß ins Weltmeer stürzen. Muthig setzen wir uns auf die weiterlaufende Bewegungslinie der Zeit, und sehnen uns aus ganzer Seele, wieder in einem Inhalt, in einer Sache uns zu bewegen.

Nun komme ich wieder darauf zurück, daß es die Wahrheit in den Dingen ist, die sich bewegt. Darum widme ich mich der Bewegung. Ich widme mich der Bewegung, welche die Wahrheit ist. Nicht an unfruchtbarer Polemik, nicht an negativer Kritik wollen wir unsere Kräfte vor der Zeit alt und grau werden lassen, um auf diesem Wege die Wahrheit hervorzubringen. Die Wahrheit ist wesentlich productiv, und die Productivität ist das größte Prinzip der Bewegung. In die Alles verjüngende Productivität müssen wir uns tauchen, um eine wahrhaft geschichtliche Bewegung in unserer Nationalität zu machen. Mit dem bloßen Polemisiren bringt sich keine eingreifende Bewegung mehr zu Stande, und das Renommiren mit der blauen Zukunft, und der Dünkel, der schon das Gras wachsen hört in dieser Zukunft, sind zu kraftlos und in sich selbst nichtig, um Leben erzeugen zu können. Leben will Leben, und Geist will an Geist anknüpfen, damit eine Entwickelung, ein Inhalt sich gebäre. Mit dem Geist, mit dem Inhalt muß

Digitized by Google

man bewegen, damit die Zeit sich umwandle und in die Blüthe ihres Begriffs trete. Nur dem Geist gehorcht die Zeit, er ist ihre gewaltigste Polemik. Er ist reich, und in seinen Weinbergen arbeitet die ganze Nation. Nur wo etwas gegeben wird, sei es Liebe, sei es Inhalt, kann sich ein Verhältniß bilden. Diese Poesie der Polemik konnte ihrer Nation nichts geben, denn sie war arm, sie hatte nichts. Es fand kein Verhältniß Statt zwischen ihr und ihrer Nation. Es war eine glänzende Ruchlosigkeit der Form, welche die baare Inhaltslosigkeit als ihren Gott anbetete. Darum suchen wir unser Heil bei der Bewegung, welche den Inhalt hat und die Sache, und an diesen die Flügel spannt in die Zukunft hinein. Wir wollen Productivität, ihr deutschen Schriftsteller, sei es in der Poesie, sei es in der Wissenschaft, denn die Productivität ist das Prinzip der Bewegung!

Die Aufgabe der Productivität in unserer Zeit ist keine geringere, als die zu irgend einer anderen Epoche, ja vielleicht die großartigste, an der das Geschlecht, auf diesem heutigen Gipfelpunkt seiner Cultur, zu arbeiten berufen worden. Der Reichthum und die Lust des geistigen Erkennens sind in unserer Periode uns so groß und übermächtig geworden, daß uns die Wurzel unten in der Tiefe fast mehr anzuziehen begonnen, als der gestaltvolle Blüthenbaum, der oben aus der Wurzel emporwächst und das saftig grüne Laub in den heitern Sonnenstrahl ausbreitet. Aber die Wurzel kann nicht ohne den Baum, der Baum nicht ohne die Wurzel gedacht werden, und wer in die Tiefe gestiegen, darf die Höhe nicht verlieren, sonst hat er sich bloß in sein Grab gelegt. Darum streben wir danach, den Reichthum des Erkennens, mit dem uns die heutige Culminationsperiode gesegnet, wieder in Fleisch und Blut, in Bild und Farbe uns umzusetzen, um dem Menschen und der Nationalität Das anzueignen, was sonst an die Abstraction verloren gehen würde. Dies ist die Aufgabe der Productivität unserer Zeit, einer Productivität, die eben so sehr für die Individualität arbeitet, als die bisherige deutsche Philosophie

Digitized by Google

für die Allgemeinheit. Es ist — wenn wir, ohne mißverstanden zu werden, so sagen dürfen — es ist eine Wiedereinsetzung des Fleisches im Reiche des Geistes, — eine Wiedereinsetzung, von der schon die St. Simonisten theils als falsche Propheten gesprochen, theils nach einigen Seiten hin das Rechte angedeutet haben *). Diese Wiedereinsetzung, wodurch das Begriffliche und das Bildliche mit einander in die Harmonie treten, muß der christlichen Welt eine neue Periode heraufführen, welche schon einmal als Blüthenalter der antiken Welt aufgetreten, aber nunmehr in der modernen Weltanschauung eigenthümliche Wurzel greifen wird. Dies ist die Periode des Kunstwerks!

Die Productivität eines jeden gebildeten Volkes strebt danach hinaus, das Kunstwerk hervorzubringen, sei es in seinem innern Dichten, sei es in seinem äußern Gestalten, sei es in seinem öffentlichen Leben. Einer größeren geschichtlichen Arbeit muß es vorbehalten bleiben, zu zeigen, daß im Leben, wie in der Poesie der Deutschen, die ausgebildetste Schönheit des Kunstwerkes noch nicht erreicht worden ist. Diese große Einheit der Bildung hat immer gefehlt, und die Trümmerhaftigkeit unseres Staatslebens hat unsern alten eingeborenen Zwiespalt zwischen dem Innen und dem Außen stets begünstigt. Große Gedichte sind erzeugt worden, titanenhafte poetische Abhandlungen, erhabene Apotheosen des Genius, aber die Einheit von Fleisch und Geist, von Bild und Begriff, von Stoff und Form, welche Einheit das Kunstwerk ist, war fast immer darin aus einander gefallen. Die entsetzliche, von innen aus entstandene Trennung zwischen Geist und Form hat selbst Goethe's großes Talent nur in äußerer Technik, nicht aber im Grunde und in der Wahrheit zu besiegen vermocht, vielmehr wird gerade Gegensatz von Innen und Außen bewußtes und als Stoff

*) Als weitere, wenn auch meist hinter Gestalten versteckte Ausführung dieser Ideen erscheint das Werk: „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen."

Digitized by Google

ergriffenes Thema seiner elementaren Poesie. Und in Tieck konnte die vorgerückte und neubewegte Kraft der Form den Mangel an umfassender Weltanschauung nicht bergen. So war immer etwas an dem Ganzen zerrissen, und zwei Welten lagen sich feindlich gegenüber. Daher die vielen unglücklichen Genies, welche das vorige Jahrhundert hervorgebracht hat, und die sich in dem unbefriedigten Drange ihrer eigenen Natur verzehrten. Das Kunstwerk will Glück, und es macht glücklich. Die Periode des Kunstwerks wird die unglücklichen Genies nicht kennen. Sie wird weder das Bild pflegen auf Kosten des Begriffes, und an die bloß formelle Lust des Gestaltens sich verschwenden; noch wird sie den Geist überwogen lassen und in die Tiefe stürzen, ohne die Schätze der Nacht in der Schönheit der Form zu heben.

Heiliger Frieden des Kunstwerks, ich bete zu dir! Nicht mehr aus antikem Himmel, sondern auf christlichen Grund und Boden steige zu uns nieder! Verschöne auch einmal diese Deutschen, und sieh' sie an, ob sie nicht deiner werth! Bringe Heiterkeit und Lebenslust aus reineren Lüften mit, und die schaffende Kraft, welche das Ganze kann! Tritt plötzlich in unsere Mitte, und löse du den Zwiespalt in den Meinungen des Tages! Denn diese modernen Lebenswirren müssen alle im Gedicht aufgehen, so wird es dem Deutschen seiner Natur nach am besten verständlich. Heiliger Frieden des Kunstwerks, bringe ein in Staat und Leben, in Geist und Sitte, in Verfassung und Gesellschaft! — — —

Theodor Mundt.

Digitized by Google

Römischer Kalender.

Von

Leopold Schefer.

Monat März 31 Tage *).

An Luther und Calvin.

Expiravit aper, majoris dentibus apri.
Juvenal.

1. Nutzanwendung.

Was Ihr weise, gerecht und kraftvoll Beide begonnen,
Führe vereint nun das Volk weise zum Ende hinan.

2. Indischer Diamant.

Stark, wie vom indischen Pracht-Diamant, zerschlugt Ihr die Mutter,
Ließet die Schalen Rom, reichtet den Stralenden aus.
Mit Diamantstaub schlifft Ihr ihn ab; das nimmt es Euch übel!
Gottes Wort nur erhellt göttliche Wörter allein.

3. Fundgruben des Orients.

Indien warf sein Schatzhaus zu. Mit den wenigen edlen
Steinen nun jüdisch hausirt lange die christliche Welt.

4. Le commencement de la fin.

Ehe wir Christen nicht Menschen, eh' du nicht Ketzer, o Papst, bist,
Reformation, eh' fängst du das Ende nicht an!

5. Herkules und die Lernäische Schlange.

Wie die Lernäische Schlange vor Angst in die Fackel Herakles
Beißet, o Hierarchie, beißest du unsre vor Angst.

*) Monat Januar und Februar siehe in:
„Kleine lyrische Werke, von Leopold Schefer. Zweite Ausgabe. Frankfurt am Main 1828, bei H. L. Brönner.

Digitized by Google

Fest aber steht Herakles, und sieht ihr ängstliches Abmühn
Still, wie sie Gift und Mund kauterisirt an dem Licht.
Laßt Ihr die Furcht nun! und wacht nur, bis leis ihr die Sonne zu Rast' geht.
Neiget die Sonne das Haupt, stirbt auch die Schlange zugleich.

6. Heimziehende Gewitter.

Fürchte die Wetter nicht, jene hohlen Donner zur Herbstzeit;
Leer nur zurückegekehrt, zieh'n sie für immer nach Haus.

7. Felsenstücke und Bonbons.

Flammen schleuderten einst und Felsenstücke Propheten
Großer Welt. — Bonbons, kleine gefall'ne, wir dir.

8. Ladenhüter.

Siehe die Priester, o Herr, wie sie plaudern und lachen im Tempel,
Damen führen sie trotz farbiger Strümpfe umher.
„Cioè la loro botega" so hört' ich vom Küster zur Antwort,
Seelenverkauf und Kauf gilt, so wie Handel darin.

9. Alles am rechten Ort.

Wer Seehunde gesehn, und sahe noch Hunde und See nicht,
Sahe den Seehund nicht! — Siehe die Pfaffen in Rom.

10. Wahre Gebissene.

Wer die Tarantel sah, und sah auf der Weide die Hirtin,
Ihren Geliebten im Arm, wie sie die Schürze sich hebt,
Selig im Kreise sich dreht und die Tarantella sich budelt,
Sahe der etwa schon auch wahre Gebissene drehn?

11. Verkehrte Welt.

Immer, so scheint es, ahmet Ihr Gott nach, geistliche Herren,
Aber mit Sinn und Geist, wie man ihn ahndet in Euch.
Denn Gott schuf Sechs Tage, und ruhte dann Einen; doch Ihr ruht
Sechs, und am Arbeitstag schläfert Ihr uns dann in Ruh.

12. Schwarz in Schwarz.

Einen schwarzen Streif nur haben unsere Esel;
Hier sind schwarze! ihr Blut und ihre Galle sind schwarz.

13. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

In San Filippo predigt ein Kind. Horch: „Hà una bella
Comica!" rief es, man sieht: Wessen er ist, schon an ihm!

Digitized by Google

14. Vertatur in succum et sanguinem.

Uebersetzt ist Luzian zwar in das Deutsche, doch ist er
Griechisch so noch, auch deutsch. Wollt ihr ihn ächt, wie er liebt,
Uebersetzt ihn in's Christliche-Römische! Dann ist er ächt deutsch,
Ist altdeutsch ächtdeutsch: Heide zu sein, wie er ist.

15. Uebersetzte Menschen.

Pfäfflein, also bekehret ihr Andre nur: Euch zu bekehren!
Uebersetzet sie nur! macht sie zu Heiden im Ernst.

16. Aufschluß über deutsche Abtrünnige.

Wer den Glauben wechselt, der hat dann den vorigen alten
Nicht mehr — den neuen nicht ... keinen! hat er — wie zuvor.

17. Römisches Himmelreich.

Kinder kommen allein in's Himmelreich. Du beklagst dich?
„Sehet, ich bin ein Kind!" rufst du, Bekehreter, aus.

18. Der Himmelspförtner.

Welcher Pfaffe mehr Unsinn hält? ... Der Dicke? ... Der Lange?
Ich entscheide sogleich ganz mathematisch es Euch:
Nehmt zwei Hafersäcke und näht sie, die Länge, zusammen,
Geht das Zweifache nur in ihre Länge hinein;
Trennt ihr sie aus einander, und näht sie, die Quere, zusammen,
Geht das Vierfache dann in ihre Dicke hinein.
So wird Petrus schreckbar am Himmelsthore beschummelt
Mit den Dicken — er läßt Viere statt Einen hinein!

19. Folge der Vergänglichkeit.

Sage, wer fütterte nicht das Täubchen Noäh noch heut sich
Gern, und bewahrte das Oel-Blatt mit Vergnügen sich auf?
Auch so die Rose, die einst der schöne Bathyllus im Haar trug?
Siehe, zuerst die Natur weihte Reliquien uns.

20. A. Wie man selig wird.

Noch ein geistiger Alkohol ist der Glaube der Herzen,
Denn selbst Träume bewahrt seine gemüthliche Kraft.
Mißgeburten siehst du darin, dickköpfige Kinder,
Ja, Niegeborenes lebt keck mit Gestorbenem hier.
Kröche lebendig zum Glase heraus die schndde Gesellschaft,
— „Hülfe! geflohen wer kann!" riefst du, Custode, zuerst!

Digitized by Google

20. B. Ewige Auferstehung.

Wie die Reliquie rein begrüße die jüngeste Lilie,
Ach, und des Kindes neu-lockiges rosiges Haupt!

21. Verlust von Aegypten.

Hast du dir auf Jahrtausende, Rom, schon Ostern berechnet,
Brietest dein Osterlamm ... frage doch: „Eß' ich es auch?"

22. A. Michel-Angelo's Weltgericht.

Auferstandene richtet hier Christus auf ... dürftige Häute,
Graus aus den Gräbern und wild zieh'n sie die Geister herauf.
Welchen Herakles hast du gemalt! ... das unendliche Sitzen
Rechts, und die himmlische Kost mästet' ihn — hast du geglaubt.

22. B.

Hilf! Was schleppet ihr euch mit Kreuz und Säulen im Himmel,
War's nicht hier schon genug! Mit zu Gericht? zum Beweis?
„Siehe, wir heben es auf dort unter uralte Reliquien,
Polterkammer Olymps, ephtecha! thue dich auf!"

22. C.

Schlägst du die Todten so barsch, die bedauernswürdigen, Charon!
Dir geh' es hin! .. Du Greis dienst ja geerbetem Herrn!

22. D.

Freude dir, Alter! Siehe, du lebst, wenn selbst Uraniden
Nicht mit hier auferstehn, wenn sie die Erde behält!
Und das Begraben ist aus auf Erden! Im Himmel das Aufstehn!
Todtengräber und Nacht-Wächter, nun gehst du zu Bett!

22. E.

Säß' ich mit zu Gericht, ich nähme die Bösen ... in Himmel!
Nichts ist schmählicher, als schuldig im Glücke zu sein.
Säß' ich mit zu Gericht, ich stieße zur Hölle ... die Guten;
Nichts ist seliger, als gut und verachtet zu sein.

22. F.

„Cosa funeste, si succedesse!" bemerkte der alte
Tischler, welcher den Reih'n Bänke die Beine curirt.

22. G.

Das erwarte du nicht. Hier geschah's, hier geschieht's! Unabhängig
Von der laufenden Welt, spinnet die inn're sich aus.

Digitized by Google

Siehe, die Kunst ergänzt die Natur, und erfüllet die Mythen;
„Angelo" richtete hier: Welt und Gericht — und sich selbst.

23. Fußwaschung des Nachfolgers Christi.

Drückt mich nicht todt, ihr schönen engländischen Mädchen, mit euren
Schenkeln und Busen; von zwölf Engelsgesichtern umhaucht
Steh' ich und stöhne, ihr dränget gedrängt; doch ich brauche das Leben
Weiter! Ihr braucht es daheim weiter für Glückliche viel!
— „Wohin drängt sich das Volk?" — Man wäscht da gewaschene Füße;
Denn Unnöthiges thut Rom ja, Gethanes nur noch.

24. A. Grablegung.

Todte erweckte der Herr einst. Wunder, ja Wunder! — Doch Rom thut
Größeres Wunder — denn sieh: Diese begraben ihn hier!

24. B. Mysterium.

Puppen sah ich voreinst das Leiden Christi tragiren,
Grausam am heiligen Grab rothe Dragoner umher.
Aber auf Morgen verhieß er's mit sächsischen blauen Husaren.
Und mit Schweizern nun gar siehst du's in Roma tragirt.

25. Venus und Adonis.

Als Gott todt war, als nun das Volk wie die Hellerhur' heulte,
Vierzig Stunden lang tödliche Stille begann,
Hölzerne Klappern vom Thurm abklapperten hölzerne Stunden,
Rom, was es ist: ein dem Tag offenes Grab, mir erschien,
Floh ich hinaus, wie gejagt von der Klapperschlange, nach Alba.
Abend war es. Ich sah sinnend zum Himmel empor —
Venus glänzte mich an! Sie sprach: „So beklagt' ich Adonis
Einst, drei Tag' und Nacht irrt' ich in Hainen umher.
Jetzt bin ich hier, und leuchte der Erd' und leuchte dem Himmel,
Weit wie ein Wanderer, weit komm' ich hier oben herum —
Das Stück habt ihr allein, und Keinen seh' ich umherziehn,
Der es hier stets wiederholt, weil's so gefallen bei euch.
Doch ein schöneres Kreuz seh' ich abwärts leuchten am Himmel,
Fest von selbst hängt's, glänzt ohne die goldene Haut.
Denn ich sehe das menschliche dort zur Pforte herausglühn,
Und hier das himmlische selbst wird mir im Auge verhaßt.
Doch nur ahnd' ich: warum? ... weil es mir mein eigenes Leiden
Sichtbar vor Augen stellt, weil es Erinnerung mir
Weckt an vergangene Zeiten! an Alles, was je mir im Herzen

Digitized by Google

Theuer war und werth! ... was ich ja selber einst war —,
Und mir nun selbst nicht scheine, doch tief in mir fühle wie ehmals,
Weil es so nahe mir ist, nachbarlich-helle wie ich.
Also wird uns zuletzt der Geliebte, verwandelt, zu unsrem
Bittersten Feind! kein Geist käme gefürchteter uns!
Eher stürzt' ich hinab und stürb' im Meer' — als Adonis
Mehr zu nahen! Er ist mir wie die † † verhaßt." —
Also sprach sie und schwieg. Sie spiegelte sich in Ariccia's
See, wo Diana sich einst spiegelte, machte ihn hell,
Und schön dünkte sie sich. Ich sahe sie, wie die Geliebte,
Auf die Zehe gestellt, sah ihr am Hälschen hinein ...
Sahe auch mich: zwei Häupter, an Einem Halse gewachsen,
Und wie ein einziges Herz fühlt' ich das ihre — wie meins.

26. A. Gespräch mit der Göttin.

„Laß mich sterben, o Liebe! die Welt verlor nun im Alter
Ihren Verstand." — Seit wann hatte sie welchen, o Freund?

26. B.

„Psyche, wie lange bestehn wohl Götter?" So lang' wie der Vater;
Gleich den Söhnchen schickt er sie in eine Provinz.

26. C. Wie leicht man weise wird!

Willst du Rom gleich weise? — So denke: es lieget in Japan.
Aufgeklärt ist es dann! Kehre nach Japan in Rom.

26. D. Resignation unter dem Monde.

Wie ein Malerknabe bemalet der Mensch auch des Himmels
Wände, so weit er reicht, aber er reicht nur noch hoch.
Auch der Mond schon ist vollgeschmiert! jed' Kuppchen getaufet,
Doch kein .o.a.a., danke du Gott, noch in ihm.
Du bist das Paradies der großen Geister, ihr heilig
Stilles Schattenreich, Mond! du die Oase der Nacht.
Bleibe mir rein, o Mond, wie das Antlitz deiner, Geliebte!
Denkest du schlecht in dir — scheine du! lebe du wohl!
Glücklicher lernt' ich, ohne die Welt, voll Ruhe zu leben,
Als einst mit ihr voll Trug! Ohne dich leb' ich dann auch.

26. E. Welthistorie und Bilderkram.

Dichte nicht menschlichen Unsinn auch den Gestirnen noch an, Herz!
Denke, sie haben gewiß ihren — den himmlischen — schon.

Digitized by Google

Leben und Tod der Natur und des Menschen im Bild zu empfinden,
Täuschend im Bilde zu schaun, nennet der Witz —: Poesie.
Für die Vernünftigen scheint bis heute die Welt nicht geschaffen,
Selbst für die Guten nur halb, doch für die Thoren nur ganz.
Denke, du seist ein Sternedurchwandrer — gelegentlich, heiter
Schaue die Feste mit an, welche die Erde dir giebt!
Erde, du bist ein schwarzbraun Mädchen! Schön tatowiret;
An dein Näschen, Kind, hast du die Perle gehängt,
Schmuck, wie die indische Henne; doch hindert sie dich nicht am Essen!
Jene zieht sie hinauf, aber du — bläsest sie weg!
Freue dich eigener Sitt' und sonderbarer Gebräuche;
Schöne Geschichten giebt's! Drollige Kupfer im Heft.
Siehe, der Erdgeist schreibt ein längeres Werk als die Herren
St... und Sch...; es ist wahre Geschichte; Gedicht,
Und nur Herodotus ist, nach Homerus, die treu'ste Geschichte,
Sein und Schein und Traum, Alles vereinigt zu Welt.
Jegliches Heft einst will er gekauft, und bricht es geschickt ab,
Da wo das Tollste beginnt: „Ende des achtzehnten Hefts!"
Bilder müssen hinein, daß einst auch das Kind noch was habe,
Und sein Finger etwas finde zu deuten: O sieh,
Hier ... den Gänserich als General mit Degen und Sporen —
Hier ... die Hochzeit! ganz roth wie mit Blute gemalt.
Hier ... verstoßen sie Weiber; hier sägen kuttige Affen
Lachend ein Weib entzwei! Zweie! von unten hinauf.
„Garcilasso;" so heißet der Band. Hier lodert ein Holzstoß,
Brennet ein Mann am See! Friedrich der Große hier — weint!"
— Auch sein nichtiges Heut will er schon morgen verhandeln,
Wie Marktschreier in Rom, um die Bajochi zu Brot,
Wenn ein Missethäter am Pappelthore gehammelt,
Und ganz warm noch ist, hörst du sie schon, wie sie schrein:
Oh! che famosa istoria! col ritratto! che roba!
Come si converti, nulla ci manca! come
Si scrulò! — favorisca! — — Due Un bajocho, so setzt er
Leise dazu. Doch drei giebt er am Abend. — Geduld,
Spricht der stets neugierige Römer zum Weibchen, wer wirft wohl
So sein Geld hinweg! Warte, Carina, Geduld!
So saß ein nürnbergischer Mann einst und rief: Auch kein Teufel
Kauft mir Herrgöttchen ab! — Junge! he! — packe nur ein!
Und so male die Erde, so bunt wie du willst, und die Geister,
Doch kein Teufel kauft mehr ihr die Teufelchen ab.

Digitized by Google

27. Roma benedetta, e popolo fotuto.

Was Papstsegnen hilft, sieh an Rom. Jahrjährlich gesegnet,
Lebt es doch ganz verflucht schlecht, wie der Römer oft flieht:
„Schenk' uns deinen Segen, o Papst! Wir schenken ihn dir auch;
Mußt du vor ganzer Gewalt segnen — dann „„segne du Gott.““

28. Naturgleichniß.

Lebend wirst du genannt: Sr. H...; wenn du stirbst, nicht
Mehr; so bist du ja auch, todt, o Chamäleon, schwarz.

29. A. Kuppelerleuchtung.

Illuminirt zu sein, ward Petri Kirche gebauet:
Illuminirt ist sie himmlische Krone der Nacht.

29. B. Die Girandola.

Dein Verklärungsfest wird hier in Roma gefeiert,
Berthold Schwarz! Dein Tag kehret hier dreimal im Jahr!
Gleich dem Riesenpfau schlägt dir die Girandola rauschend
Sternevoll ihr Rad bis in den Himmel hinauf.
Sieh', und der Himmel schämt sich! er hüllet, besiegt, sich in Rauch ein,
Und vergessen steht Peters erleuchtetes Haus.
Hätte die Kraft dein furchtbarer Hall auch Todte zu wecken,
Hadrian müßte heraus! — Todte, wie schlafet ihr hart!

30. Abschied.

Wagen vor! he! — denn die Oper ist aus. Rasch fahre nach Hause,
Vornehme Welt! — doch nein! Napoli mußt du besehn,
Denn dort spielt San Carlo, der lustige Heilige! Florenz
Reizt ja! Madonnen dort viel! Bete die Gnädigen an!
Venus ist da zu Hause! die Königin! sieh, und ein Volk nimmt
Bald der Könige Tracht, Glauben und Sitten sich an!
Siehe, der arme Gelehrte und Künstler, ach, bleibet allein hier,
Rom ist nun mit Rom, bang, wie die — — Engel, allein!

31. Gute Nacht!

Einen langen Schlaf nun zu thun ... ach! ... gähnet der Schweizer,
„Dieser Tage Qual war ja zu groß!“ — Nun so schlaf!

Digitized by Google

Unterhaltungen in Prag.

(Aus dem nächstens erscheinenden Werke: „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen." Von Th. Mundt.)

— Was jetzt kommt, Heilige, da bitte ich Dich, es Dir nicht etwa als eine Lobhudelei anzunehmen *). Denn ich will und muß noch einmal über die böhmischen Mädchen sprechen, von denen sich wahrhaftig ein eigenes Buch schreiben ließe, so reichhaltig ist dieser Gegenstand. Wer könnte in Prag leben, ohne zu einem solchen Buche, dessen schönste Stellen gewiß kein Censor streichen würde, sorgfältige Studien zu machen. Du aber bist eine Heilige! Deshalb mach' ein erhabenes Gesicht dazu, wo ich allzu unverschämt lobe und sehe. Ich muß loben und sehen, und Du kannst Dir immer noch etwas Anderes dabei denken, als ich sage. Aber so viel sage ich Dir, daß sogar der alte selige Campe in seiner „Reisebeschreibung von Braunschweig bis Carlsbad und Böhmen" nicht aufhören kann, die außerordentlichen Vorzüge der schönen und gutmüthigen Pragerinnen zu preisen. Und das war Campe, ein Mann von Grundsätzen, der aus Philosophie Wassersuppe aß, nur der Pädagogik wegen reis'te, einen plüschenen Jelängerjelieberfrack und Schuhe mit großen silbernen Schnallen trug, und wohlerzogenes Blut hatte. Als kleiner Junge, wo ich mir für ein paar Dreier von einer alten Frau Bücher borgte, las ich diese Reisebeschreibung, und weiß noch recht gut, wie es mir damals auffiel und Nachdenken machte. Ich konnte den Campe nicht begreifen, der mich in einem anderen Buche vor dem Umgang

*) Die Heilige ist eine Böhmin.

Digitized by Google

mit dem weiblichen Geschlecht so sehr gewarnt hatte, daß ich mir einmal die kleine Nachbarstochter genau ansah, ob sie wirklich ein so gefährlich Ding sei? Jetzt bin ich ein großer Mensch geworden, schreibe selbst Bücher für ein paar Dreier, habe heißes Blut, und begreife den Campe. Campe, Campe, ja Campe hat meine Augen zuerst auf die Schönheit der Pragerinnen hingelenkt, und in die weltberühmte Tugend dieses soliden Mannes, dieses reellen Kindervaters und Pädagogen, wahrhaftig, in seine Tugend hülle ich mich, indem ich in diesen glühenden Himmelsstrich reizender Formen mich wage. Campe, dieser zuverlässige Mann, soll Alles verantworten, was mir hier begegnet ist, und an ihn wende man sich, wenn mir Einer Vorwürfe machen will über die Folgerungen, die ich aus meinen in Prag regegewordenen Betrachtungen jetzt oder bald ziehen werde.

Das sind hier Töchter des Landes, die im wahrsten Sinne diesen Ehrennamen verdienen. Nationale Schönheiten, denen an scharfgezeichneter Eigenthümlichkeit keine andere Bürgerin einer deutschen Stadt sich vergleichen läßt. Das langweilige Geschlecht der Berlinerinnen mag anziehen durch Tugend, Tournüre, Vorzüge einer feinen und schlanken Gestalt; die sinnliche Wienerin durch lebhaftes Augenspiel, großartige Grundsätze, brennbare Lebensstoffe von Kopf bis Fuß, die leichtgeartete Münchnerin durch ein regelmäßig gebildetes, sinnig lauschendes Gesicht, das einem Stieler zum Meisterwerk sitzen konnte; die niedliche naive Schwäbin durch freundlich zuthätiges, Alles gerade heraussagendes, convenienzloses Wesen; die kleine heirathslustige Leipzigerin durch selbstgefällige Zierlichkeit, Freigebigkeit des Blickes, redselig plauderndes Mundwerk; die große farrenäugige Hamburgerin durch irdische Frische, Reichthümer der Natur, und derbe Resultate des good eating. Die Pragerin zieht vor Allen an, weil sie eine Pragerin ist, ein böhmisches Mädchen. Durchfliege mit entzücktem Blick die Schwesterreihe dieser Gesichter, von denen jedes dem andern ähnlich sieht, und frage, wem du den Preis zuerkennen sollst,

Digitized by Google

ob der reizenden Mutter oder der reizenden Tochter? Denn der Nationaltypus dieser ausgezeichneten Bildung hat zugleich ein so dauerndes und erhaltendes Leben in sich, daß er oft noch bis in das höhere Frauenalter hinein wunderbar fortblüht. Die Gestalt ist selten groß und hervorragend, aber fast immer von einer üppigen Poesie des Ausdrucks, die mit rund geschwungener Wellenlinie Hals, Nacken, Busen und Hüften in lieblicher Fülle zeichnet. In langem, weichem, dichtem Gelock umfließt das schöne Haupthaar, oft blond, öfter kastanienbraun, die zärtliche Schläfe, und die etwas blasse Wange erhöht in einem anmuthigen Oval den feinen Glanz des Gesichtes. Das am häufigsten gesehene blaue Auge strahlt ein dunkles Feuer von sich, und läßt in eine brennende Tiefe schauen, aus der Muth, Seele, Andacht und Liebe leuchtend auftauchen. Es sprüht etwas Katholisches aus diesem dunkel flammenden Blick der Pragerinnen und zugleich so viel Sinnengluth; es ist eine frivole Mystik, welche das Auge zu uns emporschlägt, und das unsere, Blick um Blick, gefangen hält. Wie gothisch wölbt sich der Blick dieser Augen; auch schwimmt um die trunkene Bewegung der Iris ein leiser Heiligenschein, ich kann es nicht leugnen. Es ist mir, als gingen sie alle in die Messe, während ich sie da hinwandeln sehe, reichgeschmückt, in bezaubernder Haltung der lebenstrahlenden Glieder. Und ich folge ihnen bis an die Kirchthür, und ihr Auge trifft mich im Umwenden noch einmal, wie ein versengender Blitz, und ich weiß nicht, soll ich mit ihnen beten gehen und die Messe hören, und meine Sinne erst in frommer Musik berauschen, dann im dreisten Glück der Liebe! Wer nie einer Pragerin tief in die Augen gesehen, weiß nicht, was Mystik ist und was Sinnlichkeit; er hat nie ein Gedicht gelesen, das in Flammen der Erde spielt und an Sternen des Himmels sich sonnt. Die feingeformte Nase, fast immer ein zierlicher Adlertypus, welcher die nationelle Gleichförmigkeit der Gesichter hervorbringt, vermehrt die liebliche Keckheit des Ausdrucks, die den Physiognomien eigen, und der Ernst bei aller Anmuth, welcher die Gestalt umschwebt, zaubert

ein dunkelgesättigtes Colorit über ihr ganzes Wesen hin, das von einer heimlichen Gluth durchwärmt ist. So zeigt sich Fülle und Energie des Lebens, Rundung und Harmonie der Formen, sinnlicher Schmelz und poetische Leidenschaft, kräftiger und gesunder Drang der Natur, ein Dasein für den Genuß geschaffen, aber ohne kränkelnde Sehnsüchtigkeit, sondern muthig und sieghaft im Herauskehren seiner Blüthe.

Es ist ein freibewegtes, gestaltvolles Leben hier, und im raschen Glück und Wechsel der Stunde herrscht die Gunst, die überall gesucht und überall gefunden wird. Diese schöne Gunst wetteifert jetzt fast in der entgegengesetzten Sphäre mit der früheren Grausamkeit, welche die böhmischen Mädchen gegen die Männer ausübten, und wodurch sie eigentlich welthistorisch geworden sind, und es kommt mir wie eine Rache der Geschichte vor, daß die Pragerinnen jetzt so voll von beglückender Freundlichkeit und zärtlicher Laune für unser Geschlecht sind. Ja, es ist eine Rache der Geschichte, und mitten auf der Promenade, unter hundert lockenden und blühenden Frauengestalten, fiel mir heut der blutige böhmische Mägdekrieg ein, der die Frauen gegen die Männer ins Feld führte und nichts Anderes als eine gänzliche Vertilgung der letzteren vom Erdboden zum Endzweck hatte. Ich mußte lachen, und auf jedem hübschen böhmischen Gesicht, das mir nun begegnete, spähte ich nach, ob sich nicht zu einer kriegerischen männerfeindlichen Wlasta Anlagen zeigten. Aber dieser Stamm muß hier ganz ausgestorben sein, und wie viel ich auch herumschwärmte auf den Gassen oder wohin mich meine Bekanntschaften führten, überall sah ich zwar Kriegserklärungen aus diesen dunkelschönen Augen schimmern, aber hinter solchen Vorpostengefechten der Blicke lauerte doch immer schon ein glänzender Friedenstractat. Ich malte mir den böhmischen Mägdekrieg in meinen Gedanken immer weiter aus, und mußte immer mehr lachen. Dann wollte ich zu Egon Ebert gehen, ihm einen Besuch machen, und ihn fragen, warum er in seiner „Wlasta" den böhmischen Mägdekrieg so sentimental verhunzt habe? Ein humoristisches

Digitized by Google

Heldengedicht, oder eine historisch-komische Novelle hätte er aus diesem Stoffe machen sollen, aber nichts Lyrisch-Heroisches à la Egon Ebert. Ich wollte ihm auch sagen, daß die jungfräuliche Wlasta ein schöner wilder Löwe sei mit langer goldener Mähne, aber kein exemplarisches Stickermädchen, das sich aus einer Leihbibliothek einen gefühlvollen Schwung zusammengelesen hat. Aber es ist schlimm, sehr schlimm, einem Poeten die Wahrheit zu sagen, und ich blieb deshalb unterwegs zu ihm, da ich von der Hitze großen Durst hatte, in einem Weinhause sitzen. Hier war es kühl, und ich dachte wieder an den böhmischen Mägdekrieg, merkwürdig dadurch, daß er schon im grauen achten Jahrhundert der keckste Versuch zur Emancipation der Frauen war, der in der Geschichte der modernen Zustände sich aufweisen läßt, und der damals in muthigen Amazonenthaten sich hervorwagte, während in den letzten Zeiten diese Frage nur auf halbphilosophische, theoretisirende und St. Simonistische Weise in der Welt hin und her schwankt.

Ich beschloß, um mich für die Langeweile des Egon Ebert'schen Mägdekriegs zu rächen, mir selbst einen zu Papiere zu bringen, so wie ich ihn mir wenigstens denke. Ich ging zu einem Dominikaner, mit dem ich bekannt geworden war, und borgte mir aus der Bibliothek des Kapitels den Hagek, mit welchem ich dann zurück in meinen Gasthof wanderte. Nachdem ich es mir bequem gemacht, (auch in Prag kennt und übt man schon die Wienerische Gewohnheit, in bloßen Hemdsärmeln dazusitzen) und nachdem ich ungefähr eine Stunde in meiner alten geschwätzigen Quelle gelesen, schrieb ich, mit üblichem Anruf der epischen Muse, Folgendes nieder:

Bohemiconymphomachia.

Libussa saß wie eine Prophetin auf dem Throne der Böhmen, und nachdem sie die Macht in den Städten, die Kraft in dem Volke, und das Gold und Silber in den Bergen vorhergesagt hatte, legte sie sich nieder an die Erde, um zu sterben.

Digitized by Google

Zuvor berief sie noch einmal alle ihre Jungfrauen, eine schöne Reihe weinender Mädchen, die ihr treu gedient hatten in Leid und Freude, und sie segnete und beschenkte sie reichlich, und ihr glänzendes Auge ruhte zum längsten und bedeutsamsten auf diesen schmerzlich stummen Jungfrauen, bis es brach. Selbst Przemysl, der Herzog, welcher betrübt in der Ecke stand, war ihr nicht so theuer gewesen, als diese ihre Dienerinnen, mit denen sie wie mit zarten weißen Blüthenzweigen ihr ernstsinnendes Leben sich geschmückt hatte. Sie hatte sie in allen Künsten unterrichten und in der herrlichsten Bildung erwachsen lassen, und die Mädchen waren schön und stolz geworden, wie die Sonne, und hell und klug wie der Tag. Sie klagten laut, und schlugen sich an die blasse Wange und an die blühende Brust, und benetzten mit heißen Thränenströmen die Füße der Fürstin. Am stärksten weinte ein hohes, schlankes Mädchen, mit langem blondem Haar, das in üppiger Fülle der Locken ihr über die Schulter floß. Sie hieß Wlasta, und hatte leuchtende Augen wie Sterne, und ein Antlitz wie Frühlingspracht. Libussa hatte dieser ihrer Lieblingin die Hand gereicht, und Wlasta wollte sie nun nicht mehr loslassen, so todeskalt sie geworden war. Und alle klagten und weinten, und das Volk draußen, das zusammengelaufen war, heulte und schrie. Sogar der verständige Przemysl, der noch nie geweint hatte, feuchtete seine Wimper mit einer Wittwerthräne, denn er saß nun allein auf dem Herrscherstuhle des Landes. Verschieden aber waren die Stimmen der Böhmen, die sich draußen vor des Schlosses Wällen im unruhigen Getümmel durch einander mischten. Etliche wehklagten, daß es um Böhmen nun geschehen sei, und Etliche frohlockten, daß das Weiberregiment ein Ende habe, und Andere erinnerten an ein altes Wort, welches ein vornehmer Czeche der Libussa selber spottend ins Gesicht gesagt, daß Weiber, die lange Haare hätten, aber einen kurzen Verstand, besser zum Weben und Spinnen taugten, als zum Richten über Männer. Und Wlasta hob sich zornig empor, als der rohe Volkswitz in ihrem erhabenen Schmerz sie störte, und

Digitized by Google

aus ihrem großen rollenden Auge schossen dunkle Blitze der beleidigten Seele hervor. Denn schöne Seelen empört am heftigsten ein schlechter Witz. Darauf verrichtete sie den Todtendienst bei ihrer unsäglich geliebten Herrin, und that ihr ein köstliches Gewand an, und gab ihr fünf Silbergroschen in die Hand, um sie dem unbekannten Gott dort unten zu opfern. Denn das Heidenthum lag noch mit finsterer Gewalt über diesen trefflichen Gemüthern.

Nachdem nun Libussa vor den Thoren ihres Schlosses Libin begraben worden, kam der verwittwete Fürst Przemysl allmählig auf den Gedanken, daß es doch gut sei, keine Frau zu haben. Er fühlte sich äußerst behaglich, und begann, sich in seinen Gemächern den ganzen Tag zu pflegen. Früher war er ein ehrbarer Ackersmann gewesen, der seine Felder bestellte und die Ochsen am Pfluge trieb, als Libussa, vom Wahrsagegeist ergriffen, sich ihn zum Manne prophezeite. Denn obwohl ihrer Macht nichts fehlte, und sie mit allen Geistern in Verbindung stand, so fehlte ihr doch ein Mann. Und sie nahm ihn und machte ihn zum Herzog, und er setzte sich mit aller Ruhe an ihre Seite auf den Czechenthron. Bald aber mußte er einsehen, welche Qual es mit sich bringe, eine geistreiche Frau zu besitzen. Er konnte gar nicht mitreden, wenn sie zu philosophiren anfing, und so oft sie in Begeisterung gerieth, machte er ein dummes Gesicht dazu und geberdete sich wie ein geschlagener Mann. Es graute ihm vor den Augen, wenn die Seherkraft über sie kam, und es wurde ihm unheimlich, daß er eine so kluge Frau hatte. Wenn er nach seiner Weise ein vernünftiges Wort zu ihr sagen wollte, saß sie in tiefen Gedanken und hörte ihn nicht. Er konnte nicht begreifen, wie man Gedanken haben könne, und wurde im Geheimen seines Lebens überdrüssig. Er ließ Alles geschehn, wie sie es wollte, und bekümmerte sich um nichts mehr, aber der Meth schmeckte ihm nicht, und die Jagd machte ihm nicht mehr Freude. Es war ihm immer, als müßte er sich vor seiner Frau geniren in Allem, was er that. Er verwünschte die geistreichen Weiber, und fürchtete sich doch

Digitized by Google

zugleich sehr. Wenn sie ihn zuweilen mit ihren schönen tiefen Augen anstrahlte, kam er sich selbst ganz einfältig vor, und wußte nichts dazu zu sagen. Er wäre davongelaufen, hätte er sie nicht als eine Zauberin gekannt, deren Gewalt sich über Alles erstreckte. Jetzt aber war ihm wohl. Er schaukelte sich vergnügt auf dem purpurnen Thronsessel, auf dem sie sonst neben ihm gesessen, und merkte, daß er weit bequemer sitzen konnte. Er ließ seinen Freund Hinchvoch zu sich kommen. Mit dem schwatzte er sich aus, und sie tranken ein Faß Meth zusammen und rauchten eine Pfeife Taback. Sie sprachen von lauter langweiligen Dingen, und Przemysl freute sich zum ersten Mal wieder, daß er ein ruhiges, gewöhnliches, alltägliches Gespräch führen konnte, bei dem er nicht viel zu reden brauchte. Denn Hinchvoch hatte keinen Geist. Zuletzt aber befahl Przemysl dem Hinchvoch, daß er unverzüglich die ganze Budecer Mädchenanstalt aufheben solle. Dies war die preiswürdige Anstalt, in welcher die Jungfrauen der Libussa erzogen, gepflegt und zu allen Tugenden und Vorzügen gebildet wurden. Przemysl befahl, daß diese Mädchen zerstreut und zu ihren Eltern zurückgebracht werden sollten. Denn es sei gefährlich, das muthwillige Geschlecht der Mädchen viel lernen zu lassen. Es würden geistreiche Weiber daraus. Hier zuckte es ihm, und er sah sich scheu nach der Ecke des Zimmers um, ob Niemand dort stehe. Dann fuhr er fort und sagte: „Nun geh', mein lieber Hinchvoch, und führ' es schleunig aus, wie ich dir gerathen!" Und Hinchvoch ging hin und that es gern, denn er hatte keinen Geist.

Und nun, o epische Muse, löse mir die homerische Zunge, damit ich, des großen Unglücks würdig, beschreiben und schildern kann, wie, gleich der Trojerinnen beklagenswerther Schaar, als sie aus dem brennenden Ilion davonzogen, jetzt diese böhmischen Mädchen, reich an Zahl, und jede schön und jede der Liebe und der Thränen werth, in langsam stummen Reihen sich fortbewegten, nachdem sie ausgetrieben und die Thüren ihrer treugeliebten Pensionsanstalt hinter ihnen geschlossen worden waren. Sie wußten nicht wohin, und irrten wie eine Heerde

Digitized by Google

zerſtreuter Lämmer auf und ab, und das Volk höhnete ſie in den Straßen. Man verlachte ſie und ſagte: Wo iſt nun eure Herrin, vor der wir uns beugen mußten, und vor euch zugleich? Seht, das Blatt hat ſich gewandt, und ihr, die ihr ſo hoch hinauswolltet, habet weder Wohnung jetzt, noch Schutz und Schirm. Nun kehret in eurer Väter Hütten an den Spinnrocken zurück und ſtellt euch zu eurer Frau Mutter vor den Kamin, und helft kochen und fegen! Was habt ihr mit den Künſten zu ſchaffen und mit der Wahrſagung und mit der Wiſſenſchaft der Pflanzen und Kräuter! Ihr ſeid armer Leute Kind. Geht! Geht!

Die Welt lag dunkel da vor den Blicken der armen Mädchen, und ſie ſahen in der Nähe und in der Ferne nichts, was ſie tröſten könnte. In ihrer Eltern niedrige Häuſer zurückzukehren, davor entſetzten ſie ſich alle, denn der alte Vater und die alte Mutter verſtanden der Töchter adliges und freigebildetes Weſen nicht mehr. Sie hatten des Lebens göttliche Freiheit geathmet, und ihr Herz empörte ſich, wenn ſie der häuslichen Sklaverei ihres Geſchlechts gedachten. Des gemeinen Volkes Reden verachteten ſie, denn ſie waren jung und muthig, und fühlten edlen Stolz in der großesſinnenden Seele. Die hohe Wlaſta aber trat mitten unter ſie, und verſammelte ſie alle um ſich her, und hieß ſie ihr folgen. Dann eilte das ſchöne kecke Mädchen mit haſtigen Schritten voran, und die übrigen, die ihr gern vertrauten, zogen der Führerin nach, nicht wiſſend, was dieſe in ihrem oft erprobten Geiſt bewege. Und Wlaſta beeilte ſich immer ſtärker, denn ſie war geſchwind wie ein Reh, bis ſie und ihre Jungfrauen der Menſchen Häuſer und Geſichter verlaſſen hatten. Sie ſchritt vor den Andern her, wie eine Königin, und Haar und Buſen flogen ihr wunderbar vor Wuth und Schmerz. Sie war die Schönſte und Stärkſte unter Allen, und die hochgebauten Glieder waren weiß und friſch und gewaltig, wie ein ſprudelnder Bergquell. Heldenmüthig und herausfordernd in ihrem Weſen, war ſie doch freundlich und glänzend an Geſtalt, und wenn man ſie in raſcher

Digitized by Google

Bewegung dahinschweben sah, leuchtete sie von Kraft und Anmuth, von Hoheit und süßer Lieblichkeit zugleich. Sie hatte etwas Kriegerisches in ihrer Natur, und doch einen friedenschließenden Zug um die schwellenden Lippen. Sie trat wie eine Siegerin auf, wenn sie den schlanken Fuß setzte, und wild blickte ihr holdes Auge, wie auf einen Feind. Und in alle Wildheit mischte sich doch die weiche Jungfräulichkeit ihres Mädchenwesens. So war sie die Erste ihrer Gespielinnen, und alle liebten und ehrten die Wlasta, der Keine glich.

Die Jungfrauen traten jetzt in kühlende Waldesschatten, und erreichten den Berg Widowle, auf dessen grünem Gipfel vertrauliche Einsamkeit lag. Hier befahl Wlasta den Mädchen, sich zu lagern, und sie selbst, in ihrer Unruhe, blieb vor ihnen stehen und sagte: „Ihr lieben Gespielen, hierher habe ich euch geführt, damit wir über unsere Bedrängniß, die zu den Göttern klagt, uns berathen können. O ihr trefflichen Mädchen, giebt es wohl ein höheres Gut, als die Freiheit? die Freiheit, welche Luft und Himmel und Bewegung und Leben und Alles ist? die Freiheit, an deren Busen ihr groß und schön geworden seid, von der ihr die Milch der Erkenntniß getrunken und die Frucht eurer untadligen Bildung geerntet habt? die Freiheit, in deren Schooß allein Sitte, Tugend, Liebe, Tapferkeit und Glauben an die Götter gedeihen? Und mit unserer Frau Libussa ist uns auch unsere Freiheit gestorben. Nicht in uns und in unsern Gemüthern ist sie gestorben, sondern in den wankelmüthigen und unedlen Meinungen der Männer. Libussa wollte unser Geschlecht erlösen, sie hatte ihm die Freiheit bestimmt, denn nur in der Freiheit können wir unser Wesen erheben auf eine höhere und schönere Stufe der Achtung. Libussa beherrschte das Land, und die Männer gehorchten ihr, und an uns bildete sie, wie sie das Frauengeschlecht in seiner künftigen Unabhängigkeit und Geisteserweckung sich dachte. Liberté pour toutes les femmes! das war der Grundsatz, theure Freundinnen, in dem wir erzogen wurden. Ich hoffe, wir machen alle unserer großen Bildnerin keine Schande. Freiheit, Freiheit,

Digitized by Google

Freiheit für uns Alle! Denn daß dieser geistlose Herzog Przemysl unser Geschlecht verachtet und ein arger Feind unserer liebsten Hoffnungen ist, habe ich schon, als unsere hochselige Fürstin noch lebte, ahnungsvoll in meinem Geiste erschaut. Und seinen Sohn, den ihm Libussa geboren, wird er gewißlich dazu anhalten, daß er unserer noch viel weniger achtet. Auf also, auf, ihr Jungfrauen der Libussa! Es gilt einen Entschluß zu fassen, daß wir und unser Geschlecht nicht schmählicher Dienstbarkeit, die uns droht, anheimfallen! Das Weib muß frei sein, sonst ist es verachtungswürdig, denn zur Freiheit haben die Alles wohlbedenkenden Götter nicht bloß den Mann erschaffen! Die Freiheit ist überall und in jedem Herzen, das Flügel hat, um sich über das Gemeine zu erheben!"

Hier endete die herrliche Wlasta ihre Rede, und ließ sich mit einem lauten, brustzersprengenden Seufzer unter einen Baum sinken. Dann stützte sie das schöne, gedankenvolle Haupt in die Hand, und saß lange, von einem wunderbaren Tiefsinn umfangen, da. Die Andern schwiegen bange, und es war still und heimlich wie in einer Kirche. Alle blickten nur mit scheuen Augen auf die tiefsinnig gewordene Jungfrau hin, und es war ihnen, als müßten sie noch bedeutsam geheimnißvollen Worten aus ihrem Munde entgegenlauschen. Der Wind flüsterte mit düster raschelnder Zunge über ihnen in den Wipfeln der uralten Eichen, ein großmächtiger Adler flog mit verworrenem Geschrei auf aus einem Spaltenriß des Berges, tiefhängende Wolken verfinsterten die Fernsicht, es wurde eine seltsam magische Dämmerung ringsher um die näher aneinander geschmiegten Mädchen. Da rief Stratka, eine liebliche Brünette, plötzlich: „Sehet, es ist über Wlasta der Geist Libussa's gekommen, der Geist der Weissagung!"

Und Wlasta streckte die Hand aus, und das strahlende Gesicht umflog eine dunkle Röthe. Sie setzte sich hoch aufrecht, es schien Allen, als sei das wunderbare Mädchen größer und ihre ganze Gestalt leuchtender geworden. Dann wies sie mit den Fingern in die Ferne, und sprach: „Ich sehe die Zukunft.

Digitized by Google

Dort hinten steigt sie in schwankender Gestaltenreihe aufwärts, und wälzt sich bis zu mir heran, und beginnt mit meinem Geist vertrauliche Gespräche. Die Sterne über mir fangen an, golden zu erglänzen, wie in schöner Mainacht, und Libussa sitzt groß in den Wolken, und reicht mit ihrer Hand von oben bis tief in mein Herz. Sie schreibt die Schrift der Sterne eifrig in meine Gedanken ein, und ich halte süß bewegt still, wie wenn ein Gott mich berührte. Und die Schrift der Sterne ist es, die mich lesen läßt, was die hinten schwankende Zukunft bedeutet. Und Wald und Strom, und Vogel und Blume, und Luft und Licht werden lebendig und reden ein Wort mit, und ich kann Alles verstehen, was ist und kommen wird. Ich sehe und verstehe großes Unheil, immerwährende Kriege, gespaltene Meinungen, himmelstürmende Verzweiflung, philosophischen Jammer und politische Leidenschaft, jedem Jahrhundert seine Seuche und jedem Menschenherzen seinen Todesschmerz. Und bebend frage ich die Geister der Zukunft um unser Geschlecht, ob es frei sein wird? Und seht, seht, seht, es treten aus dem Nebelglanz der Ferne seltsame Gestalten vor mich hin. Unser eigenes Schicksal kann ich nicht erkennen, denn der Geist darf sich nicht selbst schauen, das verwehrt das Verhängniß. Aber ich höre Waffen an mein Ohr schlagen, und die Blüthe meines Busens zwingt sich wie in einen eisernen Kriegspanzer, und eine breite Wunde bohrt sich bis in mein Leben hindurch. Nun sehe ich schönere Jahre herankommen, ein lyrisches Zeitalter der Frauen sprießt auf. Die Poesie schmückt sie, die Minne verherrlicht sie, und das Ritterthum holt seinen Dank aus ihren huldspendenden Händen. Auf dem Söller blinkender Schlösser stehen sie freundlich da, und begeistern durch ihren Anblick zum Sieg in der Schlacht, zur Sitte im Leben, und zur Ehre im Wandel. Aber das Zeitalter der Minne macht das Weib nicht frei. An Haus und Heerd und an die Stille des Zwingers gebannt, überläßt sie des Lebens freie Bewegungen den Männern. Dann sehe ich fromme Gesichter meines Geschlechts, betende Jungfrauen in dunkeln Zellen, verzückte Mädchen, welche

Digitized by Google

die Gewalt eines Gottes ergriffen haben muß. Alles große Versuche des Weibes, sich zu befreien und über das gemeine Alltagsloos ihrer Bestimmung sich zu erheben zu höherer Erleuchtung des Geistes. Aber auch die Mystik und die beschauliche Klosterzelle macht das Weib nicht frei. Es verliert sich in Gott, und überläßt des Lebens freie Bewegungen den Männern. Und ich sehe eine liebliche Jungfrau, die erst die Lämmer im Thal weidete, dann, vom Geist gerufen, den Helm auf ihr Haupt setzte und gegen die Feinde des Vaterlandes in die Schlacht zog. Sie will zeigen, daß das Weib auch ein Vaterland habe, und Alle folgen jauchzend dem Mädchen aus Orleans und siegen unter ihren jungfräulichen Bannern. Aber dann naht das alte schwarze Verhängniß unseres Geschlechts, und es ruht ein Fluch auf der That, weil sie ein Weib vollbracht hat. Sie können es nicht glauben, daß das Weib vom Vaterlandsgeist getrieben wird, und verbrennen die Zauberin. Das Weib hat kein Vaterland, sie können es dem hohen Mädchen aus Orleans nicht glauben. Auch die Vaterlandsbegeisterung macht das Weib nicht frei, und es überläßt die Freiheit der öffentlichen Bewegung den Männern. Jetzt sehe ich eine Kirchenversammlung von großen und gelehrten Männern, wo eigens untersucht und mit den genauesten Gründen und Gegengründen gestritten wird, ob die Frauen Menschen seien? Dann dringt mein Auge weiter und weiter durch den Schleier der Jahrhunderte, und ich gewahre milde Zeiten des Familienglücks auf den Gesichtern unseres Geschlechts. Ich sehe ein häusliches Stubenleben, ein bürgerliches Zeitalter der Menschen, in dem die Frauen viel gelten; sie stricken, nähen, schenken den Thee ein, und sprechen angenehm. Mir wird kläglich dabei zu Muthe, und ich wende den Blick auf Andere hin, und sehe bücherschreibende Weiber, mit Gelehrsamkeit und Künsten sich abgebende holde Mägdlein; wieder große Versuche, das Weib zu befreien. Aber das Familienglück, das bürgerliche Zeitalter und das Bücherschreiben machen unser Geschlecht nicht frei. Es muß noch immer des Lebens freie Bewegungen den verhaßten Männern

Digitized by Google

überlaſſen. Nun führt mich mein Geiſt fern gegen den Norden hin, und ich ſehe einen Mann in ſeiner Studirſtube ſitzen, der ſchreibt eifrig und ſieht gedankenvoll aus. Ich weiß nicht, ich muß den Mann lieben, es iſt mir, als ſchriebe er mir meine Gedanken auf und die Gedanken unſerer Frau Libuſſa. Er heißt Hippel, und er ſchreibt über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber und über die Ehe. Er will, daß das Weib ein Vaterland haben ſolle, und eine Stelle im Staat und ſeinen ſchönen Theil an aller Freiheit der öffentlichen Bewegung. Er iſt der Erſte unter allen Männern, in dem der große Gedanke Libuſſa's wieder hervortaucht, denn kein Gedanke geht im Meer der Zeiten verloren. Und o, o, ſeht, wie mir der Geiſt nun hilft, die Erſcheinungen zu verknüpfen. Da zieht es mich hin weit in eine andere Gegend, und ich ſchaue eine mächtige Stadt, die heißt Paris, und eine Straße, die wird die Straße Taitbout genannt. Dort iſt ein Saal, in dem Männer mit langen Bärten verſammelt ſind, die eine beſondere Weisheit unter ſich verabredet haben, die heißt der Saint-Simonismus. Sie tragen eine weiße, hinten zugeknöpfte Weſte, weiße Beinkleider, eine blaue Jacke, und Kopf und Buſen ſind ihnen ganz entblößt. Sie ſehen närriſch aus, und ſprechen über die Weiber. In ihrer Mitte ſitzt Einer, mit Namen Enfantin, der ſich den oberſten Vater der Simoniſten nennt, und neben ihm ſteht ein leerer Stuhl, auf dem das freie Weib noch erwartet wird, damit ſie, ſobald ſie erſcheine in der Welt, ſich gleich ſetzen könne. Alle Anſtalten zu ihrem Empfange ſind gemacht, und ihre Unabhängigkeit vom Manne iſt ausgeſprochen. Was Libuſſa gedacht, was Hippel geſchrieben, wollen die Simoniſten endlich ausführen. L'élevation de l'épouse au niveau de l'époux! ſo hallt es wieder aus dem Munde des oberſten Vaters, der das freie Weib ſucht. Es giebt eine geſellſchaftliche Perſon, das iſt nicht mehr der Mann allein, ſondern Mann und Frau, und alle Geſchäfte des Lebens werden daher paarweiſe verrichtet. Die es Paaren iſt die Ehe, und in ihr nimmt die Frau Antheil an den Geſchäften des Mannes. So wirkt ſie zugleich

Digitized by Google

für den Staatsdienst mit, und kann, wie Libussa und Hippel ausdrücklich gewollt, Aemter bekleiden. Der kühne Vater Enfantin aber hebt die Freiheit des Weibes noch über die Ehe hinaus, und erklärt die Ehe nicht für geschlossen. Ein so freies Weib aber will sich gar nicht finden lassen, und darum sehe ich hier und dort Simonisten hinauswandern in den Orient, um das freie Weib da zu suchen. Und es entsteht eine große Verwirrung über die neue Lehre, in der doch Wahrheiten ruhen, an denen ich alle Jahrhunderte arbeiten gesehen. Schriftgelehrte erheben sich, um die Wahrheiten zu reinigen von den Schlacken, aber es scheint, als könne lange Keiner das Wort dazu finden. Da sehe ich auch einen wohlbeleibten Jüngling, ich sehe ihn starkglänzend, der wird sich auch hinsetzen und wird schreiben über den Simonismus, den er nicht versteht. Kein Verhängniß kann das mehr abwenden, der Jüngling wird schreiben über etwas, das er nicht versteht. Und er wird die Ansichten der Simonisten vom freien Weibe obenhin verdammen, und wird etwas thun, das er gar nicht versteht. Und er wird ein Stückchen Hegelsche Philosophie hineinmengen in den Simonismus, und wird etwas thun, das er abermals nicht recht versteht. Das freie Weib aber — doch — ah! — —"

Hier hielt die herrliche Wlasta inne, und der Geist der Wahrsagung schien von dem schönen Munde gewichen. Das Haupt sank ihr ermattet auf die Brust herab, und die Wange, die noch eben von dunkler prophetischer Röthe geglüht hatte, überzog sich wieder mit einer feinen Blässe. Sie lehnte sich seufzend an die Schulter ihrer Busenfreundin Stratka, und fragte leise: „Was habe ich euch gesagt?"

„Du hast uns die Zukunft unseres Geschlechtes enthüllt!" riefen Alle einstimmig, und sprangen auf und umringten sie ehrerbietig und traurig.

„Mir ist das Herz wehe, ich weiß nichts mehr, was ich gesagt!" stöhnte Wlasta. „Ein wunderbarer Traum umhüllte mir mit tausendfarbigen Bildern die Schläfe. Jetzt möchte ich weinen, und kann nicht sagen, warum? Das erste Mal ist es,

Digitized by Google

daß ihr die wilde, fröhliche Wlasta betrübt seht bis in den Tod. Ihr aber, liebe Gespielen, lasset die Gedanken an die ferne Zukunft, denn es bringt den Sterblichgeborenen nur Schaden, in den Spiegel der künftigen Gestaltungen zu lauschen. Denket an euer und unser allernächstes Unglück. An euch ist es nun, zum Heil einen Rathschluß zu fassen. Wlastislawa wird zu Allem Ja sagen, was ihr beschließet, denn sie selbst ist traurig und gedankenlos, und das tapfere Herz ist ihr wie zerbrochen."

Da trat die schmachtende Stratka in die Mitte der Jungfrauen, und es war wie ein linder Westhauch, wenn sie sich bewegte. Sie war als die Zweite und Trefflichste nach der Wlasta geachtet, und Alle waren ihr gut, denn sie sah lieblich und bescheiden aus, und hatte Augen, wie zwei stille Vergißmeinnicht. Die sprach, indem sie ihre Hand ausstreckte gegen die noch am Boden sitzende Wlasta: „O Wlastislawa, du hochherzige, tugendreiche und adlig gesittete Jungfrau, wir wissen Alle, daß Du nichts Anderes denkest noch trachtest, als unsere Freiheit und Ehre und die unseres ganzen Geschlechts. Welche wäre, die Dich nicht darum zum allerhöchsten priese! Aber, ich bitte Dich, du Tugendreiche, was hilft uns armen Mädchen die Freiheit, wenn wir keine Männer haben? Schickte nicht unsere hohe Frau Libussa selbst auf das Feld hinaus und ließ sich einen Mann holen, und als sie ihn zum Manne gehabt, wurde ihre Freiheit und ihre Ehre um nichts desto geringer. Wissen wir denn nicht, wie sie den Przemysl und das ganze Czechenland mit ihrem Rath und ihrer Klugheit regiert hat? In der Ehe erscheint erst das freie Weib, von dem Du uns prophezeit hast, aber ich bin der Meinung, ihr lieben Gespielen, daß, um das freie Weib erscheinen zu lassen, die gewöhnlichen Begriffe der Ehe erst müssen umgewandelt werden. Dies, ja dies sei unser Werk. Vor allen Dingen müssen wir Frauen Wahlrechte bekommen. Ich will von diesen Wahlrechten jetzt nur insoweit reden, daß wir uns die Männer selbst wählen dürfen, sowie Libussa den Ehegemahl erwählet, welcher ihr gefallen, und worin das ganze Land

Digitized by Google

willigen mußte. Denn die Frau muß zuerst durch den selbstständigen Willen frei werden. Ohne den Willen giebt es keine Freiheit, und ohne die Freiheit keine Liebe, und ohne die Liebe kein Glück. Darum nun, auf daß wir allesammt die Freiheit erwerben, rathe ich alles Ernstes, daß Du, o Wlasta, möchtest zum Herzog Przemysl senden, und ich will zum Hinchvoch senden, ob diese Beiden nicht wollten unsere Männer werden? Denn sobald sie nun, als die Vornehmsten, einwilligen, so wird sich alsdann auch unserer Aller Freiheit anfangen, und die Budecer Mädchenanstalt soll wieder in ihre alte Blüthe kommen. Verachten sie aber unser Begehr, so hat dann endlich die Rache der geschmähten Mägdefreiheit eine Ursache an allen diesen Männern. Willigen sie jedoch ein, so wird dadurch das Wahlrecht fortan immer unserm Geschlecht gewonnen sein. Denn die freie Frau ist souverain, sie spreche, wer der Mann ihrer Liebe sein soll! Sie spreche offen, denn sie darf reden! Ach, Wlasta, mir ist, als führte mich auch der Geist der Prophezeiung, wie Dich, bis in eine ferne simonistische Zukunft der Zeiten. Ja, das freie Weib ist souverain, sie entscheide, sie spreche, denn sie darf reden! Und das Glück der freien Liebe ist süß! —"

So sprach die schmachtende Stratka, und warf ihre lieblichen, lauschenden Augen mit einem fragenden Blick im Kreise der Gespielen umher. Die Jungfrauen aber waren von ihrer Rede alle wie begeistert, sie sahen freundlich und erheitert aus, und riefen mit den schönsten Stimmen, in einem lauten Chor, daß es sich anhörte, wie Jubelhymne morgenfrischer Lerchen, sie riefen alle: „Das freie Weib ist souverain, sie entscheide, sie spreche, denn sie darf reden! Und das Glück der freien Liebe ist süß!"

„Und das Glück der freien Liebe ist süß!" wiederholte die schmachtende Stratka noch ein Mal, und hüpfte liebkosend zu der großen ernstsinnenden Wlasta hin.

Diese erhob sich jetzt vom Rasen, und schlug schwermüthig die Augen zu den Freundinnen auf. Dann sagte sie zu Stratka: „O du sanftherzige, tugendreiche und adlig gesittete

Digitized by Google

Jungfrau, von wannen kommt Dir dieser vortreffliche Rath, der mir und allen beisitzenden Mägdlein so gar wohl gefällt? So thuet denn, wie ihr beschließet!"

Weiter sagte sie nichts, die schöne nachdenkende Wlasta, und die Andern beeilten sich, aus ihrer Mitte vier erlesene Jungfrauen auszuwählen, die zum Przemysl und Hinchvoch abgesandt wurden. Sie wählten vor allen die beredsame Budeslawka mit den klugen, braunen Augen, dann die kleine naive Wuschemila, die ernsthafte, tiefsinnige Hrawka und die lammfromme, stille Pietisyla. Diese zogen, von den Uebrigen tausendmal gesegnet, aus gen des Herzogs Burg, während die Andern mit quälender Neugier zurückblieben. —

Przemysl und Hinchvoch saßen wieder bei einander vor einem Faß Meth und bekümmerten sich um die ganze Welt nicht. Sie zechten um die Wette und ließen nicht einmal Jemanden leben, denn das incommodirte sie zu sehr. Sie schwitzten ordentlich vor Langeweile, weil sie nichts mitsammen zu reden wußten, aber es war ihnen dennoch heimlich wohl dabei. Denn Hinchvoch hatte keinen Geist, und Przemysl liebte den Geist nicht. So vertrugen sie sich beide vortrefflich, und gaben sich die Hand, nie wieder von einander zu lassen. „Man muß das Leben nutzen," sagte Przemysl, den das Getränk schläfrig machte.

„Die Zeit ist kostbar," entgegnete Hinchvoch und streckte sich aus, um zu schlafen.

„Nur Eins noch," rief Przemysl und ermannte sich.

„Auch mir fällt noch etwas ein," entgegnete Hinchvoch.

„Was denn?" fragte Przemysl.

„Nichts!" entgegnete Hinchvoch.

„Ich meine das Heirathen," sagte Przemysl.

„Ja," sagte Hinchvoch.

„Niemals werde ich wieder heirathen," rief Przemysl.

„Wer hätte Zeit zum Heirathen!" seufzte Hinchvoch.

„Meine Zeit ist mir zu lieb und meine Freiheit!" sagte Przemysl.

Digitized by Google

„Gieb Dich doch nicht mit ſolchen Gedanken ab!“ ſagte Hinchvoch, ärgerlich werdend, denn ihn ſchläferte ſehr.

„Ich muß auf meine Freiheit halten!“ rief Przemyſl auffahrend.

„Wenn Du nur eine einzige Lehre von mir annehmen wollteſt!“ ſagte Hinchvoch.

„Welche denn?“ fragte Przemyſl.

„Daß ſich Alles in der Welt von ſelbſt verſteht!“ gähnte Hinchvoch.

„Wie meinſt Du das?“ fragte Przemyſl aufmerkſam.

„Ich meine, wie hätte man Zeit und Ruhe, zu ſchlafen, wenn ſich nicht Alles in der Welt von ſelbſt verſtände!“ explizirte Hinchvoch.

„Ich verſtehe Dich nicht, erkläre Dich deutlicher,“ ſagte Przemyſl dringend.

„Laß erſt noch ein Faß Meth holen,“ ſagte Hinchvoch.

„Soll geſchehen!“ rief Przemyſl, und es ward alsbald durch den Diener herbeigeſchafft.

„Nun,“ ſagte Hinchvoch, nachdem er noch einmal getrunken, „daß ſich Alles in der Welt von ſelbſt verſteht, iſt klar. Zum Beiſpiel, daß Du frei biſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ebenſo, daß Du nicht mehr heirathen wirſt! Was machſt Du Dir alſo Gedanken darüber! Die Zeit iſt koſtbar. Laß uns ſchlafen!“ —

„Mir wird Angſt bei Dir!“ ſagte Przemyſl. „Du fängſt an, geiſtreich zu werden. Ich dachte, Du hätteſt keinen Geiſt. Und ſiehe, mein Haar ſträubt ſich empor, und es iſt mir, als käme der neuerdings Mode gewordene Geiſt der Weiſſagung auch über meine Seele. Ja, ja, Hinchvoch, ich bitte Dich um Alles in der Welt, ich ſehe die Zukunft vor meinen Blicken aufſteigen. Ich ſchaue eine Periode des Menſchengeſchlechts, wo Alle geiſtreich ſind. Es iſt das glorreiche neunzehnte Jahrhundert, in dem jeder Ladendiener geiſtreich werden wird. Man wird einem Menſchen nichts Schlechteres mehr nachſagen können, als daß er geiſtreich iſt, und überall, wo man hinhört, wird die Rede ſein von geiſtreichen Jünglingen, von geiſtreichen

Digitized by Google

Frauen, von geiſtreichen Berliner Banquierſöhnen, und Keiner wird mehr ein Kleid machen laſſen bei einem Schneider, wenn der Schneider nicht geiſtreich iſt. Die Recenſenten, wenn ſie weiter nichts mehr zu ſagen wiſſen, werden das Wort geiſtreich zum Schimpfwort brauchen, und dieſe klägliche Periode wird damit endigen, daß ſich die Geiſtreichen alle unter einander mit Haut und Haaren auffreſſen. Ich ſehe ſchreckliche Dinge, die da kommen werden, Keiner ſagt mehr zum Andern guten Morgen, ohne dabei geiſtreich zu ſein. Keiner ißt mehr ruhig ſein Butterbrod, ohne eine geiſtreiche Bemerkung dabei zu machen. Kein Spitzbube wird gehenkt, ohne ein geiſtreiches Geſicht dabei zu ſchneiden. Kein Mann prügelt mehr ſeine Frau, ohne geiſtreiche Motive dazu zu haben. Alles wird ſich geiſtreich motiviren, und es wird kein geſunder Discours, bei dem man ſich bequem ausruhen kann, mehr zu Stande kommen. Dieſe klägliche Periode und ihr klägliches Ende habe ich prophezeit. Ich bin dazu auserſehen vom Verhängniß. O Hinchvoch, Hinchvoch, halte mich, mir wackelt der Kopf und ich kann nicht wieder zu mir kommen, mir ſchwinden die Sinne!"

Er ſank in die Arme ſeines getreuen Hinchvoch zurück, und dieſer rüttelte und ſchüttelte ihn, bis die Kraft der Weiſſagung wieder von ihm wich. Dann ſahen ſich Beide ganz erſtaunt an, und reichten ſich gerührt die Hände. Sie ſchwuren, daß ſie nie wieder ein Geſpräch mit einander führen wollten, an dem ſie ſich erhitzen könnten, da heut um ein Haar ihre Freundſchaft auf dem Spiele geſtanden hätte. In dieſem Augenblick trat ein Diener in den Saal und meldete, daß eine Geſandtſchaft von vier Jungfrauen draußen ſtände, die etwas Wichtiges an den Herzog Przemyſl und den Reichsoberſten Hinchvoch auszurichten hätten.

Die Jungfrauen wurden eingelaſſen und ſchritten mit ſchüchterner Geberde, die beredte Budeſlawka an ihrer Spitze, vor die Beiden hin. Budeſlawka erhob ihre helltönende Stimme, und begann zuerſt, mit geſenkten Augen, von dem heiligen

Digitized by Google

und allen Völkern stets ehrwürdig gewesenen Beruf des weiblichen Geschlechts zu sprechen. Sie nannte die Frauen die Ordnerinnen und Hüterinnen des Lebens, und erinnerte, klagend und triumphirend zugleich, an der Libussa mächtigen Geist, welche dieses hochemporblühende Reich zuerst eingerichtet und in seinen Grundvesten geschaffen, geordnet, zusammengehalten habe. Dann ging sie, muthiger werdend und mit durchdringenden Blicken aufschauend, zu der Behauptung über, daß kein Reich, kein Staat, kein Volk ohne der Frauen mitwirkende Hülfe, ohne ihren Alles im Gleichgewicht erhaltenden Sinn gedeihen könne. Sie fügte, leiser betonend, hinzu, daß sie und alle ihre Schwestern draußen auf dem Berge Widowle entschlossen seien, nur am Altare des Vaterlandes ihre Lebenspflichten zu üben, und Wlasta und Stratka, ihrer Schönheit und Tugend wegen allberühmte Jungfrauen, hätten entschieden, die Ersten zu sein, welche dem allgemeinen Besten des Staates sich opferten. Sie böten beide ihre Hand dar, jene dem Przemysl, diese dem Hinchvoch, um mit ihnen vereint im Bunde der Ehe Antheil zu haben an dem Wirken und Verrichten der Männer. Dies gäben sie durch diese Abgesandtschaft offen und frei zu erkennen, denn die Frau sei souverain, sie dürfe reden! Nun sei es an Przemysl und Hinchvoch, so würdigen Jungfrauen würdige Antwort zu ertheilen.

Budeslawka schwieg und trat, sich verneigend, wieder einige Schritte zurück, während Przemysl und Hinchvoch sich vor Verwunderung nicht zu lassen wußten. Sie begaben sich endlich beide in ein anliegendes Kabinet, um sich dort mit einander zu berathen.

„Ein seltsamer Fall!" sagte Przemysl.

„Ich dächte, man fragte die Gelehrten!" sagte Hinchvoch.

„Was Gelehrten!" rief Przemysl entrüstet aus. „Wir müssen ihnen auf der Stelle eine abschlägliche Antwort geben."

„Das müssen wir, aber ohne allen Aufwand von Redekunst!" sagte Hinchvoch.

„So antworte Du!" sagte Przemysl.

Digitized by Google

„Nein, antworte Du!“ sagte Hinchvoch. „Du bist der Herzog.“

„Eben weil ich der Herzog bin,“ sagte Przemysl, „befehle ich Dir, zu antworten.“

„Ja so,“ sagte Hinchvoch. „Ich werde mir etwas ausdenken, was Keine beleidigen und Keine erfreuen kann.“

Hierauf gingen sie wieder in den Saal zurück, und Hinchvoch näherte sich den Jungfrauen und sagte, sich die Hände reibend, nach einigem Besinnen: „Ihr liebwerthen und schönen Jungfrauen, wenn sich einmal der unvorhergesehene Fall ereignen sollte, daß dem Przemysl und dem Hinchvoch die Wlasta und die Stratka gefielen, so könnte es wohl geschehen, was ihr uns ansinnet. Da man aber nicht wissen kann, wann dieser Fall eintreten möchte, so laßt euch bis dahin Gutes gerathen sein, und thut, wie die andern Mägde im Lande, und spinnet und stricket, nähret euch redlich und betet zu den Göttern. Denn was seid ihr Besseres? Aber gedenkt auch zu euerm Trost daran, daß sich bisweilen selbst unvorhergesehene Fälle ereignen.“

Nach dieser Rede entließ er die Jungfrauen, die alle in schweigendem Zorn von dannen gingen. Sie schlichen betrübt einher, wie geschorene Lämmer, und getrauten sich kaum einander selbst anzusehen. Sie sprachen kein Wort zusammen auf dem ganzen Rückwege, und nicht einmal ein Seufzer schlich sich aus der gepreßten Brust hervor. Als sie so in stummer Reihe bei dem Berg Widowle anlangten, kamen ihnen die andern Mädchen schon von fern fragend entgegengesprungen. Aber Budeslawka winkte ernst mit der Hand, und bedeutete sie, still zu sein. Dann erzählte sie mit einer Stimme, die wie gemessenes Grabgeläute klang, welche schnöde Antwort den Jungfrauen zugetheilt worden sei.

Als Wlasta dies hörte, warf sie sich lautschreiend an die Erde nieder und brüllte wie eine Löwin, welche des Jägers Schuß ins Herz getroffen. Sie zerraufte sich das wunderschöne Haar, und jammerte, daß sie diese Schande nicht über-

Digitized by Google

leben werde. Die schmachtende Stratka weinte bloß helle Thränen, und faßte ihre Freundin in die Arme, um sie an ihrem Busen zu trösten. Aber Wlasta wollte von keinem Trost hören, sie schlug bald auf mit donnernden Tönen einer wuthentbrannten Seele, bald wimmerte sie in sich hinein wie eine sterbende Nachtigall. Dann ward sie ganz stille, während sich die andern Jungfrauen in schmerzlicher Theilnahme um sie her drängten.

Nachdem sie eine Zeitlang so gelegen, ihr herrliches Antlitz der Erde zugekehrt, erhob sie sich plötzlich wieder und stellte sich aufrecht in ihrer strahlenden Gestalt vor die Freundinnen hin. Ihre Augen leuchteten wie zuckende Blitze, in ihrem hochgehobenen Arm bewegte sich, wie zum Kampf, die empörte Muskelkraft. „Auf, auf, zur Rache, ihr Schwestern!" rief sie aus. „Zur Rache an allen Männern! Kein einziges dieser Ungeheuer darf am Leben bleiben, so lange wir böhmischen Mägde walten in diesem Lande! Zur Rache, zu den Waffen! Jede suche sich ihre Waffe, damit wir gerüstet sind! Schlaget todt, schlaget todt, jeden Mann schlagt todt! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Jetzt will ich euch sagen vom freien Weibe, was es ist! Das freie Weib ist die Amazone, die gegen die Männer ficht! Die Amazone mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib! Sie ist unabhängig, sie streitet für ihre Freiheit gegen die Männer! Darum auf, zur Rache, zu den Waffen! Die Amazone mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib!"

Da jubelten und jauchzten alle die böhmischen Jungfrauen, und im ganzen Kreise hallte und schallte es, daß der Berg erzitterte: „Zur Rache, zu den Waffen! Die Amazone mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib!"

Und sie ordneten sich in Schaaren und beschlossen, noch in derselbigen Nacht die Veste Motol zu stürmen, um sich darin zu verschanzen. Wlasta, der Mägde hochherzige Führerin — — — —

* * *

Digitized by Google

— Doch hier, o Heilige, muß ich wahrlich abbrechen! Vielleicht ſchreibe ich Dir den Reſt ein anderes Mal auf, vielleicht auch nicht. Du mußt bedenken, ich ſitze im Wirthshauſe. Und wer hat in den Wirthshäuſern dieſes Lebens Zeit und Reihe, ein Kunſtwerk zu ſchaffen? Ich mindeſtens nie, mit meiner flatterhaften Muſe, die ſo wenig reelles Sitzfleiſch jetzt hat. Alſo gehe ich lieber ſpazieren, da ich einmal auf der Reiſe bin.

Ich habe Dir jedoch wenigſtens die Expoſition zu dem böhmiſchen Mägdekrieg gegeben, wie ich ihn mir denke, und ich wundre mich recht, daß alle bisherigen Bearbeiter dieſer Geſchichte, ſowohl der an manchen lyriſchen Schönheiten reiche Karl Egon Ebert, als auch van der Velde in ſeiner bekannten Novelle, die eigentlichen Motive dazu, wie ich ſie aufgefaßt, ſo ganz verkannt haben. Du mußt Dir nun aber weiter denken, wie ſich aus dieſem kühnen Beginnen der Mägde der blutigſte Krieg entſponnen, welcher einige Jahre lang das ganze Land verheerte; wie allmählig alle Frauen im geſammten Reiche Partei ergriffen wider ihre Männer, und den öffentlichen Kampf der Jungfrauen durch kleines häusliches Gewehrfeuer unterſtützten; wie alle Morgen Männer, welche die Oberherrſchaft des Weibes nicht anerkannten, ermordet im Bette gefunden wurden; wie die kriegeriſchen Jungfrauen, nachdem ſie ſich lange auf der Veſte Motol verſchanzt, ſich endlich ein eigenes Schloß erbauten, das berühmte Schloß Diewin (von diewicze, die Jungfrauen), weil es ganz von jungfräulicher Hand erſtanden, und kein Mann auch nur einen Stein zu ſeinem Bau getragen; wie in dieſem Mägdeſchloß die Jungfrauen einen eigenen Staat errichteten und ſich in allen ritterlichen und männlichen Künſten, bald mit dem Speer, bald mit dem Bogen, bald zu Roß, bald zu Fuß, beherzt und geſchickt übten und ausbildeten; wie von Przemyſl und ſeinen Schaaren das Schloß Diewin vergeblich belagert und bekriegt wurde; wie die Mägde viele und herrliche Jünglinge des Landes, unter dem trügeriſchen Verſprechen ihrer Gunſt, zu ſich auf das Schloß lockten und

Digitized by Google

dort mit schmählicher List ermordeten und verstümmelten; wie Alles, was einen Bart hatte im Reich, endlich in die allergrößte Verzweiflung gerieth; wie Przemysl einen ordentlichen Landtag wider die Weiber ausschrieb; wie die furchtbar schöne Wlasta sich als die Königin des Reiches anzusehen begann, und eine neue Landordnung, ein eigentliches Amazonen-Edikt, verfaßte, wonach jedem Knaben, der im Lande geboren worden, der Daumen an der rechten Hand abgeschnitten, das rechte Auge aber ausgestochen würde, damit er zu jeder Kriegsthat unfähig sei, wonach ferner jedem Mägdlein, das geboren worden, die rechte Brust mit einem glühenden Eisen abgebrannt werden solle, damit sie ihr nicht wachsen und sie im Spannen des Bogens verhindern könne, wonach auch die Männer nur den Ackerbau betreiben, die Jungfrauen aber im Felde streiten sollten mit den Feinden, und wonach endlich eine Jungfrau den, der ihr wohlgefiele, zum Manne zu nehmen, die Macht hätte, und überhaupt alle Freiheit, welche sonst ein ungerechtes Schicksal den Männern zugewiesen, für sich gewönne. Dann wirst Du jedoch auch sehen, wie diese ethisch-gesellschaftliche Revolution, in welcher sich das freie Weib als Amazone constituirte, zuletzt einen entsetzlich tragischen oder vielmehr sehr gewöhnlichen Ausgang nahm, denn als die Männer jene neue Landordnung der Wlasta gehört, erschraken sie so sehr und so gewaltig, daß sie sich nun aus allen Theilen des Landes zusammenrotteten und mit der letzten Kraft ihres Muthes, auf Leben und Tod, einen Sturm unternahmen auf das Mägdeschloß Diewin. Nach einer fürchterlichen Schlacht bethätigte sich endlich das biblische Wort: Er soll dein Herr sein! und die Jungfrauen, die nicht durch das Schwert fielen, wurden geheirathet, und gelobten Treue und Gehorsam und ein sanftes Gemüth. — —

Doch genug davon! Ich wünschte wohl, daß ein junger talentvoller Dichter diesen Stoff einmal nach meinen Ansichten, wie ich sie in der Exposition angedeutet, bearbeiten möchte! Du lieber Gott, wer doch heut den Frieden dazu hätte, talent-

Digitized by Google

voll zu sein! Aeußern Frieden und Heiterkeit ringt man sich wohl ab, aber die geheim in mir ziehenden Gewitter lassen der Seele doch selten Ruhe, daß sie an fremde Stoffe mit ihrer innern Werdelust sich hingebe.

Auch manches Sonstige, was ich schon das vorige Mal berühren wollte, muß ich wieder auf meine nächsten Blätter versparen. Ich bringe jetzt Alles nur in einzelnen Stücken zu Stande. Es ist einmal ein zerstückeltes Leben in dieser Zeit, und das Herz hängt sich mit seinen Sympathien an diese Zeit. Darum ist es auch zerstückelt. Mein Herz freut sich seiner Fragmente, und erschrickt ordentlich vor der Harmonie, als wäre der Welt Ende dann da. Was soll ich auch mit der Harmonie! Ich bin nicht für sie geboren.

Nimm vorlieb, Du Heilige! —

Digitized by Google

Toast.

Von Heinrich Stieglitz.

Wohlauf, ihr frischen Gesellen,
Zur rüst'gen Lebensfahrt,
Laßt nicht euch Seufzer entquellen
Umflorter Gegenwart!
Tragt doch den Blick hinüber
Durch's Wogengerolle der Zeit,
Ist's heut' auch enger und trüber,
Wird's morgen lebendig und weit.

Und blieb' es auch morgen noch enge,
Ein andrer Morgen tagt;
Frei zieht durch das wüste Gedränge,
Wer glaubet und hoffet und wagt;
Drum, ob auch Alles versunken
Euch schiene rings umher,
Bewahrt nur den göttlichen Funken
Im schwankenden Lebensmeer.

Der Eine Funken erhalten,
Wenn ringsher Alles droht
Am Nordhauch zu erkalten,
Erweckt ein Morgenroth,
Ein Morgenroth der Liebe,
Ein Morgenroth der Kraft,
Die mitten im öden Getriebe
Den neuen Frühling schafft.

Drum auf, ihr frischen Gesellen,
In Noth und Tod gepaart,
Laßt freudig die Segel schwellen
Zur dräuenden Lebensfahrt!
Die Riffe werden verschwinden,
Die Strudel wirbeln so fort,
Wir aber, wir steuern zu finden
Voll Muths den geheiligten Port.

Digitized by Google

Erwachen.

Nacht hielt im Schlummer eine Welt gefangen,
Beugt' alles Leben durch ihr altes Recht;
Furcht macht zu Knechten ihr das Taggeschlecht
Der Menschen, läßt in Todespein sie bangen.
Und süß dem Ohr die Sklavenketten klangen;
Noch fühlt das Herz nicht, wem es dien', ein Knecht:
Wo weilt ein Heros, der die Menschheit rächt?
Ach, Seheraugen kaum die Nacht durchdrangen!
Doch Träume sandt' ein Gott von schönern Tagen,
Hernieder schwebten aus dem Reich des Lichts
Die Cherubim, den Herrn uns zu verkünden;
Und er erschien, aus Gottesmacht zu sagen:
Erwach', o Welt! Die Nacht versank ins Nichts,
Und Freiheit konnt' uns nun der Lieb' entzünden.

F. A. Maerker.

Digitized by Google

Zwei Werke vom Juſtemilieu und ein ſanscülottes Ultra.

Drei kritiſche Berichte von Dr. F. G. Kühne.

1.

Kritiſch-geſchichtliche Ueberſicht der Ereigniſſe in Europa ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Staatsumwälzung bis auf den Congreß zu Verona. Von Herrman von Keyſerlingk, Doctor der Philoſophie. Leipzig, bei Brockhaus. 1834. 326 S. gr. 8.

Herr v. Keyſerlingk, vor mehreren Decennien Privatdocent an der Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin, und gegenwärtig ebenfalls wiederum Privatdocent an gedachter Hochſchule, hat ſich, des Privaten überdrüſſig, auf die Oeffentlichkeit geſchichtlicher Thatſachen geworfen. Es iſt noch nicht gar zu lange her, aber es ſcheint, weil die treuloſe Welt ſo ſchnell vergißt, unendlich lange her zu ſein, daß Hr. v. Keyſerlingk eine „vollſtändige Anſchauungsphiloſophie" edirte; jetzt ſchreibt er eben ſo „vollſtändige" Geſchichtsanſchauungen, lauter Bücher mehr zum Anſchauen als zum Leſen, hübſch gedruckt, ſchwarz auf weiß. Hr. v. Keyſerlingk lebt in Preußen, ſeine Bücher tragen die preußiſchen Farben, ſchwarze Lettern auf weißem Papier, ſonſt iſt nichts Preußiſches an ihnen. Der Autor tritt zum erſten Male mit einem hiſtoriſchen Werke vor das Publikum, deshalb ſchien es ihm räthlich, ſein politiſches Glaubensbekenntniß ausdrücklich abzulegen; wir finden es in der Vorrede, ſowie im Werke ſelbſt vielfach eingeſtreut. Hr. v. Keyſerlingk bekennt mit der ihm eigenen Kühnheit des Gedankenfluges öffentlich, er glaube an eine Weltregierung Gottes. Etwas iſt hiemit allerdings gewonnen, nur zu wenig. Daß Gott die Welt regiere, zu verſichern, iſt überflüſſig; das Wie der Weltregie-

Digitized by Google

rung Gottes in den historischen Ereignissen nachzuweisen, scheint uns die Aufgabe des Historiographen. Hr. v. Keyserlingk schreibt keine Geschichte der Wüste Sarah, noch die Historie der Finnen, er giebt eine kritische Uebersicht der Ereignisse in Europa von 1789 bis 1822, er schildert die französische Revolution, wie sie zu einer europäischen wurde und nicht wurde, Frankreichs Hegemonie, Napoleons Größe und Sturz, und die gegenseitige Stellung der Mächte nach seiner Besiegung. Der Autor erzählt Ereignisse, in deren Nachwehen wir noch gegenwärtig leben, weben und sind, seine Darstellung, könnte man ihrer Gegenstände wegen muthmaßen, trifft die innersten Nerven unseres Lebens: es scheint nothwendig, das Glaubensbekenntniß des Verfassers genauer kennen zu lernen. Hr. v. Keyserlingk ist weder Jacobiner noch Absolutist, weder Ultra-Royalist, noch Antiroyalist, weder Liberaler noch Serviler, weder Aristokrat noch Demokrat, weder Rationalist noch Supernaturalist, weder aufgeklärt, noch unaufgeklärt, weder weiß noch schwarz, weder kalt noch warm: Hr. v. Keyserlingk ist ein Mann von der Mitte. Hören wir ihn selbst in der Vorrede: „Die den Verfasser leitenden Grundsätze, — sagt er — sind gewesen: Wahrheit, Unbefangenheit und Beobachtung der geschichtlichen Würde. Nichts ist so unangemessen und widerwärtig, als das kleinliche Schmähen und Herabwürdigen, das einseitige Aburtheilen über große Männer und außerordentliche Begebenheiten und Zeiten. Sie haben alle ihre Licht-, aber auch ihre Schattenseite gehabt. Die Wahrheit liegt in der Mitte." Einen Zustand zwischen Licht und Schatten nennt man ohne Sophismus Dämmerung, also fischt die Wahrheit im Trüben, sie ist das Kind der Dämmerung, ein Zwitterding von Licht und Dunkel! Im Sturm und Ungewitter der großen Revolution wechseln lichte, zuckende Blitze mit dunklen Wetterwolken und düstern, blutigen Regenschauern; eine jäh auflodernde Helle wird von der Nacht des Lebens verschlungen, oder flackert in die Weite hin wie ein tanzendes, schwankendes Irrlicht, oder erröthet vor sich selber und wird dunkelroth und schwarz wie Blut. Unser Herrgott hat selbst dies große Buch der Revolutionsgeschichte geschrieben, furchtbar mächtige, blutrothe, flam-

Digitized by Google

mende Buchstaben auf schwarzen, todesdüstern Grund — und nun kommt ein menschlicher Geschichtschreiber und will die Schrift auslöschen und sagt: ach! das ist alles nichts, lauter Halbheit, Licht und Dunkel, Flammen und Nacht, lauter Extreme, die Wahrheit liegt in der Mitte! Ein Privatdocent, ein menschlicher Mensch, will dem öffentlichsten aller Docenten, dem göttlichen Docenten der Weltgeschichte, seinen Vortrag und sein Buch verderben, abschwächen und auf Nichts reduciren! Warum schreibt Hr. v. Keyserlingk nur schwarz auf weiß, warum schreibt er seine Bücher nicht grau auf grau, da die Wahrheit in der Mitte liegt, und wenn Schwarz und Weiß, diese Farbenextremitäten, zusammenkommen, nothwendig Grau entsteht? Man hätte dabei bloß den Vortheil, seine Werke nicht lesen zu können. Oder huldigt er als Politikus der Newton'schen Theorie, daß es eigentlich kein reines Licht gebe, sondern der Lichtstrahl ein Gemisch aller Farben sei?

„Die Wahrheit liegt in der Mitte!" Hr. v. Keyserlingk ist einigermaßen unschuldig an dieser Lehre, er spricht den Satz bloß nach, Fleisch und Blut haben ihm das nicht offenbart, sondern — Hr. v. Raumer. Schade, daß Hr. v. Raumer und Hr. v. Keyserlingk bei dem ersten Sündenfall im Paradiese nicht zugegen gewesen sind! Als Adam den Apfel in der Hand hielt und noch schwankte, ob er einbeißen solle oder nicht, hätten sie ihm gesagt: mein lieber Adam, die Wahrheit liegt in der Mitte! — und hätten ihm begreiflich gemacht, wie man einbeißen könne und doch nicht. Wäre Adam aber nicht so extrem gewesen und hätte er nicht wirklich gebissen, so hätten wir ja keine Weltgeschichte; diesem Aeußersten verdanken Sie ja mit Ihre Existenz, meine Herren! Wie närrisch und bornirt benimmt sich doch der philosophirende Prinz Hamlet, wenn er in seinem selbstquälerischen Monologe die Frage aufwirft zwischen Sein und Nichtsein! Die Wahrheit liegt ja in der Mitte zwischen Sein und Nichts, ein halbes Etwas, ein halbes Nichts ist die Wahrheit, was weder leben noch sterben kann, was in den letzten Zügen liegt, das ist ja die Wahrheit! Sie

Digitized by Google

iſt weder Licht noch Schatten, ſie dämmert; ſie iſt weder weiß noch ſchwarz, ſie iſt gräulich.

Wie man aber bei Beurtheilung kleiner Einzelnheiten verfährt, um zu entſcheiden, was richtig ſei und unrichtig, ſo meint man auch die großen ewigen Fragen der Weltgeſchichte, die tiefſten Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechts mit dieſer Reducirung auf einen mittlern Zuſtand zwiſchen zwei Extremen zu erledigen, zu ordnen, und recht eigentlich zu beſeitigen. Denn wenn man die Extreme links und rechts ſtehen läßt, und ſich mit einer bequemen Mittelmäßigkeitstheorie zwiſchendurch lavirt, ſo beſeitigt man allerdings Irrthum und Wahrheit und gefällt ſich in dieſem Schwanken einer flauen, troſtloſen Halbheit in Anſicht und Geſinnung. Alles Aufgebot der intenſivſten Geiſteskräfte, aller Kampf des Geſchlechts, alles Ringen der Jahrhunderte iſt dann unnütz geweſen, Wahrheit lag nie in ihnen, denn ſie waren nach dieſer Anſicht nur erhitzte Extreme, Uebertreibungen und Abirrungen von dem nüchternen Lehrſatze, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Alle Größe des Geſchichtlichen in That und Begebenheit zerſchmilzt in dem kleinen Schmelztiegel dieſer Hiſtoriographie. Was hilft alles Quellenſtudium, alle fleißige Portraitirung der einzelnen Geſtalten, wenn das Brillanteſte in den Erſcheinungen gerade die weiteſte Verirrung von dem engen Schooße dieſer unfruchtbaren Wahrheitslehre iſt!

Allerdings handelt es ſich in der Geſchichte um Wahrheit, und der Geſchichtſchreiber ſoll darſtellen, was die Wahrheit im Laufe der Dinge war und iſt. Läge die Wahrheit aber wirklich in der Mitte, ſo wäre es eine abgeſchmackte Weltregierung, daß die Geſchichte, wie wir doch in der That ſehen, nie anders als in Extremen und durch Extreme ihren Verlauf hat. Die Wahrheit liegt eben ſo wenig hinter den Ereigniſſen verſteckt, als zwiſchen zweien, ſich contraſtirenden, mitten inne. Eine mathematiſch abgewogene Mitte giebt es gar nicht und iſt ein willkürlich fingirtes Abſtractum, in welchem alles Leben, d. h. eben alle Geſchichte, aufhören müßte zu pulſiren. Die Wahr-

Digitized by Google

heit liegt in Allem, jedes welthistorische Ereigniß zeigt eine Seite der Wahrheit, und diese kann nicht anders als in Extremen sich an das Licht der Tage stellen. Die absolute Wahrheit wird und kann nie völlig rein und ausgeschält in die Erscheinung treten, alle Erscheinungen zusammen machen die ganze Wahrheit. Jede Erscheinung in ihrer Einzelnheit verfällt als solche dem Irrthum, deshalb liegt in jedem großen Irrthum eine Seite der Wahrheit. Wo sich in einer Zeit die intensivste Kraft entwickelte und sich Ausdehnung verschaffte, da war ihre Wahrheit. Eine leidige Mitte ist nie, in keiner Form hervorgetreten, immer waren es contrastirende Endpunkte, deren Stellung zu einander der Historiker zu betrachten hat. In einer abstracten Theorie lag nie die Wahrheit. Eine solche ist aber auch Hrn. von Keyserlingks politisches Glaubensbekenntniß, indem es die Ueberzeugung in sich faßt, daß das letztliche und alleinige Heil der Staaten für alle Zeiten weder in einer reinen Monarchie, noch in einer reinen Demokratie, sondern in einer Mischung der monarchischen, aristokratischen und demokratischen Gewalten zu suchen sei. Mit diesem Recepte in der Hand die Staaten und Nationen, deren Zustände im Strome der Ereignisse für krankhaft gehalten werden, in die Kur nehmen wollen, heißt alle historische Entwickelung auf einen dürftigen und eintönigen Mechanismus reduciren und die Wahrheit in einem Schema suchen, das man sich scheinbar plausibel entworfen hat. Nach der Schneiderelle lassen sich die drei Gewalten im Staate nicht abmessen, noch die Geschichte sich an solchen formellen Maßstab legen; vielmehr beweist diese, daß dergleichen künstliche Abwägungen und Abzirkelungen ohnmächtig sind gegen den Drang der Ereignisse, und daß es vielmehr im Laufe der Begebenheiten, und in der Staatenbildung zumal, darauf ankommt, auf welchem Punkte sich die größte moralische Kraft intensiv entwickelte und sich Raum schuf. Im Vollgefühl geistiger Kraft lag und liegt immer der Sieg, und wo Sieg ist, da ist Wahrheit.

Auf seinen Bequemlichkeitsstandpunkte wird es dem Ver-

Digitized by Google

faſſer nun auch allerdings leicht, über die verſchiedenen Volkseigenthümlichkeiten abzuurtheilen. Rußland wird mit dem Epitheton „eroberungsſüchtig" abgewieſen und in allen ſeinen Unternehmungen, der ganzen Expanſion ſeiner Idee, die es ſeiner innern Natur nach nothgedrungen vollzieht, ohne weiteres verdammt. Oeſtreich ſcheint dem Verfaſſer „mehr einer zähen und ſchwerfälligen Maſſe, als einem organiſch belebten und beſeelten Körper zu gleichen." Wie dem auch ſein mag, ſicherlich giebt es mehr ſeelenloſe Bücher, als ſeelenloſe Staaten. Jeder Staatenformation, zumal einer ſo gewichtvollen, wie der öſtreichiſchen, die ein Gedanke Jahrhunderte lang trug, muß eine Seele inwohnen, denn ohne innere Bedeutung iſt keine große Erſcheinung möglich. Ein Staatenkörper ohne Seele iſt nicht denkbar; es kommt nur darauf an, zu zeigen, welches die Functionen dieſer Seele ſeien, worin ein Staat ſeine Bedeutung in der Vergangenheit hatte, was ihn gegenwärtig trägt und wie ſich eine Zukunft ihm eröffnen dürfte. — Während aber Oeſtreich wegen ſeines Syſtems der Stabilität getadelt wird, verlangt der Verfaſſer von Frankreich gerade dieſe an Oeſtreich geſchmähte Richtung, indem er dieſem ringenden Proteus alles geſchichtliche Leben verbietet und für dies „leidenſchaftliche, leichtſinnige, ſittlich verderbte, durch Ueppigkeit und Luxus aller Art verwöhnte Volk" einzig und allein die rein monarchiſche (S. 30) oder ſogar eine despotiſche Verfaſſung (S. 296) für tauglich hält. Auf eine gleich ungeziemende, ſchnöde Weiſe wird in vorliegendem Werke nur von Englands „gewinnſüchtiger und eiferſüchtiger Krämerpolitik" geſprochen, es ſei „ein alternder, innerlich in Zerfall und Auflöſung begriffener Staat." Dies wäre doch nun ein Staat mit den ineinandergreifenden Functionen der drei Gewalten! Aber weil die drei Gewalten nicht ſchlafmützig mit einander zu Biere gehen und mechaniſch unter einander converſiren, ſondern nach einer Seite hin ein Element ſich regſam vorwärts drängt und mithin noch Leben im Körper pulſirt, ſo gefällt das dem Hrn. v. Keyſerlingk auch nicht, ihm gefällt nichts, und ihm iſt nicht zu helfen noch zu rathen. Er

Digitized by Google

leugnet jedem Volke die geistige Tendenz, die doch der Athem seiner Seele ist, und indem er das Getriebe solcher von ihm in der That entseelten Völker- und Staatenmassen, das er für Geschichte der neuesten Zeiten ausgiebt, kritisch beleuchtet, paßt sein Glaubensbekenntniß von einer Weltregierung Gottes zu diesem Materialismus der Historiographie wie die Faust auf's Auge. Der Verf. hätte von seiner theoretischen Glaubensmeinung nicht so viel Wesens machen sollen, dann hätte man sein Buch als einen gewöhnlichen pragmatischen Abriß aufgenommen, bei dem weiter nichts als die Richtigkeit der Angaben, Manier und Styl in Erwägung zu ziehen wären. Davon kann aber jetzt nicht mehr die Rede sein, der Verf. hat uns zu sehr gekränkt mit seiner Theorie von der leidigen Mitte. Er hat sich einmal auf dies stetische Paradegaul gesetzt; selbst wenn er zappelte und wieder herunter möchte, wir helfen ihm nicht, wir lassen ihn sitzen.

2.

Rosamunde. Ein Trauerspiel von Friedrich von Uechtritz. Düsseldorf, 1834. Bei Schreiner. 149 S. 8.

Fast möchte es uns bedünken, das eben so langweilige, wie geistig entnervende Glaubensmotto, daß die Wahrheit in der Mitte liege, sei auch in der Poesie unserer Gegenwart das freilich nur stille Feldgeschrei einer Partei, und Hr. v. Uechtritz scheint in der dramatischen Dichtkunst ein Vertreter dieser Richtung zu sein. Was Wahrheit im Denken, ist Schönheit im Dichten, und so liese denn hier das trostlose Glaubensbekenntniß auf den Satz hinaus: die Schönheit liegt in der Mitte, zwischen dem Guten und Schlechten nämlich mitten inne. Die Dramen des Hrn. v. Uechtritz sind in der That Producte der Mitte, Schöpfungen der Mittelmäßigkeit, sie sind ziemlich interessant und ziemlich schwach zu gleicher Zeit. Ich habe immer gehofft, der Verf. würde einmal aus dieser Barrière heraustreten, er würde der Grenze nach links oder rechts sich über-

Digitized by Google

heben, ſich total verirren und ſich ſo einer Kraft, die immer bei ihm wie im Schlafe gefangen liegt, bewußt werden. Der Autor ſchrieb wenig, er ſchien ſich in ſich zu beſinnen, man konnte denken, er würde in einem Zeitraume des Schweigens mit intenſiverer Kraft einen neuen, größeren Anlauf nehmen; allein man hat gehofft und geharrt und würde vor Hoffen und Harren zum Narren werden, wenn man auf eine mächtigere Entfaltung des dramatiſchen Talents bei dieſem Dichter noch länger rechnen wollte. Es iſt zum Verzweifeln mit einem Poeten, der ſein lauwarmes Niveau feſthält, nicht ſteigen und nicht ſinken kann, weder Himmel noch Hölle kennt. Das Gute, das Schöne kann man lieben, das Schlechte, Triviale läßt ſich haſſen, und auch im Haſſe iſt man erfüllt und bewegt. Ueber die mittelmäßige Mitte bleibt uns am Ende nichts übrig als die Achſel zu zucken und die Hand vor den Mund zu legen, der unanſtändiger, aber nothgedrungener Weiſe aufklafft. Ludwig Tieck hätte an ſeinem jüngern Freunde beſſer handeln ſollen, als ihn mit ſchonungsvoller Milde loben, wie denn auch der Roſamunde in ſeinem neueſten Novellenkranze rühmlich Erwähnung geſchieht. Der Kenner Shakeſpeare's hätte an die gemüthlich ſchwächlichen Geſtalten der Uechtritziſchen Muſe nur einigermaßen einen ſhakeſpeareſchen Maßſtab legen, dem Verf. ſeine Dürftigkeit, ſeine gutmüthige Energieloſigkeit aufzeigen, er hätte ihn an ſeinem Talente zur Verzweiflung bringen ſollen; dann hätte die Dichtergabe deſſelben in dieſer Feuerprobe der Verzweiflung ſich in ſich ſelbſt ermannt und entſchieden. Das deutſche Publikum, das an ſeinen dramatiſchen Dichtern überhaupt viel Unglück erlebte, hat freilich an Immermann's erſten und Grabbe's ſämmtlichen Productionen das widerwärtige Schauſpiel einer grimaſſirenden, an Parodie grenzenden Nachahmung Shakeſpeare's geſehen, und es mag ſchwer, wenn nicht unmöglich ſein, einem Dichter, der ſich nicht in ſich ſelbſt erfaßt und einen Brennpunkt in der eignen Seele anzündet, Weg und Richtung anzudeuten; aber verwerflich iſt Tieck's Lob aus Mitleid und Milde in jedem Falle, wie denn überhaupt nichts mehr Tadel verdient als eben das

Digitized by Google

Loben. Einen ächten Dichter kann man gar nicht loben, nur begreifen.

Was aber die historische Rosamunde, die weltbekannte Gattin des weltbekannten Longobardenführers Alboin, nicht ist, das ist grade die Uechtritzische Rosamunde. Der famose Satz: das Richtige liegt in der Mitte, hat sich auch der Heldin dieses Dichters bemächtigt. Rosamunde sucht im Fortgange des Drama's ein Auskunftsmittel zwischen Haß und Liebe. Statt beides zu sein und sich bald in dunkle Nacht, bald in rothe Sonnengluth zu tauchen, fängt sie einen langweiligen Prozeß mit sich selbst an und schwächt die Extreme ihrer Gefühle durch langgesponnenes Räsonnement. Sie kann nicht leben und nicht sterben und verkeucht sich endlich schwindsüchtig. Der Dichter kennt den Haß und die Liebe nicht als Leidenschaften, er kennt sie bloß als elegische Gefühle; es liegt in der Muse des Herrn v. Uechtritz etwas Weichliches, das sich in dem Bestreben kund giebt, die Spitzen der Seelenstimmungen abzuglätten, wodurch der tragische Conflict sich matt auflöst. Sein ganzes Drama ist ein auflösender Prozeß, in welchem Haß und Liebe neutralisirt werden. Rosamunde ist nicht mehr das mittelalterliche Weib, das Kind der Natur, sie ist eine modernisirte Reflexionsheldin, sie ist eine elegische Närrin geworden, die nicht dies und nicht jenes will und den Moment der That aus den Händen verliert, so daß sie bloß schwächliche Mitwisserin des Verbrechens wird. Eine energielose, naturprüde, moderne Dame kann unmöglich eine tragische Heldin sein; so wie der Dichter sie zeichnete, könnte Rosamunde in Novellen-Situationen der bürgerlichen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts oder der gegenwärtigen Zeit eine sehr gute Figur abgeben, eine dramatische Gestalt ist sie nicht. Auch hat sich der Dichter die Fülle des historischen Stoffes recht absichtlich geschmälert, gemildert und geschwächt. Wir lernen die Gepiden nicht recht kennen, und sollen doch an Rosamundens Begeisterung für ihr Volk glauben. König Cunimund's Sturz und Tod hätte uns Shakespeare vor Augen gestellt, weil sich um dies Motiv alles

Digitized by Google

Spätere dreht. Statt dessen sind die Verhältnisse als Folge der Ereignisse schon in der ersten Form fertig da, Alboin und Rosamunde stehen schon neben einander, ohne zu wissen, wie sie zu einander stehen. Nach dieser vom Verf. beliebten Manier, das Drama zum bloßen Situationsstück abzuflachen, hätte der britische Dichter Romeo und Julia gleich als Personen, die sich bereits gefunden haben, König Lear nicht als launischen Selbstherrscher, sondern als schwächlichen Greis vorgeführt, der schon sein Reich getheilt und sich bereits in den Ruhestand versetzt hat. Und in der That hatte Schröder, um das Stück dem thatenscheuen deutschen Publikum, das auch auf der Bühne ruhige Zustände ersehnt, mundrecht zu machen, auf diese Weise die Shakespearesche Tragödie gleich von vorn herein geköpft, indem er die Theilungsscene strich.

An der Willenslosigkeit seiner zu Ohnmachten geneigten, aller Sinnlichkeit und aller geistigen Erection widerstrebenden, nervenschwachen Rosamunde zerrt uns Herr v. Uechtritz, dieser weibliche Verfasser, durch das ganze Stück hindurch, bis die Heldin sich völlig schachmatt fühlt und den Mord Alboins, der von Helmichis und dem alten Schildträger Cunimund's vollzogen wird, bloß zuläßt. Seine Rosamunde ist ganz ein Weib für einen schwächlichen, feigen Helmichis und könnte mit ihm sich ganz gut vertragen. Allein daraus würde ein unmoralisches Lustspiel werden und der untragische Dichter will doch einmal eine Tragödie schreiben. Launenhaft, wie Rosamunde ist, sagt sie sich aber von Helmichis los und wird zur ganz gemeinen, kraftlosen Giftmischerin an ihm und an sich selbst. Lady Macbeth steht jetzt sogar in moralischer Hinsicht erhaben über ihrer Sphäre, denn sie war Verbrecherin aus Leidenschaft, die dämonische Gluth der Seele trieb sie zur That. Wer aber leidenschaftlos mordet, erregt Ekel, und das ist das Ende des ganzen Trauerspiels vom Herrn v. Uechtritz, an dem wir die milde Gutmüthigkeit, von der seine Dichtungen ein Zeugniß seiner Persönlichkeit ablegen, zu loben haben und nichts weiter tadelnswürdig finden, als daß er sich an die Darstellung tragischer Catastrophen wagt, für die sein Pinsel viel zu sehr Pinsel ist.

Digitized by Google

3.

Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Cypressen, Literatur- und Humoralbriefe. Von M. G. Saphir. München 1834, bei Jaquet. 220 S. gr. 12.

Wir versetzen den Leser hier plötzlich aus dem Trauerspiel ins Lustspiel. Bedenkt man, daß man in Trauerspielen oft lachen und in den Lustspielen des Lebens weinen muß und bei Saphir's Schaustückchen, Schau- und Schaummünzen recht ernstlich zu psychologischen Bedenklichkeiten und Nachdenklichkeiten sich aufgelegt fühlen kann, so ist der Sprung, den wir dem Leser zumuthen, nicht so weitgreifend. Auf die tragische Trilogie der Alten folgte immer ein Satirspiel, und wenn vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, um wieviel näher liegt dann nicht das Justemilieu-Erhabene der Uechtritzeschen Muse einer lächerlichen Komik. Von einem traurigen Trauerspiele giebt es keine bessere Erholung, als ein lustiges Lustspiel, und an Saphir hat die Welt einen Satir, seine Witzspiele sind Spiele des bocksfüßigen Satirs. Bei besserer eigner Erziehung und besserer Erziehung des deutschen Volks wäre Saphir unbezweifelt ein Lustspieldichter geworden, er hätte Possen für die Bühne geschrieben voll Aristophanischer Würze. Da der Deutsche aber seit geraumer Zeit keine Bühne, am wenigsten eine Nationalbühne für das Lustspiel hat, da der Deutsche nicht die gedruckten Schauspiele, wohl aber deren Kritiken lieſt, weil der Deutsche am liebsten räsonnirend und reflectirend „des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen" pflegt, so ist der Saphir-Satir dieser räsonnirende Tagesklatschbudenheld, dieser witzige Gassenläufer und durch ganz Deutschland vagabundirende Scharfschütz geworden, der den großen Schaaren des Pöbels nachzieht und wie ein Meuter über die kleinen Thorheiten und Dummheiten des Lebens herfällt. Und weil ferner der Deutsche seine Thorheiten — wie freilich auch seine Tugenden — der Oeffentlichkeit entzieht, weil er meist in Stube und Kammer seine Sünden treibt und ein scheues Wesen über sein ganzes Dasein verbreitet, so hat dieser Saphir-Satir auch alle

Digitized by Google

Aristophanische Derbheit und alle gesundnatürliche Körnigkeit verloren, er ist ganz im Stillen und ohne daß es ihm Einer anmerkt, Christ geworden, hat seine jacobinische Blöße, um den Leuten kein Aergerniß zu machen, mit Sentimentalität behangen und kokettirt mit einer Prüderie, die immer ein Zeichen moralischer Verweichlichung ist. Nun hatte er alle heidnische Natürlichkeit, die der Satiriker sich nicht verkümmern lassen darf, aufgegeben, nun war er von Krankheiten der Seele, die er geißeln wollte, selbst angesteckt, nun trafen die Ruthenstreiche auf die Lächerlichkeiten der Zeitgenossen ihn selber, er wurde eine Geißel seiner selber, eine Vogelscheuche für seinen eignen Humor, er machte sich und seine Sache zum Scandal, und die Gassenbuben in Berlin liefen mit triumphirendem Hohne hinter ihm her. Saphir ist recht eigentlich das Genie des Scandals. In jeder der drei Hauptstädte Deutschlands hat er eine Glanzperiode erlebt, im Kampfe gegen ganze Schriftstellerzünfte ging er siegreich hervor, im Wortgefechte des schnellzüngigen Witzes konnte ihm Niemand das Wasser, oder nur Wasser reichen, um das kleine unermeßliche Gewehrfeuer seiner sarkastischen Explosionen zu löschen. Aber man löschte nichts, er warf Blitze wie Schlangen um sich, und auf das Gezisch in der mühsam herbeigeschleppten Löschmaterie erfolgte ein schallendes Gelächter, das in allen Cirkeln der Residenz versteckt oder offen wiederhallte. Aber wie ein Meteor kam und ging der Mann, und „schnell war seine Spur verloren", ohne daß er wie Schillers „Mädchen aus der Fremde" Abschied nahm. Waren die Scandalitäten der Residenz durchgehetzt, so war seine Zeit um, er ließ der Stadt gewissermaßen Zeit zum Verschnaufen und zog wie König Godegiesel über anderer Leute Hütten und Schlafstelle. Sobald es an Zündstoff für seinen Brennwitz fehlte, sah er sich ideell in die Nothwendigkeit versetzt zur Auswanderung, selbst wenn die reelle Nothwendigkeit nicht dazu kam. Er war ein Komet und hinterließ nicht einmal einen Schweif, geschweige einen Heller.

Das ist die Meteorgeschichte von Saphir. Kommende Geschlechter werden staunend seine Schriften lesen, sie behufs einer

Digitized by Google

Charakterisirung unserer Zeit studiren, sie zu enträthseln suchen und sagen: Er war ein Mann, nehmt Nichts zu Nichts: wir werden nimmer seinesgleichen sehen! Nichts zu Nichts? Der Witz hat dies mit unserm Schöpfer gemeinschaftlich, daß er Nichts zu Nichts nimmt und doch eine Welt hervorruft. Sonst ist der Witz der Antichrist, die Ironie der Rachedämon derZerstörung. Ich meine aber noch in einem andern Sinne, daß Saphir Nichts zu Nichts nahm, um dennoch etwas zu schaffen. Das erste Nichts war die Leerheit seiner Gesinnung, die Hohlheit seiner Gedanken, er hatte sich, weil er die Tugenden des Aristophanes nicht kannte, dem innern Nichts in die Arme geworfen, und schleuderte aus dem Dunkel seiner ansichtslosen Ansichten, seiner meinungslosen Meinungen, seines glaubenslosen Glaubens die schnell zerflatternden Irrlichter seines meist nur in Wortspielen bestehenden Witzes. Er that sein Nichts zu Nichts, und das zweite Nichts waren die Nihilitäten und ephemeren Trivialitäten des Broschüren-, Coulissen-, Garderoben- und müßigen Vagabundenlebens. Hier war er groß, im Kleinen groß, im Trivialen vortrefflich; so wie er sich an Großes wagte, erschien er jämmerlich klein. Saphir war lange Zeit klug genug, sein Terrain zu kennen; nur als sein elegisches Neujahrsbüchlein schlug, als ihn die Leerheit seines Treibens selbst erschreckte, als er schwermüthige Liebeslieder gurrte, fing er an, sich nicht mehr zu begreifen. In vorliegendem Bande überhebt er sich seiner Sphäre, indem er in den „Literaturbriefen" über Börne, Heine, über die literarischen Wendepunkte der Zeit eine schiedsrichterliche Rolle übernimmt, ohne eine Ahnung vom geistigen Zusammenhange der Ereignisse und Erscheinungen im Leben des Geistes zu haben. Was er über Börne und Heine sagt, ist ein abscheuliches, gesinnungsloses Gemengsel von knechtischer Anbetung und abominabler Perfidie, ein geschmackloses Verhimmeln und Verteufeln dieser Richtungen einer Weltironie, die er selbst nicht kennt, weil ihm für alles Allgemeine der Conner fehlt. Staune, Publikum, lache nicht, sondern werde wehmüthig ernst, wenn ich dir sage: Saphir moralisirt über Börne und Heine, vermahnt sie zu christlicher Demuth und zum Festhalten am Glauben in der Liebe.

Digitized by Google

Man ſollte einem reuigen Sünder ſein Bußeſtündchen nicht verkümmern; allein er darf dieſe ſeine Anwandlung von Zerknirſchung nicht zur Schau tragen, er ſoll, wenn er dazu ein Gelüſt verſpürt, ſeinen neuen Adam im Stillen anziehen. Von einem Umſchwung des innern Lebens iſt aber bei Saphir gar nicht die Rede, es kommt nur ſeine Unfähigkeit zur Sprache, den Witz aus dem Sumpfe des Tagesklatſches weiter in höhere Gebiete zu verfolgen, wo er Ironie und Humor wird. Zugleich iſt es aber auch intereſſant, an Saphir's Empörung über Börne die Erfahrung zu machen, wie der Witz, der im Kleinen ſein Weſen treibt, vor einer mit kecker Conſequenz zu Ende geführten Weltironiſirung erſchrickt und es bei ihr nicht mehr geheuer findet.

Witz — Ironie — Humor, über dieſe drei geiſtigen Potenzen müſſen ſich die Deutſchen von heute verſtändigen, wollen ſie ſich nicht blind gefangen geben an dieſe Mächte des Lebens, die außer ihrer allezeit großen Bedeutſamkeit weſentlich leitende Principien in der Literatur der Gegenwart ſind. Witz — Ironie — Humor haben ein Triumvirat geſchloſſen, um die Gedankenwelt zu beherrſchen. Sie theilen ſich nicht, wie die römiſchen Triumvirn, in die Weltherrſchaft, vielmehr greifen ihre Functionen eng in einander. Gleichwohl hat jede Perſon in dieſer Dreieinigkeit ihre beſondere, nicht zu verkennende Individualität. Im Don Juan treten drei ſchwarzverhüllte Masken mitten in den Leichtſinn des luſtberauſchten Lebens, ſie bringen den tragiſchen Ernſt in die bacchantiſche Welt, ſie ſind die Geſandten der Nemeſis. Auf umgekehrte Weiſe treten Witz, Ironie und Humor, auch als Abgeſandte und Functionäre der Nemeſis, in eine bleich gehärmte, matt räſonnirte, ſchattenhaft verklügelte Welt, die an ihrem Ernſt, an ihrem Brüten über die Hieroglyphen des abſoluten Daſeins erlahmt, einem welken Tode entgegenzukranken ſcheint. Sie tragen alle drei Masken, komiſche, buntverbrämte Larven, der Witz des Narren Schelle, die Ironie die Geißel der Satire, der Humor aber ein wunderbar geſtreiftes, ſchimmerndes Kleid voll aller Farben des Regenbogens, mit dem er auch die Verſöhnung zwiſchen Himmel und Erde gemein hat. — Es giebt Endperioden in der

Digitized by Google

Geſchichte des geiſtigen Lebens, wo die Vernunft, von ihrem Welteroberungszug ermüdet, ausruhen möchte. Alle Irrthümer und alle Wahrheiten der Vergangenheit ſind mit einander ausgeglichen, die Vernunft will behaglich auf dem Divan der Gemächlichkeit ruhen. So mit allen geiſtigen Schätzen des Univerſums beladen, läuft das Leben Gefahr, vor Uebermaß und Ueberfülle zu erſticken. Dann bedarf es der Geißeln, die jene Drei ſchwingen und handhaben. Die drei Kinder des Komus haben eine gemeinſchaftliche Mutter, ſie heißt Oppoſitionsluſt. Ohne Oppoſition iſt kein conſtitutioneller Staat gedenkbar, ſie iſt das Princip der Bewegung, des Lebens. Trotz dieſer Gemeinſchaftlichkeit und verwandten Abkunft ſind aber die Drillinge Witz, Ironie und Humor einander ſehr ungleich. Der Witz, der die Thorheiten der Menſchen an den Pranger ſtellt, iſt ein neckiſcher Kobold, der ſich nicht in die höheren Luftregionen des Lebens wagt und nur im Bereiche des Scheins der Erſcheinungen der Welt ſich tummelt. Die Ironie ſucht aber jene Höhenpunkte des menſchlichen Bewußtſeins, ſie geißelt die Welt, das Ganze, nicht das Einzelne, das Weſentliche, nicht das Ephemere; ſie iſt ein Dämon in Rieſengröße, deſſen Auge über die Spitzen der menſchlichen Erkenntniß hinüberreicht, ſie iſt ein Tieckſcher Polykomikus, der mit dem aus Ruthen zuſammengebundenen Streichbeſen der Kritik die Welt fegt und ſäubert, ſie wirft dabei Geordnetes und Ungeordnetes über den Haufen und freut ſich der Verwirrung, in welche das ganze Daſein rettungslos zuſammenſtürzt. Die Ironie iſt der mephiſtopheliſche Geiſt der Zerſtörung in der Weltgeſchichte, ſie ſchlägt dem Herzen Wunden und der Erde Gräber, läßt Wunden und Gräber offen ſtehen, weil ſie weder Salben hat, jene zu heilen, noch Blumen und einen Stein ſtillen Andenkens, um dieſe zu ſchmücken. Nur der Humor, der Dritte im Bruderbunde, kennt und hat Blumenkränze für die Gruft, die er baute, Balſamtropfen für die Wunden, die er bluten machte. Der Humor hat alle Waffen des Witzes und der Ironie in ſeiner Gewalt, aber er beſitzt noch unendlich mehr. Der Witz kann nur lachen und hohnlachen, die Ironie nur ſtechen

Digitized by Google

und mit Blitzen eine jähe Helle verbreiten, in der ſich ihr eignes Antlitz wie eine eiſerne Larve kalter Verachtung zeigt, der Humor kennt das alles, er hat das alles, aber er hat weit mehr, er hat auch Thränen, denn er kennt und iſt die Liebe. Er trägt das verlorne, das erkrankte Schaf mitleidig zur Hürde, dem getödteten baut er eine kühle Friedensſtätte und pflanzt eine Immortelle auf den Raſen, den ſein thränendes Auge bethaut. Die Wunde, die er dem Herzen ſchlug, läßt er ſtill ausbluten und umhüllt die Narbe mit dem Mantel der Liebe. Witz und Ironie ſind heidniſche Geſtalten, heidniſche Mächte des Lebens, der Humor, weil er die Liebe iſt, bringt chriſtliche Verſöhnung. Es iſt gut, daß der Humor männlichen Geſchlechtes iſt, denn er iſt weſentlich zeugend. Witz und Ironie ſind in ihren Productionen zerſtörend, der Humor hat poſitive Zeugungskraft, und deshalb iſt er weſentlich Poeſie. Unendlich reich ſind hier die Quellen ſeiner unerſchöpflichen Kraft; ein lyriſcher, elegiſcher Grundton kann in ſeinen Schöpfungen vorherrſchen, er kann reflectirend die ganze Tonleiter menſchlicher Lebensſtimmungen durchſpielen, er kann plaſtiſch ſchaffend fertige, objective, dramatiſch-lebendige Menſchenbilder hervorrufen. Die Ironie iſt nur reflectirend, deshalb verzehrt ſie ſich als radicale Skepſis in ſich ſelber, ihre Weltironiſirung wird, wenn ſie conſequent tiefer greift, zur Gottesironie, und deshalb iſt ihr Schooß, weil ihr die Liebe verſagt iſt, mit einer Unfruchtbarkeit geſchlagen, über die ſie wahnwitzig werden muß. Der Ironiſirung der Welt liegt die Ironiſirung des Schöpfers nicht ſehr fern, denn die Welt iſt der Stuhl des Herrn, der Schemel ſeiner Füße, das Kleid, das ſeine Glieder umhüllt. Der Humor iſt nie tempelräuberiſch, nie gotteslaſterlich, er wird nie unſchön, denn er iſt Poeſie, er treibt niemals ein frivoles Spiel mit den heiligſten Intereſſen einer Menſchenbruſt, denn er iſt die Liebe, und weil die Liebe, die Wahrheit. Der Humor wird nie zu weit ſich verirren, denn die Liebe hält ihn gebunden an die ewige Vernunft. Die Ironie aber kann ſich weit ab in Wüſten des innern Lebens verirren, wo die Seele verſchmachtet, die Ironie kann eine Furie

Digitized by Google

werden, die ihre Flammen rasch vergeudet und dann, alt und schwach geworden, die erloschene Jugendhitze mit ekelhaften Mitteln anschürt. An Börne haben wir diese vulkanisch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare Schreckgestalt der Weltironie. Der wenige, von Jean Paul theilweis erborgte Humor wurde rasch aufgebraucht, der Witz, mit dem er anfangs so glücklich den kleinen Krieg gegen die Frankfurter Presse und sonstige Localmisèren geführt, wurde an ihm wie ein Hautjucken und Gliederzucken zur Krankheit, sein anfangs leuchtendes, blitzendes Auge wurde stechend und starr, sein Gedankenspiel wurde fix, sein früher schäumendes Gehirn verbrannte, sein Herz verkohlte, seine Phantasie wurde zu Zunder. Die Symptome zeigten sich allmälig, aber immer zahlreicher in dieser crassen Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten Dingen zuginge, nichts weiter mehr thun, als radical wahnwitzig werden, oder Hand an sich legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert. Sobald Börne's Ergießungen unschön wurden, mußte man nicht allein für sein Gemüth, das sich völlig aushöhlte und verkohlte, auch für sein Gehirn besorgt werden. Er ist ein schreckbares Phänomen der Zeit, ein großes Talent ist in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die Stadien seiner Entwickelung still verfolgt, ich könnte eine Geschichte dieses psychologischen Patienten schreiben, es wäre die Geschichte des menschlichen Wahnsinns.

Saphir hat sich bei beschränktern Ansichten, bei enger gezogenem Horizonte und bei completer Richtungslosigkeit seiner Bestrebungen mit Glück in der Sphäre des wuchernden Witzes bewegt. Seine Versuche, über Tendenzen der Zeit im Allgemeinen zu sprechen, und zu einem kritischen Bewußtsein zu gelangen, waren stets verfehlt, die „Literaturbriefe" in vorliegender Sammlung kleiner Schriften sind ein Sumpf voll verwirrter Ansichten; hier erst wird es unangenehm fühlbar, daß der Autor als solcher völlig grundsatz- und gesinnungslos ist. Er sanctionirt heute, was er morgen verketzert: man wußte vor

Digitized by Google

ihm nichts von solcher Perfidie der Kritik. In den „Humoralbriefen," in denen er zwischen Wien, Berlin und München eine Parallele aufstellt, macht man nicht die Ansprüche, daß er das Thema umfasse, der Witz hascht Einzelnes und reiht es schlagfertig neben einander. Er sucht und hascht oft ängstlich, er trabt keuchend die Gassen seiner Sphäre auf und ab, der Autor muß ihn Spießruthen laufen lassen und entblößt ihm und sich selbst den Rücken. In den „dummen Briefen," die klüger sind als die andern, erzählt Saphir seine Aventüren mit dem verstorbenen Censor Granow; auch seine Fehden wegen der Sonntag und mit den „Berliner Bühnendichtern" geben ihm noch immer Stoff zu Späßen, er kann seine Berliner Glanzperiode nicht vergessen. Die Bilder und Chargen gehören zu den besten seiner Productionen, es sind humoristische Portraits voll treffender Züge. Man muß den Saphir der Dame seines Herzens gegenüber sehen und reden hören, der Contrast ist ergötzlicher, als er selber denkt, man muß nichts von ihm lesen, die Stellen ausgenommen, wo er zärtlich und elegisch wird und doch witzig bleiben muß, weil ihm in der Liebeserklärung nichts als sein spielender Witz zu Hülfe kommt. Wir sind dem Autor das Geständniß schuldig, daß er hier wirklich liebenswürdig ist; ein Schatz von Erfahrungen und die Fülle seiner erfinderischen Einfälle amalgamiren sich zu höchst ergötzlichen Lebensanschauungen. Besonders ist das sechste Stück, das er hier giebt, anmuthig, bitter spöttisch, und doch voll lyrischer Milde. Es ist überschrieben: „das aristokratische Herz und le valet de coeur."

Auch die übrigen „Bilder und Chargen" liest man mit vielem Interesse, besonders die „Unnennbare," „Napoleon Empereur" und „Bachelinde di Rococonia," lauter Schilderungen und sentimentale Travestien weiblicher Schönheiten. Desto weniger kann uns die Mehrzahl der „Cypressen" gefallen, schon weil sie, an Heine's Liebeslieder und Liebesepigramme erinnernd, der Originalität ermangeln. Die Cypresse ist ein Baum von pyramidalischem Wuchs, sie hat kugelrunde Zapfen, ihr Holz

Digitized by Google

hat einen süßen Duft; die Cypresse ist der Baum der stillen Trauer einer sanftbewegten Seele, das Immergrün ihrer Blätter deutet auf die Ewigkeit. Ach! die Zapfen sieht man an Saphir's Cypressen wohl hangen, es sind wehmüthige Zapfen, um Spundlöcher und Lücken der Seele zu stopfen; aber wo ist der Duft, in dem die Trauer zerschmilzt? wo ist das Immergrün einer treuen Gesinnung, einer ewig treuen Liebe? Es sind hier einige ergreifende Wehmuthsaccorde angeschlagen, aber Saphir's Gemüth hat zerbrochene Claviaturen, der Resonanzboden ist unrein; er sollte nie lyrische Gedichte machen, denn in ihnen muß sich der ganze volle Mensch ausathmen. Den liebloſen Vorwurf, Saphir affectire den Schmerz und die Wehmuth, müssen wir als rechtswidrig verdammen. Der Schmerz ist in ihm da und der Witz ist da, aber sein Schmerz versteht seinen Witz nicht und der Witz verkriecht sich vor seinem Schmerze. So stehen Schmerz und Witz in seiner Natur schroff neben einander, jenem fehlt Licht und Wärme, diesem Schwere und Tiefe. Beide stehen in ihm sich gegenüber und staunen sich an und können sich nicht zur Versöhnung und friedfertigen Eintracht die Hand reichen. An dieser Versöhnung fehlt es Saphir, und somit fehlt es ihm an dem eigentlich gediegenen, poetischen Humor.

Digitized by Google

Und die Wahrheit wird euch frei machen!

(Ev. Joh. VIII. 32.)

Wie Frühlingsodem wehet
Durch's lebentrunkne All,
Bis unter Jubelschall
Jedweder Keim erstehet,
Wie frisch empor sich windet
Nun Kraft um Kraft in junger Lust,
So urgewaltig zündet
Der Wahrheitfunken in der Brust.

Das ist die rechte Wonne,
Die frei die Seele macht!
Durch dunkelschwere Nacht
Dringt die lebend'ge Sonne;
O sei gegrüßt hienieden,
Des Himmels neuer Segenskuß,
Der Freiheit uns und Frieden,
Der Licht und Wärme bringen muß!

Und Viele hör' ich schnauben
In schwer verhaltner Wuth:
„Wer durfte frech das Gut
Der süßen Ruh uns rauben?" —
Und Andre hör' ich fragen:
„War denn das Licht nicht längst erwacht?
Wie könnt ihr nur uns sagen,
Es wich seit gestern erst die Nacht?" —

Wohl war das Licht erstanden.
Des Tempels Vorhang riß,
Als Einer Siegs-gewiß
Zersprengt des Todes Banden;
Wohl herrlich war gewonnen
Des Friedens und der Freiheit Gut,
Als von dem Kreuz geronnen
Des göttlichen Versöhners Blut.

Doch bald verdroß ihr Glänzen
Der Erde stolzen Herrn,
Er möchte gar so gern
Die göttliche begrenzen;
Er schließt sie Unheil brütend
In einen dunkeln Bergesschacht,
Und setzt sich, ängstlich hütend,
Zum Wächter der gefeiten Nacht.

Digitized by Google

Und lange blieb es dunkel,
Der Wächter feiert nicht;
Und wenn einmal durchbricht
Den Schacht ein Lichtkarfunkel,
Gleich neidisch seinem Glanze
Der Wächter schließt des Berges Riß
Und breitet über's Ganze
Die streng bewahrte Finsterniß.

Da plötzlich wird geboren
Ein rüst'ger Bergmannssohn,
Dem Nachtdespotenthron
Zum Sturze auserkoren;
Des Schachts verfallnem Gange
Spürt treu er nach trotz Hohn und Spott,
Und ruft im Jubelklange
Herauf: „Frei macht der Wahrheit Gott!"

Und seine gute Mähre
Vernimmt die Christenheit,
Es strömet weit und breit
Des Dankes Freudenzähre;
Die Berge hallen's wieder:
„Der Wahrheit Gott macht stark und frei!"
Und vor dem Ruf stürzt nieder
Des Luges finstre Klerisei.

Wie auch mit grimmem Toben
Der Wächter ras't und schnaubt,
Nie hat sich mehr sein Haupt
In alter Macht erhoben,
Wie frech auch seine Schergen
Mit Rache dräun und Blut und Mord,
Es hallt von Berg zu Bergen:
„Frei macht die Wahrheit!" jubelnd fort.

Das ist der zweite Morgen,
Der uns zurücke gab
Den Schatz, den Nacht und Grab
So lang' dem Blick verborgen;
Von nun an wird uns nicht mehr knechten
Des Luges finstre Klerisei,
Wir wissen für den Geist zu fechten —
Der Wahrheit Geist macht licht und frei:

Digitized by Google

Ueber die Theilnahme des Wiener Hofes an der Vermählung des Kronprinzen Friedrich von Preußen.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Förster *).

Die Geschichte Friedrich's des Großen ist neuerdings wiederum ein Gegenstand so allgemeiner Theilnahme geworden, daß es unsern Lesern gewiß nicht unwillkommen sein wird, über ein Verhältniß des Königs Aufschluß zu erhalten, über welches bis jetzt ein geheimnißvolles Dunkel waltete. Nur eine leise Andeutung giebt Friedrich selbst in der histoire de Brandebourg, wo er in dem Leben seines Vaters, nachdem er sich über die Anmaßungen und die Unredlichkeit des Wiener Cabinets ausgesprochen, hinzufügt: malgré tant de sujets de mécontentement le roi maria son fils ainé, *par complaisance pour la cour de Vienne*, avec une princesse de Brunsvic-Bévern, nièce de l'impératrice.

Als Erläuterung zu den nachfolgenden Briefen erlauben wir uns zuvor zu bemerken: Friedrich war, nach dem mißlungenen Versuche zu entfliehen, im September 1730 nach der Festung Cüstrin zuerst in engeren, dann in weiteren Gewahrsam gebracht worden und mußte bei der dortigen Kriegs- und Domänenkammer als jüngster Rath arbeiten. Um den Kronprinzen an ein thätiges und geordnetes Leben zu gewöhnen,

*) In größerer Vollständigkeit werden diese Briefe und Berichte in dem dritten Bande von Fr. Förster's Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm's I., (Potsdam bei Riegel) mit noch vielen anderen, aus dem königl. Geh. Staats-Archive zu Berlin und dem gräfl. Seckendorfischen Archive zu Meußelwitz entnommenen Urkunden mitgetheilt werden.

Digitized by Google

hielt es der König für gerathen, ihn zu vermählen. Der Kronprinz erfuhr bald, daß dies die Bedingung sei, unter welcher er eine baldige Befreiung aus der Gefangenschaft zu hoffen habe. Kaum erhielt die an dem Hofe zu Berlin dominirende österreichische Partei von dem Entschlusse des Vaters und der verzweifelten Lage des Kronprinzen Kenntniß, so bemächtigte sie sich sogleich dieser Gelegenheit, um für die Zukunft einen entschiedenen Einfluß auf das Leben Friedrich's zu gewinnen. Die Seele der Intriguen des kaiserlichen Hofes in Berlin war der österreichische Feldzeugmeister Graf Seckendorf, welcher das Vertrauen des Königs in einem Grade, wie keiner von seinen eigenen Ministern, besaß. Dieser hatte, damit ihm nichts entgehe, was an dem Hofe zu Berlin vorfiel, den preußischen General und Minister v. Grumbkow zu seinem Vertrauten erwählt und mit einer jährlichen Pension von 1000 Dukaten in kaiserlichen Sold genommen. Nachdem Graf Seckendorf und der in Wien allvermögende Prinz Eugen in Gemeinschaft mit dem Kaiser und der Kaiserin übereingekommen sind, den Kronprinzen von Preußen mit der Nichte der Kaiserin, einer Prinzeß von Braunschweig-Bevern, zu vermählen, wird dem Könige dies so geschickt unter den Fuß gegeben, daß er ehrlicher Weise glaubt, daß diese Vermählung allein von ihm ausgehe, und er beharrt um so mehr dabei, als er von einer Verbindung mit dem englischen Königshause durchaus nichts wissen wollte. Der Kronprinz aber, dem es nicht verborgen blieb, welche Hände sich eine Einmischung in diese seine eigenste Angelegenheit erlauben, geräth in gränzenlose Verzweiflung. Wie in späterer Zeit sein Geist gegen die Ueberlieferung der Kirchensatzung, sein Muth gegen die Autorität des abgelebten heil. röm. Reichs protestirt hat, so gerieth jetzt sein Herz in Empörung, da man ihm eine Neigung aufdrängen wollte, die nur aus dem freien Willen hervorgehen kann.

Dies genüge zur Verständigung der nachfolgenden Briefe.

Digitized by Google

1.

Der Graf Seckendorf an den Prinzen Eugen.

Berlin, den 19. Juni 1731.

Grumbkow berichtet aus Cüstrin, daß er bei seiner Durchreise allda den Hille *) zu sich kommen lassen und gemacht, daß der Kronprinz an den König geschrieben und um Erlaubniß bitten werde, Ihm en passant die Hände zu küssen. Avertissez le Prince de Bévern, qu'il prenne guarde, si la lettre fera quelque effet. Dem Kronprinzen habe drei Prinzessinnen zur Heirath vorschlagen lassen: die Gothaische, Eisenachsche und Bevernsche. Er ist resolvirt zu heirathen, indem er sieht, daß ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche, à condition qu'elle n'étoit pas ni sotte, ni dégoutante, fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Uebrigens sagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen; „il étoit musicien, moraliste, Physique, Mechanique. *Il ne sera ni général ni guerrier*, ne se voulant mêler d'aucun détail de ses affaires, rendre son peuple heureux et choisir des bons ministres et les laisser faire.“ Er weiß, daß die Engländer noch einen Versuch wegen der Heirath thun wollen, fürchtet aber, daß es ohne Effect, es wäre denn, daß man den Prinzen von Baireuth rebutirte, sich selbst davon los zu machen, ꝛc.

2.

Der Prinz Eugen an Seckendorf.

(im Auszuge.)

Wien, den 29. Januar 1732.

..... Eine der ersten Wirkungen von solcher Unterredung (des Königs von Preußen mit dem Kaiser) wäre viertens die Bevernsche Heirath mit dem Kronprinzen, obgleich Ew. Excellenz alles Mögliche unter der Hand anzuwenden, womit dessen Entschließung nicht so lange ausgestellt und je eher je besser zu Stande kommen möge, wozu etwa die Anwesenheit des Herzogs von Lothringen und der Prinz Bevern sich mit ihm nach Berlin verfüget, eine mehrmalige Gelegenheit geben dürfte, Ew. Excellenz aber mit Grumbkow in loco am besten zu erkennen wissen werden, wie Sie sich bei dem Könige sowohl, als bei dem Kronprinzen zu betragen, damit die, zwischen dem letzteren und der Prinzessin

*) Kammerdirector, unter welchem der Kronprinz arbeitete.

Digitized by Google

antragende, Zusammenkunft, sobald möglich, es sei nun bei der Musterungszeit in Magdeburg, oder an einem anderen Orte, vor sich gehe und sodann ungesäumt zur Heirath selbst geschritten werde, widrigenfalls doch nicht zu vermuthen, daß die englischen Intriguen eher sich endigen werden; wobei sich aber von selbsten versteht, daß alles, so Ew. Excellenz zu Beförderung dieses Heirathswerkes beitragen, auf eine Art von Ihnen geschehen müsse, daß außer Grumbkow niemand merken könne, als ob Sie einigen Antheil dabei hätten, da vornehmlich die Königin ohnedas an England will glauben machen, daß Sie derjenige wären, der den König von der, dem englischen Hofe so hoch angelegenen, doppelten Vermählung abgehalten hätte. Da nun kaiserliche Majestät England zwar nicht vor den Kopf stoßen wollen, die dasige Heirath aber unmöglich gerne sehen können, so ist mit äußerster Vorsichtigkeit hierinnen umzugehen und den mit der Prinzessin von Bevern abzielenden Endzweck —, ohne bei England einen Verdruß gegen kaiserliche Majestät zu erwecken, — zu erreichen, den Allerhöchst dieselben so mehreres wünschen, als sie solchen als das verläßlichste Mittel ansehen, den, nach Ew. Excellenz und des Grumbkow Berichten, auf so gutem Wege nun seienden, Kronprinzen auf beständig herbeizuziehen, welches letztere, gleichwie es von der höchsten Wichtigkeit ist, also wollen kaiserliche Majestät, daß Ew. Excellenz nichts unterlassen, um des Kronprinzen Vertrauen, so viel nur immer ohne ein, dem Könige verursachendes, Aufsehen geschehen kann, auf alle mögliche Weise sich zuzuziehen, zu dem Ende Sie ihm in all und jedem zur Hand zu gehen, auch wie solches am füglichsten geschehen könne, mit Grumbkow zu überlegen und übrigens bei allen Gelegenheiten, Ihm, dem Kronprinzen, der ganz besonderen Neigung und Liebe, so kaiserliche Majestät vor Ihn und sein Haus hätten, auf das Kräftigste zu versichern haben. Und da fünftens, zu desselben vollkommner Gewinnung keine füglichere Gelegenheit doch nicht sein kann, als in seiner dermaligen Bedürftigkeit mit Geld ihm beizustehen, so haben kaiserliche Majestät eine Summe von 2000 bis 2500 Ducaten dazu gewidmet, die Ew. Excellenz von Zeit zu Zeit zu empfangen und nach Ihrem Vorschlag, theils zu Anwerbung großer Leute, theils auf andere Art anzuwenden haben werden, wodurch der Kronprinz die Ihm zugedachte Beihülfe in der That genieße, der König aber in keinen Argwohn, als ob demselben von hier aus, oder andern Orten Geld zukomme, verfallen könne, als welches den König neuerdings gegen den Kronprinzen erbittern und gegen kaiserliche Majestät selbsten, wofern er es inne würde, sehr ungehalten machen könnte, wird daher Ew. Excellenz Gutbefinden von Ihro kaiserlichen Majestät lediglich anheimgestellt, wie Sie sich hierbei zu betragen, damit alles in der größten Enge verbleibe, und außer des

Digitized by Google

Kronprinzen und Grumbkow niemand anders, wer der sei, davon Nachricht überkomme, ꝛc.

3.

Der König an den Kronprinzen.

Potsdam, den 4. Februar 1732.

Mein lieber Sohn Fritz,

Es freuet mir sehr, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet, Ihr müßt euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodiret sein, also nehmet Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam seind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei die Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen; was sie vor Conduite und Education, da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito euer sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Kalsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur, und das Gouvernementshaus werde lassen zurecht bauen und alles meubliren und Euch so viel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön, Ihr sollt keinen Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch lassen reisen, die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht sein kann, indessen werde sehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern, Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christ, und habet Gott allemal für die Augen und glaubet nicht die verdammliche Particulir-Glauben und seid gehorsam und getreu, so wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen und wer das von Herzen wünscht, der spreche Amen. Dein getreuer Vater bis in den Tod.

Fr. Wilhelm.

Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, so werde ich Dich kommen lassen. Ich glaube Deine Braut wird hier kommen. Adieu, Gott sei mit Euch.

Digitized by Google

4.

Graf Seckendorf an den Prinzen Eugen.

Potsdam, den 23. Februar 1732.

Wie es mit dem Heirathsgeschäft vom Kronprinzen und der Bevernschen Prinzessin steht, haben Ew. Hochfürstl. Durchlaucht aus meinen posttäglich erlassenen Briefen ersehen. Der König hat in einem Schreiben an den Kronprinzen der Prinzessin Schönheit angerühmt und unter andern gemeldet, wie er nit zweifle, die Prinzessin würde dem Kronprinzen anstehen, anbeifügend, daß er, der König, alsdann bei des Kronprinzen Anherkunft die Heirath mit ihr publiciren wollte. Die Antwort des Kronprinzen hierauf lief gestern früh per estaffette dah'n ein: „daß er, der Kronprinz, das Portrait, das der König von der Prinzessin von Bevern machte, in der That also finde, wenn es aber auch nicht wäre, so könnte der König dennoch versichert sein, daß sich der Kronprinz in allem nach des Königs Willen fügen würde." Diesen Brief hat der König erst im Original dem Grumbkow gegeben, hernach den Herzog von Bevern selbst lesen lassen. Die Königin aber hat erstgemeldten Herzog von Bevern über Tafel, jedoch in der Stille, gefragt: ob er die gute Zeitung gehört, und ob seine Gemahlin dies auch wüßte? das erste hat der Herzog mit Ja beantwortet, auf das andere aber erwiedert, der König wollte die Freude der Herzogin selbst machen. Alles dieses machte mir und dem Grumbkow billig glauben, daß bei der ersten bevorstehenden Zusammenkunft zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessin von Bevern die Heirathssache nach Wunsch sich endigen sollte; allein gestern Morgens bekommt Grumbkow durch Expressen vom Kronprinzen einen Brief, darin er dem Grumbkow declarirt, sich selbst lieber einen Pistolenschuß vor den Kopf geben zu wollen, als sich auf ewig durch eine so sehr zuwider seiende Heirath unglücklich zu machen, mit angehängtem Ersuchen: Grumbkow sollte als ein ehrlicher Mann verhindern, maßen, es möchte auch daraus erfolgen, was da wollte, so würde er, der Kronprinz, bei seiner Ankunft in Berlin nicht „Ja" sagen. Gleich wie uns diese, so sehr wider einander laufende, von Einer Hand eigenhändig geschriebene Briefe, den Grumbkow und mich sehr bestürzt, also hat Grumbkow die Resolution genommen, dem Kronprinzen in sehr harten terminis nachfolgender Maßen geantwortet: daß, wenn der Kronprinz die Tragödie von dem, in der Historie bekannten, spanischen Infanten Don Carlos durch seine wunderliche Aufführung spielen wollte, er, Grumbkow, nicht geneigt sei, den Herzog von Grammont dabei abzuldsen; wenigstens wäre ihm unbegreiflich, daß, da er, der Kronprinz, in dem Schreiben an den König sich gutwillig zu dem bequemte, was der König der Heirath wegen verlangte, auf der an-

Digitized by Google

dern Seite aber in dem an ihn, Grumbkow, erlassenen Briefe einen solchen Abscheu vor die Prinzessin von Bevern bezeugte, daß es schien, der Kronprinz wolle alles lieber hazardiren, als seinen Consens zur Vermählung mit ihr geben. — Es wird sich nun in wenig Tagen zeigen, ob der Kronprinz fermeté genug hat, sich des Königs Willen zu widersetzen, oder ob das, an Grumbkow geschriebene nur auf einer Uebereilung der Jugend — die in der That noch groß bei dem Kronprinzen ist — herrührt. Indessen, da mir nicht begreiflich vorkam, wie der Kronprinz so schlechterdings auf solche notorisch contraire extremité, wie die oben angeführte, ohne sonderliche Ursach verfallen könnte, so habe nebst Grumbkow mir die Mühe gegeben, hinter den Grund dieser wunderhaften und in der That nicht erlaubten Aufführung zu kommen, da denn erfahren, daß der Kronprinz bereits seit einigen Wochen sich in eine starke amour mit einer gewissen Fregin *), die eine geborne von Schöning und deren Mann Oberst in des Königs Dienst ist, eingelassen, mit welcher Frau er, connivendo aller derjenigen, so um den Kronprinzen sind, in solche debauchen verfallen, daß er sich wenig Zeit giebt, eine so wichtige Sache, wie der König mit ihm vorhat, reiflich zu überlegen. Das Schlimmste bei dem erzählten Handel ist, daß man an den Herzog von Bevern selbst sich nicht über obigen, mir und dem Grumbkow allein bewußten amour und davon herrührende widrige Gesinnung des Kronprinzen vertrauen kann, aus Beisorge, er möchte den Muth sinken lassen und solchergestalt selbst der, von dem Könige fest resolvirten, Heirath etwas in den Weg legen, wodurch nicht allein das Werk hintertrieben, sondern auch dem Könige in Preußen Anlaß könnte gegeben werden, diese Verhinderung dem Hause Bevern zuzuschreiben, einen Widerwillen gegen diese vorhabende Allianz zu fassen und sich aus Verdruß dem englischen Verlangen mit eben der Facilität zu fügen, als er, der König, bishero in der Heirath mit der Bevernschen Prinzessin vorgegangen. Bei solchen verwirrten Umständen muß man solche allein der göttlichen Direction überlassen und abwarten, bis nun die in wenig Tagen zu beschehende erste Zusammenkunft des Kronprinzen mit der Bevernschen Prinzessin erfolgt, da sich der Ausgang von allen um so eher zeigen muß, weil nach des Königs bekannten Genie überzeugt bin, daß die Beendigung dieses wichtigen Geschäfts nicht über 24 Stunden würde ausgesetzt bleiben.

Was meine Person betrifft, können Ew. Hochfürstliche Durchlaucht versichert sein, daß mich weder der König noch irgend jemand wird mit Ernst beschuldigen können, daß ich selbst directe, oder indirecte bei der ganzen Handlung zum Vorschein komme. Den König, der es mir jüngst

*) Grumbkow nennt sie in seinen Briefen la Colonelle Wreech.

angezeigt, habe von aller Uebereilung abgerathen und dies weiß auch der Kronprinz durch Grumbkow. Indeß mag ich mich hierin aufführen, wie ich will, so werde doch nimmermehr vermeiden können, daß nicht alles, was vorgeht, mir beigelegt würde. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht werden aus dieser, meiner weitläufigen Erzählung erkennen, ob nicht besser gewesen wäre, daß die entrevue zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessin von Bevern, wäre bis zu der Zeit verschoben geblieben, da man ohne einige ombrage den Kronprinzen nach Wolfenbüttel und allda die Sache zu Stande gebracht. Denn wenn nun auch wirklich das Versprechen, wie ich allerdings vermuthe, vor sich geht, so wird doch der Kronprinz, wenn zwischen der Zeit, ehe die Vollziehung der Heirath geschehen, der König mit Tode abgehen sollte, nimmermehr dieselbe zu Stande bringen. Ich setze aber den Fall, der König lebt und die Heirath wird vollzogen, so ist doch keine gute Harmonie bei dieser Ehe zu hoffen, und wenn der Kronprinz wider seinen Willen nunmehr, von ihm, dem Könige, genugsam gezwungen, parirt, so thut er das Versprechen nur, um die Heirath, selbst nach des Königs Meinung, in Kurzem zu vollziehen, um desto ungebundener leben zu können. Und obwohl der Kronprinz sich mit Grund nie beschweren kann, daß kaiserliche Majestät zu dieser Allianz unmittelbar gerathen noch geholfen, so ist doch zu fürchten, daß, wo nicht Gott des Kronprinzen Herz sonderlich ändert, man mehr Böses als Gutes sich von dieser Vermählung zu versprechen. Daß der König den Herzog von Bevern die Prinzessin mit sich herzubringen eingeladen, leidet keinen Anstand, aber man hätte den besten Vorwand von der Welt gehabt, die Visite dermalen zu depreciren, indem der Prinzessin die rothen Flecken von den Blattern, die sie gehabt, noch nicht vergangen. Ich gestehe offenherzig, daß dieses Geschäft mir mehr, als alle bisherige mühsame Negotiationen um deswillen anfügt, weil diese Uebereilung viele üble Folgen in künftigen Zeiten nach sich ziehen kann. Was Ew. Hochfürstliche Durchlaucht darüber so offenherzig geschrieben, geschieht aus Treue vor Ihro kaiserlichen Majestät allerhöchsten Dienst, bin auch versichert, daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht dieses vor dem Herzoge von Bevern werden verborgen halten, denn es ist der Welt Brauch, daß niemand will Unrecht haben und stellen sich die Dinge so nach Wunsche leichter vor, als sie es in der That sind. Den weiteren Erfolg berichte allerförderſamst durch eigenen Courier, denn wenn er diesmal glücklich abgeht, muß man es, nächst Gott, dem Grumbkow zuschreiben, welcher seinen Kopf, Freiheit und Ehre bei dieser Handlung wagt, ꝛc.

Extrait d'une lettre du Pr. Royal à Grumbkow *).

Custrin, le 11. Febr. 1732.

Mon très-cher général et ami!

J'ai été charmé d'apprendre par votre lettre, que mes affaires sont sur un si bon pied, et vous pouvez compter que je suis souple à suivre vos avis, je me prêterai à tout ce que je pourrai. Et pourvu que je sois capable de m'assurer par mon obéissance, de la grâce du Roi, que je ferai tout ce qui sera à mon pouvoir. Mais cependant, en faisant mes conventions avec le Duc de Bevern, que le corpus delicti sera élevé chez la grand-mère. Car j'aime mieux être cocu, ou à servir sur la fontange altière de ma future, que d'avoir une bête, qui me fera enrager par des sottises, et que j'aurais honte de produire. Je vous prie de travailler à cette affaire. Car quand on hait tant que je le fais, les héroïnes des Romans, alors on craint les vertus farouches, et j'aimerais mieux la plus grande p. . . . de Berlin, qu'une dévote, qui aura une demi-douzaine de Cagots à ses mines. S'il était encore möglich de la rendre réformée, mais j'en doute, j'insisterai absolument qu'elle soit élevée chez la grand-mère. Ce que vous pouvez y contribuer, mon cher ami, je suis persuadé que vous le ferez. Cela m'a un peu affligé que le Roi est encore en doute sur mon sujet, lui témoignant mon obéissance dans une chose qui est diamétralement opposée à mes idées. Avec quoi lui puissé-je donc donner de démonstrations plus fortes, s'il veut douter toujours? J'aurai beau me donner au diable, cela sera toujours la chanson de Ricochette. Ne vous imaginez pas, je vous prie, que j'aille désobliger le Duc, la Duchesse ou sa fille, je sais trop ce que je leur dois, et je respecte trop leurs mérites, pour ne pas garder les bornes les plus rigides de la bienséance, quand même je la haïrai eux et leur engeance comme la peste. J'espère bien, que je pourrai vous parler à coeur ouvert à Berlin, je vous dirai à vous seul tout ce que je pense, je suivrai vos avis, mais j'espère aussi, que vous m'aiderez de votre crédit, quoique je sais très bien, que le valet de chambre de feu votre père en avait autant, que vous. Vous pouvez croire encore, combien je serai embarrassé, devant faire l'Amoroso, peut-

*) Der für verloren gehaltene, sehr interessante Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich mit dem Generallieutenant und Staatsminister v. Grumbkow wird ebenfalls in der Biographie Friedrich Wilhelm's I. von Fr. Förster mitgetheilt werden.

Digitized by Google

être sans l'être, et de goûter à une laideur muette, ne me fiant pas beaucoup au bon goût du Comte de Seckendorf sur ce chapitre. Monsieur, encore une foi, que l'on fasse apprendre à cette Princesse l'école des maris et des femmes par coeur, cela lui vaudra mieux que le vrai Christianisme de feu Jean Arndt. Si encore elle voulait toujours danser sur un pied, apprendre la musique, NB. et devenir plutôt trop libre que trop vertueuse, ah! alors, mon cher général, alors je me sentirais du penchant pour elle, et un Eternel ayant épousé une Eternelle, le couple serait accordant, mais si elle est stupide, naturellement je renonce à Elle et au diable! Tout dépendra d'elle, et j'aimerais mieux épouser Mlle Jette (fille de Grumbkow) sans avantage et sans ayeuls, que d'avoir une sotte princesse pour compagne etc.

Le Prince Royal à Grumbkow.

à Custrin, le 16. Febr. 1732.

Mon très-cher général!

Je vous en croirais sur tout au monde, mon cher général, hormis sur le sujet des femmes, quoique je sache bien que vous les avez fréquentées jadis, je vois néanmoins qu'une personne pour l'autre est plus heureuse, préférablement avec cette marchandise, pour ce qui regarde le reste, je persiste ferme dans mon sentiment, et il faudrait être grand philosophe, pour me prouver, qu'une femme coquette n'a pas beaucoup d'avance envers une dévote. Enfin, Mr., si je dois me marier, pour moi, il faut que ma femme soit selon mon idée ou bien jamais nous ne chasserons bien ensemble. La surdité et ce que vous m'écrivez de mon père, me chagrine véritablement, et malgré ces circonstances mon coeur filial ne se dément jamais. Je l'aime véritablement et pourvu qu'il me traite un tant soit peu passable, je serai peut-être la personne, qui lui sera la plus attachée. Je n'ai que laisser agir à la nature, pour le lui témoigner, ce qui ne me donnera aucune peine et n'aura pas un air gêné, non plus hardi. Je crois la prophétie du Fischmar juste, car aujourd'hui j'ai reçu une fort bonne lettre du Roi, dans laquelle il me mande qu'il me fera venir bientôt à Berlin. Si vous avez occasion, je vous prierai de bien faire mes respects à la reine, je suivrai au reste tous les avis de la lettre envoyée par estafette à pied qui sert de réponse à celle ou j'intercède pour mon vieux homme Au reste, Mr., je tâcherai toujours de vous donner des preuves évidentes, non seulement de ma re-

Digitized by Google

connaissance mais de l'estime et de la confidence parfaite, que j'ai en vous, mon très-cher ami, étant comme je suis etc.

Le Prince Royal à Grumbkow.

de Custrin, le 19. Febr. 1732.

Jugez, mon cher général, si je dois avoir été fort charmé de la déscription que vous faites de l'abominable objet de mes désirs. Pour l'amour de Dieu que l'on détrompe le Roi sur son sujet et qu'il se ressouvienne bien que les sottes pour l'ordinaire sont les plus laides. Aussi il y a quelques mois qu'il écrivit une lettre à Wolden, où du moins il voulut me donner le choix de quelques princesses, je n'espère qu'il se donnera le démenti, je m'en rapporte entièrement à la lettre que Schoulenbourg vous donnera, car il n'est ni espoir du bien, ni raison, ni fortune qui puisse me faire changer de sentiment, et malheureux pour malheureux, cela est égal, que le Roi pense seulement qu'il ne se marie pas pour lui et que c'est pour moi, et lui-même il aura mille chagrins de voir deux personnes qui se haïssent et le plus malheureux mariage du monde, d'entendre des plaintes mutuelles, qui lui seront autant de reproches, d'avoir dressé l'instrument de notre sort. En bon chrétien qu'il réfléchisse, si cela est bien fait de vouloir forcer les gens, de causer des divorces et d'être de tous les péchés qu'un mariage mal-assorti nous fait connaître; je suis déterminé plutôt à tout au monde, et puisque les choses sont ainsi, vous pouvez faire savoir d'une certaine façon au Duc, arrive ce qui peut, que je ne la prendrai jamais. J'ai été malheureux toute ma vie, et je crois que c'est mon destin de le rester, il faut se patienter, et prendre le tems comme il vient, peut-être qu'une fortune si subite qui suivra tous les chagrins, dont j'ai fait profession, depuis que je suis au monde, m'aurait enorgueilli. Enfin, arrive ce qui veut, je n'ai rien à me reprocher, j'ai assez subi pour un crime d'égarement et je ne veux pas m'engager à étendre mes chagrins jusque au tems futur, j'ai encore des ressources, *et un coup de pistolet peut me délivrer de mes chagrins et de ma vie*, je crois que le bon Dieu ne me damnerait pas pour cela, et ayant pitié de moi, en échange d'une vie misérable, m'accordera le salut. Voilà ce que le désespoir peut faire penser à une jeune personne, dont le sang n'est pas si rassis que celui d'un septuagénaire. Je me sens, Mr., et quand on hait autant que moi les voies des forces, notre sang

Digitized by Google

bouillant nous porte toujours vers les extrémités. J'approuve fort l'estafette de l'Empereur, qui condamne la démarche insensée de sa belle soeur, quel ridicule cette femme ne se donne-t-elle pas dans le monde, qui rejaillit sur sa fille par conséquent, s'il y a des honnêtes gens dans le monde, il doivent penser à me sauver d'un pas des plus périlleux ou jamais j'ai été. Je me consume dans des idées mélancoliques, et je crains bien, de ne pouvoir dissimuler mon chagrin. Voilà l'état où je me trouve, mais il ne me fera jamais changer à Votre égard, mon cher général, étant avec une parfaite estime et toute la considération imaginable.

J'ai reçu une lettre du Roi, où il parait bien coëffé de la princesse, et je crois que je pourrais encore finir le 18. ici. Quand le premier feu de l'approbation est passé, en la louant on peut faire appercevoir au Roi, les défauts. Mon Dieu, n'a t-il pas encore assez vu, ce que c'est qu'un mariage mal-assorti, ma soeur d'Anspac et Mr. son mari qui se haïssent comme le feu, il en a mille chagrins tous les jours et àprésent si je dois vivre avec elle comme mari, il faut qu'elle soit belle, que nous sympatisions d'humeur, sans cela il est impossible, que jamais je l'aime, et quel but intente-t-il par là, si c'est de s'assurer, ce n'est pas le moyen. Mad. Décate le pourra faire, mais point une bête et au contraire moralement, il n'est possible d'aimer l'auteur de notre malheur. Le Roi est raisonnable, et je suis persuadé, qu'il comprendra cela lui même. Prévenons donc le malheur à tems, afin que nous n'ayons pas lieu de nous répentir de notre négligence.

Grumbkow au Prince Royal.

Custr., le 20. Febr. 1732.

A la fin le Roi m'a parlé avant hier, me faisant promener avec lui dans le parc, et il me dit toutes les raisons de ce qu'il faisait par rapport au mariage en question, avec des raisons si sérieuses et si solides, que je n'en pu pas disconvenir, d'autant plus, qu'il me dit, que V. A. R. lui avait répondu, que V. A. R. obéirait, mais qu'elle demandait de voir la personne en question, à quoi je persistais beaucoup. Il serait trop long de faire un rapport de cette conversation qui demanderait plusieurs pages. Les 5 points sur lesquels j'insistais, furent de ne vous pas presser de vous promettre d'abord, mais de vous donner le tems, de connaitre la personne en question, ce qui fut accordé. 2) de ne pas presser le ma-

Digitized by Google

riage, ce qui fut aussi accordé. 3) de vous donner toute sa confiance, et de vous considérer, pas comme son fils, mais comme son ami. Le Roi dit: s'il est tel que vous me le dépeignez, cela arrivera sûrement, mais je crains que cela ne sera de durée, pour moi, je comprends, dit-il, qu'il ne faut pas, que nous soyons toujours ensemble, aussi il aura son ménage à part, et se sera alors quelque chose de nouveau pour nous, quand nous nous verrons. 4) J'ai prié le Roi de ménager V. A. R. et de tout faire avec douceur, que par raisonnement et douceur, on faisait tout avec elle; ce que le Roi goûta aussi. 5) Que le Roi vous devait occuper, et donner des occasions de voyager et de voir le monde, sur quoi le Roi me dit, que cela serait selon la conduite de V. A. R. Enfin mille autres particularités, que je me réserve de dire de bouche Ce midi, avant que de se mettre à table, le Roi me dit: Tenez, lisez. Et c'était une lettre de V. A. R. où elle consent à tout sans réserve. Le Roi me dit qu'en dites-vous? Je dis, eh bien, Sire, que dites-vous de ce fils obéissant? que pouvez vous demander davantage? Il me dit les larmes aux yeux: C'est le jour le plus heureux, que j'ai goûté de ma vie, et il s'en alla avec le Duc de Bévern, et entra avec lui dans la chambre voisine et ils s'embrassèrent beaucoup. Je n'ai jamais vu le Roi si content. Nous allâmes l'après-midi à la maison hollandaise du parc, où la Reine donna le café, il n'y avait que la Reine, la Duchesse, la Princesse Charlotte, et la Princesse de Bévern, et j'avoue qu'elle a changé beaucoup à son avantage, et que plus qu'on la voit, et plus qu'on si accoutume, et plus qu'on la trouve jolie, et une couche de la grandmère, et si l'embonpoint vient, et la gorge, qui se montre déjà, et alors elle sera appétissante.

Grumbkow au P. R.

C'est le 27. Febr. 1732.

En m'éveillant je reçois la belle lettre de V. A. R. qui me met hors de moi même. Comment, pendant que V. A. R. accorde tout au Roi, elle parle en désespoir, et veut que je me tourne dans des affaires qui me pourraient coûter ma tête? Non, Monseigneur, la chemise m'est plus près que le juste-au-corps, et puisque vous voulez faire le Dom Carlos je ne veux faire le comte de Grammont. Vous êtes dans une situation brillante en passer de voir notre fortune changée de tout en tout, et nullement pressé, et sans

Digitized by Google

avoir vu la personne, voilà des résolutions désespérées, des projets chimériques, impraticables. Pour moi, Dieu m'a donné assez de jugement pour voir les suites de tout cela, qui seront funestes à V. A. R. et à tous ceux qui lui conseilleront en honnêtes gens. Ce n'est pas mon Beruf ce que j'en ai fait, cela été par surabondance, et par bonne intention. Mais je ne suis pas obligé à me perdre et ma pauvre famille, pour l'amour de V. A. R. qui n'est pas mon maître et lequel je vois qu'il court à sa perte. Je crains trop Dieu pour m'attacher à un Prince, qui se veut tuer quand il n'en a aucune raison, que fera-t-il donc, si le bon Dieu l'afflige par des malheurs réels et sensibles? Enfin, Monseigneur, vous pouvez avoir tout l'esprit du monde, mais vous ne raisonnez pas en homme de bien et chrétien, et hors de cela, point de salut. Je ne dirai autre chose à V. A. R. qu'elle n'a que se tranquilliser, le Duc et la Duchesse ont l'ame trop bien placée pour vous forcer, la Princesse que j'ai dépeinte pas telle qu'elle est, parceque quand on dit: Ah voilà une beauté, on y trouve mille défauts, cette Princesse, dis-je, ne sait pas un mot de son sort, je crois aussi qu'elle s'en ira comme elle est venue, sans chagrin. C'est à V. A. R. à démêler l'affaire avec le Roi son père, à qui elle a écrit une lettre si positive, dont je suis tombé des nues. Je plains de tout mon coeur la Reine, et pour moi, elle me permettra que je prenne très respectueusement congé d'elle. Je la servirai avec mon sang dans tout, ce qui sera conforme au service du maître et pour le véritable intérêt de V. A. R. Mais de me fourrer entre père et fils, qui ont des inclinations si opposées, je vois, que c'est une entreprise qui causera le col à l'homme le plus prévoyant, et je me souviendrai toujours, de ce que le Roi m'a dit à Wusterhausen, quand elle était dans le chateau de Custrin, et que je voulais prendre son parti: Nein, Grumbkow, denket an dieſe Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn ſtirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme. J'ai frémi à ces paroles et le Roi me les répéta deux fois, et cela est vrai, ou je ne veux jamais voir la face de Dieu, ni avoir part au mérite de notre Seigneur. Je comprends qu'après tout ce que j'écris, je perdrai les bonnes grâces de V. A. R., mais j'y suis tout préparé. Elle me permettra que je me retire entièrement de ses affaires, je lui souhaite mille bénédictions, et je répondrai jusqu'à la dernière goutte de mon sang, si je pouvais empêcher le malheur, que je prévois. Mais Salomon dit: Ein verſtändiger Mann ſiehet das Unglück und verbirget ſich, aber ein Narr geht blind-

Digitized by Google

lings durch. Et je crois qu'après avoir passé 53 ans, le rôle du dernier ne me conviendrait pas. Le Duc de Lorraine sera ici samedi à midi, mardi au soir à Berlin où il y aura grand bal jusqu'au matin. Je crois que le Roi fera venir V. A. R. vers ce tems là, et je lui souhaite beaucoup de foye et un esprit rassis, beaucoup de jugement, point de prévention, et de prier Dieu, qu'il la conduise par son esprit, sans quoi elle fera la triste expérience que tout notre savoir nous mène à notre perte, il faut que nous soyons conduits par la crainte de Dieu. Ce sont les sentiments dans lesquels je mourrai, étant très-respectueusement et sincèrement

etc. etc.

(Dieſe Mittheilungen werden fortgeſetzt.)

Zodiacallichter.

— Leopold Schefer arbeitet gegenwärtig an einer neuen Novelle: „Meine Probefahrt nach Amerika." Was unser verehrter Freund und Mitarbeiter uns davon geschrieben, erregt uns lebhafte Erwartung und zugleich einen betroffenen Schreck. Schefer hat vor Kurzem seine „vorletzte Novelle" herausgegeben, und wir können und wollen nicht wünschen, daß die neue wirklich die letzte ist, wenigstens noch nicht die allerletzte. „Meine Probefahrt nach Amerika" das klingt uns in der That prophetisch in die Ohren. Möchte Schefer diese Probefahrt nur im Geist und in der Phantasie, mit dem Schreibkiel und auf dem Papiere machen! Um Gotteswillen, nur „keinen Sprung!" Nur nicht diesen! Es ist wahr, in Deutschland ist Einem heut so jämmerlich zu Muthe, daß man kaum mehr weiß, ob man noch in seiner eigenen Haut sicher ist. Aber dennoch muß man hier bleiben, und wie der verirrte Wanderer alle Augenblicke das Ohr an die Erde legen, um zu erhorchen, ob der Rossehuf der Erlösung noch nicht schlägt. Und was will ein deutscher Dichter in Amerika, und was will ein Leopold Schefer mit seiner in sich verlorenen goldgesponnenen Phantasie mitten unter den scharfen praktischen Nützlichkeitstendenzen der neuen Welt! Er, der noch selbst neue Welten schaffen kann, braucht die neue jenseits des Oceans noch nicht. Nein! Nein! Nicolaus Lenau ist auch wiedergekommen. —

* * *

— Fürst Pückler von Muskau ist hoffentlich in diesem Augenblick glücklich in — Algier angelangt. Es wurde dem genialen Reisenden zu spät in der Jahreszeit für die anfangs beabsichtigte Tour nach Amerika. Vielleicht erobern wir dadurch an Algier eine interessante Provinz der deutschen Literatur, während sie bisher als französische Colonie der Lesewelt in den Zeitungen nur Langeweile erregte! —

* * *

— Professor Steffens in Berlin begeistert in seinen Vorlesungen über Hodegetik die Universitätsjugend für das Bestehende. Er widmete neulich zwei besondere Stunden dem Thema, die Jünglinge von allen unerlaubten Verbindungen abzumahnen, und sprach, obwohl unter veränderter Stellung der Verhältnisse, gerade mit demselben Eifer, mit dem er damals in Breslau (1813) die Jugend für den Kampf begeisterte. Zum Schluß der Stunde schwur er, daß er durch keinen fremden Einfluß zu diesen Vorträgen veranlaßt worden sei. Diese beiden besonderen Vorlesungen werden nächstens im Druck erscheinen, oder sind vielleicht in die-

Digitized by Google

sem Augenblick bereits gedruckt, und wir versprechen unsern Lesern, Näheres darüber zu berichten. —

* * *

— Von den Tutti frutti sind der III. IV. und V. Band von Stapel gelaufen. Auch über die Tutti Frutti wollen wir, zugleich mit den Vorlesungen des Hrn. Prof. Steffens, unsern Lesern berichten. —

* * *

— „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (Berlin, b. Dümmler, 3 Bde.) ist, obwohl bereits fertig gedruckt, noch immer nicht ausgegeben. Diesen Briefwechsel hat bekanntlich Frau Bettina von Arnim (die Wittwe des verstorbenen Dichters Achim von Arnim) als siebzehnjähriges Mädchen mit Goethe, den sie liebte, geführt. Der etwas pretiös gewählte Titel charakterisirt schon gleich die Briefstellerin, wie sie ist. Sie hat den Ertrag der Herausgabe zur Ausführung eines Denkmals für Goethe bestimmt, zu welchem sie selbst mit einem Federmesser das Modell in Gips gefertigt. —

* * *

— Das erste Heft der Schriften in bunter Reihe enthielt eine Correspondenz Goethe's mit Madame Karschin, die uns mehrere Zeitungen nachgedruckt haben. Unser lieber Freund und Mitarbeiter, Dr. Hock in Wien, schreibt uns darüber Folgendes: „Der Brief Goethe's an die Karschin und die Antwort sind zwei köstliche Inventarstücke des Jahrhunderts, wo Zopf und Tituskopf sich um den Vorrang stritten; diese göttliche Ungenirtheit, verbunden mit dieser Vergötterung der dichterischen Individualität, und dabei die Goethesche Ironie durchschimmernd durch all das dumme Zeug! Da hat die Zeit, trotz Hegel, abermals ihre Vernünftigkeit bewiesen, daß sie solch' eine Reliquie erhalten hat. Ja selbst, wenn die Authentie nicht erwiesen sein sollte — ein Zweifel, der mich an manchen Stellen beschlich — ist die Sache doch so erfunden, daß es nicht besser geschehen kann." — Wir können unsererseits die Versicherung hinzufügen, daß die Aechtheit dieser Briefe kaum einen Zweifel übrig läßt. Wir besitzen sie, von Goethe's Hand auf zwei Quartblättern abgeschrieben, und es dünkt uns, daß die Authentie aus jeder Zeile und Sylbe spricht. —

* * *

— Die deutsche Literatur hat in der letzten Zeit nicht selten das Ansehen eines Todtenackers gehabt. Die Herausgabe von Briefwechseln und Nachlässen hat sich gedrängt und überdrängt fast an Interesse die eigenen productiven Erscheinungen des neuesten lebenden Deutschlands. Das ist nicht gut, und doch ist es ein andächtiges und lehrreiches Geschäft, das unsere Literatur jetzt zu verrichten hat. Sie begräbt ihre Todten,

Digitized by Google

und sammelt ganze Bücher voll von Reliquien und alten Heiligenknochen ein, die zum Gedächtniß und zur Ehrfurcht dienen. Der Goethe-Zelterſche Briefwechsel iſt jetzt mit dem ſechſten Bande beendigt, und es war merkwürdig zu ſehen, wie das Intereſſe des Publikums von Band zu Band ſtufenweiſe abnahm. Das Erſcheinen von Knebel's Nachlaß und reichhaltigem Briefwechſel, der die Mittheilungen aus jener Weimariſchen Dichterperiode gewiſſermaßen abſchließen wird, iſt lebhaft vorbereitet. Merk's Briefwechſel, herausgegeben von Dr. F. L. Wagener, der angekündigt wird, umſchreibt faſt den nämlichen Kreis, wie der Knebelſche, und wird faſt mit den nämlichen Perſonen geführt, gewiß aber aus einem anderen Tone, als in der Correſpondenz des alten Jenaiſchen Lucrez. Denn wer kennt nicht den famöſen Mephiſtopheles-Merk ſchon aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit?" Für die Gelehrtengeſchichte intereſſant, erſcheint der Briefwechſel des bekannten Halliſchen Gelehrten, Chr. G. Schütz, welchen ſein Sohn, der Händel-Schütz, herausgiebt. Schütz hatte ſich ein Verdienſt erworben, das jetzt nur noch beklagt werden kann, nämlich die Stiftung der Halliſchen Literatur-Zeitung. — Auch aus Ludwig Achim von Arnims Nachlaß haben wir neulich hier in Berlin manches Ungedruckte geſehen, und es ſcheint intereſſantes Material genug vorhanden, um mehrere Bände zu füllen. Wie wir hören, iſt ein zweiter völlig ausgearbeiteter Theil der „Kronenwächter" da, worauf wir ſehr begierig ſind, und mehrere kleinere ungedruckte Novellen. Auch ſein Briefwechſel mit ſeinem Schwager Clemens Brentano müßte höchſt Anziehendes bieten, da gerade aus dem innern Haushalt der romantiſchen Literaturperiode noch Weniges dieſer Art überliefert iſt, wenn nur überhaupt irgendwie eine verſtändige und erfahrene Hand an das Einſammeln und Redigiren ſolcher Schätze ſich begeben wollte. Man nehme die Zeit wahr, ſo lange ſie noch ſolche Mittheilungen begünſtigt, denn bald wird der rechte Zeitpunkt für alles Derartige vorübergegangen ſein, und das Publikum hat es dann bloß mit ſeinen neuen Intereſſen und ſeinen neuen Schriftſtellern zu thun. Es ſchaut nicht mehr zurück, ſondern nur um ſich und vorwärts. Achim von Arnim hatte im Leben einen ſchönen Apollokopf, dem Aehnliches man ſelten erblicken konnte, und er gefiel beſonders den Damen ſo ſehr, daß von denſelben ſein Name Achim Arnim öfter in das Wortſpiel Ach im Arm ihn umgewandelt worden ſein ſoll. Das deutſche Publikum aber hatte mit ſeinen Büchern nie ein ſo zärtliches Wortſpiel gemacht, und dieſelben blieben oft ungeſucht auf den Böden der Verleger liegen. Achim Arnim muß dem größeren Kreiſe der Leſewelt, die ihn kaum kennt, eigentlich erſt gewonnen werden, und — wie geſagt — man hat keine Zeit dazu zu verlieren! — K. A. Varnhagen von Enſe wird Wilhelm Neumann's Nachlaß in drei

Digitized by Google

Bändchen (bei Brockhaus) herausgeben. Derselbe wird theils eine kleine Sammlung von Gedichten und poetischen Uebersetzungen, theils eine Auswahl von Neumanns besten Kritiken, und dann den originellen Roman: Karl's Versuche und Hindernisse, der von dem damaligen jugendlichen Freundeskreise gemeinsam geschrieben wurde, umfassen. — Auch eine Herausgabe von Ludwig Roberts sämmtlichen Schriften, in ungefähr zehn Bändchen, ist von derselben Hand zu erwarten. —

* * *

— Goethe's Faust erscheint diesmal als Weihnachtslamm. Die Cottaische Buchhandlung hat eine einzelne Ausgabe davon veranstaltet, worin beide Theile in einem Bande vereinigt sind und wohl nun bei einander aushalten müssen, sollten sie auch noch so wenig zusammenpassen. Diese Ausgabe erscheint gerade zu Weihnachten, um, wie üblich, zu Geschenken benutzt zu werden. Kauft! kauft! —

* * *

— Adalbert v. Chamisso ist gegenwärtig mit einer Umarbeitung seiner „Reise" beschäftigt. Der Verf. wird mehrere Züge aus seinem Leben einverweben, und so scheint das Werk mehr oder weniger die Gestalt einer Biographie gewinnen zu wollen. Es wird jedoch nicht einzeln erscheinen, sondern in einer vorbereiteten Gesammt-Ausgabe der Werke des Dichters, in der auch „Peter Schlemihl" einen Band ausmachen soll. Chamisso's jetzige Kränklichkeit läßt freilich nur ein langsames Gedeihen dieses literarischen Unternehmens zu. — (27.)

* * *

— Friedrich Rückert, den reichen Mann des Liedes, der uns erst kürzlich mit einer Sammlung seiner Gedichte erfreute, dürfen wir auf den nächsten Sommer hoffentlich in Berlin als Gast erwarten. — Schelling, den genialen Vorgänger Hegels, bezeichnete das Gerücht vor einiger Zeit auch als den Nachfolger desselben, nämlich auf dessen noch immer unbesetztem Lehrstuhl an der Universität zu Berlin. Schelling könnte, von seinem jetzigen Standpunkt aus, diesen Lehrstuhl nur aus polemischer Ironie annehmen, aber das ganze Gerücht erweis't sich als ungegründet. Dagegen ist neuerdings wieder die Rede davon gewesen, daß der bisher noch wenig bekannte Philosoph Gabler an die Stelle Hegels nach Berlin kommen würde *). —

*) So eben erfahren wir, daß diese Stelle jetzt wirklich durch Gabler in Baireuth besetzt werden wird.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Digitized by Google

Posthorn-Symphonie.

— Ich will mir selbst etwas blasen! Jetzt fange ich an, es zu glauben, daß von einer allgemeinen Tonlosigkeit dies unser Zeitalter ergriffen sein muß, denn auch die deutschen Postillons lassen jetzt ihr schmetterndes Mundstück ungenutzt und schläfrig herunterhängen, und jeder sagt mir mißmuthig, ihm sei das Horn verstopft. Auf meiner ganzen Reise durch Deutschland habe ich noch keinen vernünftigen Schwager gehabt, der mir und dem lauschenden Waldecho ein lustiges, herzerfrischendes Trarara! Trara! Trara! zum Besten gegeben hätte. Ihnen ist das Horn verstopft. Und ein Postillon ist doch kein deutscher Schriftsteller. Wovor fürchten sich denn die Postillons? Ist es die Censur? Sind es die großen demagogischen Untersuchungen? Mein Gott, ich will mir selbst etwas blasen!

Blase, blase, wilder Sturm! könnte ich, wie König Lear, zu diesem Herzen sagen, das mir hier unter dem Reisemantel schlägt und lacht und weint, und wieder lacht. Und warum sollte es nicht auch lachen? Die hohe Nacht draußen ist schön, wenn auch stumm, und die Sterne sind hell, wenn auch fern, und meine Liebe ist süß, wenn auch unerreichbar. Ich will mir etwas blasen, und meinen schlaflos sich tummelnden Gedanken, während die übrige Reisegesellschaft schnarcht, das Mundstück aufsetzen, das mein deutscher Landsmann dort, eben der tonlose Postillon, vor Faulheit nicht brauchen kann. Meine Reisehoffnung und meine Weltunlust sollen sich hier in einem schmetternden Chor noch bei aller Nacht miteinander unterreden. Erlaubte Zeitansichten werden einen gedämpften Baß dazwischen brummen. Eine herrliche Musik kann das geben,

Digitized by Google

gleich dem sanften harmonischen Chor von Knoblauch und Zwiebeln, den der berühmte Julius Cäsar Scaliger wirklich in einer seiner Komödien — die Gott alle selig haben möge! — auftreten und in wahrhaft duftigen Rhythmen sich aussprechen ließ. Es sollte dies nur eine beißende Nachahmung sein des beißenden Zeitspötters Aristophanes und seiner Chorwolken und Chorfrösche, und ich möchte Den sehen, der noch heutzutage ein glücklicherer Nachahmer des Aristophanes zu sein wagen könnte, als der berühmte Julius Cäsar Scaliger. Unsere Zeit gebiert zwar täglich tausendfachen Stoff für einen doppelten Aristophanes, aber — — das Horn ist verstopft — — Schwager, Schwager, laß Dir Dein Horn reinigen! — — es ist verstopft, und statt des keckbeflügelten Göttersohnes Aristophanes quäkt uns ein jämmerlicher Scaliger aus unserer eignen Bruströhre heraus. —

Trara! Trarara! man muß reisen. Es läßt sich heuer nichts Vernünftigeres thun, als auf die Reise gehen, besonders wenn man keine Heimath hat im eignen Vaterlande. Nicht Heimath, nicht Weib, nicht Kind, nicht Haus, nicht Heerd, nicht Ruhe, nicht Rast, nicht Andacht, nicht Hoffnung — ein windschiefes Leben. Noch mehr bedauere ich Den, dem wohl sein kann in seinen heimathlichen Zuständen heut, der eingesessen und zahmgesessen ist, und nicht jeden Augenblick sein Bündel geschnürt hat, um abtrollen und ausmarschiren zu können. Die Treue gegen die Scholle gilt nichts mehr, wenn die Scholle leibeigen macht den Geist. Man kokettire nur nicht mit der Treue, damit man sich selbst nicht untreu werde, denn ohne große Treulosigkeiten geht es einmal im Leben und in der Geschichte nie ab. Die Völker verlassen ihre alte Liebe, und suchen sich neue Gesetze, und durch die ganze Welthistorie geht ein Klagen und Weinen tausend verlassener Geliebten, und es kümmert die Völker nicht. Und des Menschen Herz, wenn es sich an ein Bild gehängt hat, muß sich blutig reißen, wenn die Scheidung kommt zwischen dem Herzen und seinen Bildern, denn es muß geschieden sein! Aber Vieles bleibt flä-

Digitized by Google

tig und wird nur immer fester, hat es in der sich fortbewegenden Idee sein Leben und sein Herz, und so sage ich: was sich bewegt, das ist ewig! Und was ewig ist, bewegt sich. Siehe, was still steht und sich fertig wächst, ist nur das Vergängliche an Körper und Seele der Menschen und der Staaten. Nur der schlechte Theil an uns wird ein weiser Greis, nur das sterbliche Stück Leben setzt sich am Ende zur Ruhe und kündigt sich als einen stabil gewordenen Organismus an. Die Jugend wird nie klug, darum lebt der junge Mensch immer weiter, und dieser ewig junge Mensch ist die ewige Geschichte. Und die Liebe wird nie fertig, darum bewegt sie sich von Geist zu Geist herüber und hinüber mit dieser starken Sehnsucht. Die innere Bewegung ist die wahre Treue der Liebe, an dieser webt sie sich emsig in alle Ewigkeit fort, und kennt eine andere nicht. Du, wir lieben uns, weil sich unsere Geister mit und zu einander bewegen. Du, Du, wir können nicht anders, weil Deine innerste Bewegung meine ist, und meine Deine, und so bewegen wir uns, indem wir uns lieben. Du, Du, wir sind jung, weil wir bewegen und lieben, und wir sind nicht weise, deshalb bewegen wir uns ewig. Du, Du, ich bin Dir ewig treu, weil Deine Bewegung meine ist, und erst wenn Du mir das einmal anthätest und zu mir sagtest: „alter, kluger, weise gewordener und fertiger Mann!" und ich zu Dir sagte: „alte, kluge, weise gewordene und fertige Frau!" dann würde es mit unserer Liebe vorbei sein, und der treuloseste Mensch bin ich! Du, Du, ich bin Dir ewig treu! Du, Du, nimm Dich in Acht, es ist das Prinzip der Bewegung! — — —

Es war wahrhaftig in der letzten Zeit nicht mehr recht auszuhalten, und ich bin nur froh, daß ich hier auf dem Postwagen sitze. Wie leicht wird der Mensch froh! Er stürzt sich aus Ennui in Ennui, und freut sich dabei der Abwechselung die ihn von einem in das andere hinübergeleitet. Das Städtchen, in dem ich so lange Quartier gemacht hatte, wäre eine schöne Station für einen guten ruhigen Menschen gewesen, der

Digitized by Google

Zeit hat, sich zu verheirathen. Es waren die Freunde und die Freundinnen hier hübsch gerathen, und Jeder brachte seinen Scherz und Ernst an, und die Einen erzählten den Andern, was die Andern längst wußten. So ging die Zeit hin, und ich mußte aus meinen jungen unschuldigen Schriften vorlesen, die sich zu meinem Erstaunen hier bei einem Leihbibliothekar gefunden hatten, und das war mein erster Aerger. Die eine Freundin meiner Bücher — hätte ich doch nie etwas geschrieben! — war besonders daran Schuld, und brachte mich auf die Reflexion, daß man die Frauen, selbst die geistvollsten und begabtesten, doch fast nie, auch im höchsten Schwunge, den man ihnen giebt, von ihrem nächsten häuslichen Kreise, von Vettern und Cousinen, ganz abzuführen vermag. Wenn ich ihr meine besten Sachen lese, sucht sie bei jeder Gestalt, die ich ihr vorführe, immer erst nach einer ihr persönlich bekannten herum, um sie damit in Verbindung zu bringen, und es dauert wahrhaftig nicht lange, so hat sie auch in der Erinnerung schon irgend einen ihrer Vettern in Astrachan oder Neufundland erwischt, dem die Figur meiner Dichtung auf's Haar ähnlich sehen soll. Da klatscht sie sich vor Freuden darüber in die kleinen Hände, ruft mir mit dem anmuthigsten Gebieterton zu: nur weiter! und scheint sich jetzt erst recht für die Vorlesung zu interessiren. Das halte ein Anderer aus, mich hat ein blasses Grauen deswegen überschlichen. Gleich den andern Tag schon wollte ich fort, und mir Extrapostpferde bestellen. Die Vettern aus Astrachan und Neufundland haben mir die ganze Novellenpoesie verleidet, und ich weiß nicht, ob ich für's Erste fortfahren werde, in diesem Genre zu arbeiten. Aber ist es denn nicht so natürlich, daß die Frauen überall nach Familienähnlichkeiten suchen, auch in der Kunst? Sie wollen es sich gern überall gleich häuslich machen, und verrathen so auch in der Kunst ihren wahrlich liebenswürdigen Häuslichkeitstrieb. Und mir, dem unhäuslich gesinnten Autor, stand es ja frei, davon zu laufen.

Mit dem Freunde hatte ich noch meine größere Noth, und

Digitized by Google

wir mochten uns gar nicht vereinigen, weil er meinen Schlafrock nicht leiden konnte. Es empörte ihn nämlich jedesmal, so oft er zu mir kam und mich im Schlafrock, oder auch nur ohne Halsbinde, auf meinem Zimmer antraf, und sein Verdruß darüber malte sich ordentlich in seinen Gesichtsmuskeln aus. Dies belustigte mich erst, und ärgerte mich dann, weil ich auch ein Narr war. Soll man aber einem Deutschen seinen Schlafrock mißgönnen? Oder besitzt er nicht schon pedantischen Anständigkeitsgeist und kleinlichen Sauberkeitssinn hinlänglich, um ihn auch noch zu nöthigen, daß er sogar seinen traulichen Laren gegenüber nur in Höflichkeitsuniform sich zeige? Nein, mein Freund, Ihretwegen hätte ich nur den ganzen Tag en parure dasitzen mögen, um Sie immer gewärtigen zu können. Sie sehen, es ist meines Bleibens hier länger nicht. Ich muß fort, und muß weiter reisen. Sie haben mich an einer empfindlichen Seite meiner Neigung, ja meiner Studien angegriffen. Denn schon längst gehörte es zu meiner Passion und Lieblingswissenschaft, die Schlafröcke in Deutschland zu beobachten und zu studiren. Und nichts war mir immer erfreulicher, als wenn ich auf meiner Reise die großen Männer, die ich besuchte, in ihrem Schlafrock antraf. Mein einziges Tagebuch, das ich mir über die sogenannten großen Männer Deutschlands geführt, bestand darin, mir anzunotiren, wen ich im Schlafrock gefunden, und wen nicht. Der einer orientalischen Priestertracht ähnlich sehende Schlafrock Schelling's, in dem er jedem Besuchenden feierlich entgegenschreitet, ist in der ganzen Welt berühmt, und der aristotelische Hegel ließ sich in seinem Schlafpelz sogar in Kupfer stechen. Schiller dichtete seine feurigsten Tragödien bei Nacht im Schlafrock, und Friedrich Schlegel verkaufte an seinen Bruder Wilhelm Schlegel einige tiefsinnige Ideen, die er gerade zu viel hatte, für eine warme Nachtjacke, welche ihm gerade fehlte und dieser besaß. Wilhelm Schlegel trägt den Orden der französischen Ehrenlegion auch auf seinem Schlafrock aufgeheftet, und der alte Musäus schreibt einmal an

Digitized by Google

Nicolai, daß er gern sein ganzes Dichtertalent für einen guten Bärenpelz hingeben wolle, indem er vielleicht meinte, daß Nicolai, um ihm zu helfen, nur irgend einem Bärenhäuter aus der Allgemeinen deutschen Bibliothek das Fell abziehen zu lassen brauche. Genug, Sie sehen ein, mein Freund, die Schlafröcke und die Bärenpelze haben eine große Rolle in Deutschland gespielt. Warum wollen Sie Ihre Wuth allein gegen den meinigen auslassen? — —

Und nun blase muthig vorwärts, du mein ungeduldigstes Posthorn, du mein Herz! Laß dich hören in freudigen Sprüngen, stimme eine gute Weise tief in mir an, und werde leicht, da du mir so lange zu schwer warst. Bitte um Wanderglück zum stillen Nachthimmel empor, und klinge und klage dein: Gott behüte mich! in das unendliche Universum hinaus. Du hast es nöthig: Gott behüte mich! Gott behüte mich, in den Wäldern und auf den Bergen, in den Städten und Dörfern, bei den Menschen und Unmenschen, bei den Hassenden und Liebenden, bei den Streitenden und bei den Friedfertigen! Gott behüte mich, daß ich jetzt glücklich durch das Schwarzburg-Rudolstädtische reise, ohne zum Legationsrath gemacht zu werden! Gott behüte mich vor den vielen Merkwürdigkeiten, die in großen und kleinen Städten, in Museen und Schlössern, in Palästen und Rumpelkammern, zu besehen sind! Gott behüte mich vor dem Anblick zu vieler Ruinen, er stärke mich gegen das Ausgelebte, befestige mich für das Neue, und mildere den Spott in mir gegen das Alte! Er mache einen Menschen aus mir, der leben kann!

Ja, leben will ich gern und mir mit den Menschen aller Orten zu schaffen machen. Ich will umherlaufen auf den Straßen, und mir die hübschen und häßlichen Gesichter, die mir begegnet sind, aufschreiben. Ich will auf den Dörfern spazieren gehen und in kleinen Städten über Nacht bleiben, um die stillen Herzschläge eines armen abgeschiedenen Lebens zu belauschen, und nachzusehen, wie es der Weltgeschichte in den

Digitized by Google

Bauerhütten und auf den Wirthshausbänken hinterm Bierkruge ergeht. Ich will dem deutschen Bauer zureden, daß er Abends regelmäßig die Zeitungen lieſt, und der deutschen Bäuerin, die ihr geſundes Kind an der blühenden Bruſt ſtillt, will ich ſagen, daß ſie den Jungen nicht bloß für den Pflug geboren hat, ſondern für ein menſchlich gefühltes und berechtigtes Daſein. In der nächſten kleinen Stadt will ich mich erkundigen, was die aufgeweckte Schneiderstochter jetzt aus der Leihbibliothek lieſt, und ob die Stadtpfeifer, als die Julirevolution noch Mode war, niemals die Marſeillaiſe geblaſen haben auf der Reſſource? Und in großen Reſidenzſtädten werde ich ebenfalls nur Das aufſuchen, was die Menſchen angeht und aus alten und neuen Zeiten her an ſie erinnert. Wie ſie in den Theatern lachen, in den Kirchen beten, auf der Promenade ſich repräſentiren, und in ihren Geſellſchaften ſich langweilen, ſoll mir wahres Vergnügen machen. Wie ſie von nichts zu reden wiſſen, was ihre wichtigſten Nationalintereſſen betrifft, werde ich in geſpannter Aufmerkſamkeit mit anhören; denn Das, wovon ein Volk nicht ſpricht, ſchildert es oft ſchärfer, als Das, wovon es ſpricht.

Schöne Gegenden werde ich nie beſchreiben, und ich glaube, mir fehlt faſt der Sinn dafür, wenigſtens die Begeiſterung. Der Horizont dieſer gegenwärtigen Zeit iſt zu bewölkt, als daß man weit ausſchauen könnte von den Bergen in die Thäler und die ſilbernen Ströme entlang, und auf die Kuppeln und Thürme der fernen ſchönen Städte. Das harmloſe, unſchuldige Gemüth iſt fort, das mit Landſchaften und Gegenden ſich freute, und ich ſuche es vergeblich in mir, und finde nichts, als daß ich kein Jean-Pauliſcher Jüngling mehr bin. Die Deutſchen können nicht leiden, daß Jemand offen iſt, und ſo werden mich auch meine nächſten deutſchen Freunde, deren ich ſo manche und liebe habe, jetzt ſchelten, wenn ich ihnen bekenne, wie vor den ſchönſten Naturgegenden das Herz mir oft kalt und bange ſchlägt. Ja, der Sinn iſt fort, der mit Bäumen und Sträuchern einen guten idylliſchen Umgang hatte,

Digitized by Google

wie das Kind umgeht mit seinen Kameraden, den weißen Lämmchen auf der Wiese. Diese rauschenden Wälder, diese ernstgestalteten Felsen, dies naive Leben der Pflanzen und Blumen, dies Neigen und Grünen der Pappel, der Eiche, der düstern Fichte, diese hochwachsenden Felder, diese Triften und diese Flächen, diese Hügel und diese Tiefen, dies Blühen und Lachen, dies Klagen und diese heimliche Verstimmung, wie es von Wechsel zu Wechsel schleichend durch die Natur hingeht, Alles dies sieht und spricht mich an, wie eine Schaar gefallener Engel aus der träumerischen Frühperiode des Menschengeschlechts. Die Menschen hatten lange in und mit der Natur gelebt, und hatten versucht, ob sie sich zu etwas bilden könnten, indem sie träumten. Sie träumten am Wasserfall und in der romantischen Bergschlucht und auf der Hirtenflur ihr erstes morgenrothes Dasein hin, und die rieselnden Bäche, an denen sie lagen und schlummerten, flossen hell und klar; aber des Menschen Seele war unklar, und aus dem natürlichen Traum des Lebens wachte kein Glück geistiger Wahrheit auf. Sie konnten sich nicht bilden, indem sie träumten. Da wurden sie unruhig, und ihre Flur langweilte sie, und ihr Wald machte ihnen Grausen. Sie legten die Axt an den grünen Baum, daß seine Wurzel erseufzte, und hieben ihm den Schmuck der Blätter herunter, und machten sich eine Lanze aus dem grünen Baum, oder ein Ackergeräth. Die Einen arbeiteten im Schweiße ihres Angesichtes, und die Andern zogen in den Krieg, und Keiner hatte mehr Ruhe und Frieden. Alle wurden in dem erwachten Drange menschlicher Unruhe zum ersten Mal historisch. An der Unruhe der Geschichte bildeten sie sich merkwürdig aus, und fingen an, nach den höchsten Gütern des Lebens immer stürmischer zu trachten. Die alten grünen Wälder rauschten vergeblich mit ihren Friedensträumen hinter ihnen drein. Und so geht es noch täglich den einzelnen Menschen und den einzelnen Völkern. Auch den Deutschen liegt es in Gedanken, einmal historisch zu werden, aber die Einen können noch immer nicht den Werther, die Andern den Faust nicht vergessen, und das idyllische Naturelement

hält ſie gebunden. Die Lyrik der Individualität ſchwächt ab und verdrängt die Geſchichte in der Nation. Goethe hatte ſchon ſelbſt aus der Naturlyrik Werthers einen ſtrebſamen Wilhelm Meiſter hervorgehen laſſen, den ſein Drang von dem grünen Walde weg auf die Formen des bürgerlichen Lebens wies, um an denen ſich zu bilden, aber es war das bürgerliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts, und die Deutſchen kannten weiter keine nationellen und öffentlichen Intereſſen, als das Theater. Darum iſt die ganze deutſche Bildung, die im Wilhelm Meiſter erlangt wird, nur noch eine Theaterbildung, und das Leben iſt Repräſentation in guter Geſellſchaft. Aber die Subjectivität war wenigſtens frei geworden von der Naturlyrik, und ſtatt des Umganges mit ſchwirrenden Käfern und ſpielenden Würmern im Graſe iſt der Umgang mit Menſchen, ſelbſt mit Salonsmenſchen, doch immer etwas nütze. Aber die Natur war indeſſen bei Goethe und bei den Deutſchen aus dem ſchwärmeriſchen Gemüth in die geiſtigere Speculation zurückgetreten, und hatte in dem Erſteren den Fauſt erzeugt, unter den Letzteren die Naturphiloſophie. Nun hatte das kranke deutſche Herz den grünen Wald überwunden, nachdem die Natur ernſtbetrachtetes Object der Wiſſenſchaft geworden. So zeigt Goethe ſelbſt in dem Stufengange ſeiner Werke die urſprünglichſten Bildungsſtufen deß deutſchen Geiſtes auf, aber eben nur die Stufen unſerer ganz urſprünglichen und embryoniſchen Entwickelung, auf denen er deshalb am wenigſten das deutſche Dichten ſchon erſchöpfen oder auch nur zur Vollendung bringen konnte. Und in den Wahlverwandtſchaften ſchrieb er noch ein Werk über die allgemeinſten Bindungen und Wechſelwirkungen menſchlicher Verhältniſſe, indem er dabei ſogar wieder an die elementare Natur anknüpfte. Eine ſo abſtracte und deshalb graue Dichtung iſt nie geſchaffen worden, als dieſe, in der Goethe zeigen wollte, wie die allgemeinen Naturgeſetze der Anziehung und Abſtoßung aus der Phyſik und Chemie auf den Menſchen ſich anwenden und bis in ſeine Stube und ſein Herz hinein ihn verfolgen. In

Digitized by Google

dieſem Romane trat die Natur nun ſchon ganz ohne alles lyriſche Blätterrauſchen auf, ſie war nacktes phyſikaliſches Geſetz geworden, und der Poet des Werther, der damals das Pathos der Naturempfindung gefeiert, hatte jetzt eine kalte Phyſik des menſchlichen Herzens gedichtet. Aber ein anderer hochbegabter Poet hatte mittlerweile Rückſchritte eingeführt. Durch Tieck und deſſen Jugendlyrik war der deutſchen Dichtung und Geſinnung wieder eine unnatürliche Wendung gegeben worden, unnatürlich, weil mit dem Natürlichen wieder geliebäugelt wurde. Die alten grünen Wälder ſollten wieder im Menſchen zu reden anfangen. Werther wurde ein Minneſänger, die einfache Naturlyrik Goethe's ſchlug in eine künſtlichere Naturromantik um, und ſtatt der naiv plaudernden Lotte ſaßen hinter der Geisblattlaube alte Mährchen, und nickten mit den ſternengekrönten Häuptern, und erzählten hundertjährige Geſchichten voll von Liebe und Wunder. Der Schauplatz war derſelbe geblieben und doch ganz verändert worden. Was im Werther metaphyſiſcher geweſen war, wurde hier poetiſcher und bildlicher, und die Gefühle und Schmerzen, die hinter der Frühlingslandſchaft gelauert hatten, ſetzten ſich in leichtere Elfen und Kobolde und in ein luftigeres Morgen- und Abendrothsſpectakel um. Aber es war im Grunde nur eine brillante Variation jener ohnmächtigen Naturſtimmung, die den Deutſchen ſo nachtheilig iſt. Die Deutſchen konnten ſich auch an der Waldromantik nicht bilden. Und Tieck ſelbſt brauchte einen Zwiſchenraum vieler Jahre, in denen er ganz ſchwieg, ehe er in den Novellen ſeinen ſchönſten Ton anzuſchlagen und darin aus Lebensproblemen eine ächte und geſunde Poeſie zu ſchaffen vermochte, weshalb nichts lächerlicher, als wenn ſeine Freunde, beſonders die unkritiſchen Berliner, noch immer den Waldlyriker am höchſten in ihm feiern.

Wie geſagt, ſelbſt vor der ſchönſten Gegend empfinde ich es, daß auch ich kein Werther und kein Waldlyriker mehr bin, und es regt ſich Bosheit in mir genug dazu, daß ich auch allen meinen Landsleuten gern das letzte Stück Naturidylle aus

Digitized by Google

dem fühlenden deutschen Herzen schneiden möchte. Nur die frische freie Gottesluft brauchen wir unerläßlich, um die starken Brustschläge unserer neuen Thaten darin gesund ausathmen zu lassen. In unserem Unruhigwerden und in unserm Historischwerden nehme uns Gott nie die frische freie Luft, damit es eine unbeengte Freude der Bewegung werde! Aber das lächelnde Kind in der Wiege küßt der Mann noch einmal, nachdem er unruhig und historisch geworden, und zieht dann hinaus und kann sich durch den schönen Säugling doch nicht abhalten lassen von den Schlachten. Die Natur ist das lächelnde Kind in der Wiege, sie ist der erste Säugling an den Brüsten der Schöpfung. So seht die unmittelbare Unschuld des Lebens auf den Wiesen träumen. Aber der Mensch, dieser eilige Sohn der Zukunft, kann seine Zeit nicht hinbringen, um ihr Wiegenlieder zu singen. Nachdem er seine sentimentale Frühlingsperiode überwunden, betritt er, an Hoffnungen groß, das Feld der Geschichte und erweitert seine Landschaftsstudien zu Weltstudien. Besonders heutzutage hat man gar keine Zeit, man hat Kopf und Hände voll zu thun, um sich und Andere zu verstehen und die wenigen Geschichtsstunden, die uns das Leben noch giebt, recht fleißig zu nutzen; und wenn ich auf die schönen Gegenden polemisire, so geschieht es wahrhaftig meistens nur aus dem Mangel an Zeit. Da wollten mich die guten Freunde in W. den ganzen Vormittag umherführen, um mir die herrlichen Gärten in der Umgegend zu zeigen. Ein ganzer Vormittag! Man denke, ein ganzer Vormittag! Und was ist ein Garten? Gewissermaßen nur ein Toilettenstück der Natur! Ich trieb mich also lieber auf der Straße umher, sah die Wachtparade aufziehn und beschaute mir die vielen deutschen Gesichter der umstehenden Menschen, eines nach dem anderen. Ein solches Gesicht ist gar nicht zu verkennen, wie das deutsche, und doch in jeder Stadt ein andersgebildeter Schlag davon! Zehn Gesichter gerade fing ich auf aus dem Haufen, die mir theils merkwürdig, theils lächerlich waren, und ich beschrieb sie mir nachher in meinem Tagebuche und war mit der

Digitized by Google

Ausbeute zufrieden. Außerdem gerieth ich noch beim muthigen Klang der Trommeln, Pfeifen und Hörner auf politische Gedanken über Krieg und Frieden, und in Streit mit einem jungen Menschen, der an der Table d'hôte mein Nachbar war und die Meinung behauptete, daß an den zum Fidibus gewordenen spanischen Papieren ein allgemeiner Völkerkrieg sich entzünden würde. In Summa, ich hatte etwas erlebt, daß ich in der Stadt geblieben war. Unterdeß hatten meine Freunde für mich den Kukuk angerufen, und nannten mich einen radikalen Stadtphilister, als sie wiederkamen. Und ich schüttelte ihnen als eben so vielen liebenswürdigen Naturphilistern derb die Hände.

Die Alten haben vor schönen Landschaften nie geweint, und Herodot, der erste große Reisebeschreiber, weiß nur von den Menschen und ihren Sitten gut zu erzählen. Nichts Herrlicheres, als zu sehen, wie in der antiken Welt das Menschliche so nahe an den Menschen gerückt stand, und wie sich dasselbe im Staat als der höchsten Lebensform begränzte und zusammenschloß, ein glücklicher Himmel über glücklichen Häuptern. Sie waren human, weil sie politisch waren, und sie waren politisch, weil sie religiös waren, und religiös, weil politisch. Und so hing Alles im Großen bei ihnen zusammen. Das Menschliche, das sie im Staat so frei und kräftig aus sich herausgebildet hatten, verhinderte, daß die magischen Schatten des Waldes sie nicht lockten, und die Natur ihnen nicht rief, sich an ihre Brust zu stürzen. Sie waren jede Stunde zu glücklich, um mit der Lerche des Morgens zu schwärmen und mit der Nachtigall Abends zu klagen. Das Unglück geht am liebsten hinaus ins Grüne und unter die Einsamkeit der wehenden Bäume, das Unglück oder die spielende Kinderunschuld. Die Kinder und die Zerrissenen, beide stehen dem Naturelement am nächsten, und beide würden darin verloren gehen, wenn es nicht ein Stärkeres gäbe als das Naturelement, nämlich den historischen Trieb in die werdende Welt- und Völkerzukunft, die Alle aufreizt, sich zu bilden, zu bewegen und zu versöhnen. Und die Deut-

Digitized by Google

schen waren nie unglücklicher, nie innerlich zerrissener, als zur Zeit ihrer Natursentimentalität und Landschaftsempfindsamkeit im Leben und Dichten.

Ich moderner Deutscher bin auch um ein gut Theil glücklicher, seitdem ich nicht mehr im Monbijou-Garten von Berlin spazieren gehe. Ich rufe: Menschen! Menschen! und noch einmal Menschen! Ein Königreich für Menschen! Mit schönen Gegenden umgehn, kann ich allenfalls auch in meiner Stube, und habe ziemlich genug Phantasie dazu. Denn nachdem ich in der lieben schönen Gotteswelt manche gesehn, kann ich mir fast alle denken, und bringe sie mir, ehe ich des Morgens zu schreiben anfange, oft zu Dutzenden beim Zumfensterhinaussehen in meiner Einbildungskraft hervor. Ich denke mir die mannigfachsten Gruppirungen von Wald, Berg, Fluß, Baum, Himmel und Thal, und gieße dann über diese meine müßigen Landschaftsgedanken einen großartig beleuchtenden Sonnenauf- oder Untergang aus. So rufe ich mir, mag es Winter oder Sommer sein, die herrlichste und entfernteste Natur in meine Nähe, und kann, wenn ich will, meine literarischen Siebensachen am hohen Meere oder in einem italienischen Pomeranzenwäldchen schreiben. Die Natur läßt sich immer eine schöne Decoration abgewinnen, aber die Menschenwelt kommt nicht, wenn und wo man sie ruft. Zu den Menschen muß man hinaus, man muß sie aufsuchen in Sturm und Wetter, in Schneegestöber und Regengüssen, man muß mit ihnen reden und lachen, leben und leiden, und wenn man sie sieht, kennt man sie noch nicht. Wenn man mit ihnen spricht, versteht man sie noch nicht. In der Natur ist Alles einfach, und ihre reichsten Gestaltungen bestehen doch nur aus den einfachsten Combinationen. Es ist immer der Wald, der Fels, der Berg, der See, die Wolke, nur hierhin oder dorthin anders gestellt, und im Norden zu andern Schildereien vermalt, als im Süden. Darum kann ich mir schöne Gegenden denken, wenn ich des Morgens auf die Straße hinaussehe, ich brauche nur zu combiniren. Mit den Menschen bringe ich's nicht so weit, wenn ich zu Hause bleibe.

Digitized by Google

Ein Menſch läßt ſich nicht combiniren, er iſt die ſich ſelbſt bewegende Macht, und zugleich treiben ihn die Geiſter. Er geſtaltet ſich von innen und macht oft ein verſtecktes Weſen mit ſich ſelbſt. Und wenn ein großer Weltentdecker alle Welttheile eines Menſchenherzens entdeckt hätte, würde er noch jeden Augenblick aus deſſen Untiefen neue Inſeln emporſchießen ſehen, und nicht immer glückliche; neue Inſeln, mit fremden Pflanzen, Blumen, Gefühlen und Launen bedeckt. Den Frühling kenne ich; er iſt maigrün und himmelblau. Der Menſchen Geſichter habe ich noch lange nicht ausgelernt. Der Menſch hat alle Tage ein anderes Geſicht, und weiß kaum ſelbſt, wie er eigentlich ausſieht. Ich habe ihn verwundert angeſehn, wenn er liebte und haßte, wenn er eine Frau nahm und ſeine Mutter begrub. Ich will ihm nachlaufen, wenn er begeiſtert iſt, eine Fürſtin einholt, Revolutionen veranſtalten will und ſich knechtiſch geberdet. Ich will mich zu ihm in den Wagen ſetzen, wenn er auf Reiſen geht, ich will mit ihm anſtoßen, wenn er ſeinen Wein trinkt, ich will ſeiner Tochter den Hof machen, wenn ſie artig iſt. Nur fort! Nur fort! Nur vorwärts, Schwager! —

— Ich habe für heut genug geblaſen! Die Landſtraße wird hell, der Morgen zertheilt die Gewölke, ſetzt ſich mit grauſchattirten Gliedern mitten auf die Wieſe hin, und wartet, wie ein gefühlvoller Jüngling, dem Sonnenaufgang entgegen. Nur das fällt mir noch ein, daß der Umgang mit der Natur bei weitem wohlfeiler iſt, als der mit Menſchen. Wer bloß ſchöner Gegenden willen auf die Reiſe geht, braucht offenbar nicht halb ſo viel Geld, als der wegen Menſchen ſich in die Welt hinausſtürzt. In ſchönen Gegenden trinkt man Milch, und nimmt ein ländliches Mahl zu ſich, und der Bäuerin ſchenkt man nicht, wie der Sängerin, einen Shawl zu dreißig Ducaten. Im Walde koſtet's kein Entrée, ſeine Empfindungen hat man alle umſonſt, und von der Landluft wird man ſchläfrig, daß man ſchon vor zehn Uhr Abends ins Bett gehen muß. Da hat man gar nicht Zeit dazu, viel Geld auszugeben, und ich erinnere mich nie, in Geßner's Idyllen etwas von Thalern,

Digitized by Google

Groſchen und Pfennigen geleſen zu haben. Auch von Werther erfährt man nicht, ob er Geld gehabt oder nicht; es kommt in dieſer Richtung gar nichts darauf an. Er trieb ſich entweder im Walde umher, oder ging früh ſchlafen. Wenn man mehr mit Menſchen umgeht, hat man ſchlafloſe Nächte und wacht oft, bis der Hahn kräht, und auch der andere Tag geht verloren. Unſere Leidenſchaften wollen in Feſtkleidern ſpazieren gehen und ſich nur in Purpur und Seide vor den Leuten zeigen. Unſere Thorheit zieht ſich einen koſtſpieligen Treſſenrock an, und unſere Liebe gegen den Bruder und gegen die Schweſter verlernt zu rechnen. Amor iſt Schatzmeiſter und wirft das Geld und das Herz dazu mit vollen Händen auf die Straße. Ein Volksjubel rauſcht auf, das Geld verfliegt das Herz zuckt und blutet, und hat doch etwas gelernt. Die Exiſtenz wird theurer, je mehr der Menſch ſelbſt auf dem Spiele ſteht. So muß es aber auch gerade ſein, man darf nicht anders leben. Mit dem Leben muß man nicht knauſern, man muß es mit freigebigem Herzen verſchütten, man muß es aus allen Adern bluten laſſen, damit es ſtrömt und ſich ergießt. Man muß von ganzem Herzen leben, man muß es ſich etwas koſten laſſen, ſein Inwendigſtes, um zu erfahren, wie viel das Leben werth ſei. Man muß ſich mit Inbrunſt ausleben, und dann mit Inbrunſt ſterben. Und Deinen Leidenſchaften nimm ihre ſtolzen Purpurkleider nicht vor der Zeit; laß ſie etwas erleben und alt werden, und ziehe einen alten Feuerwein der Lebenspoeſie aus ihnen ab. Und Deiner jungen Thorheit reiße nicht zu früh den koſtſpieligen Treſſenrock herunter; laß ſie tanzen und den Tag nutzen und durch gravitätiſche Sprünge der Eitelkeit Dir einen guten Humor machen, an dem Du noch als alter, kluggewordener Mann zu lachen haſt. Am allerwenigſten aber wehre Deiner Liebe die genialen Rechnenfehler. In der höheren Analyſe, Freund, wird wieder eingebracht, was die gewöhnliche Reguladetri verloren und vergeudet geglaubt hat. Gieb aus Alles, was Du haſt, wo Du liebſt; ſei es nun, daß Du die Kunſt liebſt oder Dein Mädchen, oder die Wiſſenſchaft oder

Digitized by Google

Dein Vaterland. Der Poesie gieb Deine schönsten Tage und frage nichts danach! Deinem Mädchen gieb die angewandte Poesie auf den Mund und frage nichts danach! Der Wissenschaft gieb allen Deinen Ernst, und Dein Vaterland befreie, sollte es Dein Tod auch sein, und frage nichts danach! Frage nichts danach und gieb Alles aus, was Du hast, damit Dir Dein Herz leicht werde. Spare nichts, nicht in Gedanken, nicht in Geld, nicht in Liebe, nicht in Scherz, nicht in Ernst. Auch betrogen zu werden, gehört mit zum Leben. Frage nichts danach, und gieb Alles aus, was Du hast, wo Du liebst! Und Du mußt mit Menschen umgehen, damit Du lieben kannst. —

Jetzt will ich aufhören zu blasen. Die ökonomischen Vortheile aus dem Umgange mit der Natur werden also meinen Reisefinanzen eben so wenig zu gute kommen, als meinen Tagebuchsblättern die sentimentalen. Zwar habe ich einige kranke spanische Papiere bei mir, denen ich nach dem, was ich von dem Bankerottsystem des Grafen Toreno gehört, wohl eine ländliche Kur zu ihrer Erkräftigung wünschen könnte. Aber frage nichts danach! Frage nichts danach, und gieb Alles aus, was Du hast, zum stehenden Cours, auch die spanischen Papiere. Auch betrogen zu werden, gehört mit zum Leben. Frage nichts danach, und gieb zum stehenden Cours Deine Papiere aus. Ich werde mir um die spanische Politik nicht noch graue Haare wachsen lassen, da sie mir schon der deutschen wegen auszugehen anfangen. —

Trara! Trara! Da ist die böhmische Gränze! Glorreiches Peterwalde, Du willst nachsehen, ob ich keine Contrebande mit mir im Koffer führe. Guter, biedrer Oesterreicher, nicht in meinem Koffer suche die Contrebande. Ich frage nichts danach! Ich frage nichts danach! — —

Th. Mundt.

Digitized by Google

Wilhelm Friedrich Meyern.

Ein Briefwechsel aus dem Anfange unseres Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Dr. C. F. Hock in Wien.

Es giebt Männer, in denen die Entwicklung einer ganzen Zeit sich zusammengedrängt, in denen sie ihre Eigenheiten am schärfsten ausgeprägt hat. Was sie sonst unmerklich anzudeuten pflegte, liegt in ihnen klar und deutlich ausgesprochen, was sie bedachtsam oder unschlüssig verborgen gehalten, wird hier ohne Rückhalt in die Welt geschleudert, und was geschmeidig und bildsam in ihrem Schooße ruhte, ein Stoff für Meister, die erst kommen sollten, ist hier erstarrt und vertrocknet, der weiche Splint ist zu hartem, taubem Holze geworden. Aber diese ächten Söhne der Zeit, so stark und tüchtig sie sich meist geberden, sind selten zur Fortdauer für eine spätere Zukunft bestimmt. Schon die nächsten Enkel staunen sie als fremde ungethüme Geister an, und wissen kaum, was sie freute, ängstigte, antrieb und bewegte, begreifen nur mit Mühe, wie man diese Männer und ihr Thun groß, gewaltig, einflußreich, bewunderungswürdig nennen konnte. Es ist dieses, wenn man will, einer der nachhältigsten Beweise für die organische Einheit des Menschengeschlechtes, für jenes Gesetz, wie nur aus und in der Negation einer früheren Entwicklung in ihrer Zufälligkeit und Besonderheit die spätere, tüchtigere sich erheben und bekräftigen könne. Was in der Menschheit sich erhalten soll, darf nie das Kind des Augenblickes sein. Die Heroen der Zeit leben in ihren Ideen stets vor oder hinter ihr; nur die Poesie der Vergangenheit und die Vorhersagung der Zukunft pflanzen sich lebendig im Volke fort.

Digitized by Google

Der merkwürdige Charakter, der sich uns hier in den wahrsten und zartesten Verhältnissen seines Lebens darstellen soll, war auch einer dieser Priester und Opfer ihrer Zeit. *) In ihm spiegelten sich klar und treu die letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts ab mit Allem, was sie Großes und Gutes, Einseitiges und Beschränktes hervorgebracht hatten. Der Glaube und das Gesetz der Väter war damals fast aller Orten auf das Schärfste, Schonungsloseste angegriffen worden, selbst die Achtung für dasselbe hatte man verloren, und nicht einmal als historische Erscheinung, in beziehungsweiser Nutzbarkeit und Wahrheit, wollte man demselben Geltung gestatten. Mitten unter seinen Trümmern sollte sich durch Menschenkraft und -weisheit ein neuer, schönerer Bau erheben, und der Geist gewann eine Zuversicht zu sich selbst, die er früher nie gekannt, nie geahnt hatte. Man hielt sich alles Hohen und Großen fähig, das einzige Uebel war Schwäche und Unentschlossenheit und das einzige zu gewältigende Hinderniß die gegenwärtige Unvollkommenheit der Erziehung und der bürgerlichen Einrichtungen; war aber diese beseitigt, so mußte die Herrschaft der reinen Vernunft, ein Reich voll paradiesischer Schuldlosigkeit eintreten, ein Fortschritt ohne Ende und ins Unendliche! Es war damals, wo die Revolution die alten, hochgeehrten Formen zertrümmerte,

*) Meyern war geboren in der Gegend von Anspach um 1760, und starb zu Mainz am 13. Mai 1829. Er hatte die Jura absolvirt zu Altdorf und Erlangen, trat als Artillerielieutenant in österreichische Kriegsdienste, wurde nach mehreren Unterbrechungen seiner kriegerischen Laufbahn Hauptmann im Generalstabe, war als solcher 1809 — 1812 bei Organisirung der Landwehr und des Landsturms thätig, zeichnete sich in den letzten Feldzügen gegen Frankreich ehrenvoll aus, lebte später in vertrauten Verhältnissen mit dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, und diente zuletzt bei der Militärcommission des Bundestages. Er war ein schöner, kräftiger Mann, Anstand und Haltung in seinem Benehmen, in seinem Gespräche überwältigend, hinreißend, im Handeln entschlossen, nie verzagt. Seine Enthaltsamkeit und Mäßigung ging bis ins Sonderbare. Er schlief (wenigstens mehrere Jahre lang in Wien) auf der Erde, ohne Unterlage, eine leichte Decke über sich, kaum wenige Stunden, begnügte sich mit Pflanzenkost, entsagte allen Vergnügungen, floh die Gesellschaft.

Digitized by Google

wo jenseits des Oceans ein Staat sich gestaltete, in dem man alle Ideale der Zeit verwirklicht glaubte, wo auf deutschem Boden Kant der Forschung eine neue Methode, einen andern Ausgangspunkt, eine tiefere Wurzel gab, und während und nach diesen Vorgängen die begabtesten Geister sich unaufhaltsam in das Feld der Staatenconstructionen, Philosophensysteme, neuer Gesetzgebungen und psychologischer Entdeckungen verloren. Damals bereitete Fichte seine Ansicht vor, daß nur im Ich, im Gedanken, im Willen die Entwicklung des Alls gegründet, und nur in der Erkräftigung, Bethätigung, Entfaltung und Ausbreitung seiner selbst die wahre Tugend, der höchste Erwerb, des Daseins einziges, letztes Ziel zu finden sei, und damals begann auch Jakobi mit seiner Lehre aufzutreten, daß das Göttliche in uns selbst liege, das eigentliche Wesen, die stets weiter, klarer, glänzender sich entwickelnde Substanz der Menschheit sei. — Diese abstracten Entwürfe eines neuen Vernunftstaates, jene Ueberschätzung des Verdienstes der Consequenz, und jene Vergötterung des Ichs, diese sind es, die Meyern zu ihrer poetischen Verklärung, zu ihrer begeisterten Darstellung in Wort und Schrift veranlaßt haben, und sie spricht sich in seinem großartigen philosophischen Romane aus: Dya-Na-Sore oder die Wanderer *).

Folgendes ist der Inhalt dieses Romans (der übrigens diesen Namen nur dann verdient, wenn man Xenophons Kyropädie, Haller's Usong und ähnliche Werke so bezeichnen darf): Vier Brüder, Söhne eines Volkes, das einst groß und edel gewesen, aber in Folge inneren Verfalles, feindlicher Ohmacht und bundesbrüchiger Tücke fremden Eroberern dienstbar geworden, treten aus der Einsamkeit des väterlichen Hauses hinein in die wüsten Räume der ersterbenden Gegenwart. Auf den Trümmern der Denkmäler des Vaterlands erwacht das Bedürfniß der eigenen Bildung und Reife, und die Jünglinge werden hinauf geleitet auf die ewigen Höhen, um dort, im Kreise ei-

*) Erste Auflage, Wien und Leipzig 1793, zweite 1799—1800.

Digitized by Google

nes weise geordneten Vereines, die Grundsätze des Seins, das eigene Vermögen, den Gebrauch und den Zweck desselben kennen und verfolgen zu lernen. Endlich nach mannigfachen Proben ihrer Kraft und Einsicht werden sie werth erachtet, einzugehen in den geheimen Bund der Edlen, welche die Erde für die Saat der Wahrheit und des Rechts vorbereiten, und es wird ihnen das Ziel gezeigt, dem alle Bestrebung in ihrem Zusammenhange sich hinzugeben verpflichtet ist: die Veredlung der Menschheit! — Allein das Uebersinnliche verlangt einen bestimmten Boden, auf dem es dargestellt werde, die Bestrebung selbst erheischt eine geordnete Fügung, damit sie fruchtbar werde, und beides bietet nur — das Vaterland. Dieses zu retten, zu befreien, zu ordnen, zu erheben und zu heilen ist die Aufgabe eines zweiten Vereins, unter dessen vornehmsten Gliedern wir Tibar, den ältesten der Brüder, gewahren. Das Mittel, das dieser zur Erreichung seines Zweckes wählt, (vielleicht der tiefste, großartigste Gedanke des ganzen Werkes, eine Perspective weit in die Zukunft unseres eigenen Volkes bietend) ist — der Handel!

Der Handel erhält sich durch die Macht seiner Verbindungen frei von den Bedrückungen eines einzelnen Landes, fordert und bringt Bildung des Verstandes, Festigkeit des Charakters, fördert gemeinsame Interessen, engere Genossenschaft, schafft große, leicht bewegliche Mittel, weitgreifenden Einfluß und bei dem Scheine einer gewissen Anspruchslosigkeit und Ruhe die strengste Einheit, die schnellste Uebersicht, die nachhältigste Wirkung.

An Uebereilung, Schwäche, Zwietracht und Verrath scheitert endlich das große Unternehmen, die Helden fallen, die starke Seele noch im Untergange offenbarend, und nur Wenige bleiben übrig, die erhabene That den Enkeln zu verkünden, und sie anzuregen zu ähnlicher Wagniß, gleicher Tugend.

Der Stoff ist großartig, der hohe, feste Geist des Verfassers blitzt überall durch den Schleier, und wenn man an Polen und Deutschland, an Rußland und Frankreich denkt,

Digitized by Google

gewinnen die meisten Beziehungen an Klarheit und Eindruck. Allein Dya-Na-Sore ist dennoch kein Kunstwerk; der Inhalt ist nicht frei und poetisch genug behandelt, er dient nur als Träger der philosophischen Ansichten des Verfassers, er wird ohne Nachlaß und Erholung, ohne die erheiternden Unterbrechungen des Witzes und der Laune fortgeführt, die Handlung, das Gespräch, die Betrachtung, die Lehre gehen in demselben kalten, strengen, ernsten Tone an uns vorüber, wir sind in immerwährender Spannung, und der Kreis der Ideen bleibt dennoch enge und beschränkt; an einen unwahren, haltlosen, stets wiederkehrenden und sich endlos hinschleppenden Grundgedanken gefesselt und gebannt. Das Buch ist reich an erhabenen Denksprüchen, edlen Wahrheiten, großen, tiefempfundenen Bildern und überraschenden Wendungen, es redet in einer Sprache, wie sie kein Deutscher vor ihm, selbst Schiller, Lessing und Klinger nicht, welche die Macht des Worts am meisten geübt, mit solcher Fülle, Kraft und Schönheit zu uns gesprochen haben; allein es zieht nicht an, es überzeugt, es fesselt nicht, es ermüdet und ertödtet. — Die Zeit ist vorüber, in der es geboren ward, und die beseelende Kraft mit ihr! Man staunt es an, wie ein Denkmal der Vorzeit, wie die Pyramiden Aegyptens, deren Größe man bewundert, aber deren Zweck man nicht kennt, deren Reiz man nicht preist.

Meyern war ein Feind der Liebe und der Ehe, er hielt es des Mannes (im höchsten Sinne dieses Wortes) unwerth, sich an das einzelne Wesen zu ketten; das Allgemeine, der Verein, der Staat, die Menschheit waren ihm allein das Ziel, dem man sich mit Ehren hingeben dürfe. Er haßte ferner alles unnöthige Schreiben und Sprechen, jedes Spielen mit Empfindungen, jedes Ausmalen und Schildern war ihm verpönt; und doch werden wir in den nachfolgenden Mittheilungen sehen, wie auch er ein Wesen gefunden, dem er die höchste Achtung und Zuneigung, die umfassendste, regelmäßigste Mittheilung seines Innern, aller seiner Gedanken und Gefühle nicht versagen konnte, nicht wollte. Den Verlauf dieses schönen und

Digitized by Google

reinen Verhältnisses zeigen die Briefe, die wir hier im Auszuge folgen lassen; sie beginnen im Jahre 1802, da er als Begleiter und Führer zweier junger Männer von Adel eine Reise in die Levante unternahm, und schließen mit dem Jahre 1807, als er eben der österreichischen Gesandtschaft nach Sicilien folgte. Später ward das Verhältniß getrennt, und man spricht von einem traurigen Ende, das die Geliebte seines Herzens genommen.

C. F. Hock.

I. Die Reise.

1.

Leoben, den 7. Juni 1802.

Der Zukunft dunkle Wolke umgiebt mich mit Ungewißheit. Aber der Glaube, daß bessere Menschen sich nie vergessen, bleibt mein ruhiges Bewußtseyn. Das Streben nach dem Edleren verbindet uns und hält uns nahe auch in der Entfernung. Meister der Umstände durch die Vernunft, glücklich ohne Ansprüche auf Glück, gut ohne Streben nach Lohn seyn können — ist das Höchste im Menschen; dahin möchte ich Sie kommen sehen, darüber sprach ich mit Ihnen aus dem Innersten meiner Seele. Ich konnte so wenig für Sie thun. Zertheilt durch eine nahe Abreise, durch das Vorausseben einer nahen Trennung getrübt — konnte ich nur halb seyn, was ich seyn wollte. Den schönen Sinn des edlen, freien, selbsterhöhenden Daseyns suchte ich um Sie zu erweitern. Die Entfernung soll es nicht hindern, diese Briefe sollen eine Fortsetzung unserer Gespräche seyn: mein Andenken fest an Ihr Streben nach Wahrheit und Güte zu knüpfen, ist mein Wunsch.

Judenburg, den 8. Juni Nachts.

Das Wasser rauscht, der Wächter ruft. An die Gräber verlorner Freunde bringt mich seine Stimme, weithin sind die noch lebenden zerstreut! Tausend Erinnerungen der Kindheit und des spätern Alters erwachen in diesen Tönen. Das Auge lebt in der Gegenwart, das Ohr hängt am Vergangenen, es denkt der Rückkehr des Entfernten in jedem leisen Hauche. Unser Wagen brach diesen Morgen. Lange lag ich neben der Dorfschmiede am Bache. Sein Stürzen und Schäumen ward mir ein bewußtloser

Digitized by Google

Rauſch. Alle ſchöne Umgebungen lockten mich nicht, das Dunkel ſeiner Gebüſche ward mir lieber, als die freundliche Sonne in einer unendlichen Gegend. Groß iſt, was ich von dieſer Reiſe erwarte in ihrem Ziele. Aber wenn ich nun nichts erreichte? — Der dunkle Gang der Dinge zerdrückt, was wir wollen; aber der Wille bleibt uns und die Kraft, nach tauſend mißlungenen Verſuchen feſt zu beſtehen an dem, was ſeyn ſollte, und uns ſelbſt treu zu bleiben in der Erkenntniß des Guten.

Welche Berge, welche Thäler habe ich in dieſen drei Tagen geſehen, welche Reize umgeben mich in dieſem Augenblicke: auf einem ſchönen Hügel vor höhern Bergen liegt dieſe Stadt, in der ich übernachte, unter mir die reißende Muhr in vielfachen Krümmungen zwiſchen ihren Wieſen und Ufergebüſchen und aufſteigenden Bergreihen unterm blauen Dunkel ihres Waldes. Höhere Schneeſpitzen leuchten darüber hin; die ſanften Farben der untergehenden Sonne ruhen auf dem Ganzen, lichthell ſchimmern die Fernen einer über das übrige Thal durch ein hohes Waldufer erhöhten Fläche bis zum Umkreis ihrer ſchönen glänzenden Gebirge.

Radſtadt, den 10. Juni.

Bisher hatten wir reizende Gegenden, jetzt haben wir große gefunden. Wir nahen uns Salzburg. Man kann nichts Schöneres ſehen, als die Doppelpoſt von Hundsmark bis Murau, immer hin und her gewandt an den beiden Ufern der Muhr, immer den üppigen Reichthum ihrer Wieſen und ihrer Baumgeſtade im ſteten Wechſel ſchneller Krümmen, ihr Brauſen und Toben, ihre nahen, hohen und doch ſo grünen waldgekrönten Felſenberge, immer neue Thäler, immer neue Bilder. So waren wir geſtern wie in einem Feenreiche blühender Natur. Heute war es der Tauern, ſeine Urfelswände, über reißende Waſſerſtürze in Holz frei aufgehangenen Brückenwege, am ewig ſchattigen, ſteilen Abhange ein blaues Feld von Vergißmeinnicht bis in die Tiefe, wo der Fluß ſchäumt. Drei Stunden aufwärts immer derſelbe tobende Bach, nun in kleinen Fällen, endlich auf der Höhe zwiſchen Moor- und Schneefeldern im Umkreis kahler, ſchneegeſtreifter und dunkelgrauer Felſen, wo nur das Alpveilchen und etliche moosartige Blüthen, tiefer hinab die Krummholzkiefer über die Hügel und Tiefen ſich hinwand. Eine neue blühendere Welt empfing uns hinabwärts. Die untergehende Sonne hatte die Umriſſe der Schneeberge auf hellem Grunde blau und röthlich ſchimmernd hingezeichnet, ein anderer Bach, unter hohen waldgekrönten Felſenwänden, rauſcht in ſeinem Fallen an uns hinab, im Mondlicht ſahen wir ſeinen größten Sturz haushoch, ſtark wie der Guttenſteiner Bach, weit umher verſtäubend und dann immer enger in Felſen und ſein tiefes Bette gedrängt; mit jeden hundert Schritten eine neue Wendung des Weges, ewiges Brauſen neben uns — traten wir hinaus in ein weites mondhelles Thal, wo wir dieſe Nacht bleiben.

Digitized by Google

Bad Gaſtein, den 17. Juni.

In Salzburg kein freier Augenblick. Ich ſahe die Geliebte meines verlorenen Freundes, er iſt geſtorben wie ein edler Mann. Sie iſt, wie ich ſie zu finden wünſchte, treu ſeinem beſſern Angedenken, frei von aller weinerlich klagenden Engheit, ſtark und muthig in dem, wodurch ſie ihre Pflicht gegen das Leben zu erfüllen trachtet. Sie heirathet, weil er es ſo wollte.

Nur zwei Tage in Salzburg, dann fort zu Fuß, über Berchtoldsgaden, die Seen, viel hohe und ſchöne Gebirge, beſonders den über alles ſchönen Hirſchberg, abwärts ins Salzathal hieher. Am Rande des Waſſerfalls, der mich betäubt, der mich einſchläfert, weil das Rollen und Toben ſo ungeheurer Kräfte, an denen ich ſelbſt bewegungslos ſtehe, mich niederdrückt. Im Sturm eines Schiffes bin ich thätig, bin ich Theilnehmer und erhebe mich. Hier bin ich gleichſam fremd, alles eilt vorüber, ich allein ſtehe ſtill. Schöner iſt der untere Fall deſſelben Fluſſes bei Lend, ein grauer Nebel des Waſſerſtaubes umhüllt und mildert das milchweiße Sprudeln und Stürzen, der Standpunkt iſt entfernter, hinterm Rücken iſt die tobende Salza in ihrer donnernden Felſenbahn, dieſes Hinhören und Hinſehen nach allen Seiten beſchäftiget, ſtatt daß hier alles auf einen Punkt gezogen wird, man glaubt dort ſelbſt mit fortzueilen, weil, wie im Sturme, dieſes rege Leben, das uns von allen Seiten umgiebt, in uns ſelbſt mit zu liegen ſcheint.

2.

Verona, den 24. Juni 1802.

Italien iſt nun betreten, dieſer alte vielgewünſchte Boden. Mit Freuden habe ich ſeine erſten Bäume, dieſe Kinder milderer Luft, noch auf deutſcher Erde (bei Botzen) in allem Stolze einer großen Natur begrüßt. Stolz und über alles herrlich endet Deutſchland vor Trient. Zum letztenmale hörte ich meine Sprache, zum letztenmale ſahe ich kühne Berge, hohe Wälder und vollgewachſene Menſchen. Klein und ſchmutzig erſcheint nun die Gattung. Kein Baum wächſt mehr zum Stamm, weil die Aeſte der Maulbeer- für die Seidenwürmer, die Aeſte andrer Bäume zum Brennen abgekoppt werden, die Kraft der Vegetation zeigt ſich im üppigen Laube, vieles iſt neu, es gefällt, aber zur Bewunderung, zum hohen Sinn eines freiern, erweiterten Geiſtes zieht nichts mehr hin. Der Fleiß erſcheint hier als die harte Tochter der Armuth, und ein reiches Land giebt dem Gemüthe nichts anderes, als die bittre Erinnerung, daß der Menſch ein Laſtthier der Nothdurft ſey. Keiner Nation muß dieſes Land mehr auffallen, als einem Deutſchen oder Schweizer. In unſern meiſten Gegenden ſehen wir den Landmann wohlgekleidet und oft mit netter Sorgfalt bewohnt.

Digitized by Google

Hier sind schmutzige Jacken sein Sonntagskleid und im Rauch seiner Feuerherde ißt er sein Mittagsbrod. Besuchen Sie, wenn Sie können, dieses Land; aber meiden Sie die Städte, diese Behälter des durch Jahrhunderte aufgehäuften Kothes, wo zwischen ewigem Schmutz und luftverschlossenen, engen Gassen der Moder erstickender Gerüche qualmt. Botzen ist die einzige deutsche Stadt unter italienischem Himmel, sie zeigt, was unter unsern Händen dieses Land seyn könnte. Wie theuer zahlt man die Schätze des Alterthums, der Kunst und der ewig jugendlichen Natur! Die schönste Täuschung erstirbt am Bettleranblick dieser überjährten Häuser, am Schmutz, am Lärm dieser unwillkommenen, gaffenden, schreienden Menschen, an den Leiden der Nase.

In England lebte ich unter einer Nation, die ich ehrte, wenn ich sie auch nicht immer liebte. Hier lebe ich unter einem Volke, das ich geringachte, dem menschlichen Gemüthe ein peinlicher Zustand: denn ungern nur und mit Qual neigen wir uns zur Verachtung unseres Geschlechtes, und unser eigener Stolz findet sich in fremder Geringheit verletzt. Alle Frohheit, alle Neigung, alle übereinkommenden Gefühle, alle Freundschaft entspringt nur aus wechselseitiger Achtung: wo diese Quelle versiegt, ist Tod und Kälte, und das Herz bleibt leer.

Venedig, den 29. Juni.

Ich sehe nun Schiffe und ihre Matrosen, Caffee's und ihre Müßiggänger, Gemälde, die verlöschen, und die kalte Unachtsamkeit derer, die sich bezahlen lassen, sie zu zeigen, und sich keine Mühe geben, sie zu erhalten, einen Staat, der durch seine Gebrechen unterging, und die Spuren des großen Geistes, der ihn einst schuf, den Markusplatz, der mir ein edles Denkmal zeigt, was einst war, aber eben darum auch desto greller bezeichnet, was jetzt ist, voll Unrath, voll Gaffer, voll Bettler und voll gedankenleerer Langeweile. So muß ich nun zwei Jahre wie an einem offenen Grabe der Vergangenheit wandeln, Griechenland und Italien beide nur wichtig durch eine größere Vorzeit, beide gleich kränkend durch den Anblick ihrer Entartung. Aber Italien blieb eine eigene Nation und ist so wenig, der Grieche ward unterjocht und kann nichts seyn, der unwilligere Blick fällt immer auf die ersten. Und warum verfallen Staaten, warum sinken Völker bis zur Unachtsamkeit des willenlosesten Zustands hinab?.. Weil in wechselseitiger Falschheit alles wechselseitige Zutrauen erstarb, weil der Mensch im Menschen nicht mehr den treuen Gefährten eigner großer Gefühle, sondern nur das verachtete Werkzeug für den Gebrauch einer Stunde oder einzelner Absichten erkennt. Wir verachten uns wechselseitig alle, und darum sind wir auch größtentheils verächtlich. Laßt einst wieder ein besseres Zutrauen erwachen, und wir werden wieder

Digitized by Google

ſtark, ſo wie wir jetzt ſchwach ſind, weil dieſe einzige vereinende Kraft uns entgangen iſt. So werden meine Reiſen mir ein großer Commentar zur Geſchichte.

3.

Den 24. Juli.

Es war ein ſchöner Platz, auf dem ich ſtand, Punta s. Antonio, die letzte Spitze der Stadt gegen Oſten, in blauem Dunkel zog der Abend über das ferne Meer hin, der Ausgang in daſſelbe bei Lido lag mir gegenüber, fernhin ſchwebten röthlich einige Segel. Vignola certosa (meine geliebte Karthauſe), St. Helena, Murano, Burano, St. Giorgio, lauter Inſeln mit Klöſtern und vielen Häuſern innerhalb des Hafens lagen im weiten Kreiſe um mich, links jenſeits in der Ferne verliert die Bergkette gegen Trieſt hin ſich in die blaue Luft, hinter mir lag die Stadt im großen Cirkel, die Maſten und Raen und die durchſichtigen Thürme am Abendhimmel hin mit allen Farben des unbewegten Waſſers gemiſcht, die Sonne wie ein ungeheurer Feuernebel neben hellſchimmernden und dunklen Wetterwolken hochaufgethürmt über ein fernes, kaum ſichtbares Land gelagert. Wie viel Schönes auf einem Punkte! Aber ich war nicht allein. Ich mußte ſprechen aus Höflichkeit, als von unſern Dichtern die Rede war; von dem Sinn eines Deutſchen, von dem höhern Geiſt, der für die Natur gegeben war, wiſſen dieſe Menſchen wenig. Si sta al fresca iſt ihr Gefühl, ihre höchſte Entzückung. Es wird dunkel auf heller ſchöner Fluth, zwiſchen Schiffen und Barken gleitet die Gondel, ihre Bewegung iſt ſo leicht, ſo ſchnell; hätten die Alten ſie gekannt, der Olymp hätte ſtatt eines Dichterpferds eine Dichtergondel! Das Getümmel des Markusplatzes kann mir nicht genügen; dieſer ſchöne Ort iſt verpeſtet von der faulen Luft des nahen Viehmarktes, von dem Unrath, der an allen Säulen und in allen Gängen ſich häuft. Stoiſch oder von Natur geruchlos ſitzt und geht die ſchöne Welt zwiſchen dieſen Pfützen, eben iſt ein Bettler von dieſer Bank aufgeſtanden, die Dame kommt, ſie nimmt ſeinen Platz, Eis wird gebracht, das Geſpräch iſt laut und lebhaft, Blumenverkäuferinnen mit ihren Jasminkörben erhöhen durch augenblicklichen Wohlgeruch meiner Naſe zurückkehrende Leiden, alles ſchreit mit durchdringender Stimme durch einander, Früchteverkäufer, Backwerkträger, Fächer- und Putzhändler, nur die Bettler, die in allen Geſtalten erſcheinen, ſprechen leiſe, aber dringend, aber anhaltend, hundert Künſte, das Mitleid zu erregen, werden gebraucht; Lichter leuchten, das Klirren der Löffel und Gläſer der Eisceſſenden iſt hörbar, der Zapfenſtreich beginnt, es iſt 9 Uhr, die Glocke von St. Geminian giebt das Zeichen, ein Haufen Andächtiger ſingt oder gröhlt ihre Litancien. Ach, wie viel glücklicher nun zu Haus, allein, die Lichtchen der Gondeln ſchweben in langen Streifen über den großen Canal,

Digitized by Google

alles geht abwärts, jetzt erst beginnt die wahre Stunde der schönen Welt. Diese Menschen sehen nur die Nacht, den Tag verstehen sie nicht. Außer den Säulengängen des Markusplatzes ist hier kein Spaziergang, keine Gärten als Gemüsegärten, die Caffee's sind ihre schöne Natur, die schönsten Aussichten auf die See und das ferne Land bleiben unbesucht.

Vor zwei Tagen fuhr ich nach der Karthause. Einsam liegt sie auf ihrer Insel, Wiesen sind ihr Zugang, ein langer, langer Garten auf seiner letzten Spitze von hohen Pinien schön geendet, sonst ein blos gemeiner Wein- und Obstgarten, stand mir offen, die Sonne ging unter, alles war still, weiße Mönche schlichen an mir vorbei. Vier treffliche Gemälde verherrlichen die stille, reine, einfache Kirche. In einem Hof von Säulengängen umgeben, unter denen der Eingang in die Zellen, still, als ob die Erde leblos wäre, standen zwei Reihen dunkler Oelbäume um die niedre mit Kreuzen bezeichnete Mauer ihres Begräbnißplatzes, ein leidendes Christusbild in der Mitte, hohe schwarze Cypressen herum, nie habe ich die Abgeschiedenheit so trauernd, ernst und edel bezeichnet gesehen. Der Athem stockte mir in der Brust, schön gearbeitete Grabsteine waren das Pflaster der Gänge, und mit 30 Schritten lag die Stadt, die Vestungen Lido's und ihre Batterien, der Hafen und seine Schiffe, die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens, die fernen Inseln und die untergehende Sonne wieder vor mir. . . —

Noch scheide ich mit diesem Blatte nicht von Ihnen; auf lange ist's der letzte Brief, die letzte Erinnerung von mir, die ich Ihnen geben kann. Am stillen, schönen Abend lassen Sie mein Andenken zuweilen die Stelle nehmen, an der ich stand. Entfernte Freunde sind ein heilig Bild.

Den 31. Juli.

Es ist entschieden, ein Schiff nach Smyrna ist gefunden, übermorgen gehe ich nach Triest, in wenigen Tagen von dort ab. Werde ich Briefe dort von Ihnen finden? Ich hoffe, ich fürchte. Die Gewißheit Ihres Andenkens ist so schön, meine Ansprüche so gering. Wenn am stillen Abend mich die Erinnerung umgiebt, dann überschleicht mich die Sicherheit, daß auch Ihnen des Abwesenden stilles Bild in tiefbewegtem Gemüthe zuweilen erwache. Stets an innerm Guten und in edlem Sinne fest und muthig für das freie Daseyn des Geistes habe ich Sie erkannt, viel — vieles zieht mich mit immer vollem Herzen an Sie. Ach, daß Sie so allein, so getrennt, so freundlos dastehen! Ihre Einbildungskraft hat das Höhere ergriffen, aber rings um Sie ist nur ein alltäglicher Haufe. Dieß ist die Klippe, für die ich zittere. Das Gewöhnliche erreichen, ist für Gewöhnliche genug, für diese ist überall Raum. Aber wenn der bessere Mensch stillstehen muß, wenn er von Vertrauen zu Mißtrauen, von Ach-

Digitized by Google

tung zu Verachtung derer, die ihn umgeben, wenn er zur traurigen Verschlossenheit seiner Gefühle, im Mangel alles Aehnlichen mit ihm — sich hinabbeugen muß, dann ist er wie eine Pflanze ohne Sonne. Sein Wesen ist Fortschreiten, das Höhere muß ihn beleben, es ist seine einzige angewiesene Nahrung, oder er sinkt durch schnellen Ueberdruß, und verödet bis zum willenlosen Unmuth. Oft bleibt ihm nichts als die Welt der Dichter und der Bücher (aber eine frühe Gewohnheit schon muß ihn dahin retten). An der Geschichte, an dem, was Edlere dachten und sprachen, muß er sich festhalten lernen in der eigenen Bewegung zum Guten. Ich weiß Ihnen keine reichere Zuflucht anzuweisen.

Triest, den 10. August.

Ich komme von Pola zurück, alle haben mir geantwortet, Sie allein nicht, Sie allein!!! Eine Hoffnung weniger, eine Freude weniger! aber ich bleibe unverändert

Ihr Freund.

4.

Morea. Kap Matapan, den 4. September 1802.

Griechenland im weiten Kreise des Meeres umgiebt mich. Weithin strecken sich die beiden Vorgebirge Lakoniens in ihren öden abgerissenen Felsenhöhen. Rechts hin zieht sich Kreta „der Vorzeit Wunderland des alten Minos und der Götter", die dreifachen Reihen seiner Berge verschwinden in bläulicher Ferne. Das Meer leuchtet unterm Wiederschein des Abends: still und freundlich schwebt der Mond über dem Glanz seiner Nähe am leichtbewegten Wasser. Einsam verhallet zwischen den Segeln das Lied der Wache am Mast: leise antwortet ihm der Chor seiner Gefährten hinauf. Es ist ein Wechselgesang des scheidenden Seemanns von Freund und Geliebten. Alles Daseyn umgiebt uns so leise und friedlich. Aber die Wache auf dem Maste gilt den Seeräubern, gegen die wir auf der Hut seyn müssen, im Ofen glühen die Zündruthen der Kanonen: alles ist zum Schlagen bereitet. So begegnen sich auch im engen Raume eines Schiffes alle Gegensätze des Daseyns: überall der Kampf eines Lebens, das wir für seine Erhaltung an den Verlust wagen müssen.

Bei der Insel Naxos, den 7. September.

Nachdem sieben Tage der Wind uns günstig, kämpfen wir seit fünfen mit Windstille und Gegenwind, und heute mit stetem Wechsel. Jede halbe Stunde beinahe werden die Segel geändert, alles ist Unruhe, alles ist in übler Laune. Die Seeleute sind wie alle, sie ertragen eher den Kampf

Digitized by Google

der Gewalt und der Gefahr, als die Mühe eines stets anhaltenden Achtens auf Wechsel und Unbeständigkeit der Umstände. Aber mich kümmert das alles weniger, als daß meine beiden Gefährten vom ersten Tag an seekrank, der zweite n besonders schneller Abnahme der Kräfte unruhig, muthlos, betäubt, alles guten Rathes, aller eigenen Besinnung und Resignation unfähig, mir für die fernere Reise einen schwachen Körper, einen schlaffen Muth, ein Gemüth ohne innere Spannung prophezeiet.

Vor Nikaria, den 9. September.

Die Winde sind uns ungünstig, aber sie sind nicht grausam. Gestern war der rauheste Tag; 12 Stunden hin- und hergeschleudert, alle Segel ein, Klippen in ihren hohen Brandungen um uns her, Lärmen, Brausen, Schaumaufspritzen der Wellen, Aendern der Manöuvres, Geschrei der Kommandirenden und Arbeitenden zuletzt, der sinkende Tag und im Mondlicht die Durchfahrt zwischen den schwarzen Felsen von Lero und den weißaufstäubenden Schaum ihrer hochgebrochenen Wogen, alles war Todtenstille auf dem Schiffe, alle Matrosen an ihren Posten, der Kapitain am vordern Mast, jede Untiefe, jede verborgene Klippe zu beachten. Glücklich hinter uns lagen nun die Inseln und die Gefahr: die Abendglocke wurde geläutet, die Nachtwache trat mit ihrem gewöhnlichen Spruche auf, und das Nachtessen (ein wenig Reis, ein wenig Oliven, ein wenig Brod und Käse) ward aufgetragen. Ueberhaupt macht die militairische Ordnung des Dienstes am Bord mir viel Vergnügen. Der Kapitain will etwas im Manöuvre ändern. Er tritt an den hintern Mast und ruft: a testo! Alles antwortet: a testo — und eilt auf seinen Posten, harret, kein Laut ist hörbar, der Kapitain erwartet schweigend den Augenblick, der ihm der günstige scheint, er ruft mit lauter Stimme, was geschehen soll, von jedem werden laut seine Worte wiederholt, oft tönt von der obersten Maststpitze die Stimme derer, die oben zu thun haben, herab, die Bootsleute rufen: Hissa, und die Bewegung geschieht.

Der Wind ist ein kalter Nordwind, kalt, wie ich ihn in diesem Klima, in dieser Zeit nie erwartet hätte. Wer nicht zur See muß, thut wohl, nicht zu gehen. Trotz aller Lust zur Beschäftigung, sind doch der Hindernisse, der Unterbrechungen so viele, daß man selten etwas recht Zusammenhängendes vollbringt, und dann diese Ungewißheit der Winde, eine Reise, zu der man oft nur 5 Tage braucht, kann durch Gegenwind 50 Tage kosten.

9. September Abend.

Je näher ich diesem Lande komme, je heller oder je trüber erscheint mir meine Bestimmung, je schneller wechseln Freude und Reue, Hoffnung und Erwartungslosigkeit, die gewöhnlichen Begleiter nach unthätigen

Stunden am Eintritt einer großen Sache. Es entſpringt dieſer Wechſel aus dem Mißtrauen gegen uns ſelbſt, ob unſer Geiſt nicht zu ſchwach für die Laſt ſeines Unternehmens, ob er reiner Auffaſſung und eines unverrückten Zieles, an Kraft und Muth einer immer gleichen Beſonnenheit fähig ſey, oder die Ohnmacht eines mißlingenden Beſtrebens in ſich trage.

Die gerühmten Inſeln des Archipels, an deren Bild meine Einbildungskraft mit ſo zarter Dichtung hing, ſind, ſo viele ich bis jetzt vorüberfuhr, innerlich betrat ich noch keine, von Welle, Zeit und Erdveränderung zerriſſene Felſenküſten, ohne Baum, ohne Wald, ohne Reiz, in der harten Nacktheit einer durch Umſtände und Menſchen erlittenen Verödung. Einſt waren ſie blühend in ihren Wäldern. Man ſieht an kahlen Wänden noch die Veſte alter Gemäuer. Wo der glückliche, freie Menſch ſich Wohnungen baute, begleitete ihn das Wachsthum und eine freundlichere Umgebung; jetzt ſtehen ſie nur da noch als Pfeiler der vorübergegangenen Zerſtörung. So ohngefähr erwarte ich das Ganze. Der ſtille, ſchöne Traum, der aus einer reichen, grünenden Gegend entſpringt, dieſer erſte Zug zu gefälliger, thätiger, wohlwollender Theilnahme fehlt hier ganz. Zweitauſend Jahre rückwärts muß die Einbildungskraft ſich einen Boden froherer Bilder ſchaffen.

Die Menſchen ſelbſt ſind wandelnde Denkmäler der Vernichtung, ihr Anblick kann nur betrüben, und doch, ſo weit ich bis jetzt einige näher kennen lernte, reich an innerer Anlage und fähig für vieles, ein edles Land von Unkraut überdeckt. Um eine von allen vielleicht unrichtig verachtete Nation gegen ein falſches Verkanntſeyn zu rechtfertigen, um ſie als das, was ſie iſt ... als krank — aus Umſtänden, aus Anſteckung, aus Vernachläſſigung gegen das harte Urtheil, als ob ſie verdorben ſey, darzuſtellen; um einigen Samen des Beſſeren zu hinterlaſſen, wenn es mir glückt, kam ich hieher. Um andern die Wege des beſſern Vertrauens und einer glücklicheren Thätigkeit zu öffnen, will ich hier wandeln.

Dieſe Griechen ſehen nichts als eine Regierung, der alles verkäuflich iſt, eine herrſchende Nation, der aller Gemeingeiſt, alle bürgerliche Größe mangelt, Ceremonielreligion, die ſie nie unterrichtet. Sie dürfen ihres Reichthums nicht öffentlich genießen. Jahrhunderte unter dieſe Vorbilder, ohne Schulen, ohne Aufmunterung, ohne gemeinnützige Anſtalten erniedrigt, nur durch Ränke, Beſtechung und demüthige Falſchheit einiger Erhebung oder ihrer Sicherheit gewiß, — wie ſollen ſie edelmüthig, hellſinnig, unternehmend, großthätig, wohlwollend und frei im wohlangewendeten Stolze ihrer Kräfte und ihres Vermögens werden? Jede Urſache hat ihre nothwendigen Folgen. Wollen wir durch ein Wunder fordern, daß Entkräftung zur Erhebung, Mangel edler Vorbilder und Unterrichts zu Tugend und trefflicher Wahrheit führe!! —

Digitized by Google

Kollonais, zwischen Asien und der Insel Samos, den 14. Septbr.

Samos, das Vaterland des Pythagoras, die erste Insel, deren Berge sich freundlich und bewachsen in schönen, kleinen, von niedrigen Vorhügeln begränzten Thälern gegen die See verlieren. Rechts liegt die Küste Asiens. Der Wind zwingt uns zu ankern. Zum erstenmale betrete ich griechischen Boden, neue Blüthen, neue Wohlgerüche umgeben mich, treffliche Aussichten, ich wandle über den Ruinen des alten Synonopolis. Die Wege sind rollende Steine, oder tiefe Gruben von Maulthierfüßen in die schräg ablaufenden Schichten der Felsen, oder hohe Stufentreppen dieser Schichten, an tiefen Berghängen und Abgründen hin. Aber alles ist neu. Hohe Cypressen und dunkle Koruben bedecken in schönen Parthien mit Oel- und Granatbäumen die Aecker, Pinien die Felsenrücken der Berge, Oleander und Myrthen, Lavendel blühen. Tief ins Land muß ich reiten, einen Arzt zu suchen, der Zustand meiner Kranken fordert schnelle Hülfe.

Der Arzt ist ein Elender, der die Krankheit nicht versteht, der ißt und trinkt, die Kranken kaum betrachtet, zwei ganz verschiedene Uebel gleich behandelt, und alles begehrt, was er sieht, ein rothnasiger Dickwanst und ein Schurke, der heute am dritten Tage noch keine Arznei geschickt hat und nie schicken wird. Auch diese Hoffnung ist verloren. Jeder Tag ein Wachsthum der Krankheit, keine Mittel, keine Pflege, keine Ruhe im engen Raume einer dumpfen Kajüte, im Schwanken und Regen des Schiffs, beim Mangel aller angemessenen Nahrung. Kein Tag gewiß, wenn wir absegeln können, um Scio, die einzige Insel, wo Aerzte und das Nöthige ist, zu erreichen. Trauernd nehme ich von dem einzigen Menschen Abschied, der, um schneller in seine Heimath zu kommen, mit einem kleinen Küstenboote nach Scio abgeht. Ein Grieche, der von Triest bis hieher sich mit der Gefälligkeit und Sorge eines Freundes betrug. Wir könnten mit ihm eilen; der Eigensinn der Kranken, die kein kleines Schiff besteigen wollen, nimmt mir dieses Mittel.

Den 14. Abends.

Der Wind ändert etwas, wir lichten Anker. Der Mond geht auf, zwischen Asien und Samos laviren wir, bald nach dem einen, bald nach dem andern, stehen hoch im dunkeln Lichte der Nacht. Die dunkeln Küsten vor uns; zwei türkische Kriegsschiffe, ein russisches sind um uns, jedes wendet, wir kreuzen uns, wir berühren uns beinahe, bald sind wir uns wieder ferne, bei jedem Wenden tönen hundert nahe oder ferne Stimmen, alles lebt; schön ist die Nacht und die freie, kühne Bewegung der Schiffe, ich kann nicht schlafen.

Digitized by Google

Den 17. September. Scio.

Drei Tage noch für einen Weg von 12 Meilen, und das im täglichen Anblicke abnehmender, hülfloser Kranken, Gegenwind — Windstillen — welch ein Verzehren der bitterſten Ungeduld. Wir ſind vor Anker. Der Tag vergeht, ich ſuche eine Wohnung. Es iſt Abend, die Kranken kommen ans Land, der eine kann noch gehen, der andere wird vom hohen Schiffe ins Boot gewunden, bewußtlos liegt er zwiſchen unſern Füßen, vier Menſchen tragen ihn in unſer Haus, und mein Leben iſt das Leben eines Krankenwärters. Ein neapolitaniſcher Arzt, ein italieniſcher Konſulatsſchreiber, zwei Menſchen einer mir widrigen Nation, viel Plauderns, wortreich, kleinlich wie ſie alle, ein träger deutſcher Bedienter, der in nichts ſelbſt denkt, das ſind die Weſen, mit denen ich zu thun habe. Ich hatte es errathen, ein bösartig Faulfieber iſt die Krankheit des Jüngern, ein kaltes Fieber des Aeltern.

Hier ſtehe ich nun um Mitternacht in einem verlaſſenen Hauſe einzeln in ſeinem Garten auf einem Hügel der Stadt, um einen Kranken zu bewachen, am Fenſter. Aber Fenſter ohne Glas, kein Laden gegen den Sturm haltend, der jetzt tobt, jede Thür ohne Schloß auf- und zuſchlagend, Niemand um mich, das Rollen des Donners in aller Fülle ſeines Grimmes, Blitze in langen, breiten, alles beleuchtenden Flammen, das Ziehen des Windes in allen Gängen des Hauſes, das Rauſchen des Regens, der zu allen Oeffnungen hereinſchlägt. Dieß iſt mein Eintritt in Griechenland. Meine Lagerſtelle iſt ein hinfälliger Hühnerkaſten, mein Mantel mein Bett, mein Koffer mein Divan. Das Haus ſchüttert, während ich ſpäterhin ſchlafe. Am Morgen erzählt man uns vom Erdbeben. Welch ein Glück, daß wir dieſe Nacht nicht noch in dieſem Klippenmeer zwiſchen Inſeln waren.

5.

Den 21. September.

Alle Entwürfe, alle Hoffnungen ſind geſcheitert, er iſt todt! Krankheit und Schwäche der Krankheit vernichten den Muth des Lebenden. Wir kehren, wenn er hergeſtellt iſt, nach Italien zurück. Dieſe Reiſe lag nie in ſeinem Geiſte: wie die meiſten, unternahm er, was er nicht umfaßte. So hängen des Menſchen ſchöner Lauf, ſein Wille und ſeine Hoffnung vom Zufall eines andern ab; ſo ſind wir, die wir nicht reich ſind, Sklaven fremder Verhältniſſe, und der erhabene Zweck unſeres Lebens ſcheitert an einem Fieber. Wohl und ſtark, im Innern muthig und voll hoher Wünſche muß ich wie ein krankes Kind fremdem Rufe folgen und aller Stolz meines Gemüths vermag nichts gegen die Nothwendigkeit.

Digitized by Google

Den 29. September.

Scio ist schön! schön unter allen Landen, die ich sah. Nicht in der kühnen Majestät Tyroler oder Salzburger Gegenden, aber schön im großen, reichen Umfange seiner Aussichten über's Meer und ferne Küsten, über die reizenden Formen seiner Felsenberge und ihre in liebliche Hügel wechselnden Thäler, denen nichts als Wälder zum vollendeten Schmucke fehlen. In einem langen Walde von Orangegärten streckt sich die Ebene zwischen ihren Hügeln voll Oel, zwischen den vorragenden Landhäusern zum Meere von meiner Wohnung hinab, hohe Cypressen sind wie tiefe Schattenstriche. Feigensträucher, Wein-, grüne Baumwollfelder, dunkle Karuben und Blüthen und aufkeimende Pflanzen umgeben mich, und ein Himmel ohne Wolken, voll heller, zarter Farben am Abend, in warmer, stiller Luft, im Wohlgeruch und einem süßen, alle Kräfte weckenden Hauch.

Scio, den 16. October.

Schön ist die Täuschung, wenn Sonntags alles im stillen Abendthale unter Bäumen sich zum Tanze versammelt. Freundlich treten die blauen Schattenhügel über die hohen Pinien und Terebinthen, der helle, leuchtende Himmel und seine fliehenden Strahlen hinter dem schwanken Laube hervor. Zwischen den Gärten gruppiren sich hingelagert oder auf den niedern Mauern stehende Reihen der edlern Zuseherinnen. In freudiger Zufriedenheit herrscht Stille. Gärtnerinnen und Landleute tanzen, in der weiblichen Kleidung kein Unterschied zwischen Höheren und Niederen. Schade um diese entstellende Kleidung; aber in ganzen Massen, in der Ferne wirkt sie mit reicher Färbung in die Höhe des Bildes, lange weiße Unterkleider mit hellfarbigem Ueberkleide, vom häßlichsten Schnitte, ein kurzer, steifer, nach unten immer weiterer Weiberrock, über die Brust herüber straff gebunden, in hundert kleinen Falten mit unterlegter Baumwolle dickgewulstet. Schade! Schade! Sonst welch' ein Anblick, diese hohen Gestalten, diese warmen, lebendigen Gesichter, dieses reiche Land des Schönen in der Milde des Himmels, in der Bildung der Menschen. Nichts von jenem harten keck Ausgesprochenen der Bildung, jenem leerunruhigen, lebhaftscheinenden und doch in sich nichts als bestimmungsloses Wiederkäuen eines irrigen Daseyns-bezeichnenden Auf- und Niedertreiben des Italieners, Weib und Mann, das wie seine Sprache mit langen Worten nur Triviales schreiend sagt. Hier ist ein tiefliegend stiller Geist sich selbst nicht klar, die hohe Zeichnung einer reichen Natur beim Mangel aller freien, wechselnden, mannichfaltigeren Bedeutung, die nur aus hoher Erziehung und der schönen Entwickelung eines gebildeten Geistes hervorgeht. Aber geformt, wie die Alten formten, edel, einfach, jedes Theiles Uebereinstimmung zum Ganzen so sanft, so richtig, so klar, daß wie in jeder hohen Kunst der Sinn

Digitized by Google

gleich einem ſtillen Morgen ſich mehr in immer heller erkanntem Lichte, als durch Ueberraſchung fühlt: es iſt Weichheit ohne Schwäche, Rundung ohne niedliche Verzärtlichung, eine Fülle reingedachter Verhältniſſe, aber alles ohne den innern Wiederſchein des frei- und großbewegten Geiſtes. Die Männer ſo viel Stärke bei ſo viel natürlicher Gewandtheit, ſo viel Ernſtbezeichnendes bei ſo viel froher Regſamkeit, ſo viel Kräftiges ohne Rohheit, daß ich mit Freude und Leid an dieſem Anblick verharre, an ſo viel Reichthum bei ſo wenig Gebrauch.

Die Muſik iſt gemeiniglich eine Geige und eine Laute, beide in willkürlicher Mißſtimmigkeit fertig und fröhlich geſpielt. Der Tanz ein bloßes Schwanken der Bewegung. Unter einer Reihe von 7 bis 8 Weibern, 2 bis 3 Männern, die ſich bei der Hand halten, tanzt eigentlich nur das erſte Paar, oder eigentlich nur der Mann deſſelben in grotesken Sprüngen, in (zuweilen nicht ſehr feinen) Annäherungen gegen ſeine Dame, die ſubaltern und unbedeutend harrend, er zuweilen bei der Hand ergreift, herumführt, etliche Straßburger Touren zuweilen macht, verläßt, dann wieder ihr oder der übrigen indeß ſtillſtehenden Reihe zugleich die Hand giebt, und ſie ein wenig auf der Stelle trippeln läßt. Alles iſt vergnügt, ſieht zu, niemand drängt ſich ein. Die Weiber in ihren bauchigen Wulſtüberkleidern zeichnen ſich nicht gut im Tanz. Uebrigens ſind ſie weder hierbei noch ſonſt linkiſch und mometirt; aber dennoch nichts weiter als frohe Hausthiere, wie Katze und Hund in ihrem eignen Weſen geduldet, vorübergehend ſcheu, oder lärmend, je nachdem der Augenblick es geſtattet, den Männern unterthan, und dennoch im Hauſe herrſchend, künſtlich ohne Wiſſen, unbedeutend, aber nicht unwichtig, froh und ſelbſtbegnügt aus enger Beſchränktheit auf ihren kleinen Geſichtskreis Leben Sie wohl. Ich erwarte jeden Tag das Abgehen eines Schiffes nach Neapel.

Den 20. October.

Mein Geiſt iſt trüb durch ſo vieles Mißlungene. Das Gefühl, am Eintritte des Langegewünſchten nun umwenden zu müſſen, hinter mir zu laſſen, was in tauſend Bildern, Wünſchen und Ausſichten mir ſo reich ſchien — giebt mir Augenblicke des Unmuths, der marternden, beſtimmungsloſen Ungeduld gegen das Leben überhaupt. Der ſtille Abendhimmel, das Andenken der Entfernten, die leiſe Wiederkehr einer höhern Zuverſicht zwiſchen den Erinnerungen des Wahren und Guten im Leben, der dämmernd reine Wiederſchein der letzten Röthe am hohen Sternengewölbe über mir, der belebende Duft des Wohlgeruchs in milder Wärme zu einer Stunde, die Sie im Winterkerker Ihres Zimmers zubringen müſſen, entzünden neue Ausſichten in mir. Die Bilder der Vergangenheit knüpfen ſich an die Gegenwart. Ich denke an Sie, an die, die mir

Digitized by Google

werth sind, Träume entstehen, und neuer Ruhe sitze ich vor meiner Thüre, die Ziege, die ich gewöhnlich füttere, sieht zu mir herüber, ich sehe ein Wesen, das meiner bedarf, und indem ich ihr gebe, hat mein innerer Wille ein Object und ich gehe zufrieden in meine Kammer.

II. Die Liebe.

6.

Hütteldorf, den 15. Novbr. 1802.

Ruhig, meine Liebe, ruhig! aller Irrthum ist gelöst. Schön und freudig hat das Ungewisse sich berichtiget. Heiter umgiebt mich Ihre Erinnerung — ein schönes Bild in meinem Innern, Liebe und Unvergeßlichkeit in einem vollen Herzen. Endlich einmal und zum erstenmal in meinem Leben erscheint der Tag, der in freier, hoher Wirklichkeit mir das Gefühl, geliebt zu seyn, verschafft. Nie, nie noch konnte ich mich ihm ganz vertrauen. In unsern Städten, in unsern Verhältnissen giebt's nur Schein und Schimmer; der Mensch wagt keinen offenen Glauben mehr an andere. Der schönen Zuversicht, dem stillen, festen Geiste, der in Ihnen mir entgegentritt, der täuschungslosen Stimme Ihres Gemüthes gebe ich mich hin. Von dem ersten Augenblicke, da ich Sie sah, von dem schönen Augenblicke an, da Sie mir näher traten mit einem Vertrauen, das nur aus einem edlen Sinne quellen kann, erreichte ich eine neue Gewißheit alles Guten im Leben. Oft hielt ich mein Inneres zurück, ich zeigte Ihnen weniger, als ich fühlte, ich wollte Sie nicht näher ziehen an mich, denn ich konnte Ihnen ja nicht geben, was Sie verdienten. Fühlen konnte ich, was Sie werth wären, erwiedern konnte ich's nicht. Ihr freies, offenes Herz, auf mich gewendet, konnte nur einem unsteten, mit sich selbst oft streitenden Wesen begegnen, das nicht glücklich machen kann. Den unbefangenen, hellen Sinn der bessern Jugend hat die Welt in mir zerstört, nur die Heftigkeit alter, ungestümer Wünsche ist geblieben, und wer mir zu viel trauet, könnte leicht in seiner eignen Hoffnung sich betrügen. In Ihrer Gegenwart könnte ich's nicht sagen, nicht denken, Ihr Anblick risse mich fort. Aber hier auf diesem Papiere bin ich stark genug, es warnend zu schreiben ..... liebe mich weniger! Ein ungewisses Leben steht mir bevor. Wenn Deine Seele sich so fest an die meinige kettet, wie willst Du glücklich werden!? — Wir sehen uns wieder, in wenig Monaten sehen wir uns; aber nur auf kurze Tage, Tage des Himmels

Digitized by Google

für mich! Willst Du das Innerste Deines schönen Gemüthes, Dein Wesen, Deine Ruhe, Deine reiche Liebe an einige flüchtige Stunden hingeben! Ist eine schnelle Gegenwart und eine lange Entfernung Deinem Herzen genug — so sehen wir uns. Ein Tag gilt dann für viele; des Herzens schöne Erinnerungen treten mit uns in die Ferne, und wer das Höchste einmal empfunden hat, der zählt es nicht nach den Stunden seiner Dauer, sondern nach dem ewig hellen Bewußtseyn, es einmal gekannt zu haben und auf immer in seinem Innern zu tragen. Bist Du einstimmig mit mir, gilt auch Dir ein Leben, das in seinen höchsten und lebendigsten Momenten erkannt wird, mehr, als die Ansprüche eines dauernden, gemächlichen Gleichgangs, wagst Du den Wunsch und seine Erfüllung an eine flüchtige Zeit, und hast Du Muth, die Dauer Deines Glückes auf Dein Gedächtniß zu gründen . . so schreibe . . . . .

(Diese Mittheilungen werden fortgesetzt.)

Digitized by Google

Dem deutschen Dichter

Friedrich August von Stägemann

zu seinem funfzigjährigen Amtsjubiläum.

(4. Februar 1835).

Den Kampf, der wogend schreitet
Durch des Jahrhunderts Drang,
Wer hat ihn treu begleitet
Mit mächt'gem Saitenklang?
Wer hat in die bebenden Herzen
Die Weihe des Liedes geflößt?
Wer hat die beklemmenden Schmerzen
Durch lindernde Töne gelöst?

Es geht von alten Meistern
Gar manche Sage noch,
Daß sie im Bund mit Geistern
Zerstört des Feindes Joch;
Auch lies't man von Kriegsdrommeten,
Vor deren gewaltigem Spiel
Bei gläubiger Kämpfer Gebeten
Die Mauer der Veste fiel.

Wir glauben's gern. Erlebten
Solch Wunder nicht auch wir?
Blitzende Lanzen bebten
Vom Sängerhauptquartier
In jenen geheiligten Tagen
Der männererweckenden Noth,
Und halfen entzünden und schlagen
Und Heilung bereiten und Tod.

Heil den geweihten Sängern,
Die Muth- und Klang-bewußt
Des Vaterlands Bedrängern
Aus siegesfroher Brust
Urmächtige Donnerkeile
Bei Schlachtdrommetenschall
Geflügelte Pfeil' an Pfeile
Entsendet vom Liederwall.

Digitized by Google

Heil Dir in Deinem Kranze,
Des Zwingherrn ernster Bann
Auf heil'ger Sängerschanze,
Ruhmwürd'ger Stägemann!
Gleich Eckart dem getreuen
Seh'n Dich wir in That und Wort,
Im Alten wie im Neuen
Den jugendlichen Hort.

Der Schlachten Würfel fallen
An jenem Schreckenstag,
Der Deutschlands Söhnen allen
Verhängt die blut'ge Schmach;
Da tönt unermeßliche Klage
Ringsher aus geängsteter Brust;
Du wirst durch die finsteren Tage
Dir lichterer Zeiten bewußt.

Ein Janus blickst zurücke,
Ein Janus blickst Du vor;
An Dörfling's Schlachtenglücke,
An Friedrich's Heldenchor,
An Sterne, die herrlich auf Erden
Geleuchtet am Tage der Schlacht,
An Sterne, die leuchten noch werden,
Mahnst Du in umdunkelter Nacht.

Bald streift durch Nacht und Dunkel
Ein Feuermeteor,
Ein glüh'nder Lichtkarfunkel
Dringt Schill gen Norden vor;
Du folgest den Pfaden des Helden
Im jubelnden Heldengesang,
Bis Trauertöne vermelden
Des Nordsterns Untergang.

Nun träumst Du schön, es glänze
Vom Osten junges Licht;
Nun schlingst Du Hoffnungskränze,
Da Habsburgs Enkel ficht;
Nun folgst Du dem wagenden Schützen
Ins Zackengebirg von Tyrol,
Wo kühne Gesellen versprützen
Ihr Blut für des Theuersten Wohl.

Getäuschter Hoffnung Schimmer!
Umsonst vergoßnes Blut!
Du Muth'ger lässest nimmer
Vom festen Glaubensmuth;
Du glaubst an des Volkes Erwache,
Du hältst an das Werde, das Licht,
Du weißt, daß die Stunde der Rache
Aus Heldenherzen bricht.

Digitized by Google

Und als er nun gekommen
Heil'ger Vergeltung Tag,
An Moskau's Brand entglommen
Sühnung der Völkerschmach,
Wie zuckt durch die ziſchenden Gluthen,
Wie blitzt durch die Flammen Dein Lied,
Das deutſchen Volkes Ermuthen
Im heiligſten Feuer verrieth!

Und Schlag auf Schlag verkündet
Von Stund' an Dein Geſang
Dem Heldenheer verbündet
Des Völkerkampfes Gang;
Mit Scharnhorſt ziehſt Du nach Lützen,
Mit Bülow nach Dennewitz,
Die Bundeslade zu ſchützen,
Umſchwebſt Du den Marſchall, den Blitz.

Dich ſeh'n wir überſchreiten
Im freien Liedesgruß
Dem Bundesheer zur Seiten
Der Elbe treuen Fluß;
Du haſt Dein Te Deum geſungen
Zu Leipzigs glorwürdiger Schlacht,
Wo auf ſich der Phönix geſchwungen
Aus würgender Todesnacht.

Und fort und fort im Kampfe
Ueber den deutſchen Rhein
Ziehſt Du im Schlachtendampfe
Zur Franken-Weltſtadt ein;
Da dringt durch Blut und Leichen
Das Deo gloria,
Da ſchlingſt Du grünende Eichen
Um's Haupt der Victoria.

Doch als der mächt'ge Krieger
Die ſiegvertraute Phalanx
Führt als vermeinter Sieger
Ins Feld von Belle-Alliance,
Da kleideſt der Seele Gedanken
Du wieder in flammendes Erz,
Und trägſt durch die hemmenden Schranken
Den Siegruf himmelwärts.

Nun ſenkt der ſchöne Friede
Sein weichumlocktes Haupt;
Du ſtimmſt zum ſanftern Liede,
Das ſchöne Zukunft glaubt;
Es drängt Dich, den heimiſchen Helden,
Die wiedergeborene Luſt,
Den Dank des Volkes zu melden
Aus freier Sängerbruſt.

Digitized by Google

Doch hat Dich nicht verblendet
Des Weihrauchs Opferdampf —
Das Schlagen hat geendet,
Es dauert fort der Kampf — —
Und Du, trotz Basen und Tanten,
Singst gegen die Schergen der Nacht,
Hohlherzige Obscuranten,
Dein donnernd „haltet Wacht!“

Und „haltet Wacht, ihr Hüter!“
Tönt's fort in hellem Klang;
Der Menschheit höchste Güter
Im Kampf mit Zwingherrndrang,
Das Recht, das Licht, die Ehre,
Der Freiheit heil'ger Stern,
Sie finden gute Wehre
In Deines Liedes Kern.

Aus Hellas Lorbeerhainen
Ersteht ein junger Tag!
Timoleons Enkel weinen
Der Knechtschaft langer Schmach;
Und ihren Thränen entblühen
Will üppige Freiheitssaat,
Europa's Herzen erglühen
Glorwürdiger Fülle der That.

Und in der Sängerhalle
Bebt freudig Alt und Jung
Bei hellem Liedesschalle
Der Götterdämmerung;
Ein Chor sangluſt'ger Kehlen
Stimmt Festgesänge an —
Wie dürftest Du da fehlen,
Ruhmwürd'ger Stägemann?! — —

Von Neuem schwankt die Schale
Des Völkerkampfs. — O schaut!
Drüben im Weichselthale
Wird Kriegesdonner laut;
Mit Schaaren erzürnter Titanen
Ringt herrlich im Drange der Noth,
Entstammt von rühmlichen Ahnen,
Ein Häuflein auf Leben und Tod.

Der Himmel hat gerichtet; —
Nun ist ja Einigkeit. — — —
Drum was Du auch gedichtet
In diesem Völkerstreit,
Nicht sei's von Erdensöhnen
Gezogen ins Gericht;
Der Himmel will ja versöhnen —
Versöhnt sei Dein Gedicht!

Digitized by Google

Und Du, den heitrer Friede
Umspielt, verzeih' auch Du,
Daß wir im Schlachtenliede
Gestört des Tages Ruh',
Des Tags, wo ein halbes Jahrhundert
Im Dienste des Vaterlands,
Das liebend Dich ehrt und bewundert,
Dir reicht den Bürgerkranz.

Was Du dem Staat gewesen,
Lohnt dankbar Dir der Staat;
Doch soll die Nachwelt lesen,
Wie Du mit Rath und That
Im schweren Lagerdrange,
Gleichwie im Friedenszelt,
Zu Trost in kern'gem Gesange
Der Mitwelt Dich gesellt.

Gegrüßt im Silberhaare
Voll heitrer Männerkraft,
Du, dem die scheidenden Jahre
Die Jugend nicht entrafft!
Drum, wenn sie Dir Gaben bringen
Heut reich zu Ruhm und Preis,
Möcht' ich in den Lorbeer schlingen
Ein frisches Myrthenreis.

Berlin, den 18. December 1834.

Heinrich Stieglitz.

Digitized by Google

Der Mann mit der eisernen Maske.

Eine historische Vorlesung.

Vom Professor K. G. Jacob.

Wenn der Reisende, der aus der Provence seinen Weg nach Nizza nimmt, über die Abgründe des Passes von Esterel, drei Viertelstunden von der Stadt Frejus, hinaus ist, so steigt die piemontesische Alpenkette empor, über sie erhebt sich der Col di Tende, der Riese dieser Gebirge, mit fast ewigem Schnee bedeckt, rechts breitet sich der Meerbusen von Cannes mit seinen freundlichen Ufern aus und aus den Fluthen steigt mit ihren blendend weißen Mauern die Insel St. Marguerite. Mit der Aussicht auf eine gesegnete Ebene, die, wie der Garten, den die ersten Menschen bewohnten, blüht und grünt, von hohen Olivenbäumen und Weinpflanzungen umgeben, schlingt sich die Stadt Cannes mit hübschen, freundlichen Häusern in einem Halbkreise um die Bucht, in deren Mitte die Insel St. Marguerite liegt. Der ergiebige Fischfang und die reichen Erzeugnisse des Bodens sind die Quellen, die den Wohlstand dieses Städtchens erhalten, den die heitre Außenseite der Häuser und der Menschen verräth. Um so düsterer sticht dagegen die zackige Felsenklippe von St. Marguerite mit ihren Thürmen und alten Mauern ab, die schon Jahrhunderte überdauerten und eine Geschichte haben, die aus allen Farben des Schrecklichen und Geheimnißvollen, aus Blut und Dunkelheit zusammengesetzt ist.

Dieser Meerfelsen war einst der Aufenthalt des Staatsgefangenen, der unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Maske lange Zeit hindurch ein streng bewahrtes Geheimniß des französischen Cabinets gewesen ist. In St. Marguerite wurde er während seines Lebens mit einer so ängstlichen Sorgfalt bewacht, man sprach so viel von den besondern und

Digitized by Google

ehrerbietigen Rücksichten, die mit ihm genommen wurden, daß die Neugier dadurch in einem zu hohen Grade rege gemacht ward, um nicht die abentheuerlichsten Nachrichten über ihn zu verbreiten. Der Name und das Verbrechen dieses Unglücklichen blieb unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., als der Gefangene längst gestorben war, ein Staatsgeheimniß, das selbst die allmächtige Marquise von Pompadour dem letztern Könige nicht zu entlocken vermochte. Unter Ludwig's XVI. Regierung erfuhr seine Gemahlin und nähere Umgebung Manches über den Mann mit der eisernen Maske, doch waren fortwährend wunderbare Gerüchte über ihn in Umlauf. Die Revolution brach aus. Sie öffnete manche Kerker und brachte manches Verborgene an das Licht, aber die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen ward durch viel wichtigere Interessen, als die Geschichte eines längst verstorbenen Staatsgefangenen war, in Anspruch genommen und Untersuchungen oder Nachforschungen von dieser Art zogen nur diejenigen an, die von den Stürmen der Revolution und den napoleonischen Kriegen in einem geringern Grade berührt wurden. Erst die Rückkehr der Bourbons brachte mit mancher Lieblingsneigung der frühern Zeit auch wieder die Liebe zu Erforschungen lang verhüllter Staatsgeheimnisse zurück, der die Eröffnung der bisher so streng verschlossenen Archive zu Hülfe kam. Denn bis dahin waren die auf der königlichen Bibliothek zu Paris in zierlichen Pappkästen verwahrten Manuscripte zur französischen Geschichte so gut wie ganz unbenutzt geblieben.*) Ihnen verdankt auch die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske wichtige Aufklärungen, durch welche die Lügenhaftigkeit, Leichtgläubigkeit und Schwatzhaftigkeit der frühern Schriftsteller über diesen Gegenstand in einem keineswegs erfreulichen Lichte erscheint.

Der eigentliche Repräsentant dieser Lügenhaftigkeit ist ein Schriftsteller gewesen, der nichts weniger als ein Historiker war, aber durch eine leichte und gefällige Darstellungsweise sich eine

*) M. s. Raumer's Briefe aus Paris Th. II. S. 16.

Digitized by Google

lange Zeit hindurch den Namen eines Hiſtorikers bei Vielen zu erhalten gewußt hat. Das iſt Voltaire. Treu ſeinem Grundſatze: tous les genres sont bons hors l'ennuyeux erzählt er auch im 25. Capitel ſeines bekannten Buches: le siècle de Louis XIV. die Begebenheiten des Mannes mit der eiſernen Maske, ohne gerade beſſer unterrichtet zu ſein, als viele andre. Aber die Welt ſollte glauben, daß er, den Kaiſer und Könige aufſuchten, hievon die beſte Kenntniß haben müßte. Seine Erzählung iſt nun ungefähr folgende.

Einige Monate nach dem Tode des Cardinals Mazarin, der bis zum Jahre 1660 für Ludwig XIV. die Regierung geführt hatte, alſo im Jahre 1661, wurde auf ſehr geheimnißvolle Weiſe ein junger, unbekannter Gefangner von hohem Wuchſe und von der edelſten Geſtalt auf das feſte Schloß der Inſel St. Marguerite gebracht. Dieſer Gefangene trug auf der Reiſe eine Maske von ſchwarzem Sammt, deren Kinnbinde mit Stahlfedern verſehen war, die ihm die Möglichkeit gaben, trotz der Maske eſſen zu können. Derſelbe durfte mit Keinem ſprechen, ward jedoch ſonſt mit der größten Ehrerbietung behandelt. Der Miniſter Louvois beſuchte ihn und unterredete ſich ſtehend mit ihm, der Gouverneur des Schloſſes St. Mars brachte ihm ſelbſt die Speiſen, die auf Silber aufgetragen wurden. Einen ſolchen ſilbernen Teller benutzte einſt der Gefangene, um mit dem Meſſer etwas darauf zu ſchreiben, und warf denſelben dann aus dem Fenſter ſeines Thurmes nach einem Fahrzeuge hin, das an dem Fuße deſſelben angelegt hatte. Ein Fiſcher fand dieſen Teller und brachte ihn dem Gouverneur, der den Mann erſchrocken fragte, ob er leſen könnte oder ob ſonſt Jemand den Teller geſehn habe, und ihn erſt, nachdem er ſich vollkommene Gewißheit verſchafft hatte, wieder los ließ. Im Jahre 1690 ward Herr von St. Mars Gouverneur der Baſtille. Er nahm ſeinen Gefangenen, jedoch beſtändig maskirt, mit dorthin. Hier erhielt er eine gute Wohnung, trug ſtets ſehr feine Wäſche, durfte auch die Guitarre ſpielen. Ein alter Arzt, der ihn in Krankheiten behandelte, verſicherte, daß er nie ſein Geſicht ge-

Digitized by Google

sehen, aber die Zunge und die übrigen Theile seines Körpers oft untersucht habe. Er war außerordentlich schön gewachsen, sagte dieser Arzt, seine Haut war etwas braun und der Ton seiner Stimme sehr angenehm, doch habe er nie über sein Schicksal geklagt und nie über seine Verhältnisse gesprochen. Im Jahre 1703 starb der Unbekannte und wurde zur Nachtzeit auf dem Kirchhofe zu St. Paul beerdigt. Nach seinem Tode verbrannte man Alles, was zu seinem Gebrauche gedient hatte, Wäsche, Kleidungsstücke, Matratze, Decken, ja sogar seine Bettstelle und seine Stühle. Die silbernen Teller und Schüsseln wurden eingeschmolzen, die Wände seines Zimmers frisch geweißt, ja man trieb die Vorsicht so weit, daß man sogar den Fußboden aufbrechen ließ, weil man besorgte, er möchte ein Billet versteckt oder sonst durch ein Merkmal sich verrathen haben.

So lautet Voltaire's Erzählung. Eine so geheimnißvolle Begebenheit, von einem Voltaire vorgetragen, reizte die Neugier in einem außerordentlichen Grade. Obgleich nun zu jener Zeit des siebzehnten Jahrhunderts kein Fürst oder Prinz in Europa spurlos verschwunden war, so gab man sich doch viele Mühe, um irgend einen hochgestellten Mann ausfindig zu machen, der es verdient hätte, Staatsgefangener zu sein. Bald sollte es der Graf von Vermandois, ein Sohn Ludwig's XIV. und der Herzogin von Valière, gewesen sein, bald der Herzog von Beaufort,*) bald der Graf Lauzun, bald der Herzog von Monmouth, dann wieder Fouquet, Ludwig's XIV. Oberintendant und eine Zeitlang allmächtiger Minister, dann ein Minister des Herzogs von Mantua, ja der berühmte Geschichtschreiber des türkischen Reichs, Joseph von Hammer, hat noch neuerdings alles Ernstes versichert,**) daß es der armenische Patriarch Avedik gewesen sei, den Ludwig XIV. so lange Jahre erst in St. Marguerite, dann in der Bastille

*) Dieß leugnet mit Bestimmtheit der Graf von St. Aulaire in seiner Geschichte der Fronde I. 291. der deutsch. Uebers.

** Gesch. des osman. Reichs VII. 125.

Digitized by Google

habe schmachten lassen. Aber mehr als alle diese Gerüchte schien lange Zeit am französischen Hofe und in den höhern Cirkeln eine Sage Eingang zu finden, welche den Mann mit der eisernen Maske zu einem Zwillingsbruder Ludwig's XIV. machte. Am ausführlichsten hat sie der Abt Soulavie aus einer anonymen Denkschrift in den Memoiren des Herzogs Richelieu*) mitgetheilt, und dieselbe scheint allerdings durch den Umstand sehr beglaubigt zu werden, daß sie Richelieu von seiner Geliebten, der Prinzessin von Valois, und diese wieder von ihrem Vater, dem Herzog Regenten, Philipp von Orleans, im Jahre 1719 erhalten haben will. Nach dieser Darstellung war jener Gefangene der nur wenige Stunden später als Ludwig XIV. geborne Sohn Ludwig's XIII. und seiner Gemahlin Anna, den sein Vater von der Thronfolge ausgeschlossen wissen wollte, deshalb heimlich erziehen und endlich einsperren ließ. Andere wollen wissen, daß die Königin Anna allerdings noch einen Knaben geboren habe, dessen Vater jedoch nicht Ludwig XIII., sondern der Herzog Buckingham, andere nennen einen Grafen Rangau, andere sogar den Cardinal Richelieu, gewesen sei. Voltaire aber, indem er sich das Ansehn giebt, als wisse er die Lösung des Räthsels, erklärt,**) jener Gefangene habe sein Dasein einem heimlichen Liebesverständnisse der Königin Anna verdankt, er sei früher als Ludwig XIV. geboren und heimlich erzogen worden. Nur der Cardinal Mazarin habe um sein Dasein gewußt und erst nach seinem Tode sei Ludwig XIV. mit dem Geheimniß bekannt geworden, das man später, um Aergerniß und Unruhe im Reiche zu verhüten, streng verborgen gehalten habe.

Es ist hier nicht der Ort, die innern Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten zu enthüllen, von denen diese Erzählung

*) T. III. p. 63—95. oder S. 55—88. der deutsch. Uebers. Dieser Erzählung schließt sich auch die Correspondenz des Baron Grimm S. 471 ff. (des deutschen Auszuges) an.

**) In einem Zusatze zum Art. Anne des Dictionnaire philosophique (Ausgabe vom J. 1771).

Digitized by Google

voll ist. Schon Soulavie ist ein höchst unzuverlässiger Gewährsmann, Voltaire nahm es niemals mit der Wahrheit genau, und so ist das Ganze nichts weiter als eine Erfindung französischer Memoirefabrikanten, wie wir sie fortwährend in den neuen und neuesten Memoiren finden. Frivol und unstät, wie die Franzosen sind, haben sie nie der Lust widerstehen können, Erdichtungen und Mährchen an die Namen ihrer Fürsten und Fürstinnen zu knüpfen, und vermögen sie nicht dieß in Journalen und Schriften zu thun, so nehmen sie ihre Zuflucht zu Carricaturen. Auf der andern Seite hat aber auch nicht leicht ein Volk die französische Nation in den ausgesuchtesten Schmeichelkünsten übertroffen, so daß man sich kaum wundern darf, wenn Napoleon ein Volk verachtete, dem die Knechtschaft Bedürfniß zu sein schien. Zu dieser Wahrnehmung giebt die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske einen neuen Beleg. Der Graf Las Cases erzählt in seinem Memorial von St. Helena, *) daß ihm einmal recht ernstlich gesagt worden sei, Napoleon stamme in gerader Linie von dieser eisernen Maske ab und sei somit der legitime Erbe Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. mit weit größerem Rechte, als Ludwig XIV. und dessen bourbonische Nachkommenschaft. Auf Las Cases Frage, wie dieß denn zuginge, ward ihm (der sich gerade damals mit Abfassung genealogischer Tabellen beschäftigte) Folgendes geantwortet. Der Gouverneur von St. Marguerite sei ein Herr von Bonpart gewesen. Er hatte eine Tochter, die den Gefangenen gesehen, bemitleidet und sich in ihn verliebt habe. Der Gefangene theilte diese Neigung. Da meldete der Gouverneur es dem Hofe und dort war man der Meinung, daß es dem Unglücklichen gestattet sein möge, in der Liebe eine Linderung seiner Leiden zu finden. So habe denn Herr von Bonpart die jungen Leute mit einander verheirathet und aus dieser Ehe stamme die Familie Bonaparte, die sich späterhin nach Korsika und Italien übergesiedelt

*) VI. 137. deutsch. Uebers. (T. IV. p. 367. nach der Brüsseler Ausgabe) und Nachtrag zum Memorial von St. Helena II. 3. (T. I. p. 294).

Digitized by Google

hätte. Der Kaiser, der darüber auf St. Helena sprach, lächelte hierzu, meinte auch etwas davon gehört zu haben und setzte noch hinzu, daß es ihm, falls er hätte hiervon Gebrauch machen wollen, nicht schwer würde geworden sein, im Senate Personen zu finden, welche diese Genealogie mit allen nur möglichen Gründen zu unterstützen bereit gewesen wären.

Abgesehen von dieser Lächerlichkeit und handgreiflichen Falschheit bleibt aber der Mann mit der eisernen Maske doch immer eine Mitleid erweckende Erscheinung im Zeitalter Ludwig's XIV. Ein unschuldiger Prinz, ein der Staatskunst seines unmenschlichen Bruders geweihetes Schlachtopfer, in der Einsamkeit dieses Felsenkerkers oder in den Schaudergefängnissen der Bastille, ein junges und zu großen Ansprüchen berechtigendes Leben — wie hätte dieß nicht zur Theilnahme und zum Mitgefühl auffordern sollen? Und so war es auch. Schon in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts dichtete Zschokke sein Trauerspiel: die eiserne Maske, das bis auf den heutigen Tag noch nicht von der Bühne verschwunden ist, und noch im Jahre 1832 ward auf den Pariser Theatern ein Drama von Arnault und Fournier: l'homme au masque de fer gern gesehen und wirkte vermittelst einiger drastischer Mittel recht glücklich auf die Schaulust der Pariser. Mehr als ein Künstler (zuletzt in der Urania vom Jahre 1831) haben die rührendsten Begebenheiten dieser mährchenhaften Geschichte zum Gegenstande von Kupferstichen oder Stahlstichen gewählt und Thümmel hat seiner Reise in das mittägliche Frankreich eine Episode über den Mann mit der eisernen Maske einverleibt, *) welche durch die anscheinende Wahrhaftigkeit die Ununterrichteten leicht irre führen kann, bis er sich am Schlusse derselben überzeugt, daß der geistreiche Dichter sich einen Scherz erlaubt und denselben mit allem Zauber einer treulichen und scheinbar ehrlichen Darstellungsweise geschmückt hat.

Aber jene rührenden Geschichten und bewegenden Erzählun-

*) Th. VI. S. 70 — 88.

gen, wie sie seit Voltaire in Umlauf gekommen sind, vermögen nicht vor dem Richterstuhle der historischen Kritik zu bestehen. Die Unpartheilichkeit fordert das Geständniß, daß Keiner von allen den Prinzen und fürstlichen Personen, welche unter der eisernen Maske verborgen gewesen sein sollen, dieselbe wirklich getragen habe, sondern daß es ein, freilich unter besondern Umständen eingezogener Gefangener gewesen sei, der zu allen diesen Mährchen und Sagen Veranlassung gegeben hat. Die französische Geschichte wird zwar durch diese Entdeckungen, welche besonders der neuesten Zeit angehören, um eine rührende Begebenheit ärmer, aber dafür wird Ludwig XIV. auch von dem Vorwurfe unbrüderlicher Härte und Selbstsucht gereinigt, wenn gleich er noch immer als streng und unversöhnlich erscheint. Die historische Kritik zerstört allerdings, aber sie baut auch wieder auf. So ist Schiller's Don Carlos allerdings durch die neuesten Forschungen eines Theils seiner poetischen Glorie entkleidet worden und seine Maria Stuart hat selbst trotz ihrer zwanzigjährigen Leiden und langer Buße nicht dem unpartheiischen Richterspruche der Geschichte entgehen können, dafür ist aber auch sein Wallenstein gegen viele unsichere Anklagen durch historische Zeugnisse in Schutz genommen worden. Anderes, was ihm zur Last gelegt wurde, deckt vielleicht wohl immer die Nacht, die ihn in seinem Blute schwimmen sah, wenn nicht die vor Kurzem*) angekündigten Entdeckungen und Forschungen des Fürsten von Windischgrätz zu neuen und wichtigen Resultaten führen.

Der Erste nun, der über die Geschichte der eisernen Maske ein helleres Licht verbreitete, war Ludwig Dutens, ein geistreicher Franzose und Verfasser der merkwürdigen Mémoires d'un voyageur qui se répose (Paris 1806), in denen er einen Theil der reichen Erfahrungen seines vielbewegten Lebens niedergelegt hat. Er war mehrmals britischer Geschäftsträger in Turin gewesen, hatte fast ganz Europa durchreiset und viele

*) Allgem. Zeitung vom J. 1833. Nr. 336.

Höfe und ausgezeichnete Staatsmänner kennen gelernt, so daß sein Zeugniß hier besonders gehört zu werden verdient. *) Eine zweite, aus guter Quelle geschöpfte Nachricht finden wir in den Memoiren der Madame Campan, der vielbetrauten Kammerfrau der so unglücklichen Maria Antoinette von Frankreich. Die Wahrheitsliebe dieser treuen Dienerin ist so allgemein anerkannt, daß auch die Aeußerungen, **) die sie aus Ludwigs XVI. Munde, der also mit diesem Staatsgeheimniß weniger zurückhaltend war, als seine Vorgänger, vernommen hat und die sie ganz anspruchslos, ja fast beiläufig, vorträgt, Glauben verdienen. Aber das wichtigste Zeugniß ist das eines neuern französischen Schriftstellers, des Herrn J. Delort. ***) Seine Angaben sind für diese Geschichte entscheidend, da er durch die Gefälligkeit des Grafen von Hauterive Zutritt zu den königlichen Archiven erhielt und seine Berichte durch officielle Actenstücke zu belegen im Stande war, so daß über die Wahrheit des Ausgemittelten, trotz einer Gegenschrift aus den Papieren eines verstorbenen Ritters Taulès, †) kaum ein Zweifel übrig bleiben kann. So urtheilen auch Bercht ††) und Heinr. Leo †††), die neuesten deutschen Schriftsteller, welche diesen Gegenstand berührt haben. Daraus geht nun hervor, daß der soviel besprochene Mann mit der eisernen Maske kein

---

*) Mém. d'un voyag. T. II. p. 205. ss. vgl. auch Nürnberger im Morgenbl. 1825. Nr. 309. ff.

**) T. I. p. 208. ff. (I. 169 deutsch. Ueberf.) oder T. I. p. 121 sv. des Stuttgarder Abdruckes.

***) Histoire de l'homme au masque de fer accompagnée de pièces authentiques et de fac-similé. Paris 1825. 8. (3 Thle.).

†) Le masque de fer à réfutation de l'ouvrage de M. Delort. Paris 1825.

††) In einem längern Aufsatze über diesen Gegenstand in Schloss er's Archiv für Geschichte Bd. II. S. 192—239., der uns jedoch bei Ausarbeitung dieses Aufsatzes nicht zur Hand war.

†††) Geschichte von Italien Th. V. S. 689. Anm. Die in den Lettres de la marquise de Dessand (Paris 1824) p. 270 ff. befindliche Stelle haben wir nicht nachsehen können.

Digitized by Google

anderer gewesen ist, als der Minister des Herzogs von Mantua, Graf Ercole de Mattioli.

Italien stand im siebzehnten Jahrhunderte, wie es im neuern Staatensysteme fortwährend wahrzunehmen ist, unter dem alleinigen Einflusse derjenigen Macht, welche die leitende unter den Continentalmächten Europa's war. Als solche galt bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Spanien. Aber Italien war allmählig durch den Verfall der spanischen Macht von Spaniens tyrannischem Einflusse befreit worden, dagegen drohte Ludwig XIV. den französischen Hof zu derselben Stellung in Italien zu erheben, die eben erst der spanische Hof verloren hatte. Dieß veranlaßte mancherlei Bewegungen in den italienischen Staaten; der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, glaubte einen Anhalt bei Ludwig XIV. zu finden, seinem Beispiele schien der Herzog von Mantua, Ferdinand Karl, ein in Schwelgerei und sinnliche Ausgelassenheit jeder Art versunkener Fürst, folgen zu wollen. Diese Gesinnungen benutzend, glaubte Ludwig XIV. sich in Italien festen Fuß verschaffen zu können, wenn er den Herzog bewegen könnte, ihm die Festung Casale in der Markgrafschaft Montferrat abzutreten oder ihm dieselbe wenigstens so zu öffnen, daß er französische Truppen in dieselbe legen könnte. Der französische Gesandte zu Venedig, der Abbé d' Estrades, gerieth deshalb auf den Einfall, ob sich der Herzog von Mantua, der stets viel Geld zur Unterhaltung seiner Sängerinnen und Schauspielerinnen brauchte, nicht würde zur Abtretung von Casale gegen das Anerbieten einer bedeutenden Geldsumme entschließen. Ein Haupthinderniß bei Ausführung dieses Plans lag aber in der Abhängigkeit, in welcher der Herzog von Mantua von Oestreich gehalten wurde, und in der von ihm eingegangenen Verpflichtung, in seine Festung Casale nur deutsche Truppen aufzunehmen. Ueberdieß war die Familie des Herzogs, sowie auch seine nächsten Umgebungen dem Interesse Oestreichs ergeben und die Unterhandlungen mußten daher sehr geheim geführt werden. Indeß fand Estrades doch einen für diese geheimnißvolle Diplomatie passenden

Digitized by Google

Mann. Dieß war Ercole Mattioli, der früher Professor in Bologna gewesen war, dann vom Herzoge von Mantua zum Minister erwählt und in den Grafenstand erhoben war, ein thätiger und ehrgeiziger Mann, der die Verhältnisse der kleinern italienischen Staaten genau kannte. Er ging sofort auf die Anträge des französischen Gesandten ein und versprach die Zustimmung des Herzogs. Aber der Abschluß der Verhandlungen zog sich in die Länge, denn der französische Hof befand sich in Geldverlegenheiten und wollte auch nicht gern vor Beendigung des holländischen Krieges einen neuen Krieg in Italien anfangen. Dieß Alles geschah im Octobr. 1677.

Mittlerweile war Mattioli nach Versailles gereist und hatte am 8. Decbr. 1678 mit dem französischen Minister, Marquis von Pemponne, einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem der Herzog von Mantua die Festung Casale den Truppen des Königs zu öffnen sich anheischig machte und dafür eine Summe von 100000 Scudi's erhalten sollte, sowie auch im Fall eines Krieges in Italien den Oberbefehl über die französische Armee. Auch Mattioli ward reich beschenkt und erhielt für die Zukunft die lockendsten Versprechungen.

Hierauf ließ der französische Hof an der italienischen Gränze Truppen zusammenziehen, Kriegsvorräthe nach der Festung Pignerol bringen und Alles zur plötzlichen Besetzung von Casale vorbereiten. Aber dieß erregte Aufsehen: daher ergingen von spanischer und östreichischer Seite an den Herzog von Mantua Aufforderungen, sich über das Gerücht von einer bevorstehenden Abtretung der Festung Casale zu erklären. Von der andern Seite drang der französische Hof in den Herzog, den von seinem Minister in seinem Namen abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, und es gehörte die ganze List und Verschlagenheit eines in Ränken geübten Italieners dazu, um beide Partheien hinzuhalten. Endlich sollte die Vollziehung des Herzogs dem französischen Abgeordneten am 10. März 1679 bei Iniera unweit Casale mitgetheilt werden, aber Mattioli erschien nicht und der französische Brigadier Catinat wäre von den piemontesischen

Digitized by Google

Bauern, die keine französische Uniform bei sich dulden wollten, fast erschlagen worden, wenn er sich nicht durch eilige Flucht dieser Gefahr entzogen hätte.

Am französischen Hofe glaubte man jetzt von Mattioli's doppelzüngigem Betragen hinlänglich überzeugt zu sein. Der Argwohn ward bald zur Gewißheit; denn Estrades, jetzt Gesandter in Turin, erfuhr von der verwittweten Herzogin von Savoyen, daß Mattioli schon am 31. Decbr. 1678, also gleich nach seiner Rückkehr aus Versailles, sämmtliche Actenstücke über die Abtretung von Casale an das savoyische Ministerium für 2000 Livres verkauft und außerdem noch für gute Bezahlung wichtige Nachrichten an Oestreich, Spanien und die Republik Venedig verkauft habe. Eine solche Verhöhnung seines Hofes und Beschimpfung des französischen Namens erfüllte Ludwig XIV. mit dem heftigsten Zorne und er gelobte Alles daranzusetzen, um dieses arglistigen Italieners habhaft zu werden. Mattioli befand sich damals in Turin, nach Dutens *) im Auftrage seines Herrn, um den Herzog von Savoyen gegen Frankreich einzunehmen und eine Art von allgemeiner Verbindung gegen diesen Staat zu veranlassen. Obgleich sonst nichts von diesen Plänen verlautet, so ist doch ein solcher Plan eines ehrgeizigen Ministers nicht ohne Wahrscheinlichkeit, der auch seinem, für solche Ehre sonst nicht sehr empfänglichen Herzog mit dem Gedanken mochte geschmeichelt haben, auf diese Art an die Spitze der italienischen Fürsten treten zu können. Estrades (nicht d' Arcy, wie ihn Dutens nennt) wußte sich durch mancherlei Zuvorkommenheiten in die Gunst Mattioli's einzuschmeicheln, bis es ihm gelang, denselben unter einem verstellten Vorwande aus Turin wegzulocken und zu einer Zusammenkunft nahe an der Gränze zu bewegen. Kaum war er hier in einem einsamen Häuschen angelangt, so bemächtigten sich seiner französische Soldaten und führten ihn nach der Gränzfestung Pignerol. Dieß geschah am 2. Mai 1679. In Pignerol wußte man

*) p. 205. Aber die ganze Angelegenheit wird von ihm fälschlich in das Jahr 1685 verlegt und der Minister Girolamo Magni genannt.

Digitized by Google

durch Androhung der Folter ihn zu einem Schreiben an seinen in Turin zurückgelassenen Secretair zu bewegen, auf welches sich derselbe in Pignerol einfand und zur Auslieferung der wichtigsten Papiere genöthigt ward. Man ersah aus denselben, daß der Herzog von Mantua den oben genannten Vertrag nicht vollzogen, ja daß er nicht einmal in die Bedingungen desselben gewilligt hatte. Um Mattioli's Schicksal kümmerte sich derselbe auch weiter nicht. Dafür nahm er vom französischen Cabinet die Summe von 500000 Livres und überließ ihnen dafür die Citadelle von Casale, in welche die Franzosen am 30. Septbr. 1681 einzogen. Ludwig XIV. erhielt dadurch einen festen Punkt in Italien und sicherte sich dadurch seinen Einfluß auf die Fürsten dieses Landes, sowie er zwei Jahre später durch die völkerrechtwidrige Einnahme von Straßburg den Schlüssel zu allen seinen Unternehmungen gegen Deutschland erhielt.

Das Resultat der so eben gegebenen Darstellung wird durch den Bericht der Madame Campan bestätigt. Ganz einfach und ohne alle absichtliche Täuschung oder Entstellung der Wahrheit berichtet sie, *) daß Ludwig XVI. seiner Gemahlin Maria Antoinette Aufklärungen über das Geheimniß der eisernen Maske versprochen habe, sobald er die von seinen Vorgängern nachgelassenen geheimen Papiere durchgegangen haben würde. Ich war, fährt Madame Campan fort, im Zimmer der Königin anwesend, als der König nach Beendigung seiner Untersuchungen mit dem Berichte eintrat, daß er in jenen Papieren nichts, das sich auf die eiserne Maske bezogen, gefunden und sich nun an Herrn von Maurepas, seinen ersten Minister, einen schon sehr bejahrten Mann, mit der Frage gewendet habe, was denn zu seiner Zeit dem Minister über diesen Gegenstand bekannt gewesen sei. Herr von Maurepas habe hierauf versichert, daß der so viel besprochene Unbekannte ein wegen seines intriguanten Charakters höchst gefährlicher Italiener und Unterthan des Herzogs

*) p. 208. (S. 169 der Uebers.)

Digitized by Google

von Mantua gewesen sei. Man habe ihn auf das französische Gebiet zu locken gewußt, ihn dort verhaftet und festgehalten, erst zu Pignerol, dann in der Bastille, wo er auch gestorben sei. Hiermit stimmen auch einige Details, die Dutens anführt, überein.

Mattioli ward also von Pignerol in das Staatsgefängniß St. Marguerite abgeführt. Seine Gefangenschaft ist hier sehr hart gewesen, denn der Minister Louvois hatte ausdrücklich befohlen, dem Gefangenen Alles zu verweigern, was ihm nur etwa das Leben angenehm machen könnte, und St. Mars, der Gouverneur, befolgte dieß buchstäblich. Er ließ sogar, wie aus Delort's Schrift hervorgeht, dem Gefangenen mit Stockschlägen drohen. Nur ein einziger Officier kam in sein Gefängniß; war dieser krank, so mußte wohl St. Mars sein Amt verrichten, und daher mögen die Nachrichten entstanden sein, daß der Gefangene mit großer Ehrerbietung behandelt und stets vom Gouverneur besucht worden sei. Alle die rührenden Geschichten, daß der Minister Louvois sich nur stehend mit ihm unterhalten, daß er stets auf Silber gespeiset, daß er die feinste Wäsche getragen habe, und daß ihm das Guitarrenspiel erlaubt gewesen sei — alle diese Geschichtchen sind bloß in Voltaire's Phantasie entstanden und entbehren jeder historischen Beglaubigung. Ludwig's XIV. Verfahren wird Jeder — und auch mit Recht — hart und streng finden. Aber ein so hartherziger und egoistischer König konnte es einem italienischen Grafen nicht vergeben, ihn getäuscht zu haben, und da ihm die königliche Milde, dieses herrlichste Blatt im Kranze eines edeln Herrschers, gänzlich fehlte, so durfte Mattioli kein besseres Schicksal erwarten, als Ludwig's Oberintendant und ehemaliger Günstling, Fouquet, der von dem Gipfel königlicher Gunst in den finstern Kerker hinabsteigen und eine Reihe von Jahren in ihm, trotz aller Bitten der Seinigen, verseufzen mußte. *) Denn Milde und Gnade gegen Gefangene ist, mit Ausnahme des menschlichen Heinrich's IV. und Ludwig's XVI., von Lud-

*) Vgl. Becht in Schlosser's genanntem Archive I. 129—192.

Digitized by Google

wig's des Eilften Zeit bis auf Napoleon nie die Eigenschaft der Herrscher von Frankreich gewesen. Ludwig XI. ließ wahre und angebliche Verbrecher in trichterförmige Löcher werfen,*) den Bischof von Verdun in einen Vogelbauer sperren und zürnte sehr, als sich Herr von Pierra unterstanden hatte, seinem Gefangenen, dem Herzog von Nemours, für kurze Zeit die Ketten von den Füßen abzunehmen, oder ihn aus seinem Käfige zu lassen oder in die Messe zu begleiten.**) Unter Ludwig XV. durfte die Marquise von Pompadour es wagen, den Ritter von Resselier wegen einiger Spottgedichte mehrere Jahre lang in einen eisernen Käfig, dann in ein unterirdisches Gefängniß einsperren zu lassen, (eine Begebenheit, welche der angeblich napoleonischen Novelle „der Vaterfluch" zum Grunde liegt)***) und wie furchtbar unter Napoleon's Kaiserherrschaft die acht Staatsgefängnisse Frankreichs eingerichtet waren, geht schon aus den Memoiren seines treuen Senars hervor. †) Der Kerker Mattioli's im Schlosse St. Marguerite bekommt sein Licht (wie Reisende versichern) ††) nur durch ein Fenster auf der Nordseite, das in einer dicken Mauer gebrochen, mit drei eisernen Gittern verwahrt ist und die Aussicht auf das Meer hat. In diesem Kerker saß Mattioli zwölf Jahre auf Ludwig's XIV. Befehl, wie auf Napoleon's Befehl im Jahre 1809 der Cardinal Pacca, weil er von der Treue gegen Papst Pius VII. nicht lassen wollte, in einen Kerker zu Fenestrelles gebracht wurde, wo er weder Himmel noch Erde sehen konnte. †††) Mit seinen Mit-

*) Nach Ségur's Geschichte Ludwig's XI. S. 362. deutsch. Uebers.

**) Ebendas. S. 318.

***) Napoleon's Novellen, die er zu Malmaison erzählt haben soll, Th. II. S. 121. ff.

†) Memoir. IV. 365. 368—375. Uebers.

††) Mittheil. aus dem Tageb. eines Reisenden (Leipzig 1824) S. 369. Der Vers. ist der verstorbene Steigentesch. s. die Beilage zur allgem. Zeit. vom J. 1827. No. 30. Vgl. auch Schubert's Reise durch das südliche Frankr. I. 401.

†††) Pacca's Memoiren p. 215. d. Originalausg. vom J. 1830.

Digitized by Google

gefangenen durfte Pacca, auch wenn er aus dem Gefängnisse auf Augenblicke gelassen wurde, nicht sprechen, den Seinigen auch nicht die geringste Kunde von sich geben, und als der fromme Cardinal zu seiner Erbauung um eine Bibel bat, da reichte ihm der französische Commandant — einige Bände von Voltaire's Schriften.

Das konnte im neunzehnten Jahrhunderte geschehen. Doch zurück zu dem Manne mit der eisernen Maske.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß St. Mars, als er zum Gouverneur der Bastille im Jahre 1690 ernannt ward, seinen Gefangenen mit sich dahin nahm. Unstreitig geschah dieß auf höhern Befehl, der Minister Maurepas meinte, es sei geschehen, weil St. Mars mit dem ränkevollen Charakter seines Gefangenen vollkommen bekannt gewesen sei. Um ihn nun auf eine seiner Gesundheit weniger nachtheilige Art mit sich fortzubringen und zugleich doch unkenntlich zu machen, kam er wahrscheinlich auf den Gedanken, für ihn eine leichte Maske verfertigen zu lassen, die ihm den Genuß der freien Luft nicht entziehe. Bei einem Gefangenen, der schon so lange Jahre im Kerker gesessen hatte, war dieß gewiß keine überflüssige Vorsicht. Diese Maske war übrigens von Sammet, nicht, wie man lange Zeit, durch Voltaire verführt, geglaubt hat, von Eisen und gar mit Springfedern befestigt oder mit einem kleinen Schlosse versehen, denn es läßt sich aus physischen und medicinischen Gründen darthun, daß ein Mann, dessen Gesicht mit einer solchen eisernen Maske bekleidet wäre, nicht lange leben könnte, ohne an seiner Gesundheit zu leiden. *) Daher tragen auch die Schauspieler, welche den Mann mit der eisernen Maske darstellen, eine sammtne Maske, die freilich dem Kopfe etwas Mohrenartiges giebt und der Maske des Othello nicht unähnlich ist. Uebrigens erwähnt Madame Campan **) einer ähnlichen Sitte in Italien, wo Männer und Frauen

*) So urtheilt ein Arzt, Girtanner, in seinen historischen Nachrichten über die franz. Revolution T. 118.

**) p. 122. der Stuttgard. Ausgabe.

Digitized by Google

Sammetmasken getragen hätten, um sich dadurch gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Dort geschah dieß jedoch bereits weit früher, denn schon Romeo in Shakespeare's Romeo und Julie *) spricht von

der Schwärze jener neidenswerthen Larven,
die schöner Frauen Stirnen küssen.

Endlich erwähnen auch mehrere französische Memoirenschriftsteller aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Damen sich besonderer Masken beim Ausgehen in der Stadt bedient hätten. Diese Masken waren von schwarzem Sammet und mit weißem Taffet gefüttert und hatten keine Oehre und kein Band, um auf dem Gesichte festgehalten zu werden. Dagegen gingen von den Enden der Mundwinkel nach innen zu Silberfäden, an denen Glaskugeln von der Größe einer Haselnuß befestigt waren, die man in den Mund nahm, um die Maske festzuhalten. Auch ward dadurch die Stimme entstellt und ein Incognito bewerkstelligt, das zu gewissen Zeiten auch sein Anziehendes und Reizendes hatte. Also war die Sitte des Maskentragens nicht so selten, als man wohl, durch die geheimnißvolle Art und Weise, in welcher die eiserne Maske auftritt, verführt, bisher geglaubt hat.

Ueber die Reise nach Paris fehlen alle sichere Nachrichten. Freilich hat die Sage auch hier Manches zu erzählen gewußt.**) St. Mars habe auf der Reise in seinem Landhause Palteau anhalten wollen, dahin sei also auch der Mann mit der eisernen Maske in einer Sänfte gebracht, aber mit der größten Vorsicht beobachtet worden. St. Mars habe so mit seinem Gefangenen gespeist, daß Letzterer den Rücken gegen die Fenster des Speisezimmers, die auf den Hof gingen, gekehrt hatte, St. Mars aber während der Mahlzeit ein Paar Pistolen neben seinem Teller liegen gehabt. Nur ein einziger Diener sei mit dem Auftragen der Speisen beschäftigt gewesen; dann sei jedes

*) Act 1. Sc. 1. am Ende.

**) Richelieu's Memoiren a. a. O. S. 79.

Digitized by Google

Mal das Speisezimmer sorgfältig verschlossen worden. Alles dieß haben die Bauern durch die Fenster wahrgenommen, nach ihrer Aussage wurden jene Details im Jahre 1768 dem französischen Publikum mitgetheilt. Aber in Delort's Schrift findet sich keine Spur davon, nur das Eine ist aus ihr und aus den Tagebüchern der Bastille, die bekanntlich im Jahre 1798 zum Theil gedruckt worden sind, ersichtlich, daß St. Mars mit seinem Gefangenen am 18. Septbr. 1698 in der Bastille angekommen ist.

Nach der gewöhnlichen Angabe machte der Tod am 19. Novbr. 1703 den Leiden des Gefangenen ein Ende, aber nicht den Muthmaßungen über ihn und den Mährchen und Erdichtungen, welche fast ein Jahrhundert lang so viele Köpfe beschäftigt und so viele Federn in Bewegung gesetzt haben.**) Jetzt aber kann nach den Entdeckungen des Herrn Delort, deren wichtigste ich mitgetheilt habe, über die Wahrheit dieser anscheinend so wunderbaren Geschichte kein Zweifel mehr obwalten, und es kann nur darauf noch ankommen, dieselbe recht weit zu verbreiten, um hierdurch auch bei denen, welche das Delort'sche Werk selbst nicht lesen können, den Eindruck früherer Fabeleien und Voltairescher Erdichtungen zu zerstören.

Hat nun gleich die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske durch die neuesten Aufklärungen viel von ihrem romantischen Zauber verloren, die ihr so manches zart fühlende Herz gewonnen hatte, so bleibt doch der Steinklippe von St. Marguerite ihre eigenthümliche Berühmtheit, und wenige Reisende werden versäumen, die Blicke nach ihr zu richten, oder von Cannes aus hinüber zu schiffen. In einer halben Stunde hat man sie, wenn die See nicht zu hoch geht, von dort aus erreicht. Und wenn man zurückgekehrt ist, erfüllt mit Erinnerungen an eine Geschichte früherer Jahrhunderte, so umfängt den Reisenden gerade hier bei Cannes die Gegenwart mit einer wundersamen Bedeutsamkeit. Denn mehrere der wichtigsten Begebenheiten der neuern und neuesten Zeit wurzeln in dem Boden dieser Gegend, und für den Mann, der zwanzig Jahre

*) Noch zuletzt die der Herzogin von Abrantes in ihren Memoiren. X. 223.

Digitized by Google

lang Europa mit seinem Namen und mit seinem Kriegsruhm erfüllte, ist hier ein classischer Boden. Hier landete Napoleon Bonaparte bei seiner Rückkehr aus Aegypten, die er wie ein Wunder trotz aller feindlichen Schiffe bewerkstelligt hatte, am 9. Octobr. 1799 bei Frejus (also ganz in der Nähe von St. Marguerite), und in demselben Hafen schiffte er sich vierzehn Jahre später, am 28. April 1814, auf einer englischen Fregatte ein, als er den Thron von Frankreich mit der kleinen Insel Elba vertauschen mußte. Und zum dritten Male — gleichsam als ob die wichtigsten Ereignisse seines Lebens an dieser Küste ihren Anfang nehmen sollten — landete er in der unmittelbaren Nähe der Stadt Cannes am 1. März 1815., als ihn von Elba der Ehrgeiz und die nie gestillte Sucht nach Alleinherrschaft nach Frankreich zurückriefen. Von hier aus bewaffnete er noch einmal Frankreich für sich, die schnellste Erfüllung schien noch einmal seinen Wünschen zu folgen, ja selbst der Sieg lächelte bei Ligny noch einmal seinem Lieblinge, um ihn zwei Tage später auf immer zu verlassen. Waterloo war das Grab seiner Größe, und die erste französische Revolution, die auf den Schlachtfeldern bei Jemappes und Fleurus befestigt war, wurde auf den sie berührenden Feldern von Ligny und Waterloo geendigt. Hier ist die Wiege und das Grab von Napoleon's Größe, denn mit Recht heißt er der Erbe der französischen Revolution, und ein Raum von wenigen Stunden trennt die Endpunkte eines Lebens, das, wenn man es nach Thaten berechnet, wenigstens drei Jahrhunderte zählte.

Eine Stunde hinter Cannes, da wo der Weg von der Küste her sich mit der nach Nizza führenden Hauptstraße verbindet und Bonaparte dieselbe am 1. März 1815 betrat, hatten seine Anhänger unmittelbar darauf eine Pyramide errichtet, die den Helden und den neuen Zeitabschnitt in der Geschichte Frankreichs verewigen sollte. Aber — schon vier Monate nach ihrer Errichtung lag die Pyramide in Trümmern, während das alte Schloß auf der Insel St. Marguerite wie ein dunkler Schatten in die blühende Gegend hineinstarrt, ein stummer Zeuge früherer Ereignisse und solcher, die noch dereinst kommen werden.

Digitized by Google

Bücherschau.

Von Dr. F. G. Kühne.

1.

Zur Aesthetik. Untersuchung und Berichtigung. Von Aug. Ernst Umbreit. Heidelberg, Mohr. 1834. 78 S. 8.

Diese kleine Schrift ist als Vorwort zu einer umfassenden Aesthetik anzusehen, die der Verf., der dem Publikum bereits ein System der Logik vorlegte, in der Folge zu liefern verheißt. Obwohl die Beantwortung der hier vorläufig aufgeworfenen Fragen, was Schönheit und Aesthetik sei und welche Behandlungsweise derselben fromme, noch ziemlich der Fülle des objectiven Gehaltes ermangelt, so ist es doch nicht uninteressant, zu sehen, welches Prognosticum der Autor sich selber stellt. Er beabsichtigt nicht, ein System der Aesthetik zu construiren, er will die Summe des ästhetischen Wissens nicht katechisiren, und mit einem schematisirten Katechismus könnte man auch nur einem Katheder-publikum unter die Arme greifen. Ein solches Werk wäre ein leichtes und ein unnützes: leicht, insofern ein Standpunkt des philosophischen Bewußtseins als absolut fest angenommen wird, unnütz, insofern weder dem Schönen und der Kunst, noch dem allgemeinen Publikum damit geholfen sein dürfte. Es ist ein eitel Bemühen, der Schönheit Daumschrauben anzusetzen, denn sie ist eine geistige Macht, sie hat hunderttausend Hände und Arme voll lebendiger Kraft, sie kann eher uns erdrücken und erwürgen, als wir sie. Auch mit der Schneiderelle der Moral läßt sich das Schöne nicht messen, denn es liegt über alle Dürftigkeit endlicher Beziehungen hinaus. Auch in Paragraphen und Klammern läßt sich das Wesen der Schönheit nicht abpferchen, noch ihr ätherisches Fluidum von Stöpseln in Flaschen bewahren, sie will frei flattern, die Adern eines Volkes durchziehen, sie will leben und leben lassen, denn sie ist Leben, sie ist Athem einer Nation, treibender Puls einer Zeit, und wo sie das nicht ist, da ist sie überhaupt nichts. Es ist freilich nicht genug, das Schöne zu fühlen, das Gefühl muß auch zum Bewußtsein seiner selber kommen, die Empfindung muß sich, wie bei Göthe und jedem echten Dichter dies der Fall, zur Gesetzgeberin ihrer selbst constituiren, und wollen wir dies Begriff und Begreifen der Schönheit und der Kunst nennen, so verstehe man nur unter solchem Begriffe nicht eine Klammer, die

Digitized by Google

ihre lebendige Gestalt knebelt, sondern einen Strom der reichsten Fülle der Bewegung, in dessen Woge wir, mitlebend, uns selbst als Gestalten auf und niedertauchen sehen.

Mit einem Worte, Schönheit und Kunst müssen als lebendige Potenzen gefaßt werden, sie müssen noch in den Productionen der Zeit pulsiren, sonst verlohnt sich die Mühe nicht, ihren Begriff zu finden. Ist es denn mit der Wahrheit etwa anders? Ein Geschlecht, dessen Gegenwart aller Wahrheit entfernt läge, könnte auch den Muth nicht haben, sie noch anderswo in entlegenen Zeiten und Nationen aufzusuchen. Es wäre ein radicaler Wahnsinn, wenn einer, der nichts Göttliches in sich erlebt hätte, anfangen wollte Gott zu begreifen. Die bloße Mythe, es gäbe einen Gott, hilft ihm nichts zum Verständniß des Urwesens. So nützte uns auch eine Construction des Schönen nicht, wenn das Schöne in uns nicht lebte, sich in unzweideutigen Erscheinungen bethätigte und in Gestaltungen sein ewiges Weben im endlichen Stoffe manifestirte. Alles muß in uns Erlebniß und Geschichte werden, sonst können wir nichts denkend begreifen. Nur ein dichterisches Individuum, das sich im Conner einer philosophischen Zeitepoche getragen fühlt, kann eine Aesthetik schreiben. Von allen Völkern hat allein das deutsche zu einer Philosophie des Schönen Beiträge geliefert, seine schönsten Poeme sind oft nur Studien dazu, aber zu einer Aesthetik hat es Deutschland doch nicht gebracht. Unsere größten Dichter schienen Beruf dazu zu haben. Herder kannte die Schönheit, er verstand ihr Wesen, wie ein Bräutigam seine Braut nur immer verstehen kann, aber er pflückte nur Blumen für sie auf vielen Fluren. Schiller dachte tiefsinnig über das Schöne nach, aber nur um eine Norm für seine Productionen zu finden. Goethe's Aesthetik liegt, wie sein ganzer Mensch, lebendig verwebt in seinen Dichtungen. Jean Paul schrieb mehr eine Vorschule für Dichter, als eine ästhetische Propädeutik. Deutschland ist, wie gesagt, dazu berufen, eine Aesthetik zu schaffen, allein noch haben unsre Gedanken zu viel gährende Stoffe, noch hat Deutschland mehr zu thun, als eine Aesthetik zu schreiben, noch sieht es nicht darnach aus, als brächte sie der nächste Tag. Erst am Ende der Tage, hoffe ich, wird eine wissenschaftliche Aesthetik das Licht der Sonne, wenn dann noch Sonnenschein ist, erblicken. Wenn alle Richtungen der productiven Kraft erschöpft sind, wenn wir ganz bankerott sind an poetischen Stoffen, wenn die Hand vergeblich an unser stumpf und blöde gewordenes Gehirn schlägt, und keinen Einfall, keinen Schatten von schöpferischem Witz mehr heraufbeschwören, keine Thräne mehr aus dem getrockneten Auge erpressen, keinen Tropfen mehr aus dem welken Herzen drücken kann, dann, dann, Systematicus, komm und ziehe die Summe des Wissens zusammen, erst wenn das productive Leben sich fertig ausgelebt hat, kannst du vollauf die Geschichte unseres

Digitized by Google

geistigen Daseins begreifen und abschließen. Für jetzt, hoffe ich, ist dein Thun Stückwerk, der Strom des Lebens spühlt deine Bausteine durcheinander!

Dies sagen wir dem trefflichen Verfasser obiger Schrift, der sich zu einer Aesthetik rüstet, ganz dreist in's Angesicht, weil wir wissen, er fühlt und denkt wie wir, denn er hat den sichersten Glauben an die lebendige Bewegung der Schönheit, die unsere Zeit noch nicht zu Grabe tragen kann. Vielmehr möchten alle Abirrungen und Carricaturen, die unsere Gegenwart hervorgerufen, nicht anders zu überwinden sein, als wenn sich der deutsche Geist im Gebiete der Schönheit wieder concentrirt. Bei der Schönheit müssen wir wieder anklopfen, um zu erfahren, was Wahrheit sei. Das Unwahre ist immer auch das Unschöne, und auf einer andern Seite sind Wahrheiten wie edle, mit Schlacken conglomerirte Metalle im deutschen wissenschaftlichen Leben der neuesten Zeit an das Licht gestiegen, die des Schmelzofens wie eines Fegefeuers bedürfen. Noch lebt der deutsche Sinn productiv im Schönen, und wo Leben ist, da sind auch Thaten zu erwarten, tugendhafte und sündhafte Thaten. Noch singen deutsche Lerchengeister, noch schlagen deutsche Nachtigallenherzen, noch hat der Humor das letzte der sieben Siegel vom Buche des Lebens zu lösen, noch ist die Geschichte reicher und üppiger als unsere Romane, noch hat die Kritik, denn auch sie kann productiv werden und positiv fruchtbar, ihre epischen, lyrischen und epigrammatischen Lieder zu singen, ehe Deutschland in einem wissenschaftlichen Construiren seiner fertigen Erlebnisse mit seinem geistigen Dasein abschließt. Auf eine Aesthetik arbeiten die besten Köpfe unbewußt hin, aber es muß ein großes Nationalwerk werden, womit wir enden, wenn uns kein Schwanenlied vergönnt ist.

Bei alle dem ist es in der That räthlich, langsam vorzuarbeiten, und der Verf. fühlt mit vielen Zeitgenossen dies Bedürfniß. Es ist hier nicht der Ort, Umbreits Logik mit seiner ästhetischen Propädeutik in Einklang nachzuweisen, nur Folgendes gelte als Andeutung dessen, was der Autor erzielt. Er bezweckt weder ein System der Aesthetik, noch ein vagues Philosophiren über bezughaften Materien. „Durch das bloße Denken, sagt er, wird das Schöne eben so wenig erkannt, als durch die eigentliche Sinnlichkeit. Das Erkennen des Schönen ist ein Leben im Schönen selbst und unsere Einsicht in dasselbe ein Auffassen desselben. Die Thätigkeit des Denkens zeigt sich nur darin, daß es das gegebene Schöne als stoffartiges Object behandelt, während der Sinn des Schönen die des Stoffartigen entbundene Verklärung, die eben das Schöne ist, erkennt und genießt, indem das Genießen und Erkennen hier identisch ist. So ist der Sinn des Schönen eine ihrer selbst bewußte geistige Thätigkeit, die da, wo sie sich als wirksam erweist, auch in das Denken übergeht, sich gleichsam krystalli-

Digitized by Google

sirt, aber doch immer wieder diese innern Spiegelungen durch Reflexionsbegriffe, diesen Krystallapparat des Denkens mit ihrer unmittelbaren Lebenswärme durchdringt, auflöst und in sich zurücknimmt. In diesem Sinne sagen wir dann, daß der Sinn des Schönen urtheile, obgleich wir gar wohl wissen, daß im streng logischen Sinne genommen, nur das Denken urtheilt."

Nur Folgendes möchte ich hierauf erwiedern. Es scheint nicht heilbringend, zwischen Gedanken und Gefühl ein Dilemma zu lassen, das man sogar zwischen christlichem Glauben und philosophischem Wissen bereits als überwunden ansehen darf. Die Dissonanzen dürfen nicht unaufgelöst stehen bleiben, wenn das concrete Leben unser ganzes Dasein erfüllen soll. Der Gedanke, den der Verstand denkt, erweist sich zwar für immer als Gegensatz dessen, was das Gefühl belebt; allein der Gedanke, den die Vernunft erringt, trägt auch die Fülle des Gefühles in sich; die Vernunft ist eben nichts anderes als das Organ des absoluten, vollen, ganzen Menschen. Höheres, als die Vernunft erdenkt, vermag die Phantasie nicht zu erschwingen. Hat der Mensch im Gefühle noch ein weiteres, freieres Reich, als sein Gedanke ihm gestattet, so ist die Vernunft noch nicht zur Vernunft gekommen, denn sie umfaßt noch nicht die ganze Offenbarung des geistigen Lebens. So können wir auch damit nicht übereinstimmen, wenn der Verf. Philosophie des Schönen noch für etwas anderes hält als Aesthetik. Auch der Genuß ist im Denken des Schönen vorhanden, er kömmt im Gedanken erst zu seinem Rechte, zu seiner gesicherten Freiheit; der Gedanke ist nur das Selbstbewußtsein des Gefühls, die Empfindung, die durch sich selbst gesetzgebend wird. So vindiciren wir dem ästhetischen Gedanken seine nothwendig productive Form, an der er seine innere treibende Lebendigkeit bethätigt. Das Schöne, das docirt wird, muß immer von der frischen Farbe der Erscheinungswelt etwas einbüßen, nur in dem Kunstwerk ist das Schöne wirklich schön, selbst die kritische Betrachtung muß sich künstlerisch gestalten, wenn sie die lebendige Schönheit lebendig deuten will. Dies kann nicht paradox klingen, Deutschland besitzt schon kritische Kunstwerke; wir dürften, um eines anzuführen, nur auf die Reflexionen über Romeo und Julie in Tiecks Dichterleben hindeuten.

Trotz dem wollen wir die Bemühungen des Verfassers, eine wissenschaftliche Aesthetik hervorzurufen, die sich aller Wärme und Fülle dichterischer Production zu erfreuen hätte, ehrend anerkennen und ihn ernstlich auffordern, die Ausführung seines Vorhabens nicht so lange, als er leider dazu Miene macht, aufzuschieben. Es thut unendlich noth, daß sich Kunst und Wissenschaft als immerwährend bewegsam bethätigen und das Wasser des Lebens für uns Deutsche nicht versumpfe.

Digitized by Google

2.

a) Commentar zum zweiten Theile des Goethe'schen Faust, von Dr. C. Löwe. Mit zwei Charten vom alten Griechenland und von der alten Welt, und mit einer genealogisch-mythologischen Tabelle. Berlin, Logier. 1834. 109 S. 8.

b) Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles der Tragödie von Dr. F. Deycks. Koblenz, Bädeker. 1834. 148 S. 12.

c) Briefe über Goethe's Faust. Von M. Enk. Wien, Becks Universitäts-Buchhandlung. 1834. 80 S. gr. 8.

Goethe hat in den zweiten Theil des Faust, nach seinem eignen Geständniß, so viel „hineingeheimnisset", der anfängliche Schauplatz der Interessen, der uns den Kampf des Individuums, sowie seine Verbrüderung mit dem Teufel und sein Ringen nach den Geheimnissen Gottes und der Welt zeigte, ist durch die buntesten Eindichtungen so sehr ausgedehnt, der Greis Goethe hat alle seine Lieblingsstudien, so viel eigenste Laune, so viel Schooßkindergedanken in den Faden des Poems hineinverwoben, und durch den Conflict zwischen Romantischem und Antikem, der sich als ein Hauptthema des zweiten Theiles schon früh geltend machte, ist der ursprüngliche Gesichtskreis in so vague Ferne verzogen, daß es nunmehr wirklich Noth thut zu fragen, ob denn für diese weitgeschweiften Lineamente, für diese absichtlich, mithin allerdings willkürlich gehäuften Kreisbogen noch ein Mittelpunkt zu finden sei. Ist jener Faust, wie wir ihn aus dem ersten Theile der Tragödie kennen, jener Titane, der sich nicht scheut, die Schlösser an den Pforten der Hölle zu entriegeln, um in den wandelnden Gestaltungen der Erscheinungswelt das Ewigbleibende zu erspähen, mit dem Himmel, den er verscherzte, wirklich versöhnt? Diese Frage ist so metaphysischer Art, daß die ausweichende Antwort, das ganze Thema sei nur philosophisch zu erledigen, sehr nahe liegt. Und doch ist es die Frage, die sich der Dichter selbst stellte, es ist die Frage der Menschheit. Hat sich der Dichter einmal das Labyrinth der Gedankenwelt eröffnet, so muß er auch berufen sein, die Lösung der Aufgabe zu versuchen. Und Goethe hat mit so tiefer, heiliger Treue, wie sie der deutschen Natur inwohnt, an diesem Versuche bis auf den letzten Athemzug seiner dichterischen Brust gearbeitet. Fassen wir das Centrum der überhäuft complicirten Interessen seiner Dichtung ins Auge, und gestehen wir in dem, was wir nachfolgend andeuten, daß die Aufgabe, den Faust dem Himmel zu vindiciren, auf die tiefste Weise, wie sie nur der Anschauung des Dichters möglich ist, als gelöst zu erachten sein dürfte, so ist damit noch keineswegs der ganze zweite Theil des Doppelstückes erklärt und gerechtfertigt. Dieser bedarf vielmehr

Digitized by Google

für ſeine weitbauſchigen Cumulationen, ſeine Anſpielungen auf Zeitgenoſſen und ſeine Bezugnahme auf die Verwirrungen unſerer mythologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen weit mehr noch als Ariſtophaniſche Nationalpoſſen und Dante's zeitgemäße Myſtificationen eines kritiſchen Scholiaſtenhandwerkzeugs.

In dieſer Beziehung iſt der Commentar von Löwe des Scherzes halber mit anzuführen, des Scherzes halber, weil er das Schwierigſte ungedeutet läßt und nur Bekanntes bekannt macht. Der Verf. hat ein Publikum vor Augen, das ſich erſt aus einem Converſationslexicon den Apparat zum Wortverſtändniß herbeiholen muß, und wie es Eſelsbrücken giebt für claſſiſche Autoren, ſo macht der verblümte zweite Fauſt-Theil auch ſolche für ſich nöthig. Wer jedoch des vorliegenden Commentars bedarf, hat unmöglich zum Verſtändniß des Dichteriſch-metaphyſiſchen im Fauſt Luſt und Beruf; ſomit hat der Verfaſſer für ein Publikum geſchrieben, das gar nicht exiſtirt, ein Irrthum, der bei Literaten keineswegs einzig in ſeiner Art iſt.

Je kleinlicher dieſe grammatiſch-hiſtoriſch-geographiſch-mythiſchen Erläuterungen gehalten ſind, deſto großartiger in gelehrter Kenntniß und gelehrtem kritiſchen Takt ſind die Leiſtungen von F. Deycks. Dieſer Commentator hat das Verdienſt, die claſſiſche Walpurgisnacht in ihrem ideellen Zuſammenhange mit dem romantiſchen Fauſt und in ihren kryptologiſchen Einzelnheiten zur Genüge erklärt zu haben. Goethe gefällt ſich hier darin, das Antike und Moderne in ihren Gegenſätzen und Verſöhnungspunkten allegoriſch und ſymboliſch zu beleuchten, wie denn ſein ganzes dichteriſches Streben in dieſer Sphäre ſich bewegte, und wieſern dem Romantiſchen die ſehnſüchtige Hinneigung zur antiken Welt inwohnt, gehören dieſe Züge, nur freilich nicht in ihrer abſichtlich myſtificirten Ausſpinnung, in den Gedankenkreis der Fauſtdichtung. Fauſt ſehnt ſich nach dem Beſitze der Helena. Mephiſtopheles erſchrickt, denn er fühlt ſeine Ohnmacht, als Teufel über die claſſiſchen Geſtalten etwas zu vermögen. Er verweiſt jenen an die „Mütter", und Fauſt ſteigt in das nachtdunkele Reich dieſer Geheimnißvollen, deren eigentliche Bedeutung ſchon Roſenkranz vor unſerm Autor nachwies. Dieſe räthſelhaften Mächte, welche der Erſcheinungswelt fern liegen, ſind die vorweltlichen Ideen, nur nicht ſo, wie ſie Plato dachte, ſondern in dem Urdunkel der Schöpfungsſagen, wo ſich Geiſt und Materie noch in einander verhüllten. So ſind dieſe Mütter die Uridеen als Urelemente, noch weit antiker gedacht als im Platoniſchen Idealismus, und mit den erſten Philoſophemen Griechenlands, wie mir es ſcheint, enger zuſammenhangend. Helena erſteigt aus der Nacht, und Fauſt zeugt mit ihr den Euphorion, das zügelloſe, launenhaft romantiſche, überſchwenglich moderne, ſchnell aufflatternde Kind der Poeſie, das die

Digitized by Google

Sehnsucht nach dem Classischen, seinem Mütterlichen, dem es entartete, ergreift, und das nach dem neuen Griechenland zufliegend, plötzlich stirbt. Aus dieser Allegorie taucht Byrons Gestalt hervor, wie Deycks diese treffende Ansicht aufstellt. Eben so gelungen sind die Anspielungen auf Vulcanisten und Neptunisten, Creuzers Krug- und Topfgötter, Vossische Entgegnungen und Lobecks Kureten und Korybanten gedeutet. Im Wagner wird die Abstraction des philosophischen Gedankens carikirt. Der mit Unfruchtbarkeit geschlagene Abstractionsdenker präparirt mit Umgehung der natürlichen Zeugung einen Phosphor-Menschen, den Homunculus, in dessen weiterem Geschick Goethe's Polemik gegen die Vulcanisten unter den Naturforschern sich bethätigt.

Nach der Catastrophe mit der Helena, die keineswegs positiv genügend sich auflöst, wendet sich Faust zur politischen Thätigkeit. Unser Commentator gesteht, daß die Interessen der Faustsage im vierten Acte ziemlich schlaff zerfallen, und ich möchte hinzufügen, daß sich hier der Muse des Dichters eine Trägheit bemächtigt, die den Stoff, das Leben, ja den Gedanken des Daseins aufgiebt. Eine wenig gekräftigte Ironie zerschlägt die Interessen des Völkerlebens, und wo der Held der Sage, nach Befriedigung der metaphysischen und mittelalterlich-antiken Lebensrichtungen, zum Faust unsrer Zeit werden sollte, zerbricht die Dichtung in sich selbst. Faust giebt das öffentliche Leben auf und wendet sich zu ökonomisch-bürgerlicher Thätigkeit. Welche Schwäche des Gedankens! Welcher Verrath an dem Völkerleben! Welches Verzichten auf die Offenbarung weltgeschichtlicher Wahrheit in den Stoffen der Nationalinteressen! Es ist ein deutscher Weiser, der dies predigt, ein deutscher Weiser, dem für Weltliteratur, für Weltleben, aber nicht für Weltgeschichte ein Blick in die Zukunft gestattet war. Aber dieser große deutsche Weise hat auch die idealistischen Interessen seiner liebsten Pflegekinder in den Wanderjahren einem materiell-arbeitsamen Leben geopfert. Es ist gut, daß Alles den Kothurn verläßt und Alles auf dem Soccus des bürgerlich-geselligen Phlegmas mühsam keuchend am Joche der Alltäglichkeit einherschlendert. Wenn Wilhelm Meister seine ideale Bildung aufhebt, Philina ihr Sylphenleben über der Schneidernaht vergißt, so muß auch der himmelstürmende Faust als Straßenpflasterer und Ackerbürger schließlich resigniren. Wäre nur Alles humoristischer, ironischer durchgeführt, dann wäre es haltbar, denn dann schimmerte die Ahnung noch hindurch, das Ideelle könne sich auch im Ideellen befriedigend abschließen; so aber, als gepredigte Weisheit, ist es für die innern Mächte des geistigen Lebens eine trostlose Demüthigung. Endet denn Faust nun auch wirklich in dieser Resignation auf endliche Befriedigung seines tieferen Menschen? Kann er denn im Schooße materieller Betriebsamkeit so langsam hinkranken und hinsterben? Als

Digitized by Google

Greis tritt er zuletzt auf, matt und gebrochen, das Unglück tobte auf ihn ein, er ist erblindet und trägt die Gebrechen des Alters. Da überfällt ihn die Erinnerung an das Feuer seiner jugendlichen Begeisterung, wie eine heilige Mythe überschleicht ihn das Gefühl, er sei mit dem göttlichen Drange in die Welt hinausgezogen, das Absolute zu erkennen und unter dem Wandel der erscheinenden Gestalten des Lebens ein Ewiges herauszuschauen. Und diese Sonne ist auch nicht in ihm erloschen, in ihren Abendstrahlen steigt der alte Traum der Jugend, Gott und Natur zu suchen in ihrem geheimsten Wesen, wie eine Fata Morgana leuchtend wieder auf; sein letzter Gedanke, eben diese Wehmuth, die ihm die Erinnerung einflößt, wird wieder sein erster Gedanke, wie er ihn in der Fülle des jugendlichen Strebens erfaßte; in diesem Bewußtsein, nie das Heiligthum der Menschenseele, die Sehnsucht nach Erkenntniß des Ewigen, aufgegeben zu haben, in dieser Selbstversicherung, nie dem irdischen Augenblicke wohlgefällig den Kuß zum ewigen Bunde geboten zu haben, stirbt der greise Faust und ist so für den Himmel gewonnen. Daß der Teufel in seiner fleischlichen Begier beim Anblick der Engelgestalten ad absurdum geführt wird, ist für die Erlösungsgeschichte des Faust so sehr Beiwerk und Zuthat der dichterischen Erfindung, daß es kaum in Anschlag kommt. Faust ist nicht durch die schließliche Dummheit des Teufels, sondern durch sich selbst gerettet. Im kreisenden Wellentanze des Lebens hat er innerlich keinen Stillstand erlebt, die Begierde trieb ihn zur Begierde, aber nie erschien der Augenblick, zu dem er sagen mochte: „Verweile doch, du bist so schön!" Er hat das Absolute nicht gefunden, aber auch nicht aufgegeben. Er hat keinen Ruhepunkt erreicht unter den Erscheinungen der Dinge dieser Welt, in keinem Sein den Gott gewähnt, vielmehr das ewige Werden als das Ewige selbst erkannt. So ist der Jugenddrang, der sich zerschlug, nur zur Greiseswehmuth geworden, die ihn still und sanft beschleicht. Er ist derselbe noch, der er war, aber er stürmt den Himmel nicht mehr, er läßt ihn über sich walten, er gräbt nicht mehr mit Schaufeln nach der Weisheit, er läßt sie über sich kommen, fühlt sich getragen von demselben Athemzuge seines Geistes, der ihn früher mit Sturmesfittich in die Welt und in des Teufels Arme getrieben, er hat das alte metaphysische Gelüst, das Ewige zu schauen, nicht verlernt, die Flamme der titanischen Liebe leuchtet noch wie Abendschein nach wüsten Tagen, er hat sich selbst nicht verloren, so stirbt er hin, so ist er selig.

In diesem Sinne ist der Faust weit mehr zu Ende gedichtet, als der Wilhelm Meister, der keine Meisterjahre erlebt und der in den Wanderjahren mit seinen idealen Interessen sich selbst aufgiebt. Faust giebt die Metaphysik nicht auf, er lebt und liebt, er sündigt, stürmt, jubelt und weint und stirbt in ihr. Bedeutsam für die Art und Weise der Ergän-

Digitized by Google

zung des ganzen Lebensbildes ist schon der Anfang des zweiten Theils. Der Stürmer Faust läßt sich von den Naturgeistern in Schlaf lullen. Früher, als er sie gewaltsam heraufbeschwor, entstiegen sie der Tiefe, nur um ihn zu höhnen und wilde Begier in ihm anzufachen. Jetzt, wo er sich still gefangen giebt, kommen sie als milde Genien und umfächeln seine müde Stirn. So von der Gnade getragen, fühlt er sich kraft seiner Hingebung schon gesühnt und versöhnt, während im ersten Theile sein Ungestüm sich und der Welt vergebliche Wunden schlägt. Während er früher nur sich gewollt und in sich Alles, Gott und Natur, will er jetzt sich im Zusammenhange der Welt, sich in Gott und Natur. So treten die beiden Theile des Faust in ihrer Tendenz an einander und der mystische Chor mit seinen für unenträthselbar gehaltenen Strophen: „das ewig Weibliche zieht uns himmelan" hat für Ton und Richtung des zweiten Theils seine volle Bedeutung. Was den Jüngling Goethe und den Greis Goethe verbindet, das verbindet auch die beiden Tragödien mit einander, denn beide sind die Entfaltung des Goetheschen Jünglings und Greises. Und was beide trennt, nämlich der Mann, das trennt auch die beiden Theile, denn Faust als Mann (in der Walpurgisnacht und den nationalen und Staatsaffairen) ist nicht thatkräftig genug herausgeboren. Fehlt doch unserm ganzen deutschen Leben das Mannesalter!

Hat der Denker im Dichter seinen Faust auf die angedeutete Weise dem Himmel vindicirt, so ist es wohl leicht erklärlich, warum der Dichter als solcher die Formen des mittelalterlichen Katholicismus zu Hülfe nimmt, um Fausts Seele in den Schooß der Seligen formell aufnehmen zu lassen, so daß das Ganze als lyrisches Oratorium im ewigen Leben schließt. Tritt uns zu Anfang der Faust als der Mann der Mythe des Mittelalters entgegen, so ließ sich das Ende nur auf diese Weise homogen gestalten, und während die Mitte des Werkes durch Häufung abenteuerlicher Zwischentöne der Harmonie zu ermangeln scheint, greifen Anfang und Schluß mit überwiegend lyrischen Modulationen und Fugen großartig in einander. Daß im zweiten Theile Lücken sichtbar zu Tage liegen, die auch die freieste Willkür der Erfindung nicht zu decken vermocht hat, weil das vermittelnde Glied zwischen Jüngling und Greis, Faust als Mann, eine Fehlgeburt ist, dies sollte doch Niemand mehr in Abrede stellen, da Goethe selbst in einem Briefe an W. v. Humboldt das schlagende Bekenntniß ablegt, es habe sich bei Ausführung des zweiten Theiles die „Schwierigkeit" erwiesen, „dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen sollte." Goethe's Kritik über sich selbst war immer die triftigste, weil die schärfste.

Das hätte ich über Zusammenhang und Nichtzusammenhang beider Faust-Theile zu sagen. Die Aufgabe der Tragödie hat sich lyrisch gelöst,

Digitized by Google

die Metaphyſik des Themas kann nur der denkende Geiſt weiter erledigen, ſie iſt deutſche Nationalſache. Der jugendliche Glanz der Einzelnheiten im greiſigen Fauſt hat mich überraſcht, entzückt, aber nicht verblendet, um das Gemachte von dem Gewordenen, die Willkür von der Poeſie im Fauſt nicht mehr unterſcheiden zu können. Nicht an ſich ſelber iſt die Kraft des Dichters erlahmt, ſondern am Stoffe. Fauſt in weltgeſchichtlicher Bewegung konnte kein Gegenſtand Goetheſcher Poeſie ſein.

Die Wiener Kritik in der Schrift von M. Enk ſieht in dem ganzen Fauſt nur einen Don Juan der gemeinſten Sorte, einen nicht allein genußgierigen, ſondern noch dazu empörend hochmüthigen Sünder, der, wenn er nicht aufs Schaffot käme, doch mindeſtens zur Hölle fahren müſſe. Fauſt iſt aber kein ſtupides Beichtkind, der ſich den Bußſack um die Ohren hängen läßt. Fauſt iſt überhaupt kein beſondertes Individuum, er iſt der Repräſentant der geſammten modernen Menſchennatur, ihr ganzes Weſen iſt in ihm zum tragiſchen Conflicte geſteigert. Das loſe Spiel auf der ſinnlichen Oberfläche des Lebens iſt nur die kleinere Sünde der Menſchheit, ihre weit tiefere Sünde iſt der Drang, dem Geiſte ſeine Geheimniſſe abzulauſchen. Dieſe Sünde kann nicht von außen geſühnt werden, ſonſt wäre ſie unverzeihlich, ſie muß vielmehr in ſich ſelbſt verbluten und das rothe Blut muß zur Morgenröthe des ewigen Lebens werden. Der ſpaniſche Fauſt, Calderons Cyprianus, läßt ſich mit den Formen der Kirche durch Buße verſöhnen; der deutſche Fauſt hat in ſeinem eignen Gedankenkreiſe ſein Fegefeuer, ſeine Hölle und ſeinen Himmel. Er war die Schlange, die mit den Häuten die Sünde von ſich abſtreift, in der Greiſeswehmuth, zu der ſich ſein fieberhafter Jugendmuth verklärt, fühlt er den Zuſammenhang ſeiner ſelbſt mit dem Urweſen von Ewigkeit her geſetzt. Dies Gefühl des Abſoluten, dem er nachjagte, ohne es zu erhaſchen, überkömmt den Greis wie eine ſelige Begnadigung: ſo wird er geheiligt und geſühnt, weil er ſich ſelbſt gerettet; ſein ewiges Streben war ſeine Rettung.

3.

Laienbrevier. Von Leopold Schefer. Erſtes Halbjahr.*) Berlin, Veit und Compagnie 1834. 304 S. 8.

Es giebt keinen modernen Dichter, in deſſen Productionen ſich ſo wenig Fauſtiſche Elemente zur Darſtellung, oder nur zur Ahnung bringen, als Leopold Schefer. Die dunklen Mächte, die den Kampf des Lebens in ihm und ſeinen Dichtungen erzeugen, ſind die Miſèren des äußern

*) Das zweite Halbjahr iſt unter der Preſſe.

Digitized by Google

Daſeins, das Unglück, das von draußen her über die liebe Menſchenwelt hereinbricht, niemals Nachtgeſtalten, die aus dem innern Menſchen dämonenhaft herausſteigen und die Welt verwüſten. Scheſers Muſe ſitzt wie ein himmelblauer Käfer mit keuſchen, ſilbernen Flügeln auf der Lotusblume, als die ihm die Welt erſcheint. Sanft wiegt ſich der Kelch auf den Waſſern der Liebe Gottes, und der Käfer im ſtillen Blätterverſteck ſingt und ſummt, oft räthſelhaft genug, vom heiligen Traum des Lebens. In ſolcher Seligkeit des innern Schauens, die ihn oft zu einem poetiſchen Schuſter Jacob Böhm macht, ſind die 181 Gedichte des Laienbreviers hingehaucht, für jeden Tag im erſten Halbjahr ein Carmen voll der ſtillſten Andacht des einſiedleriſchen Dichterdenkers. Wie ein Menſch, der in der Frühe des keuſchen Morgens auf weitem Felde ſich unter Blumen lagert und die Augen zudrückt, um den wehenden Athem der Natur im Ganzen und Großen zu fühlen und die Hymnen der frühen Lerche, das Schweben der Luft, das Leuchten der Sonne und das Flüſtern und Säuſeln im All der Welt wie ein einziges Gebet der Schöpfung zu vernehmen, ſo hat ſich Scheſer hier einmal recht ſatt geſchwelgt und ſein Glaubensbekenntniß vollauf niederlegen wollen. Auch in ſeinen oft formloſen Novellen beſingt er in jeder Menſchengeſtalt, die er ſchildern möchte, die ganze Menſchheit; Alles, was er ſchrieb, iſt ein Lobgedicht auf die heilige Gotteswelt in der Menſchenbruſt. Die Ecken, die Spitzen und Felſen des Lebens mag er nicht ſehen, die Dämonen des Gemüths ruft er nicht auf, er könnte ſie auch nicht beſchwören; mit geſchloſſenen Augen träumt er einen ewigen Friedenstraum, Alles iſt für ihn ausgeglichen, die Verſöhnung fühlt er aus Allem heraus, denn in Allem ſpürt er den Gott. Er predigt im Laienbrevier eine Lichtreligion ohne Ahriman, er iſt der ſeligſte Pantheiſt, er ſitzt verloren in einer Traumwelt, aber ſicher wie im Schooße Abrahams. Sein Gemüth iſt in einem chriſtlich-idylliſchen Arkadien, in einem modern-indiſchen Paradieſe geboren. Deſto mehr Nordländerhaftes hat ſein Talent, in Styl, Form und Geſtaltung liegt viel Gebrochenes, Verzetteltes, Harmonieloſes. Sein Gemüth iſt ewig maiſonnig, ſeine formelle Hand bringt aber unbehägige Novemberſchauer in ſeine Lebensbilder. Selten gab ein echter Dichter ſo viel und ſo wenig zu gleicher Zeit. — Im Laienbrevier könnte man für die graue Eintönigkeit der fünffüßigen Jamben die Sonnenwärme des Reimes herbeiwünſchen, allein die Gedichte tragen einmal den Charakter einſiedleriſcher Reflexionsgebete zu tief in ſich, um hier der Form zu geben, was dem Inhalte widerſtrebt. Wir ſind hier in einer gothiſchen Halle, wir beten gothiſch-chriſtlich, wenn auch die ſüßeſten Naturſtimmen des Lebens von der Lippe unſers indiſchen Prieſters tönen.

Digitized by Google

4.

Luther. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834. 206 S. 8.

In 206 Canzonen besingt der Dichter die Hauptmomente in Luthers Leben. Eine exaltirte Paraphrase, die der lyrische Sänger von seinem Gegenstande giebt, läßt die Gestalt seines Helden nicht immer frei und licht hervortreten; dennoch kann er durch seine reflektirende Beschauung mitunter wirken und ergreifen. Dazu gehört im vorliegenden Gedichte die Schilderung des Kontrastes zwischen dem mächtigen, prachtvollen Rom, das mit Kanonendonner und Brandraketen seine Gebete zum Himmel sendet, und dem einfach biedern Augustinermönch aus dem Norden, der seine Hände still faltend und staunend, die geistliche Hauptstadt der Welt betritt. Sonst aber sehen wir die Emphase des Dichters im steten Ausschweifen, so daß er sich mit dem Helden, den er besingt, verwechselt und diesen mit einer Exaltation überschüttet, die nur ihm als lyrischem Bacchanten angehört. Das Maß der Canzone verhinderte ihn auch, in nähere Umstände einzugehen, und wenn er sich deshalb meistens in allgemeiner Ausdrucksweise über die Situationen in Luthers Leben ergeht, und hier und dort etwas Phrasenspiel dazwischen läuft, so bringt dies eben die schwierige, immer fremd bleibende Versart mit sich. Unsere Sprache ist mehr für den Gedanken, die italienische, die sich die künstlichen Maße ganz naturgemäß nach ihrem Bedürfnisse schuf, mehr für die Musik geboren. Daher erscheint in jener oft als hohles Wortgepränge, was in dieser als musikalischer Hauch durchaus befriedigt. An solchen leeren Allgemeinheiten leidet aber Bechsteins Dichtung durchgängig. Man kann z. B. die ersten 20 bis 30 Canzonen lesen und hätte man den Titel nicht gesehen, so wüßte man noch nicht, daß von Luther die Rede sein soll. So sehr sind hier über Genius, Zeit, Mitternacht und Licht ganz allgemeine, gewöhnliche Raisonnements in Verse gesetzt. Die Verse an sich sind gut, die Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht, sogar edel und lobenswerth: und doch macht beides noch nicht den guten Dichter.

Digitized by Google

Zodiacallichter.

— Am 2. Januar starb August Friedrich Ernst Langbein, der Nestor der Berliner Schriftsteller, in seinem sieben und siebzigsten Jahre. Denen, welche ihn bis in seine letzte Zeit gekannt und gesehen, muß er immer wie ein rührend treues Bild ächt deutschen Literatenlebens erschienen sein. Vom Anbeginn seiner Laufbahn an unaufhörlich mit äußern Sorgen geplagt, mit kleinen, kaum das Nothdürftigste gewährenden Aemtern, zum Theil als Kanzlist, jahrelang sich herumquälend, hat er wohl zu keiner einzigen Zeit seines Lebens es reichlich und erquicklich gehabt, und doch sind seine Erzählungen und Gedichte unerschöpflich an Schwänken und guter Laune, und man möchte bei wenigen deutschen Schriftstellern eine so ungetrübte, muntere und der Freude hingegebene Lebensansicht antreffen. Es war ein gewisser baarer deutscher Spaß, den Langbein mit Glück in der Poesie anbaute, denn der subtilere Begriff Humor existirte zu der Zeit, auf die seine Muse zurückdatirt, in Deutschland noch nicht. Man kannte statt dessen nur eine gewisse bürgerliche Jovialität, die sich am meisten in sogenannten Genieſtreichen gefiel, nach lustigen Studentenabenteuern suchte, und einen Triumph darin fand, mit den Gläubigern auf eine pfiffige Weise umzuspringen. Und dies ist in der That das Grundthema der Langbeinschen Romane, das sich in den meisten derselben unter komischen Variationen wiederholt, weshalb sie in dem ganzen Kreise, in dem sie sich bewegen, heut kaum mehr genießbar sein möchten. Aber sie fanden zur Zeit ihres Erscheinens einen so großen Beifall, daß sogar Andere (aus einer auch in unsern Tagen nicht selten vorgekommenen verwerflichen Speculation) ihre Producte unter Langbeins beliebtem Namen der Lesewelt unterzuschieben begannen. Dies that besonders ein gewisser Dr. Weber in Ronneburg, und ich erinnere mich, daß Langbein noch in seinen späteren Jahren, wenn er auf diesen Punkt zu reden kam, sehr empfindlich und heftig werden konnte, weshalb er mir einst ein richtiges Verzeichniß seiner wirklich von ihm selbst herrührenden Schriften mittheilte, das dem Verfasser seiner Biographie im Brockhausischen Conversations-Lexicon zum Gebrauch überlassen wurde. Seit dem Jahre 1800 lebte Langbein in Berlin, und wurde im J. 1820 Censor der schönen Wissenschaften, welches Amt ihm, außer vielfältigen Verweisen über seine zu

Digitized by Google

große Milde, mit der er es ausübte, sehr wenig einbrachte. Nur ganz in den letzten Jahren wurde dem nothleidenden Schriftsteller, der früher so manches Gemüth erheitert hatte, in Weise einer Pension ein bestimmtes Einkommen von 300 Thlr. gewährt. Es war rührend, den kleinen, freundlichen, gutmüthig furchtsamen Mann mit dem silberweißen Haupte in seiner Wirksamkeit als Censor zu sehen, die ihm in der letzten Zeit noch durch die zunehmende Schwäche seiner Augen sehr erschwert wurde. Auf dem einen Auge war er fast ganz erblindet, und so saß er denn, ruhig aufhorchend, an der Seite seiner würdigen Frau, der treuen Pflegerin seines Alters, welche ihm die zur Censur eingekommenen Manuscripte vorzulesen und selbst hülfreiche Hand dabei zu leisten pflegte. Ein Lieblingswunsch seiner späteren Jahre war es immer gewesen, daß es ihm noch vergönnt sein möchte, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, oder wenn dies nicht gelänge, wenigstens eine vollständige Sammlung seiner Gedichte, welche er auf sieben Bändchen anschlug, und die allerdings das Beste und Erfreulichste sind, das seine Muse geschaffen. Ungeachtet der ihrer Zeit angehörenden Obscönität, welche manchen derselben anhaftet, besonders denen unter seinen Balladen, welche er nach Boccaccio'schen Novellen gearbeitet, ist doch ein frischer Sinn und eine Leichtigkeit der Behandlung darin, die noch heut für ausgezeichnet gelten kann. Die besseren sind in den Deklamirbüchern für die Jugend zerstreut, und wer erinnert sich nicht noch aus dieser seiner Lebenszeit des „Grafen Eulenfels," und der „Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel" mit einem gewissen Behagen über die Triumphe, die er damals damit einerntete. Aber die Bemühungen der Freunde Langbeins, ihm für das Eine oder das Andere einen Verleger zu gewinnen, blieben lange fruchtlos, so schmerzlich es war, daß auch dies nicht einmal für ihn geschehen konnte. Endlich scheint jedoch in der letzten Zeit ein Uebereinkommen der Art zu Stande gekommen zu sein, da eben nach Langbeins Tode die Scheible'sche Buchhandlung in Stuttgart eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (in 30 Bänden, zu 60 Lieferungen) ankündigt, welche der alte Veteran selbst nicht mehr erleben sollte. Neues hatte Langbein in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr drucken lassen, und es ist wörtlich wahr, daß er sich vor den bösen Recensenten heutiger Zeit fürchtete. —

* * *

— Im Druck befindet sich (bei Duncker und Humblot) eine ausgeführtere Schrift von C. F. Göschel über die Lehre von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode. Göschel's vielbesprochene Entwickelung der Unsterblichkeit der Seele, die zuerst durch eine Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik bekannt wurde und als der erste Ver-

Digitized by Google

such anzusehen ist, auf dem Grunde der Hegelschen Philosophie eine Unsterblichkeitslehre zu begründen, wird darin ihre genauere Ausführung erhalten. —

* * *

— Der Fürst Pückler von Muskau befindet sich noch in Spanien, und hat besonders in den Pyrenäen lange verweilt. Von Spanien wird er nächstens den Sprung nach Algier machen. —

* * *

— Von Schiller's Werken erscheint abermals eine neue Ausgabe in der Cottaischen Buchhandlung, in 12 Bänden, und zwar mit einer bisher noch nicht in denselben befindlich gewesenen Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen" vermehrt. So graben unersättliche Bergleute aus alten Stollen noch immer wieder neue Schätze und Steine auf. —

* * *

— Der Verfasser der Tutti Frutti hat auf seiner gegenwärtigen Reise ein neues Werk geschrieben, unter dem Titel: „Nepenthes; oder Vorletzter Weltgang", das in zwei starken Bänden erscheinen wird. Der Titel verspricht Etwas, das uns Allen Noth thut, denn Nepenthes heißt bekanntlich soviel als: Traurigkeit verscheuchend, und ist somit ein Heilkraut, das in die Materia medica unserer Zeit ganz besonders hineinpaßt.

* * *

— Der Kaiserl. Russische Staatsrath und Dichter August v. Stägemann feiert am 5. Februar in Berlin sein funfzigjähriges Amtsjubiläum. —

* * *

— Auch die Hallische Literaturzeitung hat jetzt funfzig Jahre lang gedient und mit dem Jahre 1835 ihren einundfunfzigsten Jahrgang begonnen. Es ist zu verwundern, daß sie nicht ihr Jubiläum feiert, nachdem sie sich so lange, mehr durch Gottes wunderbaren Segen, als durch eigene Geisteskraft, zu erhalten vermocht, während andere ihrer Schwestern frühzeitig schlafen gegangen. —

Digitized by Google

Drei Warnungs-Tafeln.

Stille!

Goethe mochte wohl nicht so Unrecht haben, wenn er sein Zeitalter ein „turbulentes" nannte. Er sah, daß nur noch der Lärm prasselnder Revolutionen auf dasselbe wirkte, während es für leise, langsame Evolutionen den Sinn verloren hatte. Was nicht in Massen wirkt, das spüren sie nicht; was nicht mit Fäusten drein schlägt, das fühlen sie nicht. Originalität erkennen sie nur in Karrikaturen, nur das Grobe gilt für stark, und das Bizarre für das Wesen der Eigenthümlichkeit. Vor Zeiten, so lesen wir in Tiecks neuester Novelle, vor Zeiten fielen beim Klange der Trompeten grundfeste Mauern ein: heutzutage vermag der tollste Opernspektakel kein nervenschwaches Frauenzimmer zu erschüttern, geschweige Mauern. Unter solchen Wahrnehmungen erneuert sich leicht die alte Frage, was es an der Zeit sei. Ist denn die Sturm- und Drang-Periode noch immer nicht vorüber, und der Kraftgenies kein Ende? und soll es denn immerfort nur lärmen, statt still zu wirken?

Halt!

Bewegung! Bewegung! schreiet die Jugend. Nur Bewegung, und weiter nichts als Bewegung! sie schreiet und läuft sich außer Athem und die Schwindsucht an den Hals. Die Schwindsucht ist das Ende solcher Bewegung. Denn was ist denn Bewegung ohne Inhalt, und Inhalt ohne Halt? Was ist Hast ohne Rast, und Eile ohne Weile?

Die Pflanze sehen wir in der warmen Stube, ohne frische Luft und Gegenbewegung, oder im nassen Keller, ohne Licht und Leben, jäh und quott aufsteigen, aber noch schneller kraftlos umsinken und verkommen. Draußen steht der Eichbaum, er wächst auch, und ist schon viele Jahrzehnte gewachsen, aber langsam: es hat sich schon manche voreilige Ungeduld der Wartenden daran gebrochen. Man sieht ihn nicht wachsen, aber

Digitized by Google

er wächst eben darum desto kräftiger; er wächst, wohl zu merken, im Freien, das ist Eins: und unter der Zucht des Gesetzes, das ist das Zweite, welches dem Ersten nicht widerspricht, denn das Wachsthum gedeiht.

Gemach!

Platzregen richten nur Verheerungen an, aber es giebt auch andere Regen, welche durchdringen, erquicken, stärken und Frucht bringen. Stürme und Gewitter reinigen die Luft; aber das Gute, was ihnen nachfolgt, gehört ihnen nicht selbst an, denn wir genießen es erst, wenn jene vorüber sind. Das ist nur so eine schlichte Kinderlehre, für Winkelschulen in Kleinweltwinkel: aber die Lehre wirkt auch weiter, und kommt den Jünglingen und Männern in der großen Welt zu Gute.

Wer täglich vor seiner eigenen Thüre kehrt, der wird keiner gewaltsamen Mittel bedürfen, aufgehäuften Schutt fortzuschaffen: und die Nachbarn werden sich daran auch ein Beispiel nehmen, und solches Beispiel wird mehr fruchten, als alles Lärmen und Schelten.

Eigentlich ist es doch so übel nicht in Kleinweltwinkel, wenn wir's nur recht betrachten und verstehen lernen, denn Kleinweltwinkel heißt auf gut Griechisch Mikrokosmos. Das Erste ist, daß in Kleinweltwinkel doch auch die ganze Welt ist, — im guten und im schlimmen Sinne, — und wenn auch diese Welt noch klein ist, so hängt sie doch mit aller Welt zusammen; und das wirket und fruchtet und erweitert, wenn auch gemach. Wir müssen alle mit Einseitigkeiten anfangen: in Einseitigkeiten werden wir groß. Das ist also Eins. Aber wo die Welt ist, da bleibt auch der Herr der Welt nicht außen: es ist dann auch ein Sausen zu verspüren, aber wenn wir's darnach machen, so ist das Sausen sanft und gemach. Das ist das Zweite und das Beste, denn es reinigt und macht — nicht müßig, aber stille. So wirket alle wahre Kraft: Titanenkraft ist nicht die wahre Intension der Kraft, sie endet mit Ohnmacht. *)

C. F. G.....l.

---

*) Ich kann mich unmöglich enthalten, bei diesen „Warnungstafeln," die mir von einer so verehrten und für die Mitwirkung an dieser Zeitschrift selbst gewonnenen Hand zugekommen, und die zugleich als eine Erklärung über die Stellung dieses Mitarbeiters zu der Tendenz des Journals abgedruckt werden sollten, noch einmal meinen Aufsatz „über die Bewegungsparteien in der Literatur" zu citiren, mag es mir auch ausgelegt werden, wie es wolle! Soll nämlich der Bezug diesem Aufsatz gelten, so kann ich die Freude nicht bergen, den eigentlichen Sinn meiner dort ausgesprochenen Meinung in einer so schlagenden Uebereinstimmung mit dem

Digitized by Google

hier dagegen Eingeschärften zu sehen. Denn was habe ich dort gewollt? „Man setze wieder die heilige Stille des schaffenden Genius in seine Rechte ein!“ und: „Wir suchen unser Heil bei der Bewegung, welche den Inhalt hat und die Sache!“ Diese beiden Hauptgedanken sind es, in welchen sich die Entwickelung des ganzen Aufsatzes zuspitzt, oder vielmehr, aus denen er zuerst entstanden ist. So sollen mir denn auch diese wohlgemeinten Warnungstafeln, welche die Stille predigen und den Inhalt, willkommen und geehrt sein, anstatt sie im unbedingten Gegensatz zu mir und der Tendenz des Zodiacus zu betrachten. Ich hoffe zu Gott, unsere Bewegung wird sich nicht die „Schwindsucht“ an den Hals laufen! Und sollte es dennoch der Fall sein, da es heutzutage mit den Constitutionen so schlecht steht, so wäre sie lediglich als ein Privatunglück hinzunehmen, das für die Sache selbst nichts auf sich hat. Also nochmals Dank! Dank! — —

Th. Mundt.

Windrosen.

Zur Orientirung in Zeit, Literatur und Leben.

— Es ist eine wunderliche Zeit! Ich bin heut früh aufgewacht, die Sonne schien blitzend herein in mein Kämmerlein, und ich bekam ordentlich einen Schreck vor ihrer Heiterkeit. Warum ist die Februarsonne so heiter? fragte ich, und wurde traurig. Im Kalender steht Frost, und siehe, draußen gehen warme Frühlingslüfte über die Erde. Die Wetterbeobachter verzweifeln an ihrem System, und meine armen Nerven, die sich längst nach etwas Entschiedenem und Festem gesehnt haben, seufzen vergeblich nach — Kälte! Im Winter kein Winter, in der Frostzeit kein Frost! Und wo bleibt die weiße Romantik der Jahreszeit, die ihre träumerischen Schneeflocken über die Gasse streut, und einen stillen lichten Feierteppich, daß Jedem seltsam dabei zu Muthe wird, für die Wandelnden ausbreitet? Auch die frischen Gräber, in die wir unser Geliebtestes hinabgesenkt haben, stehen kahl und warten auf die weiße, andächtige, stilleinhüllende Schneedecke, die sie erwärmen soll für den nächsten Blumenfrühling auf ihrem Hügel. Im Winter kein Winter, und im Frühling werden wir vergebens den Frühling suchen! Dagegen glimmte im vergangenen Spätherbst ein wunderbares Nachblühen auf, und zum zweiten Mal wollte der Weinstock ausschlagen. Und im Frühjahr hatten wir Frost und Schnee gehabt. Das ist eine wunderliche Zeit, man weiß sich nicht mehr zurechtzufinden, Kalender, Systeme, Himmelsbeobachtungen, Theorien und Consequenzen, ja selbst Thatsachen hören auf, ihre Gültigkeit zu haben.

Digitized by Google

Die Jahreszeiten gehen in einander über, und die geistigen Richtungen mischen, brechen und trüben sich in einer nervenverstimmenden Verallgemeinerung! Ein beklommener Athem preßt die Brust des Geschlechts, die ungewisse Atmosphäre macht es feige, und darum schreien Alle: Hochverrath! sobald noch eine selbständig gesonderte Kraft sich regt und muthig anspornen möchte die schläfrigen Rosse des deutschen Lebens! Was für legitim gelten sollte, nämlich die strenge Fortentwickelung nach der reinen und ungetrübten Idee, gewinnt durch die allgemeine Verwirrung einen demagogischen Anstrich. Die schärfsten Gegensätze werden sich bald nicht mehr von einander unterscheiden lassen. Alle Extreme verschwimmen, und die richtige Mitte wird zum Extrem. Das großartige Pathos menschlicher Leidenschaft verliert seine Heroenpoesie an die Spießbürgerprosa eines gleißnerischen Indifferentismus. Eine ausgehungerte Mäßigkeitstheorie setzt sich auf den Thron des Daseins, und tyrannisirt durch Moderation, und macht Gewaltstreiche durch seine Milde. Die reich sind, müssen betteln gehn, denn sie können ihren Reichthum nicht anwenden auf das Leben, und die es haben, müssen es verlieren, denn es ist kein Grund und Boden da, um einen Tempel dafür zu bauen. Die Freiheit thut Knechtsarbeit und dient um die Geliebte lange schwere Jahre, bis sie, wie Rahel, alt und grau geworden. Die Dichter, die das Priesterthum der Schönheit verwalten sollen, sind von innen zerrissen und von außen häßlich, und die Philosophen, welche die unendliche Weisheit suchen, vernageln sich selbst die Welt mit Bretern durch ihre Systeme. Die Conservativen verbieten den Fortschritt, und zerstören sich doch täglich und stündlich durch den Rückschritt. Die Progressiven ziehen sich Siebenmeilenstiefeln an, und schreiten über Land und Meer, und holen, durch ein lächerliches Schicksal gezwungen, immer zu weit aus, um den rechten Fleck mit den Füßen treten zu können. Die Verzweiflung ist groß, und doch, Gott weiß es, die Hoffnung noch größer! Die Melancholie der Ausgelebten sieht in jedem nahenden Abendroth einen anlodernden Weltbrand, der

Digitized by Google

endlich zu Schutt und Asche verzehren wird die gebrochene Schöpfung; und der neue Jugendmuth der Lebenwollenden sieht in jedem kommenden Morgenroth eine Brautfackel der Zukunft, die hochaufleuchten wird über der ewig sich verjüngenden Schöpfung. Noch nie hat die Geschichte in der einen Wagschaale so viel Werdelust einer unabweisbaren Hoffnung, und in der andern so viel Todesschmerz einer lange vorbereiteten Ermattung gehalten. Welche Schaale wird fallen, welche steigen? Wird ein Gott sich in's Mittel legen, wird eine Hand vom Himmel heruntergreifen? Wird ein neues Evangelium die Gegensätze versöhnen, die tiefinwendig das ganze Geschlecht zerfleischen? Ach, es ist eine wunderliche Zeit. Es friert im Frühling, und mitten durch den Winter schleicht ein unheimlich warmer Sommer hin. Es ist das wechselnde Warm und Kalt eines geheim nistenden Fiebers. Wie im April oft alle Jahreszeiten an einem einzigen Tage vereinigt zu walten scheinen, so gleicht unsere Zeit dem April, dem Zwischenmonat zwischen Frost und Blüthe, zwischen Lachen und Weinen, zwischen Bestand und Unbestand, zwischen Nichts und Etwas. Und die ganze Wetterphysiognomie eines jeden Sonnenjahres trägt jetzt diesen Aprilcharakter, welcher der Zeit aus dem Herzen kommt, auf ihre Züge geschrieben. Daher durch wirres Schneegestöber lächelnde Lenzblicke, daher winterliche Hagelschlossen über Blüthenfeldern, und jene naßkalten Herbstschauer, unter denen sich schon im Mai die überschwemmte Knospe zu Tode schluchzt.

Eine wunderliche Zeit! Und nun schaut auch die wunderlichen Gesichter unsrer Dichter und Schriftsteller an! Die jungen sehen alt aus, und die alten machen ein kindisches Gesicht. Es ist weder Jugend noch Alter da, und ich erblicke — oder trübt der Sehnsuchtsschmerz meine Augen? — weder hier ächte Jünglinge, noch dort ächte Greise. Denn der Jugend wird verwehrt, jung zu sein, und das Alter hält es für seine fromme Pflicht, statt der Friedenspalme das Kriegsschwert zu schwingen über das Neue. Der Greis behängt sich mit der Eitelkeit seiner alten Traditionen, und der verachtete Jüngling, der gern das

Knie beugen möchte aus Ehrfurcht vor der silberlockigen Autorität, muß eine Opposition des Geistes gegen die Ehrfurcht des Herzens beginnen. So geht die Zeit schwanger mit Zerwürfnissen, vor denen keine Sympathie des persönlichen Lebens sich mehr zu retten vermag. O wenn einmal meinen Scheitel weißes Haar mild umfließt, und mein Dasein an Lust und Leid sich satt gelebt hat, dann soll es in meiner Abendruhe mein Tagewerk sein, still hingegeben das Neue und Andere zu beobachten, das über die Zeit hereinbricht und über die Zeit hinausgeht. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als nie aus der Zeit zu fallen, wie nie aus Gottes Hand. Wie könnte ich der Jugend, die fröhlich an mir vorüberzieht, während ich alter Mann vor meiner Hausthür sitze, wie könnte ich ihr harte Worte darüber zurufen, daß sie leben will und muß! Bin ich einmal alt und kann ich nicht mehr im Weinberge arbeiten, so will ich mich oben auf seinen freien Gipfel hinsetzen, und bald ins immer neu ergrünende Thal hinunterschauen, bald zu dem ewig sonnigen Himmel hinauf. Nur das nimm mir nie, o gütiges Schicksal, die aus stiller Selbstverläugnung erwachsende Lust zu schauen und zu beobachten das Entstehende und Werdende, das höchste Schauspiel für Götter und Menschen. Denn die Selbstsucht ist es am meisten, die dem Alter das Alter und der Jugend die Jugend erschwert, die als Teufel der Reaction die leichte Geburt den Geschichtsepochen hindert, und als Dämon der Verwirrung die klare, gedankenmäßige Sonderung der Gegensätze trübt. Ach, es ist eine wunderliche Zeit! Es friert im Frühling, und der Winter treibt Blüthen einer unheimlichen Wärme. Es ist das wechselnde Warm und Kalt eines geheim nistenden Fiebers. —

* * *

— Es ist eine kluge Zeit! Ich mag heut nichts arbeiten, eine große Unlust hat sich meiner Gedanken, meines Wollens und meines Vollbringens bemächtigt. Ich habe mich ein wenig zum Fenster hinausgelegt, und blicke auf die Straße hinunter. Meine Nachbarin, die mir gegenüber wohnt, belächelt

Digitized by Google

meine überwallende Gluth, die mich an einem Februartage das Fenster öffnen läßt. Und dort eilt mein Freund Z., die Akten unter dem Arm, schon am frühen Morgen vorüber, ohne mich gewahr zu werden. Er hat sich mit einem großen Regenschirm bewaffnet, und doch steht die Sonne hellglänzend am Himmel und lächelt auf diesen Tag herab wie eine gedankenlos zerstreute Schöne, die freudige Blicke wirft und nicht weiß warum. Aber mein Freund, der gewiß kein Hypochondrist ist, hat Recht. Denn sehe ich nicht, je mehr ich um mich blicke, dort im Westen bereits leise sich schwärzende Regenwolken anrücken, die, trotz der anfänglichen Heiterkeit der Atmosphäre, bald loszubrechen drohen? Man muß vorsichtig, man muß klug sein! Man darf heutzutage nie ohne Regenschirm ausgehen. Freund Z. hat Recht.

Auch die Zeit ist klug. Sie ist sehr klug. Es ist eine kluge Zeit! Sie schirmt und schützt sich von allen Seiten, um immer auf dem Trockenen zu bleiben. Sie hat den Wahlspruch: „Wasch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!" Sie möchte gern gereinigt sein, aber es schaudert sie, einmal den Kopf ganz unterzutauchen in der mächtig gehenden Strömung. So steht sie zagend vor der rollenden Fluth der Geschichte, und sucht sich zu ihrer Zerstreuung, wie ein Kind, bunte Steine und Muscheln am Ufer, und schrickt vor jedem zischenden Tropfen zurück, der ihr aus der Brandung der empörten Wogen in ihr Gesicht spritzt.

Die Zeit ist sehr klug, sie ist sehr vorsichtig! Man kann kaum mehr drei Schritte weit gehen, ohne auf eine Warnungstafel zu stoßen, die sie um der puren Vorsicht willen ausgehängt hat. Vor den Fruchtgärten der Zukunft, in die ich mich neulich aus einem frohen Spaziergängertrieb zu wagen gedachte, fand ich an der Pforte eine große Warnungstafel angeschlagen: „Dieser Ort darf nicht ohne vorgängige Erlaubniß des Magistrats betreten werden!" Ich kehrte um und schüttelte den Staub von meinen Schuhen. Nicht durfte ich, ein deutscher Schriftsteller, erwarten, daß man mir einen Erlaubnißschein bewilligen würde. In manchen königlichen Park,

Digitized by Google

der vom größeren Publikum nicht besucht werden sollte, gelangte ich durch die Gunst des Kastellans und für einen Gulden Trinkgeld. Und nicht einmal in die Fruchtgärten der Zukunft, wo die Accisefreiheit der Gedanken gilt, nicht einmal in diese??

Und dort steht eine Warnungstafel: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!" Aber seht doch hin, der Ort ist ja schon unrein, seit Jahrzehnten! Sperrt ihn doch nicht ab, damit er endlich gereinigt werden kann! Ihr seid klug, sehr klug!

Und auf lustiger Jugendwanderung wollte ich einstmals in die Thore einer hübschen Stadt ziehen, als mir ein Thorschreiber, der mich in der That für einen vagabundirenden Handwerksburschen ansah, abermals eine Warnungstafel entgegenhielt: „Hier ist alles Fechten und Schnurren ausdrücklich verboten!" In meiner Unschuld verstand ich die Kunstausdrücke nicht. Ich fragte, ob unter „Fechten und Schnurren" das Prinzip der Bewegung gemeint sei? Natürlich fand ich es, daß in unserer Zeit das Prinzip der Bewegung fechten gehen müsse. Der Thorschreiber machte ein kluges, sehr kluges Gesicht.

Ihr seid Alle sehr klug, unendlich klug! Könnte ich auch klug werden durch eure Klugheit! Vielleicht gelänge es mir dann, im ruhigen Thale Hütten zu bauen und eine friedfertige Schäferidylle aus meinem Leben zu machen. Meine Strebens- und Schaffenslust zöge sich auf's Land zurück und bestellte den lieben Kartoffelacker der Mutter Erde und triebe die gute alte patriarchalische Rindviehzucht. Es hat ja etwas Süßes, in ganz verborgener Abgeschiedenheit zu wirken, wo die Welle der Zeit nicht hinreicht und wo ich nicht hinreiche in die Welle der Zeit. So schlägt auch die Nachtigall am liebsten im verdunkeltsten Haine, in Nacht und Stille, wo Keiner sie erschaut und belauscht. Und so trösten sich die deutschen Schriftsteller gern mit diesem idyllisch-sentimentalen Nachtigallencharakter, wenn man ihnen lieber eine trauliche Obscurität, als die offenredende Oeffentlichkeit gönnt. Viele Deutsche fürchten sich noch und lassen sich Furcht machen vor der Oeffentlichkeit, weil diese so gar wenig idyllisch-gemüthlich ist. Das ist idyllisch-gemüthlich

Digitized by Google

und zugleich sehr klug. Es ist sehr klug! Nimm den Regenschirm mit, Freund Z., wenn du in die Oeffentlichkeit hinausgehst! —

* * *

— Es ist eine reife Zeit! Was soll ich heut arbeiten? Am besten nichts. Ich habe große Anlagen zum Faullenzer, wie der weise Sokrates zur Schwelgerei. Im Selbstgenuß meiner Faulheit durchschreite ich mein mit Büchern und Papieren überfülltes Zimmer. Dort auf dem Tische liegt der neueste Bücherkatalog, den mir mein dienender Geist so eben aus der Buchhandlung überbracht hat. Ein Bücherkatalog ist mir an sich oft lieber gewesen als das beste Buch, das er anzeigt. Man blättert sich in einen gedankenreichen Müßiggang hinein, und sieht, wie der verschlafene Thurmwärter, unten über die Mondscheinwiese Riesen, Ritter, Knappen, schöne Prinzen, holde Damen, luftige Elfen sich hintummeln, sollte es auch nur gemeines Strauchwerk sein, das im Winde sich regt und im Mondlicht Figuren bildet. Aber seit einiger Zeit geben mir die Bücherkataloge zu ganz besonderer Betrachtung Anlaß. Und dieser neueste bestätigt eine Bemerkung, die sich bis auf sehr weitgehende Gedanken verfolgen läßt und von mir verfolgt worden ist.

Noch zu keiner Zeit sind so viel Schriften über die Unsterblichkeit der Seele geschrieben und gedruckt worden, als eben jetzt. In diesem Katalog allein zähle ich wieder deren mehr als zwanzig, die entweder den Zustand der Seele nach dem Tode, oder die Beziehungen zur Geisterwelt und einem zu uns herüberscheinenden Jenseits, oder die Frage von der persönlichen Fortdauer zu ihrem Thema haben. Ein hastiges Drängen, ein allgemeiner Eifer ist unter dem Geschlecht entstanden, sich diese letzten und äußersten Gegenstände, die große Philosophen unerörtert und selbst das Evangelium des Christenthums dunkel gelassen, zu ergründen. Es ist eine reife Zeit! Sie beschäftigt sich so dringend mit ihrer ewigen Zukunft.

Wenn man sein Bestes, sein Alles an den Tod verloren, hat man jahrelang keinen andern Gedanken und keinen andern

Traum, als über die Unsterblichkeit der Seele. Die Unmöglichkeit, seine geliebten Todten aufzugeben, und der schmerzhafte Drang, einer Gewißheit habhaft zu werden, ob man wieder mit ihnen eins sein könne, zieht uns tief in eine transcendente Speculation, und läßt uns die triftigsten Systeme, Theorien, Beweisgründe und Combinationen erfinden. Endlich bleibt uns fürerst nichts gewiß, als daß wir unsere an das Jenseits mit so magischen Banden gekettete Liebe wieder in das unentfliehbare Diesseits, das uns hält und trägt, hineinwachsen lassen müssen, daß aus unserm Verlust an den Tod sich Gewinn für das Leben, daß aus unserer gestorbenen Geliebten sich eine neue Poesie hervordrängen muß. Eine neue Poesie, die uns, in wiedererweckter Thatkraft des Daseins, aus ungeheuerer Trennung die ewige Nähe und aus der Zerrissenheit aller Lebenselemente die geistige Einheit als den unendlichen Schwerpunkt wiedergewinnen und empfinden läßt. Dann schlagen wir das verweinte Auge wieder langsam zu einem freudig umschauenden Weltblick auf.

Auch die Zeit hat manches heilige Gut an den Tod verloren, die Zeit hat manche Geliebte, die unersetzlich ist, begraben. Die Ruhe, der Friede, der positive Lebensgenuß und manches harmlos naive Glück der alten Zeit sind ihr auf immer gebrochen. Tiefgebeugt, in verwittweter Gestalt, steht sie da. Sie vertieft sich in Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele, über das Jenseits, über die ewige Geisterwelt. Es ist ihr geheimster Schmerz darin, daß sie durch die edelsten Geister unseres Volkes so viele und immer mehr sich häufende Schriften über diese Dinge einer großen, hinübergreifenden Ferne entstehen läßt. Ich will und muß alle diese Schriften lesen, selbst die unbedeutendsten. Sie schlagen eine zu wichtige Saite, ich möchte sagen, in dem Nervensystem der Gegenwart an. Am meisten bin ich auf das von dem geistvollen, verehrungswürdigen Göschel in diesen Tagen zu erwartende Werk gespannt.

Aber der Zeit mit ihren vielen Gedanken an das Jenseits muß es endlich gehen, wie den Hinterbliebenen der geliebten Todten. Auch die Zeit muß ihre Liebe wieder in das unent-

Digitized by Google

fliehbare Diesseits, das die nächste Fortentwickelung hält und trägt, hineinwachsen lassen. Die großen Todesverluste, die sie erlitten, legen ihr nur wieder eine neue Nothwendigkeit auf, zu leben. Das Leben behält doch immer einen unendlichen Werth, weil es einen unendlichen Inhalt hat. Und aus der hingeschiedenen Geliebten der alten Zeit muß sich die neue Lebenspoesie eines neuen Wirkens und Vollbringens gebären, eine neue Lebenspoesie, welche große, gewaltige Schmerzen des Geschlechts zu versöhnen, steifgewordene Formen der Gesinnung zu vergeistigen, und über gebrochenen Herzen einen kräftigenden Gottesfrieden aufzurichten hat!

Es ist eine reife Zeit! Aber nicht bloß reif, um jede Stunde an das jüngste Gericht zu denken, sondern auch reif zum Handeln, zum Leben! Was reif zum Tode, muß wieder reif zum Leben werden. Leben! Leben! Handeln! Es ist eine reife Zeit! —

Th. Mundt.

Digitized by Google

Der Gesandtenmord bei Rastadt.

Eine historische Skizze von K. G. Jacob.

Unter allen wichtigen und erfolgreichen Begebenheiten der ersten französischen Revolution hat nicht leicht eine die Aufmerksamkeit der Mitlebenden und die Theilnahme der Nachwelt in einem so hohen Grade in Anspruch genommen, als die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastadt. Wie höchst aufgeregt auch immer jene Zeit war und in einem wie schroffen Gegensatze das Monarchische zu dem Republikanischen stand, wie sehr ferner die Schicksale der Einzelnen unter der Masse von welterschütternden Begebenheiten begraben und vergessen worden sind, so bleibt es doch immer ein denkwürdiger Beweis von der Achtung des Völkerrechts und der Heilighaltung lang geehrter Formen, daß die genannte Begebenheit bis auf den heutigen Tag in so vielen Schriften besprochen worden ist und daß das Interesse an derselben so mannichfaltige Deutungen veranlaßt hat. Freilich liegt auch in dem Geheimnißvollen der ganzen Begebenheit ein besonderer Reiz zur Enträthselung derselben. Wer sollte aber nicht wünschen, daß, was sich im Dunkel der Nacht so blutig entladen hat, an das Sonnenlicht der Wahrheit gezogen werden möchte, und daß der Name des Mannes genannt werden könnte, der eine so frevelhafte That veranlaßte!

Es sind jetzt über dreißig Jahre, seit jene Begebenheit sich zutrug. Die Erinnerung daran lebt noch im Gedächtniß Vieler, die damals Jünglinge waren; es leben noch Männer, welche in Rastadt selbst zur Zeit des Congresses sich aufhielten, ja, es leben vielleicht noch Männer, die durch Amt und persönliche Kenntniß geeignet wären, die besten Aufschlüsse zu geben. Sie

Digitized by Google

haben es indeß nicht für gut erachtet, diese Aufschlüsse dem wißbegierigen Publikum mitzutheilen, und somit der Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei in einzelnen Memoiren oder geschichtlichen Werken eine willkommene Gelegenheit verschafft, falsche Nachrichten zu verbreiten. Es soll daher der Zweck der nachfolgenden Darstellung sein, die schreckliche Begebenheit treu nach den besten Quellen, vorzüglich nach den Berichten des damaligen preußischen Gesandten, Herrn von Dohm *), zu erzählen, die seitdem aufgefundenen und sehr zerstreuten Notizen mit diesem Berichte zu vereinigen und am Ende die Grundlosigkeit gewisser Gerüchte zu erweisen.

In der kleinen badischen Stadt Rastadt befanden sich seit dem December des Jahres 1797 die Abgeordneten oder Subdelegirten derjenigen deutschen Reichsstände, welche man auf dem Reichstage zu Regensburg, und nach den zu Leoben zwischen Frankreich und Oestreich besprochenen Friedens-Präliminarien, zu den Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche auserwählt hatte. Nachdem bereits am 17. October 1797 der Friede zwischen Oestreich und Frankreich zu Campo Formio abgeschlossen war, begannen die Gesandten ihr ehrenvolles, aber sehr schwieriges Werk. An der Spitze stand der kaiserliche Commissarius und Plenipotentiarius, Graf von Metternich, der im Namen des Reichsoberhauptes von reichspatriotischen, väterlichen Gesinnungen sprach, während der Wirkliche Geheimerath Graf Lehrbach zu gleicher Zeit für das Haus Oestreich ausschließlich unterhandelte, ein Mann von Kraft und Festigkeit, aber dabei von roher Gesinnung und den französischen

*) Die hierher gehörigen Aufsätze sind: Gemeinschaftlicher Bericht deutscher Gesandtschaften über den an der französischen Gesandtschaft in der Nähe von Rastadt verübten Meuchelmord. 1799. (herausgeg. vom Legat.-Rathe von Eggers) und abgedruckt in: Christ. Wilhelm von Dohm, nach seinem Wollen und Handeln. Ein biographischer Versuch von W. Gronau. (Lemgo 1824.) S. 597—626. — Dann ein zweiter Aufsatz in Häberlin's Staats-Archiv Bd. VII. S. 113—264. Damit vgl. man die Erzählung im Gronauschen Werke selbst S. 335—355. und Dohm's Denkwürdigkeiten.

Digitized by Google

Gesandten mit wildem Hasse gegen alles Republikanische gegenüberstehend. Von deutscher Seite waren sehr geschickte Männer da, der kurmainzische Gesandte, Freiherr von Albini, die preußischen Gesandten, der ehrwürdige Graf von Schlitz, genannt Görz, Geheimerath von Dohm und Freiherr von Jacobi-Klöst, der kursächsische Gesandte, Graf von Löben, der würzburgische Gesandte, Graf Stadion, der zweite östreichische Gesandte, Graf Cobenzl und andere *). Aber was halfen die Talente nach den Verhandlungen zu Basel und Campo Formio! Was fruchtete der gute Wille und die Rechtlichkeit Einzelner, wo sich manche der Größern doppelt vertreten ließen und Habsucht und Egoismus der Einzelnen so vorherrschend waren, daß man schon damals den nahen Sturz der geistlichen Stifter, wie der kleinern Fürsten und Herren voraussehen und bemerken konnte, wie die Gruft für Deutschlands Verfassung gemeinschaftlich von Freunden und Feinden gegraben wurde.

Die französischen Unterhändler waren zuerst Treilhard und Bonnier, zu denen noch der General Bonaparte erwartet wurde. Treilhard war im diplomatischen Verkehr mehr ungeschliffen als ungezogen, er pflegte wohl seinen Oberleib lang auf den Tisch hinzulegen, reckte dann das trotzende Haupt empor, haderte, schalt und drohete. Im geselligen Kreise war er liebenswürdiger, auch für wissenschaftliche Unterhaltung nicht unempfänglich. Bonnier war düster, einsylbig, von rauhem und barschem Wesen, besaß jedoch große literarische Kenntnisse, die aber das Beleidigende und Herausfordernde in seiner Natur nicht zu unterdrücken vermochten. Ihn haßten die Deutschen daher besonders. Als Treilhard zum Mitgliede des Directoriums erwählt und Bona-

*) Das Verzeichniß der Gesandten s. m. bei Gronau S. 329 ff. und über manche Persönlichkeiten und Details die Schrift des Freiherrn von Gagern: Mein Antheil an der Politik I. S. 91. und die „Memoiren eines deutschen Staatsmannes" (Leipzig 1833) S. 162—167., deren Verfasser der Baron Labes, nachmals Graf Schlitz nach seinem Schwiegervater genannt, ist, wie aus den Jahrbüch. f. wissensch. Kritik 1833. Julius. Nr. 5. hervorgeht.

Digitized by Google

parte am 20. Mai 1798 nach Aegypten abgesegelt war, kamen Roberjot und der im vorigen Jahre erst verstorbene Jean de Bry statt ihrer nach Rastadt. Roberjot war ein unterrichteter, hellsehender, wohlgesinnter Mann, der erträglichste von allen Franzosen, sowie auch seine Gattin, Jean de Bry's Gattin und seine Töchter erster Ehe gebildete und wohlwollende Frauen waren; Jean de Bry dagegen schauete höhnend auf die Deutschen herab, ihm war nur der französische Verstand der untrügliche, das französische Gepräge allein das wahre. An allem war der Uebermuth der Deutschen Schuld, der Druck dieser gegen Frankreich unerträglich, welches großmüthig in seiner Milde beschlossen hatte, Deutschland zu beglücken. Daher wurde auch die Umgegend von Rastadt zu derselben Zeit durch revolutionäre Umtriebe bearbeitet und den Dörfern das Trugbild einer allemannischen Republik vorgespiegelt. Wo er und Bonnier, wie früher Treilhard, in der beschriebenen Art auftraten und durch mancherlei Kunstgriffe und Versprechungen den Funken des Mißtrauens unter den deutschen Abgeordneten zur Flamme der Zwietracht anfachten*), da mußte wohl manches wackere Gemüth von Haß und Unmuth bewegt werden, in heftigern Gemüthern aber konnte sich wohl der Gedanke regen, durch blutige Rache den Uebermuth der verhaßten Franzosen zu strafen.

Die Unterhandlungen, deren Geschichte nicht hierher gehört **), hatten bis in den März 1799 gedauert, als die französischen und östreichischen Heere sich wieder näher rückten und die Hoffnung eines Friedens zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich immer mehr verschwand. Am 18. April reiste der kaiserliche Bevollmächtigte, Graf Metternich, ab, am 23. April erklärte sich die Reichsfriedens-Deputation für suspendirt und der Congreß war also als aufgelöst zu betrachten. Die deut-

*) Vergl.: Geheime Geschichte der Rastadter Friedensverhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit. Von einem Schweizer (K. L. von Haller). 6 Bde. Germanien 1799.

**) Memoir. eines deutsch. Staatsmannes. S. 164.

Digitized by Google

schen Gesandten beschlossen abzureisen, die französischen Gesandten erklärten auf die ihnen von der Suspension der Deputation gemachte Anzeige, daß sie gleichfalls binnen drei Tagen gedächten, Rastadt zu verlassen.

An demselben Tage (es war der 25. April) wurde von östreichischen Husaren, die bereits seit mehrern Tagen die Gegend durchstreiften, ein mit Paß und Schild versehener Courier der französischen Gesandtschaft, der Depeschen nach Straßburg bringen sollte, gefangen genommen und nach Gernsbach in das Standquartier des östreichischen Obersten von Barbaczy abgeführt. Auf die mündlichen und schriftlichen Vorstellungen der preußischen und mainzischen Gesandtschaft, so wie auf den zugleich mitausgedrückten Wunsch, daß die Abreise der französischen Gesandten auf keine Weise behindert werden möchte, erwiederte der Oberst mündlich, unter Verweigerung einer bestimmten Erklärung über den ausgesprochenen Wunsch, daß er die Depeschen des Couriers in das Hauptquartier übersendet habe. Trotz dieser beunruhigenden Vorgänge beharrten die französischen Gesandten doch auf ihrem Vorsatze abzureisen. Am 28. April, als am letzten Tage der von ihnen selbst zur Abreise bestimmten Frist, standen ihre Wagen früh um acht Uhr zur Abfahrt bereit im Hofe des Schlosses, wo sie wohnten, und auch die aus dem Marstall des Markgrafen von Baden ihnen bestimmten Pferde waren bereit. Da man ihnen indeß vorstellte, daß ihre Sicherheit gefährdet sei, so entschlossen sie sich noch zu warten, bis eine schriftliche Antwort vom Obersten Barbaczy auf die schriftliche Vorstellung der Gesandten eingegangen wäre. Als diese ausblieb, schrieb der Minister Albini nochmals an den Obersten und erbat sich eine bestimmte Erklärung, ob die französischen Gesandten, wenn sie mit von ihm ausgestellten Pässen versehen wären, auf ihrer Reise irgend ein Hinderniß zu besorgen haben würden. Die mit Ueberbringung dieses Schreibens beauftragte badische Ordonnanz blieb über Gebühr lange aus. Sie hätte schon zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags zurück sein können. Dagegen traf Abends zwischen 7 und 8 Uhr ein

östreichischer Husarenofficier mit einigen Gemeinen ein, begab sich auf das Schloß zu dem kurmainzischen Minister und entschuldigte den Obersten, daß er wegen überhäufter Geschäfte nicht habe schriftlich antworten können. Zugleich zeigte er in seinem Namen an, daß die französischen Minister mit Sicherheit reisen könnten und daß ihnen dazu ein Termin von 24 Stunden bestimmt sei. Die preußische Gesandtschaft erhielt keine Antwort. Den französischen Ministern übergab der Officier ein Schreiben seines Obersten. Durch Zufall hat der Minister von Dohm dieß gelesen *) und kann verbürgen, daß dessen Inhalt im Wesentlichen folgender war:

Minister!

Sie werden von selbst einsehen, daß innerhalb der von k. k. Truppen besetzten Positionen keine französischen Bürger geduldet werden können. — Sie werden es mir daher nicht mißdeuten, wenn ich mich genöthigt sehe, Ihnen, Minister, anzudeuten, Rastadt binnen 24 Stunden zu verlassen. Gernsbach, den 28. April 1799.

Barbaczy, Obrist.

Auf dieß Schreiben entschlossen sich die französischen Gesandten sofort abzureisen. Alle Gegenvorstellungen waren vergebens und so fuhren sie wirklich gegen 8 Uhr Abends in acht Wagen, in denen sich auch die italienischen Gesandten befanden, ab. Zugleich mit dem das obige Schreiben überbringenden Husarenofficier waren etwa 50 Mann östreichische Szekler Husaren (von einem siebenbürgischen Regimente) in die Stadt gekommen, hatten sich vor dem landwärts belegenen Etlinger Thore gelagert und sperrten nun in Gemeinschaft mit den badischen Truppen die Thore, so daß über die Communicationsbrücken zwischen der Stadt und Vorstadt Niemand durchgelassen wurde. Selbst der badische Stadtcommandant erhielt nicht die Erlaubniß hinauszureiten.

*) Gronau S. 600.

Digitized by Google

Wie die französische Gesandtschaft an das Thor kam, wurde ihr das Herausfahren verweigert. Die drei Minister stiegen sogleich aus und gingen mit Zurücklassung ihrer Wagen, in denen sich ihre Frauen und Suite befand, auf das Schloß zu dem kurmainzischen Minister. Kein Mensch konnte diesen Widerspruch zwischen der Anweisung, binnen 24 Stunden abzureisen, und diesem Anhalten am Thore begreifen. Der Minister Albini sendete daher seinen Legationssecretär von Mönch an den Rittmeister, der vor dem Thore auf der Chaussee mit seinem Trupp hielt und bekam die Antwort, daß bei Besetzung der Thore allerdings der Befehl ertheilt sei, Niemanden hinauszulassen, und daß man vergessen habe, die Ausnahme wegen der französischen Gesandten hinzuzusetzen. Dieses, versicherte von Mönch, sei nun geschehen und die Gesandten könnten abreisen. Aber diese hielten es für nöthig, um eine militärische Escorte nachzusuchen, damit sie auf ihrem Wege bis Plittersdorf, wo sie über den Rhein setzen wollten, nicht nochmals aufgehalten würden. Es dauerte lange, ehe die Antwort kam. Der badische Major von Harrant brachte sie und erklärte, daß der Rittmeister die Escorte abgeschlagen habe, weil er dazu nicht mit Ordre versehen sei, doch würden die Gesandten kein Hinderniß auf ihrem Wege finden. Auf die von ihm gethane Frage, ob dieses so zu verstehen sei, daß die französischen Minister mit Sicherheit über den Rhein gehen könnten und ob er, der von Harrant, dieß den französischen Ministern sagen könne, bejahete es der Rittmeister. Nach einigem Ueberlegen entschlossen sich die französischen Gesandten, lieber ohne Escorte abzureisen, als wieder auf das Schloß zurückzufahren und den Anbruch des Tages abzuwarten, was Verschiedene riethen und selbst die Frauen der Gesandten wünschten. Zwischen 9 und 10 Uhr fuhren also die französischen Minister wirklich zum Thore hinaus. Es war eine ganz finstere Nacht. Eine Fackel wurde vorgetragen.

Noch war keine Viertelstunde verstrichen, als sich schon das Gerücht verbreitete, die Franzosen wären nicht weit vom Thore von östreichischen Husaren angefallen und diese hätten auf die

Digitized by Google

Kutscher und auf den Fackelträger eingehauen. Der ligurische Gesandte Brocardi, der sich mit seinem Bruder in dem letzten Wagen befand, war, als er bei den vordern Wagen Tumult und Geschrei vernommen hatte, durch den Schloßgarten auf einem ihm bekannten Wege geflüchtet und brachte nebst einem entwischten Postillion den im Casino noch versammelten Diplomaten die erste ganz zuverlässige Nachricht von dem Anfall auf die französischen Gesandten. Bald darauf, als mehrere der versammelten Diplomaten, unter ihnen auch Dohm, im Begriff waren, zum Rittmeister zu gehen und von ihm schleunige Hülfe zu begehren, erhielt man schon die Nachricht, daß die französischen Gesandten aus ihren Wagen gerissen, daß auf sie gehauen, ja — daß sie ermordet wären. Um so mehr beeilten sich nun die Gesandten, aber am Thore weigerte sich die Wache, sie hindurchzulassen, und als dieß endlich geschehen war, so verfloß wohl eine halbe Stunde, ehe der Rittmeister Burkard erschien. Auf die Frage des preußischen Ministers von Görz, welche Maßregeln er auf die ihm unstreitig bekannt gewordene schreckliche That bereits genommen habe, versicherte er, einen Officier mit zwei Husaren abgeschickt zu haben. Als die Gesandten noch stärker in ihn drangen und ihn bei der Ehre der deutschen Nation, bei der Ehre seines Monarchen und bei seiner persönlichen Ehre beschworen, doch ja Alles zu thun, um zu retten, was noch zu retten sei, da antwortete der Rittmeister, „es sei ein unglückliches Mißverständniß, bei der Nacht schwärmten freilich die Patrouillen umher, und da könne leicht dergleichen geschehen: die französischen Minister hätten nicht bei Nacht reisen sollen." Als man ihm vorhielt, daß er die Escorte abgeschlagen und gesagt habe, es sei für die französischen Gesandten nichts zu fürchten, versetzte er, „er habe ja keinen Befehl gehabt, die Escorte geben zu können, man hätte sie bei dem commandirenden Oberst suchen müssen." Auch sonst bezeigte er sich unmuthig und unwillig, äußerte sich sehr befremdlich gegen den dänischen Gesandten von Rosenkranz: „Wollen Sie hier mit mir eine Inquisition anstellen?" und verlangte endlich zu wissen, wo die Wagen der

Digitized by Google

französischen Gesandten wären; eine in der That sehr sonderbare Frage, da die deutschen Gesandten in der Stadt waren, er aber außer derselben stand. Erst nach vielem Hin- und Herreden erlangten die Gesandten, daß er noch ein Commando auf die Landstraße nach Plittersdorf abzusenden sich bereitwillig erklärte. Indeß kamen noch mehrere vom Mordplatze Geflüchtete und bestätigten die früheren Aussagen. Ein Augenzeuge, der die Fackel getragen hatte, erzählte namentlich die Ermordung des Ministers Bonnier.

Als der badische Major von Harrant, dem indeß nur ein östreichischer Wachtmeister statt des ganzen Commando's zugegeben war, auf dem Mordplatze, der kaum 200 Schritte von der Stadt entfernt ist, ankam, fand er die Wagen von etwa 50 Szekler Husaren umringt, die eben im Begriff waren, die Wagen nebst allen noch darin befindlichen Personen, die in sinnloser Betäubung lagen, um die Stadt herum, nicht in dieselbe, abzuführen. Nur mit Mühe und durch starke Drohungen des Majors konnten jene bewogen werden, die Wagen in die Stadt fahren zu lassen. Bis dahin behaupteten sie, die Wagen wären ihre Beute. Neben den Wagen lagen die Leichname von Bonnier und Roberjot schrecklich mißhandelt auf der Erde. Doch Jean de Bry war weder todt noch lebendig zu finden. Harrant wollte ihn aufsuchen, doch die Husaren weigerten sich, ihn zu begleiten, und so konnte er nur die Wagen in die Stadt zurückbringen. Die Gattinnen von Jean de Bry und Roberjot, die Töchter des erstern, die Secretäre und Bedienten saßen darin. Niemand von allen war verletzt, doch waren Mehrere des bei sich gehabten Geldes, der Uhren und anderer Kostbarkeiten beraubt. Die Wagen hielten nun vor dem Schlosse, Jeder drängte sich hinzu, um den Unglücklichen zu helfen, aber die Husaren ließen Niemanden, selbst nicht die angesehensten Minister, hinzu. Endlich wurden die Damen erst in das Schloß, dann in die Wohnung des kurbraunschweigischen Gesandten, des Freiherrn von Reden, gebracht, um ihnen hier bessere Hülfe leisten zu können.

Jetzt konnten die Nachrichten über die Ermordung der Ge-

Digitized by Google

sandten zu einem Ganzen gestaltet werden. Aus den Erzählungen der betheiligten Personen, so wie aus dem spätern, summarischen Protocoll über die Aussage der Kutscher *), die die Gesandten gefahren hatten, und aus anderweitigen Aeußerungen stellte sich nun Folgendes heraus. An den Wagen des Gesandten Roberjot sprengten Husaren, zerhieben die Glasfenster und frugen: Minister Roberjot? Als derselbe auf Französisch ja! geantwortet und seinen Paß vom kurmainzischen Gesandten vorgezeigt hatte, zerrissen die Husaren den Paß, nahmen den Minister gewaltsam aus dem Wagen, hieben stark auf ihn los und verdoppelten ihre Hiebe auf eine, nach Aussage des Kutschers, gräuliche Weise, als der Unglückliche noch einige Zeichen des Lebens von sich gab und seiner Gattin zurief: o sauvez, sauvez! Die Gattin wollte sich auf ihn stürzen und mit ihm sterben, aber der Kammerdiener hielt sie umschlungen und hielt ihr auch die Ohren zu, damit sie das schreckliche Todesröcheln ihres Gatten nicht hörte. Den Kammerdiener warf ein Husar ebenfalls aus dem Wagen und frug: Bedienter? Auf die Antwort: oui, domestique, klopfte er ihn auf die Schulter und sagte, indem er ihm mit der andern Hand die Uhr aus der Tasche zog: „Bedienter bleib, nit bös." Eben so war auch Madame Roberjot beraubt worden. Sie fiel, als man sie in Sicherheit gebracht hatte, aus einer Ohnmacht in die andere, und unter schrecklichem Schluchzen hörte man die Worte: „on l'a haché devant mes yeux."

An den Wagen des Gesandten Bonnier sprengten ebenfalls Husaren und riefen: „Bonnier, steig aus!" Als dieß nicht gleich geschah, rissen sie den Minister heraus, hieben ihn vor den Augen des Kutschers neben dem Sattelgaul zusammen und ließen ihn todt liegen. Nur einzelne Laute — unter andern das Wort Pardon — will der Kutscher vernommen haben. Der Körper des Todten ward darauf von den Husaren ganz ausgeplündert, die auch im Wagen einige Plünderungen vornahmen.

*) Abgedruckt bei Gronau S. 623 — 625.

Eben so ward, wie der Kutscher aussagte, Jean de Bry nebst seinen Damen aus dem Wagen gerissen, er selbst durch Säbelhiebe verwundet, seine Damen jedoch nur ausgeplündert, wobei der Kutscher selbst von den Husaren einen Schlag mit dem Säbel erhalten. Wie es dem Minister weiter ergangen, wußte derselbe nicht anzugeben.

In dem vierten Wagen saß der Legationssecretär Rosenstiel. Durch den Lärm aufgeschreckt, ließ er von seinem Diener die Wagenthüre öffnen, um zu den vordersten Wagen zu eilen, wo er die, wie er glaubte, aus Sprachunkunde entstandenen Mißverhältnisse heben zu können hoffte. Aber sein Diener hatte schon das Angstgeschrei der Ermordeten vernommen, sah also auch seinen Herrn in augenscheinlicher Lebensgefahr und schob ihn sofort in den wasserfreien, ziemlich tiefen Chausseegraben, aus welchem sich nun Rosenstiel durch sumpfige Wiesen flüchtete und über die Mauer in den Schloßgarten entkam. Von da gelangte er in Dohm's Wohnung, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Sein Wagen ward gleichfalls geplündert *).

So weit die Zusammenstellung der einzelnen Umstände, die sich entweder gleich nach dem unglückseligen Ereignisse oder kurz darauf ermitteln ließen und durch die neuesten Nachrichten bestätigt worden sind. Wir fahren nun in der Geschichtserzählung fort.

Den beklagenswerthen Hinterbliebenen und Angehörigen der Ermordeten ward jede Art von Hülfsleistung gewährt, nur über de Bry's Schicksal war man noch in Ungewißheit. Um nichts zu seiner Rettung unversucht zu lassen, ritten am andern Morgen (29. April) gegen 4 Uhr der Major von Harrant in Begleitung des Reichsgrafen von Solms-Laubach und mit einem Gefolge badischer und östreichischer Husaren aus, durchsuchten die ganze Gegend bis nach Plittersdorf und riefen den Namen des Ministers. Besonders that dieß Graf Solms mit seiner

*) M. s. Rosenstiel's Biographie in Voigt's Neuem Nekrolog der Deutschen 1825, Bd. I. S. 239.

Digitized by Google

dem Minister bekannten Stimme. Aber sie fanden ihn nicht, doch erfuhren sie manche andere erhebliche Umstände. So erfuhr der Major Harrant von dem Schulzen des Dorfes Rheinau (eine Stunde von Rastadt), daß auch hier kaiserliche Husaren nach einem geflüchteten, verwundeten Franzosen gefragt hätten, an dessen Wiedererlangung ihnen Alles gelegen sei. Zugleich hätten sie ausdrücklich verlangt, daß, wenn man diesen von ihnen nach seinem Aeußern und seiner Kleidung beschriebenen Franzosen fände, man ihn ja nicht nach Rastadt, sondern um die Stadt herum nach Mückensturm auf einem von ihnen bezeichneten Wege bringen, oder ihn nur sicher verwahren und es melden solle, damit sie ihn aus Rheinau abholen könnten.

Hierauf schien es den Gesandten vor allen Dingen nöthig, für die sichere Abreise der französischen Gesandtschaften und ihre ungestörte Ueberfahrt über den Rhein Sorge zu tragen. Mit einem deßfalsigen Schreiben der Gesandten versehen, ging der preußische Legationssecretär von Jordan in das Standquartier des Obersten Barbaczy nach Gernsbach ab. Dieß geschah um 4 Uhr des Morgens; die ganze Nacht war unter diesen Beschäftigungen vergangen.

Einige Stunden nach Absendung dieses Schreibens kam plötzlich um 7 Uhr früh Jean de Bry, mit Blut und Schmutz bedeckt, in der Wohnung des preußischen Ministers, Grafen von Görz, an. Sein Aeußeres war so entstellt, daß die Dienstboten ihn erst gar nicht einlassen wollten. Als er aber in Görz's Zimmer auf seine Frage, ob Frau und Kinder gerettet wären, erfahren hatte, daß sie wohl und in Sicherheit wären, da stürzte derselbe Mann, der bisher nur revolutionäre Wildheit gezeigt hatte, auf seine Knie, faltete die Hände und betete mit lauter Stimme: „divine providence, si j'ai méconnu tes bienfaits jusqu'ici, pardonne!“ *) Seine Kleidung war ganz zerhauen, er selbst war am linken Arme, an der Schulter und über der Nase verwundet, ein Hieb auf den Kopf hatte wegen Hut und

*) Memoir. eines deutsch. Staatsmannes. S. 167.

Digitized by Google

Perrücke nur eine ſtarke Contuſion veranlaßt. Die Geſchichte ſeiner Rettung erzählte er in folgender Weiſe. Auf ihn war, da ſein Wagen zuerſt fuhr, der erſte Angriff geſchehen. Seinen Paß hatten die Huſaren ebenfalls wie den Roberjot's in Stükken zur Erde geworfen, dann ihn nebſt ſeiner hochſchwangern Gattin und zwei Töchtern gewaltſam herausgeriſſen. Auf die Bejahung der von einem Szekler Huſaren in gebrochenem Franzöſiſch an ihn gerichteten Frage: Est-ce que tu es Jean de Bry? erfolgt ſofort ein ſtarker Säbelhieb über den Kopf und ein anderer in den Nacken, worauf er in den am Wege befindlichen Graben niederſtürzt. Doch bleibt ihm noch hinlängliche Beſinnung, ſich todt zu ſtellen, man verſetzt ihm noch einige Hiebe, auch einen Stich in den Schenkel, plündert ihn dann aus und läßt ihn todt liegen. Als die Huſaren fort waren, ſtand er auf und eilte in den Wald. Es regnete ſtark. Da er ſich nun nicht auf die naſſe Erde legen wollte, kletterte er, ungeachtet ſeines ſtark verwundeten linken Armes, auf einen Baum, wo er ſich, zuweilen vor Mattigkeit halb ſchlummernd, bis zum anbrechenden Tage erhielt, nicht ohne Furcht, von öſtreichiſchen Patrouillen, die gegen Morgen den Wald durchſtreiften, entdeckt zu werden. Am Morgen nahm er den Weg zur Stadt. Eine Menge Volk war aus derſelben gekommen, um die Leichname zu ſehen. Jean de Bry miſchte ſich unter dieſen Haufen und ſah unter den ſchmerzlichſten Gefühlen die Leichname ſeiner Collegen am Boden liegen, wo er dicht vorbeigehen mußte. Unbemerkt kam er bis an die Stadt und auch glücklich in das Thor, ohne von der öſtreichiſchen Wache angehalten zu werden.

Noch war die Antwort des Oberſten Barbaczy nicht angekommen. Die Geſandten wünſchten aber ſo bald als möglich die franzöſiſchen Abgeordneten über den Rhein gebracht zu wiſſen, um alsdann ſelbſt abreiſen zu können. Gegen 9 Uhr begab ſich alſo Dohm in Begleitung des däniſchen Geſandten von Roſenkranz und des Freiherrn von Gemmingen, des Bevollmächtigten der unmittelbaren Reichsritterſchaft, zum Rittmeiſter Burkard und erklärte ihm, daß, ſobald der Zuſtand des ver-

Digitized by Google

wundeten Jean de Bry und der Witwe des ermordeten Roberjot es erlauben würde, sämmtliche Mitglieder der französischen Gesandtschaft mit ihren Effecten unter badischer Escorte und in Begleitung mehrerer Mitglieder des diplomatischen Corps nach Plittersdorf gebracht werden sollten, wenn er mit seiner Ehre und mit seinem Leben für die Sicherheit einstehen und auch eine Escorte geben wollte. Der Rittmeister gestand dieß nach einigen Schwierigkeiten zu. Aber bei dieser Unterredung entfielen dem Rittmeister manche bemerkungswerthe Aeußerungen: „Es sei ein Unglück, aber wer dafür könne? Auf Befehl sei es nicht geschehen." Als die Gesandten ihm zu erkennen gaben, daß sie weit entfernt wären, nur die Möglichkeit einer solchen Schandthat vorauszusetzen, suchte er die Größe des Verbrechens dadurch zu mildern, daß er hinzusetzte: „auch ihnen seien wohl Generale todtgeschossen worden."

Bald darauf langte endlich der Legationssecretär von Jordan um 11 Uhr mit einem Schreiben des Obersten von Barbaczy an. Er hatte denselben selbst nicht sprechen können, und obschon er sich als den Abgeordneten aller in Rastadt versammelten Gesandten genannt hatte, so wurde ihm doch gesagt, er könne den Obersten nicht sprechen und wenn er von Gott dem Vater und von Gott dem Sohne käme. Ja, er hatte schon Mühe, den in Rothenfels commandirenden Rittmeister zu bewegen, sein Schreiben an den Obersten gelangen zu lassen, da derselbe, wie er sagte, schon genug Couriers und Estafetten in dieser Nacht bekommen habe. Dagegen war die Antwort des Obersten beruhigend und eines Mannes von Ehre und Gefühl würdig *). „Seien Euere Excellenzen überzeugt," hieß es unter anderm in derselben, „daß in meinem ungeachtet durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteten Busen dennoch ein Herz sich reget, welches über derlei Gräuelthaten sich entsetzet und zu eben so unnatürlicher Rache, wie das Verbrechen jener Raubsüchtigen war, im höchsten Grade gereizt wird **). Ich gebe in dem Augenblicke

*) So urtheilt Dohm bei Gronau S. 619.

**) Man bemerke die undeutsche Fassung dieser Worte.

Digitized by Google

den Befehl, daß ein Officier mit einem Commando der sich glücklich geretteten französischen Gesandtschaft bis an den Rhein Sicherheitsgeleit leisten, so wie ich unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehen lasse, die ich unter meinem Commando jemals gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigster Wehmuth fühlen muß. Was die Begleitung der übrigen hochansehnlichen Gesandtschaften betrifft, so erlaubt mir meine Lage nicht, in dieser Gegend meine Truppen zu zerstreuen, und ich bin überzeugt, daß Niemand etwas zu befürchten haben wird, so wie auch zu dieser Gräuelthat nie jene von Plünderungssucht geblendete Verbrecher sich herabgelassen haben würden, wenn die französische Gesandtschaft, welche vier und zwanzigstündige Frist zur Abreise bekam, beim Tage abgereiset wäre."

Zugleich mit diesem Schreiben hatte auch der Rittmeister die nöthigen Befehle erhalten, in denen aber, wie er sagte, ihm ausdrücklich aufgegeben sei, keine Begleitung von diplomatischen Personen zu gestatten, da die deutschen Gesandtschaften ihre Rückreise antreten, nicht aber an den Rhein gehen könnten. So auffallend diese Behandlung auch war, so würde doch jede Vorstellung hierüber die Abreise verzögert haben. Demnach trafen also der Major von Harrant und der Legationssecretär von Jordan, dem allein der Rittmeister es gestatten wollte, den Zug zu begleiten, die nöthigen Anstalten. Um 1 Uhr verließen Jean de Bry, dessen Wunden die Reise gestatteten, die Damen und das übrige Personal der Gesandtschaft die Stadt, und gelangten — freilich unter fortwährender Todesangst — bald nach Plittersdorf, wo die Ueberfahrt ohne Störung vor sich ging. Die Geretteten schieden unter den lebhaftesten Dankesäußerungen gegen Harrant und Jordan, Jean de Bry gab der Escorte ein Douceur und seine Gattin händigte dem badischen Minister von Edelsheim beim Abfahren aus der Stadt eine Rolle mit 100 Louisd'ors für die Armen zu Rastadt ein.

Noch an demselben Abende verließen die sämmtlichen Gesandten Rastadt und begaben sich nach Carlsruhe, von wo sie an den Erzherzog Karl als commandirenden General der öst-

Digitized by Google

reichischen Armee, so wie an den Landesherrn, den Markgrafen von Baden, den gemeinschaftlichen, von Dohm verfaßten Bericht unter dem 1. Mai 1799 erstatteten, der auch gleich darauf durch den dänischen Legationsrath von Eggers, der in Rastadt anwesend gewesen war, mit mehrern Beilagen und Actenstücken zum Druck befördert worden ist *).

Aber noch ehe diese Berichte zur öffentlichen Kenntniß gelangen konnten, sprach der östreichische Hof in einem Decrete vom 6. Mai 1799 laut und öffentlich seine hohe Mißbilligung über das Geschehene aus und bezeigte seine Bereitwilligkeit, mit Hintansetzung aller nur immer denkbaren Rücksichten dem beleidigten Völkerrechte die vollkommenste Genugthuung zu verschaffen. Eben so versprach auch der Erzherzog Karl, die Resultate der von ihm angeordneten militärischen Untersuchung dem Publikum vorzulegen. Das Gefühl des Abscheu's über diese That wurde von einem jeden ehr- und rechtliebenden Deutschen getheilt.

War nun schon die Aufregung in Deutschland groß, um wieviel größer mußte sie in Frankreich sein, wo das Directorium, welches zu jener Zeit die vollziehende Gewalt in Frankreich war, Alles that, um das Gräßliche der That noch zu steigern. In Mainz ward der Gesandtenmord vom Commandanten auf dem Theater angekündigt, und Alles schrie: **vengeance, vengeance et la mort aux Allemands** **). In Paris wurde ein feierliches Todtenfest für die Ermordeten gehalten ***). Die Stühle, welche Bonnier und Roberjot früher in der Versammlung des gesetzgebenden Corps eingenommen hatten, waren mit ihren Kleidern bedeckt, und auf die Worte des Präsidenten (nach dem namentlichen Aufrufe der Beiden): „Auf dem Congresse zu

*) Vergl. Gronau S. 349.

**) Crome's Selbstbiographie S. 306.

***) Arndt's Reisen durch Frankreich I. 360. Garat hielt eine treffliche Rede, die nach Bernadotte's Ausdrucke in einem Briefe an Ney aus Simmern vom 14. Mai 1799 (Ney's Memoiren S. 141.) ihn an die schönen Tage Lacedämon's und Rom's erinnert hat.

Digitized by Google

Rastadt ermordet", antworteten die Secretäre: „Ihr Blut komme über die Urheber ihres Mordes" *). Auffallend ist es, daß weder das Directorium, noch späterhin die Consuln, noch endlich Napoleon in der Folge Reclamationen bei der östreichischen Regierung wegen Bestrafung des Gesandtenmordes erhoben haben. Es erscheint dieß um so auffallender, je aufgebrachter sich Bonaparte schon im Jahre 1796 über den an dem Legations-Secretär Basseville zu Rom im Jahre 1793 verübten Mord geäußert und seine Soldaten zur Rache gegen die Römer in tönenden Worten aufgefordert hatte.

Und in der That war der Mord zu gräßlich und die Zeit zu aufgeregt, als daß nicht die Beweggründe desselben und die so geheimnißvoll, im nächtlichen Dunkel begangene That die mannichfaltigsten Gerüchte hätte hervorrufen sollen. Trotz des Dohm'schen Berichtes wurden durch öffentliche Blätter, durch kleine Flugschriften und wahrscheinlich auch auf andere Weise schleunig und absichtlich Nachrichten über das Ereigniß zu Rastadt verbreitet, die der Wahrheit zuwider waren, die aber bei sehr Vielen Eingang fanden, da die Verfasser es verstanden hatten, einschmeichelnde Vermuthungen zu äußern und vor allem den Reiz des Geheimnisses noch zu erhöhen. Ja, man ging so weit, daß es in einem kleinen Aufsatze **) bestritten werden konnte, ob überhaupt Szekler Husaren die Mörder der Gesandten gewesen wären, wobei nicht undeutlich auf eine viel nähere Theilnahme des östreichischen Hofes hingedeutet ward! Ferner wurden officielle Berichte erdichtet, die der Oberst Barbaczy an den Erzherzog Karl in französischer Sprache ***) erstattet hätte und die von Unrichtigkeiten wimmelten, um anderer Er-

*) Nach dem Romane Fragoletta Th. II. S. 100. der deutsch. Uebers.

**) Unter der Aufschrift: Ist Vertheidigung des Hauses Oestreich in Betreff des Gesandtenmordes nöthig? In Häberlin's Staats-Archiv Bd. IV. H. 14. S. 258 ff. abgedruckt.

***) Nach der Broschüre: Rapport officiel sur l'assassinat des ministres plénipotentiaires françois à Rastadt 1799.

Digitized by Google

dichtungen und durch den Druck verbreiteter Unwahrscheinlichkeiten nicht zu gedenken. Am auffallendsten war wohl die Ansicht, daß die Gesandten auf Veranlassung des französischen Directoriums ermordet wären, welches dadurch den Haß der Franzosen gegen Deutschland auf das Höchste zu steigern beabsichtigt hätte. Wie sonderbar diese Ansicht auch erscheint, so fand sie doch in jener Zeit viele Anhänger und ist bei Personen, deren Erinnerungen in jene Zeit reichen, noch nicht ganz untergegangen. So hat mir Herr Buchhändler Voigt in Ilmenau brieflich mitgetheilt, daß er im Jahre 1799 im Pfarrhause zu Pfungstadt bei Darmstadt von dem Lieutenant Keil im Szekler Husaren-Regimente Folgendes gehört habe: „Die Franzosen wollen der Welt glauben machen, daß der Gesandtenmord auf Anstiften der östreichischen Regierung und zwar durch Szekler Husaren verübt worden sei. Allein wir Officiere dieses Regiments wissen gewiß, daß dieß erdichtet sei. Denn es ist uns bekannt, daß die Uniformen unsers Regiments von einem Schneider zu Straßburg verfertigt worden sind und daß es Franzosen waren, die in dieser Verkleidung auf geheimen Befehl des Directoriums dieß Attentat verübten, um Frankreich bei dem bevorstehenden Ausbruche der Feindseligkeiten gegen Deutschland wegen dieser Verletzung des Gastrechts zu fanatisiren.“ Wir brauchen jedoch auf Widerlegung dieser Nachricht, die ein Officier des durch jenen Mord allerdings beschimpften Regiments glauben konnte und verbreitet zu sehen wünschen mußte, nicht einzugehn.

Durch so viele unrichtige Darstellungen und falsche Gerüchte geärgert, hielt sich Dohm in seinem Gewissen verpflichtet, noch einmal öffentlich über den Gesandtenmord bei Rastadt zu reden. Er wollte durch Mittheilung aller wahrhaft historischen Nachrichten und seines eignen Urtheils, sowie durch Enthüllung der geflissentlichen Entstellung der Thatsachen und groben Erdichtungen die Wahrheit, so weit es nur immer möglich wäre, feststellen oder wenigstens jedem Urtheilsfähigen die Materialien zu einer eignen Ansicht und zur Begründung einer eignen Unter-

Digitized by Google

suchung verschaffen. Zur Bekanntmachung dieser Arbeit und der dahin einschlagenden Actenstücke wählte Dohm das Häberlin'sche Staats-Archiv *). Niemand konnte hierzu geschickter sein als Dohm mit seinem edeln Wahrheitssinne, mit seiner Kenntniß der Personen und Umstände und seiner durchaus rechtlichen Gesinnung. Wir haben ihn daher auch unbedenklich zum Führer angenommen und erwähnen nur folgende Hauptresultate seiner Untersuchung, mit Bezugnahme auf neuere Ansichten und Aeußerungen.

Es kann erstens als entschieden angenommen werden, daß die Mörder Szekler Husaren gewesen sind.

Nur die Liebe zum Außerordentlichen konnte glauben lassen, daß unter Szekler Uniformen französische Soldaten versteckt gewesen wären, und nur ein sehr weit getriebener Haß gegen den östreichischen Hof, daß besonders abgeschickte Leute zu diesem Attentate in die Uniform eines bekannten östreichischen Regiments gesteckt worden wären. Warum hätte man nicht lieber eine viel mehr entstellende Vermummung gewählt? Uebrigens wurden ja gleich nach dem Morde zu Rastadt Uhren, Tabacksdosen und andere Kostbarkeiten von den Szekler Husaren verkauft; ja, am 29. April, als die Leichname der beiden Gesandten auf dem Kirchhofe zu Rastadt beerdigt wurden, gestand ein im Wirthshause zum Engel anwesender ältlicher Husar, daß er den Minister Roberjot ermordet habe und äußerte große Reue über die That. Er versicherte auch, von seinem Officier dazu angehalten zu sein, der, als er seine Abneigung bezeigt, heftig geschimpft und gedroht, worauf er dann, wie außer sich, auf den Gesandten eingehauen habe **). Endlich beklagt es der Oberst Barbaczy in seinem Schreiben vom 29. April, daß die That von raubsüchtigen Gemeinen geschehen sei, und versichert, daß er bereits Befehl gegeben habe, dieselben gefänglich einzuziehen. Also waren sie doch von seinem eignen Regimente. Und so werden sie auch in

*) Bd. VII. S. 113—264.

**) Bei Gronau S. 346. Anm.

Digitized by Google

dem Berichte des Erzherzogs Karl vom 2. Mai an den Hofkriegsrath in Wien *) bezeichnet.

Als zweites Resultat kann festgestellt werden: Diese Mörder haben nicht aus eignem Antriebe und aus Raubsucht, sondern, wo nicht unter der unmittelbaren Anführung, doch auf Befehl ihrer Officiere gehandelt, in deren unmittelbaren Nähe die Gräuelthat verübt worden ist.

Hier muß nun zuvörderst auf die sehr bestimmte Aeußerung des alten Husaren, die so eben beigebracht ist, verwiesen werden. Dann aber widerspricht es ganz der Wahrscheinlichkeit, sowie aller militairischen Polizei und Disciplin, daß Soldaten es gewagt hätten, so ganz in der Nähe eines Officiers, des Rittmeisters Burkard, der nach den vorliegenden Thatsachen kaum 200 Schritte von dem Mordplatze entfernt sein Quartier hatte, einen solchen Frevel zu begehen. Wenigstens würden sie sich dazu einen entlegenern Platz ausgesucht haben. Auch mußten sie ja bei dem langen Zuge von acht Wagen Widerstand befürchten, der ihren Plan, der doch nur auf die Schnelligkeit des Anfalls und die Schutzlosigkeit der angegriffenen Personen begründet sein konnte, gestört haben würde. Dagegen erscheint das Benehmen des Rittmeisters Burkard zweideutig und verdächtig. Zuerst entschuldigt er es, daß der Befehl, Niemanden aus den Thoren von Rastadt zu lassen, aus Versehen auch auf die französischen Gesandten ausgedehnt sei, dann bezeigt er sich unmuthig, fast grob gegen die deutschen Gesandten, hierauf erklärt er, daß die französischen Gesandten abreisen könnten und kein Hinderniß auf ihrem Wege finden würden. Als die Mordthat bekannt ist, redet er von unglücklichen Mißverständnissen, die beim Umherschweifen der Patrouille sich leicht ereignen können, antwortet dem dänischen Gesandten fast trotzig, macht alsdann die größten Schwierigkeiten, die gewünschte Escorte zur Rettung zu bewilligen, will nicht gestatten, daß diplomatische

*) M. s. Häberlin a. a. O. Bd. VII. S. 170. und Gronau a. a. O. S. 351. Anm.

Digitized by Google

Personen die Begleiter der Franzosen bis an den Rhein sind, und äußert zuletzt: „daß ihnen auch wohl Generale todt geschossen wären". Man kann sich bei Zusammenstellung dieser Umstände kaum des Verdachtes erwehren, daß der Rittmeister Burkard um die ganze Sache gewußt habe, ja daß er vielleicht gar bei derselben thätig gewesen sei. Sein Benehmen ist durchaus roh und beleidigend; es kann nur befremden, daß er so geringe Rücksichten gegen die angesehensten diplomatischen Personen nimmt, da es doch sein Oberst an der Beobachtung aller Formen der äußern Höflichkeit nicht hat ermangeln lassen.

Drittens: Diese Gräuelthat war planmäßig angelegt und ihr Zweck ganz ausdrücklich, die drei Gesandten und keine Andern zu ermorden. Die Plünderung ist Nebensache gewesen, die man nicht hindern konnte (oder wollte) und allem Vermuthen nach den Mördern als Belohnung versprochen hatte, welche deshalb auch die in den Wagen noch befindlichen Effecten als Beute geradezu in Anspruch nahmen. Der oben mitgetheilte Hergang bei dem Anfalle auf die französischen Gesandten zeigt deutlich, daß sie selbst gesucht wurden und daß ihre Ermordung schon im voraus anbefohlen war. Die Gesandten wurden, als man sich durch theils an die Kutscher, theils an sie selbst gerichtete Fragen überzeugt hatte, daß sie die gesuchten Personen wären, durch Säbelhiebe zu Boden gestürzt und fürchterlich zerhauen. Den übrigen Personen geschah, wenn man die Todesangst bei Ermordung ihrer Angehörigen und die Ausplünderung derselben abrechnet, kein Leid.

Man hat gleich nach der That und neuerdings wieder die Meinung aufgestellt, daß der Anfall nicht sowohl den Personen der Gesandten als ihren Papieren gegolten habe. Diese Ansicht ist besonders durch den General Jomini *) vertreten worden. Man habe, so erzählt derselbe, von östreichischer Seite gewünscht, über die Verbindungen, welche mehrere Mitglieder der Reichsdeputation mit Frankreich angeknüpft haben möchten, Licht zu

*) Histoire de la guerre de la révolution T. II. p. 143.

erhalten, und der Graf von Lehrbach, der in der Nähe von Raſtadt geblieben war, habe daher einen Oberſten von den Szekler Huſaren beauftragt, die Geſandten auf der Landſtraße anzuhalten und ſich in den Beſitz der Papiere zu ſetzen. Dabei ſoll die Anweiſung geweſen ſein, zwei derſelben, Jean de Bry und Bonnier, die ſich in beſonderm Grade übermüthig bezeigt hatten, durch eine Tracht Schläge abzulohnen *). Daſſelbe beſtätigt ein hochgeſtellter badiſcher Staatsbeamte, der Freiherr von Drais **), indem er angiebt, daß die Huſaren nur den Auftrag gehabt hätten, ſich der Papiere der franzöſiſchen Geſandten zu bemächtigen. Das letztere Zeugniß namentlich könnte einiges Gewicht haben, da die Papiere allerdings mit den übrigen Effecten weggenommen waren und ihre Rückgabe ausdrücklich verweigert wurde, obgleich der Geſandte Jean de Bry ſich darüber ſehr bitter beklagte und der badiſche Miniſter von Edelsheim ſich für deren Auslieferung lebhaft verwendete ***). Allerdings würde das Entſetzliche der That in etwas gemildert, wenn man annähme, daß der räuberiſche Anfall bloß die Beſitznahme der Papiere bezweckt habe. Aber kein Bericht von Augenzeugen oder betheiligten Perſonen erwähnt einer ſolchen Forderung, die Papiere auszuliefern, vielmehr zeigt die ganze Art des Angriffs deutlich genug, daß man den Geſandten habe das Leben nehmen wollen. Angenommen endlich, daß Jomini's Angabe richtig ſei, ſo fragen wir, ob wohl die Möglichkeit einer blutigen That ausgeſchloſſen ſein konnte, wenn man rohen Soldaten auftrug,

*) Bien houspiller, iſt der Ausdruck in Ney's Memoiren S. 141. Ueberſ. Dazu iſt eine lange Anmerkung gefügt, nach welcher der öſtreichiſche Geſandte in Raſtadt den Auftrag ertheilt habe, die Papiere der Geſandten in Beſchlag zu nehmen.

**) Gemälde aus dem Leben Karl Friedrich's von Baden, Abth. II. S. 156. Doch wird derſelbe in der Minerva 1834. Julius S. 147. (durch Rüder) angeklagt, die Aufklärung über jene Begebenheit, die ihm doch wohl amtlich bekannt war, ſchuldig geblieben zu ſein. Dann fährt R. fort: „noch lebt aber einer, der ſie auch amtlich kannte, in den Gränzen Sachſens und wird ſolche Kenntniß früher oder ſpäter ausſprechen.“

***) Gronau S. 347.

Digitized by Google

die Gesandten mit einer Tracht Schläge abzustrafen? Im Dunkel der Nacht, bei der Gefahr auf der That ergriffen zu werden, konnte der Unterschied zwischen einer Abprügelung und einer tödlichen Verwundung unmöglich beobachtet werden, zumal da im Hintergrunde die Aussicht auf eine reiche Beute eröffnet war.

Wer aber hat den Plan angelegt? in wessen Interesse lag es, die Gesandten zu ermorden? Dohm gesteht, daß über diesen vierten Punkt die einzelnen Facta allerdings keinen Aufschluß geben und daß Vermuthungen nur immer eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit haben können. Er selbst war zu vorsichtig, damals seine eignen Vermuthungen öffentlich auszusprechen. Seit jener Zeit sind mehr als dreißig Jahre verstrichen und man darf es daher wohl wagen, Vermuthungen auszusprechen, die aus äußern und innern Gründen einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit haben.

Die neuern französischen Schriftsteller, wie La Valette *), Montgaillard und Gohier **), sind gerecht genug, den östreichischen Hof wie auch das französische Directorium von allem Verdachte des Antheils an der That freizusprechen. Dagegen fanden Memoirenschreiberinnen und Romanfabrikanten Vergnügen daran, als die eigentliche Anstifterin des Frevels die Königin Caroline von Neapel, die Tochter Maria Theresia's und Napoleon's unversöhnliche Feindin, zu nennen. Ihr die Ruhe im Grabe mißgönnend, häufen sie auf die Vorwürfe der Sittenlosigkeit, Unzucht und Ränkelust noch die Beschuldigung, den Obersten Barbaczy, der ihr ganzes Vertrauen besessen, zu dieser Mordthat bewogen zu haben ***). Ja, die Herzogin von Abrantes †) versichert, daß sie es gewiß wisse und es der geschichtlichen Gerechtigkeit nicht vergeben könne, daß Caroline von

*) Memoir. I. 268—270. der deutsch. Uebers.

**) Vgl. Varnhagen von Ense: Zur Geschichtschreibung und Literatur S. 73.

***) M. s. den Roman Fragoletta a. a. O.

†) Memoir. II. 193 f. der deutsch. Uebers.

Digitized by Google

Neapel auch hier die Anstifterin gewesen sei. Wie anziehend auch immer das Geplauder der letztgenannten Schriftstellerin ist, so bewährt sie doch hier ihre Unkunde in Beurtheilung auswärtiger Verhältnisse, wie an vielen andern Stellen ihres Buches. Es ist kein einziger Beweis, keine einzige Autorität da, auf welche sich diese Behauptung stützen kann.

Gehen wir in unsrer Kritik weiter, so fällt allerdings auch auf den Obersten Barbaczy der Verdacht, um ein Ereigniß gewußt zu haben, das in seinem Regimente vorging und zu dem er selbst doch die Leute commandiren mußte. Sein Schreiben vom 29. April an die deutschen Gesandten spricht allerdings den tiefsten Unwillen über eine That aus, durch welche die Uniform, die er trug, entehrt werden mußte. Aus einer Stelle in Dohm's Berichte *) scheint hervorzugehen, daß man seinen Aeußerungen Glauben beigemessen habe, und wir vermögen dieß auch nicht zu bezweifeln. Indeß ist es uns doch auffallend, daß Barbaczy in jenem Briefe erklärt, die Verbrecher unverzüglich (also in den Morgenstunden des genannten Tages) verhaften zu lassen, und daß noch am Abend desselben Tages ein Husar im Wirthshause zum Engel in Rastadt sich öffentlich als Roberjot's Mörder zu erkennen geben konnte. Also war dieser noch nicht eingezogen? und wenn andere Husaren eingezogen sind, was ist mit diesen geworden? sind sie bestraft oder haben sie ihre Freiheit als Unschuldige wieder erhalten? Es ist allerdings befremdend, daß der östreichische Hof in einer ihn so nahe angehenden Sache die mit den Husaren abgehaltenen Verhöre — falls solche Statt gefunden haben — nicht öffentlich bekannt gemacht hat. Dieser Umstand scheint uns am meisten für die Theilnahme eines hochgestellten Mannes an dieser Unthat zu sprechen, den man selbst höhern Orts nicht wollte bekannt werden lassen. — Nicht minder auffallend erscheint eine andre Mittheilung, die Häberlin in einem Schreiben vom 15. Januar 1802 dem Minister Dohm gemacht hat **). Nach der Versicherung eines Freundes von

*) Bei Gronau S. 610.

**) a. a. O. S. 209. Gronau S. 354.

Häberlin in Schwaben, befand sich am Abend der Schandthat der Pfarrer aus Rothenfels bei dem Obersten und aß mit ihm zu Abend. Bei Tische war Barbaczy sehr ungeduldig, führte auch so räthselhafte Reden, daß der Pfarrer glaubte, der Oberst habe zuviel getrunken. Als der Pfarrer aufbrechen wollte, hielt Barbaczy ihn immer zurück und sagte, es komme noch eine wichtige Nachricht. Endlich sei er nachdenkend im Zimmer auf- und abgegangen und habe zu sich selbst gesprochen: „Barbaczy, was wird die Welt zu deinem alten Kopfe sagen!"

Wir dürfen nun nicht länger mit der Bemerkung anstehen, daß sehr bald nach der verübten Mordthat und mit noch größerer Bestimmtheit in unsern Tagen der Verdacht, der Urheber jenes Anfalls gewesen zu sein, einen der beim Congresse zu Rastadt bevollmächtigten Gesandten trifft. „Ein Mann war es, sagt der Verfasser der Memoiren eines deutschen Staatsmannes, der durch seinen Standpunkt auch in Rastadt eine bedeutende Rolle spielte. Die edlere nicht; denn wäre sie es gewesen, so wurde sie durch ihn entweiht; er mischte allein sein Gift hinzu. Ihn hatte Rachgefühl entflammt und bestimmt, sich die geheimsten Papiere der Gesandten, es koste was es wolle, anzueignen. Das eigentliche größere Archiv war schon mehrere Tage vorher nach Straßburg hingesendet worden. In dem rohen Husarenhaufen hatte er Werkzeuge gefunden. Die Elenden glaubten, was ein in dem Dienste hochgestellter Mann verlange, sei auch der Wille ihres Herrn. Der Unverstand wird leicht durch Bosheit mißleitet und so wurden Soldaten Räuber und Mörder an Unbewaffneten, die unter dem heiligen Schutze des Völkerrechts standen." Allerdings konnte Graf Schlitz, der Schwiegersohn des preußischen Ministers Görtz, wohl um die Wahrheit wissen, die in diplomatischen Cirkeln kein Geheimniß blieb. Deutlicher noch erklärt sich der Freiherr von Gagern *). „Niemand zweifelt, daß die Masse der Thäter ächte Szekler Husaren waren: kein Verständiger beschuldigt den Hof und die hohen Personen des Kaiser-

*) Mein Antheil an der Politik I. 91.

hauses, aber Lehrbach's rohem Charakter ist es wohl zuzutrauen." Hier ist nun zuerst ein bestimmter Name ausgesprochen. Graf Lehrbach war seit dem Anfange des Congresses im Jahre 1797 östreichischer Minister bei demselben gewesen und hatte besonders die Protestationen mehrerer Reichsstände zu beantworten, welche sich darüber beklagten, daß der Kaiser das Interesse Deutschlands seinem eignen Interesse aufgeopfert habe. Er that dieß, nach Napoleon's Bemerkung *), mit der ganzen, seinem Charakter eignen Kraft, Anmaßung und Ironie. Späterhin hatte er seinen Haß gegen die drei französischen Gesandten auf eine so deutliche Weise an den Tag gelegt, daß man ihm gerade eine blutige Selbsthülfe und Rache wohl zutrauen konnte. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß ein so hochgestellter Mann unter den Szekler Husaren, die roh und ungebildet waren, willige und blinde Werkzeuge seines Unternehmens fand, so wie auch gerade der Umstand, daß die Mörder östreichische Uniform trugen, sehr geschickt ausgesonnen war, um den Verdacht gänzlich von einem Privatmanne abzulenken und dem Anfalle den Schein eines kriegerischen Ueberfalles zu geben. Ob die Ermordung ausdrücklich befohlen war, ob nicht, gilt ziemlich gleichviel. Den Husaren war die Aussicht auf Beute eröffnet und bei rohen Gemüthern gilt ein Menschenleben wenig, wo man sich bereichern kann. Auch zeigt die Aeußerung der Husaren in dem Dorfe Rheinau, daß man ihnen den verwundeten Franzosen, falls er sich fände, ausliefern möchte, hinlänglich, daß es ihnen um die Person der Gesandten, nicht bloß um ihre Papiere und Kostbarkeiten zu thun war. Kurz, ein vornehmer, angesehener Mann hat mit einigen rohen Officieren von Barbaczy's Husaren das Complott verabredet, und die Husaren folgten unbedenklich theils dem Befehle ihrer Officiere, theils der lockenden Aussicht auf Beute. „Wir sind Soldaten der Fortuna," mochten sie mit Hauptmann Deveroux in Schiller's Wallenstein denken, „wer das Meiste bietet, hat uns."

*) In den von Montholon herausgegebenen Memoiren IV. 201. der Berlin. Ueberf.

Digitized by Google

Freilich bleibt selbst nach den Berichten angesehener Zeitgenossen und Diplomaten das Ereigniß bei Rastadt noch immer in einem gewissen Dunkel versteckt und dürfte schwerlich ohne das freie Geständniß der eigentlichen Theilnehmer ganz aufzuhellen sein. In höhern Cirkeln ist gewiß noch Manches bekannt, was aus Rücksichten gegen Mitlebende bisher verschwiegen geblieben ist, Manches dagegen haben die Ohren- und Augenzeugen jenes Ereignisses mit ins Grab genommen. So wußte Dohm gewiß mehr, als er zur öffentlichen Kenntniß gebracht hat, und sein Biograph äußert geradezu dessen Ansicht, daß die Enthüllung der Wahrheit dadurch verhindert würde, weil noch Personen am Leben wären, die von dem eigentlichen Zusammenhange der Sache Kenntniß haben. Dieß schrieb Gronau (S. 355) im Jahre 1824. Nicht minder war der durch seine publicistischen Kenntnisse in ganz Deutschland hochgeachtete Häberlin in Helmstedt, der manches diplomatische Geheimniß kannte, durch fortgesetzte Nachforschungen zu einer festen Ueberzeugung in Betreff der Anstiftung des Mordes gelangt, die er öffentlich nur sehr vorsichtig andeutete und nie gewagt hat, bestimmt auszusprechen. Aber in freundschaftlichen Briefen an Dohm — und wahrscheinlich auch an andere Freunde — hat er sie unverholen, jedoch nur als seine moralische Ueberzeugung geäußert, die als solche auch mit ihm zu Grabe gegangen ist. Auch dieß berichtet Dohm's Schwiegersohn, Gronau, ohne jedoch zu bemerken, ob er in Dohm's Nachlasse dahin bezügliche Papiere und Briefschaften gefunden habe.

Zum Schluß gedenke ich noch einer ähnlichen Begebenheit, welche mehr als zweihundert Jahre früher den Schein niedrigen Meuchelmords gleichfalls auf einen deutschen Kaiser aus dem Hause Habsburg warf. Die Ermordung der französischen Gesandten Rincon und Fragoso am 31. Juli 1541 durch spanische Soldaten im Dienste des kaiserlichen Gouverneurs von Mailand hat die Geschichtschreiber jener und der neuern Zeit vielfach beschäftigt, aber auch mehr als eine falsche Darstellung hervorgerufen. Die Sache verhält sich in der Kürze, wie sich aus genauer Vergleichung der Quellen und Erzählungen beider Par-

Digitized by Google

theien ergiebt, folgender Weise. Rincon und Fragoso wurden von Franz I. von Frankreich im Sommer 1541 als Gesandte nach Venedig und Constantinopel abgeschickt. Sie nahmen ihren Weg, obgleich vielfach gewarnt, durch das von kaiserlichen Truppen unter dem Marquis del Guasto besetzte Mailand, sie reiseten aber nicht als Gesandte unter dem Schutze des Völkerrechtes, sondern heimlich unter anderem Aeußern und zu angeblich andern Zwecken. Ohne Unfall waren sie bis Cantalone, unweit der Mündung des Tessino, gekommen, als plötzlich zwei Fahrzeuge mit Bewaffneten auf sie zueilten, den ersten Kahn von dem zweiten abschnitten und denselben angriffen. Die französischen Abgeordneten griffen zu den Waffen, es begann ein Gefecht und beide wurden erschlagen.

Die französischen Geschichtschreiber haben nun versucht, dem Kaiser Karl V. einen Schandfleck anzuheften, indem sie ihn beschuldigen, den Mord befohlen zu haben, um sich der Papiere der Gesandten zu bemächtigen *). Den Marquis del Guasto nennen sie zugleich als den, auf dessen unmittelbare Anordnung der Angriff geschehen sei. Hiergegen hat sich del Guasto auf das Feierlichste und Bestimmteste öffentlich vertheidigt, auch sich (im Geiste der Zeit) erboten, seine Unschuld durch einen Zweikampf zu erhärten. Spanische Geschichtschreiber geben zu, daß der Marquis jene Beiden habe wollen aufgreifen lassen und sich ihrer Papiere bemächtigen. Dieß war nicht rechtswidrig gehandelt. Denn welcher Gouverneur würde es nicht dem Interesse seines Herrn für angemessen halten, ein Paar Leute einziehen zu lassen, die sich durch seine Provinz zu einer ihm feindlichen Macht (wie im vorliegenden Falle zu den Türken) durchschleichen wollten? Um so mehr, wenn sie, wie Rincon und Fragoso, ohne Pässe und unter falschen Angaben reisten. Kann man ihn aber wohl, wenn durch Widersetzlichkeit Todschlag herbeigeführt wurde, einen Mörder nennen oder gar einen edeln Kaiser des schreck-

*) Ihnen folgt Ancillon im Tableau des révolutions du système politique de l'Europe T. I. p. 385. und A. L. Hermann in seiner Biographie Franz I. S. 371 ff.

Digitized by Google

lichsten aller Verbrechen anklagen? Ueberdieß war Karl damals in Spanien, wußte wohl gar nichts von der Sendung und leugnete auch, jemals nur zum Auffangen Befehl gegeben zu haben. Dieß wird um so glaublicher, wenn man die damaligen Umstände erwägt, unter denen es ihm höchst unangenehm sein mußte, den König von Frankreich beleidigen oder reizen zu wollen. Ihm lag vielmehr daran, Franzens Freundschaft zu erhalten, damit er seine Unternehmung gegen Algier ungestört beendigen könnte. Die Darstellung Fr. von Raumer's in seinem neuesten Werke *) hat die Unschuld des Kaisers Karl bei dem Angriffe auf die französischen Gesandten außer Zweifel gesetzt.

Die vorstehende Erzählung des Gesandtenmordes bei Rastadt enthält die Berichte der Zeitgenossen und derer, die ihnen zunächst lebten und standen, über jenes beklagenswerthe Ereigniß. Vielleicht daß derselbe günstige Stern, dem die Geschichte der neuern Zeit schon so manches Licht verdankt, auch bald über die Nachtscene bei Rastadt aufgeht und mit seinen Strahlen das Dunkel erleuchtet.

*) Geschichte Europa's seit dem Ende des funfzehnten Jahrh. I. 500. und in den Briefen aus Paris I. 265.

Digitized by Google

Wilhelm Friedrich Meyern.

Ein Briefwechsel aus dem Anfange unseres Jahrhunderts.

Zweiter Artikel.

Diese zweite Mittheilung der Meyern'schen Briefe, die wir unserm Freunde Dr. Hock in Wien verdanken und die im vorigen Monatsheft das Interesse auf diesen seltenen, kaum gekannten und selbst von denen, die ihm näher gestanden, fast vergessenen Mann lebhaft hingelenkt haben, glauben wir nicht besser einleiten zu können, als wenn wir diesmal ein uns von verehrter Hand zugestelltes Schreiben voranschicken, das Meyern's Person betrifft und in klaren Zügen eine scharf zusammengefaßte Charakterschilderung von ihm liefert. Dieses Schreiben, dessen Verfasser damals als Officier in österreichischen Diensten gestanden, ist an den berühmten Grafen von Schlabrendorf, den besonders durch Varnhagen von Ense's Darstellung und Zschokke's Mittheilungen im „Prometheus" uns näher bekannt gewordenen genialen Sonderling, gerichtet, und hat zum Zweck, demselben eine so originelle Persönlichkeit, wie Meyern, als ein wahlverwandtes Bild vorzuführen und näher zu bringen. Wer aus Meyern's Briefen, in welchen der seltsamste Contrast einer starken, auf sich zurückgeworfenen, fast beduinenartig sich absondernden Gesinnung oft mit wertherischer Schwermuth und Gefühlszartheit so wunderbar anziehend wechselt, eine solche Natur liebgewonnen, mag die Mühe nicht scheuen, sich darauf irgendwie in den Besitz seiner Dya-Na-Sore zu setzen und wenigstens den Versuch der Lectüre damit anzustellen. Eine ausgeführtere Darstellung von Meyern's Lebensverhältnissen ist in den Brockhausischen „Zeitgenossen" nachzusehen.

* * *

An den Grafen von Schlabrendorf in Paris.

Steinfurt, d. 3. Januar 1811.

— „Zumeist dürften jetzt wohl die auf den Staat gerichteten Strebungen und Fähigkeiten ihre Mühen und Bedrängnisse haben, ja von ihrem

Digitized by Google

Berufe ganz ausgeschlossen bleiben. Gewiß sind die Völker und die Zeiten zu beklagen, die solche Kräfte hervorbrachten, ohne sich ihrer Wirkungen zu erfreuen; aber noch mehr die Staatsmänner selbst, die im Stillen hingelebt, ohne den Stoff ihrer höchsten und schwersten Kunst gefunden zu haben, weil sie ihn auf schlechten, unvaterländischen Wegen verschmähten. Um so inniger hängt mein Herz an denen, die ich in diesem Geschick erkannt habe, und in denen vielleicht auch meinem Eifer das Bild gesetzt ist der Beschränkung, in welcher auch mein Streben erfolglos verkommen soll. Mein Leben kann noch tausendfältigen Wechsel erfahren; ich bleibe ihm wider Willen hingegeben, so lange um mich her nichts Stätiges ist; was man Freude und Glück nennt, erwarte ich wenig, so lange diese Richtung der Zeiten fortdauert; vielleicht sieht das fernste Ziel meines Lebens das nicht im Geringsten erfüllt, wonach ich strebe; aber meine späteste Zukunft wird dennoch für meinen Blick erhellt, wenn ich mir denke, ich könne in hohem Alter, nach überstandenen Kämpfen und im Schmerz über ihr Mißlingen, still und fest so dastehen, wie ich Sie, Verehrungswürdiger, gesehen habe! Es ist mir, falls ich lange lebe, ein tröstliches Bild hoch aufgestellt; ich wünsche dann so zu sein, wie ich Sie, und wie ich Meyern jetzt sehe, die mir verständlichere Lebensbilder sind, als die Muster der Vorwelt, von denen auch nur die auf uns gekommen sind, die in früherm oder späterm Erfolg die Kraft und Frucht ihres politischen Wollens zu zeigen vermocht! — Ich machte mir schon oft zum Vorwurf, Ihnen damals von diesem Meyern nicht gesprochen zu haben, und ich will es jetzt thun, um mich zugleich zu rechtfertigen, daß ich ihn neben Sie gestellt habe, obgleich seine Weise, und besonders die Lebensbahn, die er durchgangen, von der Ihrigen ganz verschieden ist, und nur in der politischen Tugend, die ich nirgends größer gesehen, will ich die Einheit gefunden haben! Ich machte seine Bekanntschaft vorigen Winter in Prag, und es traf sich glücklicherweise, daß er einige Monate hindurch mit mir dasselbe Zimmer bewohnte. Er war beim Ausbruche des letzten Krieges in österreichische Dienste getreten und Hauptmann bei der Landwehr geworden. Von seinen früheren Verhältnissen habe ich nur wenig, und durch ihn selbst, ungeachtet wir ziemlich vertraut waren, beinahe nichts erfahren, weil seine Persönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat und er sich selbst nie bedachte, sondern nur die Dinge, die er gesehen, und die Gedanken, die er gefaßt, bei seinen Gesprächen vor Augen hatte. Dazu stimmte auch sein äußeres Leben, das nach Selbstwahl in jeder Art enthaltsam, streng und hart ist; er bedarf wenig Schlafs, geringer Kost, seine Kleidung zeigt, daß er ein Mann ist, der ihrer zu keinem Scheine braucht. Beschwerden, Arbeiten, Gefahren scheut er nicht, und hat die Art von Vertrautheit damit, die auf männliche Weise

Digitized by Google

jedes Unnöthige zu umgehen und das Unternommene standhaft zu Ende zu führen weiß. Der Ruhm und das Glück seines Volkes sind ihm das Einzige und Höchste; er würde dieses auch auf ungerechte Art herbeizuführen suchen; was dem entgegen ist, das ist ihm feind; das tiefste Unglück ist ihm, und fast das einzige, sein Volk schmachvoll unterjocht zu sehen. Diese Gesinnung hat er feurig und edel in einem Jugendwerke ausgesprochen, in einem politischen Roman, Dya-Na-Sore genannt, einem Buche, das mehrere Auflagen erlebt hat und zu einem großen Rufe gelangt ist, das in seiner etwas wunderlichen Form die edelsten und tiefsten Gedanken darstellt, und das gediegene Gemüth und den geschichtlichen Blick seines Verfassers nicht verkennen läßt. Durch diesen selbst hätte ich aber wohl nie etwas von diesem Buche erfahren; er betrachtete sich davon wie abgelöst und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine strenge Rechtschaffenheit, seine thätige Menschenfreundlichkeit, seine Kenntnisse und Talente, sein Schweigen, wo Reden unnütz gewesen wäre, und seine Anspruchlosigkeit gerade in den Dingen, in welchen die Menschen gewöhnlich am meisten durch Wetteifer beleidigt werden, haben ihn seit langer Zeit den Großen angenehm gemacht, und bei der ausgebreitetsten Bekanntschaft unter ihnen genießt er überall die größte innere Achtung, die ihn der etwa mangelnden äußeren Auszeichnung leicht entbehren läßt. Er hat große Reisen mit Gesandten, Generalen und andern wichtigen Personen gemacht, Deutschland in allen Richtungen durchwandert, England und Schottland besucht, Ungarn und Polen gesehen, Italien in allen seinen Theilen durchstrichen, sieben Monate auf Sicilien gelebt und sich lange in Griechenland, in Konstantinopel und auf der Küste von Kleinasien aufgehalten. Ueberall hat er die Völker studirt und die Natur der Länder erforscht; ich kann nicht sagen, mit welcher inneren Freude ich ihm zugehört habe, wenn er Abends mir, seinem jüngern Freunde, belehrend erzählte, gleichsam durch mein Hören aus seinem Schweigen gerissen, und bald von Bergwerken, von Brücken, Wäldern und Flüssen, bald von venetianischen Sitten, von dem Leben der englischen Matrosen (die er überaus liebt), vom Schiffswesen, von dem Zustande der Neugriechen und dem des türkischen Reiches, bald von militairischen Operationen und alten Schlachtfeldern, lebhaft, ruhig, sicher, geistvoll und treffend erzählte, daß ich oft unwillkürlich an den freundlichen Herodotos denken mußte! Die Kriegskunst versteht er in allen ihren Zweigen; er würde Soldaten nicht nur anzuführen, sondern auch zu bilden wissen. Alle dahin bezüglichen Gegenstände sind ihm so vertraut und geläufig, daß ihm die richtige Kombination von Mensch und Natur zum Behuf des Kriegs in jedem gegebenen Falle wie von selbst entstehen müßte, und er gewiß immer das Eine Nothwendige träfe. Der Fürst Py-

Digitized by Google

silanti wollte einmal durch ihn seine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erst geschaffen werden sollte, gegen den Paswan Oglu führen lassen; die eingetretenen friedlichen Verhältnisse nahmen ihm diese Gelegenheit, wirklich zu zeigen, was er im Felde vermocht hätte. Alles, was den Staat angeht, die Anordnung und Erzeugung allgemeiner Gesellschaftsverhältnisse, hat er mit tiefem Sinn durchdacht; die große Bezwingung der Natur zu menschlichen Zwecken, die vielen Bauwerke, die gegen ihre Feindseligkeiten der Mensch unternommen, das Wesen der Landwirthschaft und des Handels, die Kraft der Finanzen, alles hat er in seinem klaren Geiste bearbeitet, alles vielfach gesehen und in Erfahrungen geprüft. Der Geschichte ist er kundig, und vorzüglich der deutschen: Poesie in Kunstform steht ihm fern, aber vom Staat und von der Geschichte aus hat er den Shakespeare ausgefunden. Im Gegensatze der katholischen Umgebung, in der er sich meist befunden, ist er stets ein strenger Protestant. Von der Welt will er nichts, sein Leben ist ihm gleichgültig; freie Völker, und vorzugsweise freie Deutsche zu sehen, wäre ihm der einzige Trost; er hatte früher mit den Engländern unterhandelt, Deutsche als Kolonisten nach Sicilien zu führen, wo seiner Aussage nach für mehr als 30,000 Menschen unbebautes Land liegt; zu einer Auswanderung fände er sonst Candia am besten, das wenige Plätze zum Angriff, und fast überall gute Vertheidigung darbietet; daß dort aus geretteten Deutschen gegen die Unterdrücker des Mutterlandes eine Art Maltheserorden sich festsetzte, gehört unter die Ideen, die er vielfach genährt hat, und deren Nicht-Ausführung noch nichts gegen ihre Ausführbarkeit beweist. Dieser treffliche Mann, der wohl, wenn irgend Einer, zum Staatsmann geboren ward, — nur daß er nicht auch die Umstände, die seinen Gaben nöthig waren, schaffen konnte und seiner Persönlichkeit keine glänzende Erscheinung zu geben wußte, — der nun über funfzig Jahr alt ist und wohl unzählige Schmerzen und Leiden in seiner Laufbahn erfahren hat, wie jeder, der mit hellem Geiste die Verkehrtheit der Handelnden erkennt, und sein leises Reden und Warnen, bei allem Fehlschlagen seiner Mühe, doch immer wieder erneuern muß, hätte auf verschiedene Weise dreimal die Schlacht von Wagram entweder unmöglich gemacht oder für uns entschieden, wenn man ihn gehört hätte! Er benutzte seine Bekanntschaft und gewohnten Umgang mit Generalen und Vornehmen, um anspruchslos wie er war, Einzelnen, die ihm freundlich Gehör gaben, folgende Vorschläge zu thun, die insgesammt unbeachtet blieben. Erstens gab er eine Zeichnung ein, wie vermittelst einiger Balken jeder Donaukahn zum Kanonierboot umgewandelt werden konnte, eine Einrichtung, die er vom englischen Seewesen her kannte und mit einigen alten Schiffern völlig ins Werk zu setzen, schon verabredet hatte. Alsdann waren auch wir im Besitz einer Flottille,

Digitized by Google

wie die Franzosen, und diese konnten nicht so leicht Meister des Flusses werden. Zweitens gab er eine Art von Telegraphen für die Linie unserer Armee an, die es unmöglich gemacht hätten, daß der Erzherzog Johann den Befehl, nach Wagram zu rücken, zu spät erhielt. Drittens hat er oft die einflußreichsten Personen dringend aufmerksam darauf gemacht, wie sehr es nöthig sei, das Gebirge Hohenleithen zu verschanzen; dann war unser linker Flügel beim ersten Weichen nicht gleich bloßgestellt, wodurch die Schlacht eigentlich verloren ging. — Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das fast unaufhörlich in solchem vergeblichen Wissen und Bemühen sich hinschleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, so oft nur der geringste Keim des Bessern sich leise regt! Und wie wäre dieser Mann vielleicht in einer günstigen Lage erst erschienen? Wer will ergründen, welche Kraft dann entfaltet worden wäre? Was wir sehen, sind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu schließen! Sie sehen, Verehrungswürdiger, daß jener nicht unwerth ist, neben Ihnen genannt zu werden, und daß ich nicht unbillig seinen treuen stillen Ernst und sein geschichtliches Dastehen mit dem verglich, das aus Ihnen zu mir sprach, und mir ist es, als hätte ich mich einer längst verschuldeten Pflicht entledigt, daß ich Ihnen von diesem Manne endlich gesprochen habe! — Die Geschichte rauscht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen diese Zeit durchleuchtete; sie trägt wohl gar die Klage und den Vorwurf mit hinüber, daß arm die Deutschen in ihr gewesen an großen Talenten für den Staat, und eine auf Bücherwesen gerichtete Geistesbildung, mehr in Wort als in That, das Einzige sei, was in diesen Zeiten uns gegeben worden; und dennoch scheint die ganze Geschichte doch nur um solcher Männer willen da zu sein! War nicht auch der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen ein junger Held, den ungünstige Schicksale den Ansprüchen seines Volkes schon zerstört und verzehrt hatten, als er anfangen sollte, spät dieselben zu erfüllen? Ich weiß es, Sie lieben diesen Prinzen nicht, und ich erinnere mich wohl, daß Sie ihn hart schuldigten, aber Sie kannten ihn nicht, und Niemand wurde jemals so wie er von wahrhaftigen Gerüchten dennoch nur verläumdet, weil diese Gerüchte wohl die äußere Thatsache zum scheinbaren Beleg hatten, aber nicht die inneren Gründe zur wahrhaften Erklärung. Deshalb auch würde ein Dichter in einem Trauerspiel diesen Prinzen treuer darstellen können, als ein noch so begabter, aber undichterischer Geschichtschreiber.“ —

* * *

Digitized by Google

Meyern's Briefe.

7.

Konstantinopel, den 23. April 1803.

Die spate Wiederkehr der schönen Tage, nach einem Winter, wie er unter diesem Himmel nicht zu erwarten war, die Blüthenbäume vor meiner Thüre, die ganze frohe Aussicht des Frühlings umgiebt mich; aber ich bin nicht froh. Die weite Aussicht, über den Hafen, den Kanal, das weite Meer und die schönen Küsten Asiens liegt vor mir, die Sonne geht auf in ihrer Herrlichkeit, eine blaue Fläche ist das Meer, der Himmel rein und wolkenlos. Hundert Schiffe sah ich diesen Morgen einlaufen; aber mich ergreift beinahe kein Leben mehr; denn mein schönstes Wollen ist vernichtet, und der Riß meines Daseins löst sich in Staub auf. Fragen Sie mich — warum? so antworte ich durch ein Gleichniß: legen Sie ein Stück Eisen in die feuchte Erde, Eisen ist stark; aber dennoch rostet es, es widersteht der Gewalt, aber nicht dem nagenden Einflusse. In meinem Charakter liegt ein Gebrechen, das alles Gute vernichtet, — ich habe zu viel gewollt, um viel zu erreichen: oder vielmehr, meine Einbildungskraft hat mich immer auf Dinge hingezogen, die außer meinem Wege lagen, und hat mir verleidet, was mir nahe war.

Ein Reisender, der vor vier Wochen einen Brief an Sie mitnahm, hat unterwegs den Fuß gebrochen, liegt in Bukarest, kommt in zwei Monaten kaum an; auch darum schreibe ich heute. Sie sehen, wie viel ein Mensch, wenn er will, Ursachen in sich findet. Nicht der weichliche, empfindende Eigennutz, daß jemand an mich denke, die Sucht, ein wichtiger Gegenstand in Anderer Gemüthe zu sein, erinnert mich an Sie; sondern das, was eigentlich das einzige Band der Unvergeßlichkeit sein sollte ... die Erinnerungen des Schönen und Guten, das Bedrängte und Ungewisse der Lage, in der ich Sie verließ, Ihr Alleinsein unter Fremden, das Hinweggerissensein von Ihrer Schwester, die Entfernung von Ihrem Vaterlande, eine Jugend, der kein stiller Morgen der Jugend lachte. Konnten Sie glauben, daß Ihr besseres oder minder besseres Schicksal mir so gleichgültig sei! Wollen Sie, daß ich immer mehr glauben soll, die Männer seien besser als die Frauen, und das Gedächtniß einer Frau gehe nicht weiter als ihre Gegenwart? —

Sobald Menschen, denen wir uns näher glaubten, sich von uns entfernt halten, was soll man von den übrigen hoffen? Unfreundlicher wird unter einer Welt von Fremden das Gemüth: kommt hierzu noch, daß wir in jeder Erinnerung nur auf etwas Verlorenes zurücksehen, daß aus unserm vergangenen Leben auch nichts mit bleibender Dauer nachfolgt,

Digitized by Google

daß alles nur fliehendes, unstätes Gewirre des Augenblicks wird; so tritt Verachtung des Lebens in die innere Leere; denn nur in Erinnerungen lebt der Mensch, nur in den bleibenden Bildern einer schönern Vergangenheit ordnet sich sein Dasein zu einem bedeutenden Ganzen.

Sonderbar sind die Begriffe, die man von Reisen und Reisenden sich macht. Unter den Reizen einer steten Neuheit glaubt man sie glücklich. Leicht wie Vögel scheinen sie über der Erde zu schweben. Ein junger Fant, der nach Paris zieht und vom Schuh bis zum Hute sich verneut, mag so reisen. Aber in einem Lande der Zertrümmerung hängt aller Reichthum, aller Erwerb des Dageweseinseins von unserm eigenen Sehen ab. Alles muß man finden, nichts wird uns gegeben, kein Mensch knüpft sich an den andern. Der leeren Stunden giebt es viele, und nur die glückliche Erinnerung, daß andere Menschen unsrer freundlich denken, kann Wollen und Streben in reger Thätigkeit der Zukunft entgegenhalten. Der Mönch in seinem Kloster kann kaum einsamer sein, als unter Welt und Lärmen ich. Mit den Eingebornen wird man nie bekannt; der Türke schließt durch seine Lebensart alle Nationen von sich aus, der Grieche ist zu subaltern, um für die bessere Gesellschaft Kenntnisse, Form und Verbindungen zu suchen. Die Franken bestehen aus Kaufleuten und Leuten der Gesandtschaften; die ersten wollen blos reich werden, die letzten sind hier, weil sie dafür bezahlt werden und in der Zukunft Vergütung hoffen. Keiner liebt hier zu sein, Allen erscheint die Rückkehr in ihr Vaterland als eine Erlösung vom Uebel. Alles geschieht also nur wie vorübergehend für den Augenblick, man braucht sich und vergißt sich. In Smyrna war's besser, die Menschen sind einheimischer. In meiner Einsamkeit auf Scio war's am besten. Nur unter wenigen, die er genau kennt, die er ehrt und liebt, denen er viel ist, weil sie ihm in der vollen Erhebung seines Herzens viel sind — lebt der Mensch am besten.

8.

Bukarest, den 18. Juni 1803.

Nach eilf Monaten finde ich endlich die ersten Briefe *hier*. Wie mir das Herz schlug, da ich sie in die Hand nahm. — Keiner von Ihnen, — *keiner* — nach so vielen von mir. Nur zwei Menschen hatten an mich geschrieben. Alle übrigen entschuldige ich. Ihnen allein kann ich nicht vergeben, Sie allein kann ich nicht begreifen; wo ich mein bleibendstilles Andenken so sicher gehofft und gewünscht hatte. Sie, an der mein Gedächtniß mit aller Klarheit des Vergangenen so festiglich hing, mein liebster, freundlichster Gedanke — was soll ich glauben? Hätten Sie doch wenigstens geschrieben: „ich will deine Briefe und deine Erinnerungen nicht," so schwankte ich nicht zwischen trüber Vermuthung. Sind Sie krank?

Digitized by Google

Haben meine Briefe Sie verfehlt? Erscheine ich dadurch vielleicht in Ihrer Meinung im Lichte eines Vergeßlichen? Sind Sie nicht mehr in Wien? Bin ich Ihnen etwas? Bin ich Ihnen nichts? Wie viele Fragen des Ungewissen! Haben Sie glauben können, daß die Entfernung mich ändere? Haben Sie so wenig in mein Inneres gesehen? Bin ich Ihrer Vernachlässigung werth? — Verlassen mußt' ich Sie, weil ich diese Reise als eine Art Pflicht, als einen Ruf ansah, der mich vielleicht zu besserer Thätigkeit führte. Aber daß Sie mir die Freude des Wiedersehens, die mich überall wie ein stiller, lächelnder Traum begleitete, entrissen! Daß ich jenen schönen Moment des Wiederfindens in Ihnen nicht erreichen soll! Daß alle meine freundlichen Erinnerungen an Sie und alle frohen Bilder nur Schatten ohne Wirklichkeit bleiben sollen, das ist doch unbillig und widerstrebend meinem Bilde, meiner Erwartung und meinem Glauben an Sie.

9.

Brünn, den letzten Juli 1803.

In dem Augenblicke, da ich mich Wien nahe, erfahre ich, daß Sie auf zwei Jahre reisen, und zwar in ein Land, das ich vielleicht — aber auch nur vielleicht, diesen Winter betrete. Es spinnt sich eine entfernte, aber sehr entfernte Wahrscheinlichkeit an, diesen Winter Paris zu sehen, oder was dann noch mehr wäre, Sie zu sehen; denn ich weiß nicht warum, aber Paris ist unter allen Städten die, nach der ich am wenigsten begehre.

Erhalten Sie Ihren reinen, unverdorbenen Sinn in einem verdorbenen Lande. Ich kann dieses Land und seine Einwohner im Allgemeinen nicht lieben, ich kann kein Zutrauen für sie gewinnen. Wir haben ihnen manches zu danken; aber der ätzende, spottende, wechselnde, untreue Sinn, der allen Glauben an das Große, Gute, Heldenmüthige und Einfacherhabene untergräbt, der Europa in eine gleichgültige Unbedachtheit gegen alle innere, erhabene Begeisterung der Wahrheit versenkt, — ist ihr Werk. So lange ich lebe, werde ich ihr Gegner sein und ihrem Einflusse widerstreben.

Je mehr ich Nationen kennen lerne, je mehr erkenne ich den großen Werth der meinigen, die trotz all ihrer Gebrechen doch immer noch dem edlern Gange der Menschheit und ihrer höhern Bestimmung näher bleibt.

Leben Sie wohl. Die Glocken tönen traurig, die Erde ist mit Regen bedeckt. Ach, wie vermisse ich den reinen, stillen Himmel, unter dem ich lebte, schon jetzt, und wie fürchte ich den Winter!!

Ich könnte sechs Blätter fortschreiben, so voll bin ich von dem, was ich sagen möchte. Aber so lange ich nicht gewiß bin, wie meine Briefe aufgenommen werden — was kann ich sagen!

Digitized by Google

Gott befohlen. Vollbringen Sie Ihre Reise so gesund als ich, und bleiben Sie deutschem Geiste und Sitten getreu.

10.

Wien, den 15. October 1803.

Dem Dringen einiger Bekannten nachgebend, bin ich hier. Was ich Andern schuldig zu sein glaubte, habe ich gethan. Was ich mir selbst schuldig bin, habe ich versäumt. Was soll mir dieser Ort, den ich nicht liebe? Seine dumpfe, drückende Beengtheit, sein Mangel, seine Leere, seine Erinnerungen an Ihre Abwesenheit?

Klima, Menschen, ihre Wünsche, ihr Begehren gehen in dem Widerspruche an mir vorüber. In meiner einsam stillen Ferne, im fremden vielbedeutenden Lande haben neue Bilder des Daseins sich mir entwickelt. Die, die mich hier willkommen heißen, sind mir fremder geworden als ich — ihnen. Sie ziehen ihren altgewohnten Kreis um mich; aber was sie wohlmeinend darbieten, kann mir nicht genügen. Sie freuen sich, ich — muß so scheinen. Sie greifen in meine Träume, alles ist anders in mir. In dunkler Hast und mit verwirrtem Sinne rollen die Tage hinweg und jeder Abend endet leerer für mich. Warum muß die Einzige mir fehlen, an der meine Einbildungskraft sich erhoben, meine Neigungen, mein Wollen, meine Träume, alle zerrissenen Bilder meines Innern zu einem festen Ganzen sich verschlungen hätten! Wie wollte ich sprechen mit Ihnen über das, was mir jetzt ungeäußert schlummern muß. Lebendig, froh stünde ich an Ihrer Seite, muthvoll vor dem Blicke, der mein Innerstes ergreift, alle Flammen der Fantasie lodernd in der Nähe eines vertrauten, geehrten, verstandenen Wesens. Hätten Sie mich auch Träumer genannt, in Ihrem Munde hätte das Wort eine schöne Bedeutung erhalten; bei Andern wird's ein schneidender Ausdruck, der mich verschließt und bedrückt, den ich meide und meiden muß. Schönes, gutes Wesen, mein Herz ist stolz in deinem Andenken!

Den 19. October 1803.

Schreiben Sie mir, wie Sie Ihre Tage hinbringen, was Sie beschäftiget, was Sie erfreut, keine eigentlichen Briefe, sondern den Gedanken, der Sie an mich erinnert, das Ereigniß, das Sie näher ergreift. Das Bild, das Sie umgiebt, einzelne abgerissene Blätter in den Stunden hingeworfen, wenn der Geist sich offner fühlt. Alles, was Sie mir vergegenwärtigen, was die weite Lücke Ihrer Entfernung ausfüllen, was Sie nur immer heller, geachteter, theurer machen kann, wird in diesen Abbildern mich umgeben. Das Abschreckende jeder beschränkten Form macht, daß ich nur da, wo ich auf diese Art schreiben kann, willig, frei und mit

Digitized by Google

innigerm Vergnügen schreibe. Es giebt Stimmungen, die der Augenblick und eine glückliche Umgebung hervorbringen, die der Wille nie hervorrufen kann und die man sich verewigen muß durch Wort und Schrift.

Den 20. October 1803.

Welch ein armselig Ding ist ein Brief, ein Spiel des Zufalls; immer fürchte ich, er möchte Sie verfehlen. Was ich schreibe, ist zu viel für fremde Augen, zu wenig sagend für Sie. Und was ist schreiben?! Der Ton, der Blick, die Wärme, zu der die freie Gegenwart erhebt, sind des Gemüthes eigentliche Sprache. So reich das Leben an sich ist, so arm ist dennoch der Mensch im Geben und Nehmen, wenn nicht der Augenblick ihn über sich selbst erhöht. Er wagt's nur selber, sich selbst zu fassen, er verschließt sein Inneres aus Scheu, er zittert vor der Gegenwart seines freigelösten Geistes. Wenn er sich selbst zu fesseln weiß und unverstanden mit sich selbst sein Leben zum Wortspiel macht, glaubt er ein Held zu sein. Und warum dieses allem Guten und Wahren hinderliche, selbstbetrügende Verzagen? — Lehrt man uns nicht von Jugend auf fürchten, bindet man uns nicht an Unterricht und Sitte durch Furcht, statt unsern Muth dahin zu lenken? Mißtrauen gegen Alles, gegen sich, gegen die Umstände, gegen die Möglichkeit, gegen das Edlere im Menschen.

Und wagt es endlich auch Einer, an sein Glück, an fremde Güte, an sein eigenes Wesen zu glauben... nie steht er ganz und rein und ohne den schwarzen Schatten einer fernen Drohung in seiner Freude da. Sie wird ein kühner Schwung, aber keine Folge — sichrer Ueberzeugung. Wer nur fürchten lernte, hat kein festes Gesetz. Achten muß der Mensch etwas. Wer mit Wahrheit achten lernte, hat geprüft und erkannt, sein Bewußtsein steht auf hellem Grunde, und er zittert nicht mehr vor seinen eigenen Kräften, die er zu lenken weiß, nicht wie ein Legendenheiliger zu tödten braucht. Die Zuversicht eines sich selbst und Andere ehrenden Geistes, der Muth, der das edler mögliche vom wirklich gemeinen scheidet, ist die Lebensluft der innern Stärke, die innere Gottheit eines wahrhaft freien Geistes.

Den 22. October.

Wie mir alles, alles zur Erinnerung an Sie wird! Die leiseste Aehnlichkeit weckt das tiefgelegte Bild. Alles Gute und Schöne knüpft sich daran. Einen Menschen gekannt und geachtet — ist ein heiliges Feuer, an dem alles besser erkennbar wird. Mag die Menschheit in ihren Gebrechen uns zum Unmuth aufreizen: so lange das edlere Dasein eines Einzigen uns gewiß ist — kann der Unmuth unser Herz nicht tödten, es lebt im Bilde des Erkannten! — Ich komme heute zu Kininger; auf seiner trefflichen Platte trifft in Fügers Virginia mich ein ähnlicher Zug von

Digitized by Google

Ihnen. Schweigend hänge ich an der lieblichen Täuschung, und doppelt ehre ich das Bild, warum — darf Niemand errathen. Vor Niemand spreche ich Ihren Namen aus, mit Niemand sprach ich noch von Ihnen. Er ist mir zu theuer. Mir soll Ihr Andenken gehören, mit Niemand mag ich es theilen. Das Innere des Gemüths ist eine stille Welt, wo jeder fremde Blick die Geister stört. Wer nichts eigenes mehr hat und kein verschlossenes Heiligthum, für dessen Berührung er sich selbst nicht immer würdig achtet — wie arm ist er! Zutrauen — (d. h. Glauben an ihren sittlichen Gehalt) mag man für Viele haben. Aber Vertrauen — die Ueberzeugung, daß ihr Geist in hoher Freiheit von aller flachen Deutung den unsern rein verstehe — kann uns weniger gelten, und nur dem Vertrauen gehört das Geheime. Wie froh bin ich in Ihrem Andenken, das mir Niemand abfragt, wie lieblich umgiebt mich Ihre Gestalt! Wenn diese hellen Augen voll inniger Bedeutung sich mir erst wieder öffnen, der Geist Ihrer schönen Züge mich wieder anspricht, diese Hände mir begegnen, diese Stimme mir erklingt: Ferne, Ferne, wann wirst du schwinden! Nichts um mich her thut mir Genüge. Ich stehe fremd, und mit kalter Höflichkeit verderbe ich mir manche Stunde. Ach Frühling! Frühling!! Es regnet heftig. Dieser trauernde Herbst, die Furcht des noch schlimmern Winters, die stillen verschönernden Rückerinnerungen jener himmlisch milden Abende auf Scio verwirren mich. In diesem Monate lebte ich unter Blumen und Blüthen, im leisen Wehen der Luft voll unendlicher Wohlgerüche.

11.

Den 3. December 1803.

Sie haben Recht, wenn Sie in Ihrem Briefe von sich sagen: „ich bin nie in meiner Sphäre gewesen, es hätte viel aus mir werden können.“ Wer von uns ist geworden, was seine Kindheit ihm verhieß? Wer von uns klagt nicht über Anlagen in ihm, die von fremden, ungeschickten Händen gelähmt wurden? Aber selbst diese Lähmung zu erkennen und zu beklagen, ist schon ein besseres Loos. Wer in sich selbst noch ein edleres, wenn gleich halb unterdrücktes erkennt, dem blieb doch noch das Streben nach seiner Wiederbelebung und ein milderer, gerechterer Sinn gegen alles Mangelhafte in Andern. In der Berührung mit Andern, aber durch uns selbst sollten wir werden, was wir werden können. Aber gerade die, die wie eine schöne Erscheinung unsern Geist im Blüthenalter der freien Kindheit nur erregen sollten, machen ihre Berührung zur Gewalt. Die Wenigsten wissen, was das heiße, fremde Freiheit achtend nur das Eigene entwickeln. Selbst nur durch Gewalt geformt, glauben sie alles gethan zu haben, wenn sie ihre Form in Andern erzwungen wiederholen. Selbst-

Digitized by Google

ständigkeit ist des Menschen höchstes Gelingen. Die Meisten verfehlen den Weg dahin, weil sie sie mit Selbstwilligkeit, Selbstgefälligkeit verwechseln, weil sie ihre Wünsche und ihre Neigungen zum höchsten Gesetz ihrer selbst machen. Sie glauben frei zu sein, indem sie nur ihrem Gutdünken folgen, und vergessen, daß ihre Wünsche, ihre Neigungen, ihr Gutdünken nur Einflüsse der Umgebung, etwas Fremdes, Angelerntes, Zufälliges sind, eine Herrschaft, die das Alltägliche über sie ausübt. Sie sind nicht frei, sie hängen an etwas, das außer ihnen liegt und von der Willkür anderer Menschen gegeben und genommen wird. Sie wollen glücklich sein und werden's nie, weil sie immer nach etwas Fremdartigem trachten.

Wenn Ihr Landsmann Müller in seiner Schweizergeschichte Sie überall darauf hingeführt, warum so manches geschah, und so vieles mißlang; wenn Herder in seiner Philosophie zur Geschichte der Menschheit Ihnen (wenn gleich nicht wohlgetroffen) zeigt, wie alle Begebenheiten sich im Geiste der Menschheit zu einem bestimmten Fortschritt der Wirkungen vereinigen, wenn Göthe's Iphigenia Ihnen sagt, wie reiner Sinn sich über jeden Irrweg erhebt, wenn sein Wilhelm Meister Ihnen zeigt, wie selbst unter den gemeinsten Umgebungen doch ein Mensch für das Edlere sich bildet, wenn nur eine einzige feste Idee des Trefflichern in irgend einer Sache ihm Beharrlichkeit und Gleichsinn giebt, wenn Sie erkennen, daß alles Aeußere auf etwas Beharrliches in uns selbst zurückführt, dem aus innerer Beobachtung die Gesetze des Rechten und Guten klar werden müssen: so habe ich Ihnen einstweilen Gesichtspunkte genug eröffnet, aus denen Sie nicht die einzelnen Ereignisse, sondern das Leben selbst als ein Ganzes zu betrachten erweckt werden. Komme ich dann im Frühjahr, so lesen und sprechen wir so manches, an dem Sie sich dann immer heller und weiter verstehen lernen. Nicht wissen allein, sondern das, was Sie wissen in stetes Leben und Anwendung zu verwandeln — das ist's, wozu ich Ihnen den Weg bahnen möchte.

12.

Den 28. December 1803.

Eben erhalte ich Ihren Brief vom 12. December. Besorgnisse von einer Seite wären also gehoben. Schwerere bleiben an ihrer Stelle.

Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihr Inneres zeigen. Ich kenne Ihren Zustand: ich habe ihn selbst durchlebt, freilich unter den thätig freien Verhältnissen meines Geschlechts; aber auch unter den vielleicht noch größern Zerrüttungen, die aus der größern Heftigkeit des männlichen Gemüths entspringen. Meine schönste Jugend ward unter Beschäftigungen vertrauert, zu denen man mich zwang. Alle Aussichten des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde, die in einem Stande, den ich liebte, mir gelächelt hatten, mußte

Digitized by Google

ich unter fremder (wenn gleich gutgemeinter) Willkür zertrümmern sehen. Endlich trat ich in diesen begehrten Stand; aber zu spät: jene frühern Gelegenheiten waren entflohen, mein Geist geschwächt für jedes wahre Beginnen. Ich verließ um einer Beleidigung willen, was ich für immer gewählt hatte: fand keine Bahn der edlern Thätigkeit mehr offen. Zu stolz, dem Dienste fremder Launen mich zu verkaufen, nicht unbefangen genug, zu erkennen, daß auch das Einzelne noch etwas werth sei, wenn gleich das Ganze nicht erreicht wird; bald hoffend, bald ohne Hoffnung, immer ein Spiel meiner Bilder, immer mich selbst im Allzuhohen täuschend, mußte ich sehen, wie viel Schlimmes in der Welt geschehe, und in bitterer Ohnmacht mich ausgeschlossen fühlen von jedem Verhältniß, das die Macht zum Bessern giebt. Vieles Angefangene mißlang, dem schönsten Vorrechte des Menschen — für Viele etwas zu leisten, mußte ich immer mehr entsagen, und immer klarer merken, daß mein Leben — ein verlornes Leben sei. Daß ich mir selbst so manches versagen mußte, hat mich nie bekümmert, Entbehrung war mir leicht zu tragen, wie jedem, den die Phantasie beschäftiget. Aber daß ich für das Ganze nichts sein könne, hat in frühern Jahren meinen Ehrgeiz, in spätern mein Gemüth verletzt. Mir selbst endlich das bittere Zeugniß geben müssen, daß nicht alles ohne eigene Schuld geschah, daß ich vieles kühner, fester hätte wollen, beharrender entscheiden sollen, daß ich vieles aufgegeben, und dem Unmuthe des scheinbaren Mißlingens zu viel mich überlassen habe, war das Härteste von allem.

Vergleichen Sie nun sich und mich. Nichts, was Sie bedrückt, ist Ihre Schuld, Ihr eignes versäumtes Können oder Wollen. Umstände sind's, die das, was Andere übersahen, verdarben oder verloren. Noch sind Ihnen die Hoffnungen des Künftigen nicht versagt. So wie Ihr Geist sich rein und frei über tausend Hindernisse hob, der Welt und ihren Verderbnissen entging, ein edleres Sein im inneren Wissen sich zu erringen wußte, so kann er in sich auch Kräfte finden, dem unvermeidlich Jetzigen mit Stärke zu begegnen. Sie haben der Gewohnheit nachgegeben, Ihr ganzes Wesen nur auf eine einzige Empfindung zu beziehen. Sie haben in diesem starren, ausschließenden Hinsehen auf *ein* Verhältniß, das eben dadurch erst seine Uebermacht erhält, jede freie Bewegung Ihres Geistes gehemmt. Hat denn das Leben nur eine einzige Seite, und neben allen seinen Lasten nicht auch eine vielfach höhere Erinnerung? Giebt's denn keine Hoffnung? Keine Dichtung? Keine Bilder der freien, innern Welt? Ist denn alles nur Verhältniß, Despotismus der Umgebung, und kein Geist in uns, der durch Wissen und Erkennen, durch Streben und Fortschritt beider selbstgenügend über das, was doch vergehen muß, sich selbst erhöhen kann?

Digitized by Google

Apoll vom Belvedere, jede blühende Gegend — in meinem Innern festgehalten . . . ist mein eigen. Durch Gefühl und Sinn sind wir ewig allem Höhern anverwandt! Wer kann dem innern, wahren Leben, das sich dorthin wendet, seine Freiheit rauben! Freilich wird man sagen . . . wer leidet, kann dem Leben keinen reinern Sinn mehr abgewinnen. Wahr! aber um zu leiden, mußte doch etwas in uns vorhergehen. Leiden ist kein unmittelbarer Zustand, sondern Folge einer Vorstellung. Vorstellungen sind das Reich, in dem wir herrschen oder dienen. Nur wer sich selbst auf ein ausschließendes Gefühl beschränkt, ist nicht mehr frei.

Und nun der Schluß: Nur wer den Blick von seinem einzelnen Dasein zum allgemeinen Sein der menschlichen Natur erhebt, nimmt seinen Kräften ihre Fesseln ab. Nur dadurch, daß durch eine allgemeinere selbstlose Ansicht aller Dinge das Wissen unserer innern Unabhängigkeit begründet und inneres Vermögen rein enthüllt, wird Wissen der Menschheit edelster Besitz.

So wie ich Ihnen den trüben Anfang meiner Tage zeigte: so kann ich Ihnen auch in mir beweisen, daß nur durch diese Erhebung über mich selbst ich noch einen Theil von mir zu retten Mittel fand. Ich habe die Wirklichkeit mit der Idee vertauscht, das äußere Begehren mit dem begehrungslosen Denken, ohne darum, wenn eine bessere Wirklichkeit sich zeigt, ihrem thätigen Gebrauche zu entsagen. Noch stehe ich freilich nicht ganz fest auf meinem Punkte. Aber ihn erkennen, ist doch schon ein näherer Schritt, und ihn ganz besitzen, ist nur Wenigen vergönnt. Doch sah ich Menschen, die mich lehrten, daß auch ein krankes Leben zur höhern Würdigung desselben führen könne: die in leidensträber Einsamkeit den tiefen Sinn des Bessern in sich empor zu treiben wußten. Ich berufe mich auf eine Dichtung, die Sie lieben. Was war Iphigenia! Wie ähnlich in manchem Ihrer Lage! Weggerissen vom angestammten Boden; eine Königstochter, hülflos einzeln, abhängig von fremdem Trotze, roher Willkür hingegeben, Priesterin einer Göttin, deren Heiligeres, wie sie es im Innern trug, Niemand faßte, Organ eines Wesens, das durch sie in reinerm Sinne über Barbaren herrschte, aber auch mit jedem Augenblick zum Ungeheuer eines rohen Glaubens sich zurückverwandeln konnte, umfangen von Menschen, deren dumpfer, gewaltsamer Sinn jedes Gelingen ihres bessern Strebens ihr nur als ein Werk des flüchtigen Augenblicks erscheinen lassen mußte. Und doch wie frei erhält sie sich! Was war ihre Stärke? . . . Selbstgewißheit und das Unwiderstehliche im Schönen, das mit Güte sich zur höhern Wahrheit darstellt.

Als im höchsten Kampf der Leidenschaft auch diese Schutzwehre weg-

Digitized by Google

zusinken drohte, als sie rathlos dastand ... ihren Bruder zu opfern ... oder undankbar entfliehend dem empörten Sinn betrogener Menschen ein Grund zur Rückkehr grausamer Gesetze zu werden — was errettete sie vom Irrthume einer weichern Nachgiebigkeit gegen den Wunsch in ihrem Innern? — Der reine helle Sinn der ewigen Pflicht, daß nur durch Wahrheit und Vertrauen auf das edelste Gesetz in uns — der Mensch dem Menschen sich offenbare als Vorbild des möglich Bessern und immer Wahren, das als allgemeine Kraft in jedem Busen schlummert.

Den 29. December.

Es giebt einen Stolz, der eigentlich des Unglücks höchste Stufe ist,... sich im Unglück als etwas Besseres, Abgeschiedenes, Ungemeineres — den Gram als einen Siegelbrief eigener, höherer Natur zu betrachten. Das Gute erscheint um seines bessern Stoffs willen als das ewig Leidende, und Qual und Nichtigkeit als Principien des Daseins. Dieser Zustand, eine wahre Seelenerstarrung, endet entweder mit ängstlicher Frömmigkeit, oder mit wildem Trieb nach Berauschung, oder mit zermalmender Verachtung alles dessen, was ist und war. Brütend in sich selbst versinkt der Geist in eine scheue Leere des gestaltlos dunkeln Raumes. Der Hohn alles bessern Erkennens und Glaubens umgiebt uns. Umsonst lebt die äußere Welt für den, der sein inneres Leben tödtete. Nahe war ich dieser Stufe. Selbst die Schönheit löste ich in ihre Elemente auf und sah in der erhabensten Gegend nur die todte Vereinzelung ihrer Linien. Ich kenne aus trauriger Erfahrung den Weg, der dahin führt und führen muß. Als warnender Geist stehe ich vor Ihnen. Was ich in diesem Briefe sagen mußte, ist kein fühllos hartes Wort, sondern nur ein ernstes, die vorausſehende tiefe Besorgtheit, die Wahrheit der Freundschaft und der Wunsch, das Uebel in seinen Quellen zu tilgen, ein Zeichen meines Vertrauens auf Ihren Geist, der in sich selbst alle Kräfte der innern Freiheit trägt. Mit einem schwächern Wesen würde ich weicher gesprochen haben. Ihnen kann ich sagen:

„Mensch! du bist des Augenblicks und seiner flüchtigen Gestalten
„Meister, sobald in deinem Innern du dem hellern Strahl der
„Selbstbetrachtung folgst, der Wahrheit, die uns göttlich macht,
„sobald sie rein das Aeußere vom Innern scheidet."

Ich verweise Sie nicht auf die Hoffnungen der Schwäche, daß sich alles ändern kann, auf den Trost, daß es noch Unglücklichere giebt, auf das Eintreten noch unbekannter Ereignisse, und auf hundert ähnliche Dinge. Alles dieses sind nur Zufälligkeiten, Selbsttäuschungen, die die Stunde erleichtern, aber in sich selbst verschwindend zu späterm, schwererm Rückfall führen. Nur durch den Uebertritt in eine reinere, festere

Digitized by Google

Welt der innern Unabhängigkeit, und durch das Vorbild höherer Dichtung und höherer Menschen erwachen Kräfte, um dem Aeußern nur als einer traurigen Erfahrung, als einem allgemeinen Schmerz, der die verworrene, irrige Menschheit drückt, aber nicht als einem Zustand, der Gewalt über uns hat, zu begegnen.

Den 30. December.

Was soll in mir vorgehen? Wenn ich Menschen wie Sie, deren Geist und Vermögen ich so hell erkannte, deren reiner, höherer Sinn mir gewiß ist, sich selbst vergessen sehe! Nicht Ihre Lage, sondern das Niedersinken Ihres Gemüths unter einer allzu einzeln aufgefaßten Empfindung ist mein eigentlicher Kummer.

Sie wollen die Menschen fliehen? Wahr! Die Menschen geben wenig; aber sie bedürfen der Bessern desto mehr. Ist Ihre Schwester Ihnen denn so wenig geworden, daß Sie, was Sie ihr sein können, nicht in Anschlag bringen? Muß denn der Mensch glücklich sein, um Etwas zu sein? Erinnern Sie sich, da ich Ihnen sagte: „ich habe dem Glück entsagt, um unabhängig in mir selbst zu sein.“ Sie bestritten mich: und doch muß endlich dieser Selbstbeschluß erfolgen, oder wir bleiben ewig mit uns selbst entzweit; ein falscher Gesichtspunkt verschiebt uns aller Dinge Schein und Gültigkeit.

13.

Wien, den 1. April 1804.

Gut, daß ich frühe Entsagung lernte. Wie schön hatte ich den Traum mir vorgebildet, an den Ufern Ihrer Insel, unter Maienblüthen, unter heiterm Himmel Sie zum ersten Male wieder zu finden. Der Traum hat geendet; aber für Sie hat mehr als ein Traum, hat eine Wirklichkeit sich verloren. Sie nennen mich den Einzigen, auf den Sie vertrauen. Ich will es erfüllen, mehr als bisher. Nur geben Sie mir bald Nachricht, ob ich Sie hier noch erwarten, oder wo ich selbst, oder meine Briefe Sie finden sollen. So lange ich noch hoffen kann Sie zu sprechen, will ich lieber durch Wort als durch Schrift mich über die Zukunft mit Ihnen berathen. Daß ich immer noch einen Brief von Ihnen erwartete, verzögerte diese Antwort. Eilen Sie mit der Ihrigen. Mich quält die Ungewißheit, die Unruhe Ihres eigenen Gemüthes, die lange Reihe trüber Tage, die auf Ihnen haftet. Frei möchte ich Sie wissen, frei und unabhängig machen. Möglichkeiten zeigen sich.

Zwei Jahre Entfernung haben mich nur näher an Sie gezogen. Reiner, schöner hat Ihr Bild sich mir entwickelt, umgeben von all seinem Kummer und seinem Trutz gegen das Unglück, stolz und verhar-

Digitized by Google

rend an einer Idee! Ach, der Menschen, die den Muth haben fest zu bleiben in dem, was ein edlerer Sinn ihnen vorschreibt, habe ich so wenige begegnet! Nichts kettet mich fester an Menschen, als dieser Stolz und dieser Muth, den ich in ihnen erkenne. Für weichere Tugenden ist mein Sinn zu hart geworden. Das Leben hat keine sanften schimmernden Farben mehr für mich. In fernen Dichtungen sehe ich das Große, in enger Unzulänglichkeit das Nahe. Fast einsam stehe ich in der Welt, abgerissen von jeder That, jedem Ehrgeize und jedem schönen Wunsch, als Mann zu wirken. Unter keinem Volke blüht das Edle und das Rechte. In einen dunklen Abgrund verworrener Neigungen und zur Vergrößerung des Unrechts, das sie hemmen soll, versinkt jede That. Selbst der Stolz, für eine gute Sache zu sterben, ist unserer Zeit versagt. Meine Ansprüche sind dahin. Wer ganze Nationen in nichtiger Thorheit untergehn, wer den täglichen Mißbrauch aller Kräfte sieht, dem muß mit seinem eignen Leben auch das Sein und Schicksal einzelner Menschen nur ein Schatten ohne Bedeutung werden. Glücklich, wer aus diesem allgemeinen Untergange noch die Theilnahme für einige Wenige rettet, wem in der Erinnerung noch ein bleibendes Bild des Schönern blüht.

Den 22. Mai.

Ich erwarte Sie. Meine Reise verschiebt sich. Hier, wo wir uns trennten, vereinen wir uns wieder. Auf Ihrer freundlichen Insel, in einem bessern Lande, in der Frühlingsfeier einer erhabenen Umgebung wäre ich freilich lieber mit Ihnen zusammengetroffen. Höher und freier begegnen sich Gemüther in der Nähe, in der Uebereinstimmung alles Schönen, wo ihre Jugend freudig blühte, wo aus allen Erinnerungen die Gegenwart sich inniger verklärt hatte. — Warum muß der Mensch sein Vaterland verlassen! Nirgend findet er dasselbe! Gleichgültiger, künstlicher, klüger wird er auf fremdem Boden, gewandter und viel gelehriger. Aber die schöne zarte Ruhe, die Einheit mit sich selbst kommt ihm nie zurück. Er fühlt sich losgerissen von seinen ersten Wünschen, abgetrennt von seinem Dasein und den Menschen.

Sie erwarteten, daß ich Sie trösten würde. Liebe, was kann ich trösten! Die Lücke, die ein geliebter Mensch läßt, füllen keine Worte. Vorwärts über den Verlust treibt uns nur die Thätigkeit und die Kraft eines angestrengten Lebens. Mit Mühe ward es darum ausgestattet, damit der ältere Schmerz unter neuen Anstrengungen sich verkleinere. Der immer erneute Kampf ist des vergangenen Heilung.

Aber ein Mann ist von Natur aus schon ein schlechter Trostredner. Er sucht im Trotz gegen das Uebel des Uebels Erleichterung. Der weibliche Geist fühlt anders, sucht andere Mittel; sein weicherer Sinn for-

dert eine zarte Begegnung, und ich fürchte, die unsere reißt, auch mit dem besten Willen, die Wunde oft mehr auf, als sie sie heilet. Darum höre ich theilnehmend Ihre Bekümmernisse: aber ich wage selten darüber zu sprechen. Ich traue mir nicht zu, zu treffen, was sie lindert.

14.

Den 24. Mai.

Immer einsamer macht mich, was die Zeit mich hören und sehen läßt. Den Menschen alles Ueble nachzusagen, haben die letzten 20 Jahre Stoff genug gegeben. Läge nicht das Bessere so theoretisch fest in meinem gerne dichtenden Geiste, wären ihm die Quellen, die verursachenden Umstände der überhandnehmenden Schlechtheit minder bekannt, ich würde auch sagen, der Mensch ist schlecht, aber so kann ich nur sagen, er ist dem Schlimmen zugänglich wie dem Guten, er ist nur unglücklich und sich selbst verkennend. Seit zwei Jahrhunderten hat durch die Thorheit der andern eine Nation den Vorrang erworben. Zerstörend auf Sitten und Geist war ihr Friede verderblicher als ihre Kriege. Was sie antastet, das Heilige und das Unheilige wird unter ihren Händen zum Spielwerk. Wenn Europa untergehen soll, so geschieht es durch sie. Warum bin ich kein Mann, der auf sein Volk wirken kann, um den Geist derer zu wecken, die, wenn auch nicht für einen edleren Zweck, doch wenigstens für sich und gegen ihre eigene Schande sorgen sollten! Es hat verwüstende, gewaltsame Völker gegeben. Aber so auflösend für alles, was edel, wahr und nothwendig im Menschen bleiben sollte, so schamlos in Eitelkeit und so zerrüttend in Lehren, Beispielen und Mißbrauch auch des Besten, steht keines in der Geschichte. Aber gerade durch Eitelkeit und den Leichtsinn, heute als Schmuck zu tragen, was sie morgen als lächerlich verwerfen, sind sie den meisten Menschen so verwandt und ihr herrschendes Vorbild; weil des Trefflichsten bedachtlose Annahme und Verspottung den Meisten weit angemessener dünkt, als Prüfung und Feststehen im Erkannten und Durchforschten.

Wenn auch — doch ich mag nicht mehr davon reden. Nur das noch. Ein Volk, das einem andern, auch dem besten, sich unterwirft, geht verloren, weil alles Gute nur durch die Kraft eines eigenthümlichen Charakters in Völkern, wie in einzelnen Menschen, hervorgebracht wird. So richteten die Römer sich selbst und alle von ihnen beherrschten Nationen zu Grunde, weil in solchen ungeheuren Massen durch Mischung des Allzuentfernten alles Feste schwankend und unbestimmt wird. Und so würde das Schicksal Europens sein, wenn alle Völker Einem unterthan würden. Gegen den, der solches wollte — zu streiten, ist eine Sache der Menschheit.

Digitized by Google

Schriebe ich nicht an Sie, so würde ich dieses ganze Blatt wegschneiden. Aber ich weiß, daß Sie auch daran mehr als andere Frauen Theil zu nehmen wissen. Und wahrhaftig, was hat der Mensch Besseres in sich, als daß er das Glück oder Unglück der Menschheit zu dem seinigen, und sein Leben dadurch zu etwas Größerm macht; daß er sich zur Sorge für ihr Schicksal erhebt? Einzeln ist man ja so wenig. Fliehend entgeht uns die Jugend. Das Herz verlöscht, ein enges Dasein zerstört alle Wünsche. Nur im Besitz oder der Dichtung eines Vaterlandes, nur in seiner Liebe bleibt man ewig jung. Was auch unsere empfindsamen Dichter von Freundschaft und Liebe und allen Tugenden singen, die sie auf dem Boden der Ruhe und in einzelner Herzen stiller Absonderung aufzusuchen rathen; so glaube ich, daß sie nur in einer Zeit und auf einem Boden, wo die edle Kraft großer und allgemeiner Gesinnungen blüht, zum Wachsthum gedeihen. Alles Große ist sich verwandt. Und wo der Mensch schwach ist im Vertrauen auf Andere und nur stark in der Klugheit, sich selbst nützlich zu besorgen — da wird die Freundschaft selbst nur der Gewinn eines Zeitvertreibs gegen die Langeweile. Man spricht so viel von der Unzufriedenheit, von der Unbeständigkeit der Menschen. Gebt ihnen große Objecte, an denen die Phantasie vollauf hat — und Unzufriedenheit wird das werden, woraus sie entspringt, das innere Gefühl einer höhern Bestimmung.

Sizo, den 29. Mai.

Der Brief hat die Wanderung bis hieher gemacht. Die erste Seite war so unleserlich, daß ich ihn nicht abschicken konnte. Die letzten Tage gingen in einer Art wilder Hast vorüber.

Hier sitze ich nun auf einer Fläche ohne Ende als den blauen Himmel, zwischen Sumpf und stehenden Wässern und einem Garten voll hoher Bäume, der Qualm unreiner Luft macht mich niedergeschlagen. Ich kann mich nicht mit diesem Lande befreunden. Diese armseligen Dörfer gegen unsere deutschen. — Wie tief muß der Mensch zurückstehen, wo er nicht einmal die Eitelkeit oder das Bedürfniß einer bessern Wohnung fühlt! So scheint es wenigstens.

Den 30. Mai.

Nichts ist dem Menschen schädlicher, als wenn er lange und immer unter ihm gleichgültigen Menschen, Gegenden, Verhältnissen wandelt, das fühle ich an mir. Nur der Glückliche, den ein ewig reger Reiz an Andere zieht, kann sagen „ich lebe.“ An die Gegenwart der Meisten, mit denen ich umgehe, knüpft mich nichts, ihre Abwesenheit ist kein Verlust für mich. Ich zähle die Minuten, bis ich wieder allein bin.

Digitized by Google

Nur die Höflichkeit zwingt mich zum Gespräch. Kommen Sie, aus diesem Stand mich zu erlösen, daß nur einmal mein Herz sich wieder öffne der Freude, einem Menschen zuzueilen, und im frohen Gefühle das Leben selbst für wichtiger halten lerne.

Grüßen Sie Beate. Immer seh' ich sie vor mir, in ihrer schönen, freien Zutraulichkeit. Wahrhaftig, wenn man unter euch beiden ist, so verschwindet alle Erinnerung an das Schlimme im Leben. Jede so anders und jede doch so gut, so wahr. Ach, wenn die Menschen wüßten, wie schön die Wahrheit macht, sie würden sie wenigstens darum suchen. Wie leicht ist's, sich verstehen, wo keine Ungewißheit ängstlich macht.

Lebt beide wohl, sorget, daß wir uns wiedersehen, bei wenigen Menschen bleibt mir dieser Wunsch.

Es wird mir nicht wohl hier. Diese Sumpfluft eines flachen, immer überschwemmten Landes mattet mich ab. An nichts hängt sich mein Sinn. Die Menschen sind häßlich. Nur das Dasein einer tagewerkenden, verzehrenden Thierart sieht mir überall entgegen. Man sammelt Gemälde, man baut, man unternimmt so vieles: und das Schönste — das Ewiglebende einer reizend erhaltenen Landschaft, eines Volkes, das mit edlem Sinn und Gestalt sich erhebt, den Ausdruck eines veredelten Daseins in allem — diesen höchsten Kunstsinn findet man so selten erkannt oder geübt.

Den 17. Juli.

Hin- und hergetrieben von Ort zu Ort; eine leidige Gefälligkeit, seine Zeit an Andere wegzuschleudern, immer unter der nichtigen Entschuldigung gegen unser eignes Bewußtsein . . . „Es geschehe nur um der Gelegenheit willen, neue Länder und Städte zu sehen." Und was habe ich gesehen? Halbgebaute Felder, baumlose Ebenen, armselige Menschen, den Menschen in seiner traurigen Vernachlässigung zwischen rohem Uebermuth und bedachtloser Nichtigkeit.

Geben Sie wohl Acht auf Ihrer helvetischen Reise, ob Sie irgend einen abgeschiedenen Wohnplatz treffen. Kaufen will ich ihn, wenn er nicht allzutheuer. In Bern habe ich einen Bekannten, der mich wohl lehrt, wie so etwas zu betreiben ist. Mein ganzes Sinnen ist dahin gerichtet. Ich muß frei werden von diesem zerstörenden Leben, das in tausend unbedeutenden Beschäftigungen mich langsam um mein Dasein betrügt, das mich entkräftet und ermüdet und mir selbst fremd macht. Wenn ein stiller Geist des bessern Daseins uns dort vereinte, uns! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Ihr Wiedersehen dem Zufalle nur zu danken. Erwerben und verdienen will ich es. Sehen möchte ich Sie, mit Ungeduld ergreift mich der Verzug. Aber den Verhältnissen, die Sie zerstören,

Digitized by Google

muß ich Sie entreißen. Ein so reiner, edler Geist darf nicht der Raub des rohen Weltgangs werden. Ach, welch eine schöne Stunde, wenn ich mir sagen könnte: Sie ist nun ruhig; wenn auch nicht glücklich, doch nicht mehr gequält.

In acht Tagen gehe ich nach Salzburg. Dort spreche ich mit der Frau, von der ich Ihnen schrieb. Ist sie noch, wie sie war, so ist wenigstens jetzt ein ruhiger Hafen für Zeit und nahen Sturm gefunden. Von dort aus sollen Sie darüber Nachricht haben. Sie dürfen nichts fürchten: ruhig und freundlich soll Ihr Bleiben sein. Ein Mensch von tiefem Charakter nimmt Sie auf, keine Abhängigkeit, keine Verhältnisse. Ich veranstalte Ihren Aufenthalt, wie er Ihrem Geiste entspricht; was Sie zu ändern wünschen, sagen Sie mir. 1. Juli gehe ich dahin ab. Bis 8. oder 12. bleibe ich. Können Sie mir antworten bis dahin, so thun Sie's, damit ich Ihren Willen wisse, die Art, wie Sie dahin kommen können, kurz alles, was nothwendig ist.

Wann werde ich Sie sehen? Wie lang wird mir die Zeit! Wie müde bin ich all der Hindernisse! Welch ein unbedeutendes Leben führe ich! Nichts, was mein Gemüth ergreift und bewegt! Ihr Andenken ist ein fliehender Schatten, der in tiefer Neigung mich erschüttert und meine Einsamkeit um so finsterer macht. Erinnerungen an etwas, was durch seine Natur nicht mehr wiederkehren kann, haben etwas Ernstgroßes, im Gedächtnisse wird alles Vergangene erst unser wahres, reiches Eigenthum. Aber Erinnerungen, die an Wünsche, an die Hoffnungen der Wiederkehr grenzen, in denen uns die leere Gegenwart wie eine trübe Nacht zwischen den Bildern des vergangenen Abends und der Ungeduld des zögernden Morgens sich ewig verlängert, sind nicht erfreulich. Ich fürchte, ich verschiebe an Sie zu schreiben. Schreiben genügt mir nicht, es ist eine harte Wirklichkeit, das feste eiserne Bild der Entfernung. Man kann tausendmal unter einem Baume stehen, das Ferne wird im Strahl der Dämmerung zum Schein der Gegenwart. Hingegeben, still und täuschend begegnet uns das Fehlende in innern Bildungen. Aber schreiben — verzeihen Sie mir's. Sie sagen, es mache Ihnen Freude, Briefe von mir zu haben. Ich schreibe jeden nur im harten Gefühl einer weiten ungewissen Trennung.

Wien, den letzten Juli 1804.

Einen Brief, der an Sie fertig war, habe ich selbst verloren, oder vielmehr auf dem Lande gelassen, dort bleibt er also, bis ich zurückkomme. Ich reise heute Abend nach Steyermark und Oberösterreich. Um Ihnen nur einige Nachricht zu geben, schreibe ich dieses Wenige in der Stadt. Ich war lange in Ungarn. Einen Brief müssen Sie von dort erhalten haben. Einen habe ich von Ihnen erhalten. Von einem zweiten spricht man in

Digitized by Google

der Buchhandlung, aber er muß im Nachschicken verloren worden sein, wahrscheinlich war es der spätere. Durch den erhaltenen weiß ich, daß Sie nicht nach W... kommen, sondern eine Schweizerreise und Paris Ihre Bestimmung ist: ein höchst widriges Mißlingen meiner Hoffnungen. Wo und wann soll ich Ihnen nun begegnen? Es war entschieden, auf dieser jetzigen Ausflucht nach Salzburg zu kommen. Mündlich hätte ich dort Ihren Aufenthalt mit jener Frau, von der ich schon vor zwei Jahren schrieb, arrangirt: weil schriftlich und ohne die Haltung des Menschen, den man zwei Jahre nicht sah, vor sich zu haben, vieles falsch oder nur halb geschieht.

15.

Stadt Steyer, den 5. August.

Des Guten giebt es so vieles auf Erden. Warum wird es so selten gefunden! Wie hinter Nebeln schleichen wir an einander weg. Der Zufall entdeckt uns zuweilen das nahe Gold. Unsrer eignen Weisheit haben wir's selten zu danken. Auf Sie ward ich durch Neumann in Dresden aufmerksam gemacht. So suchte ich Sie auf. Sie wissen, wie ich Sie zum ersten Male sah. Scheu trat ich Ihnen näher. Der Eindruck war gemacht. Sie zu sehen, hatte einen unendlichen Reiz. Aber hätten nicht die Umstände uns näher gebracht, ich wäre geschwind geschieden und hätte einen unerfüllten Wunsch mehr in mir begraben. Ach, jeder kleine Schritt, selbst gegen die, die ich für gut erkenne, kostet mich so viel. Wie erinnere ich mich noch all der kleinen Stufen, durch die ich Ihnen näher kam!

Morgen gehe ich nach Gemünden und Hallstadt. Die Seen, die Berge dieser hohen Gegend, mich dünkt, Sie waren da. Ich glaube es wenigstens, und so wird diese Reise mir eine lebendige Erinnerung mehr werden. Wie kettet mich alles an Gebirge! Durch alle Menschen, die mir je etwas waren, sind sie mir verschwistert, meine Jugend, meine edelsten, besten Jahre vergingen unter Bergen. Von den Ebenen Ungarns bin ich plötzlich hieher versetzt. Wie eine heilige Wallfahrt zu den edelsten Denkmalen des Daseins beginne ich meine Fahrt. Von dem Unmuth jenes schmutzigen, flachen, mitten im Ueberfluß des Bodens armen Landes will ich mich hier heilen. Ich komme aus den hohen Erzgebirgen Steyermarks, leider habe ich sie nur durchflogen. — Doch das Große, Kühne braucht nur wenige Momente, um sich einzudrücken. Aber bleibend in dessen Nähe leben, wie viel mehr wäre das Leben werth! Denken Sie wohl an den Auftrag, den ich Ihnen gab. Er ist die einzig sichere Möglichkeit, alles Irre — schön zu lösen.

Je mehr ich Menschen kennen lerne, vorzüglich Ihres Geschlechtes, je einziger, trefflicher stehen Sie — das feste, reine, mit voller Seele füh-

Digitized by Google

lende Wesen vor mir da. Wie leer und nichtig, wie so gar nichts treiben sich doch alle über das hohle Dasein weg!

Mich verlangt von Ihnen etwas zu wissen. Ihre Briefe sind alle aufgehoben. Keiner fehlt. Wie würde es Ihnen ergehen, wenn Sie in Paris, von aller deutschen Lectüre ausgeschlossen, auf den magern Blumenstöcken der französischen Nahrung suchen müßten. Ich kenne nicht zehn Franzosen, die das Herz, das wahre innere Sein des Menschen berührten oder achteten, oder zu verstehen und verstehen zu lehren strebten. Es giebt nichts Eintönigeres, nichts Wiederholteres, als ihre Literatur. Man könnte sie eigentlich die Kleinstädtischen nennen — immer nur beschäftigt mit sich, mit ihrer Umgebung, mit den Meinungen und dem Kitzel derer, die ihnen verwandt sind, nur wichtig in allen Sorgen der kleinlichen Gegenwart. Kein Blick in die Welt, in das allgemeine, über jede Beschränktheit erhabene Dasein. Immer nur die egoistische Eitelkeit, gerühmt, gepriesen von ihrer Zeit, durch Tadel oder Lob der Heerführer des Tages zu sein, kein unabhängiges, freies, absichtsloses Gefallen am unverhofft und unbedingt Schönen. Alles nur der herrschenden Meinung untergeordnet, oder höchstens bestimmt, sich selbst zum Gebieter einer neuen Meinung hinaufzuspotten. Es giebt nur wenige Ausnahmen hievon. Daher auch ihr schamloses oder vielmehr bedachtloses Uebergehen von Gegensatz zu Gegensatz, ihre Verachtung alles festen Durchdringens, aber auch ihre scheinbare Kraft, in dem, was Eitelkeit des Tages als Form vorschreibt, andere übertreffend zu schwärmen. Daher aber auch ihr Eingang, ihre Macht über andere Völker, weil die meisten Menschen, mit ihnen durch Trägheit und Eitelkeit verwandt, sich lieber leicht und gemächlich hin- und herwenden lassen, als mit Ernst und Tiefe selbst das Wirkliche betrachten und an großen durch Geist lastenden Ideen festgehalten werden wollen. Darum werden aber sie, die nur in der Gegenwart schöpfen, die das Wirkliche so leicht und folgelos lenken, auf immer die Vorbilder Europa's bleiben und ihr Einfluß zerstörend herrschen.

Es ist kein Mittel, diesem zu widerstreben; denn nur im übereinkommenden Willen der Menschen lägen die Mittel, und der Wille der Meisten liegt an früher Entkräftung krank.

Leben Sie wohl. Bald schreibe ich wieder. Ich beschäftige mich mit zwei Maschinen; gelingen sie, so sollen die Folgen wohlthätig für uns sein.

Wie lebt Ihre Schwester? Hat sie alles glücklich überstanden? Grüßen Sie diese treffliche Seele mit aller Freundlichkeit. Wenn ich mir einen recht einfach guten Menschen denken will, denke ich sie.

Digitized by Google

Sonette von Adam Mickiewicz.

I.

An den Niemen.

Wo sind, o Niemen, heimathlicher Fluß,
Die Fluthen, die ich schöpft' in Kindeshänden?
Dann schwamm ich zu verödeten Geländen
Auf dir, da suchte Ruh' mein irrer Fuß.
Hier liebte Laura ihres Bildes Gruß,
Den Haarputz mit dem Kranze zu vollenden,
Ich, jung und thöricht, mich hinabzuwenden,
Dem Bild zu mischen meiner Thränen Guß.
O Niemen, du mein heimathlicher Fluß,
Wo ist dein Quell, wo so viel Hoffnung, Glück,
Und andrer Jahre unruhvolles Sehnen?
Lärmvoller Jugend süß're Lust, Genuß
Der Freund' und Laura? Schon blieb nichts zurück!
Warum denn wollt ihr weilen, meine Thränen?

II.

Schifffahrt.

Der Schaum schwillt, häuf'ger nah'n des Meers Gebilde,
Die Stieg' hinauf klimmt der Matros': Wohlan!
Er klomm hinauf, unsichtbar droben spann
Er sich ins Netz und lauschet nach dem Wilde.
Wind, Wind! Das Schiff greift in des Meers Gefilde,
Wirft sich, vom Zügel frei, die Wog' hinan,
Taucht, hebt sich, drückt die Fluth, strebt himmelan,
Zerreißt die Wolk' und bläht der Segel Schilde.
Und wirbelnd schaukelt, gleich dem Mastenlauf,
Mein Geist, wie Segel-schwillt der Sehnsucht Flügel,
Mein Ruf mischt mächtig sich dem freud'gen Zuge.
Die Brust des Schiffes schließt mein Herz mir auf;
Ich ruh' an ihr; mein Drang gab ihm die Zügel;
Nun weiß ich, was ein Vogel ist im Fluge!

F. A. Maercker.

Digitized by Google

Bücherschau.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Berlin, Dümmler. 1835. Bd. 1. 356 S. gr. 12. Bd. 2. 324 S. Als dritter Band: Tagebuch. 243 S. Jeder Theil mit 1 Kupfer.

In diesen Briefen und Tagebuchblättern hat ein wunderbares Mädchenherz der Welt sein süßestes Geheimniß offenbart. Wofür der keusche Mond nicht keusch genug, das bleiche Sternenlicht nicht jungfräulich rein und die Stille der Nacht nicht vestalisch verschwiegen genug schien, das wird hier der Welt in harmloser Unbefangenheit verrathen und zur Schau gestellt. Mögt ihr die Schuhe abziehen, Kinder der Gewohnheit, wenn ihr hier wandeln wollt, denn die Stätte ist heilig. Wo eine sinnige Jungfrau ihre tiefste, ihre einzige Liebe geliebt, wo das Käthchen unseres Jahrhunderts, um die Formen des Lebens unbekümmert, ihrem hohen Herrn ihr ganzes Selbst gewidmet, wo in aller Keuschheit der reinsten Entzückung die Thränen der Wollust strömten und der Puls der Sinnlichkeit die Schwingungen der heiligsten Begeisterung für das Tiefste und das Göttliche selbst in sich erfuhr: da kann und darf es nicht anders sein, als daß ein Schauer der Andacht unser Gemüth ergreift, um uns zum Verständniß dessen zu befähigen, was hier erlebt, geweint und gejubelt wurde. Ohne diese Andachtsregung, die freilich immer unerläßliche Bedingung ist, wo ein Geheimniß der innern Welt sich uns erschließen soll, wolle doch Niemand diese Briefe zur Hand nehmen, sie möchten ihm unenträthselt bleiben, und der Spötter halte sich fern, er versündige sich nicht an der Religion des menschlichen Herzens. Die verehrte Frau, die den Freunden der Schönheit den köstlichen Genuß nicht hat entziehen wollen, die Tempelhallen ihres Innern zu betreten, hat bei dem Ordnen und Zusammenstellen dieser Jugendbriefe eine leise Scheu, die sie angewandelt, kaum zu verwinden vermocht, und auch der Dichter, dem die glühende Liebe der Mädchenseele gewidmet war, hatte die Veröffentlichung von Bettinens Briefwechsel mit ihm, aus Furcht vor dem Leumund der Welt, niemals wünschen können. Das Verhältniß zwischen der siebzehnjährigen Jungfrau und dem Greise, dem schon die Locke silbern geworden, lag gewöhnlichem, profanem Denken so fern, in Bettinens Küssen brannte so viel zarte, verklärte Sinnlichkeit, in ihren Thränen floß so viel geheimes Glück, aus ihrem ungemessenen Jubel tönten so viel wundersüße, aber dunkle, bisher unerhörte Stimmen einer dämonischen Gewalt, daß er selbst nicht den Schleier von diesen Geheimbriefen zu heben gewagt hätte, aus deren fesselloser Sprache er so vieles für seinen westöstlichen Divan in Verse übersetzte. Wie viel ihm auch im reichen Leben zu Theil geworden, solche

Digitized by Google

Apotheose hatte er noch nicht erlebt, so kindlich rücksichtslos hatte sich kein Herz ihm je erschlossen. Philinens und Mignons Naturen scheinen in Bettinen verschmolzen und zu einer überflügelnden Macht sich vergeistigt zu haben, deren Allgewalt ihn, oder sie, oder beide zu verzehren gedroht. Es gab Stunden, wo Goethe sich diesen magischen Verschlingungen, in die Bettinens Liebe ihn zog, gewaltsam zu entwinden gesucht, wo er nur mit bangem Zittern einen Brief von ihr entfalten konnte, weil sie im Greise den Jüngling aufflammte, und in ihren Armen hatte er oft für sie und sich selbst gebebt. Darum hätten wir ihm die Mittheilung dieser unschätzbaren Briefe nie zu verdanken gehabt; vielmehr hatte er einst in der Rosenlaube seines Gartens das wundersame Mädchen unter seinem Mantel an sich gepreßt und gesagt: So gehörst Du mit zu meiner Gestalt. Ein andermal wob er ein Spinngewebe um ihre Stirn mit den Worten: So möge Dein ganzes Selbst der Welt verschleiert bleiben!

Bettina v. Arnim, Clemens Brentano's Schwester und Enkelin der Sophie Laroche, sieht in ihrer Kindheit, in ihrer Erziehung und in ihrem ganzen ersten Geschick nur eine Vorbereitung zu dem Verhältniß, in das sie zum Dichter trat. Früh eine elternlose Waise, lebte sie als kleine Tempeldienerin bis zu ihrem dreizehnten Jahre in einem Kloster in Frankfurt a. M. Sie läutete Abends das Angelus ein, spielte den Engel des himmlischen Friedens bei feierlichen Handlungen und mußte, als erwählter Liebling der frommen Schwestern, für die Reinigung des Kelches und der Kelchtücher Sorge tragen. Heiter und unbefangen wie sie war, that sie den Tempeldienst in geschäftiger Anmuth, aber es stand schon früh ein ganz andrer Himmel in der jungen Mädchenseele, als er aus den abgehärmten Zügen der Klosterjungfrauen und ihren erloschenen Augen herausblickte. In diesen angewöhnten Formen der christlichen Buße bewegte sich Bettina nur so lange harmlos und frei mit ihrem kleinen, unschuldig lachenden Heidenthum, bis sich die Jungfrau in ihr regte und ihr frisch bewegter Sinn, immer rein und still, aber immer nach dem lebendigen Gott in lebendiger Welt sehnsüchtig, an dem hölzernen Kreuze nicht mehr tief und innig genug zu beten wußte. Sie hatte sich schon längst, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Gott in der blühenden Natur im Geheimen zur Priesterin geweiht. Nachts, wenn Alles im Kloster schlief, stieg sie keck hinaus in die stille Nacht, lief von Thal zu Hügel, sprach mit der plätschernden Welle, mit dem säuselnden Wind, mit der weinenden Nachtigall und schuf sich in diesem Verkehr mit den Geistern der Natur für den unverstandenen Dienst der Kirche einen heimlichen Ersatz. So suchte das aberwitzige Kind, das den todten Christus floh und von seinem Leben im Geiste nichts erfuhr, sich auf eigne Weise einen lebendigen Gott in diesem stillen Naturdienst. Hier glaubte sie den Geist der Geister sich weit näher, hier ward sie heimischer, hier fand sie in jeder Form den

Digitized by Google

tiefern Sinn und selbst während der Schauer einer Gewitternacht, als man im Kloster singend und betend und in scheuer Hast durcheinanderlief, hielt sich das seltsame Kind im tobenden Sturm für unendlich sicherer und heiliger von der Nähe des Gotts heimgesucht, als vor dem Altare des Herrn. Diese nächtlichen Wanderungen, die sie mit Fischern und Hirten der Gegend in vielfachen Verkehr brachten, erhielten dem Kinde den naturfrischen Zauber der Gestalt, den die Nonnen an ihr liebten wie etwas ihnen unerreichbar Fernes. Diese Geheimthuerei mit dem kindischen Priesterthum in freier Natur, das sich ganz ungesucht in ihrem sonst offenen Wesen erzeugte, mochte dem Blicke ihres braunen Auges jenen magischen Schimmer verleihen, der selbst auf Goethe's altverständige Mutter so wundersam wirkte, daß sie ihn nicht anders als mit dem Ton des Violoncells vergleichbar fand. Ohne alle Befähigung zum Verständniß der Formen der Kirche, ja der Formen des Lebens überhaupt, wußte Bettina nur von sich und der kindlichen Laune ihres lebendigen Herzens, die sich in der ungebundenen Willensfreiheit später zu einem fesselosen Dämon steigern sollte. Nie hat sie eine Thräne im Kloster geweint, als wenn sie das blonde Haar einer schönen Novizin abschneiden und ein volles blühendes Jugendleben dem langsamen Tode eines dunklen Opferwahnes sich hingeben sah. Ihre spielerische Kinderseele war nicht auf den eiteln Tand der äußern Welt gerichtet, vielmehr suchte sie, einer geheimen Ahnungsstimme folgend, hinter der erscheinenden Gestalt des Lebens ein geistiges Verständniß, ohne das sie nicht zu leben vermochte, allein sie wollte auch mit den Mächten des Geistes nur spielend verkehren, auch ihre innigsten Gebete an den Gott der Natur verriethen den Grundzug ihres Wesens, auch im Heiligsten, das sie mit allen Schauern der Andacht erschütterte, eine harmlose religiöse Tändelei zu erblicken.

So konnte es nicht fehlen, daß ihr scheinbar nur zur Freude eines ewigen Blüthenlebens berufenes Gemüth jenen Mächten, mit denen sie gespielt, selbst als Spielzeug zu verfallen drohte. Auf den Fluren einer indischen Paradieseswelt wäre sie eine Heilige geworden, die man anbeten durfte, in der Welt des Christenthums mußte sie einen Theil Schmerzen tragen, die zu unserem geistigen Leben zu gehören scheinen. Nicht ungestraft hat Bettina sich in der Natur ihren Gott gesucht und ihm Tempel erbaut. Die Stimmen, denen sie auf den Fluren nachgegangen, um mit ihnen zu kosen und zu scherzen, erwuchsen nach und nach in ihrem eignen Busen zu Göttern, deren flammende Begier das Mädchenherz zu verzehren drohte, und so war es ihr vorbehalten, in der süßen Lust, der sie nachgejagt, alle die Schmerzen, denen sie zu entfliehen gedacht, mit zu erleben und in einer glühenden Leidenschaft zu dem Dichter alle Früchte ihrer kindlich harmlosen Laune, die Blüthen ihres sinnigen Witzes, und die

Blumen der keuschesten Treue verloren oder verachtet und langsam in sich verwelken zu sehen.

In Bettinens Hang zu einem selbstgeschaffenen Naturdienst sprach sich das tiefe Bedürfniß ihres süßen Kindergemüthes aus, das Leibliche wie alle Materie der endlichen Welt nicht als das Abgefallene, sondern als die gebenedeite Form für den Inhalt des Ewigen selber anzubeten. Darum entlief sie der Klosterzelle, weil sie das Leben des Endlichen nicht gepfercht wissen wollte, um sich das Heilige zugänglich zu machen. Darum entschlug sie sich der Trauer um einen gekreuzigten Erlöser. Ihr Gott war ein lachender Götterknabe voll frischer Lebenslust, voll überschwenglicher Begier, sich in die Welt zu stürzen, um aus den Flammen der Leidenschaft als Phönix verklärt wieder aufzusteigen, ihren Gott wußte sie viel zu tief im Einverständniß mit der erscheinenden Welt, er blühte, starb und lebte wieder auf mit ihr, er schwelgte und tanzte, er brach alle Knospen, seg alle Düfte, genoß alle Früchte des glühendsten Lebens, ihr Gott, den sie anbetete von früh an, war sie selber, ihr eigner Genius, ihr geistiges Ich, als göttliches, ewiges Ideal verklärt. Nie ist die Sinnlichkeit herrlicher vergeistigt, nie die Seele als die Seligkeit des Leiblichen, der Geist als der Aether der Materie reiner und tiefer erklärt und gedeutet, als in der Religion Bettinens. So mußte es nun aber auch ganz natürlich erscheinen, daß ihr schwärmendes, tobendes, trotz aller Tändelei gefährlich pochendes Herz in dem Verkehr mit der Natur, der ihre Nerven nur aufregen, nicht beschwichtigen konnte, nirgend Ruhe und Rast zu finden vermochte, als bis sie an Goethe's Busen lag und die Lippen desjenigen Dichters küßte, in dessen Dichten und Denken die Verklärung der Sinnlichkeit zur geistigen Schönheit nicht bloß Grundthema, sondern der eigentliche Nerv und die heimliche Religion war.

So weit mußte das unbändige Kind es nun bringen, daß sie den Gott, den sie in dem Leichnam des Gekreuzigten nicht erkannt, den sie vergebens in Wald und Flur gesucht, in der Person des Dichters zur innigsten Offenbarung gebracht wähnte. Sie glaubte an einen Genius im Menschen, den sie noch für etwas anders hielt als dessen Geist; sie nannte die ewige Persönlichkeit des Individuums den göttlichen Genius desselben, der in die Hülle herabsteige, ohne von jedem Auge erblickt zu werden. Diesen Genius in Goethe betete sie an, ihm machte sie ihr Herz zum reinen Altar, ihm gehörte all ihr Denken, Dichten und Trachten, Sinnen und Träumen. Im Schlummer schmiegt sich ihre Seele erst recht am innigsten an ihn, da zerfließt sie ganz in seine Gestalt. Ihre ganze Natur zerlöst sich in der Person Goethe's, Gott und Natur haben sich für sie am innigsten in ihm vermählt, und wenn die ganze Schöpfung nur eine Brautnacht ist zwischen Geist und Materie, so hat Bettina hier alle ihre tiefsten Gebete zu sprechen, ihre Opfer zu bringen, ihre Gelübde abzulegen, voll süßer Einfalt, voll harm-

Digitized by Google

loſer Keuſchheit der entzückten Seele. Aber es bleibt nicht bei dem kindlichen Geplauder, das ihre Zunge anhebt, um ſich und ihn, den ſie ihren Herrn und Meiſter nennt, ſelig zu preiſen. Ihr Gemüth iſt oft wie mit Sturmesſittich getrieben, maßlos das Leben hinzuſchleudern, um unter den Küſſen der Lippe des geweihten Mannes die Seele zu verhauchen. Fern aber von ihm, von rauher, kalter Welt feindlich berührt, ſteigert ſich ihr Verlangen nach der trauten Nähe ſeiner ſinnlichen Erſcheinung zu einer dunklen, ſtürmiſchen Sehnſucht, die ſich rückſichtslos ergießt, und ſo rächt ſich denn der Verkehr mit den Mächten der Natur, den ſie ſo ſtill gepflegt, jetzt auf eine unbezwingliche Weiſe. Goethe ſelbſt erſchrickt vor dem dämoniſchen Geiſt, der Bettinens Leidenſchaft ſtachelt, das tändelnde Kind kann toben wie ein Bergkobold, und er hat Noth, ſie mit jener kühlen Haltungskraft, die ſeiner Natur eignet, zu beſchwichtigen. Dann iſt ſie oft wieder ſo ſchmeichelnd ſüß, ſo ſanft betäubend wie Blumenduft, ſie ſchleicht ſich in die Bruſt des Greiſes wie der ſilberne Mondenſtreif durch Schloßruinen liſtig lugt, und ſo gleicht ſie wohl am meiſten einer jungfräulichen Nixe des Rheins, die bald plätſchernd das Ufer küßt, bald zu ſchwarzem Strudel aufrauſcht. Eine feenhafte Undine in ihrem ganzen Weſen, hat ſie durchaus das launenhaft Wechſelnde des Waſſerelements. Spielend verräth ſie unbewußt das Tiefſte und Zarteſte, und ſelbſt im Wirbelwind ihrer glühendſten Herzensexploſionen iſt ſie noch lieblich, anſpruchslos und muthwillig wie ein Kind. Manchmal regt ſich in ihr der Trieb, ſich von der ſinnlichen Erſcheinung des Dichters abzuwenden und nur das Geiſtige in ihm zu feiern. Sie appellirt dann an ihren eignen Genius, aber er verläßt ſie in der Gefahr, ſie iſt zu wenig denkende, reflectirende Natur, um Geiſt und Leib zu ſondern, ſie kann Form und Gehalt nicht ſcheiden, iſt ihr doch das Sinnliche nicht als Sinnliches ſchön, ſondern wiefern es ein Geiſtiges manifeſtirt, es iſt ihr ſogar an und für ſich dunkel, ſie verſteht es nicht anders als es durch das Ideelle, dem es dient, zu faſſen. So bleibt denn alles, was ſündhaft heißen kann, aus der reinen Kinderſeele Bettinens fern, es ſcheinen nur ſeltene Stimmungen in ihr aufgeſtiegen zu ſein, die einen Novemberſchauer in den blühenden Maitag ihrer Liebe brachten.

Und dieſe kurzen Novemberſchauer hat Goethe's ruhige Sonne ſtill verſcheucht. Wie leicht wäre Bettinens Feuergluth in dunkle Nacht zu verkehren geweſen, wie nahe lag die Gefahr, in dieſem Sturme die ſchwankende Mädchenſeele zu verlieren. Von einer gleichen Hingebung war hier eben ſo viel zu fürchten, als von kalter Verſchloſſenheit oder einem Verſuche, das entzündete Mädchenherz, in dem die glühendſten Naturmächte laut geworden, durch verkehrte Enthaltſamkeit zur Beſinnung zu bringen. Es war ein Dämon in ihr, der ſeine Befriedigung wollte, oder er zer-

brach die Hülle, in der er tobte. So nahm sie der Greis still in seine Arme, und küßte Stirn und Lippen, wenn das sturmbewegte Herz nicht anders zu beschwichtigen war, und die Kobolde des Rheingau's ihr tosendes Spiel in Bettinens Brust begannen. Vor seinem Blicke, wenn er ihn lange in dem ihrigen verschwimmen ließ, zerflossen dann alle Schauer einer gefahrdrohenden Ueberschwenglichkeit, und wie wohlthätig seine Berührung auf sie wirkte, erweist sich recht in der ersten Begrüßung, die sie sich Auge in Auge machten. Sie sank, als er sie an sein Herz schloß, wie von einem magnetischen Zauber getroffen, in stillen Schlaf. Vor einer förmlichen Seelenkrankheit bewahrte sie wieder ihre frischduftende, lebenspendende Natürlichkeit. Bei aller phantastischen Transscendenz ihrer Natur hatte sie den tiefsten Beruf zum Leben und Weben in allen Stoffen der Endlichkeit.

So hatte sich der alte Goethe durch seine wohlerprobte Weisheit dieß holde Kind gerettet und erhalten. Dafür erwuchs ihm aus Bettinens Gemüth ein überschwenglicher Gewinn, und er genoß in diesem Verhältniß zu ihr einer erfrischten Jugend des Geistes, wie er sie bedurfte, um das Buch Suleika zu dichten. Ihre Naturevangelien, die sie ihm vorpredigt in ihren Briefen, riefen ihm die Zeit wieder auf, wo er „eben so närrisch" war wie sie, und weit „glücklicher und besser" als in der Spätzeit seines Lebens. Ihre ganze vollblühende Leidenschaft zu ihm nimmt er in sein weites, großes Herz, und die überfließenden Faseleien kindischer Exaltation steckt er bequem daneben hinter den Ministerrock, wo schon so manches saß. Aus den reinsten Ergüssen ihrer astralischen Natur macht er seine besten Lieder, und wenn sie zu dringend wird und zu lästig, dictirt er dem Secretär eine abkühlende Antwort in die Feder. Ist sie um ihn, so lacht er sie oft aus wegen ihrer tollen Phantastik, nimmt sie aber gleich darauf wieder in seinen Mantel und trägt sie streckenweit durch Gärten und Fluren. So kann er sie nicht entbehren, sie ist ein Theil von ihm, sie holt in ihrem Leben manches nach, was er in seinem eignen schon verwunden. So genießt er die Schmerzen und Freuden seiner jugendlichen Jahre in ihrer Gestalt noch einmal mit, und indem sie so ganz nur ein Gebilde Goethischer Muse scheint, bringt sie ihm doch unendlich viel Neues, was er erst durch sie verstehen lernt. Sie deutet ihm die Religion in seinen eignen Dichtungen, zeigt ihm den Gott auf in seiner Natur, schlägt mit strafenden Worten an das kalte Aristokratenherz, das die Wahlverwandtschaften schuf, verwirft die weiblichen Gestalten im Meister, und weist ihm mit instinctartiger Divination einen Schluß des Romans nach, wie er niemals in Goethe's Ahnung gelegen, und ruft wie eine tobende, von Völkerfreiheitslust begeisterte Mänade den Dichter auf, den Wilhelm Meister hinauszuschicken in die Tyroler Berge, wo die Helden der Unschuld

Digitized by Google

ihre Stutzen losbrennen, wo das Blut für Freiheit fließt und das Leben eine Weihe erhält, die die Goethe'sche Dichtung nicht kennt.

Das J. 1809, wo der Tyroler Aufstand Bettinens rastlos bestürmtes Herz wachend und träumend beschäftigt, verlebte sie in München. Täglich lief sie auf die Spitze des Schneckenberges und lauschte auch Nachts hinüber nach den Firnen, wo die Feuer der Freiheit loderten. Nie war eine zärtlichere Liebe so rein gefühlt für Völkerglück. Ihre Briefe werden zu Dithyramben; die kleine Mädchenseele wird ein Schauplatz der heiligsten Thaten des menschlichen Bewußtseins, während Goethe, um diesen „verschlingenden" Ereignissen der stürmischen Zeit zu entfliehen, sich absichtlich in jenen Roman einspinnt, dessen ganze Tendenz Bettinens Seele wie ein kaltblütiger tückischer Tiger anstiert.

Diese Epoche macht überhaupt einen Abschnitt in dem Verhältnisse Bettinens zu Goethe, obwohl dasselbe einer geschichtlichen Entwickelung eigentlich ermangelt; es trug schon im Keime alles in sich, was es überhaupt werden konnte. Bettine fühlt sich seit den Kriegsbewegungen in Tyrol zu andern Gestalten mehr als sonst hingezogen, und so enthalten denn ihre Briefe herrliche Skizzen fremder Eigenthümlichkeiten, und Laune, Witz, Phantastik und tiefsinnige Kindlichkeit vereinigen sich hier, den damaligen Kronprinzen von Baiern, Jacobi, Tieck, die Tyroler Heldengestalten, und später Beethoven getreulichst abzuschildern. Goethe empfängt dankend was sie gibt, er weiß ihre Gaben unendlich zu schätzen, und sie unterläßt es nicht, ihm das tiefste Wesen der Musik, wie sie es so zart und innig erfaßte, mit aller Begeisterung zu deuten, ohne zu wissen, daß sie hier eine Ueberlegenheit gegen den Dichter offenbart, die in ihrer Natur bei aller Anschmiegung eine Kraft der Selbständigkeit verräth. Es kommt ihr nun auch gut zu statten, daß sie durch die katholische Kirchenmusik schon früh eine Befähigung für diese Offenbarung erhielt. Eigentlich liebt sie in Allem, auch in Goethe, nur das Musikalische, jede andere Kunst ist ihr nur ein Leib für diese Seele, und so hat sich denn diese Eigenheit ihres ätherisch flüssigen Wesens, wie sie sich von Anfang an verrieth, nicht ohne Hülfe der Eindrücke aus ihrem Klosterleben in erster Jugend wieder mächtig gemacht, ja der Reichthum ihres unbewußten Denkens aus religiösem Instinct hat sich dem Leser so vollauf erschlossen, daß auch die Seiten, wo sie mit ihrer kindlichen Harmlosigkeit den Umfang Goethischen Denkens und Dichtens überflügelt, nicht unangedeutet bleiben konnten.

F. G. Kühne.

* * *

Digitized by Google

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert. (Mit K. Würtembergischem Privilegium gegen den Nachdruck!) Erlangen, Heyder. 436 S. gr. 8.

Diese Sammlung müßten wir als eine wahre Festgabe ächter Dichtkunst begrüßen, wenn sie der Dichter in dem Sinne veranstaltet, in dem wir sie erwartet und uns lange vorher darauf gefreut hatten. Nach wahrer Poetenart, die in der Verwirrung ihres eigenen Reichthums am leichtesten für sich selbst zu sorgen vergißt, hat aber der geniale Rückert eine höchst unvollständige Schatzkammer für die Juwelen und Goldfrüchte seines Liedes hier errichtet. In ihre immerwährenden Gedanken vertieft, hat seine Muse hier und da das Beste, was ihr angehört, bei Seite liegen lassen, und wie ein reicher Mann, der selbst nicht weiß wie viel er hat, sich einen Augenblick lang ärmer gestellt als sie ist. Mit einem Wort, wir vermissen viele der schönsten Lieder Rückerts, selbst von denen in Almanachen und Zeitschriften zahllos zerstreuten (z. B. das Gedicht von dem alten rost'gen Apotheker), in dieser Sammlung, in der freilich noch immer so viel Herrliches vorliegt, daß sie die erquicklichsten Spaziergänge durch den Paradiesgarten Rückert'scher Lyrik darbietet. Aber den ganzen Staatshaushalt seiner Muse umfaßt sie nicht.

Friedrich Rückert ist ein Naturdichter, und als solcher der größte, reichste und originellste, den es in Deutschland gegeben. Früher verstand man unter Naturdichtung vorzugsweise nur jene Landschaftsmalerei in der Poesie, die Scenen, Beleuchtungen, Gruppen, Situationen der Natur unter die Perspective irgend einer elegischen, andächtigen oder idyllischen Empfindung rückt und daraus ein Bild gestaltet, das in den Farben jener subjectiven Empfindung sich ausmalt. In Rückert ist es nicht das Pittoreske der Natur, das zur Folie der poetischen Stimmung wird, sondern die aus seiner weiten Brust hervorquellende Naturansicht macht ihn zum Dichter und überströmt ihn mit tausend Liedesgedanken, in denen er wie ein berauschter Seher durch den Frühling hinwandelt und aus den Herzschlägen der ganzen blühenden Natur ein allgemeines Weltgefühl in sich herausfühlt. Seine Naturansicht ist eine durch und durch vergeistigte und neigt sich mit einer überwiegenden Richtung zu dem dichterischen Pantheismus der orientalischen Weltanschauung, die in Allem nur Eines sieht, feiert und anbetet. So singt Rückert:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros', ich bin dein Duft,
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!

und dieses lyrisch trunkene Sichempfinden im Allgemeinen, woraus gewissermaßen ein hymnischer Wettgesang zwischen Mensch und Natur zur Feier der Schöpfung hervorgeht, bildet einen überall anklingenden Grundzug seiner Poesie. Dabei jedoch, trotz aller Ueberschwenglichkeit dieser Stimmung,

Digitized by Google

nirgend eine mystische Verkümmerung in Rückert. Weise wie ein Bramin, und leicht und leichtsinnig wie ein Vogel, bewegt sich sein Lied unter einem immer blauen, reinen, lächelnden Himmel, mit tiefen Fernsichten nach Ost und West, mit blitzenden Sonnen, symbolischen Sternen, und gedankenvollen Morgen- und Abendröthen. Bald liebenswürdig unter Blüthen gaukelnd wie ein schelmischer Elfengeist, bald ernst unter wehenden Bäumen und Büschen in feierliche Priesterandacht versunken, träumt sich dieser Dichter, während er sich nur an das Naturwuchsige der ihn umgebenden Blüthenwelt hinzugeben scheint, daran oft in die tiefste Speculation hinein. Und dies wird meistentheils der eigenthümliche Wendepunct seiner Gedichte. Ganz verschieden von der Naturlyrik der romantischen Schule, bleibt Rückert vielmehr immer von dem eigentlich Naturromantischen fern, weil er mit seinen Gedanken zugleich immer wieder über die Natur hinausgeht und an das Bild der Blume eine Anschauung des Geistes anknüpft, während die Dichter der romantischen Schule ihre Gefühle nur als unmittelbaren Ausfluß des Waldes, des Blätterrauschens, des Glühens der Abendröthe, des Neigens der Blüthen, in sich empfangen.

Diese Sammlung enthält folgende Hauptpartieen: 1) Bausteine zu einem Pantheon, worin manche vortreffliche Gedichte, voll Ernst und Scherz, zusammengestellt sind. Rückert's Humor gefällt sich in tausend kleinen lieben Naivetäten; sein Humor ist ein gaukelnder Frühlingsscherz, ein neckender Zephyr, der mit Rosenblättern um sich wirft; er duftet süß wie Jasmin, tönt wie Becherrauschen unter Weinlauben, und hat keinen einzigen scharfen oder verletzenden Gedanken. Selbst der Vers und die Wortbildungen scherzen oft in harmloser Ausgelassenheit mit. — 2) Edelstein und Perle (1817 gedichtet). Ein Zwiegespräch des Schmuckes der Geliebten, welche der Dichter schlafend angetroffen. Ein holder Müßiggang der zartesten Betrachtungen spinnt sich hier in sinnreicher Anmuth aus. Die Perle sitzt im Ohr, und der Edelstein auf dem Busen des schlafend hingestreckten Mädchens. Beide streiten sich, in Terzinen-Wechselgesängen, um den Vorrang der besten Stelle, indem jeder, zur Hervorhebung seines wichtigen Selbst, seine kleine Lebensgeschichte dabei erzählt. Unterdeß ruht der lauschende Dichter hingebeugt über die Geliebte. In solchen Stellungen wird allerdings das Märchen wach, und man kann wohl selbst die Kleider der Geliebten sich miteinander unterreden hören. Die Fiction ist also gerechtfertigt. — 3) Liebesfrühling. Liebe, Lied, Frühling, diese heilige Dreieinigkeit der Rückertschen Lyrik, flechten sich hier zu einem reichen, vollschwellenden Garbengewinde zusammen. Den Schluß bilden zwei rührende Nachträge vom J. 1833 und 1834; in dem ersten widmet er diese Liebeslieder dem Kinde der Mutter, der er sie gesungen, in dem zweiten beklagt der Dichter den bald darauf erfolgten Tod dieses seines Kindes. — 4) Fünf

Mährlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein. Ein artiges, naives, possirliches Kindergedahle. Alles sieht wie improvisirt aus und gewinnt dadurch an Reiz. — 5) Volkssagen, die uns am wenigsten angesprochen. Der Balladenton ist nicht für Rückert, da er die Ueberschwenglichkeit seines Gefühls nicht in diese gehaltene, plastische, kurz sich begrenzende Form zu gießen vermag, und deshalb auf diesem Gebiet dürftig erscheint.

Das Orientalische, das in Rückerts Gemüth und Anschauungsweise mehr wie eine geistige Sympathie, denn als absichtliche Hinneigung hervorsticht, tritt dagegen in seinen poetischen Ausdrucksformen öfter mit bestimmter Absichtlichkeit, ja mit philologischen Anflügen heraus. Die neuen, reichen Wendungen und Ausdrucksweisen, die dadurch in seiner Sprache entstehen, sind nicht selten bedeutend und von origineller Schönheit, mitunter jedoch lästig und ins Spielerische entartend. Mit den Orientalen theilt Rückert auch noch die Eigenthümlichkeit, daß er seinen Ergießungen, die ihn selbst aus einem unerschöpflichen Füllhorn überschütten, keine Genüge finden, seinem Gedicht kein Ende und keinen Abschluß zu geben vermag. Viele seiner Gedichte sind in der That zu lang, und nicht ohne einige Beeinträchtigung ihres Eindrucks, so schlecht auch jene Kritik des Polonius sein mag, und so gewagt das Hülfsmittel Hamlets, jede Länge gleich zum Barbier zu schicken. M.

Digitized by Google

Zodiacallichter.

— Ein Engländer, der sich auf einer gelehrten Reise durch Deutschland auch in Berlin umgesehen, meldet von letzterm Orte, daß ihm daselbst nur zwei ausgezeichnete Rednertalente aufgefallen sind; die Predigten von Eduard Gans und die Universitätsreden über Staatsrecht von Franz Theremin, würden auch in England, so meint er, als vortreffliche Exhibitionen der Beredtsamkeit gelten. Indem wir aber an solcher Verwechselung der Namen uns ergötzen, finden wir mit wahrer Betroffenheit uns selbst eines unverzeihlicheren Mißgriffes schuldig; in unserm letzten Stücke S. 171 muß es bei Erwähnung der funfzigjährigen Jubelfeier des verehrungswürdigen Dichters Friedrich August von Stägemann statt: der Kaiserlich Russische Staatsrath heißen: der Königlich Preußische Geheime Staatsrath. —

* * *

— Habe ich nicht Recht mit meiner früher aufgestellten Behauptung, daß wir in Tagen leben, wo die Gegensätze wie die Jahreszeiten in einander überzugehen anfangen? So hat auch der berühmte Hombopath Hahnemann eine allöopathische Heirath geschlossen, wie man aus den Zeitungen ersieht. Er hat noch in seinem achtzigsten Lebensjahre mit einer jungen Dame Hochzeit gemacht. Möge ihm diese allöopathische Kur gut bekommen, und ihn versöhnlich stimmen gegen die Feinde des homöopathischen Systems, zu denen wir uns auch bekennen müssen. Man sieht, das System reicht nicht aus, und der durchgeführte Grundsatz: *similia similibus*, würde für einen alten Mann, der noch heirathen will, keine erfreulichen Resultate abgeben! —

* * *

— Das neue portugiesische Preßgesetz, das in der Lissaboner Hofzeitung publizirt worden, bestimmt für Schriften, die eine hochverrätherische Tendenz gegen den Staat haben, als Maximum der Strafe 250 Pfund und zwei Jahre Gefängniß. Wer in seinen Schriften aber blos den lieben Gott lästert, kommt bei weitem wohlfeiler davon. Man bezahlt für den schlimmsten Fall der Gotteslästerung nur 200 Pfund, und wird auf ein halbes Jahr eingekerkert.

* * *

— Ein „Leser" des Zodiacus hat anonym durch die Stadtpost an uns geschrieben, und hält den Redacteur des literarischen Thierkreises bei weitem für zu gelehrt, indem er mehrere Fragen von ihm beantwortet wissen will. Dieser Leser, wenn es nicht vielmehr, der Handschrift nach zu urtheilen, eine Leserin ist (was mir nur noch angenehmer sein müßte!), geht mit dem Gedanken um, unter dem Titel „Lethe" gesammelte Gedichte aus den Werken vergessener Autoren herauszugeben. Ein schöner, ein rührender Gedanke! der dadurch selbst unerwartet zum Autor sich aufschwingende Leser hat hierbei besonders auch an die Schriften Achim von Arnim's gedacht, auf welche der Januar-Zodiacus in einer kurzen Notiz hingewiesen. Zwar scheinen, so viel ich weiß, die Hinterbliebenen dieses Kronenwächters ächter Poesie selbst darauf bedacht, eine vollständige Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, und waren auch schon vor einigen Jahren die Gebrüder Grimm in Göttingen geneigt, ihrem alten romantischen Freunde diese letzte Ehre zu erweisen. Doch hat sich, wie ich höre, die Sache wieder zerschlagen, und ist, wenn auch nicht aufgegeben, doch im Ungewissen schwebend. Mag sich aber mein geneigter Leser und idem Autor, wenn's ihm sonst Ernst um seinen hübschen Plan

Digitized by Google

ist, dadurch nicht abhalten lassen! Die schönsten Gedichte Arnim's gehören in der That der Lethe an, und passen also in eine solche Sammlung hinein, selbst wenn auch noch eine Gesammtausgabe der Werke, die schon in merkantiler Hinsicht etwas sehr Problematisches hat, erscheinen sollte. Noch schlimmer steht es mit den seltsam genialen Werken des Clemens Brentano, die vielfach zerstreut sind und keinen Anwalt haben, der ihre Sache führte. Brentano lebt gegenwärtig, so viel ich weiß, in Frankfurt am Main in mönchischer Zurückgezogenheit von der Welt, und denkt wohl selbst am allerwenigsten an die wunderbar verworrenen Schöpfungen einer bizarren Jugend. Dieselben zu einer vollständigen Reihe einzusammeln, zeigt sich Niemand beeifert, und wenn die Lethe auch die Prosa nicht ausschließt (die bekanntlich noch leichter vergessen wird, als die versus memoriales der Poesie), so wäre in den von Gubitz herausgegebenen „Gaben der Milde" eine herrliche kleine Novelle vorhanden, die vor allen hervorgezogen werden müßte. Wer sonst noch Alles in die Lethe hineingehörte, damit will ich mich nicht befassen, da ich selbst leider ein deutscher Schriftsteller bin, und die Nemesis nicht vor der Zeit gegen mich reizen darf. Wie aber nur die, welche wirklich gelebt haben, auch wirklich sterben können, so gehören auch nur die Schriftsteller, die einmal gekannt waren, unter die vergessenen. Jedes einzelne duftige Blümchen, das nie recht eine Wurzel und einen Stengel gehabt, mit Mühe aufzusuchen, und neu aufspülen zu lassen in den Wellen der Lethe, hilft zu nichts, und würde selbst im Strom der milden Lethe sogleich wieder zu Grunde gehen. Unsere Zeit, mit unbefriedigter Sehnsucht auf ein fernes, zukünftiges Ziel gerichtet, ist gar zu grausam zerstörungslustig, und fragt in ihrer wilden Hast nichts danach, ob einmal der Maler Runge, und der Dichter Kosegarten, (Carl v. Hardenberg, ein Bruder von Novalis) ein einzelnes schönes Lied gedichtet, zwei Poeten, über die auch ich keine nähere Auskunft zu geben weiß. Glücklich, wenn man nur die Hauptsachen aus dem Sturz retten und in eine stille Bucht bergen, in Spiritus setzen oder in einer Kunstkammer aufhängen kann! Auch der arme, tiefsinnige, tieferlorene Hölderlin, einer der größten deutschen Dichter, gehörte allerdings der Lethe an, die jetzt seinen von der Verdunkelung gelösten Geist wohlthätig umrauschen möge! Wie ich durch einen vor Kurzem aus Tübingen gekommenen Reisenden höre, hat bereits vor einigen Jahren ein stiller und unbesprochen gebliebener Tod sein Leben geendet, das er länger denn zwanzig Jahre im tiefsten Wahnsinn in der verborgenen Hütte eines wackern Tübinger Tischlers geführt. Seine Gedichte und der merkwürdige „Hyperion" sind zwar neu aufgelegt worden, doch verdiente das Ausgezeichnetste daraus dem ihm stets ferngebliebenen Publikum in jeder Weise wieder vorgeführt zu werden. Ade, geneigter Leser oder Leserin! Ich danke schön für freundliche Ansprache, und bitte, wenn's angeht, um fortdauernde Gewogenheit. —

* * *

— Seume's Werke erscheinen, herausgegeben von Adolph Wagner, in einem Bande, Leipzig, bei Hartknoch. —

* * *

— Von C. F. Göschel's „Zerstreuten Blättern aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen" wird gegenwärtig der zweite Theil (im Verlage von C. Glaser in Schleusingen) unter dem Nebentitel: „Zur Theologie und Philosophie des Rechts" gedruckt. Wir freuen uns darauf! —

* * *

— Die Herberufung Schellings an die Universität zu Berlin auf den unbesetzt gebliebenen Lehrstuhl Hegels wird erneuerter Gegenstand des Gesprächs in den näher unterrichteten Kreisen. Soviel ist gewiß, daß hochgestellte Personen diesen Wunsch seit längerer Zeit gehegt und eifrig gepflegt

Digitized by Google

haben, und soviel ist wahrscheinlich, daß dieser Wunsch an den Umständen und der unverhältnißmäßigen Aufwendung von Mitteln, die zur Gewinnung Schellings erforderlich sein würde, dennoch endlich scheitern wird. In der einen Wagschaale schwebt nun noch immer das neue System Schellings, auf das er als sein eignet Prophet mit geheimnißvoller Bedeutsamkeit längst hingewiesen, und von dem wir uns, wie von Schellings Erscheinung überhaupt, wenigstens eine neue wirksame Anregung des Berliner wissenschaftlichen Lebens und Treibens versprechen dürften; auf die andre Wagschaale drückt der natürliche Fortpflanzungstrieb der Hegelschen Philosophie, der ihr gar nicht verargt werden kann, in Gestalt des durch diese Herberufungsangelegenheit sehr bekannt gewordenen Gymnasial-Directors Gabler in Baireuth. Wir werden es ja binnen Kurzem erleben, wie es Alles kommen wird! —

* * *

— Unlängst ist nun erschienen: „Ueber die geheimen Verbindungen auf Universitäten. Fragmente aus Vorträgen über die Hodegetik. Von Heinrich Steffens". (Berlin, b. Dunker.) Diese Brochüre, auf deren Entstehung wir schon im 1. St. hingewiesen, hat den wohlthätigen Zweck, daß sie zum Besten der Schleiermacherschen Stiftung verkauft werden soll. Jene Stiftung, deren hochverdientem Begründer Steffens, obwohl in vielen Dingen ein Antipode Schleiermachers, eine so schöne Todtenrede gehalten, ist zur Unterstützung und freieren Ausbildung junger talentvoller Studirender bestimmt. —

* * *

Der „Alte im Barte" hat seine „Fahrten" beschrieben. Das heutige Deutschland wird diese Mittheilung nicht mehr verstehen, deshalb übersetzen wir dieselbe in unsere geläufige Sprache: Jahn hat seine Memoiren herausgegeben (Schleusingen bei Glaser, 1835). Da ist uns freilich ein verpöntes „Mangdeutsch" entfahren, und wir hätten recht gut „Denkwürdigkeiten" sagen können; allein auch dies Wort gefiel dem alten Wortkrämer nicht, es ist ihm zu vielsagend, zu inhaltsschwer, zu stolz für sein „Geschreibsel", deshalb setzte er „Denknisse eines Deutschen" auf die „Nenne", i. e. auf den Titel seines Werkes. Diese „Nenne" nennt aber auch seinen Namen nicht, das Buch ist von Karl Schöppach, einem Freunde und Schüler Jahns, herausgegeben und bevorwortet. Warum verschweigt man den Verfasser der Schrift, da er doch aus jeder Zeile herausguckt? Warum schickt Jahn durch einen seiner „Möglichmacher" i. e. Commissionaire seine Denknisse in das Publikum? Weshalb werden die Namen der Oerter, Gegenden und Personen (wiederum Mangdeutsch!) entstellt, verstümmelt? Jahn braucht doch heutzutage (?) keine „Nahderer" i. e. Delatoren, Angeber, mehr zu fürchten, oder gar die „Schriftschau" i. e. Censur zu scheuen! Wozu also diese „Quertreibereien" i. e. Mystifikationen? Jahn hat sein Spiel längst ausgespielt und verspielt, deshalb hat er nichts mehr nöthig zu verblümen, all diese Verblümerei mit der deutschen Freiheitsepoche kann das Publikum nur „vermißquemen" i. e. ennüyiren. Man kann, wie diese wenigen Zeilen ergeben, nicht mehr Jahns Sprache ohne Lexikon verstehen, das ganze Gethue und Gehabe des „Alten im Barte" kann nur noch lächerlich erscheinen. Zu erzählen aber hat er genug aus der Zeit, deren Mann er sich dünkte, und der Herausgeber seiner Denknisse, Schöppach, der seinen Meister den „getreuen Eckart des Freithums" nennt, lebt noch ganz in dem alten Wahn, Jahn (welcher Wortklang, den der Zufall anstimmt!) sei ein wichtiges Individuum, ein wichtiges Einzelwesen damals gewesen, und selbst der Corse, der „Mordleue" (so wie Mordker!), habe ihn, wie aus dem Moniteur und aus Aeußerungen von Männern in dessen nächster Umgebung hervorgegangen, für seinen hartnäckigsten und gefährlichsten Geg-

Digitized by Google

ner angesehen. Nach den Aussagen Anderer war Jahns Deutschthum in jener Zeit, als er die „Wehrquaste" trug, keineswegs eben sehr „werklich" i. e. practisch. Wie dem aber auch sein mag, Jahn hat seine Zeit gehabt, und es ist nur zu bedauern, daß die Zeit ihn nicht hatte, so daß mit ihr fortzuschreiten und die unfruchtbare Deutsch- und Teutschthümelei in eine fruchtbringende zu verwandeln ihm nicht vergönnt blieb. Jahn ist längst eine Ruine, i. e. altes Mauerwerk, und nach der alten Weise immer noch husten, schnupfen und schnacken, kann nur dem Spotte der Kinder dieser Zeit anheim fallen, selbst wenn dieselben zu „Launscherz", „Schalksernst", „Hechelscherz", „Scheinunwissenheit" und „Spottlob" i. e. zu Humor und Ironie, weniger als es wirklich der Fall ist, aufgelegt wären. Hübsche Charakterzüge kann Jahn noch immer aus seiner Zeit uns mittheilen, allein die Sprachreinigung sollte er längst aufgegeben haben. Hübsche „Läuschchen" i. e. Anekdoten, aus der deutschen Selbstbefreiungsgeschichte mag er vortragen, allein seine Wortkrämerei bringt es zu weiter nichts als faden „Kinkerlitzchen," weil er sie noch immer in allem Ernste treibt. Auch der „Alte im Bart" müßte heutzutage ein Humorist, ein „Hechelscherzer" werden, das stände ihm wirklich gut und machte seinem Verstande Ehre. Duldet sein ehrsam steifes Herz das nicht, so sollte er schweigen, seine Polemik gegen unsere Zeit ist so vereinzelt, so trostlos ärmlich, daß sie erst recht dazu beigetragen hat, eine heilige Freiheitssache ihres Glorienscheines zu entkleiden. Seine Polemik gegen die Zustände der Gegenwart geht auch fast nur auf Theatermiseren (das Wort ist gar nicht zu entbehren) und allerlei Kleinigkeiten des Tagesklatsches. Er spricht von Rührspielen, die „durch aberwitziges Gethue und weinerliches Gequängel uns zermarkeln." Er schimpft auf Schnellposten und Dampfwagen und nennt derlei Schnellfahrten bloße „Reisehetzen" durchs Land. Er giebt auf das „Deutschschofel in Paris" einen knotigen Seitenhieb, und tadelt den „Läufling" Heine, daß er unter der „Nenne": „Schwatzsal" i. e. Salon, eine „meindeutsche Verunglimpfungsschrift" verfaßt habe, u. d. gl. Die Denknisse zerfallen in drei Erzählungsstücke. Jahn tritt in denselben als „Geleiter," als „Schwarzer" und als „Sendner" auf. — (27.)

* * *

— Von dem bekannten Schriftsteller August Lewald werden im Verlaufe dieses Jahres zwei neue Taschenbücher erscheinen. Das eine in der Cottaischen Buchhandlung unter dem Titel: „Allgemeine Theater-Revüe", das im Herbst mit den übrigen Taschenbüchern ausfliegen wird und den Zweck hat, in Darstellungen jeder Art und Form, sowohl unterhaltenden als belehrenden, einen besseren und edlern Sinn in Besprechung und Auffassung deutscher Theaterangelegenheiten zu erwecken. Auch wir halten das Theater für ein zu bedeutendes Institut, um es noch immer ganz aufgeben zu können, und Hr. Lewald ist der rechte Mann dazu, hier mit wirksamer Hand einzugreifen. — Das andere Taschenbuch ist ein „Bade-Almanach" und soll im Juni beim Beginn der Saison als Begleiter der schönen Welt erscheinen. Es wird mit Stahlstichen und ganz auf englisch fashionable Weise im Verlage von Liesching in Stuttgart herauskommen, einem neu etablirten Verleger, der bereits Werke namhafter Autoren zu seinem Debüt an sich gebracht hat. —

* * *

— Neulich Abends las ich mit einigen Freunden in dem Taschenbuch Penelope für 1835. Wir waren alle etwas trübe gestimmt, und die höchst unerquicklich beginnende, noch dazu vorletzte Novelle von unserm Leopold Schefer: „die Geschiedene" wollte uns durchaus nicht an-

Digitized by Google

sprechen. Wir schieden uns bald von ihr, und blätterten hin und her. Endlich nahm ein Resoluter das Buch, und las: „Eine Sommernachtsphantasie von Amalia Krafft.“ Es ist die Geschichte einer flatternden Psyche, die mehrere auf die verschiedensten Lebensstufen führende Verkörperungen erleidet, aber mit einer wunderbaren geistigen Zartheit, Innigkeit und Originalität gedacht und ausgeführt. Wir athmeten alle auf, fühlten uns erhoben, und mußten uns gestehen, nie etwas Eigenthümlicheres gelesen zu haben. Wo lebt diese Dichterin, die so viel Seele mit einer so großen Gediegenheit des Talents verbindet?

* * *

— Die Schriftstellerin Talvj (geb. Therese von Jacob aus Halle, jetzige Mistreß Robinson in Boston), bekannt als geistvolle Bearbeiterin der Serbischen Volkslieder, hat sich während ihres jetzigen Aufenthalts in Nordamerika besonders mit sehr gelehrten Forschungen über die Slawische Sprache und deren verschiedene Dialekte beschäftigt. Ihre neueste Schrift: Historical view of the Slavic language in its various dialects (ein besonderer Abdruck aus der von ihrem Gatten herausgegebenen Zeitschrift: Biblical repository) liefert ein durch seine Gelehrsamkeit in Erstaunen setzendes Zeugniß davon. —

* * *

— Von dem sehr gediegenen und empfehlenswerthen „Universal-Lexicon der Tonkunst“, unter Mitwirkung von Fink, Großheim, Heinroth, B. A. Marx, Naue, G. Nauenburg, Rellstab, Seyfried, Weber, u. A. redigirt von Dr. G. Schilling (Stuttgart, b. Löflund) sind bis jetzt drei Lieferungen erschienen, welche bis zu der musikalischen Familie Bach reichen. Wie es scheint, setzt das Werk, wenn auch nicht gerade zu einem musikalischen Ersch und Gruber, doch zu einer großen Ausdehnung an, die es nur langsam vorschreiten läßt. —

* * *

— Wolfgang Menzel wird eine Reise nach Italien antreten. Möchte er aus den italienischen Citronen- und Pomeranzen-Wäldern das alte piquante Gewürz seiner Kritik, die er in der letzten Zeit der eigentlichen deutschen Literatur fast ganz abgewandt hat, wieder zurückbringen! —

* * *

— Die Frühlingszeitung: der Phönix, redigirt von dem talentvollen E. Duller, mit einem Literaturblatt von K. Gutzkow, hat ihre ersten Schwalbenausflüge recht verheißend angetreten. Nur ist in Deutschland noch bei weitem nicht genug Asche da, um den wahrhaften Vogel Phönix daraus hervorsteigen zu lassen. —

* * *

— Englische Blätter machen unter Denen, die sich in London um Verbreitung der Kenntniß deutscher Sprache und Literatur ein Verdienst erwerben, einen Herrn Klauer-Klatowsky namhaft, von dessen „German Dramatic Reader“ gegenwärtig zwei Hefte, ein Drama von Werner und ein Lustspiel von Kotzebue enthaltend, erschienen sind. In dem ersten Hefte seines „German Prose Reader“ gab der Editor Fouqué's Undine. Er begleitet den sorgfältig abgedruckten Text mit erklärenden Noten. Ein englisches Blatt, der „Atlas,“ lobt die Bemühungen Klauer-Klatowsky's, tadelt aber seine unverholene Hinneigung zu Dom Miguel und zu Schinderhannes, die sich in den Anmerkungen einer erklärenden Erwähnung zu erfreuen hätten. — Ist es nicht spaßhaft, daß die gutmüthige, romantische deutsche Seele ihre Vorliebe für Tyrannen, Henker und Räuberhauptleute auch im Auslande und in Schulbüchern nicht verheimlichen kann? Muß der junge Student auf Oxford-College, oder die blonde Aristocratentochter der Themsestadt, die sich von dem Geist der

Digitized by Google

Romantik in unserer Literatur angeregt fühlen, auch sogleich einen Blick in die Jämmerlichkeiten unserer Herzensgelüste thun? Es fehlte nur noch, daß man der jungen Lady den Lafontaine in die Hände giebt, um die ganze rührende Blöße des inwendigen deutschen Menschen an den Pranger zu stellen, damit die stolze Jungfrau sich mit Widerwillen von einem Volke abwendet, in dessen geselligen Zuständen sich die Tugenden und die Gebrechen des Menschenlebens so windelweich gestalten konnten! Dom Miguel und Schinderhannes! Ein Lehrer der deutschen Literatur in London schwärmt für beide! (27.)

* * *

— Unter den „Blättern für literarische Unterhaltung" wird seit einiger Zeit Hr. Heinrich Brockhaus als verantwortlicher Redakteur derselben genannt. Dies kann nur zum Vortheil dieser Blätter gereichen, deren Tendenz dadurch ohne Zweifel eine größere Bestimmtheit gewinnen wird. Denn es muß eigentlich in der literarischen Republik für unstatthaft angesehen werden, daß eine Buchhändlerfirma ein Journal redigirt. Hr. Heinrich Brockhaus wird seine weitverbreiteten Blätter jetzt nicht mehr als Buchhändler redigiren, sondern als ein zu einer literarischen Verantwortlichkeit herausgetretener Mann, dessen Geist und Kenntnisse auch in der literarischen Welt alle Achtung verdienen. Und das war es, was den „Blättern f. l. U." bis jetzt immer fehlte: nämlich die Rücksicht einer vorhandenen literarischen Verantwortlichkeit. Nun weiß man, woran man sich bei diesem Journal zu halten hat, und der Redakteur selbst wird sich bemühen, ein zu dichtes Nebeneinanderstehen der schreiendsten Gegensätze in den abgegebenen Urtheilen durch eine festere allgemeine Norm zu begrenzen! —

* * *

— Man sagt, der Carneval ist da! Und wahrlich, trotz aller Todesschmerzen, welche auf dem Angesicht der Zeit zucken und in dem eigenen Herzen, wäre man aufgelegt genug zu tollen Faschingsstreichen! Aber es müßte auch ein recht toller, toller Fasching werden! Von außen so toll, als die Welt jetzt von innen ist. Mit humoristischem Mittelgut ließe ich mich nicht abspeisen. Es gibt Zeiten, wo nur durch die höchste Unvernunft die höchste Vernunft wieder in ihre Rechte eingesetzt werden kann. Und man sagt, der Carneval ist da! Ich glaube es kaum. Zwar rasseln draußen mehr Wagen als sonst über die stille mitternächtliche Straße, drüben aus dem Nachbarhause steigen schöne, bunte Masken ein, ich möchte mit, und ärgere mich, daß ich noch in später Lucubration hier vor meinem Schreibtisch sitze. Es ist eine stürmische Nacht, der Wind klopft unheimlich ans Fenster, und heimlich muß es im glänzenden Ballsaal sein, wo tolle Maskenfreiheit selbstvergessene Dithyramben des Lebens tanzt! Maskenfreiheit! Maskenfreiheit! Aber was hilft es, selbst zur Maske zu werden, wenn der Carneval schlecht besucht wird, und dem Volke sein ganzer Witz in der Hirse stecken geblieben ist. Ein schreckenerregendes Ding, ein deutscher Carneval! Wir sind Leute, denen es sogar an Muth gebricht, dummes Zeug zu machen. Aber halt, mein Licht geht aus — —

Digitized by Google

Berliner Theater-Ellipse.

— Man geht auch einmal ins Theater, quand même. Es gehörte schon eine große Bösartigkeit und Verhärtung des Gemüths dazu, einem Hause ganz den Rücken zu kehren, in welchem ich so viele meiner Mitbürger ihre Abende hinbringen sehe. Ich lasse mich immer gern in Mitleidenschaft ziehen, und glaube meine Bereitwilligkeit, mich dem allgemeinen Schicksal der Nation anzuschließen, dadurch bewiesen zu haben, daß ich in diesem Monat bereits vier Mal im Königl. Hoftheater gewesen bin. Ich sah jedesmal ein Stück von Raupach, der jetzt fast einen Tag um den andern auf unserm Repertoir steht, und mit seinem großen Bevölkerungstalent, gegen das keine Insibulation der Kritik helfen würde, schon einen so gewaltigen Vorrath gezeugt hat, daß er mehr als ein ganzes Theater-Kalender-Jahr Tag für Tag füllen könnte. Nur die beiden neuesten Stücke dieses dramatischen Vielvaters, seine Corona von Saluzzo und die Tragikomödie: Der Kardinal und der Jesuit, will ich unter den geschauten hier erwähnen. Ersteres Stück ist nach einer italienischen Novelle bearbeitet, die dem Dichter zu nichts Anderem, als zu einer Variation von Shakespeare's Romeo und Julia Anlaß geben konnte, und diese Variation ist, wenn auch sehr gewandt, doch eben nicht neu ausgefallen. Die Charaktere sind sämmtlich bekannte Typen, die Situationen nach dem gewöhnlichen Raupach'schen Schema abgeschneidert, und so bleibt nur das Kunststück bemerkenswerth, wie der geschickte Dichter auch hier wieder, auf einem ganz abgenutzten Gerüst, eine im Ganzen nicht effectlose, im Einzelnen sogar von manchem schönen Moment getragene Maschinerie entwickeln konnte. Der gelungenen Vorstellung unserer Schauspieler, die nun schon auf Raupach besonders eingeübt sind und meistens bereits in demselben Kunstwerth spielen, in dem Raupach dichtet, ist freilich bei solchen Stücken, welche nur andeutende Noten für die Bühnenausführung geben, ein beträchtlicher Theil des Erfolgs beizumessen. In der Titelrolle trat das Fräulein v. Hagn nach der Rückkehr von ihrer Reise wieder auf, eine routinirte Schönheit, die, ohne besondere Eigenthümlichkeit in Spiel und Darstellung zu besitzen, immer ihr Publikum haben wird, dem sie gefällt.

Bei weitem bedeutender ist: „Der Kardinal und der Jesuit," ein im strengen historischen Stil gehaltenes Drama, bei dem sich Raupach die einfache Würde und stille, einsylbige Größe der strenghistorischen Stücke Shakespeares zum Muster genommen zu haben scheint. Es ist lediglich eine Staats-Action, die den Inhalt und Verlauf des ganzen Dramas bildet, und, wenn auch das größere Publikum kalt lassend, doch durch die feine Berechnung und Anlage, durch eine künstlerischer Begrenzung nahekommende Symmetrie und Abrundung erfreut. Obwohl keine großen innern Mächte der Poesie aufgewandt sind, um ein tiefer ergriffenes Leben der Charaktere zu malen, oder nach irgend einer Seite hin eine poetische oder historische Weltanschauung hervortreten zu lassen, wie es bei Shakespeare auch in seinen kälteren Dichtungen dieses Genre's immer der Fall ist, so erkennt man dabei doch durchgängig den glücklichen Pinsel Raupachs, der in den besseren Stunden seiner Muse ein wunderbar täuschendes Scheinleben, das fast Wahrheit hat, hinzuzaubern weiß. Die Intrigue der Maria von Medici, Mutter des schwachen, guten Ludwigs XIII., um den Kardinal Richelieu aus seiner allmächtigen Stellung zu verdrängen, und sich selbst des Zügels der Verwaltung zu bemächtigen, eine Intrigue, welche der großartig schlaue Richelieu endlich vernichtend auf das Haupt seiner Feinde zurückschleudert, ist das Thema der dramatischen Durchführung, die meisterlich zu nennen ist, und man kann es

Digitized by Google

hier Raupach ordentlich Dank wissen, daß er keine einzige Rolle darin für die anziehende Figur einer Liebhaberin geschrieben. Dennoch ist es ihm, der beim Dichten das hiesige Theaterpersonal immer vor Augen hat, begegnet, daß er bei der Gestalt des Herzogs von Angoulême, den er wahrscheinlich selbst für Hrn. Beschort bestimmte, zu lebhaft an den Polonius im Hamlet gedacht hat, welchen man von diesem Schauspieler, mit seiner freisinnigen Kunst Höflinge darzustellen, so trefflich zu sehen gewohnt ist. Der Herzog von Angoulême ist daher ein Ableger vom Polonius geworden, und wird von Hrn. Beschort, mit einigen leisen Nüancen, seinem eignen Urbilde nachgezeichnet. Kardinal Richelieu selbst ist vom Dichter nur mit wenigen, kurzen, treffenden Strichen ausgestattet, welche der Darsteller, Herr Lamm, zu einem bewundernswürdigen Gesammtbilde ergänzt und ausgeführt hat. Dieser Schauspieler, mit einer strengen dramatischen Schule, mit einem charaktervollen, durch Studium zur höchsten Ausbildung und Reife gelangten Talent, mit einer seltenen Fähigkeit, seine eigenen Mittel zu beherrschen und zu brauchen, gehört zu den wenigen Künstlern, die der jüngeren, immer charakterloser auftretenden Schauspieler-Generation zum Muster in Spiel und Auffassung empfohlen werden können. Ludwig XIII. wurde von Hrn. Devrient, an dem man eine feine, sinnreiche Charakterzeichnung gewohnt ist, zu einem sehr anschaulichen Bilde erhoben, und so war dieser Theaterabend, obwohl nach der Meinung mancher allzu Vornehmen nichts als ein Stück von Raupach gegeben ward, doch ein guter, anregender, unterhaltender. Wie wir hören, wird dies Stück Raupach zu einer ähnlichen Folge historischer Stücke aus der französischen Geschichte Anlaß geben, als wir sie bereits in seinem Hohenstaufen-Cyclus aus der deutschen besitzen. Laßt uns sehen, wie diese Gallerie von Bourbons uns munden wird! — —

* * *

Es nahm uns Wunder, daß in einer süddeutschen Hofstadt die Aufführung des Drama's „Kerker und Krone" vom Baron von Zedlitz untersagt wurde. Jetzt liegt das Stück, über das wir nächstens berichten werden, (sobald Raupachs „Tasso's Tod", das wir der Vergleichung halber heranziehen wollen, auf unserm Hoftheater eine neue Aufführung erlebt haben wird) im Druck vor uns, und wir lesen eine Stelle, wo sich Tasso freut, aus dem Irrenhause zu St. Anna durch einen Spruch des Fürsten befreit zu werden. Er bricht in die Worte aus:

„Sterben ist nichts, leben ist nichts, frei sein ist Alles!
Frei sein aus düsterer Gefangenschaft,
Von Ort zu Ort, durch Berg, Wald, Thal zu dringen,
Nacht sehn und Tag, und Licht und Farb', und Luft
Einsaugen mit der sehnsuchtskranken Seele! —
Das nur heißt sein, das nur heißt wirklich sein!

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich mehr frei
Sein sollte, daß ichs überleben könnte,
Das Wort zu hören: „„Tasso, Du bist frei!""

Sollte das für revolutionair gehalten werden können, wenn einer durch Fürstenspruch aus dem Kerker entlassen wird und sich nun freut über diese Freiheit? (27.)

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten
Justus Erich Bollmanns.

Mitgetheilt von
K. A. Varnhagen von Ense.

I.

Wir nennen hier einen Namen, der dem größten Theil unsrer Leser, und besonders den jüngern, unbekannt klingen wird. Doch ist er einst laut genug erschollen, und hat seinen Tag erlebt, der ihn für Europa und Amerika zum Gegenstande der aufgeregtesten Theilnahme machte. In den Schriften der Frau von Staël, in den Denkwürdigkeiten des Generals Lafayette, ist er ehrenvoll aufgezeichnet. Aber auch nach der augenblicklichen Berühmtheit, welche die unternommene Befreiung Lafayette's aus dem Staatsgefängnisse zu Olmütz ihm gab, hatte Bollmann fernerhin merkwürdige Schicksale, wirkte mit großartiger Thätigkeit in bedeutenden Verhältnissen, und sein späteres, wenn gleich stilleres und minder besprochenes Leben gestaltete sich nicht weniger betrachtungswerth, als das frühere jugendliche. Durch den Reiz seiner Sinnesart und seines Geschickes, durch die Richtung seiner Kenntnisse und den Umfang seiner Verbindungen, stellt er eines der ausgezeichnetsten Lebensbilder dar, welche sein Zeitalter aus deutscher Heimath in auswärtigen Strömungen zur Erscheinung kommen ließ.

Das die Welt bewegende Ereigniß am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts war die französische Revolution. Alle Staaten und Völker empfanden diese Bewegung, an welcher überall die regsameren Geister Theil nahmen, als wäre sie eine auch ihnen heimische Angelegenheit. Deutsche Kräfte sind zahl-

Digitized by Google

reich eingeſtrömt in jene nachbarlichen Bahnen, und durch wirkſames Handeln, wie durch geiſtiges Ausbilden, ſowohl förderlich als gegneriſch, haben wir von Anfang einen bedeutenden Beitrag zu den Kämpfen und Entwickelungen geliefert, welche ſpäter allerdings im vollſten Sinne auch die unſrigen werden mußten. Allein die Verflechtung deutſcher Geſinnungen und Schickſale in den Lauf der franzöſiſchen Revolution behielt faſt immer eine beſondre Eigenthümlichkeit, in welcher die Merkmale des Urſprungs unverkennbar blieben, und hieraus entſteht für jene Bezüge ein eigner Reiz, der uns wohl auffordern dürfte, ſie näher zu betrachten und zu behandeln. Wir haben ihnen aber bisher nur wenige Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Geſchichtſchreibung des Tages ſucht ſich der großen Begebenheiten und Wandlungen, ſo gut ſie kann, zu bemächtigen, die perſönlichen vernachläſſigt ſie, oder weiß ſie nicht aufzufinden. Doch liegt in dieſen letztern nicht ſelten ein näherer Aufſchluß für jene, und immer eine Fülle von Farben und Lichtern, ohne welche die allgemeinen Schilderungen kalt und leblos bleiben. Eine genauere Ueberſicht der Verhältniſſe, die ſich aus der Wechſelwirkung deutſcher Einflüſſe in Frankreich und franzöſiſcher in Deutſchland ergeben haben, würde die fruchtbarſten Betrachtungen hervorrufen. Allein faſt alles fehlt uns dazu. Ueber Georg Forſter, Schlabrendorf und Oelsner ſind einige ſchätzbare Nachrichten mitgetheilt worden, die jedoch nur den Wunſch nach vollſtändigern wecken. Von andern bedeutenden Namen wiſſen wir faſt nichts, als was die franzöſiſchen Erzählungen darüber im Vorbeigehen abwerfen. Eine lebendige Darſtellung der deutſchen Revolutionsverſuche in Mainz und Koblenz mangelt noch ganz, und doch könnte das treue Bild dieſer Vorgänge wirkſamer, als manches andre Mittel, für die Gegenwart zur Lehre dienen.

Die franzöſiſche Revolution, in ihrem zerſtörenden Fortgange, verbrauchte und zerbrach ſehr ſchnell ihre eignen Werkzeuge, nur die geſchmeidigſten und wandelbarſten durchdauerten den Wechſel der ſtürmiſchen Entwickelungen. In demſelben

Digitized by Google

Maße, wie sich in Frankreich die Meinungen und Ansichten veränderten, geschah dies auch in Deutschland. Jede spätere Gestalt der Revolution büßte einen Theil der Anhänger ein, welche die frühere gewonnen hatte. Gentz und Stolberg sagten sich schon bei den frühesten Wendungen los, Klopstock und Bürger wurden erst durch die Gräuel der Jakobinergewalt zurückgeschreckt, Fichte'n machte Napoleons unterdrückende Eroberung zum Gegner; wir nennen die Schriftsteller, weil durch ihre bekannte Namen und Beispiele am leichtesten ganze Klassen bezeichnet werden. So ließ die in raschen Verwandlungen stets wachsende Bewegung keinen Augenblick nach, ihre deutschen Anhänger abzustoßen und zu verlieren, bis endlich selbst die hartnäckigsten bekehrt oder erschöpft waren. Nicht gerade die bessere Gesinnung und reifere Einsicht bedingten jedesmal das frühere Loslassen; die persönlichen Einflüsse, Lagen, Aussichten und Erfahrungen wirkten auf die mannigfachsten Gemüthsarten, wie auf die überkommenen und gewählten Denkweisen, sehr verschieden ein. Die wunderbarsten Wahlverwandtschaften wurden wach, die größten Widersprüche hielten sich eng verknüpft, und der innerste Antrieb verbarg sich unter den räthselhaftesten Erscheinungen. Merkwürdig ist es, in diesem vielverschlungenen Gemisch und Wechsel die Hauptzüge des deutschen Karakters im Wesentlichen fast immer verfolgen und fast als unzerstörbare nachweisen zu können, woraus auch den trübsten Verirrungen noch ein leuchtender Funken bleibt, dem die reinste Theilnahme sich widmen kann.

Diese Theilnahme wird unstreitig auch dem Manne nicht fehlen, mit welchem die nachfolgenden Denkblätter sich beschäftigen. Wir haben die eignen Briefschaften desselben, für deren Darbietung wir manchen Dank erwarten, aus mündlicher Mittheilung und eigner Kenntniß zu vervollständigen gesucht, ohne deßhalb den Anspruch zu machen, das hier unvermeidliche aber auch genügende Fragmentarische zur eigentlichen Lebensbeschreibung zu erheben.

Digitized by Google

II.

Justus Erich Bollmann wurde geboren im Jahre 1769 zu Hoya im Hannöverschen, wo seine Eltern in geachteten und wohlhabenden Verhältnissen lebten. Er zeichnete sich früh durch Fassungskraft und Lebhaftigkeit aus; mit frischem Geistesmuthe verband er körperliche Gesundheit und Rüstigkeit, er galt für einen kräftigschönen Knaben, und man zweifelte nicht, daß er in der Welt sein Glück machen würde. Zu den Studien bestimmt, ließ er es an strengem Fleiß nicht fehlen, und bemächtigte sich leicht und gründlich der Kenntnisse, die ihm dargeboten wurden. Seine Einbildungskraft aber war nicht hervorbringend; in den Werken der Dichter suchte er weniger ihre Gestalten, als einen allgemeinen Reiz und Schwung für unbestimmtes Große und Schöne. Mit dieser Richtung jedoch verband er thatfertige Einsicht und feste Besonnenheit, sobald es Verhältnisse der Wirklichkeit zu behandeln gab. Aus diesen Eigenschaften, deren Verknüpfung fast immer zu bedeutenden Ergebnissen führt, bestimmten sich früh sein Karakter und seine Schicksale. Die Umstände trugen dazu bei, seine Eigenheiten noch schärfer auszubilden. Die Familie war zahlreich, und es galt als erwünschte Erleichterung des Hauses, daß angesehene und freundliche Verwandte im südlichen Deutschland sich erboten, einen der Söhne zu fernerer Fürsorge und Ausbildung bei sich aufzunehmen. Justus Erich wurde hiezu ersehen, und kam in das Haus seines Vetters, des badischen Staatsraths Brauer, nach Karlsruhe. Er fand hier anmuthige, dem norddeutschen Jünglinge besonders zusagende Lebensverhältnisse, in welchen neben strenger Ehrbarkeit und Ordnung eine freimüthige Sinnesart gedeihen konnte. Besonders wichtig wurde ihm auch das Haus des berühmten Lehrers der Staatswirthschaft und Gewerbkunde, des Hofraths Böckmann, der ihm gleichfalls verwandt war, und durch dessen Unterricht und Verkehr in ihm frühzeitig die Neigung zu diesen wichtigen Fächern geweckt wurde. Die Kenntnisse und Fertigkeiten, deren er sich in dieser Richtung

Digitized by Google

hier ohne Mühe bemächtigen konnte, und für welche das nahe Murgthal mit seiner vielartigen Betriebsamkeit den Reiz noch erhöhen mußte, fingen schon damals an, mit seinen ärztlichen Studien, für welche er sich entschieden hatte, zu wetteifern. Er legte aber auch in diesen letztern schon hier einen vortrefflichen Grund, und bezog darauf, wohlvorbereitet, die Universität Göttingen.

Unter den jungen Männern, mit welchen er hier Freundschaft knüpfte, waren manche, deren Namen nachher berühmt geworden. Eine höhere Gedankenrichtung im Betrachten der Natur und des Lebens, und ein kühnerer Drang, die Welt im Großen anzuschauen, vereinigte ihn mit dem Arzte und Naturforscher Link, der bald nachher als öffentlicher Lehrer nach Rostock berufen wurde. Vorzüglich aber schlossen sich an Bollmann mehrere junge Engländer innigst an; sie schienen in seinem Wesen alle Vorzüge des englischen Karakters wiederzufinden, ohne den Stolz und die Schroffheit desselben. In der That hatte er frühzeitig eine starke Hinneigung zu der englischen Sinnes- und Handlungsweise, und befestigte sich leicht in den Ansichten, welche ihm daher überkamen. Für englische Sprache und Literatur war seine Vorliebe schon hier entschieden.

Nachdem er in Göttingen die Würde eines Doktors der Arzneiwissenschaft empfangen, begab er sich im Herbst 1791 nach Mainz, wo er den Unterricht des berühmten Arztes Hofmann und des großen Anatomen Sömmering benutzte. Er kam hier auch mit dem Weltumsegler Georg Forster, der als Bibliothekar und Professor in Mainz angestellt war, und mit dem liebenswürdigen Schriftsteller Huber, der daselbst als sächsischer Diplomat lebte, in vertraute Bekanntschaft, und nahm an dem Gegenstande, der diese beiden Männer begeisterte und bald ausschließlich beschäftigte, den regsten Antheil. Die französische Revolution schien eine Verkündigung an das ganze Menschengeschlecht, und ihre Bewegungen schritten wie im Innern so auch nach außen unaufhaltsam vorwärts. Bollmann hegte zwar gemäßigtere Denkart, als seine neuen Freunde, und verwarf man-

Digitized by Google

ches, was sie billigten, allein im Allgemeinen stimmte er den Wünschen und Bestrebungen der Freiheitsfreunde eifrigst bei, und die Gluth seiner edlen Gesinnungen setzte bereitwillig eben solche überall voraus, wo nur eine Stätte dafür möglich schien.

Er begab sich von Mainz wieder nach Karlsruhe, wo er im Kreise seiner Verwandten und Freunde einige Zeit angenehm verlebte. Doch gab er sich, bei dem Mangel eingreifender Vorgänge und anziehender Beschäftigung, allzusehr den Zerstreuungen jugendlichen Umgangs hin. Er gefiel auch besonders den Frauen, und seine aufgereizte Eitelkeit konnte ihn leicht auf Abwege führen. Allein der romantische Schwung, welchen seine Lebensvorsätze genommen hatten, und die sittlichen Ansprüche, die er an sich selbst machte, bewahrten ihn vor größeren Verirrungen. Eine verheirathete Frau verliebte sich in ihn, und wußte durch ihre Leidenschaft ihn so weit zu gewinnen, daß er sich von dem schmeichelhaften Wohlgefallen einige Zeit befangen ließ; als aber dieser Austausch von Empfindung und Vertrauen für die bestehenden Verhältnisse wirklich störend zu werden drohte, erwachte in Vollmann der Stolz seiner Grundsätze, und er wandte die Macht, welche er ausübte, mit Erfolg dazu an, die Frau zu ihrem Gatten zurückzuleiten. Er glaubte, wie er selbst nachher sagte, recht weise zu thun, als er nach vielen schönen Reden es dahin brachte, sie ihrem Manne in Thränen schwimmend in die Arme zu werfen. Auf solche Weise mit Selbstverläugnung Handlungen des Edelsinns und der Großmuth auszuüben, war tief in seinem Karakter begründet, in welchem lebhafte Reizbarkeit und ernste Ueberlegung sich gegenseitig nicht unterdrückten. Seine späteren Handlungen, Unfälle und Erfolge, lassen sich alle aus dieser Mischung ableiten.

Inzwischen war ihm durch diese und andre Mißverhältnisse, welche in dem kleinen Kreise gar leicht entstanden und gewichtig wurden, der Aufenthalt in Karlsruhe verleidet. Zudem war es Zeit, daß er seiner Bestimmung folgte und in der großen Welt sich eine Laufbahn wählte. Der nächste Blick mußte natürlich auf Frankreich und dessen Hauptstadt gerichtet sein, wo von je-

Digitized by Google

her für deutsche Aerzte ein günstiger Boden war, und obgleich Bollmann durch den Gang, welchen die französische Revolution in der damaligen Zeit genommen, längst nicht mehr angezogen war, vielmehr gegen die dort herrschende Tagesgewalt eine entschiedene Abneigung fühlte, so war doch das Verlangen, sich in dieser großen Welt umzusehen und die Gelegenheit des Wirkens und des Glücks aufzusuchen, für ihn um so bestimmender, als auch die Seinigen ihm diesen Weg anriethen, und ein in Frankreich lebender Oheim denselben sehr zu erleichtern versprach.

An Empfehlungen und vorausgeknüpften Bezügen mangelte es nicht, und so reiste Bollmann im Anfange des Jahres 1792 von Karlsruhe hoffnungsvoll nach Straßburg, und bald darauf nach Paris. Seine ferneren Verhältnisse und Wendungen gehen aus nachstehenden, an seine verehrungswürdige Freundin und Base, die Staatsräthin Brauer, in die Heimath nach Karlsruhe geschriebenen Briefen hervor, welche wir in der Zuversicht, daß ihr Inhalt und Ausdruck gleicherweise zu lebhaftem Antheil auffordern, unverändert hier folgen lassen.

1.

Straßburg, den 14. Februar 1792.

Liebe Frau Base! Ich habe Ihnen sogleich nach meiner Ankunft hier geschrieben, aber bis jetzt auf diesen Brief noch keine Antwort erhalten, vermuthlich auch nicht zu erhalten verdient; denn ich erinnere mich, daß ich sehr munter war, indem ich ihn schrieb, — sollt' ich es zu sehr gewesen sein, so bitte deßwegen um Verzeihung!

Sie werden sich wundern, darüber sowohl, daß ich noch hier bin, als daß ich Ihnen noch nicht gesandt habe, was Sie schon längst erwarten konnten. Beides ist mir selbst sehr unangenehm, doch bin ich's unvermögend zu ändern. Auf drei Briefe nach Paris erhielt ich immer keine Antwort, und erst gestern erfahre ich vom Freunde meines Onkels, an den die Briefe adressirt sind, er sei bis jetzt noch nicht in Paris angekommen. Meine Briefe liegen also noch bei diesem Freunde; daß mein Onkel sie aber nicht schriftlich abgefordert, ist wenigstens ein Beweis, daß er nach Paris kommen wird. Irgend etwas muß ihn aufgehalten haben; Sie wissen indeß, wie ich von Ihnen wegging, können sich also das Unangenehme meiner gegenwärtigen Lage denken, und werden mich entschuldigen.

Digitized by Google

Diese Unannehmlichkeiten abgerechnet, worein man sich fügen muß, befind' ich mich wohl. Das genauere Studium der französischen Geschichte, vorzüglich in den letzten Jahrhunderten, und die Verfolgung des Spiels menschlicher Leidenschaften, im Gewirre der Gegenwart, machen meine Zeit interessant und nützlich; und der Umgang in der Familie des Herrn von Türckheim, worin einige ausgezeichnet gute Menschen sich befinden, und verschiedene junge Frauenzimmer, von denen es schwer fällt zu entscheiden, ob sie mehr schön oder mehr witzig sind — gewährt mir mehr vergnügte Stunden, als ein genügsamer Mann zur glücklichen Existenz von Rechts wegen nöthig hat. Noch vollhaltiger an Interesse und Lebhaftigkeit würden diese Gesellschaften sein, hätten nicht die politischen Unruhen ihnen verschiedene der besten Mitglieder entwandt. Ueberall ist Uneinigkeit und Spaltung, überall begegnet man den traurigen Folgen davon — die Demokraten sagen, das sind unvermeidliche Uebel — aber die guten Früchte der gegenwärtigen Verfassung sucht man vergeblich. Die Demokraten selbst sind uneins. Die Mitglieder des deutschen Klubs geriethen vor sechs Tagen so heftig an einander, daß die Wache kommen mußte, sie zu beruhigen. Seitdem sind über die Hälfte der Mitglieder — Halb-Aristokraten — in eine neue Gesellschaft zusammengetreten. Viele sind gegen den Maire aufgebracht, stündlich erscheinen Broschüren für und wider. Die Hälfte der Bürger glaubt überzeugt zu sein, daß die Constitution der Kabale Thür und Thor öffne. Menschen, die nichts zu verlieren haben, Fremde zum Theil, wovon niemand weiß, woher sie kommen, drängen sich vor. Die besten Köpfe fühlen sich beleidigt und treten zurück. Von achttausend Aktivbürgern in Straßburg gingen nur vierhundert zu den Wahlen. Von sechzigtausend in Paris nur zehntausend. Und so ist es verhältnißmäßig durch ganz Frankreich. Ein Gemeiner unter der Nationalgarde bekömmt täglich funfzehn Sous. Ein Gemeiner von den Linientruppen täglich acht Sous. Die undisciplinirten Nationalgarden haben den Rang in allem vor den alten, bewährten Truppen. Daher die äußerste gegenseitige Erbitterung. Daher sind die Linientruppen fast alle gegen die Constitution. — Nicht minder stark ist die Religionserbitterung. Die Kirchen der geschwornen Priester sind leer; und die ungeschwornen lassen heimlich nichts unversucht, ihren Anhang zu vergrößern. Zu allem dem kömmt noch der Mangel an Geld und der entsetzliche Verlust der Assignaten; sie verlieren vierzig Prozent. Alle schlechte Menschen nehmen diesen Zeitpunkt wahr, um ihre Schulden abzutragen, die zum Theil in baarem Gelde gemacht wurden. Kurz, die Ungerechtigkeiten sind ohne Zahl, die Kabalen ohne Maß, die Zerrüttungen ohne Gränzen. Noth und Erbitterung ist allgemein, und nur eine gewaltsame, blutige Krise — in deren Wünschung allein sich alle, alle Köpfe, aus Hoffnung und Verzweiflung, vereinigen — wird den

Digitized by Google

Jammer zu gleicher Zeit auf's äußerste treiben und endigen können. Doch glaub' ich, daß Jahrhunderte erfordert werden, die Spuren der traurigen Tage ganz zu verwischen! — Ich schriebe gern noch weiter, aber die Post geht fort, und ich möchte gern den Brief noch heute fortsenden. — Leben Sie also wohl. Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter, den lieben Kleinen, dem Griesbach'schen Hause — und bleiben Sie ein bischen gut Ihrem Sie herzlich liebenden Vetter Justus Erich Bollmann. (Chez M. Jean de Türckheim.)

2.

Paris, den 15. März 1792.

Gleich nach Abgang meines letzten Briefs an Sie, liebe Frau Base! erhielt ich Nachricht von meinem Onkel, sparsames Reisegeld, und strengen Befehl, sogleich nach Paris zu ihm zu kommen. An Ort und Stelle war ich gezwungen, in demselben Gasthofe und auf demselben Zimmer mit ihm zu wohnen. Sie wissen, er ist ein sehr braver Mann; aber er ist auch ein vierzigjähriger Hagestolz, ein Kaufmann und ein Engländer, — folglich ist er rauh und unbekannt mit vielen Freuden des Lebens, geldliebend und ein Freund von Essen und Trinken. Drei Wochen lang kam ich nicht von seiner Seite, und was macht' ich in dieser Zeit? — Er war über und über voll von Plänen, deren Ausführung mich zum reichen Mann machen sollten. — Schon Morgens im Bette fing er mir sie vorzutragen an, und selten hatt' ich bis zu zwölf Uhr Zeit genug, um sie gründlich zu widerlegen. — Petersburg, meint' er, London, Philadelphia ꝛc. wären sehr gute Plätze für mich, und ich zweifle nicht, daß seine redlichen Wünsche für mein Wohl mich unverzüglich nach Sibirien verpflanzen würden, wenn man ihn überzeugen könnte, es sei da viel zu verdienen. Um zwölf Uhr wurde gefrühstückt, dann spaziren gegangen, dann gegessen, oder geschmauft vielmehr, bis um fünf Uhr, dann das Schauspiel besucht, dann zu Nacht gespeist, dann Punsch getrunken. Den folgenden Tag dieselbe Wiederholung, und so ging's fort, ohne daß ich sonderlich etwas gewonnen hätte, es sei denn einen kleinen Zuwachs in der Fertigkeit, sich in die grämlichen und zuweilen ein bischen despotischen Launen eines Mannes zu fügen, dem man Dankbarkeit und Liebe schuldig ist, und der im Ganzen sie verdient. Da mir's indeß nicht so leicht wurde, wie's billigerweise mir hätte werden sollen, so war ich recht sehr aus meiner Behaglichkeit herausgeworfen, gab also auch meinen Freunden in Straßburg keine Nachricht von mir — denn Unthätigkeit ist von Unzufriedenheit eine natürliche Folge — und so kam's denn, daß ich Ihren Brief vom 14. Februar erst heute erhielt. — Die Wahrheit zu sagen, ich hab' ihn nicht erwartet. Der Mangel an Antwort auf mein erstes an Sie Erlassenes (um kaufmännisch

Digitized by Google

zu reden), die Ueberzeugung, meine Zeit in Karlsruhe nicht ganz so regelmäßig zugebracht zu haben, wie ich's wohl gesollt hätte, und ein gewisser Hang zu melancholischen Ideen, der aus alten Zeiten Ihnen noch bekannt sein wird, ließen das Schlimmste mich fürchten. Aeußerst gefreut hat mich daher Ihr lieber, Ihr guter, Ihr herzlicher Brief, weil er mich äußerst überraschte. Er hat mich mehr entzückt, wie das erste gesehene große pantomimische Ballet in der hiesigen großen Opera — welches sehr stark gesagt ist, und dennoch nicht weniger wahr.

Mein Aufenthalt in Paris wird fünf bis sechs Monate dauern, weil ich gern diese Stadt ganz kennen lernen und der Sprache ganz mächtig werden möchte. Ich werde einige Vorlesungen über Chemie und Physik hören, in der Entbindungskunst unter Baudeloque's Anleitung mich praktisch vervollkommnen, und die Hospitäler besuchen, um zu sehen, wie man nicht praktisiren muß. Um mir indeß Erfahrung in einem Zweige meiner Kunst zu verschaffen, den ich vorzüglich liebe, um mich unabhängiger von meinem Onkel zu machen, um dessen eigne Wünsche zu erfüllen, und um — Geld zu verdienen, werd' ich mich in den öffentlichen Blättern als Okulisten ankündigen und dem geneigten Publiko meine Dienste gegen baare Bezahlung entbieten. Der glückliche oder unglückliche Erfolg dieses Projekts hängt von vielen Umständen ab, und läßt sich schwerlich voraussehen. Die Wahrscheinlichkeit indessen für's erste ist ein bischen größer. Ich habe just Hoffnung genug, um thätig zu sein, und doch keine so gespannte Erwartung, um mich zu ärgern, wenn's nicht ginge. — Geld verdienen also! — mit den feisten Hamburgern zu reden, bin ich noch nichts werth, aber es geht darauf zu, um etwas werth zu werden. Die neuen Staarmesser liegen vor mir; sie sollen das Hebezeug werden, um die Börsen meiner Nebenmenschen zu lichten, und meine Hand soll dies Hebezeug dirigiren! — Es fällt mir ein bischen schwer, mich aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten. — Es ist traurig, daß alles, alles Interesse beinahe zuletzt bis auf's Geldgewinnen zusammenschrumpft. Wer das Herz zu weit hat und den Kopf zu helle, um sich bis auf diesen Punkt beschränken zu können, der bringt nie was recht Beträchtliches vor sich! — O! ich darf nicht sagen, wo mich überall der Schuh drückt! — Wie gut, daß die meisten Leute die engen Gränzen unsrer Kunst nicht wissen! — Der Glauben der Leute an die Kunst des Arztes muß das Brot geben, der Mensch in ihm muß nutzen. Man muß sich des Glaubens an die Kunst bedienen, um dem Menschen einen Wirkungskreis zu verschaffen. Man muß sich die scheinbaren Dienste bezahlen lassen, um das Leben für die unbezahlbaren zu fristen! — Das alles ist nicht ganz strenge wahr, aber es ist doch wahr im Ganzen, und es ist zugleich der Trost des redlichen Mannes!

Sie erwarten wohl, liebe Frau Base! viel Wichtiges über Paris,

Digitized by Google

dieſem großen Mittelpunkte der Wiſſenſchaften, des Geſchmacks, des Luxus und der Verhandlung der Rechte der Menſchheit! — aber die Wahrheit zu ſagen, ſo kenn' ich's noch zu wenig, um viel Vernünftiges davon zu ſagen. — Der erſte Anblick dieſer ungeheuren Stadt muß jedem ekelhaft ſein! Die Straßen ſind zwar gerade, aber entſetzlich enge, und die Häuſer entſetzlich hoch. Man glaubt ſich in einer Felſenſpalte fortzubewegen. Wer nicht im fünften Stock wohnt, der kann den Himmel nicht ſehen, es ſei denn daß er rückwärts den Kopf zum Fenſter hinaus ſtreckt und ſenkrecht über ſich ſchaut. Dieß verſchafft indeſſen nicht wenigen Leuten den Vortheil, daß ſie bei hellem Tage, wie aus einem tiefen Brunnen, die Sterne ſehen können. Dieſe engen Straßen haben nur Eine Goſſe; das Pflaſter läuft abwärts von den Häuſern zur Mitte; ſie ſind mit einem ſehr dicken Kothe bedeckt; Karren, Pferde, Kutſchen, Menſchen und Eſel arbeiten denſelben gemeinſchaftlich durcheinander, denn Fußbänke ſucht man zur Seite vergebens. — Ich habe mich ſehr lange bemüht, die vortheilhaften Seiten dieſer Unannehmlichkeiten auszufinden, um mich beſſer damit vertragen zu können, und ich bin endlich ſo glücklich geweſen zu entdecken, daß die erſten Gründe des franzöſiſchen Nationalkarakters in dieſen engen Straßen, in dieſem Mangel an Fußbänken, und in dieſem Kothe zu finden ſind. Jederman weiß, Gewandtheit des Körpers und Schlauheit der Seele ſind die Hauptzüge deſſelben; iſt es aber zu verwundern, daß man gewandt wird, wenn man beſtändig auf den Fußſpitzen hüpfen, wenn man unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen ſich um Savoyarden, Perückenmacher, Mehlkrämer und Laternenweiber jeden Augenblick wegſchieben muß, damit man das Ausſehen eines reinlichen und rechtlichen Mannes nicht verliere! — iſt es zu verwundern, wenn man zu gleicher Zeit immer vorwärts und rückwärts ſehen muß, um nicht gerädert zu werden? — Lachen Sie nicht, liebe Frau Baſe! der Karakter des Volks bildet ſich nach dem Karakter der Hauptſtadt; dies kann man in Deutſchland ſehen, wo weder eins noch das andre Statt hat; kleine Urſachen, aber die unabläſſig wirken, erzeugen große Effekte; ſelbſt zufällig erworbene Eigenſchaften werden zuletzt erblich — hinter dieſen drei Bollwerken bin ich für jeden Einwurf ſicher! — Es ſtehe indeß mit der Wahrheit dieſer Bemerkungen, wie's wolle, genug, auf die Originalität derſelben bin ich ſtolz, und eben deßwegen bin ich durch Vermittelung der bekannten Selbſtliebe jetzt ausgeſöhnt mit den ſchmutzigen Straßen. — Sollten ſich übrigens in Ihrer Bekanntſchaft Melancholiſche und Trübſinnige befinden, ſo geben Sie ihnen den Rath, ſich auf eine Zeit lang nach Paris zu verfügen, und zugleich den ſtrengen Befehl, in den engen Gaſſen täglich einige Stunden ſpaziren zu gehen. Entweder der nothwendige ſchnelle Uebergang von einer Idee zur andern kurirt ſie, oder auch, man fährt ſie

Digitized by Google

todt, und ſie entweichen alsdann auf einmal der Sünde des Selbſtmords und einem läſtigen Leben. Dies Mittel iſt auf jeden Fall zweckmäßig, und weil ich's in keinem Schriftſteller noch angeführt finde, ſo werde ich daſſelbe der gelehrten Welt in einem kleinen Traktate bekannt machen. Dies Werkchen wird früher erſcheinen, als das bewußte, und da Sie natürlicherweiſe auf die verſprochene Dedikation äußerſt begierig ſind, ſo bin ich geſonnen, ſie dieſem Vorſchlag eines neuen Mittels gegen die Melancholie vordrucken zu laſſen. Ich hoffe Ihren Beifall hierdurch um ſo mehr zu verdienen, da der menſchenliebende Inhalt dieſes Werkes mit Ihrem menſchenfreundlichen Herzen ſich weit beſſer verträgt, als ſich die Grübeleien eines andern vertragen würden mit dem einfachen und liebenswürdigen Gang Ihres Verſtandes! —

Vom Palais-Royal, den Tuilerien u. ſ. w. ſag' ich Ihnen heute nichts. Eben ſo wenig von den Schauſpielen, — aber ich werde mich bemühen, dies nachzuholen, wenn meine Sachkenntniß gründlicher iſt, wie jetzt. —

Die Nationalverſammlung und ihre einzelnen Mitglieder ſind bald der Gegenſtand der Anbetung, bald des Geſpöttts, bald der Verachtung. Im Ganzen iſt es ein wüthendes Chor. Ein großer Haufe leidenſchaftlicher, übelunterrichteter, eigennütziger, ehrgeiziger Menſchen, unter denen einige Brave in Unthätigkeit begraben ſind. — Die Klubs tyranniſiren das Volk. Ihre Mitglieder ſind der neue Adel. — Man fängt an, vorzüglich die Jakobiner zu haſſen. Ariſtokraten giebt's in Menge, Demokraten noch mehr, und dennoch ſind nur hier und da zwei und zwei Köpfe einig. — Es giebt ſo viel Arten von Demokraten, als es Modefarben giebt. Der klügſte Theil iſt der beſcheidenſte, und ſeufzt im Stillen. Viele Demokraten ſind dies aus Eigenſinn und Verzweiflung. Viele ſind wirklich hingeriſſen von der idealiſchen Schönheit der franzöſiſchen Conſtitution. Sie ſehen nicht ein, daß ſie nur ein Ideal iſt, wie die Republik des Plato. Sie meinen, es müſſe und müſſe gehen können; da doch ein Werk wie die Conſtitution, bei einem Volke, wie das franzöſiſche, ſo viele Reibung giebt, daß ſie ewig nicht gehen kann. — — — Der einzelnen Unordnungen, die aus dem Zuſtande des Gouvernements fließen, ſind viel; aber die Franzoſen ſind von Natur ſanft und freundlich und geſittet, — ſonſt würden ſie ohne Gränzen ſein. — Wer nicht unvernünftig iſt, kann ſehr ungeſtört hier leben. Und für den Beobachter iſt der Aufenthalt ſehr intereſſant. Es wimmelt von auswärtigen Kaufleuten, die wegen der Wohlfeile der Waaren, in Rückſicht auf den niedrigen Kurs des Papiergeldes, beim Einkauf der franzöſiſchen Produkte ihre Rechnung finden, und welche die Thätigkeit der Manufakturen und Fabriken des Landes faſt erſchöpfen. — Der

Digitized by Google

Tod des Kaisers hat viele Köpfe auf einige Tage schwindlich vor Freude gemacht. Die Jakobiner betrauern ihn mit scharlachrothen Mützen. — —

Ich danke nochmals, liebe Frau Base! für Ihren gütigen Brief, dessen Zurechtweisungen ich mir gewiß zu Nutze machen werde, nur muß ich Sie bitten, sowohl in diesem als in allen meinen Briefen, der Eile, womit sie geschrieben werden, etwas zu gute zu halten. — Meine Korrespondenz wird immer weitläufiger, und überdem giebt's in Paris der Zerstreuungen und Beschäftigungen so viele! —

Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter und den übrigen Verwandten und Freunden herzlich! —

Mit meinem Onkel, der meine Angelegenheiten kennt und der noch hier ist, kann ich nicht zur Abrechnung kommen bis jetzt, und muß sehr säuberlich mit ihm umgehen. Er verreist indeß in einigen Tagen, und dann werd' ich sogleich das Bewußte nach dem Kurs der Zeit in Assignaten senden, die Herr Williard auf Straßburg leicht verhandeln wird! — — Meine Sachen hätt' ich hier gern, doch will ich noch einige Zeit warten, bevor ich sie nachkommen lasse! — —

Einem neuen Brief von Ihnen, und vorzüglich Ihrem sanften und scherzhaften Tadel, der mich vorzüglich gefreut hat, und der mich bessern soll, seh' ich mit Vergnügen und Begierde entgegen. Ich habe immer viel Freude darin gefunden, von Damen mich zurechtweisen zu lassen, und wäre anders diese Vorsicht nöthig, so würd' ich einige Fehler mit Fleiß erhalten, um dieses Genusses nie zu entbehren.

3.

Paris, den 19. März 1792. Abends 11 Uhr.

So eben, liebe Frau Base! war ich Augenzeuge einiger nicht uninteressanter Auftritte! — Nehmen Sie noch, als Zugabe, davon die kurze Beschreibung. — Man gab diesen Abend, auf dem **Théatre de la Nation**, „**la mort de César**“, ein Trauerspiel von Voltaire. — Cäsar, durch viele Siege groß und mächtig geworden, droht die republikanische Verfassung des römischen Reiches umzustoßen. Brutus, Cäsar's Sohn, und Cassius, dessen Freund, zwei unbiegsame Stoiker voll rauher Tugend und übermenschlicher Stärke der Seele, beschließen den Staat zu retten. Sie verschwören sich gegen Cäsar's Leben, dieser erfährt es, und fürchtet sich nicht. Er will die Herzen gewinnen und siegen. Er verachtet ein Leben, das er zu beschützen hätte. Er ehrt die Größe im Karakter seines Sohn's, und will sie durch Gegengröße beugen. — Brutus wußte noch nicht, daß er Cäsar's Sohn sei; — wie alle Gründe, alle Bitten sogar umsonst sind, dies stolze Herz zu erweichen, so entdeckt er's ihm. — Die Kämpfe zwischen Natur und Grundsatz in der Seele des mächtigen Brutus veranlassen

Digitized by Google

die schönsten Scenen des Stücks. — Cassius verhärtet wieder den schon halb Erweichten. Vaterlands- und Freiheitsliebe siegen, und Cäsar fällt. — Vermöge der Natur des Stücks ist es voll Beziehung auf Frankreichs jetzige Lage. Und eben deßwegen strömte eine Menge von Menschen zu seiner Vorstellung hin. Ein großer Platz vor dem Hause war schon von halb vier Uhr an mit Leuten überfäet; — zwanzig und dreißig wurden immer zu gleicher Zeit hineingelassen, und noch um halb sechs Uhr war nicht alles darin. — Vorzüglich drängten die Jakobiner mit den rothen Mützen sich zu; — viele dieser Leute sind bezahlt, um den Ton anzugeben. — Kein Bienenkorb ist voller von seinen Bewohnern, als dieses sehr geräumige Schauspielhaus es von Menschen war; und vorzüglich war auf dem Parterre, welches allein mehrere Tausend enthielt, ein Kopf auf dem andern gedrängt. — Eben so war's in den Logen, deren sechs übereinander dennoch nicht Raum genug enthielten für die zudringliche Menge! — Kaum war das Parterre voll, so begann diese dichte und kaum einer Bewegung fähige Masse unruhig zu werden. Die rothen Mützen wurden auf langen Stöcken geschwungen. Einige brüllende Stimmen erhoben sich in patriotischen Liedern, und nach wenig Minuten sang sie die ganze Gesellschaft. — Indeß versammelte sich das Orchester. Tausend Stimmen schrien durch einander ça ira, ça ira; und dies Geschrei ließ nicht nach bis zum Gehorsam der Virtuosen. — Man klatschte den Takt zu dieser Arie, das ganze Parterre war nur ein Handschlag, man glaubte eine Maschine vor sich zu sehen, die ein einziger Zug bewegte! — Mehrere Lieblingsarien folgten dieser. Sie wurden vom gleichen Freudenschall begleitet. — Endlich begann das Stück! Nicht wohl mehr wie höchstens zwanzig Worte konnte Brutus hintereinander reden, dann unterbrach ihn das Klatschen. Oft eine Viertelstunde hielt dies an, dann sprach er wieder, dann begann das Klatschen von neuem. Aber nicht genug, daß man klatschte — man vermehrte das Getöse des Beifalls durch eigne dazu mitgebrachte Becken, nach Art der Becken bei Feldmusik! Man schlug sie über den Köpfen zusammen, und ein fürchterliches vielfaches Bravo machte das Getöse noch voller. — Cäsar wurde wenig applaudirt, doch rief man zuweilen „bravo acteur!“ — — Uebrigens kann man sich in Deutschland keinen Begriff von der Vollkommenheit einer solchen Vorstellung machen. Wir bewundern einen Iffland und Schröder! wir bewundern die Einzelnen, — hier sollte man fragen, wo ist der Akteur, der's schlechter macht, geschweige der vielen, die sie übertreffen! — Endlich wird Cäsar ermordet, aber hinter der Bühne. Man bringt seinen Leichnam. Antonius steht vor ihm, Cäsar's Freund; ihn umringen die übrigen Senatoren. — Antonius überläßt sich seinem Schmerz, er schildert Cäsar's Größe, Cäsar's Güte; er schildert das Verbrechen seines Sohnes; er fordert die Senatoren zur Rache. —

Digitized by Google

Der Acteur sprach warm und gut, und Voltaire hatt' ihm eine Rede gegeben voll Geist und Kraft. — Er forderte die Senatoren zur Rach' über Brutus! — Zwei Männer, wovon der eine dicht hinter mir und der andere in der ersten Loge unmittelbar neben mir saß, wurden sehr hingerissen, sie vergaßen sich und klatschten! — Auf einmal entstand ein gräßlicher Lärm im Parterre. Herunter, herunter, schrien sie, der Mann im rothen Kleid herunter! — Er blieb; — das fürchterlichste Geschrei wiederholte sich von neuem; es hielt eine halbe Stunde lang an, und endlich wich der Mann zu meinem nicht geringen Verdruß! Er hätte — NB. über diese Zeilen seh' ich einigen interessanten Bemerkungen und freundschaftlichen Verweisen entgegen — er hätte von der Loge herunter das Wort verlangen, er hätte auf die Freiheit, auf die Rechte, die ihm die Constitution zusichert, sich berufen sollen. Er hätte fragen sollen, wo das Gesetz sei, das dem Einzelnen seinen Beifall zu geben verbiete. Er hätte erklären sollen, daß er sich eher würde umbringen lassen, als zurückgehen. Er hätte die kaum beklatschten Worte aus Brutus Munde auffassen und sich damit schützen können. Er hätt' es verstehn müssen, diese Festigkeit selbst der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther anzuschmiegen, und so würd' er mit Ehren seinen Platz behauptet haben, statt wie eine feige Memme zu entweichen. — Den Klatscher neben mir hatte man zum Glück nicht bemerkt, und er blieb sitzen. — Endlich endigte das Stück. — Ein Jakobiner erhob sich; er that den Antrag, Voltaire's Büste mit der Mütze der Freiheit zu krönen. Nichts, sagt' er, fehl' ihm sonst noch zu seinem Ruhme. — Diese Idee verschlang urplötzlich alle Gemüther! Ein fürchterliches, anhaltendes, immer steigendes Bravo stürzte von allen Seiten her gegen das Theater so lange zusammen, bis die Acteurs Anstalt machten, um in's Werk zu setzen, was der einmüthige Wille gebot! Man brachte ein Fußgestell; man setzte Voltaire's Büste darauf von Gyps. — Ein Jakobiner warf seine rothe Trauermütze auf's Theater. Man bemützte damit den grinzenden Voltaire, und so paradirt' er während einem ganzen Lustspiel, das man nach dem Trauerspiele noch gab, auf dem Theater! — Guter Voltaire, wie würdest du lachen, wenn du auferstündest aus deinem Grabe! — —

Armes geblendetes Völkchen! wo sind denn eure Cato's, eure Cassius, eure Brutus? wie viele zeigt uns denn die Geschichte so schöne Ungeheuer? und was vermochten sie im üppigen Rom? wo sind ihre Thaten? — Oder wollt ihr zu der nüchternen Mäßigkeit des alten Roms zurückkehren? — das wollt ihr! — und die ersten Freudenmädchen dieser Stadt sind von den Deputirten, euren Gesetzgebern, euren Vaterlandsvätern, gepachtet? — verjagt *die* zuvor! zertrümmert die Denkmäler der Kunst! verjagt eure Kaufleute; verbrennt eure Schiffe! zerstört eure Städte! — macht

Digitized by Google

euch dagegen Hütten! pflanzt Kohl! pflanzt Rüben! pflanzt Wälder, um jagen zu können! Hütet eure Heerden! und geſetzt, daß es euch dann gelingt, das ſchwere Mittel halten zwiſchen Menſchlichkeit und Viehheit; geſetzt, daß ihr das hohe Ideal von Freiheit in dieſen Zuſtand mit hinübernehmen, geſetzt, daß ihr es realiſiren könnt! — wie lange würd' es dauern? — oder vermögt ihr dem menſchlichen Geiſte Feſſeln anzulegen, der euch zu gleicher Zeit verfeinert, veredelt und entnervt! nicht weil's an und für ſich ſo ſein müßte, ſondern um der Schwachheit willen der menſchlichen Organiſation! — Bollmann.

4.

London, den 14. September 1792.

Liebe Frau Baſe! Auf meinen von Paris aus, und mit deutſchen Buchſtaben an Sie geſchriebenen Brief hab' ich keinen Gegenbrief erhalten, und ich habe dieſe Grauſamkeit um deſto tiefer gefühlt, je willkommner mir ein freundliches Wort in einer Lage geweſen ſein würde, mit deren Unannehmlichkeiten ich Sie bekannt gemacht hatte; weil aber nichts von einmal gefaßten Vorſätzen uns abwendig machen muß, ſo bleib' ich meinem Verſprechen, wenigſtens aus jeder großen Stadt einmal an Sie zu ſchreiben, getreu; und ich erkläre feierlich, daß ich dies immer thun werde, wenn Sie's mir nicht feierlich unterſagen.

Mein Onkel, dieſes traurige, bemitleidenswerthe Gemiſch von Gutheit und Stolz, Anmaßung und Kleinheit, verließ mich bald nach Abgang meines letzten Briefes an Sie, und ließ mich das wohlthätige Gefühl der Freiheit, wiewohl einer ſehr nothdürftigen, nach langem Entbehren derſelben, endlich wieder koſten. Feſt entſchloſſen, mich künftig ohne denſelben zu behelfen, mußt' ich nach Arbeit mich umſehn, und ein gichtbrüchiger Ludwigsritter, behaftet mit dem Spleen des übermäßigen Glaubens an ausländiſche Aerzte, verſchaffte mir bald eine ziemlich beträchtliche gichtbrüchige Bekanntſchaft, wodurch ich in den Stand geſetzt wurde, zuerſt wenigſtens rechtlich zu exiſtiren, und hernach auch Nutzen von den Anſtalten in Paris zu ziehn, Kollegia und Hoſpitäler zu beſuchen, Merkwürdigkeiten zu beſehn u. ſ. w. — Ich würde dieſe Exiſtenz vermuthlich noch lange fortgeſetzt haben, allein der Tod, welchem ich bisher förmlichen Widerſtand geleiſtet und den ich mehreremal glücklich zurückgeſchlagen hatte, nahm auf Einmal alle ſeine Wuth wider mich zuſammen. Nicht zufrieden, vermittelſt der Hoſenloſen alle brave Schweizer ſich ſchlachten zu laſſen, ſchlug er mit ſchrecklichem Schlagfluß alle meine gichtbrüchigen Ritter zu derſelben Stunde, wo das Blut der Schweizer noch dampfte! — Alle meine Kunden ſtarben am 10. Auguſt vor Schreck! was ſollt' ich nun förder in Paris noch thun? was konnt' es mir helfen, mir neue Kunden zu verſchaffen, an einem Orte,

Digitized by Google

wo so viel wilde Auftritte es platterdings unmöglich machten, die Seelendiät, den wichtigsten Theil meiner Kunst, gehörig zu besorgen? was sollt' ich noch länger der Verwesung entgegenarbeiten, an einem Orte, wo sie entschlossen schien, künftig hausen zu wollen? — Sie war mir überdies zu verschiedenenmalen selbst auf den Hacken, vorzüglich am 10. August, wo mir eine Pike aufgedrungen und ich fortgerissen wurde mitten in's Gefecht! — Ich faßte den Entschluß, ihr das Feld zu lassen und mich ehrerbietig zurückzuziehn! — Aber wie und wohin? meine erschlagenen Ritter nahmen zum Theil ihre Schulden an mich in's zweite Dasein mit hinüber, und Billets de confiance, auf jene Welt ausgestellt, konnten mir in einem Lande nichts helfen, wo man an jene Welt nicht mehr glaubt! — Haben Sie keine Sorge für mich, liebe Frau Base! Sie wissen, Unkraut verdirbt nicht; und Sie werden bald sehn, daß ich, der Mordsucht eine Beute entwendend, worauf sie am meisten gelüstig war, mich königlich aus der Affaire zog.

Unter den verschiedenen in Paris gemachten Bekanntschaften war auch die der Frau von Staël, die Gemahlin des schwedischen Gesandten, die Tochter Neckers, die Verfasserin der Briefe über Rousseau, die sie in ihrem siebzehnten Jahre schrieb. Sie haben wahrscheinlich jene Briefe gelesen, und folglich haben Sie eine Idee vom Geist und von den überwiegenden Fähigkeiten dieser Frau; aber von ihrem Herzen würd' ich mich umsonst bemühen, Ihnen einen würdigen Begriff zu machen; denn wenn ich Ihnen auch erzählte, wie rastlos thätig sie in den Tagen der Bedrängniß für ihre Freunde war, wie sie sich selbst aussetzte, wie sie die äußersten Schritte wagte, auch da, wo durchaus nur das reinste freundschaftliche Interesse, nur der Wunsch Gutes zu thun, sie leiten konnte — wenn ich Ihnen das alles erzählte, Sie würden einen Roman, aber keine historische Wahrheit zu lesen glauben; und folglich verfehlt' ich immer meinen Zweck. Die Frau von Staël hat einen Freund, und dieser Freund ist Narbonne, ehemaliger Kriegsminister, und dieser Narbonne ist einer der liebenswürdigsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Bei einer sehr weitausgebreiteten Menschen-, Welt- und Literaturkenntniß, bei einem unerschöpflichen Fonds von Heiterkeit und Laune, bei einem Geist, der unablässig durchblitzt in allem, was er sagt und thut, hat er diese gänzliche Verläugnung seiner selbst, diese anspruchslose Hingebung an die Umgebenden, welche gewöhnlich nur bei dem reinen Bewußtsein innern Werths stattfindet, und diese altritterliche Offenheit, welche in unsern Tagen so selten, und in der großen Welt ein Wunder ist. Dies vorausgesetzt, werden Sie eben nicht unnatürlich finden, daß die Frau von Staël ihren Freund Narbonne lieb hat, und um so weniger, wenn ich Ihnen sage, daß diese Frau von Staël — nicht verheirathet, sondern gekuppelt ist an einen Mann, der nicht einmal die Zubereitung eines Kartof-

Digitized by Google

folgerichts, und also noch viel weniger das Pulver erfunden haben würde. Sie werden ferner nicht unnatürlich finden, daß Narbonne, bei einer hinlänglichen Anzahl von Scheingeschäften, um seine Vernunft mit seinem Herzen einstimmig zu machen, die Armee verlassen hatte, um nach Paris zu kommen und seine Freundin zu sehn. Wenn Sie sich nun erinnern, daß die Jakobiner Todfeinde von Lafayette, von Narbonne und von allen wackern Leuten sind, die ihnen anhängen, wenn Sie sich erinnern, daß der 10. August die unumschränkteste Gewalt in die Hände dieser Horde von Bösewichtern gegeben hatte, und wenn ich Ihnen zu dem allen noch sage, daß Narbonne, dessen Gegenwart in Paris man wußte, der erste auf der Liste der Schlachtopfer war, deren ihr Blutdurst habhaft zu werden suchte —: so werden Sie sich ungefähr eine Vorstellung von der Angst machen können, worin ich die Frau von Staël antraf, als ich den 14. August morgens in ihr Zimmer trat. Narbonne war bei ihr; man sah mich bald als das einzige Mittel an, ihn zu retten. — Eine Menge von Motiven, wozu jedoch die Schönheit der Frau von Staël nicht gerechnet werden kann, zu meiner nicht geringen Beruhigung, — denn sie ist häßlich — stürmten auf meine Seele los, und die Freude, diesen Mann retten zu können, der so schön, so edel und ruhig vor mir stand, und der süße Gedanke, dieser Frau die Ruhe wiedergeben zu können, die sie für ihren Freund verlor, und die sie für sich selbst nicht verloren haben würde, und die Genugthuung des unbeschränkten Vertrauens, welches man in dieser kitzlichen Sache auf mich setzte, — dies alles, dem ich nichts als die augenscheinliche Gefahr meines eignen Kopfes entgegenzusetzen wußte, wirkte so mächtig auf mich, daß die erste Idee der Möglichkeit sehr bald zur Festigkeit des Entschlusses reifte! — Die Sache einmal unternommen, wurde auf ihre Ausführung durch ruhige und überlegte Maßregeln hingearbeitet; ich hatte, was mir niemals gefehlt hat, Freunde, auf die ich zählen konnte, Deutsche überdies, also Leute von kaltem Blut und Courage; Glück, Gegenwart des Geistes und Muth ließen uns manche Gefahren überwinden, wir kamen glücklich nach Boulogne, während man vor uns und hinter uns andere Flüchtlinge arretirte; wir flogen im Sturm über die See, und liefen wohlbehalten am 20. August abends um 6 Uhr in dem Hafen von Dover ein. — Wir setzten hernach unsere Reise weiter fort bis hieher, wo wir uns bei der Madame de la Châtre, einer sehr liebenswürdigen Französin, logirten. Kaum hatten wir uns von der Reise ein bischen erholt, so bekam unsre freundliche Wirthin die traurige Nachricht von der Arrestation verschiedener Personen in Paris, die sie sehr nahe angingen, und die sie sehr liebte. Von Natur sehr zart und empfindlich, fiel sie bei Lesung des Briefes in fürchterliche Krämpfe, die sich von Stunde zu Stunde erneuerten; und das ging zwei Tage lang so fort. Nach und nach kam Hoffnung und Ruhe wieder; glück-

Digitized by Google

licherweise waren die Freunde der Madame de la Châtre am Abend vor der Ermordung der Gefangenen aus der Abbaye entkommen; man erwartet sie jetzt mit noch verschiednen Andern; auch die Frau von Staël wird in kurzem hieher kommen; alle diese Leute zusammen, vermuthlich der Kern von Frankreich, reine Freunde der Revolution, und gleichweit entfernt vom Wahnsinn der Emigrirten in Koblenz und von der Wuth der Jakobiner, werden, eine kleine französische Kolonie, in der Nähe von London sich etabliren, und den weitern Gang der Angelegenheiten ihres Vaterlandes, dem sie jetzt nicht dienen können, abwarten!

Verhältnisse wie die obigen, zusammen und gegenseitig hülfreich miteinander durchlebt, machen die Scheidewände plötzlich fallen, welche die Eitelkeit und der Wahn oft zwischen Menschen und Menschen setzt; man rückt sich näher; man kömmt auf Einmal mit vielen Punkten herüber und hinüber in Berührung, und der Neuling, der Fremdling, tritt in den Platz bejahrter Freunde. — Dies ist gegenwärtig ungefähr mein Fall. Ich habe mich nicht weigern können, mit diesen Menschen, von denen ich überzeugt bin, daß sie mich lieben, eine Zeit lang zu leben. Ich werde mit ihnen einige Monate auf dem Lande zubringen, und während dieser Zeit der englischen Sprache und Literatur in glücklicher Ruhe mich widmen.

Die unbegränzte Güte Narbonne's und der Frau von Staël setzen mich überdies in den Stand, meinen ersten Reiseplan zu verfolgen, und hernach meine Praxis anzufangen, ohne um die ersten Augenblicke in Verlegenheit zu sein; denn ich habe — doch von diesen Umständen und dem, was damit in Verbindung steht, red' ich Ihnen ein andermal. Es würde mich heute zu weit führen, und ich fürchte so schon Ihre Geduld zu mißbrauchen. — Genug, ich glaube einen wesentlichen Schritt gethan zu haben, nicht nur um mein eignes, sondern auch um das Glück mancher meiner Freunde zu gründen; und ich kann die Früchte desselben um so ruhiger genießen, je weniger ich dieselben vorhersah, je weniger ich um ihretwillen handelte, und je sorgfältiger ich mich auch für die geringsten Ansprüche hütete! —

Ueberzeugt, liebe Frau Base! von dem gütigen Antheil, den Sie und der Herr Vetter u. s. w. an meinem Schicksal nehmen, würd' ich ein Verbrechen zu begehn geglaubt haben durch Vorenthaltung dieser Nachrichten. — Ich sehe mich endlich auch im Stande, meine Schuld, mit herzlichem Dank für Ihre Güt' und Nachsicht, Ihnen abtragen zu können. Sie werden dieselbe von Böckh bezahlt erhalten, dem ich heute eine Anweisung auf Straßburg zusende. Sollt' Ihnen dieser schuldig geblieben sein bis jetzt, so fall' Ihr Unwill' auf mich. Das durchaus unvorhergesehne Betragen meines Onkels verzögerte eine Bezahlung an ihn auf so viel Monat, als ich auf Tage rechnete; doch würd' ich andre Anstalten

Digitized by Google

getroffen haben, hätt' er mir nicht geschrieben, es geh' ihm wohl! Mein Aufenthalt in Frankreich war mir sehr nützlich und von unbezahlbar wohlthätigem Einfluß auf mein ganzes Leben. Ich habe die Menschheit im Großen arbeiten gesehn mit denselben Triebfedern, womit sie im Kleinen wirkt. Ich bin mit dem Detail vieler Begebenheiten und Verhältnisse bekannt geworden, worin ich fremd sein um vieles nicht möchte. Sehr gerne würd' ich Ihnen manches über die französische Revolution, über die Haupttriebfedern derselben und über den Karakter der wichtigsten handelnden Personen mittheilen, erlaubte der enge Raum eines Briefes auch nur einigermaßen erträglich von diesen Dingen zu reden. — Sollten indeß diese oder jene Punkte Sie oder den Herrn Vetter vorzüglich interessiren, so werd' ich auf bestimmte Fragen mit vielem Vergnügen und mit möglichster Vollständigkeit antworten. Ich habe Paris um so lieber verlassen, weil in den Augenblicken meines Weggehens durchaus alle Lehranstalten in Unordnung geriethen, und weil, vorzüglich in meinem Fache, nichts mehr zu profitiren war, man möchte denn die Amputation des Kopfs für etwas rechnen, die häufig zu sehn war, die aber in der gewöhnlichen Praxis nicht vorzukommen pflegt. — Hier bin ich in der glücklichsten Ruhe, in der ausgesuchtesten Gesellschaft, und in dem angenehmsten Wechsel von Arbeit und Zerstreuung! —

Sie werden mich recht sehr erfreuen, wenn Sie mir baldmöglichst einige Nachricht von sich zukommen lassen; in der angenehmen Erwartung derselben bin ich, liebe Frau Base, Ihr Sie kindlichliebender Pflegesohn

J. E. Bollmann.

(Chez M. Talleyrand-ancien Evêque d'Autun. Kensington-Square.)

5.

Frankfurt am Main, den 28. August 1793.

Gute, inniggeliebte, vernachlässigte, aber nie vergessene Freundin! Der Ueberbringer dieses Briefes ist Herr Pannifer, ein guter braver Landsmann von Ihnen, welchen ich in London kennen lernte, und mit dem ich vergnügt und angenehm von dort bis hieher reiste. — Ihren Brief, den einzigen, welchen Sie mir nach London geschrieben, hab' ich richtig erhalten; ich hab' ihn oft beantworten wollen, und ich würd' es mir zum Verbrechen rechnen, es nicht gewollt zu haben, aber die Ausführung des guten Vorsatzes ist immer verzögert worden, vorzüglich dadurch, daß ich immer den Augenblick abwarten wollte, um Ihnen eine gewisse angenehme Nachricht geben zu können, und daß eben dieser Augenblick nicht kam. — Ich bin gegenwärtig auf einer Reise nach Berlin begriffen, die ich eigentlich nicht sowohl zum Vergnügen als in Geschäften unternommen habe; von wo aus ich wieder nach London zurückkehren werde, wohin meine

Digitized by Google

heißesten Wünsche mich ziehn. Ich bin so sehr eilig, daß ich nicht einmal die Freunde in Offenbach sehn kann. Ich werde von hier bis Berlin Tag und Nacht reisen! Verzeihen Sie daher, liebe Freundin, daß ich diesen Brief so kurz abbreche; ich verspreche Ihnen einen langen und ausführlichen auf mein heilig Wort von Berlin aus!

Einstweilen sein Sie versichert, daß, obwohl verwickelt in mancherlei Verhältnissen und mannichfaltig ausgesetzt gewesen, dennoch keine der Besorgnisse gegründet gewesen ist, die Sie in Ihrem Brief an mich äußerten. Ich glaube vielmehr, daß ich besser geworden bin! Mein Herz und mein Karakter sollen immer rein und meiner herzlichlieben Pflegemutter würdig bleiben!

(Meine besten Empfehlungen an den lieben Herrn Vetter und die Freunde. In größter Eile!) J. E. Vollmann.

6.

Leipzig, den 14. October 1793.

Ich hoffe, liebe Frau Base! daß Sie durch Herrn Pannifer einen Brief erhalten haben, welchen ich in Frankfurt an Sie schrieb. Ich versprach Ihnen darin einen ausführlichen, und mein Versprechen wäre schon erfüllt, hätte ich mir nicht geschmeichelt, Sie persönlich zu überraschen. — Ich glaubte nämlich von Berlin aus zur Armee gehn zu müssen, ich war sogar schon auf dem Wege! aber gekommen bis Fulda erhielt ich Nachrichten, welche mich nöthigten wieder umzukehren; dies wird Ihnen unten deutlicher werden! —

Ich bin willens, liebe Freundin, Ihnen recht weitläufig zu schreiben, um die Liebe zu Ihrem Pflegesohn und das Vertrauen auf sein gutes Herz zu retten, welche sonst schwankend werden dürften, und die mir doch unendlich theuer sind. Bevor ich aber von dem spreche, was mir in Frankreich und in England begegnete, erlauben Sie mir einen Augenblick auf die Zeit meines letzten BeiIhnenseins zurückkommen zu dürfen; nicht um Ihnen etwas Neues zu erzählen, sondern nur um der Genugthuung willen, Ihnen selbst gesagt zu haben, was Sie durch eigne Beobachtung und durch andre Personen zum Theil vermuthlich schon wissen.

Mir war nicht so wohl bei Ihnen in der letzten Zeit, als wie im Anfange; ich war weniger offen, weil mein Betragen weniger fehlerfrei war. Ueber mein Billardspielen und über mein Verhältniß mit B. macht' ich mir Vorwürfe, und über beides verdient' ich Tadel. — Meine Finanzen waren durch Billardspielen zerrüttet; ich brauchte mehr Geld, um nach Straßburg zu kommen, als wie ich hatte. Indessen waren meine Bemühungen, dem Freunde Geld zu verschaffen, darum nicht weniger ehrlich; ich würde ohne die eigne Verlegenheit eben so gehandelt haben,

Digitized by Google

nur waren wir übereingekommen, daß er mir etwas abgeben sollte, obwohl er die ganze für ihn gesuchte Summe nöthig hatte. Ich hofft' ihm dieses von Straßburg sogleich wiederschicken zu können, indem ich nicht auf das lange Ausbleiben der Briefe vom Onkel und nicht darauf rechnete, daß er mir nur eben würde zukommen lassen, was nothdürftig war, um bis Paris zu kommen. Diese unedle Leidenschaft des Spiels ist erstorben, wo sie entstanden war, und ich freue mich, Sie versichern zu können, daß ich seitdem nie wieder, außer einige wenige mal mit guten Freunden, spielte! — —

— In Straßburg macht' ich durch Böckmanns Empfehlung die Bekanntschaft von Türckheims, welche mich sehr lieb, so lieb gewannen, daß sie mir auf ihre Beihülfe zu zählen erlaubten, als der Onkel in Paris mich verlassen hatte. Seit kurzer Zeit haben Umstände, hoffentlich nur vorübergehend, uns von einander entfernt, welche ich selbst noch nicht kenn' und nicht begreife, und wovon ich also nicht reden kann.

In Paris wissen Sie wie's ging. — Sie glauben aber, Ihrem Briefe nach, ich habe meinen Onkel falsch beurtheilt. Ich versichre Sie, liebe Frau Base, auch jetzt, da alle Verbindungen zwischen uns schon längst aufgehört haben, denk' ich noch von ihm wie damals. Er hat alle die Anmaßung eines kleinseligen Emporgekommenen, und die schreckliche Indifferenz der Leute, deren Kopf und Herz leer sind. Er macht beständig sein Glück und seine Arbeitsamkeit geltend; seine Wohlthaten sind drückend, das Betragen desselben gegen meinen jüngern Bruder, der bei ihm ist, der beste Junge von der Welt, und neuere Vorfälle zwischen mir und ihm haben dies nur zu sehr bestätigt! Sein Wille mag nicht böse sein, aber seine Handlungs- und Denkungsart ist roh, und die vernünftigste Maßregel mit ihm die: alle Verbindungen und Verhältnisse möglichst sorgfältig zu vermeiden! — Er hatt' etwas angefangen, was er nicht konnt' oder wollte. Ich bat ihn also, mir nur noch wenigstens etwas zu geben. Er gab mir sechshundert Livres in Assignaten, und überließ mich Gott und meinem Schicksal in einer ungeheuren Stadt, deren Sprach' ich erst lernen mußte, um mir selbst etwas verdienen zu können. In dieser Zeit schrieb ich Ihnen meinen zweiten Brief; ein Hausknecht, der ihn auf die Post trug, hatte das Porto mir angerechnet, aber nicht bezahlt. Daher der Zufall, daß er Ihnen so spät erst zu Handen kam, und darum hab' ich auch Ihre Antwort nicht empfangen, deren Verlust ich recht schmerzlich bedaure.

Ich hatt' in Straßburg einen gewissen Philipp Heisch kennen gelernt, der in dem Türckheim'schen Hause freundschaftlich umging. In Paris trafen wir uns wieder. Er begleitete derthin seinen Bruder Friedrich Heisch, einen jungen Kaufmann, welcher bei einem der ersten Banquiers einen

Digitized by Google

sehr guten Platz bekommen hatte. Er blieb ungefähr drei Wochen bei seinem Bruder und ging dann wieder zurück nach Straßburg. — Friedrich Heisch war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, ein wahres unschuldiges Naturkind. Er hatte die Handlung in einem guten Hause in Straßburg sieben Jahre lang gelernt, war fünf davon in seine Prinzipalin verliebt gewesen, und sprach ihren Namen nicht aus ohne Erröthen. Seine Seele war rein wie Krystall, er wußte von allem Bösen nichts wie die Namen, und hatt' ein sehr gefühlvolles Herz, das ganz ungetheilt und mit vollem Vertrauen sich hingab! Sie können leicht denken, daß eine so seltene Erscheinung mir nicht gleichgültig war; wir schlossen uns bald äußerst fest an einander, und nahmen ein gemeinschaftliches Zimmer, fest entschlossen, Freud' und Leid mit einander zu theilen.

Mein Heisch war nur mittags und abends zu Hause, folglich hatte ich beinahe den Alleingenuß der Wohnung. Ich wendete alles mögliche an, um französisch zu lernen, bot deutschen Buchhändlern Uebersetzungen französischer Werke an, hörte zwei Kollegia, ließ mich in den öffentlichen Blättern als Augen- und Hautkrankheiten-Doktor für nothleidende Arme ankündigen, bekam sechs bis sieben desperate Patienten, die *nicht* arm waren, dokterte eine lange Zeit mühsam und nach besten Kräften, brachte einige ein bischen zur Besserung und wurde von *keinem* bezahlt. Zuletzt fischt' ich einen Abbé auf, der sich die kleine Zehe wegen der übeln am Gehen hindernden Anheilung derselben, nachdem sie gebrochen gewesen war, wollte abschneiden lassen. Wir wurden eins für hundert Livres. Aber kurz vor der Operation fiel mein Abbé in eine Ohnmacht, aus der er sich nur wieder erholte, um mich auf den Knien zu bitten, für diesmal das Abschneiden noch zu verschieben. Ich ging und hab' ihn nicht wieder gesehn! — Dies ist die Geschichte meiner praktischen Laufbahn in Paris.

Diese Zeit würde äußerst traurig gewesen sein, hätten nicht die politischen Begebenheiten angefangen mich zu interessiren. Die damalige Lage Frankreichs war für mich ein weites Feld; ich suchte der Geschichte der Revolution bestmöglichst inne zu werden, beobachtete soviel ich konnte, und erkannte bald, (ohne mich für irgend eine der verschiedenen Partheien zu erhitzen) in dem Sturme des Ganzen die fürchterlichste Krise eines seit langer Zeit durch die Folgen aller möglichen Ausschweifungen schwer kranken Staatskörpers. Ich sah einen Haufen, den wilder Enthusiasmus zu großen Bewegungen fortriß; aber nirgends sah ich Freiheit, Gesetzkraft, Ordnung. Ueberall arbeiteten Privatleidenschaften, vorzüglich Habsucht und Herrschsucht, durch und wider einander. Ueberall war das öffentliche Beste ausgesteckt, fast nirgends war es wirkliches Ziel! — Schon damals glaubt' ich, daß nichts von Bestand sein würde; ich sah ein üppiges, sittenloses Volk; „die Knaben," sagt' ich, „müssen erst wieder auf-

Digitized by Google

wachsen unter Schlachten und Blut, die Mädchen unter Trübsal und Thränen — eher wird's nicht besser!" Und noch jetzt ist mein Wunsch, daß die Krise austoben, aber nicht erstickt werden möge, damit die feindlichen Elemente wahrhaftig sich zerstören, damit die Gluth der Krankheit nicht in's Innere sich verschränke, sondern wirklich erlösche, denn nur unter diesen Bedingungen, däucht mich, kann dauerhaftes Wohl aus der allgemeinen Zerrüttung hervorgehn! — Ob's die Habsucht der Großen erlauben wird, weiß ich nicht!

Wenn ich nicht hell in diesen Dingen gesehn habe, so lag die Schuld wenigstens nicht an den Dünsten der Unmäßigkeit, denn ein magres Mittagessen für dreißig Sous, ein Endivienſalat abends, und Rettige mit Butterbrot morgens — dies war unsre tägliche Kost. Meine sechshundert Livres waren alle, und wir fingen nun an, von der Einnahme des guten Heisch gemeinschaftlich zu leben, immer in der Hoffnung, daß bald eine Gelegenheit auch für mich sich zeigen würde, um was zu verdienen; aber beinahe hätte der 10. August aller Noth und aller Hoffnung auf Einmal ein Ende gemacht. Wir hörten in der Nacht das Läuten der Glocken, und sahn am Morgen das Gewühl des bewaffneten Volks. Mein Heisch mußte zur Arbeit; ich selbst ging mit einem Freund in den Garten der Tuilerien. Wir sahen überall viel Bewegung. Zuletzt kam der König mit seiner Familie, umgeben von Soldaten, aus dem Schlosse, und ging zur Assemblée nationale, deren damaliger Versammlungssaal an jenen Garten stieß. Wir fanden Mittel, uns mit hinein zu drängen. Der König war wie einer, der nicht weiß, was mit ihm ist und mit ihm werden soll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, schien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Versammlung und keine Sorge für sich selbst! — Man verhandelte dies und jenes, als auf Einmal die ersten Schüsse fielen. Die ganze Versammlung verlor den Kopf, mein Freund auch! Er rannte fort wie besessen, natürlich rannt' ich mit, denn trotz meiner Bemühungen ließ er sich nicht halten. Wie wir draußen waren, ging die Noth erst an; überall Waffen und Schießen; — wir konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Mein Freund rettete sich in eine kleine Hütte, wo er in den Schornstein kroch, ich selbst entkam durch's Getümmel!

Einige Tage nachher kam Herr Gambs zu mir, der Prediger an der schwedischen Kapelle. Er sprach von der Rettung eines Unglücklichen, in großer Gefahr schwebenden; ich errieth, wer's sei. Er führte mich zur Gemahlin des schwedischen Gesandten, Madame de Staël. Eine hochschwangere, um ihren Geliebten jammernde Frau wirkte stark auf meine Einbildungskraft. Sie können sich's denken, wie sehr sie jammerte, denn ihr Geliebter seit neun Jahren, sollte eigentlich bei der Armee sein. Er

Digitized by Google

war in Paris nur auf ihr Bitten und heimlich, aber man wußte seine Anwesenheit, man war begierig auf seinen Kopf, man forschte nach ihm, und man sprach von Durchsuchung des Hauses. — Eine Frau in Thränen, ein Mann in Lebensnoth, die Hoffnung der Freud' einer gelungenen Rettung, die Aussicht auf England, die Möglichkeit einer Verbesserung meiner Lage, der Reiz des Außerordentlichen — dies alles wirkte zusammen. Mein Entschluß war bald gefaßt. „Ich übernehm' es," sagt' ich, „und will meinen Plan bringen". — Auch dieser war bald fertig! Nur den zweiten Paß zu bekommen hielt schwer. Ich lief drei Tage lang zu allen Engländern, zu allen Freunden, die ich kannte — nichts! Keiner wollt' es wagen! Zuletzt erst fiel mein guter Heisch mir ein. Wir gingen zum englischen Gesandten; Heisch mußte sich für einen Hannoveraner ausgeben. Wir bekamen einen Paß. Er wurde gegen einen andern eingetauscht von Lebrun, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dann unterschrieben von Petion, dem Maire, und so war's richtig! — Der Name von Heisch war zum Glück auf dem Paß verschrieben, und er mußte sich auch verborgen halten am Tage der Flucht. Er schied von mir mit der Versicherung, mir sobald wie möglich zu folgen; die Staël hatte ihm ein Geschenk gemacht, während er noch in Paris war. —

Narbonne schlief bei mir die letzte Nacht vor der Abreise. Morgens um 4 Uhr ging's fort. Wir mußten auf die Wachstube voll Menschen gehn, bevor wir zur Stadt hinaus konnten. Das Wort Engländer und unsre Freimüthigkeit verblendeten die Augen. Geplauder über die Meinung der Engländer von der Revolution zerstreute die Aufmerksamkeit. Unsre Pässe wurden endlich unterschrieben. Wir fuhren fort. Verschiedene Wiederholung derselben Scene unterwegs. Wir kamen glücklich nach Boulogne. Wir flogen im Sturm über's Meer. Wir schliefen die zweite Nacht ruhig in Dover. Wir waren am dritten Abend zu Kensington, das Ziel unsrer Reise.

Narbonne ist ein ziemlich hoher, etwas plump gebauter starker Mann, aber dessen Kopf etwas Auffallendes, Großes, Ueberlegenes hat. Er ist unerschöpflich an Witz, an Reichthum von Ideen. Er ist vollendet in allen gesellschaftlichen Tugenden. Er verbreitet Anmuth über das Dürrste. Er reißt unwiderstehlich fort, und macht, wenn er will, einen Einzelnen wie eine ganze Gesellschaft trunken! — Es war nur ein Mann in Frankreich, der ihm in dieser Rücksicht an die Seite gesetzt wurde, und der ihn, meiner Meinung nach, noch bei Weitem übertrifft, — dies ist sein Freund, Monsieur de Talleyrand, ehemals Evêque d'Autun. — Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge. Man könnte Talleyrand Jahre lang zuhören. — Narbonne arbeitet und verräth Bedürfniß zu gefallen, Talleyrand entschlüpft, was er spricht, und es umgiebt ihn beständig eine lei-

Digitized by Google

denschaftlose Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne sagt, ist mehr glänzend; was Talleyrand sagt, mehr anmuthig, fein, niedlich. Narbonne ist nicht durchaus für alle Leute, sehr empfindsame mögen ihn nicht, er hat über sie keine Herrschaft. Talleyrand, ohne weniger moralisch verdorben zu sein, als Narbonne, kann die selbst bis zu Thränen rühren, welche ihn verachten! — Ich weiß hievon merkwürdige Beispiele!

Alle Franzosen, vorzüglich die der großen Welt, streben nach obigen Vollkommenheiten, haben mehr oder weniger davon, und diese Vorzüge sind meistens das Beste, was sich an ihnen auffinden läßt. Vorzüglich fehlt ihrem Ruhme großherzige Simplizität und gesunde Vernunft. Sie können nichts grad und natürlich betreiben, sie wollen immer Gewandtheit mit in's Spiel bringen, und durch's Bestreben, recht fein zu handeln, gehn die meisten von ihren Unternehmungen zu Grunde. Sie wollen immer über die Dinge mit viel Geist sprechen, sie vertiefen sich daher blitzschnell in die feinsten, entlegensten Verhältnisse derselben, sehn darüber die viel wesentlichern nicht, welche dicht vor ihren Augen liegen, und schließen meistens falsch. Es fehlt ihnen überdieß Festigkeit und Ausdauer. Sie sind übrigens gutherzig und handeln selten anders schlecht, als aus Schwäche. Während meinem Aufenthalte in Kensington, wo sich in der letzten Zeit alles, was vormals in Paris den glänzendsten Zirkel ausmachte, versammelte, hab' ich sehr viel Gelegenheit gehabt, Belege zu obigen Schilderungen zu finden. — Sie glauben nicht, liebe Frau Base, wie verschieden von jenen Menschen die Engländer in ihrem Karakter und Wesen sind. —

Narbonne überhäufte mich unterwegs mit Freundschaftsversicherungen, mit wiederholten Aeußerungen seiner Dankbarkeit, mit einem Strom von schönen Worten, die ich bewunderte, aber wobei ich mich unwillkürlich zurückzog. Ich sah darin nur die Bestrebungen, eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen — aber es war darin nichts Herziges, — Narbonne kannte mich nicht; er konnte mich weder schätzen noch lieben. Also war ich während der ganzen Reise zurückgezogen und ernst, und zuweilen heiter über den glücklichen Ausgang des Wagstücks! —

Unter dieser Stimmung kamen wir nach Kensington, und logirten uns ein bei Madame de la Chatre. Diese lag im Bett' und war krank; ich verschrieb ihr was, und suchte mich um die Wirthin verdient zu machen. Sie wurde wieder besser, und schenkte mir nachher ein Dutzend der feinsten englischen Schnupftücher für meine Bemühungen. Ich macht' ihr ein Gegengeschenk mit einer feinen englischen Scheere, deren sie bedurfte. Narbonne fuhr fort in seinem Betragen wie unterwegs. Ich sagt' ihm geradezu: „Sie sind zu gut, Sie machen mich beklommen; Sie kennen

Digitized by Google

mich noch nicht; Sie wiſſen noch nicht, ob ich Freundſchaft verdiene.“ Er antwortete, ich ſei ein Original, und ließ mich ruhig! — Ich habe nachher gemerkt, daß es ihm unangenehm geweſen war, mich nicht gewinnen, nicht gleich an ſich feſſeln zu können.

Einige Tage nachher war Narbonne am Morgen früh ausgegangen, und ich frühſtückte allein mit Madame, die der franzöſiſchen Sitte gemäß noch im Bette lag. — Verheirathet nur aus Convenienz, wie das bei allen Damen in Frankreich der Fall iſt, und überdies noch mit einem alten grauhärigen Manne, ſtand ſie ſchon ſeit neun Jahren in der engſten, vertrauteſten Verbindung mit einem gewiſſen Monſieur de Jaucourt, einem der Abgeordneten an der zweiten Aſſemblee. Madame de la Châtre bekam einen Brief, während wir noch Thee tranken, und ſie hatt' ihn kaum halb geleſen, ſo fiel ſie in Convulſionen, die bald auf einen fürchterlichen Grad zunahmen. — Sie ſchrie, ſie weinte, ſie ſchlug mit Händen und Füßen, ſie wollte ſterben, ſie wollte fort auf der Stelle nach Paris. — Ihr Kammermädchen und ihr Sohn ſtürzten herein, ein Knabe von zehn Jahren, und machten noch mehr Lärm wie die Kranke ſelbſt. Ich ſchickte ſie fort, um Narbonne zu ſuchen. — Die arme Frau fiel aus einem Paroxysmus in den andern, ſie rief unabläſſig: „Es iſt vorbei, er iſt verloren, ſie haben ihn feſtgenommen; ſie werden ihn umbringen!“ — Ich ſchloß aus dem Allen, daß Jaucourt arretirt worden ſei, und das war auch wirklich der Fall. — Ihr Zuſtand fing nun an, mich doppelt zu intereſſiren, denn ich dachte, die hätt' eine ſehr gute Gattin werden müſſen unter andern Umſtänden, welche nach neunjährigem Umgang noch ſo heftig für Jemand fühlt, dem ſie gut iſt! — Ich wurde von dieſem Augenblick an verliebt in Madame de la Châtre.

Ihre Anfälle wurden immer ärger, ich hatte nie ſo was Fürchterliches geſehn und wußte mir keinen Rath mehr; als endlich Narbonne kam. — Sein Erſtes war, von den augenblicklichen Anſtalten zur Reiſe nach Paris zu ſprechen; das Zweite, daß man einen Courier hinſenden müſſe, — der Courier wurde gleich geholt und fortgeſchickt; — das Dritte, es ſei am beſten, nur bis Dover ſelbſt zu reiſen, und da die Zurückkunft des Couriers abzuwarten! — Sein Benehmen war unübertrefflich ſchön; er führte ſie in Zeit von anderthalb Stunden wieder zurück zur Vernunft und Ruhe, und ſeine geiſtvolle Geſchäftigkeit um Madame herum während der fünf folgenden Tage war eins der ſchönſten Schauſpiele, die man ſich denken kann.

Am ſechſten kam die Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung. Madame de Staël war zu Manuel gefahren, damals **Procureur de la Commune**. Sie hatt' ihn beinahe fußfällig gebeten, ſich für Jaucourt zu verwenden. Manuel, ſtill, finſter, in ſich gekehrt, von Kindsbeinen an Republikaner,

Digitized by Google

war übrigens kein böser Mensch. Er that das Seinige, und Jaucourt entkam aus der Abbaye am Abend vor dem Gemörd' am 2. September. — Es würde Schad' um ihn gewesen sein, hätt' er sterben müssen. Er ist ein guter Mann, in dem kein Falsch ist.

Diese gute Nachricht von Jaucourt's Freilassung errieth ich nur, — förmlich mitgetheilt wurde sie mir nicht. — Ich hatte einigen Antheil an dem Kummer von Madame de la Châtre genommen, und da sie mich sehr zu interessiren anfing, so verdroß mich's um so mehr, daß man mich nicht Theil an der Freude nehmen ließ. Ich wollte auf der Stell' aus dem Hause, und verschwieg Narbonne nicht, warum. „Sie werden mir diese Kränkung nicht anthun," sagt' er, „die Weiber sind schamhaft mit ihren Geliebten; der Schmerz treibt über alle Schranken hinaus, aber mit der Ruhe kehrt die Ueberlegung wieder." — Er hatte gleich mit Madame de la Châtre gesprochen, sie nahm den ersten Anlaß, um mir weitläufig und vertraulich von den erhaltenen guten Nachrichten zu sprechen. — Ich blieb! Von diesem Augenblick an sagten sie, ich sei empfindlich und sonderbar wie Jean Jaques Rousseau, — und diesen Karakter hab' ich hernach behalten.

Indessen war ich verdammt, die schöne Madame de la Châtre vom Morgen bis zum Abend zu betrachten. Ihr Wesen war nicht sanft, nicht gütig, nicht empfindsam, sie war vielmehr rasch, lebhaft, mannhaft, heftig schneidend zuweilen, und diese Frauenzimmer rühren mich sonst nicht; aber sie war ehrlich, fein, offen, hatte die schönste, vollkommenste weibliche Form, Händ' und Füße zum Mahlen, und eine Haut so weiß und fein, daß es sogar in England vergeblich gewesen sein würde, eine schönere aufzusuchen. Ich sah sie morgens ehe sie aufstand, abends ehe sie einschlief, und den ganzen Tag über bald sitzend, bald stehend, bald liegend auf dem Sopha in den schönst-möglichsten Attitüden, immer voll Leichtigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, — sie begegnete mir überdies sehr freundschaftlich, und hatte die Art von Freud' an mir, die man an einem Wesen von besondrer Art hat, dessen Freimüthigkeit gefällt. — Es war mir nicht möglich, unter diesen Umständen gleichgültig zu bleiben.

Nach und nach kamen von Paris Talleyrand, Jaucourt, Montmorency, und eine große Menge andrer Herren. Die Zirkel bei Madame de la Châtre wurden sehr brilliant. Wir speisten oft zu achtzehn bis zwanzig Personen. Gegenstände aller Art wurden verhandelt, Systeme aller Art wurden vertheidigt, Anekdoten aller Art erzählt. Witz und Laune wurden vergossen! — Natürlicherweise konnt' ich mit diesen Herrn in ihrer Art nicht wetteifern; ich hielt mich daher desto genauer an meine eigne; ich war so unfranzösisch wie möglich. Meistens kalt, streng wahr in allem, was ich sagte, naiv aufrichtig, unverbindlich in Worten, und äußerst zu-

Digitized by Google

vorkommend, wo ich gefällig sein konnte, vorzüglich fehlte meiner Madame de la Chätre keine Nadel, kein Etwas, so unbedeutend es auch sei, das ich ihr nicht entgegentrug, — treffend zuweilen in meinen Bemerkungen, vorzüglich wenn die Herren im Disputiren sich erhitzten und gegenseitig einander nicht verstanden, uneitel, stolz-männlich, verschafft' ich mir eine Art von Existenz, die mir nicht unangenehm war, wobei mein wirklicher Karakter, glaub' ich, gewann, und die sich besser fühlen als beschreiben läßt.

Ob indeß dies Leben auf die Dauer gut für mich gewesen wäre, weiß ich nicht. Ich las Voltaire und Rousseau, studirte die französische Sprache und die Menschen, die um mich waren, aber meine närrische Leidenschaft machte mich zuweilen mißmuthig, und störte die Freiheit meiner Seelenkräfte. Zum Glück zerstreute sich die ganze Gesellschaft. — Narbonne, Madame de la Chätre, Jaucourt, Montmorency, hatten ein Landhaus gemiethet, wo natürlicherweise für mich nichts zu thun war. Die Uebrigen gingen anderswo hin, und ich selbst ging nach London, wo mein guter Heisch eben angekommen war. —

Kurz zuvor hatt' ich einen sehr freundschaftlichen Brief von Madame de Staël erhalten, worin sie mich bevollmächtigte, zu jeder Zeit meines Lebens, dies sind ihre eignen Worte, die Rechte eines Bruders, eines Freundes, eines Wohlthäters auf sie geltend zu machen! — Die Folge hat bewiesen, daß dieser Brief sehr ehrlich geschrieben war.

Ich erhielt auch einen Brief von Zimmermann in Hannover, welcher mich mit Lobsprüchen überhäufte, mir die schönsten Aussichten öffnete und sogar schrieb, der König würde mich sprechen, und hernach würde mein Glück gemacht sein. — Ich gab den Brief Narbonne zu lesen, er war gescheidter wie ich, und sagte nur bloß: „Der Mann schreibt sehr gut französisch"! — Wiewohl er Recht haben mochte, so hab' ich dennoch ihm lange Zeit diese Antwort nicht verziehen. —

Ueberhaupt hatte Narbonne, zuverlässig aus dem oben angegebenen Grunde, seit geraumer Zeit sich sehr zurückgezogen; er hatt' auch übel genommen, daß ich ihm von meinen Empfindungen für Madame de la Chätre nichts sagte, von denen er sah', daß sie mich quälten. — Bei verschiedenen freundschaftlichen Unterhaltungen, die ich in der letzten Zeit in Kensington mit ihm einzuleiten suchte, blieb er kalt. Er verließ mich übrigens unter vielen Freundschaftsversicherungen, versprach, mich in London zu besuchen, mich zu Lord Grenville zu führen, an meinem Glücke zu arbeiten, u. s. w. — Heisch, der ihn besuchte, hatt' er mit vieler Artigkeit empfangen und ihn gebeten, von seinen Empfehlungsbriefen noch keinen Gebrauch zu machen, indem er selbst bei verschiednen angesehenen Kaufleuten in London von seiner Bekanntschaft sich bemühen wolle, ihm einen

Digitized by Google

guten Platz zu verſchaffen. Heiſch war erfreut darüber, und verſprach, Nachricht von ihm zu erwarten. —

Die Trennungen in Kenſington gingen wie im Sturm, ich habe ſeitdem Madame de la Châtre, welche bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, wo ſie noch iſt, nicht wiedergeſehn. — Ich logirte mich vorläufig mit Freund Heiſch in London-Coffeehouse, Ludgate-hill, einem großen Gaſthof in London, und freute mich bald recht königlich meiner wiedererlangten moraliſchen Freiheit. —

Ich hatte damals funfzig Louisd'or, welche man mir in Paris gegeben hatte, um nicht ohne alle Hülfsmittel zu ſein, im Falle wir arretirt würden, oder daß uns ſonſt etwas zuſtieße. — Ich ſprach in Kenſington vom Zurückgeben, Narbonne fragte mich ſtatt aller Antwort, ob ich nicht geſcheidt ſei? —

Dies führt mich, liebe Frau Baſe, wieder auf Ihren Brief. Sie ſchreiben: „In Paris war Ihnen der Gedanke bitter, Ihren Nebenmenſchen gegen baare Bezahlung zu kuriren und doch.“— Geſetzt, ich hätte Narbonne geradezu für's Geld gerettet, ſo ſehe ich kaum, was in der Sache juſt Unmoraliſches wäre. Alles ehrliche Geldverdienen in der Welt iſt Verdienen durch Dienſtleiſtungen, die höheren Pflichten nicht widerſprechen, und mich däucht nicht, daß es mehr ſtrafbar iſt, für ein gerettetes Leben mit Gefahr des eignen ausgezeichnete Belohnung zu empfangen, als für ein gerettetes Leben durch ein kühnes Aderlaß, ein kühnes Brechmittel mit Gefahr des guten Rufs. Sein Leben vernünftig zu wagen, — d. h. mit der Wahrſcheinlichkeit es davon zu bringen, und für einen hinlänglich wichtigen Zweck, — iſt ſo wenig einer Pflicht zuwider, als vernünftigerweiſe ſeinen guten Ruf zu wagen. — Aber die Staël war ſchwanger, und Narbonne's Tod wäre zuverläſſig der Untergang dreier Geſchöpfe geweſen! — Das Einzige, was ein feines Gefühl dabei Bedenkliches findet, und was auch Sie, liebe Freundin, bei Ihrem Briefe geleitet hat, iſt die Bemerkung, daß es gewiſſe Dienſtleiſtungen giebt, die zu edel ſind, um bezahlbar zu ſein, und die man nach Rouſſeau nicht für Geld thun kann, ohne ſich ſelbſt und die Sache zu erniedrigen! Dies iſt unſtreitig wahr! — Aber ich hab' auch mit Narbonne keinen Handel gemacht; es iſt nicht mit Einer Silbe von Geld als von Motiv unter uns die Rede geweſen. Ich bin innig überzeugt, daß ich nicht um ein Haarbreit verſchieden gehandelt haben würde, ſelbſt bei der Gewißheit, keinen Pfennig dadurch zu gewinnen; aber ich geſteh' auch eben ſo aufrichtig, daß unter dem Berechnen der möglichen Folgen jener Handlung der Gedanke mir lieb war, meine Glücksumſtände dadurch vermuthlich zu verbeſſern. Ich wollte mir einen Freund auf Koſten der größten Gefahr machen, deſſen Ueberfluß ich nicht umhin konnte als vortheilhaft für mich

Digitized by Google

sein könnend mir vorzustellen, aber ich würde das Geld nicht als Beweggrund haben denken können, ohne mich vor mir selbst zu schämen. Ich habe deßwegen in jener Ihrer Aeußerung die zärtliche Freundin tief gefühlt, habe über Ihre Liebe, über Ihre Besorgnisse mich gefreut, und ich würde diesen weitläufigen Brief, dies Stück Roman nicht schreiben, fürchtet' ich nicht, daß Sie von manchen Vorfällen schief unterrichtet sein möchten, und wünscht' ich nicht, Sie zu überzeugen, daß ich, trotz der mancherlei begangnen Fehler, doch wenigstens die Gefahren nicht gelaufen bin, für welche Sie am meisten zu fürchten scheinen.

Ich fing nun an, mit meinem treuen braven Heisch, den ich wieder zu haben mich freute, London zu besehn, legte mich mit Eifer auf die Sprache, studirte die Zeitungen, um das Volk kennen zu lernen, worunter ich mich befand.

Acht Tage waren ungefähr so verflossen, als mir Narbonne eine gerichtliche Obligation zuschickte, worin er sich und seine Erben verpflichtete, mir Zeit meines Lebens funfzig Louisd'or jährlich zu bezahlen, als einen Beweis, wie es in der Obligation hieß, seiner Dankbarkeit für meine ihm geleisteten Dienste. Dies Papier war von einem Billet begleitet, worin er mich in sehr höflichen Ausdrücken bat, das Beikommende anzunehmen, worin er es bedauerte, daß Geschäfte ihn verhindert hätten, mich zu besuchen, und worin er am Ende sagte, nichts würd' ihn abhalten können, in den nächsten Tagen zu mir zu kommen und mich zu sehn. — Ich war gesonnen, seine Obligation zu behalten, im Fall' ich sie, durch Narbonne's künftiges Betragen berechtigt, als ein freundschaftliches Geschenk würde ansehn können, und schrieb ihm daher zurück, ich sähe seinem Besuche, um ihm meine Dankbarkeit beweisen zu können, mit heißer Erwartung entgegen. — Ich war dies um so mehr berechtigt zu schreiben, da Narbonne selbst in seinem Billet mir anzeigte, er sei gegenwärtig bald hier, bald dort, und da das Landhaus, wo er eigentlich zu suchen war, zwanzig englische Meilen von London lag.

Um die Zeit machte ich im Coffeehouse durch einen Dritten, den ich schon in Paris gekannt hatte, die Bekanntschaft eines gewissen Erichsen, eines schwerreichen Kaufmanns aus Kopenhagen. Es war ein sehr hübscher Mann, frei, offen, stolz, großmüthig in seinem Wesen, dreißig Jahr alt, aber seit seinem dreizehnten beständig auf Reisen; er war zweimal in Ostindien gewesen, war, ohne gelehrte Kenntnisse zu haben, durch eigne Erfahrung über unendlich viele Dinge äußerst richtig und umständlich belehrt. Er verstand sich gut auf Menschen, und kannte vorzüglich England, wo er wie zu Hause war, mit allen seinen Verhältnissen durch und durch! — Nach einigen Unterhaltungen fing er an, sich für mich zu interessiren, und dies Interesse wuchs bald zu einem solchen Grade, daß er

Digitized by Google

nicht ohne mich fertig werden konnte. Er nahm sich vor, mich London kennen zu lehren. Wir besahen eine Merkwürdigkeit nach der andern, gingen täglich ins Schauspiel, besuchten alle öffentlichen Häuser, alle öffentlichen Zusammenkünfte, und drei Wochen verflogen so im Taumel. Erichsen verstand in einem hohen Grade die Kunst, zu beobachten. Sein Verstand brachte mannigfaltig zusammen alles, was seinen Blicken begegnete. Er sah nichts ohne zu denken, und überraschte mich oft in großen Zirkeln mit Aufschlüssen über einzelne Personen, die es unmöglich schien ohne genaue Bekanntschaft mit denselben geben zu können, und die er doch, wie er mir nachher bewies, nur aus einzelnen Bemerkungen schöpfte. Er machte mich aufmerksam auf alles, was einem jungen Reisenden merkwürdig sein kann, er führte mich zur Kenntniß englischer Sitten und englischen Karakters; er sprach mir von der englischen Staatsverfassung und von den eingeschlichnen Mißbräuchen in dieselbe, — mit Einem Worte — ich war keinen Augenblick bei ihm, ohne etwas Nützliches zu erbeuten! — Von den Kosten unsrer Zerstreuungen bezahlt' ich kaum nur den fünften Theil, er wollte durchaus nicht, daß ich alles zur Hälfte bezahlte, auch hätt' ich's nicht können! Er sagt', ihm mache das alles nichts aus, sein Glück sei gemacht, er wünsche mich zur Gesellschaft zu haben, und so weiter, und er that alles mit einer so guten Art, daß mir darum, weil ich ihm Verbindlichkeiten schuldig ward, auch nicht ein bischen in seinem Umgange weniger leicht, weniger behaglich war! —

Heisch hatt' unterdeß Gebrauch von seinen Empfehlungsbriefen gemacht und wieder einen sehr guten Platz bekommen. Narbonne ließ durchaus nichts von sich hören, und das verdroß mich um so mehr, weil dadurch seine Obligation das Ansehn einer Bezahlung erhielt. Ich wollte sie zu wiederholtenmalen zurücksenden, aber Erichsen hielt mich immer davon zurück. Er sagte: „Die Großen taugen nichts; ihr Geld ist besser wie sie selbst; Narbonne würd' sich freuen, sein Papier wieder zu haben, und Sie noch obendrein auslachen; behalten Sie, was Sie haben, und begehn Sie keine Thorheit aus falscher Delikatesse." — Diese Gründe verzögerten wohl die Ausführung meines Vorhabens, aber sie befriedigten mich nicht, — die Obligation war mir drückend. —

Erichsen faßte den Entschluß, nach Paris zu gehn, um eine Unternehmung in Getraide zu machen. Er hatt' einen eignen Reisewagen und folglich einen leeren Platz. Er dacht' in drei Wochen wieder nach London zurückzukommen, und drang heftig in mich, ihn zu begleiten. — Es ging mir mit Paris, wie's oft geht; wenn man aus einem Orte weg ist, fällt' einem erst bei, was man noch hätte erforschen, wornach man hätte sehn, wovon sich unterrichten können; drum war mir ein neuer kurzer Aufenthalt in Paris so unrecht eben nicht. Die Gefahr war überdies nur geringe, denn

Digitized by Google

theils kannte man meine Geschichte mit Narbonne nur wenig, theils wußt' ich, daß man Niemand ohne Nutzen verfolgt. Die Gelegenheit war schön; ich entschloß mich und gab mein Versprechen! — Erichsen war froh darüber. Er sagte, die ganze Reise, mein Aufenthalt in Paris, alles kurzum, solle mir keinen Pfennig kosten, er habe mir für's Mitgehn, nicht ich ihm für's Freihalten Verbindlichkeit. —

Alles wäre gut gegangen, wenn wir allein geblieben wären; aber es war in London ein gewisser Herr Rilliet, Banquier aus Paris, mit seiner Frau. Er war so halb und halb mit Aufträgen nach England gesandt worden, aber die Sache war nicht ganz klar. Er fürchtete sich ein bischen, wieder nach Frankreich zu gehn, weil man schon harte Dekrete gegen die Ausgewanderten gegeben hatte. Er hatte Erichsen kennen gelernt, und bat ihn, in seiner Gesellschaft reisen zu dürfen, weil er dies für einen kleinen Schutz hielt; Erichsen war's zufrieden. Wir fuhren ab in zwei Reisewagen, Rilliet mit seiner Frau und einem Kammermädchen, Erichsen und ich; ein Bedienter war zu Pferde. Wir wechselten auf jeder Station die Plätze! Natürlicherweise kam ich auf meiner Tour bei Madame Rilliet zu sitzen, und ich entdeckte bald an ihr einen köstlichen Schatz. Sie war nicht sehr groß, aber äußerst fein gebaut und ohne Fehler im Verhältniß. Ihre gebogne Nase allein hätte ein bischen kleiner sein können, aber der Mund darunter war desto hübscher, und ihre großen schwarzen, nie stummen, sanften Augen waren unbeschreiblich schön! Sie war auferzogen worden, zugleich mit Madame de Staël von dem berühmten Abbé Raynal, welcher nichts versäumt hatte, ihrem von Natur schon regen und thätigen Geiste Reichthum und Bildung zu geben. Sie hatte überdies, was mehr werth war, ein sehr empfindsames Herz, eine reine fleckenlose Seele und einen sehr feinen Sinn für's moralische Schöne. — Alle diese Genußfähigkeiten und Kräfte blieben in ihrem täglichen Leben ungebraucht und unbefriedigt, denn ihr Mann, den sie hatte nehmen müssen, war nur ein guter Kaufmann. Sie war vier und zwanzig Jahr alt. Sie war eine vertraute Freundin von Madame de Staël, wiewohl sie nicht alle Handlungen derselben billigte. Sie kannte den Dienst, welchen ich derselben geleistet hatte. Sie war sehr beklommen, wieder nach Frankreich zu gehn, und sehr traurig, weil sie in England einen vielgeliebten Sohn zurücklassen mußte, der erst drei Jahr alt war. — Nehmen Sie alles dieses zusammen, und urtheilen Sie selbst, ob unsre Unterhaltungen im Wagen lange gleichgültig bleiben konnten!

Ich bin nie verliebt geworden in Madame Rilliet, aber sie wurde meine innigste Freundin. „Sie sind ein Mann aus meinem Lande," sagte sie, nachdem wir ein paar Tage beisammen gewesen waren, und ich fühlte, daß sie eine Frau aus dem meinigen war. Nie hab' ich eine schö-

Digitized by Google

here Reise gemacht; sie dauerte sehr lange; wir waren beinahe vierzehn Tage unterwegs. Die Rilliet hatte sich davor gefürchtet, und ihre Furcht wurde betrogen. Ich hatte mir Vergnügen versprochen, aber so viel nicht! — Wie viel hätt' ich zu thun, wollt' ich Ihnen nur halb mittheilen, was all Interessantes und Schönes zwischen uns vorfiel! — Ungestört blieb indessen die Freude nicht lange. Erichsen war zu fein, um nicht bald zu merken, wieviel die Rilliet anfing auf mich zu halten. Er hielt selbst zu viel auf sie, und war zu ehrgeizig, um nicht eifersüchtig zu werden. Ich hätte seine schwache Seite schonen sollen, aber ich kannte sie nicht, und nachdem ich sie kennen gelernt hatte, war es zu spät. Er fing an kalt zu werden, fing an, sich gern an mir zu reiben und bitter zu disputiren. Manche Umstände trugen dazu bei, seine üble Stimmung zu vermehren! —

Widrige Winde hielten uns hier Tage lang in Dover zurück. Die Rilliet war neugierig, meine Verhältnisse mit Narbonne zu kennen, und ich erzählt' ihr alles, wie wir nach und nach anfingen vertrauter zu werden. Sie unterstützte sehr den Entschluß, die Obligation an Narbonne zurückzugeben. Ich schrieb an ihn auf der Stelle, seine Obligation würde mir lieb gewesen sein, hätt' ich sie betrachten können als wie ein Geschenk, so wie es ein Freund dem andern giebt, selbst ohne vorhergegangene besondre Dienstleistung; seine Zurückgezogenheit mache daraus eine Bezahlung; ich sei aber nicht gewohnt, mit ähnlichen Handlungen zu wuchern, und sende ihm sein Papier zurück, um mich von einer Sache zu befreien, die mich nicht weniger drücke als entehre; zu gleicher Zeit bekannt' ich mich als sein Schuldner für die funfzig empfangenen Louisd'or, und bedauert' es recht sehr, sie nicht gleich zurückgeben zu können. — Heisch, an welchen ich diesen Brief sandte, mußte die Obligation beifügen, und alles an die Behörde befördern! — —

Erichsen merkte, was geschehen war, und ob er gleich nichts sagte, so haben doch spätere Aeußerungen mir bewiesen, daß die Hintansetzung seines Raths ihn nicht wenig gekränkt hatte.

Es zeigte sich endlich ein günstiger, wiewohl sehr schwacher Wind, und wir schifften uns ein des Abends um 10 Uhr.

Es war eine trübe, halbhelle, ziemlich rauhe Novembernacht; die Rilliet befürchtete sehr, krank zu werden, und ich bewog sie daher, auf dem Verdecke zu bleiben, weil man sich da gewöhnlich besser befindet. Sie setzte sich wohl eingehüllt auf eine Art von niedrigem Stuhl. Ich gab ihr hernach noch meinen Oberrock und meinen Mantel. Ich setzte mich selbst hinter sie auf einen erhöhten Theil des Schiffes, und sie mußte Schultern und Kopf auf meine Knie legen, um das Schwanken des Schiffes weniger zu fühlen. Sie lag auf meinem Schoß wie eine ägyptische

Digitized by Google

Mumie, und ich bot alle Kräfte meiner Seele auf, um durch eine interessante Unterhaltung sie von der Idee der Gefahr abzuwenden. Mitunter kam Schneegestöber; der Schaum der übereinanderstürzenden Wellen phosphoreszirte. Herr Rilliet lag in der Kajüte und war krank. Erichsen, gleich einem alten Seehelden, saß mitten auf dem Verdeck bei einer Lampe, schnitt Roastbeef vor, und theilte Portwein aus. — Es war eine der schönsten Nächte meines Lebens, wiewohl vor Frost meine Knie zitterten und meine Zähne klappten! —

Erichsen fand sehr sonderbar für einen Doktor, in einer kalten Novembernacht, mit bloßem Rock und ohne Unterweste, sich so preiszugeben. Die Rilliet wollte durchaus, daß ich meine Bedeckungen wiedernähme, und sie in die Kajüte gehn ließe. Ich demonstrirt' aber aus Leibeskräften, daß mir wohl sei; daß sie dann in der Kajüte unfehlbar krank werden würde, und daß die Kälte allein noch Niemand geschadet habe. — — Erichsen fütterte mich und tränkte mich, und es gelang mir, das zarte Geschöpfchen vollkommen wohl nach Calais zu bringen, woran ihre Besorgnisse für mich keinen geringen Antheil hatten.

Kaum angekommen, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, und wir freuten uns nicht wenig, in Sicherheit zu sein.

Wir hatten nicht mit dem großen Schiffe bis Calais kommen können, weil Ebbe war, und der Anblick entzückt' uns, wie wir, in einer kleinen Barke davon fliegend, das Packetboot schwebend auf der Fluth zurückließen. Nach und nach kamen wir bis Rouen, wo die Rilliets blieben, und Erichsen und ich setzten die Reise fort bis Paris.

Wir besahen da vieles und verlebten während drei Wochen manche interessante Augenblicke, aber die alte Harmonie kam nicht wieder. Wir entfernten uns vielmehr immer weiter von einander, und dazu trug die Verschiedenheit unsrer politischen Meinungen und die fortdauernde Korrespondenz zwischen mir und der Rilliet nicht wenig bei. Erichsen war wüthender Republikaner, und kannte nur wenig die geheime Geschichte der Revolution und die Schlechtigkeit der Menschen, welche anfingen, sich derselben zu bemächtigen. Unsre Urtheile waren daher fast immer sich entgegengesetzt, und das war um so trauriger, weil man beständig überall fast nur politische Gegenstände verhandelte. Sein Aufenthalt zog sich überdies in die Länge, wir mußten uns trennen, wir thaten es ohne Bitterkeit, aber das gegenseitige Verhältniß zwischen uns war so sehr verändert, daß ich unwillkürlich sagte, ich woll' ihm hundert und funfzig Livres in Assignaten, ungefähr drei Louisd'or in Gold, die er mir zur Reise gab, weil ich mit Geld nicht reichlich mich versehen hatte, in London zurückgeben. Er antwortete nichts hierauf, und ich reiste fort. —

Meinen Weg nahm ich, wiewohl es Erichsen sonderbar fand, über

Digitized by Google

Rouen, wo ich einige köstliche Tage zubrachte. „Sehn Sie," sagt' eines Tages die Rilliet, welche nach und nach meine ganze Lage kennen gelernt hatte, „sehn Sie, diese Börse ist im eigentlichen Sinne mein unbeschränktes Eigenthum; betrachten Sie dieses als das Ihrige, denn wenigstens bin ich's nicht unwerth, daß Sie von mir nehmen," und die Thränen liefen ihr über's Gesicht. — Ich drückt' einen glühenden Kuß auf ihre Hand, — die größte Kühnheit, welche ich mir jemals mit ihr erlaubte, — entwand mich so gut ich konnt', und versprach, mich ihrer zu erinnern, wenn ich jemals in Verlegenheit kommen sollte.

Ich schiffte mich zu Dieppe ein, landete nach sechsunddreißig Stunden morgens früh am 23. Januar in Brightelmstone, und kam noch am Abend desselben Tages nach London. — —

Ich richtete mich mit Heisch wieder auf denselben Fuß ein, wie in Paris, suchte Bekanntschaften zu machen, besuchte Hospitäler, legte mich ganz auf's Englische, studirte die Geschichte, die politischen Verhältnisse, die Sitten des Landes, und trachte so vier Monate, ich darf sagen, fleißig zu. Ich darf von England nicht anfangen zu reden, sonst würde dieser Brief, welcher so schon zu einer ungeheuren Größe anschwillt, vollends ein Buch. Es ist mit Einem Worte das Land der Freiheit, der gesunden Vernunft, der Männlichkeit, der Großmuth und Behaglichkeit. — Das Gouvernement verflicht sich überall in die Sitten und in den Karakter der Völker, und ohne zu wissen, daß man über die Gränze gekommen ist, darf man zuweilen nur einen Bauern, ein Dorf ansehn, um sich zu überzeugen, daß man auf dem Gebiet eines andern Landesherrn ist. Nirgends ist dies auffallender, als wie in England. Ordnungssinn, Respekt für's Ganze, Halten auf Regel, Bescheidenheit, Festigkeit, Formgang, Ruhe, Ehrfurcht für die Sitte der Vorväter, Nationalstolz, lassen sich beinahe in jedem Einzelnen vernehmen. Es giebt in England Mißbräuche, so gut wie anderswo, und wer sich Mühe geben will, der kann davon ein wahres und häßliches Gemälde zusammenbringen. Aber das versteckte wenige Häßliche muß aufgesucht werden, das vorwiegende, überall verbreitete Schön' und Gute bietet sich entgegen! — Sie können denken, liebe Freundin, daß, von den Vorzügen Englands innig durchdrungen sein und der Wunsch dort sich anzubauen, für einen jungen Mann in meiner Lage nicht lange zwei gesonderte Dinge sein konnten; nur wie dieser Wunsch auszuführen sei? Das war die große Frage! Ich hatte wieder angefangen unter guten Bekannten zu praktiziren, und hatte sogar einige glückliche Kuren gemacht, die aber geheim gehalten wurden, um ältere, umsonst sich bemüht habende Hausärzte nicht zu beleidigen. Aber theils begriff ich, daß ein großes Kapital dazu erfordert würd', um es auszuhalten bis zum entfernten Zeitpunkt, wo nach und nach erworbene große Bekanntschaft, Ruf

Digitized by Google

und Glück mir eine hinlängliche Praxis verschafft haben würden, um davon anständig leben zu können; theils war die Liebe zu meinem Fach, durch nähere Bekanntschaft damit, schon seit geraumer Zeit beträchtlich erkaltet. — Die Arzneikunst hat wirklich keine festen Prinzipien, und kann keine haben und keine erhalten, weil wir wohl die groben Theile unsers Körpers, aber nicht die feinere Struktur desselben kennen, nicht die innern bewegenden Kräfte, nicht die Art und Weise, wie die Zerrüttungen in ihnen entstehen, weil wir eben so wenig die innere Natur der Heilmittel und ihrer nächsten Wirkungen erforschen können, und weil es nicht möglich ist, in der Medizin reine Erfahrungen zu machen, indem die ungeheure Menge der nicht in Anschlag zu bringenden mitwirkenden Umständ' und Zufälle die vorsichtigsten Schlüsse der besten Logik schwankend und unzuverlässig macht. Die Erfahrung beweiset dies Raisonnement! — Glauben Sie mir auf mein Wort, liebe Frau Base, in demselben Falle, wo man in Deutschland purgirt, läßt man zu Aber in Frankreich und giebt Opium und China in England. Letzteres in Deutschland thun, hieße tödten, und dort werden die Leute gesund davon, und würden es höchst wahrscheinlich noch besser, wenn sie gar nichts nähmen. So viele gescheidte, weise Leute haben seit zweitausend Jahren gedacht, geforscht und geschrieben, und dennoch lacht noch immer der von heute über den von gestern, und nicht einmal über die Behandlung eines einfachen Fiebers ist man in's Reine! — Um in der Laufbahn eines praktischen Arztes glücklich zu sein, muß man entweder keinen Verstand haben, oder seinen Verstand gefangen nehmen, und gläubig werden an Ein System, oder roh genug sein, um vom Vorurtheil der Leute Nutzen ziehn, das Geld in den Beutel streichen, und in's Fäustchen lachen zu können.

Alle praktischen Aerzte befinden sich entweder durch Kärglichkeit der Natur, oder durch Gewohnheit und Nothwendigkeit, oder durch die Nichtswürdigkeit ihres Karakters in einem der drei besagten Fälle, und die wenigen edeln, welche nur gezwungen und vermöge der Ueberzeugung, daß es besser ist, irgend ein ehrbares Handwerk, als gar keins zu treiben, auf der unwissend gewählten Laufbahn fortgehn, gestehn unter vier Augen mit Kummer ihre Bedrängniß. — Von allen vier Klassen hab' ich kennen gelernt! —

Gesetzt aber auch, die obigen Bemerkungen wären nicht wahr, gesetzt, die praktische Arzneikunst wär' eine festgegründete Wissenschaft, so würde die Nützlichkeit derselben dennoch nur gering sein, indem die hitzigen Krankheiten sich meistens von selbst kuriren, und, indem die langwierigen ihren Grund fast immer in physischen, moralischen und bürgerlichen Verhältnissen haben, die abzuändern außer der Gewalt des Arztes liegt! —

Alle diese Vorwürfe treffen indeß nur die innere Heilkunde vorzüg-

Digitized by Google

lich; in der Wundarzneikunst ist mehr Gewisses, ihr Nutzen ist mehr außer Zweifel; aber theils würde die Ausübung derselben immer empörend für mein Gefühl sein, theils erfordert sie eine lange Uebung, die ich nicht Gelegenheit gehabt habe mir zu verschaffen.

Auch weiß ich wohl, daß trotz der Ungewißheit der Heilkunde im Ganzen dennoch die Kurart von einigen wenigen Uebeln ziemlich sicher ist. Aber die Anzahl derselben ist so äußerst gering, daß zuverlässig unter hundert verschriebenen Rezepten keine acht sind, deren Zweckmäßigkeit, bei einer gewissenhaften und vollständigen Untersuchung, beweisbar wäre. Und wie gering, wie kümmerlich ist diese Genugthuung für ein so mühsames und trauriges Leben, als das eines praktischen Arztes, wenn er ein fühlendes Herz hat!

Ich begreife endlich, daß die Aerzte in der Welt, wie sie nun einmal beschaffen ist, nothwendig sind, wär's auch nur wegen des einmal verbreiteten Glaubens an die Kunst. Ein Arzt rettet schwerlich mehr Leiber, als ein Prediger Seelen, aber aus der gegenwärtigen Ordnung der Dinge lassen sich Prediger so wenig als Aerzte verbannen.

Und dazu kömmt noch, daß ein weiser Arzt schon darum Gutes thut, weil er das Böse, das ein schlechter an seinem Platz thun würde, verhindert, und weil er unendlich viel Gelegenheit hat, als Menschenfreund noch heilsam zu wirken, wo seine Kunst ihn verläßt.

Diese verschiedenen Gründe sind hinreichend, um einen gescheidten Mann zu verhindern, nicht wider die Aerzte im Allgemeinen zu Felde zu ziehn, und um den zu beruhigen, welcher nun einmal das Unglück hat, Arzt sein zu müssen; aber sie sind zu schwach, für mich wenigstens, um nicht begierig ein andres Handwerk zu ergreifen, wenn es vernünftigerweise geschehn kann.

Ja, wenn man gleich ein Arzt mit gemachtem Ruf und also von Autorität sein könnte, — aber das mühselige Quälen bis man dahin kömmt, das Wartenmüssen auf Arbeit, die man sich menschenfreundlicherweise nicht einmal wünschen darf, der beständige und so gefährliche Gegensatz des eignen Vortheils und des Vortheils des Kranken, der ewige Kampf mit den mancherlei Vorurtheilen, die Nothwendigkeit, den Charlatan zu machen! — Ich möchte besoldeter, von der Polizei angesetzter Gesundheitsrath sein, aber ein praktischer Doktor, der zu den Kranken um's Brot läuft, dessen Einnahme mit der Menge der Rezepte im Verhältniß steht, und der um dieser schändlichen Sklaverei willen, fast niemals sagen und thun darf, was er möcht' und sollte! — Die Praxis öffnet auch kein bestimmtes, regelmäßiges Feld der Thätigkeit, vorzüglich im Anfange nicht, und dies ist vorzüglich für mich etwas sehr Nothwendiges. Bald giebt's etwas zu thun, bald wieder nichts; man muß immer warten auf Bescheerung!

Digitized by Google

Manche dieser Unannehmlichkeiten finden auch bei andern Fächern statt, aber durchaus bei keinem häufen sie sich so zusammen, als wie bei der praktischen Heilkunst. Ich bin indessen nie aus meinem Fache ganz herausgetreten, liebe Frau Base, sondern habe das Erlernte behalten und zu vermehren gesucht; aber zugleich haben die obigen Betrachtungen, unterstützt von meinen Meinungen und Wünschen, mich bewogen, alles Mögliche anzuwenden, um für die politische Karriere mich geschickt zu machen. Ich habe gesucht in eins der Bureaus von Pitt oder Grenville zu kommen, und auf diesen Zweck los arbeit' ich noch! —

Ich machte vom Januar an bis zu Ende Mai ziemlich viel, mehr oder weniger interessante Bekanntschaften, aber im Ganzen lebt' ich sehr eingezogen und still.

Sophia Hoffmann darf ich nicht übergehn. Ich lernte sie kennen durch eine Empfehlung, welche Heisch an ihren Mann hatte, wir wurden beide, Heisch und ich, sehr bald im Hause derselben wie Kinder. — Sie ist eins der seltnen Geschöpfe, deren natürlicher Liebenswürdigkeit die Kunst nichts würde hinzusetzen können. Ohne schön zu sein, ist sie äußerst interessant. Sie hat ein sehr warmes Herz, und einen gewissen romantischen Schwung, der ihre Gesellschaft äußerst angenehm macht. Sie ist überdies sehr lebhaft, mit Einem Worte, sie gleicht einem deutschen Fräulein der guten alten Ritterzeit!

Ich hab' ihr pflegemütterliche Rechte über mich eingeräumt, und sie hat die Pflichten, welche daraus entsprangen, mit einer Güte, mit einer Sorgfalt, mit einer Aufopferung erfüllt, welche ein mehr förmliches Denkmal von mir verlangen würden, wären dies weniger flüchtige Zeilen.

Erst im Mai kam Erichsen aus Frankreich wieder. Er ließ mich seine Ankunft wissen. Mein Herz pochte, denn ich hatt' ihn lieb. Ich ging nicht, sondern ich flog zu ihm. Er empfing mich freundlich, aber mit Herablassung, welches meine Stimmung so blitzschnell veränderte, daß ich mich vor's Kaminfeuer stellte und von Müdigkeit sprach. Er hatte wirklich ein Feuer, weil der Morgen sehr kalt war.

Es fehlte Erichsen, um ein ganz liebenswürdiger oder wenigstens ganz mein Mann zu sein, eine gewisse edle Erhebung der Seele. Mein Blick beim Hereintritt, mein Glühn der Freude hätt' ihn entwaffnen sollen, selbst im Fall eines begangnen Verbrechens, aber er behauptete sich, und mein Zurückfahren wie Jemandes, der sich verbrannt hat, hätte seine Rache sein können, wär' anders sein Betragen Kunst und nicht Temperamentsfolge gewesen.

Ich sah ihn während seiner fünftägigen Anwesenheit in London noch einigemal, aber nur flüchtig. — Ich wagte nicht im eigentlichen Sinne von den drei Louisd'or zu sprechen, die er mir Reisegeld gegeben hatte; er

Digitized by Google

schrieb mir ein halb satirisches Billet und forderte sie. Ich sandte sie ihm auf der Stell', und sah ihn seitdem nicht wieder. Diese Art Demüthigung war seine wirkliche Rache.

Er schiffte sich noch denselben Tag ein und fuhr nach Kopenhagen — wo ihn seine Frau sehnlichst erwartete, — und in einem eignen, für fünftausend Guineen gekauften Schiffe.

Es hat mir oft leid gethan, mit ihm zerfallen zu sein. Ich habe verschiedenemal an ihn schreiben wollen; — nicht sein Forderungsbillet, aber seine Mienen beim ersten Wiedersehn haben mich immer davon abgehalten.

Während dieser ganzen Zeit hört' ich durchaus nichts von Narbonne. An die Staël hatte ich gleich nach Zurückgabe der Obligation von Rouen aus — sie war damals in Genf — geschrieben und ihr alles aufrichtig erzählt. Mit der Rilliet blieb ich im Briefwechsel, so lange bis die Aufhebung aller Verbindung zwischen Frankreich und England die Fortsetzung desselben unmöglich machte.

In den ersten Tagen des Juni kam die Staël nach London. Sie schrieb mir ein sehr freundschaftliches Billet, worin sie mich nur bat, sie zu besuchen.

Ich ging. Sie war mit Narbonne. „Willkommen, willkommen, mein lieber Vollmann," rief die Staël. „Sie sind ein böser Mann," sagte Narbonne, „Sie haben mir einen kleinen Streich gespielt; Sie schrieben mir, Sie gingen nach Frankreich, und Sie sind hier." Er wußte sehr wohl mein Gehn und Wiederkommen. Dies war also eine von den französischen nichtssagenden Reden, worauf ich nichts erwiederte. —

„Wir müssen allein zusammen sprechen," sagte die Staël, und somit nahm sie mich beim Arm und führte mich die Treppe hinunter zu ihrem Wagen, denn sie war gerad im Begriff, einen nothwendigen Besuch abzulegen. Als wir eben einsteigen wollten, kam der genfer Gesandte, um ihr aufzuwarten; sie gab ihm gleichfalls Audienz in dem Wagen. Angekommen, wo sie hinwollte, ging der Gesandte fort; die Staël stieg aus, bat mich, im Wagen zu warten, und ließ mich so eine halbe Stunde allein. — Als sie wiederkam, brachte sie die Freundin mit, welche sie besucht hatte, um sie anderswo niederzusetzen, — dann fuhren wir nach Hause.

Sie war im Morgenhabit, und als wir auf ihre Stube kamen, rief sie ihr Mädchen, um sich entkleiden zu lassen — nun endlich waren wir allein, denn in den französischen Sitten sind die Domestiken sogut wie Niemand. — Ich stand an der einen Ecke des Kamins, schwarz angezogen von Kopf bis zu Fuß, gar herrlich gepudert, und meinen Hut in der Hand haltend; sie an der andern im Unterröckchen und bloßen Hemde, ein Stückchen Papier zwischen den Fingern rollend, ohne welches sie nie sein

Digitized by Google

kann. Sie ſteht damit auf, und geht damit zu Bette. — Unter dieſen Umſtänden fing ſie an, Narbonne's Vertheidigung und Lobrede zu machen, mit einer ſeltnen Wärm' und einer außerordentlichen Fluth von Worten. — Ich wußte dem allem nichts entgegenzuſetzen, als: die Obligation habe mich gedrückt, ich wiſſe nicht warum, ich habe ſie zurückgegeben, nicht um Jemand zu kränken, ſondern um von einer Laſt mich zu befreien. „Sie ſind empfindlich wie Jean Jaques Rouſſeau," ſagte ſie, und damit war unſre Unterhaltung für dasmal zu Ende. Beim zweiten Beſuch war ſie vertraulich, ſie erzählte mir manches aus der Geſchichte ihres Lebens, ſprach vorzüglich viel von ihrer unglücklichen Verheirathung, von ihren dermaligen Verhältniſſen mit Monſieur de Staël, und beklagte vorzüglich das Schickſal der Großen, die, mehr Sklaven wie Jemand, mannichfaltigem Druck unterworfen wären, woraus vielerlei Uebel entſprängen. Sie ſagte, Narbonne ſei ihre erſte, ihre einzige Liebe; er hab' umſonſt um ſie geworben als Mädchen; er ſei ihr Mann, u. ſ. w.

Beim drittenmal, wo Narbonne zugegen war, ſagte ſie: „wir ſind alle gute Kinder, und müſſen nicht zuſammen kritteln." So war die Geſchichte wieder in Ordnung. Wir waren noch einige Tage zuſammen in London; hernach ging die Staël mit Narbonne auf's Land, wo ich ſie mehrmals beſucht habe. Sie unterließ nicht, mir ſcherzend ſehr ſanfte italieniſche Arien vorzuſingen und vorzuſpielen, wir wurden nach und nach ganz freundſchaftlich, und alles Vergangene wurde vergeſſen.

Die Staël iſt ein Genie. Eine außerordentliche, excentriſche Frau in allem was ſie macht und thut. Sie ſchläft nur wenige Stunden, und iſt die ganze übrige Zeit hindurch in einer ununterbrochnen fürchterlichen Thätigkeit. Ihre Reden ſind Abhandlungen, oder eine zuſammengehäufte Maſſe von Laune und Witz. Sie kann nur nicht alltägliche Leute um ſich leiden. Während ſie friſirt wird, während ſie frühſtückt, — im Ganzen genommen ein Drittel von jedem Tag bringt ſie mit Schreiben zu. Sie hat nicht Ruhe genug, um das Geſchriebene wieder vorzunehmen, um auszubeſſern, um zu vollenden, aber ſelbſt die rohen Ausgüſſe ihrer unabläſſig gedrängtvollen Seele ſind von dem äußerſten Intereſſe, und enthalten Bruchſtücke voll des feinſten Scharfſinns und der lebendigſten Kraft. Sie hat mehrere Werke von ſehr ernſtem Inhalte fertig zum Druck liegen, und arbeitet immer noch fort. Ich habe manches von ihren Sachen geleſen, indem ſie's ſchrieb. Ihre Briefe über Rouſſeau, herausgegeben, als ſie ſiebzehn Jahr alt war, ſind bekannt. Sie hat manche Fehler, aber auch manches, das bei Andern Fehler ſein würde, iſt bei ihr keiner. Sie erfordert ihren eignen Maßſtab.

Sie iſt ziemlich gut gewachſen, aber ihr Geſicht iſt nicht ſchön. Sie iſt ein bischen kupferig und hat einen etwas aufgeworfenen Mund. Sie iſt

Digitized by Google

nichts weniger als eitel. Sie hat durchaus nicht das Anſehn einer gelehrten Frau. Sie hat ein offenherzig freimüthiges, ganz ungezwungenes und durch einen gewiſſen Karakter von Biederkeit und Wahrheit ſehr für ſie einnehmendes Weſen. Sie thut ſich durchaus nichts auf ihr Wiſſen zu Gute, und ich habe ſie ſehr naiv ſagen hören: „Einem Manne gegenüber, der nur Geiſt hat, behaupt' ich mich; einem gegenüber, der nur unterrichtet iſt, auch; aber wer beides verbindet, läßt mich fühlen, daß ich doch nur ein Weib bin!"

Sie ſuchte mir nützlich zu ſein, und machte mir verſchiedene Bekanntſchaften. Unter andern die eines gewiſſen Herrn Lox, eines reichen Güterbeſitzers, eines Mannes voll Geiſt und Kenntniß, welcher ſeiner ſchwächlichen Geſundheit halber von allen öffentlichen Geſchäften entfernt, zwanzig engliſche Meilen von London auf einem Gute, das Norbury heißt, ſich ſelbſt und ſeiner Familie lebt. Er iſt allgemein geſchätzt, und hat zwei erwachſene Söhn' und zwei Töchter, wovon die jüngſte Emilie heißt. Ich hatt' ihn hier anführen wollen, weil er in einer Fortſetzung dieſer Geſchichte wieder vorkommen dürfte.

Sie lehrte mich auch den berühmten Grafen de Lally-Tolendal und eine gewiſſe Prinzeſſin von d'Hénin kennen. Beide aus Frankreich, aber die jetzt in England leben.

Ungefähr nach ſechs Wochen verließ Madame de Staël England. Ich habe ſeitdem wieder einen Brief von ihr erhalten. Narbonne betrug ſich während ihrer Anweſenheit und auch nachher ſo äußerſt freundſchaftlich, daß wir vollkommen gut zuſammen geworden ſind. Ich habe ſogar in einer kleinen Verlegenheit einmal Geld von ihm gefordert, welches ihn entzückt hat. — Er iſt nicht bös, aber ſo äußerſt leichtſinnig, daß er ſeine Staël ſelbſt vergeſſen könnte. Ueberdies gewohnt, viel Einfluß zu haben, großmüthig, verſchwendriſch zu ſein, und alles zu können, war ihm nicht ganz wohl in England, wo er nichts konnte, und er hatte mir zu mancherlei verſprochen, um mich nicht zu meiden. Ich hatt' ihn überdies gleich anfangs in Verlegenheit geſetzt, indem er mir nicht genugzuthun wußte. Auch konnt' er mir nicht genugthun, denn ich wollte Herzlichkeit, und das iſt gerade das Einzige, was er nicht hat. —

Tolendal und d'Hénin fingen an, ſich für mich zu intereſſiren. Die letztere, eine Dame von vierzig Jahren, eine nahe Verwandte und vertraute Freundin von Lafayette, iſt was man geradezu eine ſehr gute Frau zu nennen pflegt. Sie hat nie den Ruf der ſtrengſten Sittlichkeit verloren. Sie meint es redlich mit jedermann und vorzüglich treu mit ihren Freunden. Sie würde noch vollkommner in dieſem Karakter ſein, und vorzüglich davon die ſchöne Außenſeite mehr tragen, wenn ſie keine Franzöſin wäre. —

Digitized by Google

Tolendal ist von Allen, die ich aus Frankreich habe kennen gelernt, der Mann, welchen ich am meisten schätz' und liebe. Er ist ein Tugendfreund, ein redlicher, gefühlvoller, — mit Einem Wort', ein herziger und wackrer Mann. Er ist ein systematischer Denker, ein fleißiger Arbeiter, ein warmer Patriot; er hat Beharrlichkeit in seinen Unternehmungen, und bleibt seinen Ueberzeugungen treu! Von seiner Geschichte kann ich hier nicht weitläufig reden.

Er spielt' eine glänzende Rolle im Anfange der französischen Revolution. Er war Eines Sinnes mit Clermont-Tonnere, Mounier und noch einigen Andern. Seine Mémoires à mes Commettans und seine Schutzschrift für den unglücklichen Ludwig den Sechzehnten, die beste von allen, welche erschienen sind, kennt man überall.

Meine Verbindungen mit diesen zwei Leuten sind sehr enge geworden, und es ist in ihren Angelegenheiten, oder wenigstens durch ihre Bestrebungen für einen Dritten schon genannten Unglücklichen, für Lafayette, daß ich gegenwärtig in Deutschland bin. Tolendal hat eine Abhandlung gemacht, welche die Unschuld des schändlich Gefangengenommenen und ungerecht Gefangengehaltenen auf die schönste Art an den Tag legt, und welcher eigenhändige Briefe, zwischen ihm und dem König in den ersten Tagen des August 1792 gewechselt, als Belege beigefügt sind. Ich soll diese Abhandlung auf eine geschickte Art an ihre Behörde, an den König von Preußen befördern, soll sie bei den Ministern persönlich unterstützen, soll Einwürfen begegnen, soll die Sache in Bewegung setzen, mich nach allen Umständen erkundigen, und so weiter.

Man giebt mir die Reisekosten, aber ich weiß nichts von einer andern Belohnung. Ich mußte zuerst zu Prinz Heinrich gehn in Rheinsberg, dem Bruder des vorigen Königs. Ich habe bei ihm zehn Tage zugebracht, die ich unter die schönsten meines Lebens rechne, aber das Ausführliche davon, so wie von allem, was seit dem 1. August vorgefallen ist, muß ich bis auf ein andermal verschieben! — Ich habe große Wahrscheinlichkeit, den Zweck meiner Sendung zu erreichen. Eingezogene Nachrichten, die Lage der politischen Verhältnisse, der Umstand, daß manche Leidenschaften erkaltet, und manche Personen, die nächsten Werkzeuge des unglücklichen Schicksals des Gefangenen, außer Credit gekommen sind, lassen es vermuthen. —

Tolendal ist naher Verwandter von dem Lordkanzler, Lafayette hat viele Freunde in England, und die Staaten von Nordamerika rechnen ihn als einen ihrer Erretter; Pitt und Grenville wissen um die Sache, und ich erwarte von diesen durch Tolendal Briefe, um das Unternehmen zu unterstützen. Dies Unternehmen selbst ist gerecht und edel. Die Geschichte mit Narbonne hat mir keinen übeln Credit verschafft, und ich suche durch

Digitized by Google

mein gegenwärtiges Geschäft den Ruf der Brauchbarkeit und die Aufmerksamkeit der Leute mir zu verschaffen, die mir nützlich sein können, — hierauf gründen sich meine Aussichten und Höffnungen! —

Ich erwarte die Zurückkunft des Königs von Preußen aus Polen, werd' aber übermorgen schon nach Berlin abgehn. —

Da haben Sie, liebe Freundin, im Kurzen meine ganze Geschichte vom Januar 1792. an bis jetzt. — Ich habe drei Tage daran geschrieben und ohne Ermüdung, weil ich mir dacht', Ihnen damit eine Freude zu machen, nicht so wohl durch die Sachen, — manches, welches nicht angenehm und schön ist, wie manche Umständlichkeiten im Betragen der Staël, hab' ich nur angeführt, um Sie mit den Personen bekannter zu machen, — als durch die Genugthuung, welche entsteht, wenn man umständlich von Jemand hört, dem man gut ist. Manches hätte besser gesagt sein können, und ich finde beim Wiederdurchlesen, daß hie und da französische Wendungen in meinen Brief gekommen sind, — halten Sie eins und das andere mir zu gut, denn ich habe nicht Zeit zum Wiederabschreiben und Verbessern. — Vieles Uebergangene und viele unterdrückte Ausführungen würden das Ganze interessanter gemacht haben, aber ich bin gezwungen gewesen, mich möglichst kurz zu fassen, und habe nur sagen wollen, was mir das Nothwendigste schien, um Sie wieder mit mir bekannt zu machen, und um Sie in den Stand zu setzen, mich selbst und meine gegenwärtige Lage zu beurtheilen.

Ich weiß, daß ich über vieles Tadel verdiene, aber ich hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich nicht wenigstens noch gut, brav, und unverdorben sei. Ich liebe das Schön' und Gute noch ebenso warm als jemals, und such' es mir täglich mehr zu eigen zu machen. Ich bemühe mich, aus meinen Fehlern zu lernen, und glaube gewonnen zu haben als Mensch und Mann, ob ich nicht zunächst für den künftigen Staatsbürger meine Zeit hätte besser anwenden können, weiß ich nicht! Ich erwarte nun sehnlichst einen recht langen Brief von Ihnen; aber schreiben Sie ja recht freundschaftlich, sonst komm' ich selbst, und wie böse Sie dann auch sein mögen, Sie sollen mich nicht sehn, ohne mich wieder zu lieben.

Vorzüglich inständig bitt' ich um den Rath des lieben Herrn Vetters. Der Weg, den ich vor mir habe, scheint mir schön zu sein. Die Weite des Wirkungskreises, wozu er führen könnte; die Unabsehbarkeit seines Endes; die bestimmte und große Thätigkeit, die er mir verspricht, sobald ich nur einmal festen Fuß darauf gefaßt habe; die Gelegenheit, alle meine Kräfte zu üben und mich selbst immer mehr zu bereichern; die Freude, mich einem großen und edeln Volke einzuverleiben; die Genugthuung, mir selbst eine kühne Bahn gebrochen zu haben; die Ueberzeugung, meinen Freunden und meinen Brüdern, die ich innig liebe, künftig äußerst nützlich

Digitized by Google

sein zu können, und wozu mein bloßer Aufenthalt in London mir schon manche kleine Gelegenheit gegeben hat, wovon ich gern erzählte; das Angenehme endlich einer mir bald zu verschaffenden regelmäßigen, wenn schon kleinen Einnahme, — dies sind die Reize, welche mich locken! Zweifel und Besorgnisse heben sich aber auch mitunter, und ich weiß sehr wohl, was ich auf das Obige einem Freund' antworten würde, welchen ich das Interesse hätte von der besagten Laufbahn abzuziehen. — Vieles macht mich kühn wieder. Das Sonderbare meines bisherigen Schicksals selbst, und die Umstände, scheinen mich zu ermuntern. Fast noch kein Plan, kein Unternehmen ist mir bisher mißlungen!

Der Gründ' und Gegengründe sind so viel, daß ich entweder durch einen Machtspruch der Untersuchung ein Ende machen, oder mich ganz der Entscheidung eines Dritten überlassen muß. Der Beifall und die Aufmunterung eines guten, mich liebenden, einsichtsvollen Mannes, wie des Herrn Vetters, würde mir doppelte Kraft und doppelte Festigkeit geben! Ich habe Stärke genug, um ruhig bei einem Unternehmen zu Grunde zu gehn, sobald ich nur überzeugt bin, vernünftig gewollt zu haben; aber darauf kömmt's an!

Zurück kann ich noch! ich kann nach geendigtem Geschäfte und nach einer kurzen Anwesenheit in England, wo ich wieder hin muß, nach Bremen gehn, um dort zu praktiziren! Wollen Sie mich nach Bremen zur Ruhe verweisen, lieber Herr Vetter? gefolgt würden Sie — vermuthlich — Sie sehn, daß ich ehrlich bin, — aber zuverlässig kostete mich dieser Entschluß eine sehr bittre halbe Stunde!

Ich wiederhole noch Einmal, daß ich Briefen aus Carlsruhe mit vieler Sehnsucht entgegensehe.

Ich bitt' ausdrücklich, in Ihren Briefen keine Personen zu nennen, und von der Angelegenheit, welche mich gegenwärtig beschäftigt, nur für mich verständlich zu reden; auch Niemand vor der Hand mündlich etwas davon anzuvertrauen, von dessen Diskretion Sie nicht auf's vollkommenste überzeugt sind. Viele Gründe machen diese Bitte von Wichtigkeit! —

Ich wünsche ferner, daß Sie mir Empfang dieses Briefes so schnell wie möglich, wär's auch nur mit zwei Worten, bescheinigen möchten, weil ich bis dahin über die richtige Ueberkunft desselben etwas in Sorgen sein werde. —

Mein guter Vater, welcher mich sehr, sehr liebt, und welcher mein Thun und Lassen ganz mir selbst übergeben hat, wird in diesen Tagen an Sie schreiben. Seine Antwort ist dadurch verzögert worden, daß er nicht wußte, was von mir sagen? ich hab' ihn gebeten, sich nur auf diesen meinen Brief zu berufen. Haben Sie die Güte, ihm nichts zu schreiben,

Digitized by Google

was ihn meinetwegen besorgt machen könnte. Er ist von meiner gegenwärtigen Reise und von der Ursache derselben, so wie von allem, was mir bisher begegnet ist, unterrichtet. —

Schreiben Sie mir auch vor allen Dingen recht umständlich, wie's Ihnen geht und was die Kleinen, was die Offenbacher machen, u. s. w., damit auch Sie und was Ihnen angehört mir nicht fremd werden möge.

Leben Sie, meine liebe, unvergeßliche Freundin und Pflegemutter, herzlich, herzlich wohl, und grüßen Sie all' die guten Leute von mir, welche sich noch freundschaftlich meiner erinnern! J. E. Bollmann.

N. S. Ihren Antworten seh' ich entgegen unter Couvert der Herren Fetschow und Jury in Berlin! —

Haben Sie die Güte, diesen Brief aufzuheben, weil der Fall kommen könnte, daß ich bei der einen oder andern Gelegenheit, wenigstens für eine kurze Zeit, darüber verfügen zu können wünschen würde. —

7.

Rotterdam, den 21. Januar 1794.

Ich bin, liebe Freundin, wieder auf meiner Rückreise nach England begriffen. Morgen gehe ich von hier nach Helvontsluis und dann von da nach Harwich. Weil es mit dem Wasser allemal etwas mißlich ist, so will ich lieber zuvor noch für Ihren gütigen, lieben, herzlichen Brief vom 31. October Ihnen danken. Giebt's dann ein Unglück — nun wohl! so werde ich doch dermaleinst wenigstens nicht mit Vorwürfen empfangen! —

Meine Bemühungen sind vergeblich gewesen, und haben es sein müssen aus dem simpeln Grunde, weil die gewöhnlichen Menschen keinen Glauben an Tugend haben, sondern jeden ungefähr für eben so schlecht halten, als sich selbst, und andere Leute, die in ihrer Gewalt sind, deßwegen behandeln, wie sie selbst behandelt zu werden verdienten. Meine Reise ist indessen meinen Committenten indirekt nützlich geworden. Ich ging von Berlin nach Hamburg, wo ich sechs Wochen zugebracht habe. — Am 11. reisete ich von dort ab; sah' im Vorbeigehn meinen Schwager in Lüneburg, meinen Vater in Hoya, meinen Vetter in Bremen, fuhr dann Tag und Nacht durch, kam am 17. nach Amsterdam, und bin nun hier. Ich bin in größter Eile, um nach London zu kommen! —

Die weitläufige Geschichte dieser letzten vier Monate behalte ich Ihnen vor, und versichere nur einstweilen, daß sie in sehr vieler Rücksicht Sie sehr interessiren wird. Vorzüglich von Hamburg habe ich Ihnen recht sehr viel zu erzählen.

Ihr Brief sowohl als der vom Herrn Vetter hat mir sehr viele Freude gemacht. Der Ihrige hat mich in vielen Stellen gerührt. Gute, liebe Freundin! Sein Sie fest überzeugt, daß meine innige, liebevolle Anhäng-

Digitized by Google

lichkeit durch nichts wird erschüttert, wird lau gemacht werden können. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß mein Herz weit sei. Es kann viele Edle stark und dauerhaft umfassen.

Dem lieben Herrn Vetter danke ich herzlich für seinen großen schönen Brief. Er ist mir schon nützlich gewesen, und wird es noch oft in der Folge sein können! — Es ist nichts darin, was mir nicht Freude gemacht hätte, ausgenommen der Ausdruck, welcher eine kleine Bezweiflung der guten Aufnahme dessen zu verrathen scheint, was er über religiöse Dinge schrieb. Wie auch meine gegenwärtigen Grundsätze in diesem Punkt beschaffen sein möchten, so stützen sie sich wenigstens auf ehrliche Ueberzeugung, nicht auf Hängen an Mode. Wie abweichend sie auch von denen mancher Anderen sein mögen, so werden sie mich doch nie verhindern, die Ueberzeugungen Anderer als solche zu respektiren. Der Herr Vetter hätte mir statt des philosophischen Briefes, den ich empfangen habe, kraß absurde Sachen schreiben können, und sein Brief würde noch Gefühle des Dankes erregt haben. Das innige Bewußtsein der wohlwollenden Absicht hätte jeden hohnlächelnden Gedanken schon in der Ferne erstickt. Uebrigens erlaubt meine Zeit mir gegenwärtig nicht, seinen Brief weitläufig und gründlich, so wie ich's gern möchte, zu beantworten. Einstweilen meinen ehrlichen Dank, das andre künftig! —

Leben Sie herzlich wohl! ich glaube stark, auf dem Wege zur zeitlichen Ruhe zu sein! Mein nächster Brief soll Sie hoffentlich mit angenehmen Nachrichten überraschen! Ich bin sehr eilig! J. E. Wollmann.

N. S. Mein Bruder Ludwig ist, durch meine Bemühungen, vom Onkel weg, und zu einem Manne, einem sehr ansehnlichen Kaufmann in London, gekommen, den ich genau kenne, den ich als vortrefflichen Menschen und erfahrenen Geschäftsmann hochschätze und liebe. Er bekömmt hundert Pfund Sterling Gehalt.

8.

Wien, den 9. August 1794.

Ich habe den lieben Rosenfels hier gefunden! Sie erfahren also, daß ich hier bin — das wird der Fortsetzung meines Romans um eine Ueberraschung Schaden thun — aber, nun dem so ist, warum erführen Sie's nicht eben so gut auch durch mich selbst?

Nicht viel diesmal! Nur bloß, daß ich wohl bin und daß mir's gut geht! Freilich bleibt da noch immer viel zu wünschen, aber wer möchte auch schon am Ende sein? Vor mir wird die Aussicht immer schöner, weiter, heller; hinter mir der Rückblick immer interessanter. Ich bin mit der Gegenwart zufrieden; mein Wirkungskreis wird größer! Kleine Succesſe spannen meine Thätigkeit! Ich bin in den letzten Jahren sehr viel

Digitized by Google

reicher geworden an Leuten, die mich lieben, und habe keinen von denen, die mich schon vorher liebten, verloren. Der Fonds angenehmer, wohlthätiger Rückerinnerungen, den ich mir sammle, ist so groß, daß ich meine innerliche Unabhängigkeit zunehmen fühle, und überzeugt bin, auch unglücklich wenigstens Jahre lang in der Vergangenheit Entschädigung und Freude finden zu können!

Ich bin wieder auf Reisen! Es ist eine schöne Existenz, liebe Freundin, so von Ort zu Ort den besten, den denkendsten Menschen sich zu nähern! In dem weiten Gebiete der Wissenschaften von Gegenstand zu Gegenstand mit ihnen fortzugehn; von dem, was jeder über jeden dann das Beste gedacht, gefühlt oder gelernt hat, sich gegenseitig zu entbinden; in Lieblingsideen, in seltnen Gesichtspunkten, sich einig zu begegnen; sich anzuschließen, liebzugewinnen, liebgewonnen zu werden, und so mit den Vortrefflichsten seines Zeitalters gleichsam eine unsichtbare Kirche zu stiften! — Da haben Sie, was ich als Nebensache treibe, von der Hauptsache in der künftigen Fortsetzung meines großen Briefes!

Wenn ich nur Allen so wohl machen könnte, wie mir ist! Wenn ich nur Sie recht wohl wüßte! — Aber ich bin überzeugt, die sanfte Freundin der Ruhe und des stillen Genusses wird in diesen stürmischen Zeiten manche bange Stunde haben! — Aber nur getrost, liebe Frau Base! nur nicht finster gesehn! Glauben Sie mir, wir leiden weit mehr von den Uebeln, die wir nie erfahren, als an denen, die uns wirklich befallen! Denken Sie nicht daran, was es wohl geben würde, wenn die bösen Nachbarn einmal nach Carlsruhe kämen, sondern daran, was Sie wohl empfinden würden, wenn unerwartet Ihr Pflegesohn einmal wieder vor Ihnen stände. Ich will nicht vorbereiten, um Sie, wenn's kömmt, angenehm überraschen zu können, und wollte, daß ich dessen eben so gewiß wäre, als ich gewiß bin, daß, wenn die andern kommen sollten, sie sich artiger und gebührlicher aufführen würden, als Sie wohl denken.

J. E. Vollmann.

(Diese Mittheilungen werden fortgesetzt.)

Digitized by Google

Der Ritter Gluck.

Eine biographische Skizze von A. B. Marx.

Christoph von Gluck, dieser tiefdenkendste aller Tondichter, der Vollender der französischen großen Oper, ist am 4. Juli 1714 in der Oberpfalz, nahe an der böhmischen Gränze auf der fürstlich Lobkowitzschen Herrschaft Weidenwang geboren, wo sein Vater, Alexander, fürstlicher Jägermeister war. In Prag lernte er Musik, übte sie als Instrumentist fleißig aus, und galt besonders für einen geschickten Violoncellspieler. Siebzehn Jahr alt kam er nach Italien, wo er zu Mailand im Dienste des Prinzen Melzi lebte, und unter San Martini Komposition studierte. Hier wurde 1741 seine erste Oper, Artaxerxes, ein Jahr später zu Venedig sein Demetrius aufgeführt. Nun begab er sich 1745 nach London, nach Kopenhagen, nach Italien zurück. In London hatte er den Sturz der Giganten, überhaupt in 18 Jahren mehr als 40 Opern geschrieben und aufgeführt. Fehlte es ihm auch bei diesen Leistungen nicht an ephemeren Erfolgen, wie sie damals die italienische Oper, als erste Faschingslustbarkeit, wohl finden konnte, — mag er auch (wie versichert wird) schon in den Werken dieser Periode nach einer, den Zeitgenossen meist fremden Wahrheit des Ausdrucks gerungen haben: er selbst konnte nicht befriedigt sein. Die festgefrorne Opern- oder Scenenform widerstritt jedem Pulsschlag regern Lebens. Es mochte ihm (wie Händel und, noch viel seltner, einigen Italienern) gelingen, in einzelnen Zügen, etwa in ein paar Cavatinen und Arioso's, einen Laut der Wahrheit festzuhalten; die Art des Ganzen, die größern Massen ließen sich nicht beseelen; — und mehr als einmal schalt Gluck dreißig

Digitized by Google

Jahre seines Lebens für verloren, in denen er auf Jomelli's und Pergolese's Spuren gewandelt; ein Irrthum, nach allen Seiten ungerecht, und doch eine tiefe Wahrheit in sich schließend.

So kehrt nun Gluck, mit manchem Lorbeer bedeckt, und das Herz voll unbefriedigt nagenden Verlangens, in das Vaterland zurück. Er lebt in Wien in einem Garten, scheinbar in Muße, aber große Plane im Geiste wälzend. Neben kleinern Arbeiten trägt er sich mit der Komposition der Bardengesänge in Klopstocks Hermannsschlacht. Es ist begreiflich, daß der Schwung in Idee und Diktion dieses Gedichts ihn erfassen mußte, und das Werk, so viel Einzelnes auch im Kopfe fertig geworden sein mag (Zeitgenossen versichern das Ganze), doch nicht vollendet werden konnte; nie ist eine Note davon zum Vorschein gekommen. Vielleicht gehört dieser Zeit oder einem frühern Durchgange durch Wien die komische Oper, die Pilger nach Mekka, an, voll tüchtigen treudeutschen Volksgesanges; es ist nicht gewiß, sicher aber unentscheidend. Vielleicht muß auch ein ernstes Ballet, Don Juan *) (dessen vorzüglichste Sätze in spätern Opern eingelegt wurden) in jene Periode gerechnet werden; gewiß ein Festspiel, das 1765 zur Vermählung Joseph II. bei Hofe aufgeführt wurde, und in dem die Erzherzoginnen Amalie als Apollo, Elisabeth, Josephine und Charlotte als die drei Grazien auftraten.

Gluck war acht und vierzig Jahre alt geworden; die Hofspiele konnten ihn noch weniger befriedigen, als die rauschende Laufbahn der Jugend. Sein gereifter Geist vernahm höhern Ruf; in der Zurückgezogenheit ward er sich sein bewußter und sicherer, als in der drangvollen, ehrgeizigen Geschäftigkeit des italischen Theaterlebens. Sollten sich nicht die gewohnten Annehmlichkeiten des Opernstyls, die längst unbestrittenen Vorrechte des Sängers, die ausgemachte Vorliebe des Publikums mit tiefern, wahrern Intentionen des Komponisten sinnreich, klug vereinigen lassen? Calzabigi, als Operndichter von Gluck sehr

*) Die Klavierauszüge bei Trautwein in Berlin.

Digitized by Google

geehrt, ging auf diese Hoffnungen ein. Orpheus und Euridice bot den glücklichsten Stoff dafür; diese Oper, zwischen 1762 und 1764 komponirt und im letztern Jahre aufgeführt, erscheint als Uebergangspunkt in die neue Periode Gluck's und des musikalischen Drama's. Die feierlichernsten Trauerchöre an Euridicen's Grabe, die düster einherwallenden Furien, die den Eingang in die Unterwelt mit schroffem „No!“ verweigern; sie müssen doch den klaren, sanften Weisen des Sängers Raum geben, der Held der Oper, dessen Thaten schmelzende Melodien sind, müssen an ihnen erweichen und dem Glanz seiner Töne als hebende Folie dienen.

Derselbe Reiz, der in jedem Munde unter gleichen Umständen Lüge wäre, schmeichelt sich uns als Wahrheit auf von den Lippen des Gesanghelden; sogar jene Bravourstellen darf sich der Komponist hier lächelnd erlauben, um die ihn sonst der Schlendrian und die Eitelkeit der Sänger oft genug belästigt haben mag.

Aber für Gluck mußte dieses Reich der sinnenkitzelnden Lüge nunmehr ganz zusammenbrechen; es gab auch keine standhaltende Vermittelung zwischen Trug und Wahrheit. Alceste wurde geschrieben und 1768 im vier und funfzigsten Jahre des Meisters in Wien aufgeführt. „Als ich es unternahm (sagt Gluck in der italienischen Zueignungsschrift), diese Oper in Musik zu setzen, war es mein Vorsatz, letztere von allen Mißbräuchen zu reinigen, welche, durch die unkluge Eitelkeit der Sänger und die übergroße Nachgiebigkeit der Komponisten eingeführt, so lange schon die italienische Oper entstellen und aus diesem großartigsten und schönsten das lächerlichste und langweiligste aller Schauspiele machen. Ich wollte die Musik auf ihre wahre Aufgabe beschränken: der Poesie zum Ausdruck der Worte und der Situation zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder diese durch unnütze, überflüssige Zierrathen zu erkälten. Drum habe ich weder die handelnde Person in der größten Wärme des Dialogs aufhalten mögen, um erst ein langweiliges Ritornell abzuwarten, noch durfte ich sie in der Mitte eines Wortes auf

einem günstigen Vokal Halt machen lassen, um in einer langen Passage mit der Geläufigkeit ihrer schönen Stimme zu prangen, oder um zu warten, daß ihr das Orchester Zeit gönne, zu einer Kadenz den Athem zu sammeln. Ich meinte nicht, über die **seconda parte** einer Arie, wäre sie auch noch so leidenschaftlich und wichtig, schnell hinübereilen zu müssen, um nur die Worte des ersten Theiles viermal wiederholen zu lassen, und die Arie gegen ihren Sinn zu endigen, damit der Sänger ja beweisen könne: er verstehe einen Satz viermal nach seiner Laune zu verändern. Kurz, ich wollte alle Mißbräuche verbannen, gegen die sich schon längst der gesunde Menschenverstand aufgelehnt hat."

— Große Ehre ward der Alceste zu Theil; aber zu einem wahren Eingehn auf Gluck's eigentliche Idee scheint es nicht gekommen zu sein. Er selbst deutet in der Dedikation der nächsten Oper, Paris und Helena, der letzten, die er in Wien geschrieben, nicht ohne Mißvergnügen darauf hin. „Nur in der Hoffnung," sagt er, „Nachahmer zu finden, entschloß ich mich, die Musik der Alceste heraus zu geben, und glaubte mir schmeicheln zu dürfen, daß man sich beeifern würde, den von mir betretenen Weg zu verfolgen und die Mißbräuche zu zerstören, die sich in die italienische Oper eingeschlichen und sie entehrt haben. Allein meine Hoffnung ist vergebens gewesen. Die Halbgelehrten, die Leute von Geschmack — unglücklicherweise die größere Zahl und zu allen Zeiten tausendmal schädlicher für die Fortschritte der schönen Künste, als die Ungelehrten, toben wider eine Methode, die, wenn sie sich begründet, ihre Anmaßungen zu vernichten droht. Man hat geglaubt, sogleich über Alceste (die sehr mangelhaft einstudirt, schlecht dirigirt und noch schlechter exekutirt worden ist) absprechen zu dürfen, man hat in einem Zimmer die Wirkung berechnen wollen, die diese Oper auf der Bühne hervorbringen könnte, und zwar mit derselben Superklugheit, wie man einst in Abdera auf einige Fuß weit die Wirkung von Statuen berechnen wollte, die zur Aufstellung auf hohen Säulen bestimmt waren. Da findet denn ein extrafeiner Musikliebhaber — einer von denen, deren Seele nirgends als im Ohre sitzt —

Digitized by Google

eine Arie zu hart, eine Passage zu stark oder zu wenig vorbereitet; daß diese Arie, diese Passage in der Lage der handelnden Person gerade den stärksten Ausdruck, gerade den treffendsten Kontrast forderte, — begreifen sie nicht. Ein Harmonist hat gar eine geniale Nachlässigkeit, oder einen unvorbereiteten Vorhalt aufgestöbert, und schreit nun über Versündigung wider die Geheimnisse der Harmonie. Gleich sind eine Anzahl Sprecher bereit, beizufallen und die Musik als barbarisch, wild und überspannt zu verdammen." — In der That war Deutschland damals nicht fähig, Gluck zu verstehen; und Wien am wenigsten. Hier kannte und mochte man von der Oper nichts als Sinnengenuß und kostbaren Zeitvertreib. Ueberhaupt gab es damals nur Eine Bühne in der Welt, und nur Ein Publikum, wo eine höhere, geistigere Auffassung des musikalischen Drama möglich sein konnte: in Paris, wo Lulli und Rameau die Oper zu einem Drama mit wahrhaften, ernsten Tendenzen erhoben, wo die klassische Tragödie aus Ludwigs XIV. Zeitalter Traditionen und Ansichten vorbereitet hatte, die eine gute, wenn auch mehr abstraktverständige und formalistische Grundlage bieten konnten einem kühnen und freiern Geiste.

Dieser Schauplatz sollte sich Gluck öffnen; der Bailli de Roulet lernte ihn 1772 in Wien kennen, vermochte diesen Geist zu fassen, erbot sich, ihm aus Racine's Tragödie, Iphigenia in Aulis, ein Operngedicht zu verfertigen. In zwei Jahren ist die Oper vollendet, vom pariser Theater angenommen; die Kabalen der Gegner werden unter Marien Antoinettens Protektion (sie war als Erzherzogin in Wien Glucks Schülerin gewesen) überwunden, und am 19. April 1774 erfolgt die Aufführung. Der Beifall war enthusiastisch; man erzählt, daß bei der Zornaria Achills in Einem Augenblick alle Edeloffiziere, unwillkürlich hingerissen, ihre Schwerter entblößt haben. Jede neue Aufführung steigert den Enthusiasmus; der vergötterte Lulli, der hochgeachtete Rameau, sie sind vergessen, die Franzosen sehen ihr Ideal von Musik und von Oper, worauf Lulli hingearbeitet und Gretry schüchtern hingedeutet hatte, verwirklicht, — herr-

Digitized by Google

licher in das Leben getreten, als sie je hoffen können. Es zeigte sich wieder, daß die italische Oper nur herrschen kann, wo Entartung, Erschlaffung des Geistes und Karakters walten; und in Frankreich hatte die geistige Reaktion schon begonnen, die nach wenig Jahren zur welterschütternden Thätlichkeit reifen sollte. Schon hatten Duni, Philidor, Monsigny und besonders Gretry sich von den handgreiflichen Widersinnigkeiten der italischen Oper losgesagt und eine natürlichere musikalische Diktion in Frankreich beliebt gemacht; bei Glucks entscheidendem Auftritte begann der letzte Kampf der Italiener, — und der König Ludwig **XVI.** war auf ihrer Seite. Piccini und später Sacchini wurden Gluck entgegengestellt; die geistreichsten Männer, J. J. Rousseau und Arnaud für Gluck, La Harpe u. A. gegen ihn, führten den literarischen Krieg. Stets war der Erfolg für Gluck, und doch der Kampf nicht ohne schweren Verlust für ihn und uns. — Noch in demselben Jahre, am 2. August, führte Gluck seinen Orpheus, am 11. August 1775 eine Festoper (**Opera-Ballet**), **Cythère assiégée**, am 30. August 1776 seine Alceste auf, stets mit dem entschiedensten Erfolge. Seine Gegner breiteten aus, daß er dem Pariser Theater nur alte, nicht für Frankreich geschriebene Werke zu geben wisse. In demselben Jahre war Gluck zur Komposition der Oper Roland eingeladen worden, und hatte dieselbe schon angefangen. Allein derselbe Text wurde durch Marmontel und die Administration Piccini gegeben. Sogleich verbrannte Gluck, was er davon geschrieben hatte, und wandte sich ganz der Armida zu. Schon in die literarische Fehde verwickelt, hielt er es nothwendig für seine Stellung, das Gedicht dieser Oper ganz so, wie es Quinault 1686 für Lulli geschrieben hatte, beizubehalten, um auch hierin seinen Gegnern obzusiegen, für die Marmontel alte Operngedichte auf entstellende Weise umarbeitete. Armida wurde am 23. September 1777 gegeben. Abermals siegte Gluck über die Italiener; man wollte nur seine Opern hören, die des Nebenbuhlers ließen sich nicht halten. Im Jahre 1778 erschien und verschwand Piccini's Iphigenia in Tauris, ein Jahr später, am 18. Mai, wurde

Digitized by Google

die Gluckſche gefeiert; ihr folgte in demſelben Jahre am 21. September Echo und Narciß, es war die letzte Oper, die der 65jährige Greis, von Siegen und dem unerſchöpflichen Intriguenſtreit ermüdet, zur Aufführung brachte. Er übernahm noch die Kompoſition der Danaiden, überließ ſie aber (1784) Salieri, der zuerſt unter der Aegide des Gluckſchen Namens damit ſein Glück machte. Er ſelbſt war nach Wien zurückgekehrt und endete bald darauf, am 17. November 1787, am Schlagfluſſe. Er ſtarb reich und einſam. Eine geliebte Nichte, Maria Anna, hatte er ſchon 1776 verloren; eine treffliche Sängerin. —

Um Glucks Idee, die von ihm durchgeführte Reform ganz zu begreifen, müßte man (und dazu iſt hier nicht der Ort) auf ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen in Italien und Frankreich zurückgehen. In Italien, das damals für die Oper den Ton angab, war dieſelbe (wie Arnaud richtig ſagt): „ein Konzert, dem das Drama zum Vorwande diente.“ Sie hatte Sinnengenuß und Geſangvirtuoſität zu ihrem wahren Zwecke, erwartete daher ihr eigentliches Intereſſe vom Talent, Reiz — und Ruhm einer oder zweier Sängerinnen, oder Sänger. Dieſe wieder hatten in jedem Akt ihre Hauptſcene, in der ſie all' ihre Kunſt und Begabung zur Schau auslegten; traf der Komponiſt hier das Rechte, — nach der Laune der Sängerin und des Publikums, ſo war Alles gewonnen; denn unter den Nebenſcenen wurde ohnehin Chocolate genommen. Die Handlung diente nur als Faden, um die Scenen und Zwiſchenſcenen an einander zu reihen, die antiken oder romantiſchen Karaktere der Handlung waren nur hohle Masken, ſchmuckreiche Verkleidungen. — Gluck machte Ernſt. Ihm war ſeine Oper eine Wahrheit, und nur dieſe Wahrheit wollte er ausſprechen: die große Wahrheit, die in den würdigen Begebenheiten ſeiner Oper, die tiefe Wahrheit, die im Karakter ſeiner Helden, den ganzen rechten Sinn, der in jedem Worte ſeines Gedichts lag. Nichts Anderes wollte er. Nichts galt ihm daneben Reiz, Neuheit, Kunſtgeſchick; von ganzem Herzen trachtete er, wenn er ſich mit ſeiner Oper erfüllte, zu vergeſſen, daß er Tonkünſtler ſei. Dies iſt ſeine Loſung, mit der er jede etwaige

Vorliebe oder Geschicklichkeit vor seiner Idee beugte und opferte, — um Alles aus ihr gesteigert zurück zu empfangen, oder, — was ihm mangelte, aus ihrer Kraft zu ersetzen. Als ein solcher steht er vor uns seit jener Uebergangsoper, Orpheus, in Alceste, Armide und beiden Iphigenien. Echo und Narciß und der Kampf um Cythere scheinen entweder ganz der ersten Epoche anzugehören, oder doch größtentheils aus Sätzen älterer Opern zusammengesetzt: so entschieden widerspricht ihre undramatische, ja fade Haltung dem Standpunkte Glucks seit Alceste. Paris und Helena sind mir unbekannt; ein Urtheil J. J. Rousseaus stellt sie hoch. Jene zwei Opern aber geben uns wenigstens den Beweis, wie anmuthig sich Gluck im Melodischen, sogar in der Erfindung von Bravoursätzen zu bewegen wußte. Was die Andern ihm entgegenzusetzen trachteten, hatte er wohl besessen, und hochsinnig weit hinter sich gelassen.

Tiefe Weisheit, unterstützt von der vollen ungetheilten Energie eines erhabenen Karakters, leitete sichtbar jeden Schritt von der ersten Auffassung der Oper an, und erreichte sicher, was nach dieser ersten Idee erreichbar war. Vor dem Auge desselben, scharfgehefteten Geistes stellte sich die Handlung und gruppirte sich um ihre Hauptmomente. Sie waren die Höhenpunkte, um sie lagerte sich gleich wohlgeordneten Hügelketten um den Gebirgskern alles Uebrige, keines sich vordrängend, oder dem andern vorgreifend. Aus der Handlung heraus bildeten sich, fest und gerundet, wie griechische Marmor, die Karaktere, — auch fest und ruhig und kalt, wie Marmorbilder, bis im rechten Augenblick ein pygmaliontischer Liebesstrahl sie süß und leidenschaftsvoll durchzuckte, durchglühte in hoher Beseelung. Jeder dieser Karaktere scheint sich vor unsern Augen zu bilden, zu reifen, zu entscheiden, jeder ist ein festgerundetes, hart in sich abgeschlossenes Ganze. So behaupten sie sich auch, wenn sie einander gegenübertreten, jeder fest in sich zusammengehalten, schwerlich mit dem Andern in innigem Verein, eher mit ihm verschmelzend zu einem neuen Ganzen, welches dann die Idee der Scene ist *). Diese Wahrheit

*) Diese Härte der Personifizirung hat wohl zu dem Irrthum ver-

und Treue erſtreckt ſich aber von der Bildung der Karaktere bis in die einzelnen Momente ihrer Rede. Edel, groß, feſtbeſtimmt wird das Wort des Dichters in die Muſikſprache übertragen; die Gluckſche Melodie iſt keine andre, als die in das Tonreich erhobene Deklamation. Auch hier gruppirt ſich das Ganze um die Gipfelpunkte der entſcheidenden Worte, und dieſen Entſcheidungsmomenten fehlt niemals die vollgenügende Macht; eher verſäumt Gluck zehn melodiſche Anläſſe, gefliſſentlich opfert er eine Nebenbeziehung um die andre, wenn nur jenen Momenten volles Recht und Gewalt wird. Merkwürdig iſt dabei die Energie, mit der er ſich des innerſten Nervs der Sprache bemeiſtert. Das näſelnde, unreine, kleinlich minaudirende, unrhythmiſche Franzöſiſch iſt für Gluck Alles, was er eben braucht: klar und hochtönend, mächtiger Leidenſchaft voll, maleriſch, mit der ganzen Gewalt äſchyleiſcher Rhythmen gerüſtet. Ihr muß ſich endlich das Inſtrumentale anſchließen, im Allgemeinen die einfach würdige, religiös unter dem Geiſte des Worts dahinziehende Geleitſchaft, im rechten Momente, wo keine andre Kraft dafür eintreten könnte, kühn und ſchlagend in die Handlung eingreifend. Dann wählt Gluck ſtets das Einzig-Rechte für ſeinen Zweck, und nur dies, nur ſein Ziel, keine Nebenidee, keinen Nebenſchmuck, keinen beſtehenden oder Schwächen bergenden Nebenreiz hat er im Auge. Wir inſtrumentiren ſeit Haydn und Beethoven anders, und mit Recht. Aber all' unſer Reichthum wird der Gluckſchen Inſtrumentation kein Tüttel zuthun können; ſie wird uns, nicht Vorbild zur Nachahmung, aber Muſter und Schule für Künſtlertreue und Künſtlerdenken bleiben. —

Iſt es möglich, daß dieſer Mann mit ſeiner That einſam ſtehen bleiben konnte, ohne Nacheiferer als einige mechaniſch Nachdeklamirende, in ſeinem Vaterlande verlaſſen? — Es konnte nicht anders ſein. Unſer verzwicktes, da und dorthin blinzelndes,

---

führt, Gluck verſtehe (!) kein Duett zu ſchreiben. Man hat das Beſchwörungsduett in Armida, das Terzett in Iphigenia in Aulis u. a. vergeſſen, in der leider ſo häufigen als ſeichten Verwechſelung des Geiſtes mit der formalen Bildung.

vereinzeltes Privatleben, unser innerlich gekehrtes Dichten und Träumen, ohne freie Thatäußerung, beengt durch tausend Rücksichten, durch Gunst oder Ungunst der Höfe, durch die imponirenden Moden des Auslandes, Dürftigkeit und Abmühen ohne das Stärkmittel öffentlicher Angelegenheiten, ist noch nicht bereit für eine deutsche Oper in Glucks Sinne; und seine Werke, jeder Ton verschmolzen mit jedem Laute des Worts, verblassen selbst bei der sorgfältigsten Uebersetzung. Auch gehören sie in Wahrheit einem entlegenen Vorstellungskreise an; diese Schaaren von Furien, diese handgreiflichen Todesgötter, diese allegorischen Figuren des Hasses und der Liebe, die in Fleisch und Bein und mit Gefolge vor uns erscheinen, selbst die glückliche Vermählung Achills mit Iphigenia: sie finden in unserer Sinnesart gerechten Widerspruch. Und so konnten Glucks Schöpfungen in Deutschland keine bleibende Stätte finden, selbst in Berlin nicht, wo eine große Zahl vorzüglich gebildeter Männer und die fast ausschließlich für sie geeignete Persönlichkeit einer großen Sängerin am längsten an ihnen hielten und für sie wirkten.

Wo aber je eine Bühne sich aus der Misere des heutigen Tages aufrichten, ein Kunstfreund im heutigen Verfall sich trösten und stärken, und neue Hoffnung schöpfen will aus dem reichen vaterländischen Geiste, wo ein Künstler sich vollenden, und über die Gemeinheit der heutigen Schaubühne beruhigen und erheben, sich ermuthigen will zu treuausdauerndem Wirken und Harren: da werden vor allen Glucks hochragende, unerreichte Gestalten ihrem Auge vorüberziehen. Aus den wallenden Trauerchören des Volks und dem bangen Verstummen der Vertrauten wird die milde, hohe Fürstin Alceste hervortreten; über den würdigsten und angelegentlichsten Tempeldienst; ja, über den Eigenwillen des Gottes selbst, der nur Opfer um Opfer losgiebt, wird die reine Liebe der Gattin emporgeflügelt zur Unsterblichkeit schweben, da sie willig war, den Tod selbst zur Sühne auf sich zu nehmen. Wieder wird im Zauberschimmer der Jugend und Schönheit das Schooßkind des Osten, Armida, uns sinn- und phantasieumstrickend entgegentreten. Ihr sprödes Herz, kühl, weit über die

fürſtlichen Freier, über das dargebotene Glück, und die neidiſche Schmach des Schickſals erhoben, ruft wieder in jungfräulichem Zorne den Gaſt zu Hülfe gegen ſich ſelbſt, um jenem Liebesnetze ſich zu entwinden, das der Anblick des ſchlafenden Feindes zuzog. Wenn ſie dann, unnachahmlichen Reizes voll, überwunden ſich dem ſüßen Zuge hingiebt, werden wir mit ihr den geheimen Schauer wieder empfinden, daß nun bald an ihr das Schickſal ihres Geſchlechts ſich zu erfüllen eilt, um ſo haſtiger und herber, je edler ſie ſich erhoben. Dann wird ſie einſam, verhüllt, in die Nacht dahin ziehen, und unter ihrem fliehenden Fuße wird ihr Paradies in Aſche zerfallen. — Aber zwiſchen den Königen, im Lager der opfergierigen Völker erſcheint die Kraftgeborne, Iphigenia. Schaaren umkränzter Jungfrauen im Reigen der Jünglinge feiern ihre Ankunft und der hohen Mutter in ſüßen Huldgeſängen. Hier erfüllt ſich Alles, was der Kreis hoher Geſtalten zu hoffen erlaubte. Das Volk ſo friſchgierig im Verlangen, ſo blutdürſtig in ſeiner Noth, ſo froh bei Feſten und ſo fromm, wenn der Prieſter das Opfer feierlich geſchmückt! Der Fürſt, ſo bang im Vaterherzen, und ſo königlich groß und feſt in der Würde und Marter ſeiner Pflicht! Der junge Löwe Achill, und der Prieſter, ſo weihevoll und klug! Und dann ſie, das Opfer Aller, ſo liebevoll vermittelnd zwiſchen dem löwenmüthigen Freier, und dem hartgezwungenen Vater, und der Mutter, die den Göttern ſelbſt ihr Kind beſtreitet, und gewiß ſchon den Gattenmord, die blutige Vergeltung ſich unwiderruflich gelobt hat. — Die Lüge der Vermählung müſſen wir vergeſſen. Dann, nach funfzehn bangen Jahren, finden wir Iphigenien wieder in Tauris. Wieder erſchallen jene Weiſen, mit denen die glückſelige Braut im Lager begrüßt wurde. Aber trübe Schleier umwallen dieſe Anmuthtöne, die ſich trüber und trüber im Chor der einſamen Jungfrauen aus Molltönen in Molltöne wenden. Denn Iphigenia feiert an leerem Grabeshügel, in der Fremde, den Untergang ihres ganzen Hauſes, den Mord des Vaters, den blutigen Tod der Mutter. Auch ihn zählt ſie zu den Todten, der ihr die Kunde gebracht, an deſſen wahnſinnige Flucht die Furien des

Digitized by Google

Muttermordes noch ungesühnt gehaftet sind, in dessen Schlummer der bleiche Schatten der Mutter grausenvoll tritt. —

Zwei Jahrhunderte und länger hatte man geträumt von der Wiedererweckung der griechischen Tragödie und danach getrachtet in Italien und Frankreich. Bilder, glückliche und verzerrte, die italische, und das **drame lyrique** waren aus diesen Träumen hervorgestiegen. Dem Deutschen, Gluck, war die Erfüllung verliehen. Mit seinem Hintritt schloß die Reihe dieser Gestalten *).

*) Vorläufer eines Artikels im Universal-Lexicon der Tonkunst.

Das Denkmal bei Kasan.

In dem Thale der Kasanka
Ist ein Denkmal aufgerichtet,
Wo man unter einem Kirchlein
Viele Schädel aufgeschichtet —

Schädel der gefallnen Christen
In dem Kampf mit den Tataren,
Deren durch Iwan, den Sieger,
Tausende geschlachtet waren.

Und in jenes Grabgewölbe
Hatt' es, zum Gebein der Christen
Neckschem Zufallsspiel gefallen,
Ein Tatarenhaupt zu nisten.

Horch, wie's im Gewölbe rasselt!
Um die finstern Mitternächte
Kämpft der Eine gegen Alle
Um des echten Glaubens Rechte.

Seinen Halbmond wild beschwörend
Sucht er in den morschen Brettern
Einen Aufgang zum Altare,
Dort das Kreuz herabzuschmettern.

Und die Christenschädel alle
Sehn mit zürnender Gebärde,
Ihres bessern Rechts versichert,
Jenen auf geweihter Erde.

Und sie suchen gläub'gen Grimmes
Einen Ausgang aus den Gängen,
Um den Feind der reinen Lehre
Gläubig da hinaus zu drängen.

Horch, wie's über dem Gewölbe
Plötzlich dröhnt in nächtgen Stunden!
Alle Steine sind zerborsten,
Und der Aufgang ist gefunden.

Und auf dem Altar der Kirche
Flammen tausend helle Lichter,
Milde Strahlen niedergießend
Auf die grellen Beingesichter.

Und auf leuchtendem Altare
Tönt vom Kreuz der Liebe Stimme:
„Einer ist der Vater Aller;
Brüder, laßt von eurem Grimme!" —

Und es zittert das Gewölbe,
Und der Riß hat sich geschlossen,
Und seitdem hat Ruh und Friede
Auf die Schläfer sich ergossen.

Kasan, am 4. (10.) August 1833.

H. Stieglitz.

Digitized by Google

Bücherschau.

Der Salon von H. Heine. Zweiter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 330 S. 8.

Alte und junge Verehrer Heine's, von dem heimlich an ihm sich entschädigenden Staatsmann an, der ihn in seinem Kloset bei verschlossenen Thüren liest, um sich durch diese verbotene Liebschaft an seinem eigenen offiziellen Büreaugesicht zu rächen, bis herab zu dem lyrischen Ladendiener, welcher sich ein in Gott vergnügter Heine zu sein dünkt, weil er die Gedichte in dieser Manier dutzendweise verfertigt, alle haben sehr und ernstlich gezürnt über das, was in diesen Blättern von H. Heine gesagt worden ist. Ich aber meine, mit Unrecht. Wenn man einen Dichter, der einen solchen Ruhm und eine solche Bedeutung erlangt hat, auch nach der Seite hin getreu und schonungslos charakterisirt, wo man ihn in seiner blendenden Negativität als verderblich für die gesunde und den Inhalt habende Fortbewegung ansieht, so übt man nur den eigensten Beruf der Kritik aus, welcher der ist, zu *charakterisiren*. Es könnte gerade sein, daß ich Heine, mit dem ich über viele Dinge einen Kampf auf Leben und Tod eingehen möchte, mehr *liebe*, als manche andere exemplarische und in der Baumwolle ihrer Tugend eingewickelte Schriftsteller, mit denen sich eben nichts weiter anfangen ließe, als sie zu lieben. Aber warum Heinen eine so einseitige Beurtheilung widerfährt, warum man ihn eigentlich nicht als einen Schriftsteller hinnimmt, den man sich wie jeden andern bedeutenden charakterisirt, um ihn zu verstehen und zu genießen, sondern sich vielmehr mit seinen Parteileidenschaften, sowohl denen der Politik als des Herzens, an ihn anklammert, davon ist dies der Grund, daß sich so Viele in der That nur hinter Heine *verstecken*. Die Kriegführung der Meinungen geht allerdings in unserm Deutschland, als wäre es Hoftrauer, nur mit angelaufenem und umflortem Degen vor sich, und wer den Gedanken hat, besitzt den Muth nicht, das Wort zu haben. Und H. Heine sitzt in Paris, und wenn er auch oft den Gedanken nicht hat, so hat er doch das Wort, und sein Wort und sein Witz haben sich schon in manchem guten Gewitter über dem äußersten Thule der politischen Glückseligkeit, Deutschland, entladen. Nun giebt es eine ganze Gattung von Individuen, die nichts lieber hören als donnern und blitzen, die aber fürchten müssen, daß ihnen irgend ein Adler von oben herab nicht so

Digitized by Google

glimpflich, als dem Johannes, die Feder aus der Hand reißen würde, wenn sie selbst über das Gewitter und dessen geheimste Zusammenhänge sich expectorirten. Sie sehen den Heine als den besten Vortrab des von ihnen heimlich ersehnten Donnerwetters an, und sammeln sich einstweilen, auf dem durch seine humoristische Jupiterkeule aufgewühlten Felde spazierengehend, die Mondsteine ein, die durch seinen Lärm vom Himmel gefallen sind. Sie meinen es keineswegs redlich und groß mit Heine und den ihm ähnlichen Schriftstellern, denn sie sehen ihn nur als ein Ventil an dem ungeheuern Dampfwagen der Zeit, als ein flinkes Roß vor der Kalesche der neuen Meinungsrevolution, an. Sie lassen ihn verdauen für ihren Magen, sie lassen ihn sich compromittiren für ihre Zwecke, für ihre Hoffnungen, um dieselben nachher uncompromittirt genießen zu können. Daher wird es ihnen so leicht, an diesem Schriftsteller Alles zu dulden, was er ihnen auch bieten mag, und jede Pirouette, die sein Satyr auf Kosten des guten Geschmacks schlägt, schon als eine Sonnenkreisung anzusehen, welche die Morgenröthe einer bessern Zukunft heraufführt. Deshalb geschieht es, daß jede objective und vorurtheilsfreie Kritik über Heine nicht den Eindruck einer gewöhnlichen Kritik hervorbringt, sondern das individuelle Leben so Vieler verletzt. Den Einen wird ihr Bollwerk erschüttert, hinter dem ihr eigener Zeitüberdruß verstohlen plänkelt, und die Andern, seine baaren und blanken Nachahmer, verlieren an ihm das tägliche Brot, wovon sie leben. Ich gestehe, daß ich den Straußmagen eines solchen Schriftstellers, der für so viele Deutsche bis auf mehrere hundert französische Lieues weit verdaut und schon so manchen harten Stein der Zeit glücklich hinuntergeschluckt hat, hinlänglich hoch anschlage. Heine ist das Zeitindividuum, in dem sich die Zeit mit ihrem momentanen Unglück, Nichts sein zu können, verkörpert und durch Witz und unheimlich lustige Träume getröstet hat. Er würde jedoch weit bedeutender dastehn, wenn er nicht auch in seinen Feldzügen für und gegen die Zeit bloß der gefallsüchtige Lyriker wäre, der nur nach subjectiven Stimmungen und egoistischen Motiven arbeitet. Als destructiver Schriftsteller im Kampf mit der Vergangenheit hat er daher doch im Grunde wenig gewirkt, besonders im Vergleich zu dem metaphysischen Börne mit dem heiligen Ernst seiner Verzweiflung. Und jetzt, wo man, um mit Richard III. theilweise zu reden, ein Königreich hingeben möchte für einen positiven Inhalt, für ein neues inhaltsvolles Evangelium in der Literatur, ist Heine, nachdem wir die ersten Flitterwochen der Negation bei ihm überlebt, ungenügender als je für uns geworden.

Wie muß ich es aber beklagen, daß ich in diesem neuen Buche, das hier auf meinem Tische liegt, die neuen Töne noch nicht gefunden habe, nach denen ich jetzt immer bei ihm suche! Hätte Heine doch lieber die

Memoiren des Herrn von Schnabelewopski aus dem ersten Theile seines Salon, die so vortrefflich waren, weiter fortgesetzt, als daß er in diesem zweiten die Memoiren der deutschen Religion und Philosophie zu schreiben unternimmt. Er hat es sich mit diesen beiden himmelstürmenden Titanen, die er bei sich auf dem Lotterbett hat Platz nehmen lassen, sehr bequem gemacht, und wie man in fremden Landen mit einem zufällig angetroffenen Landsmann weit leichter vertraulich wird, den man in der Heimath vielleicht über die Achsel angesehen, so mochte Heine auch mit seinen beiden Landsleuten, Religion und Philosophie, in Paris eher fertig werden zu können glauben, als früher bei der flüchtigen Bekanntschaft in Deutschland. Sein glücklicher Witz ist ihm auch bei Bewältigung dieser ernstgroßen Gegenstände sonderbar genug sehr zu Hülfe gekommen. Diese Aufsätze sind, wie man weiß, zuerst als Artikel der Revue des deux mondes französisch erschienen, ursprünglich aber offenbar deutsch niedergeschrieben, da der meistentheils flüchtige, nüchterne und ungepflegte Stil einer solchen Schreibart gleicht, wie man sich ihrer wohl in Brouillon bedient, wenn man für die nachherige farbigere Ausführung in einer andern Sprache den Grundtext aufsetzt. Ungewiß bleibt nur, für wen Heine hier eigentlich geschrieben? Die Franzosen, denen er in diesen Artikeln das erste ABC der deutschen Philosophie vorsetzt und durch manchen unphilosophischen Spaß mundrecht zu machen sucht, sind offenbar durch Cousin und Lerminier schon weiter in der deutschen Speculation vorgerückt und tiefer in dieselbe eingeführt worden. Denn mag auch, was Ersteren betrifft, Heine's Spott nicht ganz mit Unrecht auf ihm lasten, so hat doch auch Cousin schon, wie unfruchtbar immer sein aus Hegel hervorgeschrobener Eklektizismus gewesen, sich wenigstens wirklich auf die Prinzipien der verschiedenen philosophischen Systeme in Weise wissenschaftlicher Erörterung eingelassen, ja um die Verständigung der französischen Sprache mit unserer philosophischen Terminologie sich verdient gemacht. Heine dagegen, vielleicht oft nur verblaßten Erinnerungen aus frühern Berliner Collegienheften nachgehend, bespricht nur die Aeußerlichkeiten und Allgemeinheiten der deutschen Philosophie, die ihm zur Folie für die Sprünge seines Humors dienen müssen. Deshalb gewinnt die Philosophie bei ihm, wie der ferne Mann im Monde, größtentheils eine so spaßhafte Gestalt. Er weiß genau, daß Paracelsus Scharlachhosen und rothe Strümpfe getragen, und führt dies zu seiner Charakteristik an. Von Descartes kennt er den Satz: „Cogito, ergo sum," und von Hegel: „Was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich." Bei Kant liefert er ein hübsches Capriccio über dessen alten Bedienten Lampe, welcher den Philosophen mit dem Regenschirm abholt, und von Jacob Böhme ist es ihm genug, zu sagen, daß er ein Schuster war, den er

Digitized by Google

sich nie habe entschließen können zu lesen. Von Moses Mendelssohn wird beigebracht, daß er einen großen Buckel gehabt, woran sich ihn die Franzosen nun merken mögen. Spinoza, dessen Pantheismus er sehr verherrlicht, muß sich doch mit solchen lyrischen Ausrufungen, die auf jeden guten modernen Poeten passen würden, abfertigen lassen, als da sind: „Bei der Lectüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmlischen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln!" Wo bleiben da die Franzosen, die von Spinozas System gern etwas Näheres erfahren möchten? Aber Heine hat sich einmal für Spinoza so enthusiasmirt, weil er durch das allgemeine Hörensagen von ihm vernommen, daß selbiger Spinoza den Pantheismus gepredigt, und weil Heine, dessen neuester Lieblingsgedanke der Pantheismus ist, deshalb in dem großen Spinoza einen Wahlverwandten zu seinem Genius entdeckt hat. Darum wird auch der edle F. H. Jacobi weidlich ausgeschimpft als der wüthendste Gegner Spinozas, und doch hat Jacobi, was Heinen ganz entgangen sein muß, wichtige Verdienste gerade um Spinoza. Denn Spinozas tiefe und unmittelbar aus dem Urquell des Geistes geschöpfte Forschungen waren in Deutschland fast gänzlich vergessen, als Jacobi, der allerdings den dogmatischen Pantheismus verfolgte, durch seine berühmten Briefe an Moses Mendelssohn (Breslau 1785) zuerst wieder daran erinnerte, und eine vollständige Darlegung seiner Lehre gab. So würde Heine höchst wahrscheinlich gar nichts von Spinoza wissen ohne Jacobi, den er dennoch so verächtlich behandelt, als sei er nur eine alte sentimentale Betschwester gewesen. Empörend scheint es aber, wenn es nicht lächerlich wäre, was sich Heine gegen Schelling herausnimmt, von dessen Philosophie er so Unverstandenes faselt, daß es ebenso gut zur Charakteristik einer Fischotter passen könnte. Die persönlichen Insinuationen, zu denen Heine in der neuesten Kritik leider den Ton angegeben, und die im Grunde mehr kindisch als boshaft sind, müssen doch auf dem Felde der Wissenschaft, wo John Bull eben nicht befriedigt zu werden braucht, als etwas Unwürdiges abgewehrt werden. Hier sind sie aber in der That nicht ohne Giftigkeit ausgespritzt, lassen jedoch keine Widerlegung zu, da sie außerhalb aller kritischen und wissenschaftlichen Erörterung an der Marktecke der Literatur stehen. Ich bedauere, daß Heine wahrscheinlich von dem abgeschlossenen Schelling in München nicht vorgelassen worden ist, denn solcher Motive darf man sich bei Heine gewärtigen. Dafür hätte Deutschland freilich wieder mehrere Seiten in dem zweiten Theile des Salon weniger gehabt, und auch sogar Frankreich hätte darunter gelitten, wenn der finster erhabene Schelling gegen den komisch großen Heine freundlich gewesen

Digitized by Google

wäre. Eine ächt Heinesche Humoreske aber giebt es darauf, wenn Heine nunmehr Hegel, gegen den er früher polemischen Spott geschrieben, als den größten deutschen Philosophen zu verherrlichen unternimmt. Denn nachdem Hegel so vielfältig angegriffen worden, wäre es allerdings nichts Neues und Piquantes mehr, noch gegen ihn zu polemisiren. Piquant ist vielmehr jetzt, wenn sogar ein Heine auf Einmal, wenn auch post festum, als sein Apologet sich erhebt, und dies Piquante bestimmt Heinen, plötzlich seine Lanze in dieser Richtung einzulegen. Wenn er aber von Hegel sagt: „er habe die Naturphilosophie zu einem vollendeten System ausgebildet, und aus ihrer Syntheſe die ganze Welt der Erscheinungen erklärt," so ergiebt sich leider, daß Heine's Verehrung für diese Philosophie nicht einmal aus einem auch nur angenäherten Verständniß des colossalen Systems dieses großen absoluten Philosophen hervorgegangen. Denn die Natur, dieses „Andersſein der Idee," ist bei Hegel so weit davon entfernt, das zu sein, was Heine so wohlwollend ist von ihr zu vermuthen, daß sie dort vielmehr, da sie nicht zum Begriff zu kommen vermag, in eine ewige Feindschaft mit dem Geiſt gerathen.

Eine witzigere Oberflächlichkeit in Besprechung wissenschaftlicher Gegenstände ist noch nie vorgekommen. Etwas ernster sieht es mit dem religiöſen Theil dieses Buches aus. Der Verfasser hat sich einen seltsam populairen Gebrauch der Begriffe: Spiritualismus und Sensualismus an die Hand genommen, und führt auf den Gegenstreit dieser beiden, alle religiösen Erscheinungen des modernen Lebens, besonders aber den Ausbruch der Reformation, zurück. Man muß bei diesen sehr schlecht gewählten Ausdrücken zunächst von Allem absehen, was Einem sonst wohl aus der Geschichte der Philosophie Bestimmtes dabei einfällt, da Heine nur den bloßen flachen Gegensatz von Geiſtigkeit und Sinnlichkeit damit bezeichnen will. Die Idee des Christenthums ist nach Heine bloß Spiritualismus, d. h. Geist, welcher die Materie vernichten wolle, und darum scheut er sich nicht, sie eine unausführbare Idee zu nennen, weil sie feindlich gegen seine Sinnlichkeit gerichtet sei. Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen, — so raisonnirt Heine weiter — habe die Menschheit unglücklich gemacht, und die Folge davon sei das jetzige sociale Unwohlsein in Europa. Das Christenthum habe die Materie fletrirt, die edelsten Genüsse herabgewürdigt. Die Sinne hätten heucheln müssen, und es sei Lüge und Sünde in der Welt entstanden. Jetzt aber müßten wir unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. Der Verfasser hat hier nämlich die Rehabilitation der Materie im Sinne, bei der er jedoch nicht über die flache und im eigensten Sinne geiſttödtende Bedeutung der St. Simonisten hinauskommt. Denn am

Digitized by Google

Ende ist mir doch noch lieber, daß der Geist die Materie ertödte, als daß nun die Materie den Geist umbringen und eine Religion der Industrie auf den Thron des Lebens setzen solle, die ich eigentlich nur als ein wahnsinniges Gedankenbild zu begreifen vermag. Heine aber verliert sich im Grunde an einen ganz materiellen Pantheismus, den man auch atheistisch nennen könnte, wenn es nicht fast unanständig wäre, in unserer gebildeten Zeit einem Gentleman noch den Vorwurf des Atheismus zu machen. In der gänzlichen Ausrottung des Deismus aber, als dessen „Schweizergarde" er sehr witzig das Judenthum bezeichnet, sieht Heine den zunächst gebotenen Fortschritt der Zeit, als ob nicht schon das Christenthum, oder vielmehr die wahre, ursprüngliche und positive Idee desselben, die geistige Aufhebung des Deismus selber wäre.

Denn die wahre und positive Idee des Christenthums muß nothwendig für eine andere angesehen werden, als welche Heine mit schmählicher Anklage die unausführbare nennt. Rehabilitation der Materie heißt allerdings das große Wort, welches zu lösen und zu verarbeiten die heutige Menschheitsepoche vor allen berufen ist. Aber sind nicht gerade in der wahren Idee des Christenthums selbst die tiefsten und einzigen Elemente zur Versöhnung dieser großen eingerissenen Kluft zwischen Welt und Geist, zur Ausfüllung der unendlichen, in ein Diesseits und Jenseits zerspaltenen Trennung der modernen Weltanschauung, gegeben? Jene ersten christlichen Jahrhunderte, deren bizarre Ascetik die Materie, in der sie Gott nicht erkannte, mit dem Fluche des Fleisches belegte, waren nur die Carikaturen der ursprünglichen christlichen Idee, in denen sich diese zunächst zu einem colossalen Gegensatz gegen den noch nicht zu Grunde gegangenen Materialismus des Heidenthums hinaufschrob. Sie sind nicht die christliche Idee selbst, noch mit dieser zu verwechseln, wie Heine thut. Im Christenthum selbst ist vielmehr Gott in die Welt getreten, und hat sich im Fleische offenbart. Die Materie ist zur Stätte des Geistes geheiligt worden, und das Jenseits ist in das Diesseits hinübergegangen *). Gott und Welt haben sich in Christus umarmt, der alte Fluch des Fleisches ist aufgehoben, und was zum Weh des ganzen Universums in ewigen Fernen auseinandergelegen, hat die Friedenshand zu einem gegenseitigen Bunde ausgestreckt. Diese Versöhnung liegt in der positiven Offenbarung des Christenthums selbst, es bedarf dazu nicht erst des St. Simonismus. War sie in trüben und nur als Gährungsprozesse vorübergegangenen Jahrhunderten der Geschichte verkannt und verloren gegangen, so wird es Aufgabe eines gesunden und tüchtigen Geschlechts, sich

*) Vergl. meine eben erschienene „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen." S. 386 fg.

Digitized by Google

dieser ursprünglichen und ächten Bedeutung seiner Religion fortan wieder zu bemächtigen, sie zu entwickeln, in seine menschlichen und bürgerlichen Einrichtungen einzubilden, und daran sich zu erneuern und zu erstarken! Wir bedürfen keiner neuen Religion, weder vom H. Heine, noch vom St. Simon, und das kann man dem St. Simonismus am wenigsten vergeben, daß er sich nicht geschämt hat, jener Entdeckung von der Wiedereinsetzung des Fleisches, deren erstes und kühnes Aussprechen allerdings sein großes Verdienst ausmacht, den Namen einer neuen Religion zu geben und das Ausgelebte des Christenthums daran zu beweisen. Diese Wiedereinsetzung der Materie, wenn sie sich anders über den bloß diabolischen Sinn neuromantischer Poeten hinauserheben soll zu einer wahren Idee, ist nur in und mit dem Christenthum zu vollbringen und liegt in demselben vorbedeutet. Die Idee des Christenthums ist keine unausführbare, noch weniger eine ausgelebte. Sie ist vielmehr eine entwickelbare. Nur die bereits mit allem Inhalt des Lebens fertig gewordene, zähnebldkende Verzweiflung kann in ihren Aengsten dahin gerathen, gegen diesen tiefsten und einzigen Grund und Halt alles modernen Lebens, Bewegens und Strebens ein Fieberbild des Wahns sich eintauschen zu wollen. Und was hilft uns ein unverstandener, ins Blaue hinein zurechtgemachter Pantheismus, der, ohne alle speculative Begründung, geradezu ein Nichts ist? Soll er uns trösten für die Wunden, die uns Heine mit seinen antichristlichen Scherzen schlägt? Th. M.

* * *

Erwin von Steinbach, oder Geist der deutschen Baukunst. Ein Roman von Theodor Melas. Hamburg, Fr. Perthes. 1834. In drei Theilen. 553, 587 und 420 S. gr. 8.

Es giebt Schriftwerke, die gleichsam verschwiegen ihre Weisheit predigen. Dergleichen Bücher, die in einer Zeit der Reflexion seltner werden, haben einen eigenthümlichen Reiz. Zu ihnen gehört der obengenannte, in der That ausgezeichnete Roman, der uns das Leben des straßburger Baumeisters vorführt. Wir haben in diesem, gegen hundert Druckbogen starken Werke eine Reihe von Familienscenen aus dem dreizehnten Jahrhundert in mannigfaltigem Wechsel mit Reisebildern, kriegerischen und abenteuerlichen Erlebnissen, die an der Person des ritterlichen Architecten allerdings auf ganz natürliche Weise ihren äußern Mittelpunkt finden, aber in diesem Verbande als Einzelnheiten eines biographischen Ganzen noch keineswegs ihre eigentliche Geltung erhalten, noch in Bezug auf Darstellung und Form als gediegen und künstlerisch fertig durchgängig hervorgehoben zu werden verdienten. Vielmehr ist eine gewisse Eintönigkeit in der ganzen Anlage des Romans vorherrschend, die Situationen wiederholen sich nur mit mäßigen Variationen, die fromme Einfalt des

Digitized by Google

bürgerlichen Helden bringt es nicht recht zu erklecklichen Abenteuerlichkeiten, die Fülle des sinnlichen Lebensgehaltes wird eben so wenig vollauf erschöpft, als sich die weitergreifenden Kreise der damaligen Weltzustände, wie sie der Kampf der Hohenstaufen mit Päpsten und Gegenkönigen erzeugte, zur wünschenswerthen Ergänzung und Contrastirung dem hier entworfenen Zeitgemälde anschließen. Bei alle dem fesselt uns an das Werk fast unausgesetzt ein eigenthümlicher, uns lange verborgener Reiz, der die nicht selten haushälterische Kargheit als etwas Mangelhaftes zu bezeichnen verbietet, und von dem ich hier, erst nach kurzer Andeutung der ganzen Gruppirung des Stoffes, Rechenschaft geben kann.

Wir erblicken im Helden des Romans gleich Anfangs den Jüngling auf der Schwelle des Mannesalters. Seine Kindheit war eben so schlicht wie sein frommer, biederer Sinn. In der freien Bauhütte zu Straßburg ist er unter Anleitung des Vaters schon als Meister in den Bund der Maurer aufgenommen. Er hatte schon früher seine Reise durch Italien vollendet und sich mit Widerwillen von der schwelgerischen Zerflossenheit des dortigen Lebens abgewendet. Auch den Baustyl der Italiener hat er nur studirt, um das Gegentheil desselben liebzugewinnen; es widert ihn an, daß die üppigen Säulen der alten sinnlichen Griechenwelt sich wie geschmückte, coquette Hetären zum Gebete in den Tempel des Herrn drängen wollen. Er spricht es nicht in dieser Weise aus, allein es ist die Basis dessen, was er über die italienische Baukunst sagt; der ganze römische Katholicismus, wie er sich in jenem Lande im Kampfe und in der Verschmelzung mit den vorhandenen Formen einer fesselfreien Sinnlichkeit entwickelte, steht im völligen Widerspruch mit Erwin's echt deutscher, frommer, kräftiger und sittlich gebundner Gedankenwelt. Seine Gemüthsstimmung ist nur ein geistiger Complex seiner Familien- und nationellen Zustände in damaliger Zeit. Für den gebannten Hohenstaufenkaiser erklärt sich die Partei eines sich frei in gesunder Derbheit aufschwingenden Bürgerthums, während in Wilhelm von Holland ein Pfaffenkönig auftritt. Erwin's Altvordern haben zum straßburger Münster schon den Grund gelegt, unter der Leitung seines Vaters steigen die Mauern schon himmelan, Jahrhunderte haben langsam schon daran gewerkelt; aber wie eine fertige freie Verfassung mit selbständiger deutscher Krone aus den vorhandenen ringenden Elementen der Nation sich damals vergeblich zu gestalten strebt, so scheint sich auch am Münster die Baumasse im Laufe der Zeiten instinctartig zu häufen, und aus der scheinbaren Willkür der allerdings verschiedenartig zusammengesetzten Grundbauten läßt sich kein Ziel abnehmen, noch eine Aussicht gewinnen, wie sich dereinst noch die Spitzbögen zu Gewölben schließen werden, oder nach welchen Gesetzen sich die künftige Structur der Thürme entwerfen wird, und wie das Einzelne sich dereinst

Digitized by Google

nach Plan und Idee zu einem Ganzen, dem nur Ein Gedanke inwohnt, gestalten und zusammenfinden möchte. Denn dieser riesenhafte Münster hat sich nicht nach dem Entwurf eines einzelnen Kopfes componirt, dieser Bau hat sich, wie ein Volk, selbst gebaut, und die Einheit, die ihn trägt und beseelt, muß eine Einheit der Zeitgesinnung in Jahrhunderten gewesen sein. Schon Erwin's Vater hat das Werk aus den alten Anfängen in byzantinischem Geschmack herausgerettet, schon streben die Pfeiler hoch und höher und suchen im Abschluß ein Verständniß ihrer selber; aber der Sinn des Baumeisters weiß den Trieb, der ihn immerfort gestalten heißt, nicht zu deuten, und Erwin kommt aus der Befangenheit selbst nicht heraus, vielmehr muß er sich all dem Wirrwarr entwinden, er sucht die Ferne, um das Nahe zu verstehen, er will das Leben sich deutlich machen, um dann erst den Gottestempel in der ganzen Idee seiner Construction aufzufassen.

So greift er zum Wanderstab und geht nach Köln, wo Meister Dietrich den Dom baut. Ein Kirchenfürst hat hier die Hand im Spiele, und die Kirche wird eine Verherrlichung der katholischen Christenheit in den damaligen Formen der Zeit. Erwin kann sich aber mit dem Geheimniß der Fünfzahl, das ihm hier offenbar wird, und aus deren symmetrischem Gesetze das prachtvolle Chor des Domes sich gestaltet, nicht ganz in Einklang setzen. Seine Ahnung treibt ihn weiter; selbst die Liebe der Tochter Dietrich's hält ihn nicht. Mit Kunstgenossen schifft er den Rhein hinab zum Lande der modernen Lotophagen. Hier, wo die Scholle, die er betritt, dem Meere erst abgewonnen ist, scheint ihm die Natur zur Kunst, aber die Kunst auch desto mehr zur Natur geworden zu sein. Die ahnende Stimme ruft ihn weiter; er schifft über's Meer nach Skandinavien. Hier, wo die Hand Gottes sich selber Felsentempel gebaut hat, fühlt er sich heimisch, obwohl die Natur stumm bleibt, und der sinnende Mensch sie deuten muß. Er findet das Schwedenreich in wilder Gährung, König Erik kämpft mit den Folkungen, und während die Tartaren einbrechen, herrscht überall nur rohe Gewalt. Dazu landet ein römischer Legat und verwirrt die Gemüther zu bittrer Zwietracht. Trotzdem gewahrt Erwin hier, was er in Deutschland vermißte, das echt Germanische in den biederkräftigen, felsenfesten Männern des Nordens. In dem Erzbischof Serenius sieht er mitten unter katholischen Formen einen einfach christlichen Hirten, und die sterbende Schwester desselben, eine christliche Skaldin, die religiös prophetische Elisabeth, wendet seinen Blick nach einer Zukunft, in der das reine Evangelium in der germanischen Welt Raum gewinnen würde. So wird ein Urtypus des Christenthums in Erwin lebendig, und in diesem Sinne baut er in Schweden Kirchen, Kapellen und Schlösser. Zugleich nehmen ihn vielfache Verhältnisse in Anspruch, er wird mit den Granitfelsen des echtgermanischen Le-

Digitized by Google

bens unter den Schweden immer vertrauter, und die reine, keusche Liebe, die eine zartsinnige Königstochter zu ihm hegt, weitet sein Herz in heiliger Ahnung und wölbt seine Brust zu einer Kirchenhalle, in der das gläubige Auge das Höchste erspäht, und der betende Geist das Tiefste ergründet. So baut sich sein innerer Mensch selbst zur Kirche aus; es ist das echt Germanische in ahnender Liebe und treuer Demuth, und das rein Christliche in reinster Gottesandacht, das Erwin erst in sich erleben mußte, um es dann im Münster zu Straßburg als Bauwerk äußerlich hinzustellen. Und da nun die rohen Elemente des stürmischen Lebens ihn vielfach bedrohen, so daß er kaum dem Kerker und dem Verfolgungseifer entflieht, so hält er im Innern um so mehr an dem Kunstgebilde seines Geistes fest, in welchem er die Versöhnung aller verworrenen Mächte des Daseins zu feiern gedenkt. So eilt er denn nach Deutschland zurück, sichert sich, zu seinem äußeren Halt, in Köln sein Familienglück, und zieht nach der Vaterstadt, wo man sich verzweifelnd nach einer neuen leitenden Hand für den Bau des Münsters umsieht. So wird denn Erwin von Steinbach, weil seiner Natur nach ein vollendeter Mensch, der vollendete christliche Baumeister, und so läßt er die Strebepfeiler der Kirche, die sich wie Menschenarme fast trostlos gen Himmel heben, sich wie zum Gebete oben mit gefalteten Händen schließen, und wird der Werkmeister der Thürme.

So hat der Verfasser in einem christlich-germanischen Menschenleben die Geschichte des Münsterbaues veranschaulicht und seine geistvollen Reflexionen über das Verhältniß der Siebenzahl, in dem sich die Structur der Thürme offenbart, und über die Form des Dreiecks, dessen zwei Seiten sich zu einem Spitzbogen im Schiff der Kirche wölben, stehen mit dieser Parallele bald in engerem, bald in weiterem Bezuge. Der Autor, der im Romane auch vielfältige Proben einer echt evangelischen Beredtsamkeit an den Tag legt, ist, dem Gespräch zufolge, das die pseudonyme Autorschaft auf dem Titel zu bestätigen scheint, ein Pastor Schwarz in Altenkirchen auf der Insel Rügen. Wir können das Werk wegen seiner gediegenen Kunstanschauungen und des von uns angedeuteten Grundgedankens als einen der besten neuesten Romane bezeichnen, obschon das eigentlich Pragmatische und Novellistische desselben in manchen Partieen einer poetisch durchgebildeten Formgestaltung ermangelt. F. G. K.

* * *

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Von Dr. F. Förster. II. Bd. 358 S. Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Fr. Wilhelms I. II. Bd. 230 S. Dazu III. und letzter Band. 421 S. Potsdam, Riegel. 1835.

Wenn alle geschichtliche Entwickelung auf irgend einem Felde sich durchaus in den Wahlspruch: Kampf, zusammendrängt, mag er innerer

Digitized by Google

oder äußerer, Kampf der Nationen oder der Individuen sein, so muß es für diese, wie für die Gesammtheit eines Volkes das höchste Interesse haben, die Bedingungen solcher Fortentwickelung, ihre Prämissen zu kennen, sie im Ganzen und Einzelnen sich vollständig zur Anschauung zu bringen. Preußen hat sich unter den Fittigen seines angestammten Fürstenhauses das Recht erkämpft, eine Nation zu sein, es hat einen Anspruch auf dauernde Selbständigkeit, nicht in Deutschland allein, sondern allen Völkern gegenüber, und es ist die Aufgabe unserer Geschichte geworden, das Bewußtsein unserer Stellung in immer höherem Grade zu erwecken, den Charakter Preußischer Nationalität immer entschiedener und mit der Furchtlosigkeit festzustellen, mit dem hohen Muthe, welcher eben Preußen auf den Kampfplatz der Weltgeschichte treten ließ. Die Würfel sind geworfen, Rückschritt ist unmöglich; es kann sich nur darum handeln, den Fortschritt mit Weisheit, mit höchster Besonnenheit zu leiten. Hier nun vor Enthüllungen sich scheuen, furchtsam und bedenklich eine Stellung nicht erkennen wollen, die doch durch den Lauf der Weltgeschichte nothwendig herbeigeführt werden muß — — wer kennt nicht die Scheu vor einer Selbstprüfung zunächst? Aber: Les rayons du soleil ne m'éblouiront pas! war unseres ersten Königs, ist eines jeden Preußen Wahlspruch; unser Adler strebt seiner Heimath, der Sonne, zu; sie allein hat nie den Kampf gescheut mit den Mächten der Finsterniß; „die höhere Anforderung unserer Zeit ist: nicht vor dem Glanze jenes ungetrübten Lichtes der Wahrheit zurückzubeben," sagt der Verfasser in der Zueignung, die S. K. H. der Kronprinz von Preußen, in Anerkennung dieser nationalen und wissenschaftlichen Bedeutung, welche sich in dem vorliegenden Werke geltend macht, angenommen.

Wünscht man indeß, wie der Verfasser dieser verdienstlichen, nunmehr vollendeten Arbeit, sich nicht an die Schulbänke, deren unsere Geschichtschreiber bisher nur zu oft gedachten, sondern an die Nation zu wenden (und welche sollte reifer sein, ihre Geschichte zu verstehen, als die Preußische?), so kam es hier auf ganz andere Gesichtspunkte an. Unmündiger Jugend müssen viele Dinge verborgen bleiben, einem herangereiften Volke kann man, nach der ganzen Wahrheit, eine Regierungsgeschichte, mit allen Mängeln und Fehlgriffen dennoch für alle Folgezeit der Grund- und Eckstein Preußens, vor Augen stellen, man kann es selbst in das Innere einer unglücklich gespaltenen Familie führen, des Vaters und des Sohnes beklagenswerthe Stellung enthüllen; dort finden wir die geheimsten Fäden späterer bedeutsamster Entwickelungen geknüpft. Einen Menschen als Ideal hinstellen, lichtscheu seine Menschlichkeit verhüllen, ihn mit Krone und Scepter zur nächtlichen Ruhe bringen zu wollen — das erinnert zu sehr an Papismus; an Romanhelden, für die höchstens die Jugend schwärmen

Digitized by Google

kann, oder an die aus dem vorigen Jahrhundert herübergekommenen Ehrenrettungen irgend eines illustren Autors. Der Mann will und darf endlich den Menschen schauen: was kann uns die Geschichte Höheres geben, als den Menschen? Was wäre aus der Geschichte geworden, gedächte sie nicht Wahrheit, sondern Ideale zu geben? Und wer den Menschen kennt in seinem Irren und Streben, wie er im Kampf mit den Seinen, mit seiner Zeit, sich endlich Bahn bricht — der sucht gerade des Herzens geheimste Fäden, im stillen Selbstgespräch; dort erkennt er den Menschen und den Gott oder den Dämon in ihm. Wer aber solche Enthüllung scheut, seinen Zustand am liebsten sich selbst verbärge — — nicht der ist der Größte, der Fehler am geschicktesten verdeckt, sondern sie frei erkennt; er nur zeigt den Mann in ganzer Größe.

Wozu aber diese weite Auseinandersetzung? — In dem vorliegenden Werke handelt es sich um ein Doppeltes: um die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms I. und um die innerste Geschichte seiner Familie, enthüllt in jetzt zum erstenmal bekannt gemachten Correspondenzen und geheimen Relationen der Gesandten; es handelt sich um den König, als Herrscher und um den Vater seiner Familie, beides im innigsten Zusammenhange; es erscheint der König, so zu sagen, in seiner ganzen Menschheit. Und welch ein Fürst! wie treu seinem gegebenen Wort, wie rücksichtslos und unredlich behandelt, wo er sich hingab mit ganzem Vertrauen; scharf, oft rauh in seinem Aeußeren, aber unermüdlich, einen Fehler gut zu machen, sobald er ihn erkannt. (Vergleiche vor allem die Verhältnisse mit Wolff.)

Dies der erste flüchtige Eindruck des Werkes, wie es jetzt vollständig vor uns liegt. Die Bedeutsamkeit seiner historischen Mittheilungen, besonders des hier zuerst vollständig abgedruckten Wüsterhäuser, und des Berliner Vertrages festzustellen, bedarf es einer langathmigeren Urtheilung, und wir gedenken, nachdem wir die allgemeinen Gesichtspunkte festgestellt, zunächst in einem folgenden Artikel in das Nähere der Regierungsgeschichte und der organischen Gesetze, die wir dem Vater des großen Friedrich noch jetzt danken, einzugehen *). In seinem Schlußwort verspricht Herr Hofrath F. Förster, „durch die Zusammenstellung vieler interessanten Urkunden in einem Werke, welches unter dem Titel: Die Höfe und Kabinette Europas im 18. Jahrhundert **), erscheinen soll, eine wesentliche Lücke der neueren Geschichte auszufüllen, indem sich darin das Morschwerden der europäischen Staatsverhältnisse kundgiebt, durch welches jene trübe und wilde Gährung, die mit dem Jahre 1780 beginnt, vorbereitet wurde."

F. A. Märcker.

*) Die Verlagshandlung von Riegel hat durch einen besonderen Abdruck der Instruction für das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium vom 20. December 1727 den Ankauf derselben für Beamte ꝛc. zu erleichtern gesucht.

**) Das Werk steht im Lauf des Sommers zu erwarten.

Digitized by Google

Zodiacallichter.

— Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde erregt in allen Zirkeln den lebhaftesten Enthusiasmus, enthusiastischen Haß auf der einen, enthusiastische Liebe und Bewunderung auf der andern Seite. Auch das besonnenere Justemilieu hat sich bereits durch die Stimme von W. Alexis in seinem „Freimüthigen" geltend gemacht. Aber es hilft Alles nichts. Seit der Sontag und Hegel war Berlin in keine so große Parteispaltung, in kein so leidenschaftliches Pro und Contra gerathen, als in diesen Tagen durch den genialen, romantischen, mystischen, prophetischen, wundersam herumirrlichtelirenden Kobold Bettina, die Sibylle der romantischen Literaturperiode, und doch das von herzinniger Liebe gequälte Kind Goethe's, des legitimen olympischen Vaters der deutschen Poesie! Hier nutzt kein Besänftigungswalzer einer objectiven Kritik. Das ruhig genießende und klar hinnehmende Veranschaulichen einer so merkwürdigen Persönlichkeit, wie sie ein Mitarbeiter des Zodiacus, der sonst diesmal stark zu den Inspirirten gehört, im vorigen Heft gegeben, will bei den Andern noch immer nicht zum Durchbruch kommen. Man trübt das originelle Bild, indem man eine Parteifrage daraus macht, und so werden wir bald die altklassischen Goethianer, bald die modernen Antigoethianer, dann die pietistischen Goethianer und dann auch wieder die antigoethischen Pietisten ihre Lanze erheben sehn gegen das verliebte romantische Kind Bettine, die wie ein burlesker Johannes an den Brüsten des Meisters gelegen und ihm seine Poesie mit brünstigen Küssen von den Lippen gesogen; gegen das brennend eifersüchtige Kind Bettine, die Alles an Goethe liebte, und nur die Frauen in seinen Dichtungen sammt und sonders haßte, aus Eifersucht: gegen das poetische Kind Bettine, die wie eine gefeite Katze im Mondschein auf den Dächern herumklettert, im Sausen der Nachtwinde ihr Gebet in den Sternenhimmel schickt, und vor Begeisterung überwältigt zusammenschauert, wenn sie der großherrliche Goethe in seinen Mantel wickelt. An diesem räthselhaften Kinde ist eine offenbare Verwirrung der Parteien unter uns ausgebrochen. Die, welche dafür sein sollten, sind dagegen, und die, welche dagegen sein sollten, sind dafür. Wohlan, die Schranken sind eröffnet! Der Zodiacus wird seiner Zeit die Schlachtberichte liefern, und bis dahin sein Pulver noch in der Patrontasche behalten. Nur vorläufig ist jetzt eines Aufsatzes zu gedenken, der in Nr. 79—82. der von Hrn. Heinrich Brockhaus redigirten „Blätter für literarische Unterhaltung" steht. Ein merkwürdiger, lesenswerther Aufsatz, den ein junger geistreicher Orthodoxer, sicherlich aber ein Berliner, geschrieben haben muß. Nichts in der Welt würde mich abhalten, ihn einen alten Orthodoxen zu nennen, wenn nicht das Enthusiastische und Hymnische dieser Verehrung für Bettine noch das volle Lockenhaar begeisterungsfähiger Jugend an sich trüge. In einem maßvollen vortrefflichen Stil, wie er äußerst selten geschrieben und gelesen wird, beginnt die Einleitung geistvolle Gedanken über Sinn und Werth origineller Weiblichkeit zu entwickeln. Nachher aber fällt der Aufsatz sogleich auffallend ab, und indem er, in Bettinen ein höchstes Bild der Hingebung an Goethe feiernd, zugleich polemisch wird und in seiner Polemik Witzworte wie ein alberner Dandy gebraucht gegen Alle, die an Goethe's Universalbedeutung für die deutsche Bildung und Entwickelung zweifeln, steigt er auf Einmal von dem Drei-

Digitized by Google

fuß, den er bis dahin mit ziemlich vornehmer Grazie behauptet, auf den Schusterjungenschemel pöbelhafter Ausdrücke herab. Er nennt alle Diejenigen, welche die Bewegung der Zeit zu einer Opposition gegen Goethe getrieben, ein „unwürdiges Gesindel". Warum, warum in aller Welt, Sie böser Orthodoxer? Kann man nicht, bei aller großen Verehrung für Goethe, abweichende Ansichten haben über seine Bedeutung für die nächstliegende, in ihren eigenthümlichen Gährungsprozeß sich selbst zu überlassende Zeit, und dabei dennoch ein würdiger Staatsbürger sein, der in nobler Gesellschaft wohlgelitten ist und anständig für Frau und Kinder sorgt? Bei literarischen Kämpfen ist es das erste Ehrengesetz, daß man auch seine Gegner für ebenbürtig erachte. Sonst giebt es eine Hundehetze, deren Schimpf zuerst auf dessen Haupt fällt, welcher das Getümmel begonnen. Merke sich dies der einseitig befangene Verfasser, wenn er wieder einmal über die literarischen Wirren und Kämpfe der Gegenwart das Wort nehmen sollte, die er nur aus einer Mitberücksichtigung der ganzen heutigen politischen und socialen Stimmung und Verstimmung gerechter zu würdigen im Stande sein wird. Hier hat also ein orthodoxer Goethianer gesprochen, der zugleich als ein Rechtgläubiger mit andächtig abgezogenem Hut in dem magischen Feenpark Bettinen's herumwandelt. Dies ist jedoch keineswegs die allgemeine Ansicht über Goethe und das Kind auch bei jener ächten und wahren Goetheschen Partei, die, mit ihrer Lebensanschauung aus seiner Poesie erwachsen und in ihr genährt, noch die festeste und ansehnlichste Truppenmacht seines Reiches bildet. — Von sehr verehrter Hand, als Ausspruch eines Mannes, der hier vor allen als altberechtigter Stimmführer in Goethe-Sachen genannt werden könnte, geht uns vielmehr zum Abdruck unter die Zodiacallichter folgender Zettel zu, dem wir hier bereitwillig eine Stelle geben:

„Jemand, gefragt, ob er ein gewisses allerneustes Buch schon gelesen, und was er dazu sage? antwortete:

„„Das Hohelied Salomonis, Lucinde, der kunstliebende Klosterbruder, Novalis und noch andres dergleichen Genien- und Hexenwesen, feiert es nicht hier eine Art Walpurgisnacht?""

* * *

— Von den Oden Friedrich August von Stägemann's, die er bei Gelegenheit der letzten polnischen Revolution gedichtet, erscheint eine neue Auflage. Der Dichter wird sie mit einem Vorwort begleiten, und sich darin näher zur Rechtfertigung seiner von manchen Seiten her angefeindeten Ansichten über die Polen, besonders von seinem individuellen historischen und patriotischen Standpunkte aus, erklären. —

* * *

— Das neueste vielversprechende Werk des Verfassers der Tutti Frutti: „Repenthes, oder Vorletzter Weltgang von Semilasso" ist für eine so ungeheure Summe verkauft worden, daß wir sie, aus Furcht, uns in den Zahlen zu verschreiben, nicht hieherzusetzen wagen. Dafür denken wir nächstens in den Stand gesetzt zu sein, unsern Lesern einige Bruchstücke, die den Titel: Repenthes bewähren sollen, daraus mitzutheilen. —

* * *

— Von unserm Mitarbeiter F. G. Kühne erscheint nächstens: „Eine Quarantaine im Irrenhause, metaphysische Novelle aus den Papieren eines Sonnensteiners." (Leipzig, bei Brockhaus.) —

* * *

Digitized by Google

— Der vierte Theil des Erbrechts von Eduard Gans, mit welchem der verehrte Verfasser stark beschäftigt ist, wird das Erbrecht der germanischen Völker des Mittelalters behandeln. Mit einem fünften Theil, welcher die Gegenwart befassen wird, dürfte dies berühmte Werk beschlossen sein. —

* * *

— Deutschland, dieses Land des Druckes, das nur durch den Druck das ist, was es ist, das nur im Druck seine Unsterblichkeit erobert, das im Druck seine philosophischen Zähren, seine poetischen Träume, seine himmelstürmende Metaphysik und seine zahme Hypochondrie, seinen riesenmäßigen Fleiß und seine zwergenhafte Thatkraft, seine Weltgedanken und Stubengefühle, tagtäglich und stundstündlich ausschwitzt und verewigt, Deutschland, das ohne den Druck erst recht ein gedrücktes Land, ohne die Presse eine gepreßte Nation wäre, Deutschland bekümmert sich um den Erfinder seines Druckes, um den ehrsamen Mainzer Patrizier Johannes Gensfleisch zum Gutenberg, dem in Mainz ein Denkmal errichtet werden soll, so gut wie gar nicht. Die Beiträge sind der dafür zusammengetretenen Kommission so spärlich zugeflossen, daß, ungeachtet der berühmte Thorwaldsen in Rom die Ausführung des Modells umsonst übernommen, noch 8000 Fl. zur Bestreitung der Kosten fehlen, welche die sich aufopfernde Stadt Mainz, die ohnehin schon das Meiste beigesteuert, auf Stadt-Actien zu übernehmen beschlossen hat. Will Deutschland sich für das rächen, was der Druck zu gleicher Zeit an ihm verdorben hat? Auffallend ist und bleibt es, aber das geldarme Deutschland wird entschuldigt, wenn man den Rechenschaftsbericht jener Kommission durchsieht, und darunter findet, daß ganz Altengland zu Ehren der Erfindung der Buchdruckerkunst nur 50 Fl. subscribirt hat, die noch dazu von einem in London ansässigen Deutschen herrühren. Ich lobe mir doch meine Deutschen! Geben sie auch kein Geld aus zu Ehren der Buchdruckerkunst, so werden sie doch sicher, zur Verherrlichung der Jubelfeier des Druckes, noch Vieles, sehr Vieles drucken lassen. Und geschrieben hat bereits Mad. Birch-Pfeiffer, gegenwärtig in Berlin, die Verfasserin des Leichenräubers, des Freiknechts Hinko, der Pfeffer-Röfel, der Günstlinge ꝛc., einen Johannes Guttenberg, der auf dem Königstädtischen Theater an der Spree Applaus gemacht hat. Da konnte man sehen, wie die Deutschen den Druck beklatschten, und seine Freude daran haben! Wie man sagt, ist Victor Hugo in Paris, aus Rache, daß Madame Birch-Pfeiffer neulich seine Notre Dame de Paris dramatisirt hat, damit beschäftigt, ebenfalls einen Johannes Guttenberg zu schreiben. Und Victor Hugo hat im Namen Frankreichs Grund, sich dazu zu halten, denn ganz Frankreich hat, laut Rechenschaftsbericht, nur 830 Fl. 58 Kr. zugeschossen. Aber höre man doch lieber auf, sich zu wundern, daß diese Sache, so heilig und groß sie ist, nirgend Anklang gefunden. Die Buchdruckerkunst ist bereits etwas so Allgemeines, ein so incarnirtes Organ der modernen Welt geworden, daß das individuelle Verdienst des Urhebers fast verloren gegangen ist. Daher auch der noch unausgemachte Streit, wer eigentlich für den Erfinder derselben zu halten? Goethe würde sagen, die Buchdruckerkunst ist etwas Allgemeinmenschliches geworden, wie Essen und Trinken. Ja, in der That, sie ist etwas Allgemeinmenschliches, den ganzen Preßbengel-Institutionen unsres modernen Lebens nach. Die Buchdruckerkunst ist so allgemeinmenschlich, wie die Liebe, der Kuß, die Wollust! Schreibt doch eine Subscription zu einem Denkmal für die Liebe aus! Es wird kein Batzen einlaufen, während in Frankreich, wenn ein Zeitungsblatt, das einen äußerst linkischen Witz losgelassen, zu 2000 Fr. condemnirt

Digitized by Google

ist, noch ein Ueberschuß zur Deckung der Strafe zusammenkommt, oder auch in Deutschland, wo die Subscription zu einem silbernen Ehrenbecher für einen alten durch die lateinischen Genusregeln unsterblich gewordenen Schuldirector noch einen Ueberschuß für die Armenspeisungsanstalt der Stadt zuläßt. —

* * *

— Die in Paris erscheinende **Revue du Nord et principalement des pays germaniques**, redigirt von J. E. **Boulet** und dem bekannten deutschen Literator R. O. **Spazier**, scheint mit großer Umsicht redigirt zu werden, und wird sich offenbar als das beste Vertretungsorgan deutscher Literatur in Frankreich geltend machen. Dies geht schon aus der höchst einsichtigen Wahl der Gegenstände hervor, die, nach dem Prospectus, den Inhalt der für die ersten Hefte bestimmten Aufsätze bilden sollen, worunter sich folgende befinden: über den Nutzen literarischer und wissenschaftlicher Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland; — über die deutschen Frauen und ihren Einfluß auf die Literatur; — über die Reaction gegen den Einfluß Goethe's und seine Schule in Deutschland; — über Jean Paul, als Nationaldichter der Deutschen; — über die musikalische Organisation der Deutschen und das Verhältniß der dramatischen Musik zu den Volksliedern und Volkssagen, u. a. —

* * *

— Die **Librairie étrangère du dépôt central de la librairie**, unter welcher Firma eine „Gesellschaft von Gelehrten" in Paris die meisten deutschen Schriftsteller in hübschen Ausgaben nachzudrucken unternimmt, und die dabei aller Wahrscheinlichkeit nach nicht fern von dem Gedanken ist, dieselben auch in Deutschland zu verbreiten, ruft eine Nothwehr der deutschen Buchhändler und lebenden deutschen Schriftsteller gegen sich heraus, und es ist löblich, daß die Großherzoglich Weimarische Regierung bereits den Anfang gemacht hat, in einem neulich erschienenen Decret den Debit jener in Paris erscheinenden Bibliothek der deutschen Klassiker in ihrem Lande zu verbieten, und nicht nur den inländischen Buchhändlern den Handel mit diesem Nachdrucke streng zu untersagen, sondern auch das Publikum vor der Annahme von Subscriptionen auf diese Sammlung zu warnen. —

* * *

— Herr **Stawinsky**, Regisseur des Königl. Hoftheaters in Berlin, arbeitet gegenwärtig an einem Drama, das gewissermaßen die ganze Theatergeschichte Berlins in geschickten scenischen Einrahmungen vor den Augen des Publikums vorüberführen soll. Beginnend von den ältesten Zeiten, mit einem auf dem Grauen Kloster aufgeführten lateinischen Schulaktus, wird es allmählig, in einer Auswahl von Scenen aus den sich folgenden epochemachenden Dramatikern, eine Stufenfolge dramatischer Kunst und Bühnenaufführung veranschaulichen, bis herab auf Raupach und, um mit einer Ironie zu schließen — Angely. Der Faden einer durchgehenden Erfindung hält das Ganze als Rahmen zusammen. Diese Idee ist originell und erfreulich, und man darf sich von dem bevorstehenden Erscheinen dieses Stückes auf der Bühne ebenso viel angenehme Unterhaltung als Belehrung versprechen. —

Digitized by Google

Berliner Theater-Ellipse.

Fräulein Sabine Heinefetter hat an unserer Hofbühne einen Cyclus Gastrollen eröffnet. Die Hoffnung der Musikfreunde, sie würde seit ihrem letzten Auftreten in Berlin den ziemlich eng gezogenen Kreis ihrer Darstellungen erweitert haben und ihren ursprünglichen Beruf zur Mitwirkung für die deutsche, namentlich für die Gluck'sche Oper nicht länger verkennen, ist durchaus unerfüllt geblieben. Vielmehr hat man sogar eine Abnahme ihrer sonst so naturkräftigen Stimme in gewissen Tonlagen wahrnehmen wollen; man begrüßte sie kälter als früher. Zu dieser kühleren Aufnahme berechtigt auch fast die kühle Routine dieser Sängerin, bei der eine französisch cultivirte Eleganz bereits zu sehr Manier geworden ist, um in der deutschen Oper mit deutscher Innigkeit zu wirken. Sollte sich das Gerücht von einem festen Engagement des Frln. H. an unserer Bühne bestätigen, so würden wir ganz und gar der Hoffnung beraubt werden, die Gluck'sche Oper nur einigermaßen wieder bei uns heimisch zu sehen. Wo aber soll man für die Classicität der deutschen Musik den Stützpunkt suchen, wenn nicht in Berlin?

Für die neue Einstudierung des standhaften Prinzen von Calderon fühlen sich alle Freunde dramatischer Poesie der General-Intendantur der Königl. Bühne innigst verbunden. Da sich die dramatische Muse erschöpft zu haben scheint, so können wir einmal nicht anders, wir müssen zurückgehen auf die frühern Epochen der Kunst, um uns das Aechte wieder aufzufrischen und lebendig zu erhalten. Seit Wolfs Tode war der spanische Fernando (nach der Goethe'schen Bearbeitung) von der hiesigen Bühne verschwunden. In Hrn. Devrient, der sein umfangsreiches Talent jetzt mehr dem Schauspiel als der Oper zuwendet, fand die Direction durchaus den feinsinnigen Künstler, der dieser Rolle gewachsen ist. Sollte sich derselbe nicht auch berufen fühlen, uns Shakspeare's König Johann vorzuführen? Hr. Rott würde den französischen Philipp zu geben wissen oder den Bastard übernehmen, falls sich Hr. Beschort noch wieder zu jenem verstehen könnte.

Aus der Raumer'schen Hohenstaufengeschichte, obwohl darin keine Drachenzähne gesäet sind, entspringen noch immer in unverwüstlicher Reihenfolge die geharnischten Heldenspieler unseres routinirten Hofdichters Raupach. Das Haus war gedrängt voll bei der ersten Aufführung Friedrichs I. Barbarossa. Das Stück soll schon früher verfaßt sein; wir glauben nicht, daß Anstößigkeiten im Stoffe die Aufführbarkeit vor unserem Publikum in Zweifel stellten. Vielleicht war die Anfertigung einer neuen Decoration, welche dem Reichthum unserer Scenerie einen Zuwachs giebt, Ursache der Verzögerung. Das Stück gehört zu den bessern im Hohenstaufencyclus; es geht nicht so mattherzig und schattenspielartig, wie Raupachs König Manfred u. a. an der Seele des Zuschauers vorüber, der Dichter hat hier wie ein courfähiger maître de plaisir fast alle Kräfte des Schauspielapparats zu einer Festivität vor den Augen des Hofes und des Residenz-Publikums vereinigt. Raupach ist der geschickteste Bühnen-Arrangeur, den Deutschland kennt. Er hat ein sehr kluges Auge, einen berechnenden Tact, der sich sehr unschuldig gemüthlich ausnimmt; er kennt sehr genau die bedingenden Lineamente, die er sich zu ziehen hat, wenn es sich darum handelt, die Majestät der Hohenstaufen, die sich an der drängenden Freiheitslust der Republik Mailand zu brechen drohte, aber in der That nur schwächte, nicht zu compromittiren. Wir sehen in diesem ersten Theile des ersten Friedrich (auch mit dem besondern Titel: Friedrich und Mailand), in welchem der Conflict der nach Unumschränktheit strebenden Herrschermacht mit der Bürgerfreiheit der italieni-

Digitized by Google

schen Städte sich vollführt, nur ein Vorspiel zu dem tieferen Zerwürfniß zwischen kaiserlicher und hierarchischer Majestät. Es ist dem Geschichtskundigen nicht unbekannt, daß Raupach nur diejenigen Punkte aus dem historischen Stoffe herauszustellen und rhetorisch gewandt auszumalen liebt, wo sich dem Kaiser Priestertrug und italienische Ränke gegenüberstellen und dem weltlichen Herrscher, dessen deutschkräftige Biederkeit idealisirt wird, mit allem Fug das Recht vindicirt werden muß, sich als Einherr der Welt Geltung zu verschaffen. Das Tragische sieht Raupach dann darin, daß soviel treuherzige Fürstengröße doch leider der Tücke einer finstern Zeitmacht erliegen muß. In der Zeichnung Friedrichs des Ersten, den Herr Lemm mit seiner anerkannten Meisterhaftigkeit gab, kommt es dem Dichter einmal zu Statten, daß er wirklich Recht hat; des Kaisers Gesinnung feiert Triumphe, selbst wo seine Waffen nicht siegen. Allein Raupach wäre auch (etwa nach Luden's Darstellung in seiner deutschen Geschichte) im Stande, die Buße des fränkischen vierten Heinrich im Schlosse zu Canossa als ein ruchloses Verbrechen an der Majestät des weltlichen Herrschers darzustellen. Das Verkennen der ideellen Mächte des Mittelalters macht sich beim Dichter in seiner ganzen Grundanschauung des Kampfes zwischen geistlichem und weltlichem Regimente geltend. Wer im siebenten Gregor nur eine negative Potenz für die Geschichte der Menschheit im Mittelalter erblickt, muß auch den spätern förmlichen Ausbruch der Spaltung des gesammten Daseins schief auffassen. Hildebrand hat allerdings nicht Nachfolger, die seiner und ihrer Machtvollkommenheit würdig sind, aber sein Geist ist mächtig geblieben, und die Stimmung des Jahrhunderts, der Zustand der Gemüther ist für die Wahrheit der Zeit entscheidend. Gegen diese temporelle Wahrheit kämpfen die Hohenstaufen an, das Gefühl einer weltlichen Autokratie kündigt sich bei ihnen nur an, sie streben gegen den Strom und gehen unter, weil sie, erfüllt von der Ahnung eines zukünftigen Zeitgeistes, die ihnen ein geordnetes Staatsleben zeigt, gegen ihre Mitwelt Unrecht haben. Die Päpste siegen nur, weil sie ihre temporelle Wahrheit begreifen, und wenn die Hohenstaufen das leise Gefühl anwandelt, sie strebten Unmögliches an, aber die Consequenz ihrer einmal gefaßten Lebenstendenz sie dennoch weiter treibt, so liegt hierin die tiefere Tragik ihres Schicksals. Besonders bricht in dem Größten unter ihnen, im zweiten Friedrich, dies Bewußtsein in leisen Anklängen hervor, denn er hat Momente, wo seine liebsten Freunde (selbst Peter von Vineis) von ihm abfallen, weil sie vor dem weltlichen Geiste der Revolution, der die Hohenstaufen erfüllt, zurückschrecken. Die Hohenstaufen fielen als die edelsten Revolutionsmänner ihrer Zeit. In der gewöhnlich und geläufig gewordenen Auffassung werden sie aber zu gesicherten Majestätsvertretern des 16. und 17. Jahrhunderts; die Romantik, die man ihnen läßt, giebt ihnen dazu den Anstrich von belletristischen Helden im Fürstencostüm. Im 16. und 17. Jahrhundert hätten die Hohenstaufen Recht gehabt, denn da galt nur die absolute Hoheit des weltlichen Herrschers. Vor der Zeit des Protestantismus mußten sie untergehen. Raupach hat vor einem modernen protestantischen Publikum leichtes Spiel, den Geist der Hierarchie bloß als einen Dämon der Tücke zu schildern, der die edlen Fürsten verketzerte. Dagegen hat er in dem neuen Drama die Gesinnung der mailändischen Freibürger mit vieler Wärme dargestellt. Die Volksscene, wo der Pöbel, um sich Brod zu verschaffen, einige Freiheitsstreiche unternimmt, sind freilich etwas dürftig im Witz ausgestattet. Dagegen gefiel sich sein rhetorischer Hang in der Zeichnung eines italienischen Edlen, des Martino della Torre, den Hr. Rott mit seiner gediegenen Kraft und romantischen Nüancirung trefflich darstellte. Der Künstler wußte das Gemisch von verschmitzter Ränkesucht und schäumender Freiheitsbegier im Charakter

Digitized by Google

dieses Beleidigers der weltlichen Majestät effectvoll zu variiren. An den Herren Stawinsky, Weiß und Hartmann hat Raupach treffliche Persönlichkeiten für die sogenannten undankbaren Rollen, sie sind die Träger und Referenten der historischen Facta. In einigen Familienscenen, die nicht immer ganz geschickt eingestreut sind, suchte Mad. Crelinger nebst ihrer liebenswürdigen älteren Tochter möglichst zu wirken. Raupach kann niemals ganz vergessen, mit welchen Mitteln Kotzebue zu rühren wußte. Etwas Kotzebue und etwas britische Wendungen finden sich bei ihm nicht selten im unverdauten Gemisch. 30.

Die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte, und ist nothwendig die Mitte.

Im Januar-Heft des „literarischen Zodiacus" befindet sich von Dr. F. G. Kühne eine kritische Expectoration wider mein Buch „Kritisch-geschichtliche Uebersicht der Ereignisse in Europa seit dem Ausbruche der französischen Staats-Umwälzung bis auf den Congreß von Verona," mit der Ueberschrift: „Zwei Werke vom Justemilieu und ein sansculotter Ultra." Diese Ueberschrift ist schon an und für sich merkwürdig und den Dr. F. G. Kühne bezeichnend. Nicht minder merkwürdig ist der in dieser Herzensergießung herrschende Ton, und man weiß fürwahr nicht, soll man mehr den Unverstand oder die Anmaßung des p. Kühne bewundern. Der unterzeichnete Verf. ist nicht gewillt, die Diatribe des p. Kühne zu beachten, oder den p. Kühne selbst irgend einer Erwiderung und Gegenrede zu würdigen, weil er sich dadurch selbst herabzuwürdigen glauben würde. Der genannte Kritiker eifert besonders gegen den von unterzeichnetem Verf. in seinem oben erwähnten geschichtlichen Buche aufgestellten und befolgten Grundsatz: „die Wahrheit liegt in der Mitte;" den nach ihm Herr Prof. v. Raumer erfunden haben soll. Dieser Grundsatz ist aber weder von dem unterzeichneten Verfasser, noch von Herrn Prof. v. Raumer, sondern von Aristoteles ausgegangen und aufgestellt. Er hat ihn ferner nicht verstanden. Doch der unterzeichnete Verf. hat es nicht weiter mit dem Dr. Kühne zu thun, den belehren zu wollen so viel seyn würde, als einen Mohren weiß waschen zu wollen. Wohl aber will er Einiges zum Verständniß des Satzes: „die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte, und ist nothwendig die Mitte" beibringen, was zugleich dazu dienen kann, die Aufmerksamkeit auf sein oben erwähntes Buch zu lenken, das ihm derselben nicht unwerth zu seyn scheint. Stellen sich im Gebiete der Moral, Politik und Geschichte, oder der Wissenschaft überhaupt zwei, oder verschiedene scharf und schroff bestimmte Gegensätze einander gegenüber, so kann das Recht und die Wahrheit weder in dem einen, noch in dem andern enthalten seyn, eben weil sowohl das eine, als das andere eine Einseitigkeit ist und in sich enthält, sondern liegt nothwendig in der Mitte und ist nothwendig die Mitte. Aber deßhalb ist sie keineswegs weder ja, noch nein sagend, d. i. nichtssagend, sondern nur die Gegensätze in sich aufhebend und vermittelnd, oder Etwas aussagend und feststellend, das, indem es das wahrhaft Vernunftgemäße ist, das Nicht-Vernunftgemäße, oder Einseitige, was sich in den bis auf die äußersten Endspitzen getriebenen Gegensätzen darstellt, von sich ausschließt und zurückweist. Erläutern wir dies durch ein Beispiel. In der neuesten Zeitgeschichte und Politik stellen sich folgende Gegensätze dar, und bilden gewissermaßen das bewegende Princip in derselben.

Satz A.

Alles Heil der Staaten und Völker ist einzig und allein in einer constitutionellen Verfassungsform und in der unbedingten und sofortigen Abschaffung der aus dem geschichtlichen Leben der Völker und Staaten hervorgegangenen Institute und Einrichtungen bedingt.

Diesem tritt entgegen der

Gegensatz Non A.

Alles Heil der Völker und Staaten ist einzig und allein in der unumschränkten monarchischen Verfassungsform und in der unbedingten und unveränderten Festhaltung des Alten und geschichtlich Gegebenen bedingt.

Digitized by Google

Es muß von selbst einleuchten, daß weder der Satz A, das Paradepferd der Liberalen und Whigs in allen Ländern, in dieser seiner schroffen und scharf begränzten Einseitigkeit, noch der Gegensatz Non A, das Steckenpferd der Legitimisten und Torys in allen Ländern, in seiner schroffen und scharf bestimmten Einseitigkeit wahr ist, noch seyn kann, sondern daß das in dem vorliegenden Falle das in der Mitte liegende und die Mitte seyende Wahre darin gegeben ist, daß das Heil der Völker und Staaten wesentlich nur auf einer weisen, das Vernunft-, Zeit- und Volksgemäße wollenden und befördernden Regierung beruht, die weder schlechthin nothwendig eine unumschränkt monarchische, noch schlechthin nothwendig eine constitutionelle seyn muß, sondern eben sowohl in und mit einer unumschränkt monarchischen, als in und mit einer constitutionellen Verfassung bestehen, und sich sowohl in jener, als in dieser darstellen und bewegen kann. Ferner wird eine solche wahrhaft vernunftgemäße Regierung weder unbedingt das Alte, geschichtlich Gegebene abschaffen, und durch neue noch nicht erprobte und bewährte Einrichtungen ersetzen, blos weil sie neu sind, oder um der Mode und dem leidenschaftlichen Geschrei der Partheien zu huldigen, oder zu schmeicheln, noch unbedingt das Alte und geschichtlich Gegebene festhalten, blos weil es alt ist, und sich gegen jeden Fortschritt, oder gegen jede Fort- und Umbildung, die ein wesentlich veränderter Bildungszustand der Zeit und des Volkes dringend nothwendig machen, eigensinnig und unbeweglich verschließen, sondern sie wird mit der fortschreitenden Zeit und Bildung angemessen Schritt halten, und sich eben so wenig als Hemmschuh an den unaufhaltsam fortrollenden Wagen der Zeit anhängen, und denselben zurückhalten, als seiltänzerisch demselben vorausspringen, und sich blind in die Zukunft hineinstürzen wollen. Vor allem muß sie den Bildungszustand, die individuelle Eigenthümlichkeit, und die besondere politisch-geographische Stellung ihres Volkes berücksichtigen, und nur diesem gemäß, aber nicht nach allgemeinen Theorien und Principien ihr Verwaltungssystem einrichten, und die vorhandene Verfassung anordnen und regeln. Der Dr. Kühne kommt nun zwar mit dem Einwande angezogen, daß das so viel heiße, als „dem göttlichen Docenten der Weltgeschichte," wie Er sich in seiner oben erwähnten Diatribe S. 59. ausdrückt, „dem öffentlichsten aller Docenten, seinen Vortrag und sein Buch verderben" u. s. f. Diese ganze hochtrabende Tirade will aber, näher betrachtet, nichts sagen und löst sich in nichts auf. Gott, der Allvollkommne, Allvernünftige, Alliebende, läßt der menschlichen Freiheit Spielraum, und wie Er die Orkane einherstürmen und die zerstörenden Erdbeben und Erdumwälzungen nicht nur hat geschehen lassen, sondern auch geordnet hat, so läßt Er auch das zerstörende Toben und Wüthen der Leidenschaften der Menschen erscheinen, weil es mit zur Bedingtheit der Menschennatur gehört; „denn," heißt es in der heiligen Schrift, „meine Wege sind nicht Eure Wege, und meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken." Aber Er hat diesem einseitig-leidenschaftlichen Toben das Gelingen und Vollbringen versagt: es geht spurlos vorüber, und endet mit dem Untergange derjenigen Richtungen und Partheien, deren Zweck und Streben nicht das Wahre, Gute und Vernunftgemäße, sondern wesentlich nur das Einseitige und Selbstische gewesen ist, und nicht das, was sie gewollt, und um dessentwillen sie Alles geopfert, an Gott und Menschen in thöricht-ruchlosem Wahne gefrevelt haben, geschieht und erhält ein bleibendes Daseyn, sondern gerade das bewirken sie, was sie nicht gewollt haben, und ihr ganzes Wirken und Thun wird in Bezug auf ihre riesenhaften und weltumstürzenden Plane und Zwecke zu einem eiteln und nichtigen gemacht, und für die Nachwelt bleibt von ihnen nichts, als ein leerer Name, als ein hohler Schall. So dürfte sich der Grundsatz „die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte, und ist nothwendig die Mitte" auch von dieser Seite vollkommen rechtfertigen und bestätigen. Ganz schief und verkehrt ist aber vollends Dasjenige, was der Dr. Kühne in seiner Diatribe S. 59. weiter unten vorbringt. Es würde, meint der gute Mann, die zweifelnde Frage des Hamlets „Seyn, oder Nicht-Seyn" schnell durch diesen Satz: „die Wahrheit liegt in der Mitte" entschieden worden seyn. „Die Wahrheit liege ja," beliebt ihm zu sagen, „in der Mitte zwischen Seyn und Nichts, sey ein halbes Etwas, ein halbes Nichts, was weder leben, noch sterben könne, und in den letzten Zügen liege." Dr. Kühne muß fürwahr, nach dieser Probe, sehr wenig von Logik und Dialectik gelernt haben, denn sonst hätte er unmöglich eine so abgeschmackte Ansicht vorbringen können. Jeder, der nur die Anfangsgründe der Logik und Dialectik kennt, weiß, daß Seyn und Nicht-Seyn nicht blos einander widersprechende Gegensätze sind, die sich zu einander wie ja und nein, oder wie A und Non A verhalten, sondern daß es einander gegenseitig nothwendig ausschließende Sätze sind, die sich in einem dritten Mittelsatz nicht vermitteln und ausgleichen lassen. Daher kann es in Bezug auf sie nicht heißen, wie in Bezug auf die beiden von uns oben aufgestellten Gegensätze aus

Digitized by Google

dem Gebiete der Politik, A und Non A, sondern es muß in Bezug auf sie heißen: *aut* A, *aut* Non A, d. i. entweder A, oder Nicht-A. Die Wahrheit kann also hier nicht zu beiden, sowohl zu dem einen, als zu dem andern Nein, noch kann sie auf bedingte Weise zu beiden zugleich Ja sagen, wie sie es in dem Streite zwischen Torys und Whigs (A und Non A) konnte und kann. Denn hier sagt sie mit Recht zu A: Du in Deiner unbedingten Einseitigkeit und Ausschließlichkeit hast Unrecht und bist nicht weder im Rechte, noch in der Wahrheit; aber mit eben so großem Rechte sagt sie zu Non A: auch Du in Deiner unbedingten Einseitigkeit und Ausschließlichkeit bist weder im Rechte, noch in der Wahrheit, sondern das Vernunftgemäße allein, gleichviel in welcher Form und Gestalt, ist das Wahre und Rechte, und dies wahrhaft Vernunftgemäße kann eben sowohl in A seyn, und wird darin seyn, wenn es seine unbedingt einseitige Ausschließlichkeit aufgiebt, und somit aufhört Parthei zu seyn, als es in Non A seyn kann und seyn wird, wenn es ebenfalls seine unbedingt einseitige Ausschließlichkeit aufgiebt, d. i. aufhört Parthei zu seyn. So aber verhält es sich offenbar nicht mit *aut* A (Seyn) und mit *aut* Non A (Nicht-Seyn). Hier kann die Wahrheit, der Natur der Sache und des Begriffs gemäß, nur zu einem entweder Ja, oder Nein sagen, und wenn sie zu dem Einen, oder dem Andern Nein, oder Ja gesagt hat, so hat sie nothwendig damit unmittelbar zugleich zu dem Entgegengesetzten entweder Nein, oder Ja gesagt. Sie kann sich im vorliegenden Falle nur für das entscheiden, was dem vernunftgemäßen Begriffe gemäß ist, d. i. für A (Seyn). In Bezug auf den Streit zwischen A (Tory) und Non A (Whig) kann sie sich ebenfalls nur für das bestimmt entscheiden, was dem vernunftgemäßen Begriff angemessen ist, und das ist das, was etwa von vernunftgemäßem Gehalte sowohl in A, als in Nicht-A seyn mag: wogegen sie sich eben so bestimmt verneinend gegen das erklären muß, was in beiden, sowohl in A, als in Nicht-A vernunftwidrig ist: vernunftwidrig aber ist in beiden die unbedingt einseitige Ausschließlichkeit, welche in bestimmt-gegebenen und bezüglichen Formen alles Heil der Völker und Staaten sucht und setzt. Sofern man dies auf ein *aut* A, oder *aut* Non A zurückbringen will, ist das *aut* A das Vernunftgemäße, und das *aut* Non A das Vernunftwidrige. Die Wahrheit giebt nur jenem Recht, und diesem Unrecht. In den Handlungen, Unternehmungen, Einrichtungen, Zuständen und Strebungen der bedingten Menschen ist aber weder das rein Vernunftgemäße, noch das rein Vernunftwidrige, sondern eine Mischung von beiden. Sie lassen sich daher weder unbedingt lobend anerkennen, noch unbedingt tadeln, sondern nur beziehungsweise, bedingt loben, oder tadeln, nämlich nur in so weit und in so fern, als in wie weit und in wie fern sie vernunftgemäß, oder vernunftwidrig sind. Seyn und Nicht-Seyn dagegen schließen sich einander gegenseitig schlechthin nothwendig aus, und können in demselben nicht zugleich, noch zusammen seyn. Jedes Wesen ist, und durch sein Seyn ist sein Nicht-Seyn schlechthin negirt. Dagegen ist durch das im menschlichen Wollen und Handeln vorhandene bedingt Vernunftgemäße das in ihm zugleich vorhandene bedingt Vernunftwidrige nicht negirt, sondern es kann neben und mit dem Vernunftgemäßen zugleich in demselben seyn, und ist wirklich in ihm. Daher sind sie eben so wenig unbedingt wahr und recht, als sie unbedingt unwahr und unrecht sind: jenes nicht, weil alles menschliche Wollen und Handeln und Alles von Menschen ausgehende, seiner Natur nach, nothwendig bedingt ist, dieses nicht, weil alle menschliche Individuen Vernünftigkeit besitzen. Die Wahrheit liegt daher in der Mitte, und ist die Mitte, sofern sie das aus der menschlichen Bedingtheit hervorgegangene Einseitige und Vernunftwidrige aufhebt und vermittelt, und nur das wahrhaft Vernunftgemäße, das, seiner Natur nach, alles einseitig-Ausschließliche von sich ausschließt, als das Rechte und Wahre anerkennt. Sonach bleibt der Satz: „die Wahrheit liegt in der Mitte und ist die Mitte," vollkommen wahr, und muß für den wahren Geschichtschreiber, der sich über die Leidenschaften des Tages und der Partheien erheben soll und muß, der leitende Grundsatz bleiben, trotz der leeren Declamationen und Tiraden des Dr. Kühne, die ihn eben so wenig kümmern, als den unterzeichneten Verfasser.

Herrmann v. Keyserlingk.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten

Justus Erich Bollmanns.

Mitgetheilt von

K. A. Varnhagen von Ense.

III.

Wir haben Bollmann in seinen eignen Briefen bis nach Wien begleitet, müssen aber nun für ihn die Erzählung wieder aufnehmen, und den Zusammenhang seiner Absichten und Ereignisse durch einige frühere Bezüge erläutern, ehe wir zu seinen ferneren Schicksalen übergehen.

Die zu Gunsten Lafayette's eingeleitete Unterhandlung war fehlgeschlagen. Die von Lally-Tolendal verfaßte Denkschrift, welche die Ungerechtigkeit der Verhaftung Lafayette's darstellen sollte, und alle Beweggründe zu seiner Freilassung eindringlich vortrug, hatte dem Prinzen Heinrich von Preußen ungemein gefallen und dessen lebhafteste Theilnahme angeregt; er hatte seine eifrigste Unterstützung versprochen. Wie in Rheinsberg war Bollmann auch in Berlin günstig angehört, und ihm von angesehenen und einflußreichen Personen gute Hoffnung gemacht worden. Die herrschende Stimmung, welche sogar in den höchsten Kreisen laut für die Sache Frankreichs und wider den Krieg zu sprechen wagte, hatte hieran nicht minder Theil, als die bedeutenden Empfehlungen Pitt's und Grenville's, und der persönliche Eindruck selber, welchen der jugendliche Sachwalter machte. König Friedrich Wilhelm der Zweite, an welchen die erwähnte Denkschrift gerichtet war, hatte wenigstens von ihrem Inhalte — denn sie selbst konnte nicht übergeben werden —

Digitized by Google

Kenntniß genommen, und erklärt, er wolle nicht, daß das Verhaßte dieser Gefangenschaft länger auf ihm haften solle; auch sonst waren seine Aeußerungen im menschenfreundlichsten Sinne der Sache günstig, wie auch der Sendung und Person Bollmann's insbesondere. Allein der Gefangene befand sich nicht mehr in preußischem Gewahrsam, sondern war in österreichischen ausgeliefert worden, weil man von dieser Seite den Umstand geltend gemacht hatte, daß Lafayette, bei seinem Herüberkommen aus Frankreich, zuerst auf österreichische Vorposten gestoßen, und von diesen aufgenommen, dann aber nur zufällig durch preußische Truppen weitergeführt worden sei. Das Begehren erschien begründet, und wurde gewährt. Lafayette war jetzt österreichischer Staatsgefangener, und wurde zu Olmütz in strenger Haft gehalten. Auf sein Schicksal konnte Preußen keine unmittelbare Einwirkung mehr haben; höchstens war eine diplomatische Verwendung zu versuchen, deren Erfolg bei den in Wien herrschenden Gesinnungen sehr zu bezweifeln schien, und obwohl es Personen gab, welche zu solchem Versuche eifrig riethen, so fand die Ausführung doch gerade bei denjenigen Staatsmännern, welche dabei hätten amtlich auftreten müssen, zu große Bedenklichkeiten, und die Sache blieb auf sich beruhen.

Doch hatte Bollmann genug erkannt, wie allgemein die Theilnahme für den Gefangenen auch in den Ländern und Kreisen, die man ihm als feindlich gesinnt voraussetzen mußte, verbreitet war, wie günstig und schmeichelhaft der Eifer für ihn überall aufgenommen wurde, und wie geneigt auch die sonst unbiegsamsten Gesinnungen schienen, Alles schön zu finden und gut zu heißen, was seine Befreiung fördern konnte. Dies entzündete Bollmann's Hoffnungen auf's neue, und er glaubte auf kühneren Wegen erreichen zu können, was er auf dem bisherigen glimpflichen versagt sehen mußte. Sein Entschluß war schnell reif, sein Plan ausgedacht.

Für die Beurtheilung der reizbaren und leidenschaftlichen Stimmung, welcher sein Gemüth in dieser Zeit hingegeben war, ist es wohl bemerkenswerth, daß er während dieser bewegten

Digitized by Google

Zurüstungen, die ihn auch in Leipzig eine Weile festhielten, daselbst ein verliebtes Abentheuer bestand. Eine flüchtige Bekanntschaft, in aller Lieblichkeit unbefangener Jugend sich darbietend, war die erste, welche den bisher strengen jungen Mann zugleich mit sinnlichen Lockungen umstrickte. Zwanzig Jahre später, als er in Wien während des Congresses durch einen liebenswürdigen Brief einer ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Tochter an jene frühere Zeit erinnert wurde, sprach er noch mit dankbarer Innigkeit und lebhaften Schilderungen von der Anmuth des idyllischen Begegnisses, und wandte gern den Ausdruck seiner liebevollen Sorgfalt darauf zurück. Während des nächstfolgenden Zeitraums aber hatte der Leichtsinnige dies Abentheuer bald vergessen, nachdem ihn sein Geschäft schnell wieder von Leipzig abgerufen und nach Hamburg geführt hatte. Hier im Gegentheil verliebte er sich neuerdings, und hegte ein zartes Glück reinster Zuneigung im erfrischten Herzen! Nichts aber vermochte seinen Eifer in dem gefaßten Vorsatze zu schwächen, keine Neigung und Leidenschaft ihn von der Ausübung abzuziehen. Er verließ Hamburg sobald es die Umstände erforderten, widmete den Orten, wo er liebe Angehörige mit treuem Sinn aufsuchte, nur die nöthigsten Stunden, und eilte über Rotterdam nach London, wo für seinen neuen Plan die schlüßlichen Verabredungen zu nehmen waren.

Die Freunde Lafayette's waren hier in größter Beeiferung. Sie hatten auf wunderbar geheimen Wegen dringende Briefe des Gefangenen erhalten, der flehentlich bat, für ihn zu wirken, ihn zu befreien. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen die stärksten Aufforderungen ein, Alles für Lafayette zu wagen, dem die dortigen Bürger als dem Kämpfer für ihre Freiheit sich zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet hielten. Der amerikanische Gesandte in London betrieb die Sache mit Lebhaftigkeit, alle Hülfsmittel wurden berathen, vorbereitet, die Theilnehmer erboten sich wetteifernd zu jedem Opfer, zu jeder Thätigkeit. Jedoch erkannte man zuletzt nur Eine Auskunft übrig, die einer gewaltsamen Befreiung; und kein Andrer vereinigte so alle Eigenschaften zu dem verzweifelten Unternehmen,

Digitized by Google

wie Bollmann. Er selbst hatte den Gedanken ausgesprochen, den vorläufigen Plan hingeworfen, er schien der Einzige, dem die Ausführung gelingen könne. Er wurde aufgefordert, die Sache zu wagen; der Ruhm des Gelingens mußte ihn überschwänglich belohnen, in Deutschland, Frankreich und England erwarb er sich die Zustimmung von Tausenden, in den Vereinigten Staaten die unabweislichsten Ansprüche auf jede Dankbarkeit; im Falle des Mißlingens blieb ihm der Ruhm des kühnen Wagnisses, und in dem Ansehn und den Mitteln seiner Freunde noch manche Zuflucht und Rettung offen. Seine Begeisterung für Lafayette brauchte nicht gesteigert zu werden, er sah in ihm das schuldlose Opfer der redlichen Denkart, den wahren Vermittler und Hersteller des Königthums und der Freiheit, den Feind aller Gräuel und Zerrüttungen, in welche die Revolution ausgeartet war. Diesen Mann aus der Gefangenschaft zu befreien, in welche, wie man behauptete, er wider alles Recht, mit Verletzung von Treu und Glauben, die man den Schutzbedürftigen schuldig sei, geworfen worden, sollte keine unmoralische Handlung heißen; und wenn dabei eignes und fremdes Leben auf das Spiel gesetzt wurde, so sollte dies nur als ein Fall gelten, wie er im Kriege sich jeden Tag ereignet. Mit solchen Vorstellungen ging Bollmann, den wir als einen Gegner revolutionnairen Schwindels, als einen Freund gesetzlicher Ordnung gesehen, der so früh und besonnen von den französischen Bewegungen sich abgewendet, in größter Seelenruhe und heitrer Entschlossenheit einem Unternehmen entgegen, vor dem er, in nur wenig anders gestelltem Verhältnisse, und bei minderer persönlichen Bezauberung, als vor einem Staatsverbrechen geschaudert hätte!

Mit Empfehlungen und Wechseln reichlich versehen, reiste Bollmann im Sommer des Jahres 1794 von London wieder nach dem Festlande. Die zurückbleibenden Vertrauten gelobten das tiefste Schweigen; Lafayette's Name wurde nicht mehr genannt, er sollte möglichst vergessen scheinen; man könne nichts für ihn thun, hieß es, man müsse den Frieden abwarten; ihm

Digitized by Google

selbst aber kamen zwei Worte zu, welche ihn benachrichtigten, sein Retter sei unterwegs.

Als naturforschender und neugieriger Reisender nahm Bollmann seinen Weg durch das nördliche Deutschland nach Schlesien, wo er sich einige Zeit aufhielt, mancherlei Ausflüge machte, und viele Bekanntschaften anknüpfte, darunter auch solche, die ihm für seinen Zweck wichtig werden konnten. Er gewann einige Freunde, auf deren Herz er rechnen konnte, denen er aber durch sein Vertrauen nicht voreilig und unnütz eine Last auflegen wollte, und daher seine Absichten noch verschwieg. Er besuchte Tarnowitz, an der polnischen Gränze, und besah die dortigen Bergwerke; dann begab er sich über Ratibor nach Olmütz. Hier war er an einige Personen empfohlen, unter diesen an einen Arzt, mit dem er durch wissenschaftliche Anregungen sogleich in lebhafte und bald auch trauliche Verbindung gerieth. Nach einigen Tagen, da von psychologischen Erscheinungen die Rede war, bemerkte Bollmann, als käme dieser Einfall ihm nur eben jetzt, hier müsse ja der berühmte Lafayette gefangen sitzen. Man wisse den Namen nicht, wurde erwiedert, aber einige Franzosen seien unter den Staatsgefangenen, die in dem ehemaligen Jesuitercollegium streng bewacht würden, und die Vermuthung, daß Lafayette unter ihnen sei, habe viel für sich; soviel sei gewiß, daß einer derselben sehr niedergeschlagen und in tiefe Traurigkeit versunken sei. Bollmann meinte, da dürfte der Versuch, dem Gefangenen einige Schriftzüge in englischer Sprache vorzulegen, leicht Aufklärung verschaffen; sei es Lafayette, so würde der bloße Anblick von Worten in der ihm von Amerika her wohlbekannten Sprache ihn plötzlich erheitern, und es müßte interessant sein, die Wirkung eines solchen Eindrucks zu beobachten, wie stark dieselbe sei, welchen Vortheil sie bringe, wie lange sie daure. Nach einigen Bedenklichkeiten schien die Sache thunlich, es fand sich eine Vermittelung, dem Gefangenen, der nur durch seine Nummer bezeichnet und Niemand namentlich bekannt war, ein beschriebenes Blatt zuzustellen. Bollmann schrieb auf der Stelle einige Worte nieder, und der Arzt, nachdem er sie mit prüfendem

Digitized by Google

Bedacht gelesen und ganz unverfänglich befunden, versprach ihre Besorgung. Sie enthielten den Spruch eines englischen Dichters, worin der Leser aufgefordert wurde, die Schwermuth zu fliehen; jedoch hatte Bollmann, als rede noch der Dichter fort, die Mahnung hinzugefügt, diesen Zuruf nicht kalt, sondern mit der nöthigen Wärme aufzunehmen. Als Lafayette, — denn die Nummer, unter der man ihn vermuthete, traf richtig zu, — dieses Blatt zu lesen bekam, verstand er sogleich den geheimen Sinn, ließ sich aber nichts merken, sondern that, als ob hiebei für ihn weiter kein Bezug sei. Sobald er aber allein war, hielt er das Papier vorsichtig über sein Lampenlicht, und durch die Wärme desselben traten neben den offenbaren die geheimen Schriftzüge hervor, in welchen Bollmann ihn von Allem unterrichtete, was ihm zu wissen noth war; er fand in unzweifelhaften Zeichen die Beglaubigung, daß er dem von seinen Freunden Abgesendeten unbedingt vertrauen könne, er fand den Plan zu seiner Befreiung hinreichend angedeutet, und beschloß, ohne Zögern sich dieser Leitung hinzugeben. Er gab statt des empfangenen Zettels eine Zeile Antwort zurück, die gleichfalls in einem Spruche, doch nur ganz allgemein, eine feste Bejahung ausdrückte. Bollmann sah, daß er verstanden worden; er freute sich gegen den Arzt des gelungenen psychologischen Versuchs, und ließ die Sache vorläufig ruhen. Nach ein paar Tagen aber kam er darauf zurück, und wünschte einen zweiten Zettel auf gleiche Weise zu befördern. Wir wissen nicht, ob auch diesesmal die Mittelsperson arglos geblieben, oder in stillschweigendem Einverständniß, vielleicht auch nur aus der unvermeidlichen Folgerung gehandelt, die sich durch die erste Gefälligkeit für die zweite zu ergeben schien, genug, der Zettel wurde befördert, ohne daß Bollmann sein Geheimniß auszusprechen oder einen Mitschuldigen zu gewinnen brauchte. Nachdem er auf solche Weise den Gefangenen unterrichtet, was er in der nächsten Zeit thun und erwarten solle, mit dem freundlichen Arzt aber zur Fortsetzung der angeknüpften Unterhaltungen einen vertraulichen Briefwechsel verabredet hatte, reiste er von Olmütz nach Wien. Unterwegs, in Brünn, schloß er mit dem rühmlich bekannten Erzieher

Digitized by Google

und Wirthschafter André, der seine gemeinnützige Thätigkeit von Schnepfenthal nach Mähren verpflanzt hatte, und viele Jahre später nach Stuttgart übertrug, einen engen Freundschaftsbund; sie hatten viele gemeinsame Berührungspunkte, ihre Gesinnungen und Gemüthsarten stimmten zusammen; es war für Bollmann wichtig, hier einen Mann zu haben, dem er ganz vertrauen dürfte; doch wollte er auch diesen Freund, der Manches errathen konnte, nicht ohne Noth durch gefahrvolles Mitwissen beunruhigen.

In Wien angekommen, wurde Bollmann als wohlempfohlener und durch seine ganze Erscheinung einnehmender Gelehrter in den angesehensten Lebenskreisen bald einheimisch, er fand nach allen Seiten die günstigsten Verhältnisse, und schien außer den wissenschaftlichen Gegenständen kein andres Interesse zu haben, als in den Zerstreuungen des Tages mitzuleben. Er selbst aber war unaufhörlich mit seinem Vorhaben beschäftigt, und harrte voll Ungeduld auf Nachrichten. Sie sagten bloß, Lafayette sei krank, und werde immer kränker; dies war ein willkommenes Zeichen, daß Bollmann's Rath wirkte, allein der entscheidende Wink, daß der zum Handeln günstige Augenblick erschienen sei, blieb aus.

Der letzte Theil des Sommers verstrich, ohne daß Bollmann sich gefördert sah. Nur der Herbst war noch übrig; blieb auch diese Jahreszeit unbenutzt, so mußte das Unternehmen, das durchaus nicht im Winter zu vollbringen war, bis zum nächsten Frühjahr aufgeschoben werden. In dieser Verlegenheit reiste Bollmann selbst wieder nach Olmütz. Hier empfing er am 10. Oktober den ersten und einzigen Brief von Lafayette, der ihn dringend bat, ohne Verzug zu handeln. Der Gefangene hatte sich mehr und mehr erkranken lassen, und weil durchaus kein andres Mittel helfen wollte, war der Arzt endlich dahin gekommen, den Genuß der freien Luft als die einzig noch mögliche Rettung vorzuschlagen. Wollte man Lafayette'n nicht als Opfer des Grams und der Kerkerluft sterben lassen, so mußte man ihm Spazierfahrten erlauben. Aber nur erst gegen Ende

Digitized by Google

des Septembers war dieſe Erlaubniß ertheilt, und erſt wenige Fahrten, unter gehöriger Vorſicht und Bedeckung, waren verſucht worden. Bollmann ertheilte den Rath, Lafayette möchte nun den guten Erfolg dieſer Ausfahrten allmälig merkbar werden laſſen, auf dieſen geſtützt, ſie häufiger begehren, durch ausgeſprochene Vorliebe für beſtimmte Gegend ihnen möglichſt immer dieſelbe Richtung geben, und ſie in möglichſt weite Entfernung von der Stadt auszudehnen ſuchen. Da dies zu gelingen ſchien, ſo kehrte Bollmann nach Wien zurück, um dort die letzten Anſtalten zu bereiten.

Bis jetzt hatte er in Oeſterreich keinen eigentlichen Mitwiſſer, außer einem jungen Arzt aus Sachſen, Doctor Karl Weigel, der ſein vertrauter Freund geworden war, und voll feurigen Muthes ſich bereit erklärte, jedes Wagſtück mit ihm zu theilen. Rückſichten jedoch, deren Verletzung Bollmann ſeinem Freunde um keinen Preis zumuthen wollte, mußten dieſen abhalten, an einem gewaltſamen Handſtreiche, wobei es Leib und Leben galt, unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab ſich aber nach Olmütz, um an Ort und Stelle durch Kundſchaft und Wachſamkeit nützlich zu ſein. Bollmann fand in Wien einen andern Helfer, der ganz nach ſeinem Sinne und in allen Beziehungen geeignet war, bei dem Unternehmen ſein Gefährte zu ſein. Ein Amerikaner aus Süd-Karolina, Namens Huger, ein Jüngling voll Eifer und Muth, der auf Reiſen zufällig in Wien war, und ſchon den glühendſten Antheil für Lafayette ausgeſprochen hatte, ging auf die Eröffnungen Bollmanns lebhaft ein, und meinte, wenn er für Lafayette ſein Leben wage, ſo zahle er damit nur eine Schuld ſeines Vaterlandes, deſſen Freiheit jener habe erkämpfen helfen. Die Kürze der Zeit, innerhalb welcher die Sache vollführt werden mußte, wenn ſie noch vor dem Winter Statt haben ſollte, erlaubte nicht, alle Maßregeln ſo genau und umſtändlich anzuordnen, wie es zur Sicherung des Erfolges nöthig geweſen wäre. Allein der Ausgang konnte durch vervielfältigte Anſtalten und größere Zahl der Theilnehmer einerſeits zwar ſicherer gemacht, andrerſeits aber

Digitized by Google

auch gefährdet werden; nach reifer Ueberlegung beſchloſſen die beiden Freunde, nur zu Zweien das Wagniß zu beſtehen, und ihren Plan in größter Einfachheit zu halten. Sie betrieben ihre Abreiſe ganz offen, ließen ihre Päſſe nach Mähren und Schleſien ſtellen, und verließen Wien gegen Ende des Oktobers. Sie führten ihren Wagen bei ſich, außerdem aber auch zwei Reitpferde nebſt einem Reitknecht; der letztere war gewöhnt worden, bald mit dem Wagen, bald mit den beiden Pferden vorauf zu gehen, je nachdem die Reiſenden es vorzogen, gemächlich der Straße zu folgen, oder zu Pferd und nach Umſtänden zu Fuß querfeldein auf Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend auszugehen. Um den Mangel eines dritten Pferdes zu erſetzen, deſſen ſie in der Folge benöthigt ſein mußten, und das ſie doch nicht rathſam fanden, zu ihren beiden hinzuzufügen, hatten ſie das eine derſelben abgerichtet, zwei Reiter zu tragen. So vermieden ſie möglichſt jeden Verdacht; ſie galten für naturforſchende Engländer, und durchſtreiften einen großen Theil von Mähren, indem ſie allmälig Olmütz näher kamen, wo ſie am 7. November eintrafen. Ein verabredetes Zeichen benachrichtigte den Gefangenen von ihrer Ankunft, der nächſte Tag war einer der zu den Spazierfahrten feſtgeſetzten, und wurde daher ſogleich als gute Gelegenheit gewählt.

Am 8. November ſandten die beiden Freunde Morgens um 11 Uhr ihren Wagen mit dem Reitknecht fünf Meilen weit nach Hoff, auf der Straße nach Schleſien, und ließen dort Poſtpferde um 5 Uhr bereit halten. Nachmittags gegen 2 Uhr ſetzten ſich Bollmann und Huger zu Pferde, um Lafayette aufzuſuchen, der gleichfalls auf jener Straße und wohl eine Stunde weit zu fahren pflegte. Sie trafen ihn ziemlich fern von der Stadt, er ſaß in einem bedeckten Wagen, ihm zur Seite ein Stabsprofoß, ein Soldat als Kutſcher auf dem Bock, ein andrer ſtand hinten auf. Augenblicklich ſprengten die beiden Freunde heran, geboten dem Kutſcher Halt, und während Huger abſaß, um die Pferde bereit zu halten, that Bollmann desgleichen, um Lafayette aufzunehmen. Dieſer hatte auf den Anruf ſeiner Befreier ſchon

Digitized by Google

den Kutſchenſchlag aufgeſtoßen, und warf ſich mit ſeinem Begleiter, der, entſchloſſen genug, ſich an ihn hing, gewaltſam hinaus auf den Weg. Beide lagen ringend am Boden. In demſelben Augenblick aber ſtürzte Bollmann herzu, machte Lafayette'n los, und hielt den Gegner, den er entwaffnete, mit ſtarker Hand niedergedrückt. Inzwiſchen war der eine Soldat hinten vom Wagen abgeſprungen, und in das Feld geflohen, der andre auf dem Bock, ſobald er ſich unbeachtet ſah, hatte den Wagen umgelenkt, und jagte zur Stadt zurück. Schon hatte Bollmann auch ſeinen Gegner losgelaſſen, der allein und ohne Waffen nichts thun konnte, als dem Wagen nacheilen. So ſtand denn der befreite Lafayette mit ſeinen nie vorher geſehenen Freunden auf der offnen Landſtraße, und es galt nun für alle drei ſchleunige Flucht. Allein im Augenblicke des Ringens waren die Pferde wild geworden, hatten ſich gebäumt, und als Huger, um Bollmann beſorgt, dieſem helfend näher treten wollte, war ihm das eine Pferd entſprungen, und lief nun im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, in Olmütz mußte bald Lärm werden, und Eifer und Mittel zum Nachſetzen konnten dort nicht fehlen. Ueberdies hatten eine Menge Landleute, die auf dem Felde beſchäftigt waren, den Vorgang zum Theil ganz in der Nähe mit angeſehen; noch ſtanden ſie unthätig, aber wie leicht konnten ſie ſich beſinnen und weitere Flucht erſchweren! In dieſem Drange war Lafayette's Rettung das einzige Augenmerk. Bollmann gab ihm kurze mündliche Weiſung über das Nächſtnöthige, einen Zettel mit ausführlicheren ſchriftlichen Angaben, eine Börſe mit Geld, und beſchwor ihn, das eine noch vorhandene Pferd zu beſteigen, und allein fortzureiten, auf der großen Straße bis Hoff, dort eine halbe Stunde auf die Andern zu warten, ſie würden Mittel ſuchen, ihm zu folgen; kämen ſie aber in dieſer kurzen Friſt nicht nach, ſo möchte er für ſich allein weiter nach Schleſien zu kommen ſuchen; Orte, wo er ſichre Zuflucht fände, waren ihm namhaft gemacht. Nach einigem Widerſtreben, dem aber ſeine großmüthigen Retter nachdrücklich ein Ende machten, ritt er ſpornſtreichs davon, und war ihnen bald aus dem Geſicht.

Digitized by Google

Inzwiſchen hatte nur dreihundert Schritt von dem Tummelplatz ein Bauer das entlaufene Pferd aufgefangen; Bollmann und Huger eilten dorthin; der Bauer gab das Pferd für ein Trinkgeld willig zurück. Jetzt ſchien ihre eigne Rettung nicht zweifelhaft; allein das ungebärdige Thier wollte durchaus keinen zweiten Reiter aufſitzen laſſen; das hiezu abgerichtete Pferd hatte Lafayette bekommen. Da kein Zwang und keine Kunſt half, und die größte Eile drängte, ſo rief Huger: das Unheil mit den Pferden verſchulde er, er ſei auch weiter nicht für die Sache nöthig, Bollmann ihr aber noch fernerhin unentbehrlich, derſelbe ſolle für ſich und Lafayette ſorgen, er ſelbſt werde ſchon zu Fuß durchkommen. Und ohne weiter Antwort abzuwarten, entfernte er ſich raſchen Laufes dem Walde zu.

Bollmann ſpornte ſein Pferd, und kam ohne Aufenthalt nach Sternberg; nur zehn Minuten vor ihm war der Reiter, nach dem er fragte, durchgekommen. In größter Haſt folgte ihm Bollmann. Als er aber nach Hoff kam, fand er ihn nicht, derſelbe mußte einen falſchen Weg eingeſchlagen haben. Zurückzukehren wäre fruchtlos geweſen, ja konnte ſogar für Lafayette ſchädlich werden; noch war die Hoffnung vorhanden, ihn am nächſten Zufluchtsort in Schleſien glücklich wiederzufinden. Um 10 Uhr Abends war Bollmann jenſeits der öſterreichiſchen Gränze, um 1 Uhr Nachts traf er in Ratibor ein, um 7 Uhr des andern Morgens konnte er in Tarnowitz ankommen. Dies war das erſte Ziel, wohin er Lafayette in Sicherheit bringen wollte, dort konnten ſie unbeſorgt drei Wochen verſteckt bleiben, und alle Zeit für weitere Maßregeln gewinnen. Sie konnten auch gleich durch Polen nach Danzig gehen, wofür im voraus Päſſe und Empfehlungen bereit lagen. Die Umſtände des Augenblicks würden beſtimmt haben, welcher Entſchluß wäre vorzuziehen geweſen. Für die eigne Sicherheit hätte Bollmann den Weg nach Danzig ſogleich wählen müſſen. Allein er dachte nicht an ſich, ſondern nur an Lafayette. Nach vergeblichem Harren, da Niemand kam, da ſich an keinem der Orte, wo ſichre Kundſchaft zu erwarten war, die geringſte einfand, nicht von Lafayette ſelbſt, aber auch nicht

Digitized by Google

von seinem Entweichen, und noch zum Troste eben so wenig von seiner Wiedereinfangung, so faßte Bollmann die Hoffnung und Besorgniß, derselbe könne auf einem andern Wege über die Gränze gekommen sein, und nun ohne Hülfe umherirren. Diese Vorstellung bewog ihn, sich alsbald wieder aufzumachen, und von Ratibor längs der Gränze hin mehr als zwanzig Meilen weit nach Waldenburg zu gehen. Dort hatte er einen Freund, dessen Pferde er nehmen, und mit einem der Gegend kundigen Mann diese durchstreifen wollte, um Lafayette aufzusuchen, ihm fortzuhelfen. Er traf die mannigfachsten Anstalten zu diesem Zwecke, suchte seine Mittel für alle denkbare Fälle einzurichten. Doch schon für jenen zu spät, und für ihn selber unglücklich! Lafayette war bereits wieder in Gefangenschaft, und Bollmann wurde, als er kaum seine kühnen Nachforschungen beginnen wollte, verhaftet und zuerst nach Olmütz, dann aber nach Wien abgeführt.

Wir müssen uns nach Lafayette umsehen. Dieser war von Sternberg, gleich vom Thore ab, einer falschen Richtung gefolgt; nicht ganz aus Irrthum, er wollte einem österreichischen Reiterregiment, welches zufällig auf dem Marsche sich in dieser Gegend befand, ausweichen, und späterhin auf die große Straße wieder einlenken. Durch den starken Ritt war aber sein Pferd erschöpft, und stürzte zusammen; er mußte es liegen lassen, und seinen Weg zu Fuß fortsetzen. Von einem Bauer, dem er einige Goldstücke bot, erhandelte er bald ein andres Pferd, und ritt so gut es gehen wollte weiter. In der Nähe von Braunseifen wurde er des Weges unsicher, seine Erkundigungen machten ihn verdächtig, er wurde angehalten und vor den Dorfschulzen geführt. Dieser wußte nichts von Staatsgefangenen, hielt aber den Fremden für einen Landstreicher, und wollte ihn nicht sogleich losgeben. Lafayette benahm sich jedoch so klug und gemessen, daß man schon im Begriff war, ihn wieder fortreiten zu lassen, als ihn ein Ladendiener, vielleicht der einzige Mensch in der ganzen Gegend, der ihn so genau gesehen hatte, erkannte und namhaft machte. Man hielt ihn nun auf's neue fest, ohne doch seine Wichtigkeit zu ahnen. Aus Olmütz hatte man ihm

Digitized by Google

auf der großen Straße nachgesetzt, und glaubte, in Bollmanns Spur die seinige zu haben; an die Nebenstraße hatte Niemand gedacht. Drei Tage lang saß er hier, wo die Kühnheit und Gewandtheit seiner Freunde ihn noch allenfalls hätten freimachen können; erst am vierten Tage kam auf die spät empfangene Meldung ein Commando von Olmütz, um ihn dahin abzuholen. Er wurde in strengsten Gewahrsam genommen, und in sein früheres Gefängniß zurückgebracht. Dies war für ihn der Ausgang des allzu kühnen und doch wunderbar schon halb gelungenen Unternehmens! Bekanntlich blieb er seitdem noch drei Jahre in Gefangenschaft, bis die österreichische Regierung endlich einwilligte, ihn gegen andre Gefangene, welche die französische Republik für ihn losgab, auszuwechseln.

Huger entkam aller Verfolgung glücklich, seine Person und sein Name hatten die wenigste Aufmerksamkeit auf sich gezogen; er ging bald nach Amerika zurück, und lebte in seinem Vaterlande, wo er die Stelle eines Obersten bei der Miliz erhielt, in angesehenen Verhältnissen; wegen seiner Theilnahme an dem Versuche zu Lafayette's Befreiung wurde er dort allgemein gepriesen; Lobreden und Gedichte feierten seinen Ruhm noch spät bei allen wiederholten Gelegenheiten, wo die Begeisterung für Lafayette sich in den Vereinigten Staaten so glänzend aussprach. Weigel wurde verhaftet, da er jedoch bei dem Unternehmen nicht persönlich zugegen gewesen, auch die Schriften und Geldsummen, welche ihm für mögliche Fälle anvertraut waren, schon in Sicherheit gebracht hatte, und sich unter seinen Papieren nichts Verdächtiges fand, so wurde er bald wieder frei gelassen, und er entging weiteren Verdrießlichkeiten durch die Anstellung, die er bei dem portugiesischen Gesandten am dänischen Hofe, dem Grafen Souza-Coutinho, erhielt, der ihn als Arzt in portugiesische Dienste und mit nach Italien nahm, wohin er selber seiner Gesundheit wegen alsbald abreiste.

Das härteste Loos schien für Bollmann fallen zu müssen; er war der Urheber und Anführer eines räuberischen Ueberfalles, eines Angriffs gegen die öffentliche Gewalt, welchen diese nicht

Digitized by Google

ungeſtraft laſſen konnte. Seine Freunde zitterten für ſein Leben; das gelindeſte Urtheil ſchien ewige Gefangenſchaft über ihn ausſprechen zu müſſen. Er wurde in Ketten gelegt; kein Licht erhellte ſeinen Kerker; Alles um ihn her war ſtumm, jede Verbindung mit der Welt abgeſchnitten. Gleich bei ſeinem erſten Verhör machten aber ſeine rückhaltloſe Aufrichtigkeit, ſein freimüthiges Bekenntniß, und die edle Stärke ſeines ruhigen und einfachen Weſens einen für ihn höchſt vortheilhaften Eindruck. Seine That erregte in der Welt unglaubliches Aufſehen, überall wurde ſie beſprochen, gerühmt und bewundert, letzteres faſt am meiſten in Wien ſelbſt, wo die beſondern Umſtände des romantiſchen Abentheuers mit lebhafter Begier vernommen wurden, und bald auch das Ergebniß der Verhöre nicht mehr geheim blieb. Eine Menge von Menſchen ſprachen für ihn mit wärmſtem Eifer, ſuchten ihn zu rechtfertigen, zu entſchuldigen, beſonders zeigten die Frauen großen Antheil. Perſonen von höchſtem Range, durch menſchenfreundliche Regung aufgefordert, verwandten ihren ganzen Einfluß zu ſeinen Gunſten; manche ſcheuten nicht, ihre ſonſtigen Grundſätze einen Augenblick zu verläugnen, und hier eine Ausnahme zu verlangen; die Richterſtrenge ſelbſt fühlte ſich erſchüttert. Durch die Kraft dieſer allgemein verbreiteten Stimmung, und durch andre Einwirkungen, deren letzter Zuſammenhang noch jetzt mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt, wahrſcheinlich aber in menſchenfreundlichen Verbrüderungen zu ſuchen iſt, geſchah das Wunder, welches beſonders in den damaligen Zeitumſtänden als ſolches gelten muß, daß Bollmanns Geſchick, dem nur die dunkelſte Wendung vorbehalten ſchien, unvermuthet die glücklichſte nahm. Die öſterreichiſche Regierung, welche im Praktiſchen von jeher einen freien Geiſt gezeigt, der bei außerordentlichen Dingen nicht karg am Hergebrachten haftet, behandelte Bollmanns Sache in ganz beſondrer Weiſe. Nach ſieben Monaten Gefängniß und Unterſuchung, die leicht eben ſo viele Jahre werden konnten, wurde er plötzlich weniger ſtreng gehalten, und ihm bald nachher unerwartet angekündigt, daß er frei ſei, und gehen könne, wohin er

Digitized by Google

wolle, ohne andre Strafe, als daß man ihm auferlegte, die österreichischen Staaten sogleich zu verlassen und künftighin zu meiden.

Diese wunderbare Milde, welche nur ihn persönlich betraf, aber auf Lafayette nicht überging, setzte mit Recht alle Welt in Erstaunen, und der Dank vieler Herzen wandte sich segnend dahin, wo ein so großartiges Verfahren entstehen konnte. Wie Bollmann lange nachher die Schuld der Dankbarkeit werkthätig abgetragen, werden wir später zu sagen haben.

Bollmanns damalige Stimmung und Ansicht in Betreff des Vergangenen und seiner nächsten Zukunft erkennen wir zum Theil aus dem Bruchstück eines Briefes, den er an dieselbe bewährte Freundin richtete, in deren Vertrauen wir ihn schon die früheren Bekenntnisse niederlegen sahen. Zwei spätere Briefe geben uns einen Blick auf den ferneren Verlauf seines Lebens, welchem jenseits des Weltmeers ein neuer Wirkungskreis sich glücklich eröffnete.

9.

Leipzig, den 10. August 1795.

Also von Karlsruhe aus wäre die erste Nachricht meiner wiedererlangten Freiheit nach Bremen gekommen! Und wer denn, liebe Freundin, ist Ihr Correspondent in Olmütz? Warum hat er mich nicht besucht, da ich doch in den letzten vierzehn Tagen Freunde sehen durfte? Oder ist's wohl gar der gute Rosenfels gewesen, der Ihnen die erste frohe Nachricht gab? Schreiben Sie mir darüber, denn ich bin recht sehr neugierig, das zu wissen! —

Daß ich nicht bei Ihnen sein kann! Ich hätte Ihnen so viel zu erzählen! Meine Plane haben sich seit 1793 nicht geändert. Mit den Memoiren ging's nicht, konnte es nicht gehen, um der Schlechtigkeit einiger einzelnen Menschen willen. In Hamburg, wo ich schon vorhatte, was in Mähren fehlgeschlagen ist, wurde ich von einem Manne, der Aufsehen in der literarischen Welt macht, auf's schändlichste hintergangen. Lafayette hatte dann von neuem dringende Briefe geschrieben. Der Minister der Vereinigten Staaten interessirte sich für die Sache. Er und Viele glaubten, ich sei der Einzige aus ihrer Bekanntschaft, der nützlich werden könne; sie forderten mich auf! — Ich liebte Lafayette, ich hatte durch die fehlgeschlagene Reise nach Berlin noch mehr Enthusiasmus für

Digitized by Google

seine Freiheit bekommen. Ich hielt die Handlung, wozu man mich aufforderte, — eben der Fruchtlosigkeit aller anderen angewandten Mittel wegen, weil nur Privatrache, Furcht, sich ein Dementi zu geben, und eine thörichte Politik ihn verfolgte, — weil seine Gefangenschaft an und für sich höchst ungerecht war, — weil man mit der größten Verletzung von Treu und Glauben sich seiner bemächtigt hatte, — weil eben deßwegen sogar beim Frieden sich wenig für ihn hoffen ließ, — nicht für moralisch unrecht. — —

— Zu fragen würden Sie viel noch haben. Sie würden sehn, daß man mir keinen gegründeten Vorwurf machen kann; daß ich that, was ich thun mußte; was sich unter den gegebenen Umständen nicht besser thun ließ. Ausführlich kann ich jetzt nicht schreiben! —

Ich habe Ketten getragen! Ich bin ohne Licht, ohne Luft, ohne Bette, ohne Buch, ohne irgend eine Nachricht von meinen Freunden, für eine geraume Zeit gewesen. Man behandelt im Preußischen einen Straßenräuber besser, als ich im Anfang in Olmütz behandelt wurde. Dennoch bin ich immer gesund und heiter gewesen; ich habe nicht gelitten. Man leidet mehr von Uebeln, die man fürchtet, als die man erfährt. Jeder unglückliche Zustand trägt in sich seine Hülfsmittel. Das Geringfügigste ist ein Schatz, wenn man durchaus in der größten Beraubung sich befindet. Darin liegt Hülfe. — Um keinen Preis gäbe ich die gemachten Erfahrungen. Es war sehr consequent, zu leiden, gefangen zu sein. Aber ich bin sehr glücklich gewesen. Meine Gefangenschaft von Anfang bis zu Ende war ein Triumph der Freundschaft. Sonst verliert man Freunde im Unglück. Ich habe neue gemacht. Mir ist Hülfe von Menschen gekommen, die ich vorher nie kannte, deren Thätigkeit, um mir nützlich zu werden, außerordentlich mit Aufopferung verbunden gewesen ist. Wie wäre ich auch sonst schon frei? Daß ich darüber nicht mehr schreiben kann, nicht mehr schreiben darf! — Das Geschöpf, welches mir auf der Welt am liebsten ist, und zuverlässig eines der gebildetsten Mädchen in Deutschland — ach! daß Sie sie kennten, liebe Freundin! sie wohnt in Hamburg — mit dem habe ich, eben der Ungewißheit meines Schicksals wegen, nie correspondiren wollen! Ich hatte mich ihr gebunden — sie war frei! Auch sie wollte mir, durfte mir, um ihrer Eltern, ihrer Freunde willen, nie schreiben. Mein Unglück überkam ihre Grundsätze! Hundert Mittel wurden versucht, doch mit Vorwissen des Mannes ihrer Schwester, meines Freundes. Endlich — den ersten Brief an mich, den ersten, den ich je von ihr sah — er war in die Hände meines Richters gefallen, er las ihn mir vor! — Bald hernach erhielt ich einen andern von ihr, innerhalb der Mauern meines Gefängnisses! — Ich hatte in Gedanken Abschied von meiner Freundin genommen, wie man mich nach

Digitized by Google

Olmütz brachte! — Sie so wiederzufinden! ich glaubte, ich sollte sterben vor Freude! — Bin ich nicht zu beneiden? Ist's nicht der Mühe werth, so unglücklich zu sein? Und was liegt nun vor mir? — Selbst um Lafayette's willen wollte ich nicht, daß nicht geschehn wäre, was geschehn ist! Es wird Alles gut, sehr gut werden! Zwei meiner Brüder sind im Begriff, nach Amerika abzugehn! Wenn ich Sie nur sehn könnte, und den lieben Herrn Vetter! Warum sind Sie auch nicht ein bischen näher! — Die freundschaftlichen Genüsse, die ich jetzt habe, bei so Vielen, die sich freuen, daß ich wieder da bin, sind unbeschreiblich! — Ich gehe über Dessau, Braunschweig, Hannover, nach Hoya, dann, wie Sie wohl denken können, nach Hamburg; dann nach England! — Von dort aus mehr! — Verzeihen Sie diesen wilden Brief, liebe Freundin; ich habe zu viele zu schreiben, um ruhiger schreiben zu können! Er wird Ihnen dennoch, hoffe ich, lieb sein! — Grüßen Sie herzlich Ihre ganze Familie. Auch die Offenbacher. Alle die Lieben, die mir gut sind! —

Was macht Boeckh? In Wien habe ich einen Brief von ihm erhalten, worauf ich nicht antworten konnte, eben weil ich sah, daß er mit Allem gänzlich unbekannt war. Er glaubte, ich sei in Wien als Arzt! — Ich möchte, aus manchen Gründen, den Faden mit ihm gern wieder anknüpfen! Wenn Sie ihn doch den wesentlichsten Inhalt meiner Briefe wissen lassen könnten. Er ist ja nicht weit von Ihnen; kömmt vermuthlich zuweilen nach Karlsruhe! Er mag immer, wenn Sie's erlauben, meinen großen Brief ganz lesen! — Was macht Ihre Schwester, Schwager, Bruder? was Ihre Kinder? Luise habe ich in Offenbach im letzten Jahre gesehn. Sie ist immer das gute, sanfte, liebe Mädchen! — Ich schlich mich damals nur durch Frankfurt!— Mir war sonderbar. Es ist unangenehm, wenn man heimlich sein muß, wo man offen gern sein möchte. Wenn man keine klare Rechenschaft von sich selbst geben kann! —

Leben Sie recht wohl. Vermuthlich schreibe ich Ihnen noch Einmal von Hamburg. Sie sollen mich gewiß nie verlieren; erhalten Sie mich auch hübsch bekannt mit Ihrem Hause. Wer weiß, wo Sie und ich, oder ich und die Ihrigen, uns noch begegnen? —

Briefe nach Hamburg addressirt, kommen mir immer zu, selbst wenn ich nicht in Hamburg bin, die gegebne Addresse ist bleibend. Adieu, liebe, theilnehmende Freundin! Adieu, lieber Herr Vetter! —

Glauben Sie nicht, daß Ehrgeiz oder wilde Begierde mich treiben oder trieben. Ich glaube, consequent gehandelt zu haben. Die Umstände warfen mich wider Willen in sonderbare Lagen. Auf dem kürzesten Wege möchte ich gern dem häuslichen Glück und der stillen Freude zueilen. Ich glaubte, und glaube noch, sie so auf dem kürzesten Wege zu finden. Selbst

die dabei interessirt sind, die sie theilen sollen, denken so. Drum geschah, was geschehn ist. Mehr kann ich darüber nicht schreiben.

J. E. Bollmann.

10.

London, den 24. October 1795.

Ihren Brief, liebe Freundin, vom 16. August, habe ich richtig erhalten. Er hat mir viel Freude gemacht. Gern hätte ich den versprochenen vom Herrn Vetter noch erwartet. Er ist nicht gekommen, und ich muß nun fort. — Es sind noch sonderbare Dinge seit meinem letzten Briefe vorgefallen. Eine unglückliche Verbindung von Umständen hat mich in Hamburg von dem Gegenstand gerissen, dessen Andenken, dessen Briefe im Gefängniß mir Trost waren. Ob auf immer, auf wie lange, das weiß ich nicht! — Wir sind aber Freunde, alle Freunde. — Sie glaubte sich ihrer Pflicht opfern zu müssen, und das kann man ja nicht tadeln! —

Ich gehe mit schönen Erwartungen, — an denen ich jedoch nicht hänge —, mit vielen Mitteln nach Amerika. Was ich selbst und die Umstände daraus machen können, muß die Zeit lehren. Auf jeden Fall werde ich mit den ausgezeichnetsten Menschen dort bekannt werden, und Gelegenheit haben, mich von Vielem zu unterrichten. — Die Gewalt der Umstände wird auch Lafayette bald befreien. Ich hoffe, in Geschäften bald wieder nach Europa zurückzukommen.

Es schmerzt mich, daß Boeckh nicht glücklich ist; mehr noch, daß er keine Aussicht hat, es zu werden. Alles um ihn herum muß ihm verdrießlich sein. Wo man einmal sehr unglücklich gewesen ist, da hat man die Meinung wider sich; da kömmt man zu nichts mehr. Fort in's Weite, das wäre am besten! Ich wollte, daß ich Aussichten in Amerika für ihn finden könnte. Dahin kommen kann man leicht. Neue Umgebungen machen einen neuen Menschen. Wo ein reiner Anfang, da ist ein besserer Fortgang! — Die Kriegsunruhen umgeben Sie nun wieder. Ich hoffe, daß Sie davon nicht leiden! — Sollte ein Krieg zwischen England und Amerika ausbrechen, so ist es besser, die Briefe für mich an Herrn Sieveking in Hamburg zu senden, mit der Bitte, sie zu besorgen. Die Sachen, wobei viele kleine interessante Dinge sind, liegen mir sehr am Herzen. — Danken Sie ja dem lieben Rosenfels recht herzlich in meinem Namen. Ich glaube, er hat in Brünn die Akten gern sehn wollen. Ich denke, meine Unternehmung wird noch nützliche Folgen haben. Mein Gehn nach Amerika wird dadurch veranlaßt. Schreiben Sie mir ja, liebe Freundin, wenigstens zweimal im Jahr, und dann hübsch von Allem. Sie und die Ihrigen müssen mir nicht fremd werden; ich will's eben so machen. Nichts ist unangenehmer, als wenn man durch Entfernung sich

Digitized by Google

allmählig abstirbt. — Amerika ist ein schönes, vielversprechendes Land, das große Vortheile vereinigt; keine Vorurtheile, keine alte fehlerhafte Einrichtungen, und die zahllos daraus entspringenden Schwierigkeiten zu bekämpfen hat; daher von den Erfahrungen der verflossenen Jahrhunderte mehr Nutzen ziehn kann, wie nie kein Land noch konnte! —

Die liebe Griesbach muß sich mehr ermüden, muß allein, in einem lustigen, geräumigen Zimmer schlafen. Sie muß sich mit dem eignen Verstande mehr als mit Medizin curiren; muß härter leben, zuweilen durch dick und dünn waten. — In Leipzig wurde eine allerliebste Dame, die zehnjährige Noth ihrer Aerzte, gesund, wie der Mann Bankrott machte! — Es sollte mich nicht wundern, wenn die Nachbarschaft der Franzosen für den verschleimten Magen gut wäre! — Sie sehn, ich kann das Doctern noch nicht lassen. In jedem Rath ist meistens etwas Gutes. Nehmen Sie so vorlieb!

Leben Sie wohl, meine gute, inniggeliebte Freundin! — Leben Sie wohl, mein lieber Herr Vetter. Sein Sie überzeugt, daß ich auch jenseits der Meere und überall treu und unwandelbar Ihr und der Ihrigen Freund sein werde! — J. E. Bollmann.

N. S. Ich muß heute kurz sein. Morgen geht's zu Schiff; und es ist ärger, wie eine Vorbereitung zum Tode; so viel Einrichtungen hat man zu machen, wenn man in eine andere Welt geht, die noch zu dieser gehört. —

IV.

Bevor Bollmann nach Amerika überschiffte, hatte er noch in Betreff Lafayette's eine große Unannehmlichkeit zu erleiden, welche ihm der Unbedacht eines Freundes zuzog. Die erwähnte Denkschrift, welche zu Gunsten Lafayette's dem Könige von Preußen hatte überreicht werden sollen, war durch Bollmann von Hamburg aus, mit Lally-Tolendal's und Clermont-Tonnere's Vorwissen, abschriftlich an Huber gesandt worden, der damals in der Schweiz lebte. Derselbe sollte sie jedoch geheim halten, und nur dann erst im Druck mittheilen, wenn ihm von den Leitern dieser Angelegenheit deßfalls eine bestimmte Weisung zugegangen wäre. Auch beging Huber gegen diese Vorschrift keinen Fehler, machte jedoch einen weit gefährlicheren Mißbrauch. Georg Forster, ebenfalls Bollmanns Freund, aber in die französische Revolution tiefer verflochten, und mit der heftigen Parthei fortschreitend, in deren Augen die gemäßigte, zu welcher

Bollmann und seine französischen Freunde gehörten, schon als Feinde und Verräther galten, war von Paris an die schweizerische Gränze gesandt worden, und hatte diese, um Huber und seine eigne bei demselben lebende Familie in Travers zu besuchen, ohne Erlaubniß überschritten. Hieraus konnte ihm in Paris ein Todesverbrechen gemacht werden, und er sann auf eine gültige Ausrede. Huber hatte ihm die Denkschrift für Lafayette gezeigt, sie enthielt mancherlei, was den damaligen Gewalthabern in Frankreich wichtig sein konnte, unter andern den Beweis, daß der Feldmarschall Luckner als General der französischen Republik gegen diese einen Verrath begangen habe. Luckner war schon seiner Befehlführung entsetzt, die Anklage gegen ihn vollständig, sein Todesurtheil gewiß; ihm konnte demnach nichts mehr schaden; Forster hielt es aber für sich nützlich, wenn er eine Abschrift jenes Aufsatzes, für den Fall, daß er selbst angeklagt würde, vorzeigen, und den Zweck, sich diese Abschrift zu verschaffen, als den seines Besuches bei Huber angeben könnte. Huber gab ihm die Abschrift, welche zwar glücklicherweise nicht als das Zeugniß gegen Luckner, der bereits guillotinirt war, noch für Forster, der unangeschuldigt blieb, zu dienen brauchte, allein durch dessen bald erfolgten Tod, in fremde Hände gerieth, und in Paris unter dem Titel: **Mémoire de Lally-Tolendal au roi de Prusse, pour réclamer la liberté de La Fayette,** öffentlich im Druck erschien. Groß war das Aufsehn, welches diese Bekanntmachung verursachte, und der Verdruß Bollmanns, der dieselbe unmittelbar von Huber ausgegangen glaubte. Er machte diesem daher bittre Vorwürfe. Huber konnte sich rechtfertigen, daß wenigstens die Bekanntmachung nicht durch ihn unmittelbar verschuldet worden; er theilte den ganzen Hergang dem Freunde aufrichtig mit, und dieser war, in Betracht der schwierigen Verhältnisse, und daß es sich um Forsters Rettung gehandelt, für das Vergangene leicht befriedigt, entnahm aber auch diesem Verdrusse die warnende Lehre, wie gefahrvoll die beste Meinung sich verwickle, wenn sie, anstatt strengen Pflichtgeboten zu folgen, willkürlichem Gutdünken sich überläßt.

Digitized by Google

11.

Philadelphia, den 27. November 1797.

Mit vielem Vergnügen, liebe Freundin, sehe ich aus den letzten Briefen von Hamburg, daß das Schiff daselbst angekommen, und meine Briefe vom 31. Juli Ihnen und Boeckh also wahrscheinlich geworden sind. Als einen Beweis meiner Aufmerksamkeit und meines Andenkens, und weil ich weiß, daß Sie an meinem Geschicke Theil nehmen, bin ich so frei, Ihnen ein Exemplar eines gedruckten Zirkularbriefes zuzusenden, welcher selbst Ihnen vermuthlich nicht ganz uninteressant sein dürfte, und wovon ich mir viele Vortheile verspreche.

Unser junges Etablissement hat übrigens einen so guten und glücklichen Fortgang, daß wir unsere Erwartungen zuweilen übertroffen fühlen, und wenn nur unser Vater einwilliget und unsre Mittel etwas vergrößert, so hoffe ich bald ihm noch mehr Respectabilität und Solidität durch eine Verbindung zu geben, die so vernünftig sein wird, als wenn sie nur Convenienzsache, und so herzlich, als wenn sie nur romantisch wäre. — Wir kennen uns seit achtzehn Monaten, und seit zwölf arbeite ich diesem Plan entgegen.

Dann sind meine größten Sorgen einstweilen vorüber, und dann will ich Ihnen auch recht lange Briefe schreiben.

Der beikommende Brief war schon vor sechs Monaten gedruckt. Aber Nachfrage und einige andere Umstände veranlaßten uns, davon eine vermehrte und verbesserte Auflage zu machen. — Haben Sie die Güte, ihn meinem Freund Boeckh mitzutheilen.

Ich bedaure auch um Ihrentwillen, daß der Frieden von Deutschland noch nicht nahe scheint. Aber Sie entwichen schon so mancher Gefahr, daß ich hoffe, Ihr gutes Geschick wird Sie und die Ihrigen förderhin unversehrt erhalten. —

Ich hoffe, bald von Ihnen, vom Herrn Vetter, von Boeckh, von allen Freunden zu hören — wo ist Herr von Rosenfels jetzt? — und empfehle mich einstweilen der Fortdauer Ihrer Liebe. J. E. Vollmann.

N. S. Sollten vermögende Leute aus Ihrer Gegend und in Ihrer Bekanntschaft, etwa der Kriegsunruhen halber, wie das der Fall sein könnte, ihre Kapitale in einem fremden Lande in Sicherheit zu bringen wünschen, so bitte ich den Herrn Vetter, solchen diesen Brief mitzutheilen, und unser Haus ihnen zu empfehlen. — Kaspar Voght und Sieveking in Hamburg — Männer von der ersten Respectabilität —, werden, wenn es erforderlich wäre, unsern kaufmännischen guten Charakter bezeugen. — Ich schreibe dies sehr ernstlich. — Man hat bisher Gelder in Holland und England angelegt. Sie werden wissen, und auch aus unserem Briefe sehn, warum sie da nicht mehr sicher sind. — Nichts scheint vernünftiger,

Digitized by Google

als sie in den Vereinigten Staaten anzulegen. — Wir können hier besser beurtheilen, wie sie hier gut untergebracht werden können, als wie sich das in Europa thun läßt. — Die Art, wie sich Gelder uns am füglichsten übermachen lassen, ist im Brief angegeben. — Wir empfehlen uns daher, wenn Gelegenheiten vorkommen, der vorzüglichen Aufmerksamkeit des Herrn Vetters. Es ist sonderbar genug, wie Dinge herumkommen. Unsre vorzüglichsten Geschäfte sind jetzt mit Schlesien, dessen Manufacturwaaren wir zugeschickt erhalten und hier verkaufen. Meine Abentheuer in dem Revier verschafften mir dort Zutrauen und Freunde! —

Sie wundern sich wohl ein bischen, liebe Freundin! — Sein Sie unbesorgt! Wiewohl ein Wucherer, wenn Sie wollen, kein Rost von niedrigem Eigennutz soll jemals auf meinem Charakter haften!

Interessen berechnen, Preisverzeichnisse studiren, Proben sammeln, Briefe schreiben, Verkäufe machen, — das wechselt ab mit Dichter lesen, Aufsätze schreiben, Politik studiren; — dies ist ein gutes Leben genug. Und soviel weiß ich wenigstens, daß selbst das spirituellste Metier seinen guten Antheil von Tagelöhnerarbeit hat.

Außer Lewis ist noch ein jüngerer Bruder, Andreas Vollmann, mit uns, der unserm Entwurf zufolge sich künftig mit uns verbinden wird. Er ist erst siebzehn Jahr alt, und lernt die Handlung jetzt.

Es freut mich oft, daß der Herr Vetter vom kaufmännischen Stand eine so gute Meinung hatte.

Bleiben Sie meine Freundin, liebe Base. Sie sollen noch Freude an mir erleben!

V.

In Amerika war Vollmann mit offnen Armen aufgenommen worden; die zahlreichen Freunde und Verehrer Lafayette's hatten sich sogleich ihm angeschlossen, ihm ihre wärmste Dankbarkeit bezeigt, und ihm die eifrigsten Anerbietungen gemacht. Sein thatkräftiger Sinn, sein ruhiges, feines Benehmen, und seine bescheidene Selbstständigkeit erweckten allgemeines Wohlwollen. Mannigfache glänzende Vorschläge, die man ihm that, lehnte er ab, und wollte sein Fortkommen nur auf die eigne freie Thätigkeit gründen. Nur Raum für diese und vorläufiges Zutrauen wünschte er, und beides fand er reichlich. Wir haben gesehen, daß er mit seinen Brüdern in Philadelphia ein Handlungshaus gründete. In dem schon erwähnten Um-

Digitized by Google

laufschreiben, durch welches das Haus seine Errichtung anmeldete, ertheilte Vollmann umständlichen Bericht vom allgemeinen Zustande der Dinge in den Vereinigten Staaten, von dem Umfange und den Bedingnissen der dort möglichen Geschäfte, von den persönlichen Verbindungen und Aussichten, welche sich seinen Unternehmungen günstig zeigten. Diese Darstellung, vier Druckbogen stark, ist ein merkwürdiges Zeugniß der gründlichen Kenntniß und des reifen Sinnes, so wie der rechtlichen Denkart des jungen Verfassers und noch jüngeren Geschäftsmannes, und dürfte wohl verdienen, bei andrer Gelegenheit wieder abgedruckt und als ein sprechendes Bild der damaligen, jetzt ungemessen fortgeschrittenen Verhältnisse bewahrt zu werden.

Das Unternehmen hatte den glücklichsten Erfolg, und Vollmann stand bald in der mannigfachsten und ausgebreitetsten Geschäftsthätigkeit. Dabei studirte er unablässig die Natur in allen ihren Richtungen, die Bezüge der Kunstfertigkeiten, des allgemeinen Verkehrs, des Staatslebens, und selbst der Religion. Die thatsächlichen Anschauungen stützten sein Denken, dieses gab jenen ein helleres Licht. Das Glück begünstigte ihn; er gelangte zu bedeutendem Ansehn und Wohlstand, und lebte geschätzt und geliebt unter seinen neuen Mitbürgern, in deren Mitte er sich nun auch durch die Hand einer edlen und liebenswürdigen Frau heimathlich festgehalten sah. Seine glückliche Ehe gab ihm zwei Töchter. Sein Wirkungskreis erweiterte sich fortwährend; er machte eine große Reise durch die ganze Ausdehnung der Vereinigten Staaten, durch die Urwälder, zu den fernsten Bergen, über die Seen. Er nahm nicht minder Theil an dem politischen Leben seines neuen Vaterlandes, wo sich in den damaligen Umständen zwei bestimmte Partheien einander gegenüberstellten, die Demokraten und die Föderalisten. Vollmann gehörte zu den letztern, in welchen sich vorzugsweise die Hinneigung zu England und zu gemäßigtem Freiheitssinne zeigte, dem sogar ein aristokratisches Element nicht zuwider war. Mit den Häuptern dieser Parthei, höchst achtungswürdigen und bedeutenden Männern, stand er in naher Verbindung, und durfte erwarten,

Digitized by Google

auch als Staatsmann einst in angesehener Wirksamkeit aufzutreten.

Inzwischen hatte die französische Revolution in Europa die wunderbarsten Wandlungen durchlaufen, und in Napoleons Herrschaft den höchsten Gipfel ihrer dem Anfange schon längst ungleichartigen Erscheinungen erreicht, bis endlich auch diese Gestalt zusammenstürzte, und eine glückliche Zukunft in der Wiederherstellung ehemaliger Zustände und allgemeinen Friedens verheißen wurde. Schon oft hatte Bollmann gewünscht, Europa wiederzusehen, und seine lieben Verbindungen dort, welche durch den Krieg fast ganz unterbrochen worden, zu erneuern. Er hatte das Unglück gehabt, seine Gattin zu verlieren, und fand sich dadurch um so mehr gemahnt, die noch lebenden Angehörigen in Deutschland aufzusuchen. Aber auch der Umfang und die Bedeutung seiner Geschäfte, und neue Unternehmungen, die sich ihm eröffneten, machten seine Gegenwart in der alten Welt nothwendig. Er hatte wichtige Entdeckungen im Gebiete der praktischen Physik und Chemie gemacht, aus welchen große Vortheile zu ziehen sein konnten. Die bedeutendsten Aufträge wurden ihm anvertraut. Ja sogar politische Zwecke konnten von seinem Beobachtungsgeiste förderliche Ausbeute hoffen. Er kam nach England, wo er mit den ersten Staatsmännern sogleich in Verbindung trat; für die Geschäfte des Handels und betriebsamer Unternehmungen bot ihm das große Haus Baring einen festen Anhalt, der jeden andern entbehrlich machte. In Frankreich, wohin er sich dann begab, lebte noch sein Andenken im besten Ruhme bei den alten Freunden fort, die zum Theil jetzt in den höchsten Aemtern und im größten Einflusse standen. Auch hier eröffneten sich ihm eine Menge von Verhältnissen, die gewöhnlich dem Einwirken des Privatmannes verschlossen sind, deren Behandlung aber in dem Lande, wo sich ein Franklin entwickeln konnte, der ächten Bürgerbildung, wie anderswo der Amtswürde, zuständig und geläufig wird. Doch London und Paris konnten ihm nicht genügen; nicht nur ein romantischer Trieb, der sich leicht begreifen läßt, sondern auch geschäftliche

Digitized by Google

Anläſſe von großer Wichtigkeit, denen er zu folgen hatte, zogen ihn durchaus nach Wien, wo zum großen Congreſſe die machtvollſten und glänzendſten Vertreter der europäiſchen Welt ſich ſchon verſammelten.

Eingedenk der früheren Verwarnung, fragte er bei dem öſterreichiſchen Geſandten an, ob ihm der Zutritt in Oeſterreich wohl erlaubt werden möchte? Wie fern lag jener alte Vorgang dem jetzigen Zuſtande, wie tief begraben in der Erinnerung! Der Bürger der Vereinigten Staaten, der wirkſame Geſchäftsmann, der von Lord Caſtlereagh und von dem Fürſten Talleyrand eifrig Empfohlene, hatte nichts mehr gemein mit jenem tollkühnen Abentheurer; der Mann, für den er Leben und Freiheit gewagt, war kaum noch ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, geſchweige denn des Haſſes. In der Noth des Kampfes und in der Freude des Sieges waren ganz andre Ausſöhnungen erfolgt, ganz andre Unbilden vergeſſen worden! Bollmanns vorſichtige Anfrage wurde daher ſehr gut aufgenommen, und durch die Verſicherung beantwortet, er dürfe ohne Scheu nach Oeſterreich reiſen, Niemand werde ihn dort wegen der alten Geſchichte beunruhigen. Er empfing die nöthigen Päſſe, und reiſte nach Wien.

Im October 1814 traf er daſelbſt ein, als die Geſchäftsarbeiten noch wenig im Gang, das Gedränge der geſelligen Bewegung aber am größten war. Hier, wo die glänzendſten Perſönlichkeiten ſo leicht verblichen, fand der einfache, aber mit Sachkunde und Bildung auftretende Bürger alsbald die ausgezeichnetſte Beachtung. Er hatte der öſterreichiſchen Regierung mancherlei Anträge zu machen, bei welchen er theils in eignem Namen, theils in dem des Hauſes Baring auftrat. Mit den Häfen des adriatiſchen Meeres hatte Oeſterreich einige Linienſchiffe zurückbekommen; in Idria lag Queckſilber angehäuft, das ſeit mehreren Jahren wegen des Krieges nicht hatte nach Amerika verſchifft werden können; dieſe Gegenſtände, im Betrage ſehr großer Summen, wollte er ankaufen; auf der Donau ſollte die Dampfſchifffahrt eingeführt, und darüber ein Vertrag abge-

Digitized by Google

ſchloſſen werden. Während Bollmann dieſerhalb Unterhandlungen anknüpfte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der Finanzen hingezogen, und beſonders auf die große Maſſe Papiergeldes, welche aus den frühern Kriegsjahren übrig war und das Land als ein empfindliches Uebel drückte. Der Finanzminiſter Graf von Stadion, an welchen Bollmann wegen ſeiner Geſchäfte gewieſen war, gewann bald ein großes Vertrauen zu deſſen Einſichten und praktiſchen Fähigkeiten, und klagte über den ſchwierigen Kampf, den er gegen dieſes unaufhörlich ſchwankende Papiergeld zu führen habe, die Verminderung deſſelben ſei durchaus nothwendig, nur vermöge man die beſten Hülfsmittel dazu noch nicht aufzufinden. Bollmann verfaßte hierauf eine Denkſchrift, worin er bündig und klar, in der einfachſten Darſtellung, dieſe Hülfsmittel angab. Seine Anſichten und Vorſchläge machten Eindruck, und wurden von allen öſterreichiſchen Staats- und Geſchäftsmännern, denen ſie mitgetheilt wurden, durchaus gebilligt. Der Fürſt von Metternich nahm den Urheber perſönlich mit großem Wohlgefallen auf, und äußerte den Wunſch, derſelbe möchte durch den Präſidenten der Vereinigten Staaten eine dauernde diplomatiſche Anſtellung in Wien erhalten. Gentz, der auch in den Finanzſachen öfters zu Rath gezogen wurde, konnte nicht aufhören, Bollmanns Einſicht zu rühmen, und ſuchte eifrig ſeinen Umgang. Auch der Banquier Freiherr von Eskeles, durch vertraute Kenntniß der Oertlichkeit und innern Verhältniſſe, ſo wie durch umſichtige Geſchäftskunde und durchdringenden Scharfſinn höchſt ausgezeichnet, erklärte ſich einverſtanden mit dem vorgelegten Plane. Wirklich wurden in den nachherigen heilſamen Finanzmaßregeln, ſo wie bei den Grundlagen der bald hervortretenden Nationalbank, einzig Bollmanns Angaben und Entwürfe befolgt, und er iſt ſonach als der eigentliche Stifter dieſer in den öſterreichiſchen Finanzen neuen Epoche zu betrachten, deren ſegenreiche Wirkſamkeit noch ſtets fortdauert. Er arbeitete ohne Eigennutz und Belohnung, aber mit dem ſüßen Gefühl, dem Staate nützlich und dankbar zu ſein, in deſſen obrigkeitliche Gewalt er einſt freventlich eingegriffen,

Digitized by Google

und der ihn dafür mit Großmuth und Nachsicht behandelt hatte!

Nicht nur den Staatsmännern Oesterreichs, auch denen andrer Länder wurde Bollmann in Wien vortheilhaft bekannt. Der preußische Finanzminister, Freiherr von Bülow, besprach mit ihm den Plan, durch Dampfschiffe die Elbe zu befahren. Der russische Finanzminister, Graf Gurieff, trat in Briefwechsel mit ihm über den Vorschlag, aus Platina Geld zu münzen, der viele Jahre später in Rußland wirklich zur Ausführung kam, und wozu Bollmann eine damals noch geheime Verfahrungsart anzubieten hatte. Auch der hannöversche Staatsminister, Graf von Münster, freute sich seines ausgezeichneten Landsmannes, und setzte großes Vertrauen in ihn. Mit Cotta, der zu Wien in einem großen, sowohl politisch als literarisch bedeutenden Kreise wirkte, fand Bollmann viele Anknüpfungspunkte. Der deutsche literarische Zustand aber befriedigte ihn im Ganzen wenig; Goethe'n ausgenommen, waren die neuesten Dichter und Philosophen ihm fast unzugänglich, und er verhehlte nicht, wie sehr sie ihn befremdeten. Dagegen war er einer der Ersten, der in jener Umgebung mit lebhaftem Rühmen von Walter Scott und mit hoher Begeisterung von Lord Byron sprach.

Der Gang aller Verhandlungen und Geschäfte war weitaussehend; Bollmann konnte ihre Entwickelung für jetzt in Wien nicht abwarten, denn andre wichtige Verhältnisse forderten dringend seine Gegenwart in England. Er reiste vor beendigtem Congresse dahin ab.

Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba nach Frankreich, welche die Völker Europas in abermalige Verwirrung gesetzt hatte, wurde nach kurzer Dauer durch den Sieg Blüchers und Wellingtons bei Bellealliance wieder ausgelöscht, und der Thron der Bourbons zum zweitenmale hergestellt. Während der hundert Tage dieser zweiten Herrschaft Napoleons war aber auch Lafayette aus seiner Zurückgezogenheit hervorgetreten, und als Mitglied der Repräsentantenkammer das eigentliche Werkzeug der zweiten Abdankung des Kaisers und seiner Entfernung aus Paris

Digitized by Google

geworden; zugleich hatte er für die Unabhängigkeit Frankreichs, und gegen die Einmischung der Verbündeten in dessen innere Angelegenheiten, sich stark erhoben, und zu diesem Zweck eine schwierige Sendung mit übernommen. Bollmann, der in dieser Zeit eine kurze Anwesenheit in Paris machen mußte, sah den alten Freiheitsfreund ganz in alter Weise handeln, in denselben Grundsätzen wie ehemals, und fand nicht nur diese folgerecht, sondern auch das Benehmen des vielgeprüften Mannes tadellos. Dieser hatte jedoch an der Spitze der Angelegenheiten nur eben erscheinen, aber nicht sich behaupten können, wie dies ihm und allen denjenigen immer begegnet ist, welche in den wogenden Ereignissen nicht dem Strome, sondern unnachgiebig einer starren Richtung folgen wollen. Der Haß und Unglimpf aller Partheien schüttete sich darauf heftig gegen ihn aus, man sagte laut, neben begründetem Tadel, auch die falschesten Dinge von ihm. Dies wollte Bollmann nicht leiden, und so grobe und unwahre Anklagen seinem theuern Lafayette abwehren. Er schrieb zu diesem Behuf eiligst einen Aufsatz unter dem Titel: „Einige historische Notizen, die neuerlichen Ereignisse in Frankreich betreffend", sandte denselben an Cotta, und dieser ließ ihn in der Allgemeinen Zeitung und in den Europäischen Annalen, an letzterem Orte mit hinzugefügten Belegen, sofort abdrucken. In der Fluth politischer Stimmen machte sich diese bemerklich genug; sie fiel durch schlichte Entschiedenheit auf, und brachte Thatsachen und Ansichten zur Sprache, welche tief in den Streit der Partheien eingriffen. Gentz erhob sich als Gegner, und schrieb heftig gegen den unbekannten Verfasser, nicht ahnend, daß dieser derselbe Mann sei, mit welchem er eifrig Briefe wechselte, und welchem Oesterreich eine seiner wichtigsten Angelegenheiten vertraut hatte! Bollmann lächelte zu dem wunderlichen Zusammentreffen, und mochte den Streit nicht weiterführen, da kein Ergebniß davon zu hoffen sein konnte. Ihn selbst beschäftigten wieder ganz andre Gegenstände. Er war bereits wieder in England, und schiffte sich nach Amerika ein, um seine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und seine beiden Töchter nach Europa abzuholen.

Digitized by Google

Hier schließen sich aus dieser und der nächstfolgenden Zeit einige an Varnhagen gerichtete Briefe an, aus welchen die Gesinnungen, Verhältnisse, Thätigkeiten und Aussichten, in welchen Bollmann unermüdet strebte, einigermaßen zu ersehen sind. Sie machen übrigens keinen andern Anspruch, als die Züge seines Bildes, die wir von seiner Jünglingshand mitgetheilt haben, durch einige hinzugefügte Striche von der Hand des gereiften Mannes zu vervollständigen.

12.

London, den 13. September 1815.

Sie wollen mir also keine Ausschnitte senden? wollen nichts dazu beitragen, daß ich meinen Töchtern zeigen könne, wie vielerlei Talente es in Deutschland giebt!

Und Frau von Varnhagen — ist Sie mit Ihnen — gesund — heiter? das Letzte ist schwer in der Mitte von so viel bedrängten, und so viel elklichen Leuten — ich verstehe hierunter nicht die Pariser.

Ich wollte, sie wäre hier. Wenn Ihr in Wien des alten würdigen Pouthon's Thätigkeit zusagte, so würde sie hier nicht aus der Ekstase kommen, wenn Sie sähe, wie man groß sein kann in der Arbeit, und magnifik in Anstalten des Nützlichen! Demungeachtet sind die Engländer beschränkt, kalt, steif, wenn Sie wollen. Es läßt sich schwer Alles vereinigen!

Der Prinz-Regent sagt nun laut, man habe Unrecht gethan, den alten König hinzusetzen — denn er verhindert uns, setzt er hinzu, Exempel zu statuiren! — Die Welt liegt im Argen!

Ich lasse Frau von Varnhagen bitten, sich vor den Doctoren zu hüten — selbst vor Koreff, wiewohl einer der Besten. — Meinen Gruß an Oberst von Pfuel. Ich bedaure, daß ich ihn so kurze Zeit gekannt habe. Und recht viel Schönes, Herzliches an Schlabrendorf. — Auch seinetwegen verlass' ich Europa ungern, und glichen ihm Viele, so sollte nichts mich abhalten, zurückzukommen, selbst auf Kartoffeln und Wasser! —

— Was wollen denn Sie — Sie Allürte — zuletzt noch in Frankreich anfangen? — Haben Sie von Cotta gehört? E. Bollmann.

13.

London, den 15. Juli 1816.

Ihren Brief, lieber Varnhagen, vom 25. September, mit den schönen Ausschnitten, erhielt ich erst in Amerika, spät im Frühjahr. Er war mir recht erfreulich, und meine Mädchen haben die Ausschnitte sehr bewundert.

Digitized by Google

Sie sehn, daß ich Wort halte. Am 16. Mai gingen wir von Philadelphia ab, am 12. Juni waren wir in Liverpool — nach einer kurzen, schönen Ueberfahrt — nur wären wir am 10. an der Küste von Irland beinahe gescheitert. Ein dichter Nebel verbarg das Land, der Kapitain war unvorsichtig, und verlor nachher alle Gegenwart des Geistes, wie wir umringt waren mit Felsen und nicht wußten, wohin uns wenden. Die Mädchen benahmen sich recht heroisch, und wir zogen uns glücklich aus der bösen Lage.

Seit drei Wochen sind wir hier. Ich schrieb gleich an Schlabrendorf, zu erinnern, wo Sie wären, er hat aber nicht geantwortet. Ich lasse diesen Brief auf's Gerathewohl nach Berlin gehn. —

Mehrere Angelegenheiten werden mich für's Erste hier aufhalten. Meine weiteren Bewegungen werden von Umständen abhängen. Die Absicht ist, wenigstens einige Jahre in Europa zuzubringen. Da meine Töchter nun mit mir sind, so zieht mich nichts mehr stark nach Amerika zurück, es sei denn bessere Aussichten für diese. — Es erschreckt mich zuweilen, sie nun in einer Welt zu sehn, wo, außer mir, sie Niemand kennt und liebt, und wo sie Niemand angehören. — Mein Leben schien mir nie so nothwendig. Weibliche Geschöpfe, vorzüglich wenn sie mehr Werth als Schönheit besitzen, vertragen das Verpflanzen nicht gut. Ich denke oft an Sie, und Ihre liebe Frau, und wollte, wir wären uns näher. —

Stadion — wie ich so eben gehört — bringt nun alle meine Pläne zur Ausführung. Bedeutend ist diese Revolution doch gewiß, und von mir ging sie aus, wiewohl mich in der Sache Niemand nennt, und mir auch daraus bis jetzt noch nicht der mindeste Vortheil entsprungen. Mein Plan ist in allen Zügen — im Wesentlichen, wie im Besondern, beibehalten worden, nur hat man sich Eine Abweichung erlaubt, die mir gefährlich scheint. Die allmählige Einziehung der im Umlauf bleibenden Scheine, nach Errichtung der Bank, sollte nach meiner Idee durch den Verkauf der neuen 2½ Prozent tragenden Staatsobligationen bewirkt werden. Die Bank sollte diese gegen Scheine verkaufen, und der Staat der Bank für die so eingezogenen Scheine neue Obligationen geben — die sie dann hätte wieder verkaufen können — und so fort. — Dann hätte man den Gang des Geschäfts in seiner Gewalt behalten, der Staat hätte den Vortheil des Markts genossen, und der Cours hätte sich allmählig gehoben. Statt dessen erbietet man sich, ¼ baar Geld den Inhabern zu bezahlen, und ¾ zu 1 Prozent zu fundiren. — Die ganze Papiermasse dürfte sich also plötzlich zur Umgestaltung vordrängen — das ist weniger vortheilhaft, ja gefährlich — wenn man nicht wenigstens 50 bis 60 Millionen in Münze in Bereitschaft hat, und es können daraus viel Unbequemlichkeiten für's Publikum entstehn. Hat man indessen die Münze, so bin ich's zufrieden; im entgegengesetzten

Digitized by Google

Fall, und wäre man der Nothwendigkeit ausgesetzt, zu den Eingeladenen sagen zu müssen: ihr müßt wiederkommen, — halte ich den guten Erfolg des ganzen Systems für gefährdet —, ihr Knaben hütet euch, die Klugheitslinie auch nur ein Haar breit zu verfehlen! — An Stadion und Gentz habe ich seit meiner Ankunft hier geschrieben. Ob sie mich wohl brauchten? — Esterhazy hier war diesen Morgen ausnehmend freundlich — fragte mich auch gleich, ob ich wohl Lust hätte, nach Wien zu gehn? — Das müßte sich aber doch der Mühe verlohnen, und dann ist Berlin nicht weit davon — das wäre recht schön. — An einen bleibenden regelmäßigen Aufenthalt in Wien würde ich nicht denken. Das Schöne ist weg, sobald man Jemand im Wege steht, und Sie wissen, es kommt nicht leicht wieder. —

Der Aufsatz über die Vereinigten Staaten blieb in Gentz's Händen, Was daraus geworden, weiß ich nicht! —

Ist Adam Müller jetzt in Leipzig? — und wo ist Wiesel? und Schlegel? — Was erwarten Sie vom Congreß in Frankfurt? — Alles dies wüßt' ich gern, und von Ihnen, aber vor allen Dingen, und ganz besonders, und vorzugsweise schreiben Sie mir recht viel von Ihrer lieben Frau — wo sie ist, und wie sie ist, und wo sie sein wird, damit ich berechnen könne, wie ich mich bewegen muß, um Ihnen Beiden recht bald wieder zu begegnen!

Machen Sie keinen Gebrauch von diesem Brief, der Jemand in Wien in üble Laune setzen könnte, ich habe mich über Niemand zu beschweren.

Ich setze hier Verschiedenes in den Künsten in Gang, das mir sehr vortheilhaft werden dürfte.

An Ihre Frau viel Hochachtungvolles, Schönes und Liebes von meinen Töchtern und mir selbst. — Schreiben Sie mir recht bald — initiiren Sie mich in dem Bedeutenden, das vorgeht, und sich zubereitet — ein freundlich Wort an Auguste, wenn sie in Ihrer Nähe ist. Der Ihrige, wie immer, warm und wahr. E. Bollmann.

Wo ist Carl Sieveking? —

14.

London, den 25. October 1816.

Ihren freundschaftlichen Brief vom 8. August so lange nicht beantwortet zu haben, ist durchaus unverzeihlich. Sie hätten indessen — Sie Beide — ganze Bände von mir zu durchlesen, wenn man niederdenken könnte statt niederzuschreiben. — Ich bin sehr beschäftigt, um ein großes chemisches Etablissement zu organisiren, das mir die Mittel abwerfen soll, künftig herumzureisen, zu thun und zu sagen, was mir gefällt, und was ich für Recht halte, ohne mich um Jemand zu bekümmern. Es läßt sich auch an, als ob mir das vollkommen gelingen sollte.

Digitized by Google

Den 1. November.

So weit war ich gekommen, wurde unterbrochen, und der Brief blieb unvollendet. Diesen Morgen empfing ich Ihren zweiten vom 23. October, welcher nicht der dritte ist, denn die Italiäner haben sich noch nicht sehen lassen. Die Gewissensbisse werden nun zu groß. Ich setze mich also gleich hin, und will nicht aufstehn bis der Brief expedirt ist.

Im Juli, als ich Ihnen zuerst schrieb, hielt ich's für wahrscheinlich, daß man mich veranlassen würde, nach Wien zu gehn, und dann hofft' ich Sie zu sehn. Die Erwartung hab' ich aber längst fahren lassen. Die Sachen gefallen mir überhaupt mehr und mehr besser wie die Menschen, und im chemischen Manufacturfach ist hier noch Vieles zu thun. — Einer meiner Freunde hat das Raffiniren der Zucker so sehr vervollkommt, daß er $\frac{1}{4}$ mehr Ertrag erhält, als nach der gewöhnlichen Art. Man bot ihm für seine patentirte Erfindung 40,000 Pfund Sterling, die er ausschlug. — Er veräußerte aber, an Einzelne, das Recht, sich derselben zu bedienen, und hatte sich so schon ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling verschafft, als ihn der Tod abholte. Er starb vor einigen Wochen. Eine Tochter und sein Bruder, der Herzog von Norfolk, sind untröstlich über seinen Verlust. — Ich fürchte mich, ich weiß nicht warum, vor einem ähnlichen Schicksal. Wenn mir's in weltlichen Dingen mal recht gelingt, so wird's gewiß nicht lange dauern. — Dies hindert mich aber nicht, fortzuarbeiten. Seit ich hier bin, hab' ich eine Association zu Stande gebracht zwischen mir selbst, einem reichen jungen wissenschaftlichen Mann, dessen Steckenpferd die Chemie ist, und einem Schwaben, der in Frankreich zu großen chemischen Operationen erzogen worden. — Wir kauften ein großes Etablissement an der Themse, eine halbe deutsche Meile von der Stadt, dessen Besitzer kürzlich starb. — Da destillirt und reinigt man Holzessig nach einer neuen patentirten Methode, und fabrizirt alle die Waaren oder Artikel, die mit Essig was zu thun haben — als Spangrün, Bleizucker, auch Soda — und viele andere. Der Gewinn darauf ist von 100 bis 200 Prozent, so viel einfacher, schneller und besser ist unsere Art zu arbeiten. Es fehlt aber an Schwierigkeiten nicht. — Die Nachbarn sagen, die Fabrik verfälscht die Luft, und wollen uns forttreiben, vorzüglich weil unsere Arbeiter alle Deutsche sind. Die Consumteurs ziehn die gekannte, schlechte, theuere Waare der ungekannten, wohlfeileren, schöneren vor, u. s. w. — und diese Schwierigkeiten machen vorzüglich mir zu schaffen, denn der Engländer giebt das Geld, der Schwabe dirigirt die Fabrik, und ich das Ganze. — Ueberdies hab' ich noch selbst ein Laboratorium, wo ein Arbeiter unter meiner Anleitung den Chromat von Blei fabrizirt, — die schöne neue gelbe Farbe, — wozu ich die Materialien mit von Amerika brachte. — Wir haben auch ein Patent

Digitized by Google

für eine neue Art, das Holz zu verkohlen. — Man erleuchtet hier mit Steinkohlengas die Stadt. — Mit dem Holzgas verkohlen wir das Holz. Das eingeschlossene Holz ist oben. Sein herunter geleitetes Gas wird Flamme unten. Es verkohlt sich mit seiner eigenen Hitze. — Ich verhandle jetzt mit dem Gouvernement die Anwendung dieser Erfindung in seinen Pulverfabriken. — Und so bin ich denn den ganzen Tag, von 8 Uhr Morgens auf den Beinen, während die Mädchen lesen, schreiben, spielen, singen, Muthwillen treiben u. s. w. — um 5 Uhr wird gegessen — von 7 bis 9 nehmen die Geschäftsschreibereien weg — um 9 Uhr wird Thee getrunken, von 9 bis 12 Uhr beschäftigen wir uns mit Physik, Mineralogie, und dergleichen, machen allerlei Experimente mit Luftpumpen, elektrischen Maschinen u. s. w., und amüsiren uns höchlich. Gegen 1 Uhr gehen wir zu Bette und schlafen ohne uns zu rühren. — Dies ist buchstäblich unsere Tagesgeschichte, worin nur gelegentlich das Schauspiel, die Oper, ein Ball, eine Einladung, eine Spazierfahrt — einige Veränderungen machen. — Es soll mir indessen künftig, wenigstens an Sie und Ihre liebe Frau zu schreiben, ein Stündchen übrig bleiben. — Ich freue mich der vielen Dinge, die ich in den letzten 12 Monaten in Anregung gebracht, und zum Theil zu Stande gebracht habe. Wenn mir's vollkommen gelingt, so habe ich für meine übrigen Lebenstage Ruhe. — Auch hoffe ich, während des Winters die Maschine so vollkommen und regelmäßig in Gang zu bringen, daß wir im Sommer eine Ausflucht nach Frankreich und Deutschland machen können, wonach uns Allen recht lüstet. —

Von Gentz habe ich, seit fünf Wochen, einen noch unbeantworteten Brief von dreizehn Seiten. „Er selbst habe sich in das Finanzfach geworfen, da doch die Politik jetzt nicht viel zu thun gebe — die vielen Gründe, warum man im Plan die von mir mißbilligte Veränderung (oder vielmehr den Zusatz) habe machen müssen, würden ein Buch erfordern. Die Leute seien so dumm, das Mißtrauen sei so groß, das Andringen so unbändig. Es solle indessen Alles gut werden am Ende. Mein Hinüberkommen wäre recht schön. Auch woll' er, bei der Zurückkunft nach Wien (er war im Bade) gleich sehn, daß man mir zur Reise Lust mache" u. s. w. u. s. w. — Der Zusatz hat, für die gute Sache, beinahe Alles unwiederbringlich verdorben, wenigstens das Erreichen des guten Zwecks unendlich erschwert. — Mit einem ungeheuern baaren Geldvorrath wäre die Maßregel kaum vernünftig gewesen; mit einem beschränkten (wo denn die schon erfolgte Einstellung derselben unausbleiblich) war sie ganz ungeheuer dumm. — Die Bank sollte das Mittel, das Werkzeug der ruhig durchzuführenden, großen Operation werden. Guten Glauben und Vertrauen wieder zu begründen, war die erste Rücksicht. — Der Ueberfluß des gesunkenen Papiergeldes disponirte das Publicum, zur Bank begierig

Digitized by Google

zu unterschreiben. Der Münzvorrath des Gouvernements konnte der neuen Institution Gewicht und Kraft geben. Statt diese günstigen, zum Zweck schnell führenden Umstände klug zu benutzen, wirft man die Alternative hin, läßt durch's angebotene Abbezahlen der ⅔ (der Cours war zwischen 300 und 360) einen augenblicklichen Gewinn von 30 bis 40 Procent wahrnehmen, ohne die Obligationen für die ⅔ auch nur in Anschlag zu bringen. Die Banksubscription wird nun vernachlässigt, auf die ⅓ stürzt sich Alles hin — die Banknoten sind dem Publicum nur Anweisungen auf Geld, um so mehr, weil doch Jeder schon fühlt, es könne so nicht fortgehn. Das Gouvernement muß endlich die Maßregel zurücknehmen, die Zahlungen einstellen, und der Credit der Bank wird schon zertreten, ehe sie einmal angefangen hat zu existiren, — und dies hätte Gentz nicht vorhergesehn? — Die Ersten, welche im Geheimniß waren, die Ersten für die ⅔ an der Thür — waren doch in großem Vortheil —! Daß meine ehrlich gemeinten, uneigennützigen, vernünftigen Vorschläge eine Einleitung, ein Instrument zu Privatspeculationen geworden sind — ist doch ärgerlich, wenn man sich über's Alltägliche und Gemeine ärgern dürfte! — Es ist aber sehr natürlich, daß man nicht sehr begierig sein kann, mich in Wien zu sehn. — Wenn ich Zeit hätte, und es der Mühe sich lohnte, so ließe sich ein recht interessantes Pamphlet über diese Geschichte schreiben. —

Meinen Aufsatz gegen Niebuhr hat Gentz noch. Ich schreib' ihm, ihn zu verbrennen. — Niebuhr ist abwesend, und der Zeitpunkt vorüber. — Daß der Aufsatz von Paris aus den Eindruck gemacht, und die Bewegung veranlaßt hatte, wovon Sie schreiben, war mir ganz unbekannt. Ich wäre gern in Deutschland, wo ich doch Vieles fände, das mir fehlt — auch Sie Beide — und wo mir's recht wohl sein würde, vorzüglich wenn ich Alles mitbrächte — wo ich auch noch Manches wirken könnte — aber es ist am besten, jetzt hier fort zu arbeiten, um mich, vielleicht, nach einiger Zeit dort in der gewünschten Lage zu befinden, wenn ich nicht alt werde, und steif und kalt, eh's so weit kömmt. —

Es überraschte mich recht, Sie in Karlsruhe zu wissen. — Da machte ich meine ersten Studien. Der vor einiger Zeit verstorbene Staatsrath Brauer (dort in hohem Andenken) war mein Vetter. Mit ihm lebt' ich drei Jahre im Hause. — Auf der Reise nach Wien — nach zwanzigjähriger Abwesenheit — kam ich durch Karlsruhe. Ich kam an in der Nacht. — Der Vetter — todt. Hofrath Böckmann — den ich sehr geliebt, dem ich Vieles dankte — todt. Dieser todt — jener todt — nur Titel, der Kirchenrath, (Logiker, Metaphysiker) an dem hing noch Leben. — Wenn die Gekannten, Geschätzten, so allmählig sterben, bemerkt man's nicht, aber nach so langer Abwesenheit ist's wie eine Schlacht. —

Digitized by Google

Ich wanderte im Dunkeln durch die wohlbekannten Straßen — durch die Schneckengänge und Alleen im Garten hinter dem Schloß — die Bäume, die Sitze, waren noch da, die Atmosphäre herum war dieselbe — die Sterne standen auf den alten Plätzen, und die Erinnerung erster romantischer Gefühle und Abentheuer war in mir lebendig. Aber ich fühlte mich äußerst allein — was ich noch liebte, jenseits des Meeres — ich fuhr in derselben Nacht noch weiter. — Jetzt bin ich hier, und die sind mit mir; und Sie in Karlsruhe! —

Ueber dies Land und Vieles hätte ich Ihnen viel zu sagen. Dies muß ich versparen.

Mein Vetter Brauer hat eine Wittwe hinterlassen, eine zweite Frau, die eine vortreffliche Frau sein soll, die ich nie persönlich kannte. — Sie können vielleicht mit ihr bekannt werden. An ihre Vorgängerin, meine Pflegemutter, schrieb ich im Jahre 1793 von Leipzig aus, einen sehr langen Brief, ein Stück Biographie von dreißig bis vierzig Seiten, das viel Eindruck machte, und das ich gern hätte, wenn's noch existirt. —

Die Domeyer war kürzlich in Cheltenham, und erkundigte sich nach mir. Wenn sie zur Stadt kömmt, will ich sie aufsuchen. Graf Bentheim hat London schon lange verlassen. Paul Esterhazy ist ein guter Mensch, und recht freundlich. Das etwas herzliche, österreichische Wesen der hübschen Fürstin sticht mit der englischen Kälte recht ab. Gräfin Münster hat ein kleines Mädchen, — sehnt sich nach Deutschland.

Prinz Coburg und seine Prinzessin sind recht bürgerlich in einander verliebt. — Die unglückliche Lage, worin diese aufgewachsen ist, hat sie glücklich erzogen, — das heißt, hat die höfische Abnutzung und Verärmlichung verhindert, die im Hochleben so gemein sind. Sie fühlt stark, und will stark. Im Trauerspiel weint sie Güsse, lacht im Lustspiel, daß der Busen schüttert. Sie nickt auch im Schauspiel ohne Umstände denen zu, welchen sie wohl will — eine sonderbare Prinzessin, aber ein interessantes Geschöpf. — Prinz Coburg hat mich gefragt, wo Professor Röse! sei? Wissen Sie's? —

Herr Küper — Hofprediger hier — vormals sechs Jahre Lehrer oder Hofmeister in meines Vaters Hause, war viel um die Prinzessin Charlotte, und unterrichtete sie im Deutschen. — Ich habe viel Interessantes, sie betreffend, von ihm gehört. —

Adam Müller schreibt in Leipzig allerlei, das mir nicht gefällt, allerlei Beschränktes. Die ungeheuren Ausgaben Englands auf den Continent während des Krieges, brachten den Cours herunter, in natürlichen Worten — machten englisches Geld, machten Pfund Sterling spottwohlfeil; folglich kamen auch die englischen Waaren dem auswärtigen Consumenten wohlfeil zu stehn; folglich war der Absatz groß; folglich vermehrte sich —

Digitized by Google

unverhältnißmäßig — die fabrizirende Klasse; folglich fütterten — indirect, aber doch recht wirklich, die ungeheuern, von den Bemittelten bezahlten, im Auslande ausgegebenen, als Prämie auf Ausfuhr operirenden Taxen — die arbeitenden Ärmeren. Der Krieg, die Taxen hören auf, oder vermindern sich, der Cours wird besser (wie man zu sagen pflegt), also englische Waaren theurer, und die Ausfuhr bedeutend geringer. Man findet, daß man für die regelmäßigen Weltverhältnisse, und Englands natürlichen Antheil an der allgemeinen Thätigkeit, ein paar Millionen Menschen hier zu viel hat — die Noth und Elend allmählich aufreiben muß. — Dies ist die wahre Erklärung des jetzigen Zustandes der Dinge hier. Dazu kommt noch, daß des Kriegs Aufwand und Verschwendung nicht mehr existiren; daß die vorzüglich leiden müssen, welche davon lebten; und daß immer die neuen Leidenden schreien, und Lärm machen, während die Leidensgewohnten in der vergangenen Zeit, und denen es nun wohl wird, sich ganz ruhig halten. — Es giebt hier viel einzelne Bewegungen, und wird deren noch mehr geben, — aber das Lebensprincip des Staats ist stark und ungeschwächt, und Alles wird sich ins Reine arbeiten.

Während dieser Krise ist es ganz natürlich, daß die, in ungebührlicher Menge verfertigten, angehäuften Waaren verschleudert, weggegeben werden, aber es ist nothwendig, daß dieser Zustand vorübergehend sein muß. — Warum erhebt denn Adam Müller seine Stimme, und macht anerkannt wahren Grundsätzen den Krieg? — Wenn Manufacturisten vorübergehend leiden, so befinden sich auf der andern Seite die Consumirenden — die größere Anzahl — um so viel besser. Ein Staatsmann sollte auch Ohren haben für die Stillen!

Daß in der Staatenfamilie, wie in der einzelnen Stadt, Jeder mache, was er am besten versteht, und daß sich die Producte frei und ungestört vertauschen: das ist die wahre Lehre; dabei kommt ungezweifelt heraus das Bestbefinden der Masse; daran sollte man sich halten, wie sich die Natur an die großen Grundsätze hält, trotz gelegentlicher Erderschütterungen und Pestilenzen. — Wer immer den flüchtigen Umständen begegnen will, wird nie fertig, und erzielt nichts am Ende. —

Hier wird man gewahr, daß der Handel nicht wegen des Systems, sondern trotz des Systems geblüht hat, und daß das System nichts taugt. — Und Adam Müller predigt, man solle das System nachahmen! —

Hier wird man gewahr, daß, wer absetzen will, auch brauchen muß; daß aller auswärtiger Handel — daß aller Handel — sich in Tausch auflöst. Daß, wenn eine Nation nur verkaufen will, der Cours nothwendig sich so heben muß, daß aller Absatz aufhört; daß man also keine Art von Industrie zwangsweise haben muß, wenn man einen gesunden Handel haben will, sondern Alles gehen lassen muß seinen natür-

Digitized by Google

lichen Gang. — Nach dieser Ansicht hat man im letzten Tractat mit Amerika gehandelt — nach dieser möchte man immer handeln, nur daß man vom langbefolgten fehlerhaften, alten, kurzsichtigen System auf Einmal nicht abkommen kann. — Und dies System will nun Müller den Deutschen anempfehlen, den Deutschen aufbürden! Oder ist die chinesische Mauer wünschenswerth? Das will mir nun einmal nicht in den Sinn, — denn die Reibung — individuell, oder national — bringt den Menschen doch eigentlich erst heraus, und vollendet ihn, und erhebt ihn! — Ich muß wohl aufhören, — die Mädchen kommen immer herein, und denken, daß ich ungebührlich lange sitze. — Auch haben Sie für diesmal wohl genug! Ich habe nicht Zeit, das Geschriebene zu durchlesen — entschuldigen Sie mein Deutsch u. s. w. —

Lassen Sie Ihren Brief nicht registriren. Der letzte machte mir die Reise einer deutschen Meile, und beinahe eine halbe Guinee Unkosten, doch war das Vergnügen wohlfeil erkauft. Leben Sie Beide herzlich wohl.

E. Bollmann.

15.

London, den 28. November 1817.

Beide Ihre Briefe, lieber Varnhagen, und den von Ihrer lieben Frau, habe ich richtig erhalten. Wie soll ich Ihnen erklären, daß ich den ersten so lange nicht beantwortet? Ich bin immer in einem Gedränge von Geschäften gewesen — ich schrieb mehrmals mehrere Seiten — wurde unterbrochen — nachher paßte das Geschriebene nicht mehr zu den veränderten Umständen — der veränderten Stimmung. So gerieth die Antwort denn in Aufschub, und Sie wissen, wie's in solchen Fällen geht.

Ich danke Ihnen recht sehr für Ihre Bemühungen in Betreff der Papiere. Sie sind in guten Händen. Wenn Sie wieder eine Gelegenheit haben, wie die mit Bülow, senden Sie mir dieselben zu.

Meine Lage hier ist noch immer zu ungewiß, ich bin selbst hier zu wenig fest, um dem von den Karlsruhern Empfohlenen dienen zu können; als junger Mann war er überdies von sehr beschränkten Fähigkeiten, und flüchtig. Wie er sich ausgebildet haben mag, weiß ich nicht.

Mein intimster Jugendfreund, Doctor Boeckh, wohnt in Lörrach, ohnweit Basel. Ich möchte gern seine Art von Existenz und gegenwärtigen Verhältnisse kennen. Wenn Sie in die Gegend kommen, besuchen Sie ihn! Mein Name ist genug. Wir wechselten einige Briefe, wie ich in Wien war. Er ist gebürtig von Karlsruhe.

Ich habe, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, viel Mühe und Arbeit gehabt. — Einen fatalen Associé in meinen Geschäften hatte ich los zu werden — Vorurtheile wider neue Consumtionsartikel zu bekämpfen — mit der Ex-

Digitized by Google

cis-Behörde (Excise-Office) mich abzufinden — beunruhigte Concurrenten zu beſänftigen u. ſ. w. — Alles das habe ich nun ziemlich in's Reine gebracht, und wenn die Maſchine einmal gehörig im Gange iſt, ſo wird ſie wohl von ſelbſt gehn; oder nur wenig unmittelbarer Aufſicht bendthigt ſein. — Ich bilde jetzt einen geſetzten Mann, dem ich dann die Leitung anvertrauen kann, damit meine eigenen Bewegungen frei bleiben, welches ich vorzüglich wünſche.

Ihr letzter Brief, und der recht liebe von der Frau, fanden mich krank im Bette — ein Herbſtfieber, — das den Mädchen mehr Noth machte, als mir. Ich wußte nicht, ob's nicht anſteckend ſein könnte, und es war doch unmöglich, ſie von mir abzuhalten. — Wie ich beſſer war, ging ich nach Paris — nur auf eine Woche, ein Geſchäft mit A. Baring abzumachen — mich zu erfriſchen. Beſonderes fiel nichts vor. Indeſſen hörte ich die Catalani ſingen, und Schlabrendorf ſprechen. Das verlohnt ſich ſchon der Mühe. Ich habe auch Henriette Mendelsſohn geſehen, A. W. Schlegel, die Herzogin Broglie, und einige Andere.

Die franzöſiſche Sache ſcheint allmählig Geſtalt und Feſtigkeit zu gewinnen, aber die deutſche — giebt es denn eine deutſche Sache? Es gährt doch gewaltig, und wenn ich etwas von moraliſcher Chemie verſtehe, ſo muß es beim Gemiſch ſo mancher heterogener Elemente bald zum Aufbrauſen und Platzen kommen. Dann wird's allerlei dramatiſches Spectakel geben, und das wird Ihnen eben recht ſein.

Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen geſehn, — er iſt recht freundlich, findet die engliſchen Nebel ganz anders wie die deutſchen — ſie ſind pittoresk und impoſant. Uebrigens ſcheint er ſich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zweckloſen Gedränges bemerken. — Bülow ſcheint ein wackerer junger Mann zu ſein. Graf Münſter hat zwei Kinder, und nimmt ſich häuslich ſehr würdig aus, auch arbeitet er viel. Seine Frau — mit allen Vortheilen — fühlt ſich doch verpflanzt, und ſehr verpflanzt.

Der Tod der Prinzeſſin Charlotte hat viel ungeheuchelte Thränen fließen gemacht. Meine Töchter konnten, viele Tage durch, die gewohnte Herzensruhe nicht wiederfinden, und dieſe Stimmung war allgemein. Das ſchöne Beiſpiel einer moraliſch reinen und höchſt glücklichen Exiſtenz hatte für die Prinzeſſin und den Prinzen ein ſehr großes, allgemeines, lebhaftes Intereſſe erweckt, dem viele, nun zerſtörte Hoffnungen ſich anſchloſſen. Eine ganze Reihe von Ideen und Gefühlen treiben ſich nun im Leeren herum, ohne ſich wo anſchließen zu können. Denn mit der künftigen Succeſſion ſieht's nun weitläufig aus. — Prinz Coburg ſteht ſchön vor der Nation da. Wenn er in der öffentlichen Meinung die Aſſociation mit der geliebten Verſtorbenen nicht unterbricht, und hervorſtechend der edle Mann,

Digitized by Google

von unbescholtenen Sitten, unter dem corrumpirten Gesindel bleibt, so können, meiner Meinung nach, weitere Ereignisse seine Tage sehr bedeutend machen. — Aber da liegt noch so viel dazwischen, und so Wenige bleiben unter veränderten Umständen dieselben. —

Es freut mich recht, daß Ihnen — liebe Freundin — die Engländer in Brüssel so gefielen. Das Sinnige, Vernünftige, Gutbesorgte, Ueberlegte, Geordnete, der Regel, statt der Willkür und Laune Unterworfene — würde Sie hier in Allem — im Vieh wie im Menschen, im Leblosen wie im Belebten ansprechen. Sie würden überall bemerken, daß es hier zu Lande gerichtliche Gerechtigkeit giebt für ein mißhandeltes Pferd, für eine mißhandelte Ziege (man hat just zwei solche Processe entschieden), wie für einen mißhandelten großen Herrn, und selbst den Straßen und Heerstraßen sehen Sie's an, daß der Fußgänger im Staat eben so viel gilt, als der sich in Karossen Herumtreibende, oder doch etwas, und was Bedeutendes gilt. In dem Allen — in der durchgängigen Herrschaft der Regel, statt des Ansehns und der Willkür, liegt eben das Freie. Das möchten sie auch jenseits der See wohl, aber das geht doch aus dem Gewesenen hervor, und kann auch nur aus dem Gewesenen bleibend hervorgehn. Das scheint man nicht begreifen zu können! Deßwegen setzt sich der Despotismus sublimer Conceptionen, die dann doch auch an Narrheit gränzen, so oft an die Stelle des Despotismus verjährten Dünkels, und wird in seiner Ruhe bald wieder ein Opfer des kräftigern Despotismus gemeiner Ränke, und grundsatzloser Consequenz. — Alles bleibt am Ende oft beim Alten, weil man anfängt, wo man endigen sollte. Möchten doch Ihre wackeren Studenten auf drei oder vier Jahre unter den englischen Bauern auf Universitäten gehen!

Ich liebe die Engländer in Masse, und wer sie nur im Auslande einzeln sieht, der kennt sie nicht. Das Nationalgefühl ist indessen wesentlich zur glücklichen Existenz unter ihnen. Mir Fremden — wiewohl ich's nun kaum bin — ist für den Lebensgenuß das heitere Frankreich lieber. — Ein Engländer ist mir immer nur ein Theil eines Ganzen, dem ich nicht angehöre, und der mich nicht braucht, während im Deutschen und Franzosen oft ein Ganzes mich anspricht, dem ich viel sein kann. — Ueberdies ist Vieles auf dem festen Lande so gemüthlich und zusagend, mir wenigstens, der früheren Associationen wegen! — Kurz, ich suche hier frei zu bleiben, und mich so einzurichten, daß ich bald — vielleicht nächsten Sommer — meinen Töchtern das Vergnügen einer Reise nach Frankreich und Deutschland machen kann. — Wenn ich mit einem Frauenzimmer bekannt werden könnte, das etwas Schönheit, etwas Geld und viel Vernunft besäße, und mich leiden möchte, so würde ich mich wieder verheirathen — denn so allein zu sein in der Welt mit zwei jungen Dingern hat viel Unbequemes, und der Gedanke, künftig, ohne sie, noch mehr allein zu bleiben, ist wenig

Digitized by Google

erfreulich. — Laſſen Sie mich alſo immer wiſſen, wo Sie ſind, damit wir Sie finden, und Ihnen begegnen können.

Politiſch iſt Alles hier ſehr ruhig. Der Wohlſtand hebt ſich. Die Folgen des ſchnellen Ueberganges vom langen Kriege zum allgemeinen Frieden — die Stockungen und partielle Noth, die dadurch veranlaßt wurden, vermindern ſich täglich, wie die Induſtrie in einen regelmäßigen, dem verminderten Zuſtand der Zeiten angemeſſenen Gang zurücktritt. —

Iſt Malthus letzte (dritte) Ausgabe ſeines Werks „On population“ in's Deutſche überſetzt und geleſen worden? Wie ſteht's denn mit Adam Müller? Es ſcheint mir, als ob ihm etwas den Kopf verdreht hätte! — Gentz ſchreibt mir viel Artiges — man brauche in dieſen verkehrten Zeiten ruhige, ſinnige Leute, wie ich u. ſ. w. — das ſagt ſich wohl, doch ſcheint es Niemand zu wollen.

Wenn Sie's nicht müde ſind, an mich zu ſchreiben — halten Sie mich unterrichtet mit dem, was in Deutſchland vorgeht, und das ich aus anderen Quellen nicht lernen kann. Ich werde künftig mehr Muſe haben zum Antworten. —

Leben Sie recht herzlich wohl, erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief, und laſſen Sie mich wiſſen, daß Sie Beide ſo wohl und glücklich ſind, wie ich's wünſche. Briefe, ganz einfach an mich addreſſirt, werden mir ungeöffnet zukommen. Auch können Sie mir, wenn Sie Gelegenheit haben, durch die engliſche oder hannöverſche Geſandtſchaft ſchreiben, oder auch durch die preußiſche, wenn Sie's vorziehn. E. Vollmann.

16.

London, den 13. April 1819.

Sie werden daraus, daß ich Ihren und Ihrer lieben Frau Gemahlin Briefe ſo lange nicht beantwortet habe, hoffentlich nicht ſchließen, daß ſie mir gleichgültig waren. Im Gegentheil, ich habe ſie recht mit Freude geleſen, aber zum Schreiben und Antworten kann ich oft nicht kommen. Es liegt mir ſo Vieles auf, das beſorgt ſein will — und dann denke ich immer, ich werde Sie Beide bald ſehn. Aber der gewünſchte Augenblick, wiewohl er ſich immer zu nähern ſcheint, will immer noch nicht kommen.

Ich habe kürzlich über die bedeutende Frage der Zurückkehr zu Münzzahlungen an der Bank ein kleines Werk geſchrieben, worin ich ſage, was Viele denken, aber doch zu ſagen ſich fürchten. — Ich ſchickte einige Exemplare an Treuttel und Würtz in Paris, mit der Bitte, Ihnen eins davon zukommen zu laſſen. Ich hoffe, Sie haben's erhalten.

Die Frage iſt hier, wie alle ähnliche, Partheifrage geworden, und das rein Vernünftige wird hoffnungslos gepredigt, und der Prediger nicht ausposaunt, weil ſich die regen Leidenſchaften ſolcher Lehre am innigſten

Digitized by Google

anschließen. Die Opposition — worunter ich meine besten Freunde hier habe — sucht vor Allem und in Allem, was das Ministerium in Noth bringen könne — das Gemeinbeste ist nur Nebensache. Das Ministerium sucht vor Allem und durch Alles sich zu erhalten, und deßwegen wagt auch Vansittaert, mit den Uebrigen, nicht die beste Maßregel auszusprechen, und zu suchen, wenn er denkt, sie könnte der Menge doch mißfallen, die noch abergläubisch, und mit englischer Zähigkeit, an der Idee des Goldes hängt. — Indessen werden meine Verhältnisse immer interessanter, und die Schrift ermangelt nicht, viel Aufmerksamkeit zu erregen.

Ich sehe, Sie haben kürzlich Couriere abgefertigt, — sagen Sie mir denn doch, ob man diese That Sand's als eine individuelle betrachten muß, oder als den ersten Ausbruch einer Disposition, die sich weiter, vielfältiger, und erschütternder äußern wird. Lassen Sie mich doch wissen, wie Sie das Alles ansehn?

Wiesel, wie ich von Gentz höre, ist von Wien abgegangen. — Ich stelle mir vor, er hat bei Ihnen angesprochen, auf seinem Wege hieher, und vielleicht ist er noch in Ihrer Nähe. In dem Fall sagen Sie ihm doch, die Idee der Ueberkunft aufzugeben. Er wird Zeit und Mühe und Geld verlieren, denn seine Erfindung ist nichts werth.

Meine Töchter sind gesund und wohl, und beschäftigen sich jetzt mit der Erlernung der deutschen Sprache. — Wer wird denn hierher kommen an Humboldts Stelle, und was macht dieser? —

Es ist Alles hier in England so gespannt, daß einige bedeutende Fehler, von der Administration begangen, und sie ist deren fähig — leicht seridse Folgen haben könnten. In Amerika ist es anders. Der junge Staatskörper ist dort so voll von natürlicher Lebenskraft, daß selbst Unordnung und ein bischen wüstes Leben ihm nichts anhaben können.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau recht herzlich von mir. Diesen Sommer sehn wir uns vielleicht. Lassen Sie mich Ihre wahrscheinliche Bewegungen kennen, und sagen Sie mir auch, was für Gedanken Sie denn jetzt am meisten beschäftigen. Leben Sie herzlich wohl, und antworten Sie mir prompt, — ich will auch gewiß ein besserer Correspondent sein künftig.

E. Bollmann.

VI.

Mit diesem letzten Briefe hören unsre Nachrichten auf; nur durch die öffentlichen Blätter erfuhren wir nach einiger Zeit, daß Bollmann im Jahre 1821 eine neue Reise nach Amerika unternommen, und zwar diesmal nach Westindien und den ehe-

Digitized by Google

maligen spanischen Besitzungen des Festlandes, um wichtigen Anleihe- und Waaren-Geschäften, bei welchen wiederum das Haus Baring betheiligt war, persönlich vorzustehen. Im Laufe dieser Betreibungen, denen ein unermeßliches Feld eröffnet, und großer Gewinn vorauszusehen war, ereilte ihn unvermuthet der Tod. Er starb am 10. December 1821 zu Kingston in Jamaika an einem hitzigen Fieber, das er sich durch zu große Arbeitsamkeit zugezogen hatte. Seine beiden Töchter, Karoline und Elisabeth, waren in London geblieben, und sind späterhin, nachdem sie das Ableben ihres theuern Vaters tief betrauert, wie wir hören, in glücklichen Verhältnissen nach Nordamerika zurückgekehrt. Wir aber schließen unsern Abriß mit der Betrachtung, daß, wie es als das schönste Loos des Menschen erscheint, wenn seinem eingebornen Streben aus allen Verwirrungen der Welt die richtige Bahn sich immer wieder klar hervorhebt und unabsehbar neue Zielpunkte zeigt, wir es auch in dem Scheiden Bollmanns tröstlich anerkennen dürfen, daß er, seinem Sinne, seinen Fähigkeiten und Wünschen gemäß, bis zuletzt in seinem Elemente kräftig fortschwimmt, und nicht in trauriger Abnahme, sondern in freudiger Steigerung seines Wirkens und Hoffens, bei noch frischem Wetteifer der Geistes- und Lebenskräfte, zum dunkeln Uebergange abgerufen wird, welchen als den verheißungsvollen Eintritt zu höheren Entwickelungen und Thätigkeiten er längst gewohnt war fest und muthig anzuschauen.

Digitized by Google

Vier Stunden aus meinem jungen Leben.

Von A. Bernstein.

1.

Was ist Erinnerung? sagt es mir, ihr Psychologen, die ihr in die Herzenskammer des wunderlichen Geschöpfes, das man Mensch nennt, einen Blick geworfen habt; sagt es mir, warum es der Seele so wohl thut, wenn sie eine helle Stunde repetirt, warum es dann ist, als freue sie sich wieder in eine bekannte, alte heimische Gegend mit einem Male versetzt worden zu sein; warum es ihr so wohl thut, sich zurückzuziehn in sich selbst gleich einer Schnecke, die plötzlich berührt wird; warum sie so gern die Fühlhörner der geistigen Kraft in das Herz, das enge und doch so weite Grab unsrer Leiden und Freuden, hinein senkt, und dort so oft an großen Grabhügeln, wo ganze Geschichten unsres Lebens, ganze Jahre, ganze Perioden, ja, eine ganze Kindheit, eine ganze Jugend, ein ganzer Himmel von Liebe vergraben liegt, vorübergeht, und nach einem einsamen Winkel sich wendet, und an die goldene Repetir-Schnur eines einzigen Moments zieht, und die Gedächtnißglocke lange, lange läuten läßt mit ihrem wunderbaren alten, in Wohl und Weh verhallenden Ton? — Das Wie des Lebens hat der menschliche Geist vielfach beantwortet, und man spricht von unsern Erinnerungen, wie von Linien, man nimmt Strahlen und Winkel und Reflexe, ein Nach-, Mit-, Neben- und Gegeneinander unsres Erinnerungsvermögens an, als hätte der liebe Gott bei der Schöpfung des Menschen sich ja in Acht genommen, keine mathematischen Fehler zu begehn, als hätte er die Seelen nach Maaß und Gewicht, und die Kräfte nach der Musterkarte eines Professors eingetheilt.

Digitized by Google

Aber das Warum, ja, das Warum ist das ewige Räthsel, bei dem der menschliche Geist eher erblindet, als daß er einen Strahl der Auflösung sieht. Das Warum ist die hohnlachende Frage, die der Wurm, den unsre Fersen zertreten, uns, den Gott sich denkenden Geschöpfen aufgiebt; es ist die Hand, die den Grundstein zum Tollwerden unsres Verstandes legt; es ist der riesige Arm eines spottenden Wegweisers, der an der Grenzlinie unsres Geistes steht und uns den Rückweg anzutreten befiehlt. Es ist die Scheidewand zwischen Gott und Menschheit!

Welcher Mensch hätte nicht Vieles erlebt? kann Einer aber die Stunden seiner heftigsten Gemüthsbewegungen alle aufzählen? Hunderte sinken in das Meer der Vergessenheit, das Andenken selbst ist gestorben, und es ist, als ob sie nie dagewesen wären. Wenige aber tauchen unter tausend Gestalten immer neu im Herzen des Menschen auf, ohne Willen, ohne Zuthat seines Geistes, ohne daß man die Kraft besitzt zu widerstehen. Gewaltsam muß man im Geiste die längst verwichenen Stunden durchleben, wehmüthig weinen bei verflossenen Schmerzen, und schmerzlich lächeln bei verflossenen Freuden. Warum aber gerade tauchen diese Stunden so oft, so unwillkührlich auf??

Auch in meinem Leben gab es solche Stunden, die vor allen andern sich in mein Gedächtniß drängen. Dann aber, wann mich die Erinnerung befällt, wird es licht in meinem Innern, und ich möchte die Sonne vor meinem Blicke verstecken und das Räderwerk des Lebens auf eine Stunde anhalten, auf daß kein Geräusch mich störe; dann träume ich einen Traum aus meiner frühesten Kindheit, und die erste Stunde, deren ich mich aus meinem Leben erinnern kann, erwacht und lacht mich an; ich aber sehe sie vor mir, wie durch ein Fernrohr klein und rein, klar und edel von einem Sonnengespinnst umflechten, und mit geschlossenen Augen in mich versunken, lächle ich und weine. —

— Denn ich war ein Kind, und es war ein heller Sommernachmittag, als ich in der Stube meiner Mutter zu ihren Füßen auf dem Bänkchen saß, und hinausschaute durch die helle Hausflur auf die weiße, reine Straße. Die Sonne lag

Digitized by Google

weit hinter der Straße und hinter dem Waſſer, das unſerm Hauſe vorüber floß, und hinter dem jenſeitigen Ufer, wo wenige Gebäude ſtanden; aber ihr Strahl lag vor unſrer Thüre auf dem reinen, weißen Pflaſter, auch ſpiegelte er ſich im Waſſer, und auf der Decke unſrer Hausflur, ſpielte der Wiederſchein in goldenen, gebrochenen Streifchen, die durch einander ſprangen, ſo luſtig und ſpaßig, daß ich nicht ſatt ward, es anzuſehn.

Ich fragte die Mutter, wer denn ſo mache? und als ſie mir ſagte, daß es die Sonne ſei, die mit dem Waſſer ſpiele, erwiederte ich erſchrocken und altklug: Wenn ſie nur nicht in's Waſſer fällt!

Die Mutter antwortete nichts hierauf, und ich verfolgte dieſen Gedanken: — Wenn die Sonne einmal in's Waſſer fällt, ſo muß es plötzlich anfangen zu regnen, und es kann nicht aufhören, weil keine Sonne mehr ſcheinen kann. Wenn ſie aber der Bootsmann aus dem Waſſer zöge, wäre ſie nicht mehr blank und würde nicht brennen, weil ſie naß wäre, und man müßte ſie in die Sonne legen zum Trockenen. — Und es fiel mir die Köchin ein, die immer ſo viel Lärmen macht, wenn das Holz nicht brennen will, und — ich weiß ſelbſt nicht was mehr. —

Die Sonne aber war nicht in's Waſſer gefallen, ſondern ſpielte noch immer auf der Decke der Hausflur, und lag noch immer auf der reinen, weißen Straße; und als ich wieder durch die Stubenthür, durch die helle, weite Flur und die Hausthüre hinausſah auf die Straße, ſah ich die Kinder luſtig ſpielen und ſpringen, und hörte ſie jubeln und ſingen, und ich ſprang munter auf und ſah die Mutter wie fragend an. Die Mutter aber hatte geweint — ich weiß noch nicht, warum? —

— Willſt du nicht bei deiner Mutter bleiben, mein Sohn? ſagte ſie zu mir.

Ich vermochte nicht, das Nein zu ſagen. Ich hätte doch ſo gern geſpielt! aber ich ſetzte mich mit einem unterdrückten Seufzer wieder auf das Bänkchen hin, legte meine Arme auf den Schooß der Mutter, küßte ihre Kniee und legte den Kopf auf die Arme. Hinaus zu ſchauen aber, das durfte die Mutter nicht kränken, und ich ſah hinaus, die Kinder ſpielten, und meine Seele

Digitized by Google

ſpielte mit. Die Sonne neigte ſich, und das Steinpflaſter ward roth und röther, und es kam mir vor, als ſei es von Gold und Silber zuſammengefloſſen! Und meine Seele half Steinchen in's Waſſer werfen und trabte auf dem wilden, ſcheuen Steckenpferd, und machte ſich ſelber Muſik dazu, und war ſo taumelluſtig; meinem Herzen aber ward bang, und es wollte hinaus auf das vergoldete Pflaſter, es zuckte mir in Füßen und Händen, und ich hob leiſe den Kopf, ohne daß es die Mutter gewahrte, und lauſchte mit offnem Munde und naſſen Blicken hinaus auf die geröthete Straße und die ſpielenden Kinder.

Die Mutter aber küßte mir die Stirne und fragte mich, was mir der Vater von der Reiſe mitbringen ſoll?

— Eine Sonne! ſagte ich zerſtreut.

— Ja, mein Sohn! eine goldene Sonne in einem blauen Rahmen!

— Und Spielſteinchen und Roſinen! fiel ich ihr in's Wort, und die Mutter lächelte und ſagte: ja!

Sie legte mir den Kopf wieder auf den Schooß und erzählte mir von dem Prinzen, der in der Stadt vor dem Junkerhofe ſteht, der einen Drachen mit ſieben Köpfen getödtet und meine Vaterſtadt gerettet; aber ich ſah doch noch immer hinaus auf die Straße, und meine Sinne verwirrten ſich, und Drachen und Waſſer und Prinz und Kinder und Spielſteinchen gingen mir durch's Gehirn, und ich weinte im Stillen, und wußte nicht, warum? Vor Allem aber kam mir die Straße ſo ſpiegelblank und fremd vor, und die halb dunkle Hausflur auch. In der Stube ward es ſchon ganz dunkel, das Stückchen Himmel aber, das in der Hausthüre lag, ward heller und heller. Endlich kam die Sonne und legte ſich ebenfalls in die Hausthüre und ſtarrte in unſre Stube. Ich ſah ſie voll Furcht an, denn ich glaubte, man könne jetzt nicht aus dem Hauſe gehen. Und es dauerte nicht lange, die Sonne ſank und ſank, bis ſie am Rande der Erde lag und nur halbe goldene Blicke in unſere Stube warf; ein breiter Strahlenſtreif vergoldete die Dielen bis zu meinen Füßen, und ich ſah ihn an und weinte und lachte, und ich zeigte auf die Hausthüre und fragte

Digitized by Google

die Mutter, ob das die goldne Sonne im blauen Rahmen sei, die mir der Vater mitgebracht?

Sie bejahte, und ich war glücklich! Aber wie lange? Bald konnte ich in meine goldne Sonne nicht sehen, denn sie blendete mir die Augen. Ich hielt die Hand davor und schloß sie, aber ich sah die Sonne noch immer, sie war grün geworden und schien mit hellem, wohlthuendem Strahle in mein Herz hinein, der Rahmen war dunkel, aber meine Seele war hell. Die Sonne wechselte die Farbe, ward roth und endlich lichtblau, mir ward so schweigsam, so wohl, ich war so glücklich! Aber als ich wieder die Augen aufthat, um die goldene Sonne noch einmal zu sehn, da war sie schon fort. Die Nacht war fast da, die Stube war finster. Ich wollte mich zur Mutter wenden, sie war nicht da. Eine Angst fröstelte mich plötzlich an, Alles was ich gesehen, war vorbei. Ich wollte in die Küche zur Mutter eilen, aber der volle Mond fiel durch das Fenster mir in's Antlitz, ich fuhr zusammen und schrie auf. Die Mutter trat mit der Lampe ein und wunderte sich über meine Angst. Ich wußte ihr nicht zu sagen, was mir fehle? Sie brachte mich in's Bette; aber ich weinte und bat, daß sie bei mir bleibe, sie reichte mir die Hand und blieb an meinem Bette. Ich drückte und küßte ihre Hand viel tausend Mal, und Sonne und Mond, und Kinder und Wasser ging mir durch das Gedächtniß, und dazwischen summte das liebe Schlaflied meiner Mutter:

„Nacht drückt die Erde jetzt schwer,
Es singen die Vögel nicht mehr,
Schlaf ein, schlaf ein,
Mein Bübelein!"

Und ich schlief ein. — —

Ich habe so oft die Sonne und den Mond gesehn; aber niemals wieder ward mir so wohl, niemals wieder so angst. Aber oft befällt mich noch gewaltsam diese Stunde, und ich durchlebe sie im Gedächtniß und fühle Alles lebendig wie damals. Doch die Stunde kommt dann nur über mich, wenn ich weder Sonne, noch Mond sehe, am meisten aber an wolkenschweren Tagen und

Digitized by Google

regnichten Nächten. Dann ſtarre ich lange in das Wolkendunkel, oder höre den Regen an Dächer und Fenſter und Straßenpflaſter ſchlagen und ſchließe die Augen. — Die Sonne liegt wieder in der Hausthüre, wie damals, der Mond fällt durch's Fenſter mir in's Antlitz, wie damals, und ich küſſe die Hand der Mutter viel tauſend Mal, wie damals, und lebe noch einmal die erſte helle Stunde meines Kinderlebens. —

2.

Die Kindheit ſelbſt war längſt untergegangen, während ich noch die Augen geſchloſſen hatte, wie damals, als mir die Sonne unterging. Das Knaben- und Schulalter war erſchreckend über mich gekommen, wie damals der Mond durchs Fenſter. Ein ſpärlicher Schein der großen Leuchte Wiſſenſchaft hatte mich getröſtet, wie damals die Lampe der Mutter. Aber nicht der fromme Schlummer war über mich gekommen, ſondern die helle Gluth der Jugend rüttelte mich auf, und das Leben war mir neu. —

Da ward mir der Himmel zu eng und das Herz zu weit, die Erde ſchmolz unter meinen Füßen, und wenn ich des Tages hinausging in die Gottesnatur, zog es mich gewaltſam weit, weit, weit hin über Berge und Thäler, dorthin, wo ſich der Himmel auf die Erde ſtützt, und ich hätte unaufhaltſam hineilen mögen, und ich glaubte, die Halmen müßten meine Füße tragen, ohne daß ſie ſich beugen; und auf der Oberfläche der Meere müßte mein Fuß hinübergleiten, ohne daß ſie ſich bewege, denn die lebendige Seele trüge die Laſt des durchſeelten Körpers. Und wenn ich mich nach ſolchen tiefen Blicken in die Ferne umſah und mich ſo allein fand, da ſank ich oft mit dem Antlitz nieder zur Erde und weinte heiße, ſchmerzlich glückliche Thränen. —

Oft ſchüttelte der Wind die Wipfel über mir, und ich merkt' es nicht; oft thaute die Nacht über mir, und ich merkt' es nicht; oft ging der Mond über meinem Haupte hinweg, und ich merkt' es nicht. Aber wenn ich mich umſah und die Sterne zu mir herablugten, da ward mir's ſo ſtill, ſo aufhorchend; und wenn ich hinauf ſah, kam mir's vor, als fielen die Lichter langſtreifig herab

Digitized by Google

in mein Herz, und meine Seele umzog es, wie undeutliche Erklärung auf mystische Fragen, und lange, volle Worte von unendlicher Weisheit fielen in mein Ohr, die Worte waren unverständlich, aber ich lauschte und hoffte, sie zu verstehn; und wenn ich lange gelauscht und es lange nicht verstand, kam es mir immer zu Ende vor, als sei es ein großes, mächtiges Gebet, von unendlicher Wirkung, das ich schon einmal vor langer Zeit, ich weiß nicht wann und wo, auswendig wußte und es vergessen hätte, und die Sterne erinnern mich daran. Und das Gebet, ich hab' es oft gebetet mit bebender Lippe, es war so groß, wie die Welt und unbegreiflich, wie das ganze Weltall.

Da litt es mich nicht mehr in der Heimath, wie ein großes Räthsel lag es mir auf dem Herzen. Lösung mußte mir werden. Aber wie? wußte ich doch das Räthsel mit Worten nicht zu sagen! War ich doch wie jener König, der den Traum vergessen, und die Deutung desselben von den Weisen verlangte!

Und doch schien es mir, als läge in der Ferne jedes Räthsel gelöst, wenigstens mußte es dort Worte geben, die das Räthsel aussprechen. Und ich ging oft hinaus auf die Straßen und blickte in die Augen der Wandernden und beneidete jeden Burschen, der in die Welt ging, und manchen jungen Gesellen redete ich an, und ich gab ihm Alles, was ich hatte, und ließ mir von ihm erzählen wunderliche Sagen, die meine Seele nicht glaubte, aber doch so innig begriff.

Eines Abends kam ich nach Hause, Augen und Herz und Sinn voll Sonnengold. Seligmatt ging ich auf mein Zimmer und sank auf einen Stuhl. Ich zündete das Licht an, schob es zur Seite, stützte die Arme auf den Tisch und bedeckte meine Augen mit den Händen. Das ganze vorhergegangene Schauspiel der Natur ging vor dem Auge meines Geistes langsam vorüber. Bäume bewegten sich sinnend im Abendgolde, Blätter rauschten, leichte Wolken und Vögel zogen durch den blauen Himmel langsam der Sonne nach, und meine Seele zog mit. Es nachtete wieder hinter mir, doch vor mir lag noch der Tag goldgeschmückt. Und es kam mir vor, als trügen meine Füße

in unaussprechlich sel'ger Todesmattigkeit mich tiefer und tiefer der Sonne nach. Große goldene Gegenden kamen mir entgegen, und Berge und Felsen und Wasserfälle und Thäler und Bäume und Hütten zogen mir zu beiden Seiten vorüber. Ich ging weiter und weiter, und sah mich nicht um, da glaubte ich wieder hinter mir das große Weltgebet der Sterne zu hören, ich stand still und horchte, vor mir ging die Sonne unter, es nachtete über mir, ich betete wieder und weinte. —

Als ich wieder die Hände von den Augen nahm, stand das Schreibzeug vor mir, ein nüchternes Schulheft gähnte mich an. Das Licht war fast herabgebrannt, ich wollte schreiben und nahm die Feder zur Hand; aber ich konnte meine Gedanken nicht sammeln. In halbem Leichtsinn und halben Träumen griff ich nach einem Blatt und schrieb Etwas nieder von Natur und Herrlichkeit und Flur und Blüthenkleid. Aber wie ward mir! Meine Hand begann zu zittern, und meine Augen wollten in Thränen zerfließen, ich schrieb weiter und weiter, ohne Willen, ja fast ohne Bewußtseyn. Es war mir, als stürzten die Wände meines Zimmers ein, als erwache die Natur über mir, als kläre sich der Himmel, als verjünge sich der Morgen! Meine Seele rang ja nach Worten, und es war mir, als hätte sie dieselben in reichem Uebermaaß gefunden. Die ganze Kraft des Wortes stürmte auf mich ein, ich konnte meine Sehnsucht nennen, meine Brust ausschütten. Der Himmel neigte sich mit einem Male zu mir herab, ich sah Alles, was ich sehen wollte, es geschah Alles, was ich niederschrieb; ich fühlte das Sonnenlicht tief in mein Herz hineinscheinen, wenn's vom Sonnenlichte mir aus der Feder floß, ich hörte den Puls der Erde, wenn ich's mit Worten erwähnte. Ich war mit einem Mal ein Zaub'rer geworden und gebot über Tag und Nacht, denn ich sah die Nacht, wenn ich sie beschrieb, mich durchglühte der Tag, wenn ich seiner gedachte; und — was sollt' ich mich schämen, es zu gestehn, — ich glaubte, der heilige Geist der Poesie küsse meine Stirne! —

Und ich schrieb weiter und weiter, Hand und Herz flogen mir fieberhaft. — Glaubte ich doch jetzt, Alles festhalten zu

Digitized by Google

können, was der flüchtige Augenblick meiner Seele vorüberführte! Heller Schweiß lag auf meiner Stirne, Thränen rollten mir über's Angesicht und fielen auf das Papier und verlöschten manches Wort; aber meine Seele war taumeltrunken und badete sich in einem Meer von Entzückungen, ich schrieb und glaubte vor Glück zu sterben! — — Da flackerte das Licht hell auf und verlosch, ich aber taumelte auf mein Bett. Seligtrunken und todesmatt lag ich da, Träume wirbelten um meine Seele, große, unendliche Träume, die blühenden Bilder alle der Jugendseele mit ihrem Zauber, ihren Wundern, mit ihrem Lichte, ihren Farben und Düften. —

Als ich am Morgen erwachte, lag ich unentkleidet auf meinem Bett. Ich glaubte Alles geträumt zu haben, ich sprang auf. Auf dem Tische lag noch das Papier, das die Zauberformel meines unaussprechlichen Glückes enthalten sollte. Ich durchlief es mit zitternden Händen; aber wie kam mir das Alles so todt vor! Der Zauber war davon gewichen, es waren abgerissene Worte, ungeregelte Sätze und übereinandergeworfene Gedanken. — Da ward meine Seele so trübe, und es war mir, als wäre mein Glück auf immer gestorben. Wohl zwanzig Mal durchflog ich an diesem Tage geheim das Blatt, manch Mal kam mir's doch gut vor; aber gleich darauf verwarf ich's wieder, und — o mein Gott! — mit einer Verzweiflung, die, so grenzenlos sie war, mir doch jetzt ein Lächeln auspreßt; und dennoch konnte ich mich nicht entschließen, es ganz fort zu legen. Ich trug es bei mir, ja, ich ließ es fast den Tag über nicht aus der Hand.

Als der Abend heran kam, saß ich wieder auf meiner Stube und starrte auf die gegenüberstehende Wand, die von der untergehenden Sonne beschienen ward. Ein Tuch, das in einer Luke hing, flog im Sonnengolde hin und her, ich sah es an, es kam mir so natürlich vor, daß das Tuch der untergehenden Sonne grade in's Antlitz schaue. Ich war so vertieft in meiner Betrachtung, daß ich heftig zusammenschrak, als ich eine Hand aus der Luke hervorkommen, und das Tuch fortziehen sah. Als wollte ich mich zerstreuen, nahm ich das Blatt zur Hand, las lange

Digitized by Google

darin, langsam Wort für Wort — halb verwarf ich's wieder — aber dennoch, dennoch, als ich es stiller, andächtiger ansah, dünkte es mich doch besser, als Alles, was ich jemals gelesen, und als ich mich mehr und mehr hineinlas — selige Eitelkeit! glückliche Selbsttäuschung! — glaubte ich doch an meine Zauberkraft, denn Alles, was ich niedergeschrieben hatte, lebte und webte um mich wie gestern, und es ward mir wieder wohl wie gestern, der Himmel schaute wieder durch die Decke meines Zimmers, und durch die Wände sah ich Sonne und Wald und Berge und Thäler. —

O, Euch Alle, die ihr die unendliche Macht des Wortes gefühlt, Euch Alle, denen der Genius des Herzens, denen der Geist des Weltalls, denen der Gott der Poesie die zitternde Hand geführt und niegeahnete Worte der trunknen Seele zugeflüstert! Euch Alle beschwöre ich bei der ersten, heiligen Stunde Eures Dichterlebens, die weltumfassend über Euch kam, bei dem glücklichen Selbstvergessen, bei der seligen Selbsttäuschung, die Euch in dieser Stunde, wie mich, umzog, lächelt nicht, wenn ich Euch gestehe, daß beim Andenken dieser Stunde noch jetzt Thränen meine Augen feuchten! lächelt nicht, wenn ich Euch gestehe, daß der selige Unsinn, der damals meiner Feder entfloß, mir jetzt noch eine tolle Zauberformel ist, und mich jetzt noch über allen Erdentand zu erheben vermag! lächelt nicht, wenn ich Euch gestehe, daß ich jetzt oft noch das Blatt anschaue, in trüben Stunden, wie sie wohl auch oft Euer Herz umzogen haben werden, wenn Ihr die Töne der Brust verklungen, wenn die Seele ihre Lieder gestorben wähnt, wenn Ihr Euch zu einem Todesgesang Eurer Poesie anschicken möchtet, wenn Ihr einen Abschied von dem Heiland, dem Tröster des Herzens, dem Gesange zu nehmen gedenkt, in solchen trüben Stunden, die so oft, so schmerzlich das Herz nach einer segensreichen Liederzeit befallen, wo man ein Trauerlied über sich selbst anstimmen möchte, während die Freunde lächelnd meinen: Man ruhe auf den Lorbeeren! — In solchen Stunden versenk' ich mich oft in tiefes Anschau'n jenes Blattes, und unendliche Wehmuth ergreift mich, und ich

Digitized by Google

werde still und andächtig, es tagt in meiner Seele wieder, wenn ich das Wort Tag lese, und die Sonne geht in mir auf, wenn ich das Wort Sonne sehe, und es mai't in meiner Seele, wenn mein Auge auf das Wort Frühling fällt. Bis endlich die Wände sich öffnen und die Decke sich hinweghebt, dann liegt der Himmel über mir blauend und die Erde unter mir grünend, die Vögel singen, die Quellen rauschen, die Wälder flüstern heimliche Lieder von tiefer Einsamkeit, die Sonne sinkt, die Berge vergolden sich die Häupter und starren die Erde mit lichten Blicken an, die Thäler umnebeln sich, und die Nacht kommt von Osten her, die Sterne beten wieder das große unendliche Gebet, und meine Seele betet wieder mit, und ich durchlebe Andacht durchschauert die erste Stunde meines Dichterlebens! —

3.

Ich reis'te! —

Das Leben aber ergriff mit seiner Eisenhand hart mein Herz, und mich drückten Leiden und Leidenschaften, wie sie wohl Jeder erlebt; jedoch das Wort mit seiner Zaubermacht senkte sich wohlthuend auf mich herab und tröstete mich, bis sich endlich Wort und Leben in mir vereinigten und ich erst das sanfte Land der Lyrik, die Friedenspforte zur wahren, beseligenden Dichtung auffand. Aber der Weg zu diesem sonnenhellen Lande geht durch die Bahn der Liebe. —

Wem brauch' ich die glückliche Thorheit, die wundersüße Narrheit, die himmelumfassende Tollheit zu schildern, in der man heimlich in süßer Verwirrung Bänder und Schleifen und Kleidsaum und Häkchen und Zwirnknäul und selbst die kalte Scheere eines geliebten Mädchens sich selbst belächelnd an die Lippen drückt, und doch so glücklich ist? Wem brauch' ich jene Zeit zu schildern, wo man jedes Leberfleckchen auf Antlitz und Hand der Geliebten liebgewinnt und wunderschön findet, und was man sonst tadeln würde, jetzt aber küssen möchte? Die Zeit, in der man die weißen Fleckchen an den Nägeln der Geliebten auswendig kennt, wie jedes Haar an der Augenwimper, wie jedes

Digitized by Google

Grübchen ihrer Finger und jede Linie der flachen Hand? Jene Tage, wo man mit klarem Auge die faſt bewußtloſe Zuneigung eines geliebten Mädchens ſtündlich wachſen ſieht, wo man die Stecknadeln ihres Mieders zählt, mit ihren Fingern ſpielt und ſie geheim an das Herz drückt, wo man in die Augen ſchaut, und die Seele auf der Zungenſpitze liegt, wo manch tiefes Wort über die Lippen ſpringt, wo man wieder erröthet, wie das unſchuldige Mädchen ſelber, wo man wieder endlich ſelbſt unſchuldig wird, und man wieder lachen und weinen kann, wo man närriſch iſt, wie ein Kind, und glücklich, wie Gott! — Wem brauch' ichs zu ſchildern? Ihr Alle, die Ihr es erlebt, Ihr habt mich ja ſchon verſtanden, von Jenen, die es nie erlebt, ſchäme ich mich faſt, verſtanden zu werden! —

Dieſe glückliche Zeit durchtaumelte ich auch! —

Ich dichtete, begann von meiner Feder zu leben, und dankte für die Unterſtützung meiner Eltern. O, wie glücklich, glücklich, war ich damals! Doch in der Heimath ſprachen ſie von Reichthum und Beruf, von Welt und Geld; und in mancher ſchönen Stunde drückte mich der liebevolle, aber tiefſchmerzende Vorwurf naher Verwandten und kalter Bekannten. Da ſchrieb ich mit heiterem Gemüthe und tiefbeleidigtem Stolze folgende Zeilen nieder:

„In Wahrheit, es giebt keinen glücklichern Menſchen, als einen jungen Dichter! — Mit wahrem Bedauern höre ich oft andere Menſchen mitleidig über die Lage und die Umſtände, in welcher dieſer oder jener Dichter lebt, urtheilen. Wie kennt ihr Armen die tauſend Freuden eines Dichters nicht, wie kennt ihr Armen die tauſend Freuden des eignen Lebens nicht!"

„Ich will es nicht Tugend nennen, denn es koſtet ja keine Ueberwindung; ich will es nicht Leichtſinn nennen, denn es iſt die wahre Weisheit des Lebens, der Zweck unſers Daſeins; ich will es nicht Gleichgültigkeit nennen, denn es macht ja ſo unausſprechlich glücklich; kurz, ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll, das unbekannte Etwas, das die Bruſt des jungen Dichters umzieht, gleichviel in welcher Lage er lebe, gleichviel in welchen

Digitized by Google

Umständen er sich befinde. Es ist ein Gemisch von Genügsamkeit, Heiterkeit, Laune und tiefer Empfindung, von Fröhlichkeit und Schwermuth, von Lachen und Weinen, das sich in die Seele des jungen Dichters lagert, und dieses Gemisch wird bei jeder Anregung, die das Gemüth erhält, im Busen wach und lebendig, und beglückt auf seltsame Weise so unaussprechlich das Herz."

„Ich kenne diese Gefühle von mir selbst, ich selbst zähle mich zu diesen Glücklichen. Ich bin selten glücklicher, als dann, wann mich meine Umgebung mißgelaunt glaubt. Dann sitze ich gewöhnlich still für mich am Fenster, halte ein Buch in der Hand, ohne recht darin zu lesen, sondern blicke darüber hinweg auf die Straße, ohne auf einen Gegenstand mein Auge zu heften. Ich denke an Vieles mit innigem Interesse, doch am wenigsten an mich selber. Ich sehe mit Freuden die Knaben jauchzend aus der Schule kommen; ich sehe, wie das Wasser aus dem Brunnen so schön im Bogen in den Eimer stürzt; ein Papier, das Jemand aus dem zweiten Stockwerk fallen läßt, verfolge ich mit den Blicken, und freue mich, wenn es der Wind lange aufhält, ehe es zur Erde fällt. Dann bin ich neugierig, wer es zuerst aufheben wird. Geht ein Mann auf der Straße eilig vorüber, so denke ich mir, warum der wohl so eilen mag! — Es fallen mir viele Möglichkeiten ein, ich ergreife nicht die wahrscheinlichste, sondern die schönste, angenehmste, verfolge diese im Geiste, habe oft Mitleid mit den ganz Unbekannten, und nicht selten weine ich fast unbewußt eine Thräne, um das nur möglich e Schicksal eines Fremden."

„Diese Stimmung ist die glücklichste. Ich gehe vom Fenster, setze mich an den Tisch, ergreife die Feder, ein Thema, aus meinem eignen Leben ergriffen, skizzire ich flüchtig in Versen, schreib' es meist unleserlich nieder, und nicht selten mit einer nur halb geschnittenen Feder, stehe dann auf und bin innerlich glücklich. In dieser Stimmung vermag der Dichter sein ganzes Vermögen einem Armen hinzugeben. Diese Stimmung ist die geeignetste, Menschen glücklich zu machen. Man hat Thränen für Andere und jauchzt in der Freude Anderer!"

Digitized by Google

„Ich weiß, daß man hierüber lächeln kann; ich selbst bin erbötig, eine Satyre auf mich zu schreiben, und dennoch ist es so!“—

„Ich sprach vom Glück der Dichter im Allgemeinen. Welcher Dichter liebt nicht? und welcher Dichter ist in seiner Liebe nicht glücklich? Der wahre Dichter steht über seinem Unglück, und giebt er uns dasselbe in seinen Gedichten, so läßt er sich nur herab, unglücklich zu sein. Auch über seinem Glücke steht er; es ist wahr! aber eben dieses ist die größte Wonne der Liebe, die edlere, mit dem Bewußtsein darüber zu stehen, sich in das Meer der unendlichen Freuden zu werfen und zu schwelgen in ihrem Uebermaaße. Die Geliebte muß befangen von ihrer Liebe sein, sie darf das Maaß ihrer Liebe, die Stärke ihrer Empfindungen nicht kennen, ihr Glück darf ihr nicht deutlich sein, jedes Bewußtsein von ihrer Seite macht, bei der angebornen Gefallsucht des Geschlechts, die Liebe zur Affectation; anders aber ist es bei dem Liebenden. Daher giebt es keinen Dichter, der zum ersten Male liebt, und kein Mädchen, das in ihrer zweiten Liebe liebenswürdig ist. Glücklich das Paar, wo sie in unbewußter Unschuld liebt, ohne zu ahnen, wie ganz ihre Seele an der Liebe hängt, und wo er mit ruhigem Bewußtsein sich immer mehr und mehr hingiebt und sich auf Augenblicke glückliches Selbstvergessen holt.“

„Und auch ich bin glücklich! Erst neulich saß ich neben ihr, sie hatte eine Handarbeit vor sich, und ich las ihr Uhlands „der Wirthin Töchterlein“ vor. Sie hörte dieses Gedicht zum ersten Mal und war so ergriffen davon, daß sie in Thränen ausbrach und mit halblauter Stimme zu mir sagte: „So möchte ich auch einst sterben!“ Als ich sie lächelnd fragte, wer denn die drei Wandrer sein sollten? Da nannte sie mir zwei Freunde, und ich, meinte sie ganz unbefangen, ich müßte der dritte der Wanderer sein!“

„Diese Antwort überraschte mich nicht so sehr, daß ich die Fassung verlieren mußte, vielmehr weiß ich, daß ich ruhig hätte aufstehen können und ihre Worte scheinbar unbeachtet lassen, hätte ich gewollt; aber ich legte ihr meine Hand auf die

Digitized by Google

Stirne, sah ihr in die braunen, feuchten Augen, und freute mich über ihre und meine Verwirrung, die uns umzog."

„Wie weit ich meine glückliche Narrheit trieb, ist gleichgültig. Doch als ich wieder ganz zu mir kam, saß ich auf ihrem Fußbänkchen, hatte den Kopf auf ihre Kniee gelegt, hielt mit meinen Händen die Ihre und küßte die Fingerspitzen. Und wahrlich, ich war unbeschreiblich glücklich!"

„Man glaubt vielleicht, daß ich in glücklichen Umständen lebe, daß meine Lage eine solche ist, daß auch ein Prosaiker sich hätte glücklich fühlen können; aber dem ist nicht so. Zwar kenne ich Viele, die zu meinen Jahren schon viel mehr geschrieben haben, und dennoch lebe ich buchstäblich vom Ertrag meiner belletristischen Arbeiten. Mein Einkommen ist so beschränkt, daß ich selbst das kleinste Vergnügen, das ich mir für Geld erkaufen soll, mir versagen muß, wenn ich nicht in Geldverlegenheit gerathen soll; und dennoch lebe ich sehr zufrieden und glücklich, und behaupte, daß jeder junge Dichter eben so glücklich lebt! — Ihr Geldmenschen zuckt die Achseln und sprecht mit Bedauern von uns; aber ich frage Euch: Welcher junge Dichter ist so ungebildet, daß er nicht eine geldeinträgliche Beschäftigung ergreifen könnte? Welcher junge Dichter könnte nicht, wenn er sichs vornähme, ein Lehramt bekleiden, das ihn sorgenfrei hinstellte? Thut er es nicht, so leistet er selbst Verzicht auf Euer Glück, auf Euern Reichthum, und er dankt für Euer Mitleid."

„Oft höre ich die Worte: „Ja, wenn man ein Privatvermögen hat, dann mag es wohl angehen!" Aber ich muß gestehen, mir ist noch kein reicher genialer junger Mann vor Augen gekommen. Und seht doch nur auf die Großen unsrer Literatur, Schiller, Jean Paul, Lessing, Klopstock, Kleist, Herder, waren diese reich? wie lebten diese? — Ja, ich glaube vielmehr, daß die jetzige Stellung der Journale, durch die sich ein junger Mann, wenn er Etwas leisten kann, als Mitarbeiter einigermaaßen freistellen kann, daß eben dieses beiträgt, daß unser Jahrhundert weniger Heroen zählen wird. Denn es ist wahr, so wenig es ein Geldmensch begreift,

Digitized by Google

daß man in äußern unglücklichen Umständen die gelungensten Arbeiten dichtet."

„Darum fahrt mit Eurem Mitleid fort, mit Eurem Achselzucken! Der wahre Dichter ist der glücklichste Mensch auf Erden. Was Euch in Verzweiflung bringen kann, kann einen Dichter nur erheben. Was Euch unter die Menschheit bringt, stellt den Dichter über dieselbe. Drückende Umstände machten oft aus einem ehrlichen Mann einen Verbrecher; dem Dichter aber sind sie nur ein Dunkel, in welchem das Licht des Innern heller flammt. Ihr könnt nur glücklich leben, wenn ein Anderer darbt, denn wenn Ihr Euch Reichthum wünscht, so wünscht Ihr Anderen Mangel; der Dichter aber hat das Schönere, Bessere, Beglückendere gewählt. Er lebt für Andere und ist beglückt in seinem Mangel. Seine Seele und Feder sind seine Reichthümer, an dem kein Schweiß Anderer klebt! Wie Viele mögen über Schiller die Achsel gezuckt haben? Wie Viele über Jean Paul? Aber sie sind dahin geschwunden, ihren Reichthum besitzen Andere, ihr Andenken ist verschollen. Jene Bemitleideten aber, wer beneidet sie nicht? Wer von Euch Reichen möchte nicht mit ihnen tauschen?"

„Darum höre ich mit Bedauern Euer Mitleid an; und nennt es Stolz, oder Arroganz, oder wie Ihr wollt: Kein Dichter ist glücklicher, als dann, wann Ihr sein Schicksal bemitleidenswerth findet!"

Und wie wohl thaten mir diese einfachen Zeilen? Mit dem Leben war ich ausgesöhnt, mit dem Schicksal zufrieden. Ich wünschte Nichts, als das, was ich hatte, behalten zu können! So vielen Freunden schloß ich mich an, keiner verrieth mich, denn ich verlangte je keinen Freundschaftsdienst, mir war's ja nur um das Herz zu thun; ich hätte die Welt umarmen können, Alle machte ich so gern glücklich, wenn ich's nur vermochte. Ich versagte keinen Wunsch, als mir die meinigen, und war so fröhlich, wenn ich nur Einen fand, der einst mit eben so Wenigem eben so glücklich war, wie ich, in der schönsten Stunde meines Dichterlebens.

Digitized by Google

4.

Aber das Glück des Lyrikers ist ein Schatz überirdischer Geister, den ein laut ausgesprochnes Wort schnell verschwinden macht. Doch wenn das Herz zu schweigen anfängt, hebt das Auge der Vernunft seine Wimper, und man schaut mit neuem Blicke umher.

Wenn ich sonst hinaussah auf die Straße und die Häuserreihen, das Menschengewühl unter mir und den Himmel über mir sah, wenn ich sonst die Vorübergehenden Stunden lang betrachtete, wenn ich sonst die Brunnen, das Steinpflaster, die ziehenden Wolken, oder die besonnten Dächer, den leicht aufsteigenden, oder schwerziehenden Rauch beschaute, dann fühlte ich immer in mir, wie das Alles verbunden ist durch ein unsichtbares Band, das man nicht zu nennen vermag, durch einen wunderschönen Zauberring an einander gekettet zur Freude jedes Lebenden, zur Lust jedes Beschauenden. Und wenn ich nachdachte, wie Geschlechter an Geschlechter sich reihen, wie Völker sich bilden, und wie Völker vergehen, wie Jahrtausende so still, so spurlos schon vorübergegangen, wie oft auf einem schwachen Denkmal eine ganze Geschichte ruht, und wie die Zeit sich so wunderbar gebärt und sich selbst mordet, und wieder jung wird: so kam mir's immer vor, als ziehe sich eine leichte, goldne Schnur, wie etwa durch eine schöne Perlenreihe, auch durch die ganze Welt, die Alles mit einander verbindet, verwickelt, die Alles an einander reiht mit einem ungemeinen Schmelz, mit einer wunderbaren Sanftheit: und diese Schnur sei die Poesie! —

Von der lichten Sonne bis zum leichten Kreis, den ein Regentropfen auf der Wasserfläche bildet, von dem härtesten Felsen bis zum weichsten Nerv im tiefen Herzen des Menschen, vom weiten Weltmeer bis zur Thräne im glücktrunknen Auge des Sterblichen, Alles durchwogte die Poesie. Gott selbst war mir ein Dichter und die Welt ein Gedicht, das er glücklich liebend verfertigte; wo sein heißer Blick fiel, entstand eine Sonne,

Digitized by Google

wo seine Thräne fiel, entstand ein Meer, mit dem sehnsüchtigen Auge dichtete er den Mond, mit einem Flammenkuß einen Kometen. Und seine spielende Hand dichtete Berge und Thäler und Wasserfälle und Thiere und Wälder; und manchmal schuf er in verschiedener Stimmung Gedichte, und die Gedichte sind Menschen verschiedner Stimmungen; wenn er lächelte, ward's ein Glücklicher, wenn er seufzte, ward ein Trauriger, und wenn er nachsann, wards ein Weiser; aber zuweilen dichtete er lachend und weinend einen Menschen, und wenn ihm der gefiel, so raunte er ihm die verliebtesten Worte ins Ohr, Worte von unendlicher Wonne, von unendlichem Schmerz, und sagte ihm auch manches ernste Wort voll Kraft und Würde, und erlaubte ihm in fröhlicher Laune, ein Wenig zu schalten und walten über das Gedicht, das man Welt nennt; und wenn er ihm die Hand gnädig zum Küssen und Kosen reichte, dann wards ein Dichter! —

Und Gott liebte die Welt wie ein Dichter sein schönes Gedicht, nur dann und wann feilte er an diesem Gedichte, änderte Strophen und machte neue hinzu, manche Verse strich er ganz, — wir nennen es den Untergang der Völker. — Die gestrichenen Verse sind auch schön und leben im Gedächtnisse fort; aber die neuen sind schöner. Und in unsrer Zeit hat der alte Gott seinem Gedichte mehr Weisheit gegeben, wie es ihm auch geziemt, die Zaubergestalten seiner jungen Poesie läßt er ein Wenig liegen, nur dann und wann läßt er ein Flöckchen des herzinnigsten Zaubers in dem Meer von Wahrheit auftauchen, und wir Menschen sagen dann: In den ideenreichen Weltgeschicken unsrer Zeit kommt manche poetische Erscheinung vor.

Das war mein Glaube, in manchen Stunden mehr als solcher, meine Ueberzeugung!

Und ich war glücklich in derselben, die enge Spanne Zeit übersprang ich zu tausend Malen und vertauschte oft Traum und Wirklichkeit, Vergangenheit und Zukunft, und wirbelte mich hinein in ein wunderbares Leben, in ein weltumfassendes Fühlen! —

Digitized by Google

Und es kam anders. Es war an einem Abend, und ich saß im kleinen Zimmer auf der Hälfte eines Stuhles, denn auf der andern Hälfte saß ein Mädchen mit schönen braunen Augen, die mir längst zu tief ins Herz sahen, mit rothen, lichten Lippen, die mir schon längst auf der Seele brannten, mit schwarzen, weichen, schmeichelnden Locken, die mich schon längst zu tief gelockt; und wir lehnten uns an einander und flüsterten uns süße Thorheiten zu, denn die Tante wollte im Nebenzimmer schlafen, und wir sprachen leiser und leiser, bis wir uns endlich küßten und schwiegen. Alles war still, die Lampe brannte trübe; aber keiner dachte daran, den Dacht heraufzudrehn, weil wir überhaupt nichts dachten. Der Regen klopfte, wie mit hundert Fingern an die Scheiben, dazwischen hörten wir den Holzwurm dann und wann im geschnitzten Lehnstuhl der Tante bohren, und die hängende Taschenuhr schien sich über den langsamen, unregelmäßigen Takt des Lehnstuhlbewohners zu ereifern und sagte ihr Tiktak geschäftig mit geläufiger Zunge von der Wand her dazu.

Mir fiel die Schule ein, und die Sommernachmittage, wo ein contagiöser Schlummer sich auf Alles senkte, und der schläfrige Lehrer bei dem schläfrig monotonen Takt der schläfrig repetirenden Knaben uns wehmüthig gähnend ansah, und wir ihn auch wehmüthig gähnend ansahen, und er so gern unsrer los wäre, wie wir seiner; und bei einer momentanen Pause, wo Alle nur athmeten, tief hinten im Hofe der gelbe Hahn, mit dem wir Alle die innigste Bekanntschaft hatten, lang tönend krähete, und wir Alle so gern dort wären beim Goldhähnchen, das in seinem eigen aufgescharrten Sandbette dalag, die Füße unter dem Bauch und den Kopf am Flügel. — Die Zeit, die Zeit! fiel mir ein, wie sie eilt! und wie ich wieder jetzt nach funfzehn langen Jahren hier sitze, bei einem schläfrig verliebten Mädchen, das mir, dem in Halbschlaf versunkenen, verliebten Thoren, wie ein Kind fromm und unschuldig die Hände und die Stirne küßt. —

— Von heute über funfzehn Jahre, wie wird das Alles

Digitized by Google

anders sein! — raunte ich ihr leise in's Ohr. Sie ward ernst und still; und ich fühlte mich plötzlich in die Zukunft auf funfzehn Jahre später versetzt. — — Wie ist doch Alles so anders, so ungewöhnlich unfreundlich, so kalt und alt, so herzdrückend weh, wie ein blumenreicher, besonnter Kirchhof. Die Gegenwart nebst funfzehn Jahren liegt verhügelt, für immer und ewig nur ein Obelisk steht noch mit manch bemoos'tem Stein, die Erinnerung! — So sprach ich zu mir und kam mir wirklich um funfzehn Jahre älter vor. Auch sie mochte dasselbe fühlen, denn als ich zu ihr, dem Spiel dieser Phantasie weiter nachhängend, sagte: Denkst du noch, wie wir vor funfzehn Jahren beisammen saßen, und die Tante im Nebenzimmer schlief, und die Uhr und der Regen und Holzwurm einförmig die Stille unterbrachen? Da schaukelte sie wehmüthig lächelnd das Köpfchen und küßte mich. Ich drückte sie an mich, küßte sie und fuhr fort: Denkst du noch, wie ich dich drückte und küßte? und du lächeltest? — — Und wir so närrisch plauderten! erwiderte sie mir leise. — Und ich deine Stirne küßte! sagte ich, indem ichs auch that. — — Und ich dich wieder küßte! sagte sie, während sie mir die Lippen auf die Stirne drückte. —

Wir scherzten lange noch das ernste Spiel, das man Liebeständelei nennt, und genossen so Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart in einem Augenblick. Da verlosch die Lampe und mit ihr verloschen unsre Träume. Ich stand auf, nahm Abschied und ging. An der Hausthüre kam Wind und Regen ins Gesicht; auf der Straße blickte ich noch einmal hinauf in ihr Zimmer und gewahrte das Aufflackern eines Schwefelhölzchens; ich sagte noch einmal: Gute Nacht! und ging nach Hause. — —

Als ich die Thüre öffnete, riß der Wind ein Fenster auf und jagte den Regen in die Stube. Ich schloß es schnell, aber ein Buch, das in der Nähe desselben lag, war durchnäßt. Ich setzte mich in die Nähe des Ofens, worin das Feuer durch den Luftzug getrieben flackernd regelmäßig klappte, und träumte von den vergangenen Stunden. Es dünkte mich so natürlich, daß

Digitized by Google

der Ofen lebe und das Feuer drinnen den Pulsschlag schlage; in dieser halben Träumerei nahm ich das naßgewordene Buch zur Hand und blätterte und las, zuerst aus Zerstreuung, dann aber mit innigem Interesse.

Es war Heine's wunderbares „Buch der Lieder". Wer kennt es nicht? — Nach und nach las ich mich tiefer und tiefer hinein. Bis in die innerste Seele ging mir jedes Wort, und jeder Vers schien mir eine Zauberleuchte zu sein, der man auf schwindelnde Gänge folgen muß; aber wenn ich an die Spitze gelangt war, da war mirs, als habe der Dichter unter Schmeicheln und Kosen früher mit milder Hand tief in mein sich immer mehr und mehr öffnendes Herz hineingegriffen; aber plötzlich erfasse er es an der tiefsten Spitze, und wende es um, wie man einen Strumpf umwendet, daß die Nerven zerreißen, und das Blut vergossen werde. — Ich hatte oft schon den Geist dieser Lieder bewundert, oft schon durchfuhr mich ein Grauen bei den himmlischen Versen mit den herzzerreißenden Pointen; aber nie noch schnitt es mir so tief in die Seele. Aller Zauber war mir gewichen, und es kam mir immer vor, als habe der Dichter gewußt, wie tief ins Herz die ersten Verse dringen, und wolle uns im Schluß nur zeigen, wie sehr unser Herz der Spielball seiner Laune sei; wie er selbst gar nicht glaube an das, was er uns sagt; wie er selber lache, während wir in Thränen sterben möchten. — Doch was ist es, das den Dichter so tief mit sich riß, daß er bei seinen schönen Gebilden den herzzerschneidenden Jammer als Endurtheil anhängte? fragte ich mich. — — —

Es ist das Leben! die Wahrheit! ward mir plötzlich klar, und ich schrak heftig zusammen. Das Leben in Wahrheit neben dem Sein in der Dichtung ist es, das so die Brust bedrückend uns befällt bei diesen Liedern. Der Dichter giebt uns das Leben, wie es sein könnte, und wenn wir weinen und lachen aus Mitempfindung seiner Phantasie'n, dann zeigt uns plötzlich sein unglücklich Herz das Leben in der Wahrheit, die Welt wie sie ist; und der unendliche Jammer, das tödtende Weh eben ist, daß das Leben nicht so ist, wie es sein könnte!

Digitized by Google

Daß unſer Glück nur ein Traum, nur ein freiwilliges Gebilde unſ'rer lebendigen Phantaſie iſt, daß mit dem wahren Blicke, den wir umher werfen, das Schöne zertrümmert, die wunderfarbige Perlenreihe der Alles umſchlingenden Poeſie zerriſſen da liegt; getrennt ſtehn Menſchen von Menſchen, nur im Schlamme, im Eigennutz begegnen ſie ſich; auf den Nacken des Einen tritt der Andere, und auf deſſen Sturz lauert ein Dritter! Ein unglückſeliges Daſein!

Ich ſtand tief ergriffen auf und ging ans Fenſter. Der Regen ſchlug dagegen. Wie ſah die Welt ſo anders aus! Kein Menſch auf der Straße zu ſehen, die Gaslampen beleuchteten die naſſen Häuſer, und von Hausthüre zu Hausthüre ſchlich der triefende Wächter mit ſchläfrigem Schritt und unterſuchte die Schlöſſer. Jene, die er bewacht, dachte ich mir, liegen auf weichen Betten, oder ſitzen bei Spiel und Luſt!—— In der Ferne rief Jemand, der halbtrunken wankte, dem armen Wächter, und dieſer ſchlich geduldig hin, als müßte das Alles ſo ſein! — Mir that es weh!

Leben und Dichtung! ſagte ich zu mir. Wie ſoll das einſt in mir werden? Bald liegt die Jugend mit ihren Träumen hinter mir! Wie dann, Unglücklicher? — Ob ich mich anklammere an das Gebilde meiner Jugend? Soll ich die Augen ſchließen und das Leben über mich hinweg ſtürmen laſſen, und träumen und ſinnen meine Jugendträume mein ganzes Leben hindurch? Soll ich mich einſpinnen im eignen ſchönen Gewebe und leben, wie das Wunderkind der Sage, das ein Berggeiſt entführt und liebt, das ewig jung bleibt, das in einer lichten Grotte viele Jahre durchlebt, während über und unter ihm die Welt wechſelt und Geſchlechter verſinken, und Geſchlechter entſtehen. Stillſtand! Iſt das das Glück des Lebens?

Oder ſoll ich das Gewand meiner Jugend ſinken laſſen, ſoll ich die Roſen meiner Jahre verblühen ſehen, und dann in's Leben hinein, mit ſtürmen und fallen mit der großen Maſſe der Menſchheit? ſoll ich dem All meine Bruſt öffnen, mit tragen den Stein zum großen Gebäude des Menſchenadels, und meinen Nacken freiwillig in's Joch der Geſammtheit beugen,

Digitized by Google

um mit zu leiden, mit zu schaffen, mit zu siegen, oder mit unterzugehn? So sprach ich zu mir selbst, stand lange und sann:

Als ich mich umwandte, brannte meine Lampe düster, um die Kohlen im Ofen aber schwamm eine blaue Flamme hin und her, und manches Fünkchen stieg leicht auf, schaukelte sich wunderbar leuchtend und verschwand. Ich sank auf einen Stuhl und sah lange in die Flamme. Mein Herz ward ruhiger. — Die Flamme leuchtet und wärmet! sagte ich zu mir selbst, und versank wieder in tiefes Sinnen. — So möchte ich denn — fuhr ich endlich auf — so möchte ich jetzt, da mich die Jugend noch durchwogt, ehe sie von mir abfällt noch, mit ruhigem Herzen sie beschließen; nicht will ich mehr mit überheißem Herzen hineintaumeln in mein eignes Gebilde, nicht will ich mit erkaltetem die Dichtung je verlassen: jetzt, jetzt will ich meine Jugend mit ruhigem Herzen beschließen, mit frischer Jugendkraft will ich in das Mannesalter mich versetzen. Leuchten und wärmen zugleich soll mir die schöne Flamme der Dichtung neben der Leuchte Wahrheit! Warum soll Wahrheit und Schönheit sich nicht vereinigen können? Hat Leben und Dichtung denn keinen vereinigenden Punkt! So rief ich aus, während meine Hand eine Halsschleife löst'e, die sie mir noch Abends in süßer Spielerei geknüpft — Wie hab' ich an Dich, mein Mädchen, so lange nicht gedacht? rief ich plötzlich aus. Was ist schön, wenn Du's nicht bist, was wahr, wenn's Dein Herz nicht ist? Ja, ja! Die Liebe, sie vereiniget Alles! Liebend, liebend will ich die Welt umfassen, liebend will ich Leben und Wahrheit ergreifen, und sie liebend mit der Krone der Dichtung schmücken. Nicht des Hasses Flamme entzünde mich, nicht die Pfeile des Spottes will ich je aussenden, wie Jene, die die Lösung des Lebens zur Aufgabe ihres Geistes machen: mit klarem Bewußtsein will ich in's Reich der Dichtung weiter schreiten und meine Gedanken liebend, und mein Herz in Wahrheit geben. Geist ist Wahrheit, Herz ist Liebe; aber wo der Geist sich liebend offenbart, und das Herz in Wahrheit spricht,

Digitized by Google

da ist die schöne Lösung des großen Welträthsels „Leben," das viele, viele Herzen schon erdrückte!

* * *

Ich stand auf, meinem Herzen ward leicht, und meinem Geiste klar. Die Vergangenheit lag jetzt gelöst vor meinem Auge, ich that einen ruhigen Blick noch in mein bisheriges Leben und schrieb diese Blätter der Erinnerung dem Angedenken der letzten Stunde meines Jugendlebens.

Digitized by Google

Sonette von Adam Mickiewicz.

III.

Blick auf die Gebirge aus den Steppen von Kozlow.

Der Pilger.

Dort? Hat ein Eismeer Gott emporgestellt,
Den Wolkenthron den Engeln dort errichtet?
Ward von den Diwen diese Mau'r geschichtet,
Daß sie der Sterne Heer' im Aufgang' hält?

Wie glüht der Gipfel! wie vom Brand erhellt!
Hat Gott durch ihn den Himmelskreis gelichtet,
Daß er der irr'nden Welten Segel richtet,
Wenn grau der Nacht Gewand herniederfällt?

Mirza.

Dort? — sitzt der Winter; Ströme sah ich trinken,
Der Flüsse Mund aus seinem Becher da.
Ich haucht' und sah wie Schnee den Odem blinken.

Ich ging, war Adlern, Nebeln nicht mehr nah,
Vorbei, wo Donner ruh'nd aus Wolken winken,
Bis über mir nur Stern' ich glänzen sah.
Das ist Hatyrdach!

Der Pilger.

Ha!!

IV.

Hatyrdach.

Mirza.

Bang küßt der Moslem deines Felsens Fuß,
Mast krimm'schen Schiffes, großer Hatyrdach!
Weltminaret, der Berge Padischach,
Entflohn der Erde zu der Wolken Gruß.

Dein Sitz am Himmelsthor ist dir Genuß,
Du wahrst, ein Gabriel, Edens Gemach,
Wald ist dein Kleid, durch Wolkenturban brach
Des Schreckens Janitschar, der Blitze Guß.

Sengt uns die Sonn', hüllt Nebel uns in Schatten,
Zehrt Wurm die Ernten, brennt der Giaur das Haus,
Hatyrdach, bist du taub, erweichst dich nicht;

Ein Drogmann sollst du Welt und Himmel gatten,
Dir dienen Erde, Mensch, der Donner Graus,
Und du hörst nur, was Gott zur Schöpfung spricht.

F. A. Märcker.

Erläuterungen des Dichters.

III. Die Diwen (oder Dämonen) sind, nach der alterthümlichen Mythologie der Perser, böse Geister, die einst auf der Erde geherrscht, nachher aber durch die Engel vertrieben wurden. Sie wohnen jetzt am Ende der Welt, hinter dem Berge Kaf.

Hatyrdach. Der höchste Gipfel der Krimmschen Gebirgskette auf dem südlichen Rande. Man erblickt ihn schon aus weiter Ferne, fast 200 Werst im Umkreis, in Gestalt einer riesigen Wolke von bläulicher Farbe.

Digitized by Google

Schiller und Goethe.

Gedankenstriche.

Von G. Guhrauer.

Die Künste und die Wissenschaften blühen! Wir leben in einer Zeit, welche an Leib und Seele gesund ist!

Wir blühen und sind gesund — sonst könnten wir nicht blühen! — Wie schön muß es in uns sein, wie gesund müssen wir sein: solche Blüthen treiben zu können!

Der Gebildete klagt nicht! er weiß sich als Glied des gesunden Ganzen. Der Gebildete weiß, was er gelernt hat; hört aber niemals zu lernen auf; das Schönste, was wir gelernt haben, ist, zu schauen. — Wir sind so praktisch als Franzosen und Engländer: wir sind es erst später geworden! Dafür ruht unsre Praxis auf einem herrlichen Grunde!

Zu sterben — verstanden die Deutschen allezeit vortrefflich; als rechte Philosophen! Diese praktische Anstelligkeit hat kein Volk ihnen streitig gemacht: nur zu leben — hatten sie ehedem nicht Geschick — oder soll ich sagen den Muth?

Schön sterben — Schön leben .... wer nicht schön lebt, stirbt nicht schön.

— Als Goethe auftrat, war die Mondnacht- und Natursentimentalität unter den Deutschen im Schwange. Goethe war von Haus aus praktisch. Die Sentimentalität drückte Goethen wie ein Geschwür. Er überstand seine Krisis — und schrieb den Werther. Die Deutschen stürzten auf diese edle Excretion der Goetheschen Seele — die Krisis erreichte bei Allen die oberste Stufe — vor 1789 waren sie meist geheilt. Ein Gewaltiger machte den Schluß, die Werther wüchsen in Deutschland wie die Holzäpfel in dessen Wäldern: und täuschte sich —

Digitized by Google

— Als man zu Paris Waſſer machte, lehrten Deutſche, es beſtände aus Monaden —!

Goethe ſchrieb den Fauſt:

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grau des Lebens goldner Baum. —

Das iſt der Kern des Buches. Die Deutſchen haben eine Bibel daraus gemacht, das neueſte Teſtament — das Stück Theodicee! — noch iſt keine grüne Theorie erſchienen.. Θεωρία heißt: Schauen!

Goethe ſchenkte uns den Wilhelm Meiſter. Wilhelm küßte eine Gräfin, welche es zuließ — dieſes wirkte auf die Stände!

1789 machten unpraktiſche Deutſche Oden; Alles war Revolutionär. —

Die natürliche Tochter — es erregt dies Meiſterſtück wie die Ouvertüre zum Don Juan! Man fühlt die Beklemmung eines Vogels, wenn die Donner rollen und die Blitze zucken! Don Juan — das iſt die franzöſiſche Revolution, welche der Dichter nicht überwunden hat; ſo wenig wie die Kantiſche — bei der Ouvertüre mußte er es bewenden laſſen... Don Juan — hat die Welt ſtürzen ſehen ...

— Damals aber konnten die Deutſchen ein Gedicht, ein ganzes Werk, ſchwer faſſen; daß es etwas Ganzes ſei, gaben Buchdrucker und Buchbinder zu verſtehen — ſie ſahen einmal nicht!

Goethe faßte rechts den Winkelmann, links den großen Philologen Wolf. Den Schutt hatte größtentheils Leſſing fortgeräumt. Winkelmann ſchickte ſeine Kunſtgeſchichte nach Deutſchland; Wolf revolutionirte in der Philologie.

Die Deutſchen waren von der Schönheit, welche ſie nicht ſahen, welche dem farbloſen durchſichtigen Waſſer gleichen ſollte, wie verblendet: ſo unpraktiſch waren ſie — waren ſie? — was ſie nicht ſahen, bewunderten ſie am meiſten.

Wolf zerriß den Homer —

Die Schönheit war unſichtbar — und man hielt Stücke in den Händen.

Digitized by Google

Es erschien Iphigenie! Sophokles war erstanden. Die Deutschen erblickten ein schönes Ganzes.

* * *

Wer nicht schön lebt, stirbt nicht schön! Doch dem Schön-Leben geht das Schön-Sterben voran! Wie schön starben deutsche Jünglinge! Die Ebenen von Marathon trugen nicht so schön Gestorbene, als die Ebenen von Leipzig.

Goethe hat die Deutschen vornehmlich schön leben gelehrt. Schön sterben lehrte die Deutschen Schiller!

— Goethe war sich ein Räthsel — als ein echter Dichter. Ein Dichter versteht sich selbst am wenigsten, sonst wäre er kein Dichter. Goethe hat in seinen letzten Bekenntnissen zum öftern betheuert: die Poesie sei keine Kunst. Durch diese Erklärung hat er sich den Kranz aufgesetzt. Hätte er das Gegentheil erklärt . . . er war aber kein Philosoph!

Schiller war ein Philosoph; — der eigenthümlichste deutsche Philosoph — seine Philosophie legte er in Gedichten nieder!

Schillern gebührt in der Geschichte der deutschen Philosophie ein selbstständiger Platz —

Schiller hat kein System; d. h. kein abgeschlossenes Wortgebäude aufgestellt; aber auch — Schelling nicht! Schelling sprach das große Wort: die Natur ist frei! Schiller setzte die Deutschen in Begeisterung durch diesen Kern seiner Philosophie: „Frei ist der Mensch — und wär' er in Ketten geboren!"

Damals stellte sich ihm ein Mann zur Seite — Johann Gottlieb Fichte. Beide hatten die Aufgabe, in den Deutschen die nöthige Spannkraft anzuregen für kommende große Thaten —

Fichte in Prosa, Schiller in Versen; Fichte durch Reden, Schiller durch Dramen! Fichte durch Donner, Schiller durch Blitze. Zusammen waren sie Donner und Blitz, welche die deutsche Atmosphäre von knechtischem erschlafenem Sinne reinigten!

Digitized by Google

Goethe war ein großer Dichter; Schiller war ein großer Philosoph.

Fichte lehrte: der Mensch ist frei! — aber: er ist nicht frei! denn die Natur fesselt ihn mit ehernen Banden. Dabei blieb Fichte.

Darüber erhob sich Schiller: der Mensch ist frei — und wär' er in Ketten geboren!" Nur daß er sagte: der Mensch — Fichte aber: „Ich." Dieß machte den Unterschied.

Goethe ergreift uns; Schiller hebt uns hinauf!

Schiller, sagte ich, lehrte schön sterben; gleich andern Philosophen hinterging er die Wahrheit — o schöne Lügen! o göttliche Unwahrheit! Wallenstein machte er zum Märtyrer für Deutschlands politische Freiheit; den Posa zum Märtyrer für die geistige Freiheit .... sie starben ...

In Wilhelm Tell suchte er die Versöhnung. Aber das Ende ist in der Mitte! — In einem Kunstwerke ist das Ende am Anfang! und der Anfang am Ende: die Mitte ist überall.

Maria Stuart ist die herrlichste Tragödie; sie zeigt, wie eine Königin sterbe! . .

— Schiller starb — ein Jüngling. Um seinen Mund spielt die Sehnsucht.

* * *

Nächst Leibnitz haben die Deutschen Goethen am meisten bewundert. Leibnitz war gleichfalls sehr praktisch — und Philosoph. Goethe war praktisch — und Dichter. Darum ist sich Leibnitz gleich geblieben — bis an seinen Tod. Goethe aber nicht! —

Philosoph ist Einer durch den Geist, d. h. durch sich selber, er muß sich dazu machen. Der Dichter wird geboren. Erst um sein vierzigstes Jahr, wie er selbst in einem Briefe gesteht, hat Leibnitz seine Philosophie gefunden. Vorher war er also weniger als Goethe — das, was Goethe die letzten dreißig Jahre gewesen ist. Bei Leibnitz war der andere Theil, bei Goethe der erste Theil glänzend: beinahe, wie sich der erste Theil des Faust zum andern Theil desselben verhält. —

Digitized by Google

Bücherschau.

1. Geist der Geschichte. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, S. G. Liesching. 1835. 195 S.
2. Das Verdienst der Deutschen um die Philosophie der Geschichte. Vortrag zum Krönungsfeste Preußens am 18. Januar 1835 in der deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehalten und mit erläuternden Beilagen herausgegeben von Karl Rosenkranz. Königsberg, 1835. Unzer. 111. S.

Der schärfste Stachel in unser Herz ist die Betrachtung der Geschichte, die allerdings aus einer bestimmten Geistesanschauung heraus vorgenommen werden muß, da das bloß pragmatische Hinundherblättern in der großen Weltbibel des Geschehenen das Menschliche wie das Göttliche in der Geschichte gleich unverständlich läßt. Welches ist aber das Prinzip solcher Geschichtsbetrachtung, das den praktischen Griffel der Klio zugleich zu dem deutenden Seherstab für die Geheimnisse der Vergangenheit und Zukunft macht, welches ist die philosophische Formel, die der historischen That so gewachsen ist, daß sie dieselbe erklärt, ohne sie zu vernichten? oder kann hier weder Prinzip noch Formel gefunden werden noch nützen? Etwas Allgemeines aber ist in der Geschichte, welches entweder aller Dinge Einheit ist oder nach ihr strebt, wodurch sie für die verschiedensten Bedürfnisse des Geschlechts wie des Individuums etwas Ausreichendes, etwas Feststehendes oder etwas Prophetisches hat, und bald als Tragödie, bald als ironisches Weltgericht, bald als Theodicee unsere Gemüther bewältigt. Dieses Allgemeine zu erkennen, es nennen es die Einen Philosophie der Geschichte, die Andern Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Geschichte, die Andern Geist der Geschichte.

Die Wissenschaft vom Geist der Geschichte ist eine ächt deutsche, ihre Ausbildung gehört unserer Zeit. Von zwei Seiten hat es uns gezogen, die geheimen Kräfte und Mächte, die unsere Menschheitsentwickelung bedingen, uns zur Anschauung und in eine gewisse Norm zu bringen. Von der einen Seite die ungeheuere Bewußtwerdung, die das Zeitalter in das Systematisiren alles Lebens gestürzt hat, die, den Begriff der Geschichte suchend, die Geschichte als einen Begriff, als ein logisches Rechenexempel, als die Paragraphenauseinanderlegung eines construirenden Gottes, feststellt und fixirt. Dieser abschließenden Richtung, die mit der Vergangenheit

Digitized by Google

fertig geworden ist, bei allem ihrem Ernst und ihrer Tiefe leichtsinnig oder stumpf genug, nicht an die Zukunft zu denken, dieser steht die andere gegenüber, die man die prophetische zu nennen veranlaßt ist. Auch die prophetische Zuckung in unsern heutigen seltsamen modernen Herzen treibt uns in die philosophische Combination der Geschichte hinein. Dies ist die St. simonistische Geschichtsphilosophie, welche die der Zukunft ist, wie sie aus der combinirten Vergangenheit zu einer allgemein befriedigenden Epoche des Völkerlebens entwickelbar gedacht oder geträumt wird. Beiderlei Art der Betrachtung, die aus der Consequenz des Begriffes, und die aus dem Gesichtspunct der Zukunft, sind gleich gefährlich für die freie und gewinnreiche Bewegung auf dem hohen Meer der Geschichte. Die eine, welche die Geschichte Grau in Grau malt mit den Farben eines bestimmten Systems, ertödtet alle individuelle Entwickelungsfähigkeit des Geschlechts, ohne die es überhaupt keine Welthistorie gegeben haben würde, ja sie ertödtet, möchte ich sagen, alle Natur in der Geschichte, indem sie aus den Thaten logische Momente, aus den Menschen Zeichen, aus dem waltenden und lebendigen Gott einen nothwendig sich vollbringenden Prozeß macht. Die andere, welche mit dem Morgenrothshauch der Zukunft malt, läßt diese ferne Aurora zugleich zur Brandfackel werden, an welcher Alles verlodert, was die Welt von bisher bestehenden Formen und Zuständen, von bisher gekanntem Menschheitsglück, in socialer, ethischer und geistiger Lebensbedeutung, besessen. Auf welchen dieser Höhepunkte stellen wir uns, um uns in der Weltgeschichte zu begreifen, und die Weltgeschichte in uns? Hieße Philosophie der Geschichte nichts weiter als das Denken der Geschichte, wohlan, so laßt uns Philosophen der Geschichte sein, denn wie vermöchten wir in dem Geschehenen über das Denken hinauszukommen, welches das Erste und das Letzte ist! Aber das Denken muß so frei sein, wie die That. Der Begriff der Rose muß die Rose selbst sein. Die Form darf nicht Formel, der göttliche Geist der Geschichte darf nicht menschliches System werden!

Hegel hat in seiner „Phänomenologie des Geistes" und nachher in seinen akademischen Vorlesungen, die consequenteste und auf das Aeußerste getriebene Durchführung eines philosophischen Systems der Geschichte gegeben. Namentlich in der Phänomenologie stehen großartige Ideen wie ein ägyptischer Pyramidenbau, mit den Gräbern ganzer Geschlechter und Königsstämme in seinem Schooße, da. Aber uns wird, nach den ersten erhabenen Schauern, wieder so eng und unheimlich dabei zu Muthe, als hätten wir uns beikommen lassen, den lieben Gott selber zu schulmeistern. Wir sind an das Ende aller Geschichte gesetzt. Der Begriff ist die Identität von Anfang und Ende; die sich selbst bewegende Idee, sobald sie im Begriff zu sich selbst gekommen, hat das Unglück, damit alle geschicht-

Digitized by Google

liche Bewegung aufzuheben. Zwar darf man Hegel nicht den Vorwurf machen, daß, indem er die Geſchichte a priori conſtruirte, er ſich nicht der hiſtoriſchen Lebensfülle ſelbſt bewußt und verſichert geweſen ſei. Aber die Lebensfülle mußte Syſtem werden, und die Geſchichte, obwohl als der Prozeß des Abſoluten entfaltet, trug ſchwer an den Kategorieen des ſubjectiven Geiſtes, die ſie annehmen mußte, denn welcher abſolute Gedanke der menſchlichen Syſteme wäre nicht zugleich behaftet mit der Form der endlichen Subjectivität? Dieſe Philoſophie der Geſchichte, die man auch eine Geſchichte der Philoſophie nennen könnte, war der Philoſophie förderlicher als der Geſchichte. Hegel gerieth durch die hiſtoriſchen Geſichtspuncte in der Phänomenologie recht in die Mitte ſeines eigenen Syſtems hinein, das er nachher aufführte als eine organiſch gegliederte Denkgeſchichte, die fertig geworden iſt. Roſenkranz, der in der oben angezeigten kleinen Gelegenheitsſchrift auf dieſe Philoſophie der Geſchichte hinweiſt, iſt einer der achtungswertheſten Anhänger und Verbreiter der Hegelſchen Lehre. Er beſitzt viel eigene geiſtige Lebendigkeit, große Gewandtheit in Darſtellung von Gedanken und einen Vorrath von Kenntniß und Geleſenem, der ihn überall zu Hauſe ſein läßt. Aber er hat ſich den Beruf, Miſſionnair eines beſtimmten Syſtems zu ſein, zu gewiſſenhaft zu Herzen genommen, und darüber ſeine eigene Individualität abgeſchwächt, oder, wie es das Loos in dieſer Philoſophie iſt, verallgemeinert. Zuweilen lugt er wohl mit klugen und redlichen Blicken hinaus über den Wartthurm des, wie er meint, noch länderbeherrſchenden Syſtems, und er hätte vielleicht große Luſt, ſich auf eines der vorbeiſegelnden Schiffe zu ſetzen, um ſich weiter tragen zu laſſen den Strom der Zeit entlang. Doch er hat einen unüberwindlichen Reſpect vor dem alten, todten Meiſter, deſſen Geiſtergeſtalt ihn wieder einholen könnte, bevor er noch den fliehenden Fuß hinausgebracht hat über das abgeſperrte Stromgebiet. Da bleibt er lieber der fleißige Gärtnerburſche, der begießen, oculiren, beſchneiden und Beete machen hilft, und alle Feſttage einmal der ſchönen Herrin Wiſſenſchaft einen ſyſtematiſch geordneten Selam in knieender Ehrfurcht verabreicht; während er mehr ſich ſelbſt und der vorſchreitenden Zeit angehören, mehr Eigenes ſchaffen, eigenthümliche Wege einſchlagen, und mit der ſchönen Herrin freieren, vertrauteren und genußreicheren Umgang pflegen könnte. Denn die Zeit bedarf ſo vielſeitig gebildeter und reger Köpfe, wie Roſenkranz; ſie bedarf ihrer nicht zum fortgeſetzten Syſtematiſiren des Lebens, aus dem ſie ſich eben durch den Prozeß der Auflöſung wieder zu retten beginnt; ſondern ſie hat ſie nöthig, um der erſtarrten deutſchen Wiſſenſchaft freiere und lebensvollere Formen zu ſchaffen, ihr eine kunſtgebildete Darſtellung für das Leben, wie die Griechen die Wiſſenſchaft trieben, zu erwerben, und ſie zu emancipiren aus den Studirſtuben und von den ledernen

Digitized by Google

Leseeseln, auf denen sie sich bei den deutschen Gelehrten festgesessen, zu einer blühenden Gestalt für die Welt und für den Menschen. Begeisterung, ihr deutschen steifgliedrigen Gelehrten, heißt der Verjüngungstrank der Wissenschaft! Mit ihr befruchtet eure Systeme, und sie werden gesprengt werden!

Die Weltgeschichte ist kein philosophisches System, sie ist ein lebendiges Kunstwerk. Im Kunstwerk ist die ganze Freiheit und Allgewalt der Individualität nachgelassen, die Wunderblume der Persönlichkeit steht in Blüthe. Die Individualität ist das Gottwohlgefällige, Gott hat seine Freude und sein Schauspiel daran. In der Weltgeschichte ist nichts als Individualität, Volk, Mensch, Verhältniß und Schicksal sind durch die Individualität in Bewegung, in Kampf und in Ideenverbindung gesetzt. Der Streit um die Rechte und Geltendmachung der Individualitäten ist die Geschichte. Ein Kunstwerk voll Streit und Hader, und doch darüberschwebend der Friedensgeist des herrschenden Gottes, der genau Epoche gegen Epoche abgränzt und doch wieder aneinanderknüpft, wie ein cyklischer Dichter. Fürchtet ihr Philosophen, daß ihr nichts mehr zu denken haben werdet, wenn auch die Geschichte zum Kunstwerk wird? O schämt euch doch endlich einmal eurer niedrigen Ansicht von der Kunst, als sei sie ohne den Gedankeninhalt, dessen reichhaltigstes Gewächs sie gerade ist! Ist euch das Kunstwerk nur bloß das unmittelbare Leben, das noch nicht vermittelt sei durch die Idee, so frage ich, was giebt es Höheres und Reizenderes auf unserem unvermittelten Erdglobus, als das unmittelbare Leben, und wo hat Gottes Finger vom Himmel heruntergegriffen, um die Vermittelung durch die Idee zu fixiren für einen Zustand, der unablässigem Werden unterworfen ist, mithin aus jeder Vermittelung (die nur ein momentaner Gewinn, ein Ausruhn von der Epoche, ist!) wieder hinausenteilt in die bewegungsfähige Unmittelbarkeit? Und da ist auch der spielende Augenblick, der Zufall, dem in der Geschichte, wie im Kunstwerk, sein Recht nicht ganz geläugnet werden darf, worauf schon Herbart, gegen die philosophische Begriffsverkleinerung der Geschichte, treffend aufmerksam gemacht hat! Und fürchtet ihr, daß euch ein Zufall nichts zu denken giebt? Kennt ihr denn den Wind, von wannen er kommt und wohin er fährt? Wie viel Zufälliges ist in eurer Subjectivität, und doch ist es nur Subjectivität, welche den Begriff zurecht macht! Wer hat es schon mit Winkelmaaß und Pendel ausgemessen, wo in dem Geschehenden, der Geschichte, das Unbewußte aufhört, und das Bewußte anfängt? Ihr stolzen Mathematiker des Begriffs, die ihr klüger seid als Gott selber, meßt mir doch wenigstens hier das menschliche Kunstwerk aus! Sagt mir genau, wo das Unbewußte darin aufhört, und das Bewußte anfängt! Gebt mir eine chemische Zersetzung dieser ächt menschlichen

Digitized by Google

Mischung, die in Allem, was da ist und geschieht, zu Grunde liegt; gebt sie mir, mit allem Aufwand eurer physikalischen Instrumente, eurer kategorischen und logischen Neutralsalze und Scheidewasser; gebt sie mir, wenn ihr könnt! Aber Leben, Geschichte, Kunstwerk, sind stärker als ihr! Es sind ewige Urwälder, eure Instrumente fällen sie nicht! Sie rauschen und rieseln von hohen Gedanken, wie heilige Quellen, in die ein Gott sich ergießt. Fangt sie auf in euren Systemen, aber laßt in ihnen kein abgestandenes Regenwasser daraus werden! Laßt es rauschen, wie es durch die Welt selber rauscht! Oder besser: legt euch an die Quelle mit horchendem Ohr und Herzen, trinket selber den Strom des Lebens, und gebt euch sinnend an die Gedanken hin, die euch aus dem Meeresspiegel entgegenblicken. So studirt Philosophie der Geschichte!

Wolfgang Menzel hat in seinem mit großer Klarheit und Anschaulichkeit geschriebenen Büchlein einen vortrefflichen Gedanken geltend gemacht, der uns hier sehr zu Statten kommt. Er weist auf die Poesie der Geschichte hin. Gegen die Deduction der Weltgeschichte aus philosophischen Formeln, die nur systematische Consequenzen sind, spricht er sehr gut und eifrig, in seiner kurzen, schlagenden, krystallhellen Art, die einmal wieder, nach vielen matten Recensionen in seinen letzten Literaturblättern, erfreulich auftritt. Er schlägt die Begriffsconstruction der Geschichte schon durch den naiven Vergleich, daß Homer nicht darum gedichtet habe, damit Thiersch eine griechische Grammatik schreiben konnte. Dagegen neigt er sich mehr zu der Ansicht hin, daß die Weltgeschichte in jedem ihrer Momente schon erfüllt werde, es mithin nicht auf den Schlußpunct, worauf die weltbürgerlich-prophetische Geschichtscombination immer hinaussteuert, sondern auf den gesammten Inhalt ankomme. Darum bekämpft er auch das St. simonistische Ziel der Geschichte in einer allgemeinen industriellen Association der Völker, denn weit entfernt, an einen solchen endlichen Friedenszustand des Geschlechtes sich zu hängen, zeigt er sich vielmehr zu dem strengsten Glauben an die Visionen der Apokalypse bereit. Seine Poesie der Geschichte ist ihm eine ungeheuere Tragödie, die er jedoch allzu unpoetisch — ich muß es bekennen — mit einer allgemeinen Vernichtung und Verwüstung endigen läßt. Wenn er auch Recht hat, daß die Menschen nie so glücklich und vollendet werden dürften, um am Ende, wie Elias, lebendig gen Himmel zu fahren, so kann diese Ansicht, eine wie materielle Wahrheit auch nur darin liegen mag, noch keine Schlußfolge begründen, daß „im allgemeinen Gewürge unter den Schrecken der Natur die letzten Zeiten kommen würden." Die Betrachtung der unendlichen physischen Vermehrung des Geschlechts, und was dann geschehen werde, wenn alles bewohnbare Land wirklich bewohnt, und die Möglichkeit, wie diese Menschenmenge sich erhalten solle, unsere Capacität überflügele, kann ziemlich ruhig von der

Digitized by Google

Hand gewiesen werden, ohne darum nach dem Würgengel aus der Apokalypse zu schicken. Wozu sich diesem heidnischen Trübsinn des allgemeinen Untergangs hingeben? Warum nicht zugleich in diesem Untergang, mag er auch wirklich das Ende der Geschichte sein, doch die Verherrlichung des ewigen Inhalts, den Sieg im Tod, andächtig hervorheben? Die Erlösung des Geschlechts wird allerdings nicht auf Erden vollbracht, sondern durch die Ueberwindung der Erde, aber nicht das sind die „letzten Zeiten," wo die Entartung und Verwilderung allgemein geworden, sondern wo die geistige Vollendung erfüllt, und in der Einheit von Hirt und Heerde Alles zu seinem Recht gekommen ist! So laßt uns an die rosigen Engel der Zukunft denken, um unsere Tage in göttlichem Leichtsinn und Strebenslust hinzubringen! Th. M.

* * *

Der Messianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erscheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in Frankreich, nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Philosophie in Italien. Von Fr. Wilh. Carové, Dr. Philos. und Licenc. en droit. Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung. 1834. gr. 8. 368 Seiten. Mit dem Motto:

> Les innombrables pensées diverses qui se croisent et se mêlent à l'horison du monde spirituel, sont le signe qui annonce le lever du soleil des intelligences.
> De Lammenais.

Der Herausgeber giebt in einer bunten Reihe von Auszügen aus den Pamphlets, Aufsätzen und Abhandlungen neu-französisch-religiös-politischer Speculation von den Herren Fabre d'Olivet, August Comte, Bozelli, Chateaubriand, Damiren, St. Vincent, Wronski, Carl Nodier u. A., eine, in vieler Hinsicht anziehende und merkwürdige, Fortsetzung seiner Schriften: Religion und Philosophie in Frankreich, 1827. 2 Bde. und der Saint-Simonismus und die neuere französische Philosophie 1831. Es ist nicht schwer, diese hier aufgeführten Stimmen, wie sehr auch mehrere unter ihnen durch scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit hervorstechen, unter einige allgemeine Gesichtspunkte zusammen zu fassen; und ein Mehreres, ich meine ein Eingehen in das Einzelne, würde uns hier nur zwischen Oberflächlichkeit oder ungebührender Weitschweifigkeit die Wahl lassen. Wenn wir uns bei dem nicht beruhigen, was schon der Herausgeber theils im Vorworte, theils in seinen Kritiken und Bemerkungen zur Orientirung des Lesers mit Geist, Sachkenntniß und, wir bekennen es, mit edelm Freisinn, aufgestellt hat, so ist es, weil wir in der Grundansicht von ihm abweichen. Es ist wahr, daß die Morgenröthe Vorbote des nahenden Sonnenaufgangs ist; es ist wahr, daß eine gewisse allgemeine Sehnsucht, welche die Männer der Wissenschaft,

Digitized by Google

des Staates und der Kirche gegenwärtig bewegt, ja wohl einen Jeden, der sich seine Aufgabe in der Zeit zum Bewußtsein gebracht hat, erfüllt, auf eine große geistige Epoche, nach der geschichtlichen Analogie zu schließen, auf eine große Persönlichkeit hinweist: es ist aber ebenso wahr, daß die Sonne alle Tage aufgeht; und daß sie jeden Tag durch die Morgenröthe angekündigt wird: — bis über das 15. Jahrhundert vom heutigen Tage an können wir rückwärts eine fortgesetzte Prophetie verfolgen. So hat Cardanus eine Umstaltung des Christenthums im 18. Jahrhundert geweissagt; so hat vor mehr als hundert Jahren Leibnitz die europäische Revolution nicht ohne wehmüthige Ahnung verkündigt, worüber Herder ausrief (s. Briefe über die Humanität): „Auch Leibnitz unter den Propheten?" — Jene erhabenen Genien unter den Menschen, von dem Firniß eitel „schimmernder Gegenwart ungeblendet, durchdringen gleichsam den hellen Mittagsglanz bis zu den ewigen Sternen der Geschichte, welche, wie die Sterne am Himmelsgewölbe auch bei Tage, obschon ungesehen, in ewiger Bewegung hinziehen: denn die Geschichte ist kein stehender Sumpf, sondern ein rinnender Strom, und mit jeder Umkreisung der Erde erhält die Geschichte ihrer Bewohner einen neuen Schwung. Was Wunder denn, wenn jede Gegenwart mit einer bedeutsamen Zukunft schwanger geht? — Aber die neue Prophetenschule will uns überreden, daß eine ganz neue Welt, eine neue Religion, ein neuer Himmel und eine neue Erde im Anzuge sei: weil sie keine Ordnung sehen, meinen sie in einem Chaos unterzusinken; weil sie keine Religion haben, meinen sie, ein neuer Messias werde vom Himmel steigen, oder vielmehr aus der Erde hervorbrechen; weil sie, in innerer Zerrissenheit, nach der Zusammenkunft mit sich selbst ringen, und vergeblich nach einem Anker die Hand ausstrecken, sehen die Einen mit Carl Nodier den Erdball in elende Atome zerstäuben, und die Tragiko-Komödie der Weltgeschichte mit ironischem Gähnen dem ewigen Todesschlafe zuwanken; wollen die Andern mit Hoëne Wronski den weibgebornen Menschen zum absoluten und allfreien Geist hinaufschrauben; wollen endlich Andere Himmel und Erde, Nord und Süd, Liebe und Haß zusammenknüpfen und neben Gott im Himmel das liebe Herz, den Gott der Welt, zum Gotte und sich selbst zum Hohenpriester bestellen; — allein, Mephistopheles, „eine gute Autorität," lehrte:

Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist!

Wie sehr ich daher auch nach dem Maaßstabe des Herausgebers, der uns in religiöser Absicht in Ungebildete, Halbgebildete, und Höchstgebildete eintheilt, ein hartes Urtheil zu besorgen habe, so wird es vielleicht

Digitized by Google

meiner Einfalt zu Gute gehalten werden, wenn ich die neufranzösisch-religiös-politischen Bestrebungen, deren Bekenntnisse uns vorliegen, als keinen Beitrag zur Fortbildung des Christenthums als Weltreligion ansehe, sondern vielmehr als ein vorübergehendes, ohnmächtiges Entgegenstemmen gegen das Princip des Christenthums. Ich stütze mich nämlich auf folgende Erfahrungen: 1) Der Mensch findet, daß er moralisch gebrechlich ist; 2) er entdeckt, daß diese Gebrechlichkeit ein unzubeendigendes Ringen zwischen Egoismus und Liebe ist. Das Christenthum heißt, den Egoismus der Liebe zum Opfer bringen; eine harte Religion! Denn uns haben wir sehr lieb! Unser Zeitalter ist ein gebildetes, sanftes, sociales; die Härte ist unverträglich mit der Societät. Sie paßt nicht für sie. H. Heine hat es uns aus Paris explicirt. Das achtzehnte Jahrhundert schickte die harte in die Verbannung. Nun aber haben deutsche Philosophen aus den Gruben des deutschen Tiefsinns und Gemüths Erze hervorgeholt und ausgelegt; hungriges französisches Volk ist über die gediegene Speise zum Theil hergefallen; sie vermuthen eine Bereicherung der Psychologie, und ahnen nicht, daß der fruchtbare Boden jener Speise selbst seine Nahrung aus den warmen Quellen der Geschichte geschöpft hat; doch sie können das Erworbene nicht assimiliren; nun sollen die heterogensten Elemente verschmolzen werden; es soll — auf dem entgegengesetzten Ende der Erde ein neues irdisches Himmelreich als ein würdiges Gegenstück des ehrwürdigen himmlischen Reiches auf Erden in China erblühen; siehe da den Triumph des neuen Messianismus! er hat es verkündigt! Mein Reich ist von dieser Welt — und die Pforte ist sehr weit! — Daß ich einen treffenden Gedanken Goethe's hier anwende, oder vielmehr zur Anwendung empfehle: „Es ist nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zweien Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe (die Sehnsucht!), die ihn peinigen!" Kurz also, giebt es eine Religion, so soll sie dem Menschen zu Hülfe kommen; eine Religion, welcher der Mensch zu Hülfe kommen, welche er sich erst machen soll, ist keine! —

Es ist charakteristisch, daß diese unsre Reformatoren die Psychologie, die Selbsterkenntniß zur Basis machen wollen: giebt es eine Psychologie? Jedes Jahrhundert hat die seinige! Die Religion des 19. Jahrhunderts ist der Ausdruck der Psychologie des 19. Jahrhunderts.

Da in diesen Abhandlungen zum öftern unsers Leibnitz ehrend Erwähnung gethan ist, so kann zur erbauenden Beleuchtung des Gegensatzes eines gewissen verschiedenen Geistes nichts dienlicher sein, als eine Gegenüberstellung von August Comte's und Leibnitz's Gedanken über den politischen Gebrauch der schönen Künste. Leibnitz sagt hierüber:

Digitized by Google

„Diese Einbildungskraft (nämlich von der Schönheit des zukünftigen Lebens d. h. Gottes) sollte in dem besten Staate durch alle Mittel und Wege der Kunst den Menschen ohne Unterschied, den Weisen sowohl als dem Volke eingeprägt werden. Und hier wird der Weise Gedichte und Allegorieen, auch Vorstellungen und Zeichnungen und Gemälde gebrauchen dürfen: weil an einer an sich so vortrefflichen Sache alle Mittel recht sind, und ihrer Niemand mehr bedarf, als die Weisen, welche sonst am Wenigsten den Affecten unterworfen zu sein pflegen, und daher auch keine starke Einbildungskraft haben. — — Daher halte ich dafür, die Dichter könnten sich um das gemeine Beste nicht besser verdient machen, als wenn sie nach allen Kräften arbeiteten, die ewige Seligkeit mit allen Farben abzumalen und den Gemüthern einzuprägen. — — Die Sybariten setzten Preise für denjenigen aus, welcher neue Vergnügungen entdeckte: ich glaube, daß die Christenheit dem den meisten Dank schuldig sein werde, welcher bewirkt, daß die Frömmigkeit die höchste Lust einflöße. — August Comte, Schüler von Heinrich St. Simon (in unserm Werke S. 11.), sagt hierüber: „Damit aber dieses System (der positiven Politik) zur Wirklichkeit komme, muß auch noch die Masse der Gesellschaft sich für dessen Ausführung passioniren... Hierzu ist nothwendig, den Menschen das Bild der Verbesserungen vorzuhalten, welche das neue System für die menschlichen Zustände herbeiführen wird... Hierbei muß vor Allem die Phantasie in Thätigkeit gesetzt werden, was nur durch die schönen Künste bewerkstelligt werden kann.“ Diesemnach haben also die Gelehrten den Plan des neuen Systems zu entwerfen, die Künstler die allgemeine Annahme desselben hervorzurufen, die Industriellen dasselbe unmittelbar in die Wirklichkeit einzuführen. — Das Geistreiche dieser Ansicht sind wir am ersten geneigt, anzuerkennen.

G. Guhrauer.

Zodiacallichter.

— Ein seltener Mann ist aus unserer Mitte geschieden. — Wilhelm von Humboldt. Er starb am 8. April. Solche Lebenstypen, von hohem imponirendem Adel der Humanität, Sterne erster Größe aus jener Epoche, wo die sogenannte Classicität der Bildung für das Höchste galt, fangen immer mehr an, unter uns zu verschwinden und einer neuen deutschen Bildungsstufe Platz zu machen, deren Charakter freilich noch im Schwanken begriffen, und sich noch durch kein festes Gepräge angekündigt hat. W. v. Humboldt (geboren 1767), der innigste Freund Schiller's, der vertraute Genosse und Mitlebende jener Geister, die sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeitlang in Jena begegneten, und merkwürdige Bestrebungen, für Literatur und Cultur wichtig, vereinigten, stellt am reinsten und entschiedensten, und zugleich am anmuthigsten, einen solchen Bildungscharakter dar, welcher deutsches Wesen und Leben mit Geist und Form der Antike zu verschmelzen und dadurch zu heben trachtete. Es war eine Zeit, wo es kein größeres Lob für einen deutschen Schriftsteller gab, als das: ein „Classischer Geist" zu sein und zu heißen, ein Ehrentitel, wonach zu verlangen heutzutage kaum Jemand mehr einfällt. In Beurtheilung der deutschen Dichter bestrebte man sich absichtlich, sie überall auf die Alten zurückzuführen, und je mehr griechische oder römische Sympathieen und Züge man an einem Werke nachweisen konnte, für um so heiliger und größer wurde es erachtet. Deutschland war eine verspätete Kolonie des alten Griechenlands geworden. Das Ausgezeichnetste in dieser Parallele deutschen und griechischen Geistes leistete Humboldt in seinem Werk über Goethe's „Herrmann und Dorothea," worin er, von allen Verzerrungen in dieser Richtung frei, seine eigene feinsinnige Bildung auf das Geschmackvollste bekundete. Diese Bildung, dieser ganze Typus, hatte etwas Aristokratisches an sich, man kann es nicht läugnen. Was man in unsern Tagen die „Aristokratie der Geistreichen" zu nennen angefangen, war damals die Aristokratie des klassischen Geschmacks. Von griechischem Republikanersinn blieb man bei aller Gräcität entfernt. Aber Humboldt war im ächtesten und edelsten Sinne des Wortes ein vornehmer Mann, es war in ihm, bei großer Freiheit der Gesinnung, eine gewisse Humanitätsvornehmheit, die wie ein mildes Gestirn wärmt und erleuchtet, ohne zu dem gewöhnlichen Dunstkreis herniederzusteigen. Dazu die für Deutschland seltene und höchst bemerkenswerthe Erscheinung, daß ein so gründlich gelehrter Mann, der in seinen tiefgehenden grammatischen Untersuchungen das vergleichende Sprachstudium mitbegründen half, zugleich der gewandteste und ausgezeichnetste Staats- und Weltmann gewesen: eine Allianz deutscher Wissenschaft mit der großen Welt, die ihr von jeher Noth gethan und als das Förderlichste noch bevorsteht. Nach einer vielfältigen und einflußreichen Bewegung auf dem öffentlichen Schauplatz seit 1802, als Gesandter zu Rom, Wien, London, als Bevollmächtigter bei dem Friedenscongreß zu Prag, mitthätig bei dem Wiener Congreß und andern wichtigen Gelegenheiten, mehrmals und zu verschiedenen Perioden wirksam im preußischen Ministerium, besonders für die Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts, verlebte er seine letzten Jahre, in der Ruhe eines Weisen, auf sei-

Digitized by Google

nem romantischen Landsitz Tegel, bis zu seinem Tode mit gelehrter Forschung in den seltensten Gebieten des Wissens beschäftigt. Laßt uns jedesmal ein andächtiges Todtengeschäft verrichten, wenn wir einen solchen Mann begraben! Denken wir nach, was aus uns werden wird und kann, heut, wo man auf der einen Seite angefangen hat, alle gründliche Bildung in Kunst und Wissenschaft und jenen ganzen Typus der Humanität als etwas der Freiheit Zuwiderlaufendes zu verspotten, während wir auf der andern Seite durch manche Schranke gehemmt sind, das Eigenste unserer Entwickelung, wodurch wir uns original hervorthun könnten, zu Tage zu fördern! —

* * *

— Goethe und das Kind. Nr. II. Görres, der Prophet, hat das Nixenkindlein in seinen Arm genommen, und in seiner Weise, mit mancherlei mystischen Zeichen und Zauberformeln, seinen Segen darüber gesprochen. (S. Morgenblatt, Nr. 78 flgd.) Nur von Zeit zu Zeit sind wir noch gewohnt, die Stimme dieses Predigers in der Wüste erschallen zu hören, meist in abgebrochenen Verkündigungen, die bald wie trunkene Schmausssprüche, bald wie knisterndes, schwefelichtes Witz- und Blitzgeflader, am Himmel aufleuchten. Das letzte war sein hochklingender Psalm gewesen, den er über die heilige Jungfrau von Orleans losgelassen, und jetzt ist das burleskere Wunderkind Bettine an die Reihe gekommen, wenn auch nicht, wie jene, des Gottes voll, so doch Goethe's voll. Früher einmal hatte Görres im Morgenblatt eine erhabene Elegie über Achim von Arnims Tod ausgeströmt, und nun lobsingt er der Witwe Bettine, die nicht die Witwe Bettine, sondern noch immer bloß Goethe's Kind sein will. Gern fragte ich die Witwe Bettine einmal nach Achim von Arnims Nachlaß, aber Goethe's Kind hält mich ab. Doch der Münchener Merlin ist auch ein Schalk! Diesmal hat er auf dem hohen sternegepolsterten Wolkenthron seiner Rede manche unverkennbare Ironie zum Besten gegeben. Man wird nur nicht allerwegens recht klug daraus! Erst schildert er, mit komisch geheimnißvollen Gleichnißspielen, Wolfgangs sämmtliche Thaten und Abenteuer auf der Erde und im Himmel merkwürdig und erbaulich genug. Er läßt ihn als Simson unter die Philister fegen, und giebt ihm, statt des Eselskinnbackens, den Intermaxillarknochen in die Hand, an dem Goethe bekanntlich so genaue Studien gemacht. Dann kommt das Kind, mit Tambourin, Cymbelspiel und Zigeunertänzen, und umschließt mit magischen Kreisen und genialen Bocksprüngen den mittlerweile alt werdenden Wolfgang, dem, bei aller kühlen Abgemessenheit, mit dem er sich benimmt, doch zuweilen angst und bange dabei wird. Der Familie Brentano soll auch angst und bange geworden sein, denn sie ist, dem Gerücht zufolge, bemüht, soviel als möglich von der Auflage aufzukaufen. Man sieht jedoch noch nicht recht ein, wem zum Nutzen oder wem zu Schaden? Soviel ist gewiß, daß man immer confuser wird über Goethe und das Kind, und sich der Beherung nicht zu erwehren vermag. —

* * *

— Von der Briefsammlung Rahels erscheint (Bamberg, bei Dresch) eine Blumenlese als „Toilettengeschenk für die Gebildetsten des weiblichen Geschlechts." Werden diese Gedanken nicht die Toilettentische erdrücken und in Grund und Boden brechen? Ich rathe keiner Schönen dazu, eine Toilettenlektüre daraus zu machen. Denn wer kann für den Schaden einstehen? Ihr holden Modepuppen, der Spiegel, den euch Rahel entgegenhält, zeigt euch euer Gesicht anders, als es ist und ihr wünschen könnt! Mehr noch gefällt mir der naive Postmeister und Doctor Nürnberger, der in einem Journal auch über Rahel's Briefe geschrieben und behauptet

Digitized by Google

hat, daß er besonders deshalb so unendlich davon hingerissen worden, weil er eine so große Verwandtschaft und Aehnlichkeit zwischen Rahel und — sich selbst darin entdeckt habe. Seine ganze Denkweise, seine eigensten Gedanken seien ihm überraschend daraus entgegengetreten, und dies habe ihn bezaubert, habe ihn mit wahrer Bewunderung erfüllt. Warum hat uns ein löbliches Postamt dies so spät erst entdeckt? Unser Studium der Rahel muß jetzt eine ganz neue Richtung nehmen, da die Schriften des Herrn Nürnberger zur nothwendigen Vergleichung und Combination mit heranzuziehen sind! —

* * *

— Die Baiersche Literaturzeitung, die schon seit der Gründung der Universität in München beständig im Werke gewesen, und nunmehr, wie es scheint, die hinreichenden Fonds zu ihrer Existenz angewiesen erhalten hat, wird erst mit dem 1. October dieses Jahres in's Leben treten. An der Spitze der Redaction stehend, nennt man Schelling, der jedoch, wie wir wissen, nur formell seinen Namen dazu hergeben wird. Die eigentlich thätige Leitung wird von Roth ausgehen. Ob die übrigen Münchener Gelehrten-Notabilitäten, die unter sich so zerfallen und zerspalten leben, Görres, Baader, Schubert, Niethammer, Thiersch u. A. sich nun auf diesem Terrain einträchtig zu einem gemeinschaftlichen Wirken vereinigen werden, ist die Frage, obwohl ohne eine solche Vereinigung der besten süddeutschen Kräfte das neue Institut schwerlich zu einem eigenthümlichen Charakter gelangen würde. Welches soll und wird aber der Charakter und die Tendenz der Baierschen Literaturzeitung sein? Soll es eine katholische, eine süddeutsche Literaturzeitung sein? Wozu das? Soll es die Opposition gegen die norddeutsche Wissenschaft und Richtung vertreten? Wozu das? Wozu eine unfruchtbare Spaltung zwischen Nord und Süd fixiren helfen, die zu nichts nütze ist, und wo nur eine ächt philosophische Vermittelung der Gegensätze zu etwas Heilsamem für das Allgemeine führen kann? Bei uns im Norden denkt man nie daran, gegen den Süden in's Feld zu rücken. Umgekehrt findet jedoch dort das Umgekehrte statt. Der Süden macht seine katholischen Elemente auch noch immer in unduldsamer und dem allgemeinen literarischen Fortschritt abgewandter Gesinnung geltend. Als die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik gegründet wurden, war man beeifert, auch die süddeutschen Notabilitäten der Wissenschaft zur Theilnahme einzuladen, um einen Vereinigungspunct für die getrennten Interessen der Literatur in Nord- und Süddeutschland zu bieten. Ist diese Idee auch nicht zur Verwirklichung gekommen, so verdiente sie doch Anerkennung und Nachahmung, oder Anregung, sie möglich zu machen! —

* * *

— Die Revue de Paris (livraison du 22 mars 1835) enthält von Philarète Chasles, dem Uebersetzer Jean Pauls, einen interessanten Artikel über Henri Heine. Das Portrait, das der Genannte von ihm entwirft, ist sehr treffend und gelungen; die Kritik, die ihm widerfährt, zu sehr französischem Bedürfniß entsprechend, um für Deutschland Gültigkeit zu haben. Chasles bemüht sich zwar, Heine als Original aufzufassen, er sagt, zwischen ihm und Jean Paul sei der wesentliche Unterschied, daß dieser die französische Revolution vor sich in der Zukunft erblickt, Heine dagegen ihren Ausgang erlebt habe; daher in jenem die trunkene Hoffnung eines harrenden, zuversichtlichen Gemüthes, in diesem die grellen Blitze aus dem Gewölke einer Melancholie der Verzweiflung. Dabei kann der Franzose der heimischen Anknüpfungspunkte sich nicht entschlagen, er sieht in Heine, trotz seiner mélancholie si drôle, Voltaire's Geist er-

Digitized by Google

wacht. In einem Briefe an Chasles, der hier mitgetheilt wird, giebt Heine einen kurzen Abriß von seinem Leben. Er legt besonderes Gewicht darauf, daß er in seiner Vaterstadt Düsseldorf, wo er 1800 geboren, von seinem sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahre französische Luft geathmet habe. In Betreff seiner Familienverhältnisse ergiebt sich noch daraus, daß er außer dem russischen Arzte Maximilian Heine, der den türkischen Feldzug unter Diebitsch mitmachte, noch einen zweiten Bruder, Gustav von Geldern, hat, der den Namen seiner Mutter annahm und Dragoneroffizier in östreichischen Diensten ist. — Im Ganzen hat Chasles Heine's Erscheinung glücklicher aufgefaßt, als Jules Janin. Er vindicirt ihm für einen immer weiter greifenden Conner zwischen Deutschland und Frankreich die größte Bedeutsamkeit. In den funfziger Jahren unsers Säculums würde man das, wie er meint, noch weit mehr als in den dreißiger überschauen können, wenn Deutschland noch französischer, Frankreich erst noch deutscher geworden sei. — Wir geben diese französische Ansicht unsern deutschen Lesern zu bedenken und nach Belieben zum weiteren Ausspinnen. (10.)

* * *

— Die nachträgliche kleine Kunstausstellung, die uns Berlinern als Oster- und Festgabe diesmal geboten wird, zog mich hinein, um zu erfahren, ob auch das junge Frühlingslicht, wie die Natur, so die Kunst verkläre. Und so erschien es mir; denn mit den freundlichsten Eindrücken verließ ich diese jüngsten Kinder der Kunst. Von größern historischen Stücken leuchtet das einzige, ein Altarbild von Hübner, wie die Sonne unter den Sternen hervor. Die vier Evangelisten, jeder sein Evangelium vor sich, schauen in diesem Augenblicke zur Gestalt Christi empor, welche, die Hände zum Segnen ausgebreitet, mit heiligen, Andacht und Sammlung gebietenden Zügen, verklärt über den Wolken im Lichte schwebt; die Schrift, unten angebracht, zeigt: Ich bleibe bei euch bis an der Welt Ende. Gedanke, Composition, die Haltung aller Figuren, die Schönheit der Köpfe der Evangelisten, links (vom Beschauer) Markus und Lukas, rechts Johannes und Matthäus mit seinem Engel; die gediegene Ausführung aller Theile in Form und Färbung, alles dies erhebt dieses Bild zu einem der vorzüglichsten, vielleicht zu dem vorzüglichsten im Gebiete religiöser Darstellungen, aus dem letzten Jahre. Es ist für die Kirche von Meseritz bestimmt. — Unter den Genrebildern stechen hervor: zwei von Elsholz: 1) Schnitter beiderlei Geschlechts beim Mittagsmahle; links zieht ein reitender Soldatentrupp vorüber; beiderseitige lebhafte Theilnahme und Neugierde; 2) ein militärisches Lager; im Vordergrunde ein Reisewagen mit einer armen Familie; die Mutter und das Jüngste auf dem Wagen; die Tochter mit dem Brüderchen steht furchtsam einem Soldaten Rede; der Bauer zeigt vorn den Weg. Beide Stücke sind mit wohlthuender Wahrheit und Lebendigkeit ausgeführt. — Eines von Pistorius, eine Gesellschaft Bauern auf der Hausflur neben einem Fasse Bier, in behaglichster Stimmung einem Geigenstreicher unter ihnen zuhörend, im Hintergrunde die Wirthin an der Küche beschäftigt; mit gewohnter Naturtreue und sprechendem Ausdruck der Physiognomieen und bewundernswürdiger Ausführung des Einzelnen — erinnert gleichwohl zu seinem Nachtheile an ähnliche frühere Darstellungen dieses Meisters. Es ist eine gesunde, lebensvolle Manier, aber doch eine Manier. — Ohne Interesse gingen wir an den sich zu oft wiederholenden kleinen Jagdscenen von J. Schulz vorüber; verweilten dagegen an drei andern Stücken von ihm: ein Haus mit einer Wassermühle; eine Gegend mit einer Windmühle; ein Landmann hinter seinem Pfluge, der seiner Frau das Kind abgenommen hat, mit vielem Vergnügen. — Zwei von Schröter, eine alte Bettlerin, die von einer geputzten Dame ein Geschenk empfängt; ein

Digitized by Google

ältlicher ausruhender Bürgersmann, dem ein paar Kinder Blumen anbieten, scheinen, besonders das letzte, nicht mit besonderer Liebe behandelt. — Zwei von Hopfgärtner, eine junge vornehme Dame zu Pferde, welchem der Bruder die Zügel hält, während der zweite ebenfalls zu Pferde nach vornhin eine Bewegung macht, im Hintergrunde das Schloß; und ein Priester mit der Hostie zur Seite eines Klosterbruders reitend, geführt von dem Meßner, zeigen überraschende Schönheit der Farben. — Ich erwähne außerdem eines mit großer Liebe ausgeführten schönen Fruchtstücks von Bölker; einer Räuberfamilie von Brücke; Fischerinnen, mit ihren Reusen im Wasser beschäftigt, von Spriek; einer Aussicht auf die Stadt Berlin, von dem westlichen Rande des Daches der Werderschen Kirche, welcher Standpunkt vielleicht eben nicht günstig gewählt scheint — von Gärtner. — Einige vorzügliche Bildnisse von Begas und Schoppe. — Höchst anziehend ist eine Zeichnung nach der, seit längerer Zeit im Königl. Museum befindlichen Ruine eines Raphael'schen Jugendbildes, eine Anbetung der Könige. — Nur kurz darf ich auf einige plastische Meisterwerke von Rudolph Schadow, Emil Wolf u. a. hinsehen; von Letzterm: Hermann und Thusnelda; Hebe, welche den Ganymed in seinem neuen Amte unterrichtet; von Ersterm ein Relief aus der Mythe des Castor und Pollux u. a. Bei einigen an sich vorzüglichen Werken drängte sich die Betrachtung auf, wie höchst wichtig besonders in den plastischen Kunstwerken der wahrhaft poetische oder historisch bedeutende Gehalt der Motive sei, wenn ungeachtet des großen Aufwandes an Kunst, der Beschauer nicht kalt, oder nur momentan angeregt, davor verweilen soll; ich meine bei den Werken jetzt lebender Künstler; denn die Antike verbreitet über jedes Erzeugniß aus ihrem Bereiche einen unwiderstehlichen poetischen Reiz. (—h—)

Digitized by Google

Berliner Theater-Ellipse.

Karl Seydelmann in Berlin.

Seit einigen Wochen ist unser Theater-Publikum durch Seydelmanns Erscheinung auf der Königl. Bühne vielfach in Bewegung gerathen. Ein großer Ruf ging dem Künstler voraus, und in solcher Supposition hat das Berliner Publikum die Marotte, den Gast mit Kälte zu empfangen, wie dies bei Seydelmanns erstem Auftreten als „Carlos" in Goethe's Clavigo der Fall war. Während der Darstellung witterte man jedoch bald eine eigenthümliche, ächt künstlerische Lebensluft, die der Persönlichkeit dieses in der That poetisch gebildeten Histrionen entströmt. Die Gemüther wurden gespannt, es bildete sich am ersten Abend eine Partei für und wider den Gast. Man rühmte die sinnige Auffassung, die gedankenmäßige Berechnung, die feine Nüancirung, die Harmonie seines ganzen Spieles und die Gestaltung jeder seiner Rollen zu einem lebensvollen Ganzen. Die Opposition, die nach und nach immer schwächer wurde, wußte bald nichts weiter als tadelnswürdig vorzubringen, als einen anscheinenden Fehler im Organ, der im ersten Augenblick befremden, aber nicht stören kann. Die Zufälligkeiten der Persönlichkeit sind bei dem Schauspieler allerdings von Bedeutung, sie werden, im Fall sie ungünstig sind von Natur, nur dann überwunden, wenn das innere Spiel das äußere bedingt, und der Künstler mit seiner ganzen Ueberzeugung oder, was noch glücklicher ist, mit seiner ganzen Liebe von innen heraus in die Wellenlinie der Schönheit tritt, sein Habitus gewissermaßen in eine ideelle Stimmung versetzt und so auch eine hemmende Einzelnheit im Naturell von der Harmonie seiner geistigen Kräfte mit fortgetragen wird. Ohne mit der Zunge gegen die Lippen in Collision zu kommen, scheint es doch fast bei Seydelmann, als wenn gerade sein Zungeninstrument eine naturelle Schwere und Dickigkeit, wenn ich so sagen darf, zu überwinden habe. Kehle und Brust ist dagegen außerordentlich, sogar auf seltene Weise, begünstigt, seine Stimme ist körnig, inhaltreich, sie kömmt aus der Tiefe der Seele, und durch sein ganzes Wesen zu Rollen von ideeler Reflexion berufen, kommt jene Neigung des lingualen Organes zum Tardiren seinem in sich grabenden Tiefsinn fast zu gute. So ist die Zufälligkeit in der äußern Erscheinung eines Schauspielers selten, vielleicht niemals eine leere Zufälligkeit. Seiner individuellen Beschaffenheit fällt ja doch Alles anheim. Nur muß ein Aether seinen ganzen Menschen durchdringen, eine Liebe, die zum Bewußtsein geworden, alle seine Einzelnheiten halten und tragen. Diese ideelle Stimmung ist nun aber bei Seydelmann in so penetrirender Wirkung vorhanden, daß sie seiner ganzen Person eingeboren scheint und in seiner ganzen Weise, sich zu äußern, zu bewegen, zu haben, sich so consolidirt hat, daß man sie eine poetische Gesinnung nennen könnte. Diese ideelle Haltungskraft fehlte einem der größten deutschen Mimen, dem verstorbenen Devrient. Er hatte weniger eine durchgebildete, harmonisch künstlerische Stimmung, als vielmehr eine großartige künstlerische Laune, womit er spielte und die gro-

Digitized by Google

tesken Wirkungen hervorrief. Es giebt im Berliner Theater-Publikum von Alters her noch immer eine Partei Devrients und eine Partei Wolfs. Seydelmann gab unter andern außer dem Carlos im Clavigo, den Marinelli, Ludwig XI., den Ossip, den Cromwell in Raupachs Royalisten. Man kann sagen, daß Seydelmann Wolfs Schule in Devrients Rollenfach hineinträgt. Das Publikum versteht, wie ich das meine, selbst wenn unser Gast sich weit weniger an Wolf, als vielleicht an Eßlair in früheren Zeiten gebildet haben sollte. Devrient gab als Carlos, als Ossip, oft in einzelnen Momenten mehr als Seydelmann in ganzen, gediegen durchgeführten Scenen. Devrient wirkte in einzelnen Situationen durch Blitze der Erfindung, er herrschte durch einzelne geniale Coups, es überkam ihn plötzlich wie ein ungeahnter, ungesuchter prophetischer Einfall, und dann stand der ganze Charakter, den er geben sollte, mit wunderbar grotesker Maske in leuchtendem Feuer vor uns. Er hat unauslöschliche Eindrücke hinterlassen. Man kann nicht sagen, daß er einen naturellen Fehler gehabt hätte; aber er hatte eine launische Hinfälligkeit in seinem Naturell, deshalb erschien er in Scenen, die er für Nebenwerk hielt, oft matt und lässig, er hatte krankhafte Gelüste als Mensch und als Künstler, und mit der Zeit steigerten sich diese krampfartig. Er hatte den tiefsten Beruf zur Shakspeareschen Poesie, allein seine Auffassung blieb größer und bedeutender als seine Durchführung. Er konnte nicht studiren, der Mensch in ihm litt es nicht, wenn auch der Künstler wollte. So nahm er Alles nur wie mit einem Wurf, die Kunst war ihm eine göttliche Laune, aber keine wirkliche Göttin, er kam mir nur wie ein Bastard der Shakspeareschen Muse vor, und ich hätte doch glauben mögen, er sei ihr ächter, legaler Sohn. Seydelmann ist weniger bedeutsam in der Auffassung als in der Durchführung. Er macht nie aus der Rolle was er will, sondern was der Dichter bezweckte. Devrient war als Ossip ein getretener Wurm, der sich aufrichtet und Scorpion wird; er gab in dieser Rolle einen gebeugten Sclaven voll teuflischer Emancipationslust. Seydelmann ließ die blöde Dumpfheit des Russischen Leibeignen nie verschwinden; er gab das Zähneblöcken des blutig verletzten Thieres, die dummwitzige Rachelust des Narren. Raupach hat die Rolle so hingeworfen, daß sich mancherlei hineintragen läßt, um die ohne alle Sorgfalt skizzirte Figur zu füllen.

Wir glauben, daß Seydelmann Beruf hat zum Höchsten; allein er hat uns das Höchste noch keineswegs gezeigt. Man hat ihn hier einen Imperator der jetzigen Bühnenwelt genannt. Dazu gehörte nun doch, daß wir Seydelmann erst als Lear, Macbeth, Othello sähen. Bis jetzt aber hat er es — wir müssen fast sagen — verschmäht, einen Shakspeareschen Charakter zu geben. Er hat sich sogar nur zu sehr in Kotzebueschen, Iffland'schen, Auffenbergischen und Raupachschen Gehäusen gefallen, in die er allerdings erst Etwas hineintragen muß. Er gab den zweiten Friedrich in „Friedrich und sein Sohn" und hatte doch hier in der That keinen Spielraum weiter als zum guten, geschmackvollen heldenmäßigen Declamirer. Er zog vor, sich als Wellenberger in Iffland's „Advocaten", als Klingsberg, als Ludwig XI. von Auffenberg zu zeigen. Verrieth er hier seine klassische Schule, seine sinnvolle Combination, seine tiefe, innerliche Sicherheit, so kam es hier doch mehr oder weniger darauf an, lückenhafte Gestalten zu füllen und den Dichter zu ergänzen. Es ist uns allerdings noch nicht vorgekommen, daß ein Schauspieler ein verblaßtes und verwaschenes Familiengemälde von Iffland durch sein Erscheinen so auffrischen, der blanken hölzernen Wirklichkeit soviel Gemüth einflößen kann. Als „Nathan" hat uns Seydelmann bis jetzt am meisten eine seiner Kunstfähigkeit auch objectiv entsprechende Dichtergestalt gegeben. Hier galt es, die Intention des Dichters nicht zu ergänzen, sondern zu erreichen; somit

Digitized by Google

verlohnte es ſich der Mühe des Studiums, und die Liebe wurde durch den Schatz, den ſie vorräthig fand, reich belohnt. Man hat dieſe in jeder Beziehung meiſterhafte Leiſtung Seydelmanns überall anerkannt, die orientaliſche Färbung, die edle Grazie bei aller faſt ſtörriſchen Gründlichkeit des denkenden Juden, die Kunſtfertigkeit ſeiner Declamation, man hat ziemlich Alles gerühmt, aber, mich dünkt, noch nicht die harmloſe Liebenswürdigkeit des Künſtlers genug herausgehoben, die alle Schärfe der Auffaſſung der einzelnen Momente ſo geſchmackvoll überkleidet und verbirgt. Hierin iſt eine Identität zwiſchen Künſtlerſtreben und menſchlicher Gemüthlichkeit, die den Gaſt von unſerm Perſonal mehr oder weniger, aber ſichtlich, unterſcheidet. Seit Wolf ſahen wir nicht dieſen Verein von ſcharfer Charakterfärbung und gefühlvoller Wärme der Seele, die an die Menſchenbruſt, an das Herz des Volkes appellirt. Dazu kömmt oft eine elegiſche Weichheit, die ſich im Nathan geltend machen muß, der ſich der Künſtler aber auch in den entſprechenden Stimmungen ſeiner Helden gern hingiebt. Man konnte das ſogar in Raupachs Friedrich II. zu überwiegend nennen, wenn es überhaupt zu tadeln wäre, in ein hohles, declamatoriſches Schattenbild, das nur von ſich und ſeiner Hoheit als König anmaßlich weiß, in einen ſich ſelbſt flickenden Lumpenkönig, zu dem Raupach dieſen Friedrich machte, menſchliche Schwäche als einiges Colorit hineinzutragen.

Es heißt, Seydelmann werde von Shakſpeareſchen Rollen den Shylok und den Hamlet geben. Er ſoll auch zum Mephiſtopheles erbötig ſein, allein Goethe's Fauſt gehörte bisher gar nicht zum Berliner Repertoir.

D. 20. April 1835. (30.)

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Digitized by Google

Ein Besuch
bei
Louis Philipp und in den Pariser Salons *).

Von dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

Paris, den 20. Aug 1834.

Kurz nach meiner Ankunft in Paris ward ich in den Tuilerien vorgestellt, die der König neuerdings sehr verschönert hat. Auch die kleinere Abtheilung des großen Gartens, die jetzt ein reiches Blumenparterre längs dem Palaste bildet, und worüber die Journale in einen so lächerlichen Zorn geriethen, ist eine große Verbesserung. Vorher lebte man in den Tuilerien fast wie auf öffentlicher Straße, und jede Unanständigkeit ward an den Mauern begangen, die sich unter den Fenstern der königlichen Familie befinden.

Von Etikette ist bei der Präsentation kaum die Rede, wiewohl die Pracht der Umgebung überall königlich ist. Nachdem wir durch mehrere reich erleuchtete große Piecen und eine schöne Gallerie gegangen waren, traten wir (Herr von Brassier, mein älterer Freund und Gönner, stellte mich in Abwesenheit des Gesandten vor) kaum in den Salon, als der König uns schon entgegen kam, und nachdem ihm mein Name genannt worden war, mich mit vieler Herablassung begrüßte. Die Königin nebst den anwesenden Mitgliedern der Familie und einigen Damen des Hofes saßen um einen großen runden Tisch, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf dem mehrere Lampen standen, und

*) Aus dem nächstens erscheinenden Werke: „Vorletzter Weltgang von Semilasso."

Digitized by Google

beſchäftigten ſich mit weiblichen Arbeiten. Nur wenige Herren, alle in Civilkleidung, auch die General-Adjutanten vom Dienſt, waren um den Tiſch gruppirt, oder im Saale vertheilt. Nachdem ich die Ehre gehabt hatte, der Königin und den Prinzeſſinnen ebenfalls vorgeſtellt zu werden, fing die Unterhaltung bald an allgemeiner zu werden, ungezwungen, geiſtreich und mit vieler Heiterkeit geführt. Die Königin gehört zu den Frauen, die man, in welchem Stande ſie auch geboren ſein möchten, unmöglich eine Zeit lang beobachten kann, ohne ſich von Ehrfurcht und Zuneigung für ſie durchdrungen zu fühlen; Madame Adelaide, die Schweſter des Königs, iſt voll Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, und die jungen Prinzen und Prinzeſſinnen muſterhaft erzogen, einfach, natürlich, mit dem Anſtand ihres hohen Ranges.

Der König erzeigte mir ſpäter noch die Ehre, ſich eine geraume Zeit privatim mit mir zu unterhalten, ſprach viel über England mit großer Sachkenntniß, beſchämte mich faſt durch einige ſchmeichelhafte Urtheile über meine Schilderungen dieſes Landes, und hatte zuletzt noch die Gnade, mir eine Menge guter Rathſchläge für meine Reiſe nach Amerika zu ertheilen, indem er zugleich mehrere intereſſante Particularitäten ſeines Aufenthaltes in jenem Welttheil erzählte. Es iſt unmöglich, beſſer zu ſprechen, als der König, und eine größere Anziehungskraft auf ſeine Zuhörer auszuüben, auch zeigt ſich unter denen, die ihm näher ſtehen, allgemein die größte Anhänglichkeit für ſeine Perſon.

Zu dieſen gehört der General Gourgaud, — ſo ehrenvoll bekannt durch ſeine Treue für Napoleon, — deſſen Bekanntſchaft ich hier mit großem Vergnügen machte, nachdem er mir ſchon am Julifeſt als der eleganteſte Offizier unter den verſammelten Truppen, mit dem ganzen brillanten militäriſchen Anſtand des Kaiſerthums aufgefallen war.

Einige Tage darauf ward ich zur Tafel eingeladen. Meinem angebornen, unverbeſſerlichen Fehler nach, kam ich etwas ſpät, ich fürchte ſogar, ich war der Letzte, denn die Königin gab mir ſogleich den Arm, um ſie in den Speiſeſaal zu führen. Es war ein ziemlich großes Diné, ungefähr einige 40 Perſonen, und

Digitized by Google

ich muß bekennen, da ich so viel in den carlistischen Journalen von der übertriebenen Oekonomie, die am Hofe des Königs herrschen sollte, gelesen hatte, so gab ich mehr auf alles hieher Gehörende Acht, als ich sonst gethan haben würde. Ich fand aber im höchsten Grade das Gegentheil von den Mährchen der Presse, und außer der Hofhaltung Georgs IV. habe ich noch keine vorher und nachher gesehen, die so gut organisirt gewesen wäre. Es gab zwar keine Hofchargen in Uniform, keinen Hofmarschall mit dem Stocke, dagegen aber hinter jedem Gaste einen Diener in prächtiger Livree, eine reiche und funkelnde Vaisselle, welche an vielen unsrer deutschen Höfe oft wegen Mangel des Putzens wie Zinn aussieht, Küche und Wein waren sehr gut und in Profusion, die Bedienung schnell und sorgsam, ganz im besten englischen genre, der auch jetzt in den guten Häusern fast allgemein der der Pariser geworden ist. Der König wie die Königin legten von einigen Schüsseln selbst vor, und belebten auch hier die Unterhaltung mit der Verbindlichkeit gastfreier Hauswirthe.

Ich theile Dir alle diese an sich freilich unbedeutende Details mit, liebe Adelheid, weil ich weiß, daß sie Dich interessiren, und weil in Deutschland, durch die abgeschmackten Lügen, die man täglich hier erfindet, noch eine so falsche Vorstellung über den jetzigen französischen Hof, den König und seine Familie herrscht.

Nach der Tafel begab sich die Gesellschaft, um die erfrischende Abendkühle zu genießen, auf die offene Terrasse, welche die Aussicht auf den herrlichen Garten der Tuilerien und die vom Duft der Orangenblüthen und Blumen geschwängerte Atmosphäre zu einem sehr anmuthigen Platze machen. Leider soll sie der Symmetrie, der die neueren Architekten so viel innere Bequemlichkeiten aufopfern zu müssen glauben, weichen und überbaut werden. Ich unterstand mich, Madame Adelaide auseinanderzusetzen, wie viel angenehmer ein Pflanzenhaus dort anzubringen wäre, dessen Fenster man im Sommer wegnimmt, und das überdieß jetzt noch ganz in dem Palais der Tuilerien fehlt, aber die Symmetrie wird wohl den Sieg davon tragen. Ich lernte hier zwei Damen der

Digitized by Google

Königin kennen, Mesdames de Dollomieu und de Montjoie, die mich dadurch überraschten, daß sie beide fast eben so gut deutsch als französisch sprachen, und in der einen Sprache so liebenswürdig als in der andern waren.

Der König, der mich über Mehreres befragte, sprach mit großer Offenheit von früheren Zeiten, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn er jetzt König sei, er diese schwere Verpflichtung nur für das Glück Frankreichs übernommen, für seine Person aber, und in der glücklichen harmlosen Lage, in der er gelebt, nur ein Opfer gebracht habe. „Wenn dies Cabinet sprechen könnte," sagte er mehrmals, indem er auf eine Nebenthür wies, „und wiederholen, was ich so oft Carl X. vorgestellt, es wäre Alles anders gekommen." „Als ich in England war," setzte er hinzu, „trug mir Georg IV. auf, dem König zu sagen, er solle die Presse in Frankreich vernichten, oder sie würde ihn verjagen. Ich erwiederte, daß ich die Botschaft ausrichten würde, durchaus aber nicht derselben Meinung sein könne. So sagte ich es auch dem Könige, denn die Freiheit der Presse ist das Palladium Frankreichs, und," fuhr er sehr animirt fort, „**réprimer sévérement la licence de la presse par les lois, oui, mais l'abolir jamais! Au reste,**" fügte er lächelnd hinzu, „**on dit qu'elle me maltraite quelquefois, mais je me garde bien de le lire.**"

So dachte auch Friedrich der Große, und wenn man bedenkt, wie schamlos Louis Philipp und seine Familie täglich von einem Theil der Presse wie von tollen Hunden angefallen worden sind, so erhält gewiß diese Aeußerung einen doppelten Werth.

Als später mehrere Personen kamen, um ihre Cour zu machen, war der König noch so gnädig, mich mit Herrn Guizot, den ich erst vor wenig Tagen eine vortreffliche Rede in der Kammer hatte halten hören, und mit Herrn Dupin bekannt zu machen. Herr Guizot hat ein feines, aristokratisches Ansehen, und sehr viel Anstand in seinem Benehmen; Herr Dupin etwas Einfaches, Biederes, Geistreiches und Ernstes in seinem Wesen, das mich sehr anzog. Es freute mich, von ihm Urtheile über

Digitized by Google

England zu vernehmen, die ganz mit meinen eigenen Ansichten übereinstimmten, unter andern, daß, nachdem der Herzog von Wellington, mehr um sich persönlich populair zu machen, als aus Ueberzeugung, die Emancipation der Katholiken bewilligt habe, keine Gewalt mehr im Stande sei, den Strom aufzuhalten, jedoch dieser England nur heilsam sein werde, wenn ein weises Ministerium ihn auf dem Wege allmäliger Reform ruhig abfließen lasse, unverständiger Widerstand aber ohnfehlbar eine Revolution herbeiführen müsse. Vielleicht würde er weniger mit mir in der Ueberzeugung übereingestimmt haben, daß es dennoch das Dasein der englischen mächtigen Aristokratie (nicht der fanatischen Tories, welches zwei ganz verschiedene Dinge sind) allein ist, was eben England diesen Weg der Reform sichert, und es vor einer Revolution bewahren wird.

Doch wie gerathe ich mit Dir in die Politik, gute Adelheid, verzeih diese Distraction, denn Du hast Gottlob die ungraziöse Mode noch nicht angenommen, welche heutzutage die Frauen oft zu heftigern Politikastern macht, als wir selbst nur sein können.

Ich habe noch einige Besuche in den Tuilerien abgestattet, und bin immer mit gleicher Artigkeit aufgenommen worden, ja als ich die mir vom König gegebene Erlaubniß, das Palais-Royal und Neuilly zu sehen, benutzt hatte, und im Gespräch äußerte, wie sehr ich gewünscht hätte, einen Plan der Ställe von Neuilly zu besitzen, da ich nie zweckmäßiger gebaute gesehen, hatte der König die ungemeine graziöse Attention, mir den andern Tag seinen Architekten, Herrn Fontaines, zu schicken, um sich mit mir über Alles zu besprechen, was mir hinsichtlich der erwähnten Gebäude zu erfahren angenehm sein könnte. Ich war nicht zu Hause gewesen, und eilte daher am Morgen darauf, Herrn Fontaines, dessen Name berühmt in Europa ist, selbst aufzusuchen. Ich fand einen äußerst liebenswürdigen und mehrseitig gebildeten Mann an ihm, der dem König mit Leib und Seele ergeben ist, und mir viel höchst Interessantes als Augenzeuge über die noch nicht hinlänglich bekannten Particularitäten der Juli-Revolution erzählte, mit denen ich mich jedoch hüten

Digitized by Google

werde, Dir die Zeit zu verderben. Nur ein paar Worte über Napoleon, mit dem Herr Fontaines so lange zu thun hatte, und dessen Geduld, genaues Eingehen in das Verständniß jeden Details und Leichtigkeit des Verkehrs er nicht genug loben konnte. Er sagte, daß er es sich zu keinem geringen Glücke anrechnen müsse, zum Dienste zweier Herrn berufen worden zu sein, die, beide außerordentliche Männer, durch ihre großen Eigenschaften, doch Einer wie der Andre **de si bonne composition** wären, um mit Vergnügen in Geschäftsabhängigkeit von ihnen zu stehen. Drollig ist es, daß Napoleon, der gern baute, doch immer aufschob, aus Furcht der zu großen Kosten, und dann stets zu sagen pflegte: **Quand on me laissera faire la paix, mon cher Fontaines, nous bâtirons, jusque-là il faut ajourner.** Ueber Neuilly und das Palais-Royal muß ich Dir noch einige Notizen geben. Neuilly ist ohne Zweifel das reizendste Landhaus, das in der Nähe von Paris gefunden wird. Es gehörte früher der Prinzeß Borgheſe, ist aber vom König sehr verschönert, vergrößert und fast ganz umgeschaffen worden. Der erste Anblick versetzte mich nach England, denn es gleicht ganz den Besitzungen der dortigen Großen, sowohl an geläutertem Geschmack, als an Sorgfalt der Unterhaltung. Besonders schön gepflanzt und verziert ist der Rasenplatz vor der Hauptfaçade, von dem ich gelernt, daß Trauerweiden, die ich bisher immer nur am Wasser benutzt gefunden, einen noch schöneren Effect freistehend auf dem Rasen machen. Einige Spielereien, die man sich in **pleasure-grounds** sehr wohl erlauben mag, fand ich ergötzlich, z. B. das genau nach den Regeln der Kunst von einem Ingenieur solid aufgeführte Modell einer Festung, das mich an weiland Graf Hoditz Garten der Lilliputs erinnerte, ferner den Diminutivtempel der Schildkröte, mit dessen Nachahmung ich der meinigen in M... nächstens ein Geschenk zu machen denke. Die bebuschten Inseln, welche man der Seine abgewonnen, mit einem eleganten Ruhesitz auf dem großen felsenartigen Eisbrecher, von wo man eine schöne Aussicht auf den Lauf des Flusses hat, sind originell, besonders da, wo der Weg unter einem der

Digitized by Google

coloſſalen Bogen der Brücke von Neuilly hindurchführt. In den neuen Anlagen vermiſſe ich, daß man gar keine großen Bäume gepflanzt hat, eine Procedur, die in Frankreich noch ganz unbekannt zu ſein ſcheint, wie ſie auch ſelbſt in England noch nicht häufig, und die doch ſo wichtig iſt, da ſie dem Pflanzer ein Menſchenalter erſpart! Auch finde ich in dem Garten von Neuilly etwas zu viel Wege, und es macht keinen guten Effect, daß da, wo ein Weg aus dem andern ſich abzweigt, der Raſen oft eine ungraziöſe Spitze bildet, und nicht gefällig abgerundet iſt. Zu den hübſcheſten Partieen gehört eine kleine Mühle mit eiſernen Rädern, welche das nöthige Waſſer nach dem Schloſſe liefert, und die Gewächshäuſer mit einem regelmäßigen Blumengarten. Eine Menge ſehr zweckmäßiger und eleganter Modelle von Stühlen, Bänken und Blumenkaſten, theils in Holz, Flechtwerk oder Eiſen, kann der Liebhaber ſich hier abnehmen.

Das Innere des Schloſſes iſt einfach, aber elegant und wohnlich, wie es ſich für ein Landhaus ſchickt; beſonders freundlich, und was wir heimlich nennen, fand ich das Appartement der Schweſter des Königs. Eine Sammlung meiſt moderner Gemälde gieb allen dieſen Zimmern ein ſehr mannigfaches Intereſſe. Unter den ältern Sachen bemerkte ich ein ſchönes Portrait Ludwigs **XIV.** zu Pferde, ein anderes (Bruſtbild) des Regenten von Orleans, das eine geiſtreiche, feine Phyſiognomie darbietet, und eine Darſtellung des Salons des Prinzen von Conti mit einer Menge hiſtoriſcher Portraits. Unter den neuern Bildern zogen mich die des Königs und ſeiner Familie am meiſten an. Es hat etwas Rührendes, den Mann des Schickſals, der heute 30 Millionen Menſchen regiert, hier in ſeinem eignen Palaſt abgebildet zu ſehen, wie er in der Revolution als Obriſt der Chevaurlegers, mit eigner Gefahr des Lebens, das eines Prieſters rettet, den die wahnſinnige Menge eben ermorden will; ihn dann in der Schweiz als Lehrer wieder findet, wo er zu ſeinem Lebensunterhalt Unterricht in der Geographie ertheilt; und endlich ihn in Norwegen ſo weit vom Unglück verfolgt erblickt, daß er zu Fuß reiſend vergebens um ein Obdach bittet, und in einem Stalle über-

Digitized by Google

nachten muß! Wer wird hiernach nicht mit erhöhter Ehrfurcht das Bild betrachten, wo ſich ihm derſelbe Mann als König der Franzoſen in allem Glanze ſeiner Macht verkündet!

Etwas Häusliches theile ich Dir zur Nachahmung mit. In dem Speiſeſaale fand ich ein Kamin, zum Tellerwärmen beſtimmt, von ſehr zweckmäßiger Vorrichtung. In der Mitte ſeiner Höhe iſt ein Roſt, auf den die Teller geſtellt werden, die Wärme kömmt durch conduits de chaleur von unten. Thüren von Meſſing ſchließen das Kamin, und an den Seiten ſind elegante Riegel mit Federn angebracht, in welche dieſe Thüren, wenn man ſie öffnet, einſchlagen, ſo daß ſie feſt ſtehen bleiben, und man nicht an ſie anſtoßen kann. Dies erinnert mich beiläufig an eine hübſche Pariſer Mode, die Kamine im Sommer durch genau paſſende Vorſetzer von ſchwarz lackirtem Blech zu decken, auf welches bunte Blumen gemalt ſind.

Ich gehe zum Palais-Royal über. Dieſes, aus dem jetzt alles Unanſtändige entfernt wurde, und außerdem der dem Publicum und den Boutiken gewidmete Theil von des Königs Palais durch eine prächtige Gallerie, deren plattes Dach einen ſchön decorirten Garten bildet, getrennt iſt, war kaum vollendet, als der König es für die Tuilerien verlaſſen mußte. Es iſt mit vieler Pracht meublirt, ſteht aber jetzt ganz leer. Als ein Uebelſtand, der indeß wohl leicht abzuändern ſein müßte, fiel es mir auf, daß in einem der glänzendſten Theile deſſelben, ſich ein unangenehmer Gasgeruch bemerklich machte. In allen Wohnungen des Königs findet man der Kunſt am meiſten gehuldigt. So auch hier, und ſehr angemeſſen ſind die Kunſtwerke nicht in Gallerien zuſammengehäuft, ſondern zum Schmuck jedes einzelnen Zimmers verwandt. Der Reichthum der hieſigen Sammlung iſt zu groß, um in dieſem Briefe in irgend ein erſchöpfendes Detail einzugehen. Ich folge meiner gewöhnlichen Weiſe, nur mit wenig Worten das zu berühren, was gerade in dem Augenblicke den meiſten Eindruck auf mich machte. Zwei große Gemälde in voller Figur, die Cardinäle Richelieu und Mazarin darſtellend, hielten mich lange gefeſſelt. Man ſtudirt in ihrem

Digitized by Google

Anblicke ihre Geschichte von neuem. Das Gepräge ist deutlich: Talent und List bei dem Einen, Genie und nicht mindere, aber erhabnere Feinheit (denn mit dem gemeinen Namen Schlauheit möchte ich es nicht benennen) beim Andern. Nichts kann schöner sein, als Richelieu's Herrscherantlitz mit aller Größe, Ruhe und Sicherheit in Miene und Haltung, die des Erfolges gewiß ist. Geringer ist der Anstand Mazarins, und eine gewisse unruhige Thätigkeit verbirgt sich hinter einem nicht ganz natürlichen Lächeln. Auch ein Bild Ludwigs XI. ist höchst charakteristisch. Gemeines und Hohes, Grausamkeit und Furcht, Unglaube und Bigotterie mischen sich eben so wunderbar in diesem Gesichte, als einst in dem formidablen Original, das dennoch nicht ohne Größe ist.

Psyche, die Amor, das nächtliche Lager verlassend, mit der Lampe beleuchtet, ein berühmtes neueres Gemälde, ich glaube, von Girodet, hat zwar etwas von der Natur Entferntes, Phantasmagorisches, aber der Lichteffect, welcher die Figur Amors so gerundet hervortreten läßt, als sei es eine gemalte Statue, war mir eben so auffallend, als die ideale Schönheit des Liebesgottes. Psyche steht darin weit hinter ihm zurück. In der großen Gallerie hat der König den glücklichen Einfall gehabt, in einer Serie Bilder, ausgeführt von den geschicktesten Malern der heutigen französischen Schule, die ganze Geschichte des Hauses Orleans dem Beschauer vorführen zu lassen. Das letzte Bild ist des Königs Krönung, gleichsam die Apotheose der Familie. Es ist kein Platz mehr. Sein Nachfolger muß einen neuen Saal anfangen, und der Himmel gebe dem hoffnungsvollen jungen Prinzen das schöne Loos, ihn so glorreich zu beginnen, als der Vater den seinen beendet hat!

Laß uns noch einige flüchtige Blicke auf die Gesellschaft der Stadt und einige wenige ihrer Sehenswürdigkeiten werfen.

Neulich machte ich ein sehr angenehmes Diné bei Deiner Cousine, der Wittwe des großen, viel zu früh verstorbenen Benjamin Constant, die mich mit Artigkeit und Freundschaft überhäuft. Ich sah hier den liebenswürdigen Beranger wieder, den

Digitized by Google

Patriarchen der Chanſonniers, deſſen politiſche Meinungen ich zwar nicht theile, deſſen ungemeine Liebenswürdigkeit, eminentes Talent und tiefen Geiſt aber von Jedem bewundert werden müſſen. Er hat dabei eine ſo ganz natürliche, gutmüthig heitere, ächt franzöſiſche Weiſe, mit der die Bonmots wie aus unerſchöpflicher Quelle bei ihm hervorſprudeln, daß, was er ſagt, faſt eben ſo anmuthig dadurch wird, wie er es ſagt. Der zweite merkwürdige Gaſt war Balzac, der Dir ſo oft ſchon eben ſo innige Thränen als herzliches Lachen, doch jenes Lachen nur, das die feine Komik ſcharfer Beobachtung erregt — entlockt, und dann durch die ſeltſamſten Paradoxen Dein Gemüth aufgeregt hat. Ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, daß er wenigſtens 40 Jahr alt ſein, ein graves, ſchwermüthiges, ja lebensſattes Ausſehen haben müſſe, von den Täuſchungen der Welt, von einem zu tiefen Blick in ihr Inneres verblüht. Wie wunderte ich mich, ſtatt deſſen einen kleinen dicken Mann zu finden, mit dichten kohlſchwarzen Haaren, ſo jugendlich und ſo ausgelaſſen kindiſch luſtig, als wenn er eben erſt das College verlaſſen hätte! Aber ſo wie Lachen und Spaß aufhören und er ernſt ſpricht, nimmt er einen eben ſo genialen als männlichen Ausdruck an, und beſonders habe ich nie Augen von einem größeren Seelenfeuer belebt geſehen. Er wird ſehr angenehm auf dieſe Contraſte; iſt ebenfalls höchſt einfach und natürlich in ſeinem ganzen kräftigen Weſen, und hat eine Natur, die, dächte ich, den Weibern vorzüglich gefallen muß. Das Leben dieſer jungen Schöngeiſter in Paris iſt übrigens ziemlich diſſipirt, und ſehr von dem der unſrigen verſchieden. In der jetzigen Saiſon ziehen ſie ſich aber alle, wie die Schnecke in ihr Haus, in irgend eine entlegene Stadtwohnung oder auf das Land zurück, und arbeiten dann mit großem Fleiß. Ihre Mühe wird auch reichlicher belohnt, der literariſche Succeß giebt ihnen unendlich mehr Anſehn in der Geſellſchaft; und ſie können ihr Leben angenehmer genießen, als es in der Regel ihren deutſchen Collegen zu Theil wird, deren Viele dadurch gewiß eine bittrere Tendenz annehmen, als ſie ſonſt gehabt haben würden. Herr Lerminier, der elegante Philoſoph, den Du wahrſcheinlich in

Digitized by Google

Berlin kennen lernteſt, ein junger Neffe der Wirthin, und der Bildhauer Bra, deſſen Talent ſehr geſchätzt wird, complettirten die Gäſte. Es war für mich ein großes Vergnügen, dem immer lebhafter werdenden Geſpräch dieſer lebendigen und geiſtreichen Franzoſen zu folgen, für welche die Converſation, faſt gleichviel mit wem, ein wahres Vergnügen, eine der angenehmſten Recreationen iſt, während ſie uns nur zu oft als ein bloßes peniblés Geſchäft erſcheint. Unſere erfahrne Gaſtgeberin wußte, indem ſie von Zeit zu Zeit dem Feuer eine neue Nahrung gab, es immer lodernd zu erhalten, ohne auch der materiellen Nachhülfe des Champagners zu vergeſſen. Nach Tiſche ward die Luſtigkeit noch größer, und da die Uebrigen behaupteten, daß Beranger Niemand zu Worte kommen ließe, wurde von Jedem, ſo wie er zu ſprechen anfing, eine Nadel in das Wachslicht geſteckt, mit der Weiſung, bis hieher und nicht weiter. Einmal ſagte Beranger (vielleicht nicht genau mit denſelben Worten, aber ganz dem Sinne nach): „L'humilité est la preuve d'un jugement supérieur, car elle provient de la faculté de faire de vastes comparaisons, et avec cela on doit toujours se trouvee petit, quelque grand que soit d'ailleurs comparativement le rôle qu'on est destiné de jouer dans ce monde.“ — „Non,“ rief Balzac mit Feuer, „je ne veux pas de votre humilité, j'aime l'Hercule de la Halle qui, dans la conscience de sa force, ne doute de rien.“

Iſt das nicht artig? es ſtellt mit wenig Worten zwei große Gegenſätze auf, beide ſchön, und Urſache genug vorhanden, in der Wahl zu ſchwanken. Zugleich, dächte ich, bieten ſie ein lebendiges Bild deutſchen und franzöſiſchen National-Charakters dar. Der Neffe der Frau von Conſtant, welcher eine zu gütige Meinung von mir gefaßt hatte, überraſchte mich, indem er mit einemmale aufſprang, die Nadel vor mir ins Wachslicht ſteckte, und mir zurief: „Votre tour, Monsieur, je vous en prie.“ Ich rangirte mich aber auf Seiten der Humilität, und zog mich leicht aus der Affaire, indem ich die Geſellſchaft verſicherte, daß mich meine Couſine heute nicht zum Sprechen, ſondern nur

Digitized by Google

zum Hören eingeladen habe, gut vorauswiſſend, daß ich dabei nur gewinnen, und die Uebrigen nichts verlieren könnten. Der junge Mann wollte dennoch mit Gewalt etwas von meinen Reiſen hören, und fing mich faſt an zu importuniren, ſo gut es gemeint war. Herr Beranger kam mir aber zu Hülfe: „Pardieu, Messieurs," rief er, „que dira-t-on de la politesse française, si nous mettons à Monsieur le poing sur la gorge pour lui forcer la parole!" — „Sans doute, Messieurs," fiel ich ein, „il serait trop dur pour moi; si votre supériorité après m'avoir causé tant de plaisir finissait par m'étrangler!" — Voilà, ma chère Adelaïde, un diné français, c'est plus gai que les nôtres.

Ich beſitze eine Freundin aus alter Zeit hier in Paris, Madame Sophie Gay, von deren Berühmtheit als Schriftſtellerin ich nichts ſage, weil ſie Dir, wie der ganzen Welt, bekannt iſt, deren Verſtand ich nicht lobe, weil er eben ſo allgemein zugeſtanden wird, deren ſeltene Eigenſchaften ich aber rühmen muß, immer dieſelbe für ihre Freunde zu bleiben, immer mit gleicher Gefälligkeit, gleicher Selbſtverleugnung und nie ſich änderndem guten Humor für ihren Dienſt bereit zu ſein. Wenn man nun bedenkt, daß ſie früher eine markante Schönheit war, und jetzt beim Alter angekommen iſt, früher großen Reichthum beſaß, und jetzt faſt arm genannt werden kann, früher in der Zeit der Revolution und des Empire eine große Rolle in der Welt ſpielte, und jetzt, obgleich von der Mehrzahl geiſtreicher Leute immer recherchirt, doch verhältnißmäßig zurückgezogen zu leben genöthigt iſt, — ſo zeigt dieſe ſich immer gleich bleibende Heiterkeit, dies nie geringer werdende Wohlwollen, gewiß viel innere Gediegenheit und eine ehrenvolle Charakterſtärke an.

Dieſe Freundin hat mir fortwährend, ſo zu ſagen, die Honneurs von Paris gemacht, und nur der Abweſenheit ſo vieler der intereſſanteſten „litterary characters," ſo wie meiner Indolenz und ſchon gerügten Menſchenſcheu, iſt es zuzuſchreiben, wenn ich nicht mehr erinnerungsreiche Bekanntſchaften gemacht habe. Einige

Digitized by Google

unſerer Courſen werde ich Dir jetzt beſchreiben, denn Du mußt Dich ſchon reſigniren, wenn dieſer Brief nach und nach aus ſeinem Charakter tritt, und eine Art von Relation wird.

Vor einigen Tagen führte ſie mich auf eine Soirée bei ihrer Tochter, der Frau von Girardin (geb. Delphine Gay). Es waren, außer der ſchönen Frau vom Hauſe, auch mehrere andere hübſche Weiber zugegen, unter andern die heitere und liebenswürdige Gräfin Odonnel, eine Schweſter der Frau vom Hauſe, und jene originelle Mademoiſelle Iſaure, deren ich, wie Du Dich vielleicht erinnerſt, in Tutti Frutti, als einer ſo ächten Franzöſin erwähnte, welche aber jetzt durch einen langen Aufenthalt jenſeits des Canals zu einer vollkommenen Engländerin geworden iſt, und dazu eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Dir bekannten älteſten unverheiratheten Tochter der Dowager Lady Lansdowne hat, **NB.** als dieſe noch hübſch war. Ich habe übrigens noch nie eine Fremde, und am wenigſten eine Franzöſin, ſo gut engliſch ſprechen hören. Ferner befanden ſich hier mehrere Deputirte, verſchiedene Elegants (man zeigte mir Einen, der acht Onkels zu beerben hat, — der Glückliche!) und einige Dichter. Nachdem ſich die **foule** verlaufen hatte, ließ ſich Frau von Girardin bewegen, einige ihrer allerliebſten Verſe vorzutragen, worin ſie eben ſo ſehr Meiſterin iſt, als in ihrer Compoſition. Sie ſetzte ſich dazu auf einen kleinen Schemel in die Mitte der Stube, wo ſie von allen Seiten geſehen werden konnte. Nach anhaltendem, wohlverdienten enthuſiaſtiſchen Beifall, nahm ein Anderer die Sellette ein, und nach und nach wohl fünf bis ſechs, worunter Mr. Emile Deſchamps, Mr. Alfred de Muſſet, und Mr. le Comte de Reſſéguier, deren Namen ich leicht behalten habe, da ich ſie ſchon früher mit Lob erwähnen hörte. Die meiſten der mitgetheilten Sachen waren von vieler Feinheit, graziös gewendet, voll eſſentiell franzöſiſchen Verſtandes! Oft applaudirte man an Stellen, die es mir weniger zu verdienen ſchienen, und ließ andere, die mir hinſichtlich der Gedanken beſſer vorkamen, unberückſichtigt. Dies überzeugte mich von neuem, daß jede Sprache in der Poeſie Geheimniſſe hat,

Digitized by Google

welche dem Fremden ewig unbekannt oder dunkel bleiben, Schönheiten des Ausdrucks, mit denen der Gedanke gar nichts zu thun hat, und die vielleicht eben deshalb die allerangenehmsten Gefühle erregen. Es ist dies die Musik der Sprache, welche, wie alle andere Musik, auch ohne Beihülfe des Verstandes die größte Wirkung auf unsere Seele hervorbringt. Deswegen sind gewisse Dichter durchaus nicht zu übersetzen, als Goethe in seinen Balladen und Romanzen, Lord Byron, La Fontaine und mehrere Andere.

Graf Rességuier, von altadlicher Abkunft, der noch sein Familienschloß in der Nähe von Paris besitzt, lud mich mit Mad. Gay und der Frau vom Hause ein, den nächsten Sonntag bei ihm auf dem Lande zuzubringen, was ich mit Vergnügen annahm.

Da unser Weg uns dort vorüberführte, besahen wir vorher den Ballon, mit welchem einige Tage darauf zwanzig Personen auf einmal aufsteigen, und zugleich eine Direction dieses ballon monstre versuchen wollten. *) Der Entrepreneur war ein sehr distinguirt aussehender, noch junger Mann, von der besten Erziehung, ein Herr von Lenox, früher Obrist eines Cavallerie-Regiments, wo er fast eine Reputation à la Seydlitz erlangt hatte, später aber sich in politische Machinationen einließ, um den jungen Napoleon auf den französischen Thron zu setzen, in deren Folge er ein bedeutendes Vermögen verlor, und lange gefangen saß. Es ist originell genug, daß er, zwischen vier Mauern eingesperrt, zuerst auf die Idee der Direction des Luftballons, dieses Bildes höchster Freiheit, verfiel. Er sprach mit vieler Bescheidenheit von seinen Versuchen, hoffte aber bestimmt über kurz oder lang zu einem günstigen Resultat zu gelangen, um so mehr, da er sich überzeugt hielt, bei einer frühern Fahrt schon, durch Anwendung noch unvollkommner Mittel, über

*) Es mißglückte, und als ich, wie gewöhnlich etwas zu spät, auf dem Platz ankam, verkauften nur noch die Straßenjungen mit französischer Industrie kleine Lappen des zerrissenen Ballons für 5 Sous das Stück als Reliquien.

Digitized by Google

500 Fuß aus der graden Richtung des Windes gewichen zu sein. Gelänge aber auch die Direction nicht, so würde schon als bloßes wohlfeiles Transportmittel mit günstigem Winde für kleinere Distancen eine sehr lucrative Speculation zu erreichen sein, da nach seiner Theorie 1000 Personen auf einmal fortgeschafft werden könnten, und je größer der Ballon, desto geringer die Kosten, welche, mit einer chemischen Fabrik in Verbindung gesetzt, sich auf das Unbedeutendste reduciren müßten. Als Mad. Gay zufällig meinen Namen nannte, sagte er lächelnd, er freue sich doppelt, mir diese Auskunft gegeben zu haben, da ihm bekannt sei, daß er als Luftschiffer in mir einen Collegen vor sich habe.

Ich versicherte, daß aus diesem Grunde auch meine besten Wünsche ihm doppelt gewidmet wären, und in der That interessirte dieser Mann uns Alle ungemein. Uebrigens bin ich von jeher der Meinung gewesen, daß die Direction des Luftballons einmal gefunden werden wird, wenigstens hat mir die Demonstrirung der physischen Unmöglichkeit nie einleuchten wollen. Jede ganz neue Erfindung scheint fast immer unmöglich, ehe sie gemacht ist.

Wir fuhren jetzt über den Berg, auf welchem Napoleon das Palais du Roi de Rome projectirt hatte. Wie Schade, daß dieser colossale Gedanke nicht ausgeführt worden ist! Das wäre die wahre Residenz eines französischen Kaisers gewesen. Ganz Paris zu seinen Füßen, eine höchst vortheilhafte militairische Stellung, und ein unermeßlicher Palast, dem das Champ de Mars zum Hofe, und die Seine zum Ruisseau gedient hätte. Die Aussicht ist überdies die schönste, welche die ganze Umgegend von Paris gewährt.

Wir fanden beim Grafen Rességuier eine zahlreiche Gesellschaft, ein hübsches wohlgehaltenes Schloß, einen ansehnlichen und nicht übel gepflanzten Park mit herrlichen Bäumen, und sehr verbindliche und liebenswürdige Wirthe. Unter den Gästen interessirte mich besonders die Bekanntschaft eines Adjutanten des Königs, Neffe der durch Rousseau so bekannt gewordenen

Digitized by Google

Gräfin Houdetot, welcher als erste Schlacht die von Trafalgar, und als seine letzte die von der Moskwa und Waterloo mitgefochten hatte. Das sind reiche Erinnerungen und Contraste! Nach Tisch ward noch eine weite Promenade bei Mondschein im Park gemacht, und ich nahm von der Ungezwungenheit der französischen Gesellschaft, ihrer Heiterkeit und reichhaltigen Varietät einen sehr angenehmen Eindruck mit mir.

Der nächste Tag ward der Kunst gewidmet. Wir besahen früh eine der Madame Mathieu Faviers zugehörige ausgezeichnete Sammlung spanischer Gemälde von Velasquez, Murillo und andern berühmten Malern dieser Schule. Das preußische Gouvernement war mit der Besitzerin in Unterhandlung über den Ankauf dieser Gallerie getreten, und es wäre für unser Museum zu wünschen, daß eine so seltene Acquisition ihm nicht verloren ginge. Wir hatten von hier einen ziemlich weiten Weg bis zum ägyptischen Museum, wo Graf Cailleux, der die Direction darüber führt, die Güte hatte, uns zu erwarten. Unterwegs erzählte mir Mad. Gay eine drollige Anecdote von Frau von Staël. Als sie, von Napoleon exilirt, nach Coppet sich zurückgezogen hatte, überraschte sie eines Tages ihre Freundin, Mad. Récamier, von Paris aus mit einem unerwarteten Besuch. Frau von Stael war außer sich vor Freuden, wahrhaft gerührt von dieser zarten Aufmerksamkeit, und erschöpfte sich in Dank und Zärtlichkeiten. „Aber," sagte sie, „pauvre amie, que vous allez vous ennuyer ici, pas une ame présente pour vous faire la cour, personne qui est amoureux de vous — mais vous n'y pourrez pas tenir. Ah, il me vient une idée, j'ai votre affaire." Hier zog sie heftig die Klingel. „Qu'on dise à mon fils Auguste de descendre à l'instant." Dieser, der von nichts weiß, erscheint ohne Halstuch, im Schlafrock, noch ganz im Philosophen-Costüme, mit dem er eben über Plato oder Descartes gebrütet, und sehr verwundert, eine bildschöne fremde Dame neben seiner Mutter sitzen zu sehen. „Auguste," sagte diese sehr ernsthaft; „voilà Madame Récamier à qui je vous présente. C'est mon amie intime, elle est

venue de Paris exprès pour me voir, sans craindre ni les fatigues du voyage, ni de se compromettre, ni de quitter pour l'amour de moi la plus aimable société dont elle est l'idole. C'est beau, c'est généreux, et au moins ne faut-il pas qu'en récompense d'une si belle action elle meure d'ennui ici. Auguste, je vous ordonne d'en devenir amoureux sur le champ. Cela suffit, à présent allez vous habiller, et puis vous reviendrez." —

„Figurez-vous," fuhr Madame Gay fort, „Monsieur Auguste épouvanté, rougissant, ne sachant que dire, et Madame Récamier riant comme une folle, se récriant sur un tel ordre, et prétendant, tout en lançant au jeune homme un de ces regards, auquels il était si difficile de résister, que c'était bien exactement ce qu'il fallait pour rendre à jamais Mr. Auguste indifférent pour elle."

Es entstand aber aus dieser Scene eine Leidenschaft, die in der größten Heftigkeit viele Jahre gedauert hat, obwohl sie, wie man behauptet, gleich so vielen andern, welche die schönste Frau Frankreichs eingeflößt hat, immer unglücklich geblieben ist.

Im Louvre angekommen, führte uns Graf Cailleux, ein Mann von angenehmen Formen und voll Eifer für sein Fach, zuerst in einen Saal, der eine Menge Curiosa und Kostbarkeiten aus dem Mittelalter enthielt, die größtentheils den königlichen Häusern von Frankreich zugehört haben. In der Juli-Revolution ist Einiges beschädigt, genommen, und ein paar Schränke zerschlagen worden, doch die Geistesgegenwart des Grafen rettete die Hauptsammlung, und das Meiste von dem Abhandengekommenen hat man sich später wieder verschafft. Man sieht hier besonders eine große Menge Becher, Monstranzen, Schüsseln und dergleichen in Metall, Email, Majolika oder Glas, von denen Graf Cailleux einen Theil zur Herstellung eines vollständigen Büffets jener Zeit zu arrangiren beabsichtigt, um es in einem der Zimmer im Louvre aufzustellen, die der König ganz in ihrem früheren Zustande mit äußerster Sorgfalt und vielen Kosten wieder herstellen läßt, weshalb auch ein großer Theil

Digitized by Google

dieſes Palaſtes jetzt einem Magazin des Alterthums gleicht, wo von allen Seiten herbeigeſchafft wird, was dem beabſichtigten Zwecke entſprechen kann. Gemälde, Meubles, Lambris, Tapeten, Thürflügel, reiche Plafonds, Teppiche, Waffen, Sculpturen in Holz und Stein, liegen wie im Chaos umher. Man arbeitet in dieſem Augenblicke an den Schlafzimmern Heinrichs II. und Heinrichs IV., und ich bin überzeugt, daß die Ausführung dieſer herrlichen Idee den Fremden und Franzoſen ſelbſt eins der angenehmſten Schauſpiele gewähren wird. Es iſt wie eine materielle Belebung der alten Memoiren, oder einer Scene à la Walter Scott, die man vor ſich zu ſehen glaubt.

Um auf die Sammlung zurückzukommen, ſo will ich Dich nicht mit einer Herzählung der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten ermüden, nur einer alten ſpaniſchen Schüſſel von Silber, herrlich gearbeitet, erwähne ich, weil ſie aus dem eroberten Schatze des Dey von Algier herrührt, und wir bei dieſer Gelegenheit mit wahrem Schmerz erfuhren, daß dieſer Schatz die ſeltenſten und reichſten Kunſtwerke enthielt, die alle eingeſchmolzen wurden, welches Schickſal auch der erwähnten Schüſſel bevorſtand, die Graf Cailleux nur durch einen Zufall rettete. Und wo iſt dieſe Barbarei begangen worden? nicht etwa in Algier, ſondern in der Münze zu Paris! Dies iſt der Zeiten der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandrien würdig. Unter anderm befand ſich in dieſem Schatz auch das erſte Modell einer ſpaniſchen Kanone in edlem Metall.

Die ägyptiſche Sammlung iſt ſehr reich, indeſſen haben wir zuſammen in Berlin bei Herrn Paſſalacqua ziemlich daſſelbe geſehen. Ganz neu war mir eine ägyptiſche Gypsbüſte, die auf einem lebenden Kopf abgeformt zu ſein ſcheint, und der man durch Farbe ſehr täuſchend den braunen Teint jenes Volkes gegeben hat. Der Ausdruck der Phyſiognomie, beſonders des Mundes, iſt angenehm und weit weniger ſtreng, als er gewöhnlich auf andern ägyptiſchen Sculpturen und Bildern erſcheint. Die Büſte ſchien mir übrigens eine große Aehnlichkeit mit dem Kopf der Sphinx aus Roſamarmor zu haben, der im Hofe ſteht, und

Digitized by Google

den Sesostris vorstellen soll. Bemerkenswerth ist auch eine große Anzahl der mit Zeichen versehenen Scarabäen, die als Münze dienten, und welche Champollion am meisten geholfen haben seine ägyptische Chronologie festzustellen.

Von besonderm Interesse erschien mir das erst begonnene Museum der Marine mit den Büsten der ausgezeichnetsten französischen Admirale, die Reliefs aller Seehäfen des Landes, einer Sammlung aller Seeinstrumente, aller Waffen nach der Epoche ihrer Erfindung und allmäligen Verbesserung, Schiffsmodellen nach ältester Zeit, Plänen, Seekarten, u. s. w.

Im Vorsaal des Museums ist ganz isolirt ein kleines Fahrzeug aufgestellt, mit welchem die Eigenthümer 30 Jahre lang die Contrebande mit Spitzen getrieben haben, die auf eine sinnreiche Weise in den Kanonen verborgen waren. Nachdem sie durch diesen Handel reich geworden, verkaufte der Erbe, als letzten Nutzen von seinem Schiff, dieses mit dem ihm so lucrativ gewordenen Geheimniß noch für eine bedeutende Summe an das Gouvernement. Das heißt doch die Citrone bis auf den letzten Tropfen ausdrücken.

Graf Cailleur führte uns jetzt in die Gallerie der schönen Façade, die noch alle Spuren der Kugeln trägt, welche in der Julirevolution auf sie gerichtet wurden. Als die Füsillade anging, bat eine Dame, die sich in dem Museum befand, den Grafen, sie doch auf die Gallerie zu führen, um den Tumult mit anzusehen. Er äußerte seine Besorgniß, daß Gefahr damit verbunden sein möchte, da sie aber nur darüber spottete, gab er ihr den Arm und trat hinaus. Kaum hatten sie jedoch einige Schritte gemacht, als eine Kugel mitten zwischen ihnen hindurchfuhr, und ein Fenster hinter ihnen zerschmetterte. „Qu'en pensez-vous à présent, Madame?“ fragte der Graf ganz ruhig, ihre Neugierde war aber schnell befriedigt, und sie eilte voll Entsetzen, sich wieder in den sichern Sälen zu bergen.

Ehe wir den Louvres verließen, passirten wir ein Zimmer, in dem die beiden schönen Gemälde von Gerard, Heinrichs IV. Einzug in Paris, und die Schlacht von Austerlitz aufgehangen

Digitized by Google

sind. Dieses letzte, welches in meinen Augen das Beste ist, was er gemalt hat, und ein Meisterstück in jeder Hinsicht, hatte ich noch nicht gesehen, denn unter der Regierung Ludwigs **XVIII.**, im Anfang derselben wenigstens, als ich mich in Paris befand, war es seines Sujets wegen thörichterweise aufgerollt, und wie alter Plunder in das Gardemeubles geworfen worden. Gerard fühlte sich mit Recht dadurch sehr gekränkt, und Jemand erzählte mir damals, er habe gesagt: „Mein Gott, wenn sie den Napoleon nicht sehen können, dem ist ja leicht abzuhelfen, ich brauche ihn ja nur zu überpinseln und den Herzog von Berry daraus zu machen!"

Graf Cailleux ist ein genauer Freund von Charles Nodier, und da er mir sagte, daß dieser sich sehr gütig über mich geäußert, und mich kennen zu lernen wünsche, ich aber diesen schwärmerischen, liebenswürdigen Schriftsteller auf das tiefste ehre und liebe, so habe ich es ungemein bedauert, daß sich später dazu die Gelegenheit nicht gefunden hat, um so mehr, da ich keinen französischen Autor kenne, Rousseau ausgenommen, dessen Genie soviel jener germanischen Beimischung enthält, welche die Gallier ohne Zweifel durch ihren Kreuzzug mit den Franken erhielten, und die jetzt, wie es scheint, in ihrer Literatur die Oberhand gewinnen will, nachdem sie im Mittelalter schon einmal vorherrschend gewesen ist. —

Digitized by Google

Philosophische Kreuzzüge.

Von Theobul.

Die deutsche Philosophie ist wieder in denjenigen Zustand zurückgefallen, aus welchem, vor mehr als einem Menschenalter, der große Kant sie herauszuarbeiten berufen war; den Zustand, welchen Kant die „Euthanasie der falschen Philosophie" benannt, und in einem Briefe an Lambert (1765) so beschrieb: „Ehe wahre Weltweisheit aufleben soll, ist es nöthig, daß die alte sich selbst zerstöre; und wie die Fäulniß die vollkommenste Auflösung ist, die jederzeit vorausgeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen soll, so macht mir die Crisis der Gelehrsamkeit zu einer solchen Zeit, da es an guten Köpfen gleichwohl nicht fehlt, die beste Hoffnung, daß die so längst gewünschte große Revolution der Wissenschaften nicht mehr weit entfernt sei." Fast 70 Jahre sind seitdem verstrichen: aber wie durch einen erschreckenden Zauber finden wir uns wieder in einer Zeit „der Fäulniß" und der „Crisis" — und die „so längst gewünschte große Revolution der Wissenschaften" scheint noch gar nicht gekommen; obschon — vor der Thür! Die wahre Weltweisheit ist noch nicht geboren: Kant und früher Leibnitz lenkten wohl ihre Kräfte nach ihr hin; allein seit Fichte setzten die Philosophen ihren Ruhm darein, aus der Philosophie eine „Wissenschaft" zu machen — um „wahre Weltweisheit" unbekümmert. Heute ist unter dem Kern der deutschen Nation nur noch ein schwacher Hoffnungsschimmer übrig, endlich zu der Erkenntniß Gottes und dadurch zu der Selbsterkenntniß zu gelangen — worein

Digitized by Google

von Alters her die wahre Weltweisheit gesetzt worden ist. Und unter den Männern der Wissenschaft selber regiert Streit und Aergerniß; — die Theologie, unter den Fakultäten die oberste, krankt an arger Zerrissenheit; die gesammten Naturwissenschaften; die Medizin; die Gerechtigkeitspflege — sie schauen sich um, die Menschenseele zu gewinnen; alle aber sehnen sich nach Vereinigung; die Edelsten endlich, ich meine die Menschenfreunde unter den Philosophen und Gelehrten, setzen ihren Trost darein: daß sie zu dem Wissen des Nichtwissens gekommen sind. Jedennoch, — wenn vor siebenzig, wenn vor fünfzig Jahren ein Mann mit dem Nichtwissen sich brüstete! — Heute aber, wo die Geschichtsforscher, die Natur- und die Sprachforscher einen unüberseh̃baren Schatz der mannichfaltigsten Kenntnisse und Erfahrungen zu Lichte gefördert haben: was soll uns unser Reichthum, wenn wir ihn nicht zu unserm Heile gebrauchen? wie können wir ihn aber gebrauchen, nachdem wir uns in tausend Abtheilungen, jede nach den entferntesten Richtungen hin arbeitend, getrennt haben? Was nützt uns die reiche Habe, ehedenn wir wissen, wer wir sind? Die Fülle und der Reichthum wird uns arm machen — weil wir ihn nicht fassen können....

Die deutsche Philosophie entquillet aber einer ewig jung sprudelnden Quelle! Der Stifter dieser Philosophie, Gottfried Wilhelm von Leibnitz, hat ihr seine erhabene Seele eingehaucht. Und so steht jener Ausspruch Kants als eine noch unerfüllte Weissagung da, welche endlich in unsern Tagen eintreffen soll, eintreffen muß und wird. — Darum haben wir die wahre Weltweisheit: die Erkenntniß Gottes, zu dem wir beten! und die Selbsterkenntniß nicht finden können: — weil wir weder uns selbst, noch unter einander verstehen, mit einem Worte: wir sind die nämlichen Scholastiker, gegen welche Bako, gegen welche Leibnitz schon gekämpft haben; nicht blos die Philosophen; nein, Theologen, Naturforscher, alle Gelehrte: — rechnen haben wir vortrefflich gelernt, darum können wir weder von Gott noch von uns selber Rechenschaft geben!

Digitized by Google

Als Leibnitz Jüngling war, fand er einen ähnlichen Zustand in der Philosophie vor, wie Kant an Lambert ihn gezeichnet hat. Kant erwartete eine Reformation durch die Kritik der „Erkenntnißvermögen;" Leibnitz aber — durch eine Herstellung der philosophischen Darstellungskunst — aus barbarischer Unverständlichkeit in einfache, unbefangene, lichtvolle Rede: damit aus falscher Schulweisheit wahre Welt-Weisheit würde.

Obschon Leibnitz selbst durch seine eigene Philosophie, mit welcher er, nach eigenem Geständnisse, vor dem vierzigsten Jahre seines Lebens nicht zufrieden war, alle die Anforderungen nicht erfüllt hat, welche er als Jüngling an die Schreibart und die Darstellung in der Philosophie gestellt hatte; eben so wenig aber, ja viel weniger die folgenden deutschen Philosophen — so sind jene Forderungen um nichts weniger gerecht; keiner der Zeitgenossen unsrer Tage, welcher um die wahre Weltweisheit bekümmert ist, wird geringere Ansprüche machen. Daß indessen jene Anforderungen noch nicht befriedigt worden sind — rührt daher: daß die deutsche Philosophie noch nicht Welt-Weisheit geworden ist.

Dieses ist der einzig richtige Gesichtspunkt, von welchem aus wir sowohl den bis auf den heutigen Tag aufgekommenen Systemen der deutschen Philosophen, und namentlich der jetzt verbreiteten philosophischen Schule, als auch den fortbestehenden, ganz und gar nicht befriedigten Forderungen, wie aller echt Gebildeten der Nation, so insbesondere der Gelehrten an die Philosophie — Gerechtigkeit widerfahren lassen können: wenn wir die deutsche Weltweisheit von der deutschen Philosophie unterscheiden. Wenn die deutsche Philosophie vollkommen aufgelöst sein wird, dann ist der Tag angebrochen, wo die Himmelsfrucht, die deutsche Weisheit, welche Welt-Weisheit, d. h. Weisheit der Welt, der Menschen werden wird — zur Nahrung der dürstenden Gemüther hervorbrechen wird. Die deutsche Philosophie ist nur der Weg zur Welt-Weisheit.

Digitized by Google

So hat der Stifter der deutschen Philosophie als Jüngling gleichsam das Ziel ausgesteckt, wohin sie zuletzt gelangen müßte: denn nicht früher werden seine Anforderungen an die Philosophie erfüllt werden, bis sie Weisheit geworden ist, bis sie sich selbst aufgehoben und aufgelöst hat; denn von der Weisheit gilt, was Leibnitz von der Liebe zur Weisheit, von der Philosophie verlangt hat (Werke IV. Bd. Vorrede zu des Nizolius Antibarbarus).

„Kunstausdrücke sind ärger als Feuer und Flamme zu meiden!" — „Die größte Klarheit ist in den aus dem Leben genommenen Ausdrücken, mit Beibehaltung des gemeinen Sprachgebrauche, vorhanden; einige Dunkelheit herrscht immer in den Kunstausdrücken." — „Obschon, um Weitläufigkeit zu vermeiden, Kunstausdrücke nicht zu verhüten sind: so bleibt es nichts desto weniger wahr, daß es kein Ding giebt, welches nicht durch gewöhnliche, wenigstens mehrere Ausdrücke erläutert werden könnte. Alles dasjenige ist nichtig, erdichtet und nuglos, wofür nicht in der gemeinen Sprache in einem, wenigstens allgemeinen, Ausdrucke ein Name vorhanden ist."

„Denn der Philosoph hat vor dem gemeinen Manne nicht immer darin einen Vorzug, daß er andere Dinge denkt, sondern, daß er auf andere Art denkt, d. h. mit dem Auge des Geistes — — — die Aufmerksamkeit der Menschen kann aber nicht besser erweckt werden, als man ihnen ein bestimmtes Wort für den Gegenstand gebe; dem Verfasser selbst, als ein Zeichen der Erinnerung, den Andern, als ein Zeichen für das Urtheil."

„Uebrigens sind die Philosophen so weit entfernt, abstrusere und vornehmere Gegenstände zu denken, als andere Menschen, daß vielmehr im Gegentheil, bevor der edle Verulam und andere vortreffliche Männer die Philosophie aus den Lufttirrfahrten, oder auch aus dem eingebildeten Raume auf diese Erde und für den Gebrauch des Lebens herabriefen, oft ein alchymistischer Aschenbläser gründlichere und bessere Vorstellungen von der Natur gehabt hat als mancher Philosophaster, der zwischen seinen Mauern nur den Hocceitäten oder Häcceitäten oblag."

— „Es stehet daher außer allem Zweifel, daß Alles, was sich durch Ausdrücke des gemeinen Lebens nicht erklären läßt, sofern es nicht (wie z. B. viele Arten der Farben, Gerüche, Geschmäcke) durch das Anschauen selbst klar ist, Nichts bedeutet, und gleichsam aus der Philosophie herausbeschworen werden muß. Daher ist es bei einigen sinnreichen Philosophen Gebrauch, jene trefflichen dialek-

Digitized by Google

tiſchen Kämpfer dahin zu treiben: daß ſie entweder alle ihre Worte klar auseinander ſetzen; oder, wollen ſie dieſer Mühe entgehen: ſich zu irgend einer lebenden oder volksthümlichen Sprache herablaſſen, und in ihr ihre Gedanken verdeutlichen: wodurch nun jene Männer Wunder! in welche Noth! gerathen, oder, verſtehen ſie ſich dazu, von den anweſenden urtheilsverſtändigen und erfahrenen Männern, die jedoch der lateiniſchen Sprache nicht ſehr kundig ſind, zum Gelächter gemacht werden."

„Ich wenigſtens glaube, daß die ſcholaſtiſche Methode zu philoſophiren darum in England und Frankreich abgekommen iſt, weil dieſe Nationen ſchon längſt angefangen haben, die Philoſophie in der Mutterſprache zu behandeln; ſo daß ſogar in einem gewiſſen Grade dem Volke, ja ſelbſt den Frauen zu einem Urtheil über ſolche Dinge der Zugang eröffnet worden iſt. Bei den Italiänern wäre ohne Zweifel daſſelbe geſchehen, wenn dort nicht die ſcholaſtiſche Theologie ihrer Schweſter, der Philoſophie beigeſtanden hätte. In Deutſchland aber hat ſich außer andern Urſachen deshalb die ſcholaſtiſche Philoſophie tiefer feſtgeſetzt: weil man zu ſpät, ja nicht einmal gegenwärtig angefangen hat, deutſch zu philoſophiren."

„Jedoch wage ich es, zu behaupten, daß zu einem Probirſtein und für die Prüfung philoſophiſcher Sätze durch irgend eine lebende Sprache in Europa, keine geeigneter, als die deutſche ſei: weil die deutſche Sprache für wirkliche Dinge die reichſte und vollkommenſte iſt, allen übrigen zum Trotze; da die „realen und mechaniſchen Künſte" ſeit vielen Jahrhunderten von keinem Volke fleißiger betrieben wurden; ſo daß ſelbſt die Türken in den Gruben von Griechenland und Kleinaſien der Deutſchen Bergwerksausdrücke ſich bedienen. Dahingegen, um erdichtete Dinge auszudrücken, dazu iſt wohl die deutſche Sprache am wenigſten geſchickt, und weit ungeſchickter, als die franzöſiſche und italiäniſche, und die übrigen Tochterſprachen der lateiniſchen: weil in den Tochterſprachen des Lateiniſchen durch eine leichte Biegung eines lateiniſch-barbariſchen Wortes ſofort ein nicht-barbariſches franzöſiſches oder lateiniſches wird; weshalb Vieles aus der ſcholaſtiſchen Philoſophie in die franzöſiſche Sprache auf irgend eine Art übergetragen ſich findet: während in Deutſchland Niemand bisher dergleichen verſucht hat, ohne mit allgemeinem Geſpötte aufgenommen zu werden. Hätte aber auch Jemand lateiniſche Ausdrücke beibehalten, oder verdrehen (germaniſiren) wollen: ſo hieß dies nicht mehr: deutſch, ſondern lateiniſch philoſophiren; er hätte davon auch keinen Gebrauch machen können, wäre auch von keinem des Lateins Unkundigen verſtanden worden: weil die deutſche Sprache von der lateiniſchen wie Himmel und

Erde verschieden ist; was ganz anders bei der französischen und italiänischen Sprache sich verhält. Und dieses war die Ursache, daß bei uns die Philosophie später in der Muttersprache behandelt ward: weil die deutsche Sprache zwar nicht gegen die Philosophie, jedoch gegen die barbarische Philosophie widerstrebt; weil aber die barbarische Art zu philosophiren zu spät verdrängt worden, so ist es kein Wunder, daß unsre Sprache in der Philosophie zurückgeblieben ist."

Wenn Leibnitz heute lebte, so würden wir ihn fragen, ob er, wenn er alle Stadien der deutschen Philosophie, bis auf den heutigen Tag mit uns überblickte, die vollbrachten Thaten für ungeschehen erklären möchte: weil immer durch Kunstausdrücke philosophirt worden ist; weil die meisten Worte namentlich in den Systemen seit Kant und Fichte nicht durch gewöhnliche Ausdrücke wiedergegeben werden können; weil die Philosophen wirklich andere Dinge gedacht haben, so daß Fichte erklärte, Philosophie sei der Tod des Lebens; Hegel aber, daß die Philosophie wie eine Kunst gelernt werden müsse; — — was wird an den philosophischen Systemen übrig bleiben, wenn wir die Worte alle herausbeschwören wollten, die sich nicht durch Ausdrücke des gemeinen Lebens erklären lassen? Und wie würde Leibnitz erstaunen, daß nach dem, was in der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel gethan worden ist, seine Erwartungen fast alle in das Gegentheil ausgeschlagen sind? Statt der scholastischen Theologie ist die scholastische Philosophie von neuem ins Leben getreten, und die That hat bewiesen: daß die deutsche Sprache weit geschickter geworden ist, „erdichtete Dinge" auszudrücken, als die Tochtersprachen der lateinischen, indem man lateinisch-barbarische Worte massenweise in die philosophische Sprache aufgenommen hat, „ohne mit allgemeinem Gespötte empfangen worden zu sein;" obschon „die deutsche Sprache von der lateinischen wie Himmel und Erde verschieden ist;" daß also in unsern Tagen unter allen lebenden Sprachen die deutsche der barbarischen Philosophie am wenigsten widerstrebt; — ja, würde nicht Leibnitz erröthen,

Digitized by Google

daß er ſtolz zu ſeiner Zeit die deutſche Sprache als den beſten Prüfſtein philoſophiſcher Sätze erhob, — — da keine lebende Sprache die deutſche Philoſophie den Ausländern zum rechten Verſtändniſſe überzutragen vermag! Leibnitz ſelber müßte es geſtehen: die deutſche Sprache iſt nicht mehr der Prüfſtein für die Gedanken der Deutſchen!! er, welcher auf der Höhe ſeines Alters dieſe Worte deutſch niederſchrieb. (Werke VI. Bd. 2te Abthl. Anfang.)

— „Weil alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutſch gegeben, ſo iſt kein Zweifel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkömmt, als dieſen, wenn ſie gewollt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer, in reinem Teutſch gegeben werden könne."

„Nun wäre zwar dieſer Mangel bei denen logiſchen und metaphyſiſchen Kunſtwörtern noch in etwas zu verſchmerzen: ja, ich habe es zu Zeiten unſrer anſehnlichen Hauptſprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffne Dinge ſage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne! Daher ich bei den Italiänern und Franzoſen zu rühmen gepfleget: Wir Teutſche hätten einen ſonderbaren Probirſtein der Gedanken, der andern unbekannt; und wenn ſie denn begierig geweſen, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſre Sprache ſelbſt ſei. Denn, was ſich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen ließe, Das ſei wirklich was Rechtſchaffenes; aber leere Worte, da nichts dahinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine deutſche Sprache nicht an." —

„Ferner haben wir darauf zu achten," ſo fährt Leibnitz an jenem Orte fort, „wir mögen uns der gemeinen oder der Kunſtausdrücke bedienen, ſo dürfen bildliche Ausdrücke entweder gar nicht, oder nur in ehr geringer Anzahl und zwar paſſende, vorkommen: uud darauf haben die Scholaſtiker zu wenig geachtet! Denn, wie wunderbar es klingt, ihre Darſtellung ſtrotzt von Bildern! Denn, was ſind Worte, wie abhängen, haften, ausfließen, einfließen, anderes, als Tropen? Auf die Erfindung dieſes letzten Wortes thut ſich Suarez nicht wenig zu Gute. Denn da die Scholaſtiker vor ihm lange mit dem Nachſpüren eines allgemeinen Begriffes für Urſache ſich abgemühet hatten, ſo war Suarez zwar nicht ſinnreicher, jedoch kecker, und mit ſchlauer Anwendung des Wortes influxus definirte er Urſache: id quod influit „esse" in aliud, ziemlich barbariſch und dunkel. Denn es iſt ſowohl die Conſtruction albern, indem aus einem Neutrum influere ein Activum

Digitized by Google

wird; als auch ferner influere bildlicher und dunkler, als das definirte Wort selber." —

Sonderbar! nach Leibnitz wären also die Naturphilosophen, welche weit kühnere Bilder gebrauchen, Scholastiker; die Geistreichsten der Nation wären die größten Scholastiker — wir Alle wären durch unsre heutige deutsche Sprache Scholastiker!

* * *

Wenn Leibnitz heute lebte: würde er die Thaten der deutschen Philosophen, der deutschen Dichter, der deutschen Naturforscher — für ungeschehen erklären? — Im Gewirre der Scholastik, unter den Flimmern der Bilder, unter den Wehklagen und Schimpfreden der gegen einander erbitterten Partheien: würde er zuerst erstaunen über die Riesenschritte, welche die deutsche Gelehrsamkeit und die deutsche Philosophie seit anderthalb Jahrhunderten gegangen ist; freudig die neue Welt begrüßen: und entrüstet die eingetretene Erschöpfung der Arbeiter wahrnehmen! „Darf das kräftige Geschlecht der Lebenden die vollbrachten Thaten der Todten bewundern? Die Völker haben mit Begeisterung der „Weltgeschichte" den Rücken zugekehrt und eilen dem Ziele, der Volkswohlfahrt entgegen: in der deutschen Philosophie, und in allen Wissenschaften drohen die ewigen „Geschichten" der deutschen Männer Muth und Kraft aufzuzehren; ihren Ruhm und ihre Kunst setzen sie, wie der jonische Sänger darein, ihrer selbst vergessend — von Andern zu erzählen!"

Begeistert durch das Andenken an den Geist des erhabenen Stifters der deutschen Philosophie schauet ein Freund der Weisheit in diesem lange währenden Ausruhen, an dem Strome der Geschichte — bis er verfließe?! — einen Waffenstillstand, wie vor einem neuen prächtigen Kampfe! In jenem unharmonischen Gewirre vereinzelter Stimmen von allen Seiten, wo keine die andre versteht, erblickt er die Vorbereitung zu einem herrlichen Concert!

Digitized by Google

Was bis heute durch die Arbeit der Forscher und Gelehrten und Menschenfreunde für die Welt-Weisheit gewonnen worden ist: es ist nichts weiter — es ist viel! — es ist nur die feinere und sorgfältigere Auslegung des Räthsels, unsrer selbst, unseres Schöpfers und aller seiner Geschöpfe — des Räthsels von „Natur und Geschichte.“ Mit dem Erstaunen fing die Philosophie an: weil sie nicht Wissenschaft war; mit dem Erstaunen hört sie auf: weil sie Wissenschaft worden ist. Sie begann mit einem freudigen Erstaunen: sie endigt mit einem ängstigenden Erstaunen: die Wunder sind wohl zur Natur; dafür ist die Natur zu Wundern geworden; diese Wissenschaft verweiset auf jene, jene auf eine andere und diese auf die erste; je genauer einer das Räthsel kennet, desto sehnsuchtsvoller harrt er auf das Wort.

Herrliche Räthsel sind vor unsern erstaunenden Augen ausgelegt! Das höchste Räthsel — schließt alle übrigen in sich: das Räthsel unsrer eigenen Thaten! denn wissen wir, wer wir sind?

Die Männer der Wissenschaften harren auf das Wort! Wenn der Gründer der deutschen Philosophie heut lebte — er müßte erstaunen, daß die deutsche Philosophie noch nicht deutsche Weisheit daß die Deutsche Weisheit noch nicht Welt-Weisheit geworden ist!

— — Denn die Geburt einer jeglichen Philosophie war die Weisheit des lebenden Menschengeschlechts, wenigstens eines Volksgeschlechts! Neue Philosophie gebar neue Weisheit; — wie hinwiederum die alte Weisheit neue Philosophie gebar; die Philosophie war das Mittel; die Weisheit war der Zweck! — — Die Frucht der Leibnitzischen Philosophie war die Weisheit der Deutschen im vorigen Jahrhundert bis gegen dessen Ende. Diese Weisheit war — der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, der Glaube an sich selber, ein Gegengewicht des Unglaubens an Gott und an sich selber. Diese Glaubens-Weisheit der Deutschen hat Kant von Grund aus — wie es schien — vernichtet.

Digitized by Google

Welches ist aber die Weisheit, als Frucht der Philosophie Kants, Fichte's, Schellings, Hegels? — — Wer findet in dem zweiten Theile der deutschen Philosophie den Rhythmus heraus zu dem ersten Theile derselben? Welches ist der Rhythmus dieses andern Theiles? Hier muß weiter ausgeholt werden.

Schon die Sprache aller Völker ist nichts Anderes, als eine höhere Rechenkunst, welche ununterbrochen von den Sprechenden getrieben wird, ohne daß sie ein Bewußtsein davon haben: denn das Auge hält den Sprechenden, wenn sie darauf schauen, die Werthe vor; sonst würden sie vor Verwirrung und Irrsalen einander einfallen. Diesen Gedanken hat schon Leibnitz sehr gefällig ausgedrückt:

„Gleich wie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonst nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen Statt der Zettel oder Marken, bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedient; also thut auch der Verstand (sollte heißen: der Mensch!) mit den Bildnissen der Dinge, zumal, wenn er zu viel zu denken hat; daß er nämlich Zeichen dafür brauchet;" — — „daher braucht man oft die Worte als Ziffer oder als Rechenpfennige, anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man stufenweise zum Facit schreitet, und beim Vernunftschluß zur Sache selbst gelangt."

Wie sich aber die Algebra von der gemeinen Rechenkunst unterscheidet, so das Geschäft redender Philosophen oder redender philosophisch gebildeter Gesellschaften, von dem Geschäfte redender Menschen: — wie die Deutschen in Deutschland vor den Zeiten Leibnitzens waren: Die Philosophie ist die Algebra der einander ablösenden Menschengeschlechter gewesen, um zwei Unbekannte zu finden, welche auf eine ganz merkwürdig innige Art mit einander verbunden, und auf eine noch merkwürdigere Art von einander verschieden sind — nämlich Gott — und: Sich selber, denn hierin giebt es durchaus keine Ausnahme: was mir bekannt ist, kann ich wohl beschreiben und von ihm erzählen, was mir aber unbekannt ist und = x oder = y; dieses kann ich, darf ich und muß ich durch algebraische Rechnung, wo ich statt der unbekannten Werthe be-

Digitized by Google

kannte willkührliche Zeichen ſetze, herausbringen. Hieraus läßt ſich leicht urtheilen, was ſpäte Nachkommen zu den Beſchreibungen und Erzählungen von Gott und von mir — ich rede hier für jeden lebenden Menſchen in Deutſchland! — ſagen werden: da Gott und ich — (ich rede für jeden lebenden Deutſchen insbeſondere, nicht von mir allein! damit ja keiner ſage, meine Rede ſei nicht „objectiv"—) — da Gott und ich zur Zeit noch Unbekannte ſind; wer Gott ſei, wer ich ſei (ich rede im Namen eines jeden lebenden Deutſchen!), weil die deutſche Philoſophie noch nicht aufgelöſt iſt! — und es entſteht die merkwürdige Frage, ob unſre Nachkommen unſre Naturwiſſenſchaften, Sprachwiſſenſchaften, Geſchichtswiſſenſchaften, welche bald von Gott, bald von mir, bald von Gott und mir zugleich — ich rede im Namen jedes lebenden Deutſchen! — Beſchreibungen und Erzählungen geben — obſchon ſowohl Gott als ich noch Unbekannte ſind, wer Gott iſt, wer ich bin; — ob ſie dieſe Wiſſenſchaften werden zur Ehre Gottes und zu ihrem Heile gebrauchen können; es leuchtet die Möglichkeit ein, daß ſie „die Wiſſenſchaften" vielleicht ganz noch einmal von vorn anfangen werden; (was man eine Revolution nennt;) wenn nach der Auflöſung der deutſchen Philoſophie, nach der Auflöſung der Algebra der philoſophirenden Menſchengeſchlechter vor Chriſto und nach Chriſto erkannt wird, wer Gott iſt, und wer ich bin.

Weiter! Mit Gott und mit mir ſind noch nicht „zu zählende Unbekannte verknüpft, Unbekannte, weil Gott und ich — Unbekannte ſind. Von dieſen Unbekannten allen haben die Philoſoph-Algebraiſten Kenntniß erhalten wollen; und weil ſie ſie nicht ſchauen konnten mit ihren Augen, ſo nannten ſie ſie überſinnliche, unſinnliche, vernünftige Dinge! Dinge — welche ſie glaubten! Denn was ich nicht ſehe oder ſchaue, das glaube ich!

Es könnte alſo Jemand mir die Rede wegnehmen, und ſagen: Die Philoſophie ſei die Algebra der überſinnlichen oder

Digitized by Google

vernünftigen Dinge, oder die Algebra der „Ideen," oder der vernünftigen Begriffe, oder „Wesen" u. dgl. Ich aber bediene mich meines Rechts, wenn ich sage: Die Philosophie ist eine Algebra, genau genommen zwei Unbekannter; überhaupt aber aller Unbekannten, welche man zu sehen nicht Auge hatte, und welche man, aus Schwäche zu sehen, unsinnliche, übersinnliche Dinge nannte; vernünftige Dinge aber, weil man ihre Zeichen vernahm, als wenn die Vernehmung oder die Vernunft der Zeichen der Unbekannten ein so Großes wäre — gegen das Schauen der Unbekannten selber! Anstatt ihrer Schwäche sich zu schämen — adelten sie dieselbe, nannten die Vernunft, welche durch das Ohr getrieben wird, „das Göttliche" = X. Dies thaten die deutschen Philosophen.

Die philosophirenden Menschengeschlechter verfuhren nicht so. — Von der Erziehung durch das Ohr haben wir uns zu der Bildung durch das Auge hinaufgearbeitet. Das Kind erzieht der Vater durch das Ohr, d. h. das Wort; das Kind lebt in dem Glauben an die Weisheit des Vaters. Der erwachsene Sohn bildet sich durch das Auge, mit dem er in das Leben schauet.

Im Orient ist das Ohr edler geschätzt als das Auge — das Horchen, Hören, ist dort üblich. — Dort gab und giebt es Betrunkene! Verwirrte!

Im Occident regiert das Auge — bei den Griechen brach es auf! Hier giebt es Begeisterte! Erleuchtete! denn es begeistert die Schönheit, und das Licht erleuchtet den, welcher schaut!

Heute leben wir in einer Zeit der bildenden Kunst! Das Auge schauet in die Tiefen — durch das Licht wird es der Klarheit in der Tiefe theilnahmig!

Die christlichen Völker verleihen Gott ein Auge! Für das Ohr — zertheilt sich der Schall nach tausend Richtungen und hallet wider als täuschendes Echo; so zerspaltet das trügerische Wort sich in viele Bedeutungen. —

Digitized by Google

Das Auge aber — strahlet das Licht aus. Ich gebe durch mein Auge der Sonne ihr Licht zurück. Wie! wir wissen bereits, daß unser schönes Auge, das Geistblitzende, das Seelenverkündende, das Licht ausstrahlt, und mehr giebt, als ihm gegeben wird, und sind zu träge, um zu schauen! Mögen die, welche das Auge mit den Mathematikern für einen glatten, faden Spiegel halten, lieber vernehmen. Die Thaten des Gesichts sind mehr werth, als die Thaten der Vernunft!

Wenn es heißt: „Die Liebe höret nimmer auf!" so doch die Aussprüche (Weissagungen) aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird — was ist gemeint, als daß wir durch die Erziehung des Ohres zu der Bildung durch das Auge hindurch und hinauf arbeiten werden? Denn die Liebe ist allewege Liebe zur Schönheit, weshalb Plato betheuerte, das Gute sei schön! — und die Schönheit schauen wir — sehen wir mit den Augen; durch die Augen gewahren wir die Kunst!

Was Wunder, daß so viele Gelehrte und philosophische Forscher ausrufen: „Unser Wissen ist Stückwerk!" da sie nicht aufhören, „durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte zu sehen?"

Warum lassen die Könige Museen errichten? Damit die Menschen sehen lernen! Wer sieht, für den giebt es kein Stückwerk! Tretet in die Gallerien! weidet Euch an den Statuen und Gemälden! Hier giebts kein Stückwerk!

Oder erklimmet die Kuppe eines Berges und schauet um Euch: hier giebts kein Stückwerk!

So lange ich schon sehen kann — gewahre ich mit den Augen nirgend und nimmer Stückwerk!

Für mein sehendes Auge giebt es keinen Unterschied ohne Vereinigung, keine Trennung — ohne Zusammenhang, kein Tod ohne Leben — das Auge blicket Liebe und schauet Liebe.

Was habt Ihr mit Eurer „Einheit," Eurer „Ganzheit," Eurer „Totalität," welche Eure „Vernunft postuliret;" mir schaudert vor Eurer „Einheit," wie vor Eurer „Vernunft."

Beſtehet die Liebe in dem Geſchäfte, daß einer den andern verſchlingt, oder einer alle, oder eines alle verſchlingt, damit Alles Eines ſei und ein Ganzes? Wehe! Verzehre ich den, den ich liebe! Eure „Vernunft" nehmet mit zu Eurer „Mutter Natur," Philoſophen und Forſcher! die Alles verſchlingende — wie es ſcheint! — Eure „Vernunft" will die Einheit? und das ſoll die Göttlichkeit ſein? Einheit habe ich mit mir ſelbſt, darum iſt meine Liebe zu mir allein die geringſte; Verſchiedenheit aber habe ich mit Gott und den Menſchen — darum iſt meine Liebe zu ihm die größeſte!

Es giebt allewege keine Theile — als die Redetheile! Wenn ich vernehme — ja dann erhalte ich nichts als Stückwerk! Für die Vernunft bleibt alſo das Wiſſen Stückwerk, von Rechtswegen.

Jedes Wort iſt ein Witz, eine Ironie, eine Lüge — Plato, der Künſtler, geringſchätzte das Wort, aber er liebte die Geſtalten!

Ariſtoteles hatte kein Auge zu ſchauen: — ſeit ihm wollten die Philoſophen „begreifen."

— Und es brach der Strom von hundert und hundert Wörtern herein, welche die Bürgſchaft der Augen verachteten. Das neue Geſchäft betrog das Auge — das Auge? den Menſchen! Ariſtoteles iſt der Fürſt der Scholaſtik! Das Ohr hat Verwandtſchaft mit den Lüften! — es höret auch ein Blinder! — und die Formeln wurden geſchmiedet!

Die ſichtbare Welt Gottes wollten die Scholaſtiker des Mittelalters vernehmen, am hellen Lichte — begreifen! Die Blinden lieben die Dinge zu begreifen, und auf die Laute zu horchen, um ſie zu vernehmen!

.... Mit den Worten läßt ſich beim innerſten Ernſt nichts als ſpielen ....

Dieſe Scholaſtiker ſtarben aus: und hinterließen den philoſophirenden Nachkommen jene leeren bodenloſen Fäſſer, woran ſie und womit ſie wie die Danaiden gearbeitet hatten; es ſind

Digitized by Google

dieſe: die Vernunft! und: der Begriff; in ihren Bund nahm die neueſte Scholaſtik die Idee auf!

Wer iſt die Vernunft? Wer iſt der Begriff? Wer iſt die Idee? Soll ich ſie lieben? ſo ſagt mir, wer ſie ſind!

. . . . . .

Seit Bako und Carteſius arbeiten wir ſeit zwei hundert Jahren — jeder Geiſt zu werden, in zwei Reihen . . .

Die eine Reihe führt Bako an: Sie trauten nur dem Auge! was ſie ſahen, bekannten ſie!

Die andere aber Carteſius: dieſe trauten mehr dem Ohre; was ſie vernahmen, bekannten ſie!

Wir Menſchen haben aber nicht der eine Augen, der andere Ohren, ſondern Augen und Ohren ein jeder . . .

Ohne den großen Leibnitz wäre die Vereinigung nicht zu Stande gekommen! ohne die deutſche Philoſophie wäre Welt-Weisheit nicht möglich!

Ich habe geſagt: die Philoſophie iſt die Algebra der einander ablöſenden Menſchengeſchlechter geweſen, um zwei Unbekannte zu finden, welche ſehr merkwürdig verbunden und noch merkwürdiger von einander unterſchieden ſind — nämlich Gott und ſich ſelber. —

Jetzt ſetze ich hinzu: Die Geſchichten und Thaten der Menſchengeſchlechter ſind eine Erziehung zur Liebe geweſen und ſie dauert fort... Darum haben wir, die wir leben, eine größere Einſicht in der Liebe, und üben echtere Liebe, als die Zeitgenoſſen des großen Leibnitz!

Die Liebe, welche in der Vereinigung Zweier oder Mehrerer geſchaut wird, iſt nicht ſo innig, als die Liebe, welche in der Getrenntheit und Geſondertheit derſelben geſchaut wird.

„Gott hat die Welt aus Nichts geſchaffen;“ du wirſt ſagen: aus Nichts ſchaffen heißt nichts anders als: Nicht ſchaffen; denn wer aus Nichts ſchafft, der ſchaffet nicht; „Nichts“ ſagen und „Etwas“ dabei denken, iſt arge Verworrenheit.

Digitized by Google

Der Satz heißt also scharfausgedrückt: Gott hat die Welt nicht geschaffen!

Dieser Satz steht so fest, als die Religion! denn jener Satz ist der oberste der Religion; der oberste Satz der obersten Religion.

Die Religion hat die höchste Liebe zwischen Gott und der Welt ausgesprochen: Gott hat die Welt nicht geschaffen — und sie bestehet! Gott und die Welt sind gesondert: denn Gott hat die Welt nicht geschaffen — welche Liebe! so lehren konnte die Religion der Liebe.

Zu solch hoher Liebe konnte noch kein Philosoph sich erheben — der oberste Satz der obersten Religion leuchtet erhaben über alle Philosophieen, welche bis auf diesen Tag gethan worden sind. —

Sondern die Philosophen strengten außer dem einen Leibnitz alle Sehnen an, um zu zeigen, daß Gott und die Welt — schauderhaft! — eines und das Nämliche wären; dies war ihre Liebe! aus den zwei Unbekannten, Gott und mir, wollten sie eines herausbringen: Gott in seiner Gnade läßt mich bestehen! und jene wollten mich auslöschen! —

Sie fanden weder Gott, noch mich! — o Religion der Liebe! du richtetest die Menschen auf.

— Die Philosophen, außer Leibnitz, wurden zu der geringern Liebe getrieben — durch die Thorheit der Uebrigen. Weil die Religion der Liebe lehrte: Gott hat die Welt nicht geschaffen — so nahmen sie sich heraus: die Welt eine böse, eine ungöttliche, eine sündliche zu nennen! und — — worüber die gottesfürchtigern Philosophen erschraken: — Wie kann doch Gott eine böse, ungöttliche Welt lieben? — und jene Thoren kränkten die Freunde Gottes. — —

Durch den obersten Satz der Religion der Liebe — sind bis auf den heutigen Tag die Philosophen und ihre Anhänger, mit den Uebrigen Feinde: aber jener Grieche sang: ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε —

Die deutsche Philosophie hat die Aufgabe sich gestellt, den obersten Satz der Religion der Liebe, den Satz der höchsten

Liebe: Gott hat die Welt nicht geschaffen — und liebt sie — und sie ihn — den Deutschen und allen Völkern anschaulich zu machen. Leibnitz, der Vater dieser Philosophie, gürtete sich und stellte der Arbeit ersten Theil an.

Unbekannte kannst du — finden! Durch Rechnung! Um die beiden Unbekannten zu finden, erfand Leibnitz zwei Rechnungen: Die Differentialrechnung für die „Natur" und die Monadentheorie für den „Geist," als sei „Natur" = x, der Geist = y. Dies ist Leibnitzens Größe: daß er an ein Reich der Gnade — neben dem Reiche der Natur glaubte.

Darum ist Leibnitz der einzige Mathematiker, weil er Philosoph gewesen ist; und der einzige Philosoph, weil er Mathematiker gewesen ist. Seine Mathematik ist zugleich seine Philosophie, und seine Philosophie ist seine Mathematik.

Wenn der Geist die Philosophie ablegen wird — wird die Natur — die Mathematik ablegen. . . . .

Denn: die Rechnung gehet — bis an den lebendigen Geist. — Ein Deutscher „Schelling" schaute die lebendige „Natur!" — und seitdem sind deutsche Naturwissenschaften in Fülle und Reichthum ausgebreitet; — durch diese Ausbreitung drohet der Tod in ihnen sich wieder einzunisten. Die Mathematiker streckten jetzt ihre Hand nach dem lebendigen Leben aus — wollen sie jetzt das Leben „der Natur" integriren? Sie werden nicht! . . . .

Aber der Geist! . . . Die Lehre von den Monaden hatte einen erhebenden, erquickenden Sinn!

Die Monaden sind Geister! . . . Sind wir Menschen nicht Geister? . . . So wären wir Gespenster! . . . Zwischen beiden ist die Wahl! —

Dies ist das Erhebende!

Das Erquickende (Lebendig machende) aber ist: daß Geister sich vertragen sollen, — weil sie keinen Raum einnehmen; denn der „Raum" ist ein „Begriff:" für Geister giebt es keine Begriffe! — Daß aber die Geister in einander nicht verschweben oder aufgehen, obschon sie nicht „undurchdringlich" sind —

Digitized by Google

das hat etwas Erquickendes! denn es rühret von der Liebe! Dieſe iſt auch nicht zu „begreifen;“ du ſchauſt ſie nur! — in dem Auge deiner Mutter!

Allein — die Monaden ſind keine Geiſter . . . ſie möchten wohl; aber ſie können nicht! ſie dürſten nach Liebe! — eine vorherbeſtimmte Harmonie iſt zwiſchen ihnen geordnet: was nützt ihnen die Liebe? Sie ſchauen alle einander an — ach nein! ſie ſpiegeln alle einander ab! ſchauderhaft!

O Leibnitz, Lehrer des Rechts! wie konnteſt du deinen erhabnen Geiſt und die Geiſter deiner Brüder — zu Dingen herabſetzen? Sind wir nicht Perſonen? Dinge ſind geordnet . . . Nur Perſonen werden lieben!

Seit jener Zeit arbeiteten Pſychologen, die Seele zu differentiiren; ſie ſpalteten und ſichteten . . .

Der große Kant, der Zermalmer, ahnete die Verwirrung . . . was half ihm, daß er die Schulen zermalmte. . . Hätte er die Spiegel zerſchlagen!!

Denn — ſo wie Hegel aus der Metaphyſik Schellings, welcher die „Natur“ herzuſtellen den Gedanken gegeben hat: durch die Kunſt des Fichte eine Integrallogik geſchaffen hat: alſo machte Chriſtian Wolf aus der Metaphyſik des Leibnitz eine Differentiallogik. — Dieſe unſre geſammte Schullogik, dieſe unſre Schulpſychologie . . . iſt blind und liebloſ — wie die Leibnitziſchen Monaden!

Solche Zerwürfniſſe kränkten den erhabenen Fichte. Der große Fichte unternahm der deutſchen Philoſophie zweiten Theil — er ſprach das Wort! . . . Dieſer Rieſe wollte den Geiſt integriren! — durch die Integralrechnung des Geiſtes, welche ſeine Erfindung iſt.

Und Fichte und Schelling verſtanden einander nicht . . .

— Wie in aller Welt konnten Mathematiker zugeben, daß Fichte, Schelling, Hegel und die Schüler — das wunderbare neue Geſchäft — Conſtruction nannten! wenn aus je zwei „Begriffen“ ein dritter wird, der dritte in zwei neue ſich ſpaltet und in einem ſechſten zuſammen geht und ſo fort . . .

Digitized by Google

iſt das etwas anders als Rechnung? aus zwei Factoren entſteht ein Product!

Ein Beiſpiel für alle Deutſchen:

Der Fromme ſpricht: Gott iſt Alles in Allem! Darin liegt:

„Ich bin Gott.“

Hier ſchaudert der Fromme! „Gott,“ du Quelle meines Lebens, wer mag ſich dir gleich ſetzen? und er ſpricht:

„Ich bin Nicht-Gott.“

Dadurch geräth der Fromme in Unruhe. Nach dem erſten Gedanken, war er zu dem Satze gedrungen: Ich bin Gott. Nach dem andern zu dieſem: Ich bin Nicht-Gott. Da richtet er ſich auf und ruft freudig:

Ich bin ein Menſch!

Auf dieſe Art iſt es mir eine Leichtigkeit, Mann und Weib, und die ganze Sprache „zu conſtruiren“ — wenn ich es nöthig haben ſollte . . .

So wenig wie Pythagoras mit Zahlen conſtruirte, ſo wenig haben jene Philoſophen mit ihren „Begriffen“ conſtruirt; beide haben gerechnet.

Es ergiebt ſich alſo, daß die deutſche Philoſophie, als eine den Deutſchen ſo eigenthümliche, wie die griechiſche Philoſophie es den Griechen war, ein aus zwei Theilen beſtehendes Geſchäft geweſen iſt: aus einem differentiirenden und einem integrirenden. Die neue Speculation hebet bei Fichte an, als dem Eröffner des zweiten Theils. —

Wie der Staat durch die Oekonomie, und die Stadt und das Haus und jede Geſellſchaft — Alles durch Rechnung erhalten wird: welche Ehre für die deutſchen Philoſophen, — daß ſie für die Nation, welche ihnen Ruhm angedeihen ließ, die Oekonomie in dem Vermögen der geiſtigen Güter geführt haben — ohne ihre Philoſophen — wußten die Deutſchen, was ſie haben?

Und die Verwalter werden geſchmähet. . .

* * *

Philoſophie iſt noch nicht Weisheit; die deutſche Philoſophie noch nicht Welt-Weisheit. Wenn „das Facit“ gefunden iſt — wird die Rechnung überflüſſig.

. . Hätte auch Fichte das Nicht-Ich überwunden — er wäre nicht fertig geworden. . .

Hätte auch Schelling die „Einheit von Natur und Geiſt“ aufgewieſen — er wäre nicht fertig geworden.

Hegel — hat das Nicht-Ich überwunden — den Geiſt hat er vortrefflich erkannt; nicht alſo ſeinen Geiſt. So lange einer ſich nicht enthlödet, zu ſagen: das Ich! wird er nur rechnen! anders ſind Dinge nicht in Ordnung zu bringen.

Ehe haben jene Männer ſich aufgegeben — als „die Wiſſenſchaft“ . . . — Fichte hat uns erhoben — obſchon nicht erquickt

Schelling hat uns erquickt —

Hegel hat uns nicht erhoben, noch erquickt!

* * *

Jetzt nehme ich die Frage wieder auf: Welches iſt die neue Weisheit als Frucht der neuen Philoſophieen Kants, Fichte's, Schellings, Hegels?

Die Antwort iſt: Weil die deutſche Philoſophie noch nicht aufgelöſt iſt; weil namentlich zu den Rechnungen von Fichte und Hegel die Summa noch nicht gezogen wurde, wie in dem erſten Theile zu denen von Leibnitz und Wolf Kant es gethan: ſo iſt die deutſche Weisheit, welche Welt-Weisheit werden wird, annoch erſt vorbereitet.

Kant ſteht erhaben als der deutſche Sokrates; er rang nach „wahrer Welt-Weisheit“ und errang die Weisheit des Sokrates; die Weisheit des Nicht-Wiſſens, das Wiſſen des Nicht-Wiſſens. Dieſe Frucht der ſchwerſten Geburten empfingen träge Deutſche mit Jubel: als wären ſie in Ewigkeit von dem Schmerze des Wiſſens befreit worden. Mitten durch den Wachsthum der Wiſſenſchaften und das Anſchwellen der Kenntniſſe arbeitete ſich die Weisheit des

Digitized by Google

deutschen Sokrates durch, und wurzelte sich den Seelen ein. Auf den Hörsälen der Theologen steht geschrieben: Wir wissen nichts! Die Medizin bekennet: Wir wissen nichts! Die Blüthe der Nation — Alle rufen: wir wissen nichts! Philosophen von Ruhm sind nach einem thatenreichen Leben zur Weisheit des deutschen Sokrates eingekehrt: Wir wissen nichts!

Die Weisheit des Sokrates ist schön und löblich; Sokrates war Lehrer und Vater des Platon; schön ist es, daß die Weisheit des Sokrates deutsche Weisheit geworden ist: allein die Weisheit des Platon ist erst Weisheit einer Welt geworden. Die Weisheit Kants kann, wird nicht Welt-Weisheit werden!

„Ehe wahre Welt-Weisheit aufleben soll, ist es nöthig, daß die alte sich selbst zerstöre" ..... sagte Kant.

Welcher Hader und Streit und Mißverstand hat die weisen Nicht-Wissenden betroffen!

— Von allen denen, welche nicht wissen, weiß der größere Theil, daß er nicht weiß; der andere Theil glaubt, daß er weiß!

Diejenigen Deutschen, welche wissen, daß sie nicht wissen — unter denen nehmen den ersten Rang jene Edeln ein, welche der Reichthum der Erfahrungen und Kenntnisse — die Auslegung des Räthsels peiniget; welche dem Ziele der deutschen Philosophie mit Sehnsucht entgegen sehn; ihr edler Geist verschmähet zu denken, die Thaten der deutschen Philosophen wären in den Wind gethan!

Alsdann beruhet die höchste Kraft unter den Männern, welche, weil sie wissen, daß sie nicht wissen, aus freiem Willen glauben und die Erkenntniß an einem Tage erwarten!

Von diesen verzweifelten einige, daß die deutsche Philosophie die Welt-Weisheit gebären werde, und zürnen gar den Philosophen, den Rüstigen, von deren Arbeit sie selbst sagen: **Quaerit veritatem!**

— Andere erwarten den Ausschlag, fromme Männer, wie z. B. in der Evangelischen Kirchenzeitung **XII.** Band 1833, S. 757 zu lesen ist:

Digitized by Google

— „Mit dem Hand in Hand gehen der Philoſophie mit der Offenbarung hat es eine ganz eigene Bewandtniß. Ich fürchte, ſie vertragen ſich auf die Länge nicht ſonderlich mit einander, und es wird damit enden, daß plötzlich die Eine der beiden Wandelnden unter unſern Händen verſchwindet, und daß entweder die Philoſophie von der Offenbarung, oder dieſe von jener verſchlungen werde.“ —

Wieder Andere ſetzen den Ausſchlag an das Ende einer unendlichen Zukunft: als drehe ſich die Philoſophie mit dem menſchlichen Geiſte um die Erde, wie der Menſch ſammt der Erde um die Sonne, als wäre die Philoſophie in dem „Organismus“ der Seele, was eine Arterie in dem des Körpers, etwa vielleicht die Aorta! — weil mithin die Philoſophie zum Leben ſo ſehr nöthig wäre, als die Aorta, — der Tod aber ſchrecklich iſt, — ſo ſetzen ſie beruhigt das Ziel der deutſchen Philoſophie an das Ende einer unendlichen Zukunft!

Dieſe nun, und einige Andere ſchätzen die Philoſophie, ſcheuen aber die Welt-Weisheit.

Ein bedeutender Theil derer, welche wiſſen, daß ſie nicht wiſſen — brüſten ſich, und ſchmähen ſowohl die Philoſophen, als auch die Gläubigen — im Grunde aber verachten ſie ſich ſelbſt . . .

Diejenigen, welche glauben, daß ſie wiſſen, bilden zwei Abtheilungen, in ſofern der Glaube der Einen mehr auf „den Geiſt,“ der Glaube der Andern mehr auf „die Natur“ ſich gerichtet hat. Sie glauben Beide an „Weſen,“ deren Vornehmſtes angegeben wird als „die Vernunft,“ und deren Töchter die „Vernunftbegriffe“ oder „Ideen.“

Was ich nicht ſchaue — das glaube ich!

— Wie ſich Blinde verhalten zu den Perſonen und den Dingen, ſo verhalten ſich Sehende zu den „Ideen“ und „Begriffen.“ Ueber Perſonen und Dinge, welche Blinde begreifen, ſtreiten ſie ſich eben ſo wenig, als Sehende, wenn ſie Perſonen oder Dinge ſchauen. Darin unterſcheiden ſich

Digitized by Google

Blinde von Sehenden: jene glauben das, was sie nicht begreifen, diese glauben das, was sie begreifen.

Kant lehrte: Gott, Unsterblichkeit und Freiheit glauben wir, weil wir sie nicht, Gott, Seele, schauen; ein Begreifen Gottes und der Seele verspottete der große Kant — und so auch Jacobi.

Nun lehrte Schelling: Wir schauen Gott! — jedoch nicht: Gott, zu dem wir beten! Dadurch ward die Noth noch größer . . .

Ich soll entweder nicht beten, oder Gott nicht schauen dürfen . . .

Die Weisheit des Sokrates gewann die Oberhand; aus Liebe zu Gott — gab man es auf, Gott zu erkennen, Gott zu schauen! Die Andern setzten die Arbeit fort — durch Begriffe und Ideen — —

Ich erkenne! Ich schaue! denn ich lebe, ich liebe; was ich thue, thue ich. Außer mir erkenne ich allewege nur Gott — und die Menschen an. Wer ist der Verstand, frage ich wiederum, wer ist die Vernunft? Antwortet mir!

Worte wie: Subject, subjectiv, Object, objectiv, real, Ideal, Qualität, Quantität, Materie, Individualität, Identität, absolut u. s. w., werde ich daher nicht gebrauchen: ich verstehe sie nicht! Doch berufe ich mich auf Leibnitz, auf welchen Keiner in Rücksicht auf Gottesfurcht und Menschenliebe einen Makel zu spritzen wagen wird. „Wesen," „an sich," „für sich," „Form," „Aeußerlichkeit," „Innerlichkeit," „endlich," „unendlich" u. s. w., sie sind aus lateinischen scholastischen Wörtern in das Deutsche übersetzt. Der Deutsche verträgt sie nicht.

Wenn die deutsche Philosophie aufgelöst sein wird, so wird sich zeigen, daß solche Wörter keine andere Bedeutung haben, als a, b, c, m, ... = x = y = z in einer gemeinen Gleichung.

Von den Naturforschern nennt man die, welche wissen, daß sie nicht wissen, lästernd Materialisten; diese

ehrenwerthe Männer, welche raſtlos an den Gliedern der Kette ſich hinauf arbeiten, getreu dem alten Worte:

Felix, qui didicit rerum cognoscere causas!

Vornehmer achten ſich die, welche Dynamiker ſich nennen, von Dynamis, Kraft = x. Solcher Schriften „ſtrotzen von Kunſtausdrücken" und allen Wörtern, vor denen Leibnitz einen Abſcheu hatte. Das rührt daher, daß ſie der „Einheit" zu eifrig nachgehen — —

Das äußerſte oder innerſte — das letzte Geheimniß „der Natur" iſt — die Zeugung. Wer kennt nicht, oder wer könnte alle „grauen Theorien" über das merkwürdige Räthſel!

Seitdem der Fauſt auf die Erfahrung, auf des „Lebens goldnen Baum" die Naturforſcher gewieſen hat, — haben ſelbige die grauen Theorien, welche causas rerum aufſtellten, mit Recht verworfen! Welche Früchte hat der Baum des Lebens getragen, nachdem man den Baum der Erkenntniß verlaſſen hat? . . .

In einer bekannten Phyſiologie, als Erfahrungswiſſenſchaft I. Theil S. 567 (Burdach) lieſt man zuerſt: „die dynamiſche Anſicht bleibt bei der Erfahrung ſtehen! — Darauf (573): Der Dynamiker findet die Zeugung nicht unbegreiflich — (welches ich gern zugebe, denn dies heißt lange noch nicht: „er erkennet, er ſchauet ſie . . .) — — warum? „weil er Begriffe von dem geſetzmäßigen Wirken der Kräfte (= x) an der Materie (= y) überhaupt hat; weil er die Macht des Ideellen (= z) über das Materielle (= y) in der ganzen Natur (= X) anerkennt, und in der Zeugung nur eine „beſondere Form" (= t) darin erblickt — — (579) die Natur (= X) iſt die Erſcheinung des „Unendlichen" (= Y) im Endlichen (= Z). Welch Wunder, wenn einer, der ſich die Arbeit ſo leicht macht, die Sache nicht unbegreiflich findet! Soll „die Erfahrung" begreifen lernen? Erfahren heißt erleben!

Digitized by Google

Plato, der Künſtler, fragte bei jedem Worte: τί βλέπων; — was ſchauſt du? — indem du dieſes Wort ausſprichſt?.....

* * *

Ein halbes Jahrhundert leſen die Deutſchen den „Fauſt"; — noch immer dieſelben Klagen über den Abſtand zwiſchen Theorie und Praxis, Speculation und Erfahrung, Wiſſenſchaft und Leben. . .

Die menſchlichen Beſtrebungen durchkreuzen ſich vielfältig; alle ſtrömen aus dem Mittelpunkte heraus und wieder zurück: — und Wiſſenſchaft und Leben ſollten ewige Scheidung eingeführt haben? . . . . .

So iſt es nicht! Theorie und Praxis, Wiſſenſchaft und Leben ſind verbunden und waren jeher verbunden: durch die Gerechtigkeit Gottes; keine „Idee," noch ein „Begriff," weder „Form" noch „Weſen" — überhaupt keine Tochter noch eine Mutter von Formelſchaft! — ſondern die wirkliche und wahrhafte Gerechtigkeit Gottes, welche uns führet; — ſie ſchienen uns getrennt und parallel zu gehen; weil wir die Gerechtigkeit Gottes zu ſehen nicht Auge hatten. . .

Schauen wir hinter uns — iſt die Geſchichte der letzten Jahrhunderte ſeit Luther und ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften etwas Anderes, als das Ringen des menſchlichen Geſchlechts: die Gerechtigkeit, es giebt nur Eine!, zu erreichen, zu erkennen — zu erleben! . . . nur, daß man das Wort nicht gefunden hat! . . . daß man, wie Ahnende thun! Ideen, Begriffe aufſtellte, Formeln . . . ſchreckliche Mißgriffe! welche ſo viel Blut gekoſtet haben. . . .

So lange Religion den Gedanken und Trieben der Völker die Richtung gab, ſchrie der Menſch: Toleranz! d. h. Gnade! (im Grunde aber — Gerechtigkeit!) Da Bürgerthum die Völker in Begeiſterung verſetzte, welche Begeiſterung zuletzt in Wuth ausgeartet iſt, erhallte der Ruf nach Freiheit d. h. nach Gerechtigkeit . . . und hier koſtete es viel Blut. . .

— Carteſius hatte die Welt in zwei Subſtanzen geſpal-

Digitized by Google

ten; Malebranche rief die Gnade für ſie an: Spinoza faßte die Enden mit ungeheurer Energie in Eines: der hatte die Gerechtigkeit — des umſchlingenden Geſetzes; in welches er hinabtauchte, ſich aufgebend. . .

Leibnitz kam — der Chriſt, beſeligt durch die Gnade, welche aus dem Glauben fließt — und er ſuchte allewege die Gerechtigkeit; er fand ſie nicht: dies zeiget ſeine Theodicee! — —

— Kant und die Revolution! Von nun ab gehen Wiſſenſchaft und Leben Hand in Hand: Politik und Philoſophie: es iſt ein Geiſt, es iſt ein Name: die Freiheit!

Die Freiheit war die feurige Wolke, welcher ſeitdem die deutſchen Philoſophen und Theologen nachgezogen ſind; die Philoſophen rangen mit der Wiſſenſchaft, ob ſie ihnen die Freiheit ließe — als wäre „die Freiheit" „eine Idee!" das höchſte Gut... der Stein der Theologen — — ſteht und fällt mit der Freiheit; jene Erbſünde. . . Die Moraliſten ſogar haſchten nach „der Freiheit" — um damit — zu binden!

Der eine nannte es Freiheit, der andere Nothwendigkeit. So iſt die „Freiheit" die Noth, wie der Völker, ſo der Philoſophen geworden! —

— Hegel machte ſich zum Philoſophen der Gerechtigkeit;

„Was vernünftig iſt, das iſt wirklich,
Und was wirklich iſt, das iſt vernünftig." —

Ueber die neue Theodicee erſtaunte die Welt! und wollte nicht an ſie glauben. Hegel berief ſich auf die Religion! und behauptete, „daß das Daſein" zum Theil Erſcheinung und nur zum Theil „Wirklichkeit hat." Dies kränkte die Religion der Zeitgenoſſen! Aus Religion leugneten ſie jenen Satz: aus Religion haben ſie einen Haß gefaßt gegen die Beſchmitzung deſſen, was ſie mit ihren Augen ſehen — gegen die Scholaſtik. Aus Religion wollen die Deutſchen die Gerechtigkeit gewieſen haben, und ſie ſchauen — zu begreifen — dafür haben wir zu viel durch die bildenden Künſte ſchauen gelernt.

Digitized by Google

Hegel hat die Gerechtigkeit Gottes nicht gefunden! Spinoza auch nicht . . . doch ist er fertig geworden.

* * *

Ein neues „System der Metaphysik," (Braniß) hat sich erhoben. Hier heißt es: (S. 142) „die Realphilosophie hat vorn eine offene Seite; sie endet bei einer actualen Gegenwart — welche über sich hinaus auf eine noch zu erfüllende Zukunft weiset. . . .

Der Philosoph hat wohl (s. 147) die Freiheit als den obersten Standpunkt gewonnen. . . .

Die Gerechtigkeit aber hat der Philosoph nicht gefunden. Daß aber die Philosophie in Idealphilosophie und Realphilosophie eingetheilt worden ist, ist ein Vorbote der Auflösung der deutschen Philosophie.

Die Königin der Wissenschaften . . . muß als Begleiterin den Wissenschaften zu dienen — zu stolz sein.

Die Philosophen haben bisher für die Wissenschaften gearbeitet: von den Wissenschaften sich zu nähren sollte Philosophie verschmähen. . . . .

* * *

Die Zahl der Formeln ist erschöpft! und es kann Niemand eine neue Formel aufstellen! Dies ist der richtige Sinn der stolzen Versicherungen:

Die Philosophie sei aufgelöst!

Digitized by Google

Bücherschau.

1. Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele im Lichte der spekulativen Philosophie. Von Carl Friedrich Göschel. Eine Ostergabe. Berlin, Duncker und Humblot, 1835. XXII. u. 272 S. gr. 8.
2. Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte. Elberfeld, Büschler, 1834. 204 S. 8.
3. Die philosophische Unsterblichkeitslehre, von Andreas Reubig, Dr. und Prof. zu Baireuth. Nürnberg, Zeh. 1834. 128 S. gr. 8.

Die ersten beiden der genannten Schriften müssen in dem Bezuge, in welchem sie zu einander stehen, betrachtet werden. Ich habe nur um deswillen die später erschienene hier voran gesetzt, weil der jüngere Fichte sich auf eine noch frühere Abhandlung Göschels in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik vielfach bezieht und weil es dadurch den Anschein gewinnt, als habe nicht er, sondern sein Gegner in der Wortführung den Vorrang des Primären. Die Gegnerschaft beider Männer gleicht sich jedoch hier bei strengerer Erörterung ihres Stoffes auf eine Weise aus, die den stillen Beobachter, der sich über ausöhnende Vermittelung wohl zu erfreuen Lust hätte, doch mehr in Erstaunen als in Freude setzt. Göschel hat dem Hegelschen Systeme den Beweis für persönliche Unsterblichkeit vindicirt! So mögen jetzt die Anhänger dieser Schule präconisiren oder vielmehr ohne besondere Berücksichtigung der speciell Göschelschen Bemühung, ganz ihrer gewohnten Natur gemäß, die Objectivität der Beweisführung als etwas sich aus dem Systeme von selbst Ergebendes behaupten. Mögen sich aber die Unbefangenen in Acht nehmen, was denn nunmehr noch Hegelianismus sei und was nicht. Man macht Miene, einen Hegelianismus vom Jahre 1832 und einen Hegelianismus früherer Jahre anzunehmen, und jener ist vom älteren so sehr verschieden, daß Hermann Fichte, der ausgemachteste Gegner des Systems, sich zu jenem zu bekennen wenig Anstand nehmen dürfte, wenn es nicht überhaupt abgeschmackt wäre, um einen Hegelianismus neuer Art wie um ein namenloses Ding auf öder Heide herumzutanzen, über das der alte Meister, wenn er auferstände, vielleicht selbst nicht mehr den Zauberstab schwingen möchte. Dies zugegeben oder nicht: soviel ließe

Digitized by Google

sich wohl behaupten, daß Göschel durch seinen Bibliogoethohegelianismus zur Auflösung der alten Lehre gar viel beigetragen hat. Lieber Himmel! in's Paradies und in den Stand der Unschuld kommen wir doch nicht mehr auf diesem Wege zurück. Die frische Freudigkeit eines göttlich unbewußten Lebens, die heilig reine Feier jungfräulicher Unmittelbarkeit, mit der ist's doch aus! So sollten wir denn nur klug sein und uns über die in der Auflösung begriffenen Zustände einfach verständigen.

Sehen wir uns aber danach um, wie es in der alten Hegelschen Lehre um die Unsterblichkeitslehre stand, bevor ein stolzer Pietismus die Hand im Spiele hatte und sich der Kategorien des Systems bemächtigte, um scheinbar für sie, im Grunde aber nur für sich selbst das Wort zu führen, so müssen wir doch gestehen, daß von der Deduction einer persönlichen Fortdauer nach dem zeitlichen Tode weder schon bei Schelling (beim alten, denn der neue ist noch eine imaginäre Größe), noch bei Hegel so eigentlich die Rede sein konnte. Im Systeme des letztern hätte füglich bei der Kategorie vom Leben die Unsterblichkeit constatirt werden müssen, wenn es überhaupt geschehen konnte. Allein hier ergiebt sich nach seinem Ausspruche, daß sich das individuelle Leben nur um deswillen verzehrt und aufhebt, damit das Allgemeine erhalten werde. Eine Fortdauer der Persönlichkeit mochte Hegel zu den „schlechten Progressen in's Unendliche" rechnen, ein Ausdruck, den er zur Rumpelkammer für allerlei unhaltbare Dinge machte. Es war ihm um das Ewige des Geistes zu thun, dies suchte er zu erfassen, aber nicht als seiner Dauer nach endlos, sondern als das zu der Zeit überhaupt Verhältnißlose. Es mußte ihm daher ein Mißkennen des ächten Geistes der Philosophie scheinen, die Unsterblichkeit über die Ewigkeit der Seele und über ihr Sein in der Idee zu setzen. Hieraus construirte sich das ganze System der Vernunftnothwendigkeit, das Absolute war objective Potenz. Das ist der Nerv der Hegelschen Lehre, das hat sie für alle Zeit markirt. Nach ihr sind nur die Ideen (Hegel nannte sie Begriffe) ewig, die Persönlichkeiten sind mehr oder weniger selbstlose Figurationen vor dem Alles verschlingenden Hintergrund. Nicht anders als durch diesen Terrorismus schien die frühere Gewaltherrschaft des Subjectivismus in der Philosophie gestürzt werden zu können. Und dieß war nach Schelling Hegels Werk. Von dem riesenhaften, hartmäuligen Spartanismus des Mannes laß ich mir kein Tüttelchen nehmen, denn in ihm liegt alle seine Größe und Bedeutsamkeit. Wer nun das Absolute statt in die Idee, in die Persönlichkeit setzt, der löst mit einem Streiche die Bande des ganzen Systems auf; die der Nothwendigkeit involvirte Freiheit taucht wieder auf und sucht sich ein anderes Verhältniß zu jener; das ganze mühsam zusammengepferchte Gebäu des Systems geht aus den Fugen, und die schwerfälligen Querbalken tanzen aufrecht und händer-

Digitized by Google

ringend durch einander und geben ein herzbrechendes Schauspiel für Götter und Menschen.

So herzbrechend ist nun freilich nicht, was Göschel aus innigem Bedürfniß christlicher Aufregung der Lehre zumuthet. Allein es ist in seinen Folgen unberechenbar, wenn das Absolute jetzt in die Persönlichkeit gestellt wird, statt daß es sonst in der Idee lag und nur die objectiven Potenzen unsterbliche Geltung hatten. Wie kann das aber aus dem System selbst herausentwickelt werden? Wie kann jetzt das Object dem Subject dienerisch werden, statt daß sonst sich das Individuelle in das Allgemeine auflösen und nur so, in diesem Aufgeben seiner selber, Ewigkeit und Unsterblichkeit, mithin unpersönliche Unsterblichkeit haben durfte? Welches ist der Zwischen-Terminus, die Zwischen-Potenz, um das verträglich zu machen? Das ist die Aufgabe, die sich Göschel stellte und in seiner Schrift vermeintlich gelöst hat. Sie ist gelöst, aber mit ihr ist auch Alles gelöst und in der Auflösung begriffen. Göschel faßt nämlich das Object selbst, die geistig objective Potenz, den Begriff, den Gedanken — als Persönlichkeit. Nur das Natürliche, das Ansichsein, das Äußere, sagt er, ist unpersönlich; erfaßt sich das Sein aber selbst in sich, „erinnert" es sich, so wird es Gedanke, d. h. Bewußtsein, d. h. Persönliches. Dabei wird jedoch ein feiner (höchst zerbrechlicher) Unterschied zwischen Individualität und Persönlichkeit gesetzt. Jene muß sich ihres „schlechten, abstracten Ichs" entäußern, die Individualität muß das Individuelle abstreifen, sie muß Gedanke und Allgemeines werden, indem sie Gott denkt und kann nur in diesem Gottwissen unsterbliche Persönlichkeit werden. Verdammt zur ewigen Vernichtung sind also alle nicht denkenden Menschen, verdammt ist die naive Unschuld des Ansichseins, verdammt die friedfertige Harmlosigkeit des ächt Menschlichen, verdammt sind alle die Millionen, die sich nicht dialectisch aufstacheln zu dieser begrifflichen Form des Bewußtseins, und die vielen Generationen und Völker vor uns, die der Stofflichkeit des Erdenlebens hingegeben, in schöner Unschuld des Naturlebens ein vor Gott und Menschen herrliches Dasein führten, sind von der Tafel der Ewigkeit fortgelöscht; denn nicht der Mensch als Mensch, nur der Gott denkende Gedanke in ihm ist unsterblich. Nur der denkende, und zwar nur der in dieser pietistisch-speculativen Form denkende Mensch hat auf eine Seligkeit zu rechnen. Das ist Göschels Quietismus; zu etwas Anderem bringt es seine Speculation nicht. O! es war eine göttliche Regsamkeit im Hegelschen Begriffe. Der Begriff durchirrte den ganzen Kreis der äußeren Erscheinungen, er durchfluthete alle Figuration der Leiblichkeit, durchzog ewig unruhig alle Gestalten der Welt und setzte sich in Allem seine ewigen, nothwendigen Momente. Nun ists damit aus. Nun können wir Alle beten gehen, wenn wir unsterblich sein wollen, denn nicht der handelnde, der

Digitized by Google

eine Welt der Wirklichkeit erbauende Mensch ist einer Ewigkeit gewiß, sondern nur der sich in die Form des speculativen Gebetes auflösende. Im Hegelschen Begriff lebte doch noch die Unabhängigkeit eines absoluten Gedankens, der sich selbst zum Schrecken und zur Freude selbstständig seine Geburten sich schuf und zerschlug. Jetzt aber müssen wir mit Göschel in die Wüste gehen und als fromme Anachoreten botanisiren. Vom Leben als solchem war ohnehin nicht eben die Rede, allein mit der Unabhängigkeit des Gedankens ist nun auch die Existenz einer Philosophie aufgehoben. Das haben wir nun von diesem abschwächenden Vermitteln. Erst wurde Goethe, der freie Dichter, bearbeitet und mußte all sein Poetenblut lassen, um das Christliche aus ihm zu filtriren; nun ist Hegel auf die Erbaulichkeit, die er selbst so haßte, reducirt. So müssen die entschiedensten Pole sich hier an die Axe eines calculirten Pietismus schmiegen, alle Köpfe müssen unter Einen Hut kriechen, und dieser Hut ist eine enge Kapuze. Warm und weich ausgefüttert ist die Kapuze, das mag sein, denn auf quietistische Erbauung läuft Alles hinaus. Man lasse sich durch die methodische Abkasteiung im ersten Theile der Schrift nicht abschrecken, hier wird der Hegel'sche objective Begriffs-Verlauf in früheren Beweisführungen über die Unsterblichkeit der Seele processualiter verfolgt: der Schluß ist eine fromme Belohnung für diese philosophisch-speculative Buße, und in der Vorrede ergeht sich der Verfasser in einer so süßlichen Spielerei symbolisirender Frömmigkeit, wie sie selbst auf der Kanzel heutzutage ihresgleichen sucht.

Kann Göschel für den jetzigen Vertreter der Hegelschen Lehre angesehen werden, so hätte sich diese Philosophie mit ihren Gegnern insoweit vereinigt, daß das Absolute in die Persönlichkeit zu setzen sei. Es ist dies von Seiten Göschel's wenigstens eine Accommodation gegen das Christenthum. Sonst aber ergiebt sich denn doch zwischen seiner und Fichte's Deduction der persönlichen Unsterblichkeit ein wesentliches Dilemma. Nach Göschel ist speculative Gotteserkenntniß identisch mit Unsterblichkeit. Immer ist bei ihm nur davon die Rede, daß Gott das absolute Wissen, das Ur-selbst im Genuß seiner selbst ist; die absolute Persönlichkeit Gottes ist ihm die Wirklichkeit des absoluten Denkens. Fichte nimmt von Anfang an einen frischen, kräftig freien Anlauf. Er faßt die Frage der Unsterblichkeit zuvörderst als Sache der Physiologie auf und giebt hier ein Meisterstück anthropologischer Forschung. Der ungetrübten Freudigkeit seiner Auffassung und der durchsichtigen Klarheit seiner geschmackvollen Darstellung ist hier keine Faser des Stoffes entgangen. Aus seiner Betrachtung der somatischen Seite der Seele ergiebt sich der Leib, in dem das Seelische erst die Verwirklichung seiner selbst vollzieht, als organische, der Geist als selbstbewußte Identität, so daß sich nach Fichte so gut als nach Göschel das christliche Dogma von der dereinstigen Auferstehung und Verklärung

Digitized by Google

des Leibes erhärtet. Was Fichte über den Zustand der Seele nach dem leiblichen Tode sagt, trägt den Charakter jener leisen, behutsamen Zuversicht, welche die beste Gewährschaft für die tiefste Wahrheit bietet.

Auf Fichte's Deduction nach Naturanalogieen folgt seine theologische Entfaltung des Begriffs Unsterblichkeit. Der Mensch ist unsterblich, weil persönlich. Das ergiebt sich scheinbar aus beiden Schriften in gleicher Weise. Aber doch nur scheinbar. Nach Göschel erlangt der Mensch Persönlichkeit, indem er den Begriff Gottes findet, nach Fichte: indem er den Gott in sich erlebt. Nach den speculativen Theologen ist Gott das absolute Wissen, der absolute Gedanke als Urpersönlichkeit gefaßt, nach Fichte ist Gott absolute Thatkraft im weiten All der Welt, mithin lebendig schaffende und im Schaffen, nicht bloß im Wissen sich bethätigende Persönlichkeit. So wird, was nach Göschel's Lehre eine innere gedankenmäßige Construction des Begriffes Gott ist, nach Fichte eine innere Erfahrung mitten im Strom des bewegten Lebens. Was sich nach jenem als ein bloßer Act des einsiedlerischen Gedankens im menschenscheuen Kämmerlein ergiebt, ist nach Fichte ein concretes Erlebniß mitten im Sturm und auf der Woge der Welt. Göschel setzt das Sicheindenken ins Ewige und Absolute als den schon hienieden zu eröffnenden Moment unsterblicher Persönlichkeit, nach Fichte ergiebt sich dieser Moment aus dem Sichein leben ins Ewige und Absolute, so daß nach ihm allein der Mensch als solcher, nach jenem nur der Mensch als speculativer Denker selig und unsterblich ist. Nach Göschel's Lehre gehen Millionen, ganze Völker, ganze Zeitalter in das Reich des ewigen Nichts, weil sie bloß lebten, nicht dachten und den Begriff Gottes nicht fanden hienieden. Wo ist nun die christliche Demuth bei solchem Stolz des speculativen Pietismus? wo ist die Liebe, die Milde des Christen bei solchem Terrorismus des frommen Gedankens? — Ich staune, ich schweige. Nur Eins muß ich noch sagen, woran die Schuld liegt, daß man zu solchem Gipfel des Schrecknis gekommen ist. Die Schuld liegt daran, daß die Hegelsche Lehre den Begriff Leben so niedrig stellte. Was nicht Denken und Gedachtes ist, wurde immer schon als das Schlechte und Verwerfliche, mindestens als das Gemeinere bezeichnet. Und nun kommt schließlich noch der fromme Bannfluch und giebt seine Salbung.

Die Schrift von Reubig enthält gutgemeinte Sachen und Ansichten für die Existenz der Seele im Diesseits und Jenseits. Von der in der Leiblichkeit bedingten Verwirklichung des menschlichen Geistes ist so wenig wie von eigentlich persönlicher Fortdauer die Rede; mithin liegen die schwierigeren, aber jetzt lediglich interessanten Punkte der Forschung außer dem Horizonte des Verfassers, dem das Talent nicht abzusprechen ist, Dinge zu sagen, die sich von selbst verstehn. Anerkannten Gutmüthigkeiten kann

Digitized by Google

man eine gutgemeinte Anerkennung nicht versagen. Einige Trivialitäten laufen harmlos dazwischen. Die Untersuchung: „ob geistige Wesen zu einem Klumpen zusammengeballt werden können," die einen der Abschnitte dieser Schrift füllt, ist, wenn nicht heilsam, doch auch nicht schädlich. Wir dulden Alles, was den Menschen als Menschen duldet; ich bin sehr tolerant, nur nicht gegen die Intoleranz. Dr. F. G. Kühne.

* * *

Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, sowie auf deren Sinnverwandtschaft. Nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre angelegt von Dr. J. Chr. A. Heyse; ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse, außerord. Prof. an der Universität Berlin. Erster Theil. A bis K. Zweiten Theiles erste Lieferung. L bis Messer. Magdeburg, 1835. 964 und 160 S. gr. 8.

Es ist noch nicht lange her, daß in die Urwälder unserer Muttersprache die lichtende Forschung eingedrungen und die Art der Gelehrten an die vollwuchernden Buschwerke und Blüthenhecken unserer Wörter gelegt worden ist, um durch Trennung und Sonderung den Zusammenhang zwischen Stamm und Zweigen, zwischen Wurzel und Krone aufzuzeigen. Die allmählige Wiederherstellung der althochdeutschen Literatur ist in sprachlicher Hinsicht von wichtigerer Bedeutung geworden als in poetischer. Die poetische Größe dieser alten Denkmale ist von den Enthusiasten mit bloßem Hals und altdeutschem Kragen, und den Gelehrten, die zum Landsturm in den deutschen Befreiungskriegen zu schwächlich waren, und dafür die Deutschheit in den Studirstuben bis auf's Aeußerste schröpften, genug überschätzt worden, und wird in vielen Fällen durch Ermangelung des nationalen Ursprungs im Werth einer heimischen Volksdichtung beeinträchtigt. Aber die Sprache, die hier wieder in ihrer Urkraft, in der gewaltigen Fülle ihrer Originalität, im Reichthum oder der Lieblichkeit ihrer Wendungen und eigenthümlichen Gesetze an unser Ohr schlug, mußte die Deutschen, die zeitweise die dürftigsten und abgeschmacktesten Perioden ihrer Aeußerungs- und Ausdrucksweise im Leben wie in der Literatur gehabt haben, auf diese unabweisliche Art an den lebendigsten Quell und Schatz der Nationalproductivität mahnen. Zwar ist die Bildung und Fortbildung der Sprache, welche eben so viel Geheimnißvolles und Unbeschreibliches an sich hat, als jede andere Hervorbringung des menschlichen Geistes, vorzugsweise Sache der Production, und wird in verborgener und verschwiegener Werkstatt, wo die Geister und Volksdämonen mit daran arbeiten und hämmern helfen, am besten gefördert. Sie ist Sache der unbewußten schöpferischen Hervorbringung, und kann nicht durch das reflecti-

Digitized by Google

rende Bewußtsein gemacht, noch durch die Geschicklichkeit der gelehrten Hephäste, die man Grammatiker nennt, geschmiedet werden. Aber dennoch wird es für den Gebrauch von besonderer Wichtigkeit, wenn sich die wissenschaftliche Forschung des nationalen Sprachschatzes bemächtigt und ihn hebt für das Bewußtsein, wo er sich in anschauliche Bilder und Formen organisch gliedert und auf die Gesetze seines Ursprungs fest basirt wird.

Wie ärmliche Schulmeisterlichkeiten hat jedoch die deutsche Philologie auch auf diesem Gebiete aufzuweisen! Die Gelehrten, welche zuerst von dem Altdeutschen Profession machten und mit steifer Wichtigthuerei die ersten Minnesänger- und Nibelungen-Ausgaben, meistentheils für ein gemischtes Publikum, mit halbpopularisirtem Text und hintenangehängten Wörterbüchern, veranstalteten, hatten dabei keinen höheren Gesichtspunkt im Auge, als dieselbe unausstehliche Pedanterie, mit welcher die großsinnigen Alten so oft von uns mißhandelt worden sind, auch in die neueröffnete Kunde der altdeutschen Poesie mithinüberzuschleppen; nur mit dem Unterschied, daß ihnen noch die gründliche und eigentlich wissenschaftliche Sprachkenntniß mangelte, welche sich die Gewissenhaftigkeit der antiken Philologie selbst bei ihren philisterhaftesten Vertretern doch immer angelegen sein ließ. So entstanden jene stümperhaften Editionen der Nibelungen, denen nur die berüchtigten Ausgaben ad modum Minellii gleichkommen und die, wenn sie auch für die erste oberflächliche Bekanntschaft mit jenen Dichtern dankenswerth schienen, doch ebenso den Laien irre führten, wie sie jeden wissenschaftlichen Kopf anekelten. In Weise dieser Charlatanerie hat besonders ein Mann arg gewirthschaftet, der sich schon durch seinen Namen für die altdeutsche Literaturforschung berufen glauben konnte, weil derselbe im Nibelungenliede vorkommt, und der, im Verkennen seiner wissenschaftlichen Stellung und Würde, so weit ging, daß er des Geldverdienstes wegen aus den altdeutschen Dichtern Leihbibliothekenfutter zurecht machte und à la Cramer und Spieß „Nordische Heldenromane" u. dgl. daraus fabrizirte. Obwohl solche Erscheinungen sich bald durch sich selbst vernichten und an ihrem eigenen literarischen Ruf, wie bereits geschehen, schmählichen Todes versterben, so war es doch für die Sache und die Reinheit der Wissenschaft trübe, bis endlich durch die großartigen Bestrebungen von Grimm und Graff, und mittelbar durch den Einfluß der von Bopp begründeten vergleichenden Sprachlehre, jene glänzende Periode der deutschen Sprachforschung begann, welche die höchste Bahn der Kritik und Wissenschaftlichkeit einschlug und eröffnete, Folgerungen hervorbrachte, die auch für die Culturgeschichte von erheblicher Wichtigkeit sind, und für immer den früheren seichten und halbwisserischen Dilettantismus in Behandlung dieser Gegenstände in sein Nichts zurückstellte.

Digitized by Google

Herr Professor Heyse in Berlin, welcher auf den wissenschaftlichen Inhalt jener Forschungen fußt und sich dieselben mit seltener Sachkenntniß zu eigen gemacht, hat mit diesem „Handwörterbuch" das verdienstliche Unternehmen begonnen, auf der strenggelehrten Grundlage, welche seine großen Vorgänger gelegt, ein Werk auszuführen, das die Resultate derselben gewissermaßen dem Leben und dem Gebrauch der Nation zuführen sollte. Er wollte daher kein eigentliches wissenschaftliches Wörterbuch liefern, wie Graff in seinem „althochdeutschen Sprachschatz", von dem sich bis jetzt zwei Lieferungen in unsern Händen befinden, und worin das großartigste anatomische Theater unseres Sprachorganismus, das nur die Wissenschaft irgend eines Volkes aufzuweisen haben dürfte, aufgeschlagen ist. Heyse hat vielmehr bei seiner Arbeit ein Ziel ins Auge gefaßt, das, der allgemeinen Aufgabe unserer Zeit vorzüglich angemessen, höchst anerkennenswerth erscheint, indem er in diesem Werke, worin wir eine freie Heerschau über die ganze Truppenmacht unserer Sprache halten können, den Ertrag der Gelehrsamkeit in das sich fortentwickelnde Element der Zeit und der allgemeinen Nationalbildung hinüberzuführen bestrebt ist. Ein Buch dieser Art sollte keinem Gebildeten fehlen, vorzüglich aber in den Händen jedes deutschen Schriftstellers sein, dem darum zu thun, in den Mitteln seiner Sprache die augenblickliche Eingebung der Production durch das Bewußtsein über die ursprüngliche Bedeutung der Wörter zu ergänzen. Demgemäß wird auch in diesem Werke das Verhältniß der Wörter zur Umgangssprache und zum Volksgebrauch meist durch Anführung von Redensarten und Sprüchwörtern sehr geschickt hervorgehoben, und die Etymologie, auf die überall zurückgegangen wird, ohne in endlose Details zu verleiten, hilft oft überraschend einen bedeutungsvollen Zusammenhang von Leib und Seele in den Wortbildungen erkennen. Die fleißige Hinzufügung der Wortparallelen aus dem Gothischen, Altdeutschen, Englischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen, Dänischen, Schwedischen u. a. ist nicht minder dankenswerth, und so wünschen wir, daß der geschätzte Verfasser seine eigene Bemerkung über das Unlohnende und Undankbare solcher Vermittelungsversuche zwischen der strengen Wissenschaft und dem praktischen Lebensgebrauch widerlegt finden möchte durch die allgemeine Anerkennung seiner Arbeit, die ihr nicht vorenthalten bleiben kann. 18.

* * *

Die Gräfin Ulfeld oder die vierundzwanzig Königskinder. Historischer Roman von Leopold Schefer. Berlin, Veit und Comp, 1834. 2 Bde. 288 und 216 S. kl. 8.

Wer Schefer als Novellendichter kennt, ist vielleicht nicht allzu willfährig, ihn für den historischen Roman für berufen zu halten. Schefer hat

Digitized by Google

auf mannigfaltige Weise die Welt gesehen, am Hofe eines Fürsten, im Geräusche großer Städte, unter Italiens Himmel, in der Levante, auf dem griechischen Archipel gelebt, — und doch hat dies Alles seinen innern Menschen aus der engen Traulichkeit eines Familienlebens nicht hinausgetrieben. Zwischen den vier Wänden der deutschen Häuslichkeit sitzt sein Gemüth und zehrt aus kleinen Ereignissen große, himmelweite Gedanken. Für die Brosamen einer dürftigen Krähwinkelalltäglichkeit blickt sein dichterisches Auge dankbar gen Himmel, im Allerkleinsten preist und besingt er das große Ganze. So kindlich begnügsam ist sein Herz, und von allen Functionen des innern Menschen kennt er auch nur das Herz. Was das Herz geschaffen im Raum der Welt, das scheint ihm einzig und allein der Schauplatz der Offenbarung; woran aber sonst der Geist gearbeitet hat im Menschenleben, davon versteht seine Muse nichts. Somit kennt er von der Welt der Wirklichkeiten eben nur die engbegrenzte Scholle um Haus und Heerd, höchstens noch ein Küchengärtchen hinter dem Hofraum. Und will er einmal hinausblicken aus dieser verzweifelt kleinen, zusammengepferchten deutschen Kleinstädterwelt, so wirft er sich gleich in das Universum der allweiten Natur und schwärmt mit den Mücken im Abendstrahl oder steigt trunken mit der Lerche auf zum Morgensang, bis er ermüdet von all den Weitläufigkeiten im Raum der Welt, wieder zurücksinkt in die kleine enge Hütte einer traulichen Dürftigkeit. Somit fehlt denn Leopold Schefer, wie mehr oder weniger in Summa den deutschen Romandichtern, für das Leben im Staate der Sinn der Auffassung und das Talent der Darstellung. Hier aber, im Staate, ist die volle Enthüllung und Entwicklung des ganzen Menschengeistes in seiner Weite, seiner Tiefe und Höhe zu suchen. Hier greift die Enge des individuellen Lebens und die Weite des objectiven Daseins zu einem organischen Ganzen in einander, hier allein ist der volle Gehalt der Existenz des Menschen offenbarlich, wenn nämlich ein Staat da ist, ein Staat, der die freieste Entfaltung der Persönlichkeit zu allgemeinster Gesammtheit möglich macht. Den deutschen Romandichtern aber fehlt der Sinn für ein Völkerleben, wir haben noch keine historischen Romane, wir sind auch in den Stoffen der Geschichte sehr häusliche, gemüthliche Menschen, wir suchen uns auch aus dem Strome des reichsten Völkerverkehrs die stilleren Inseln des Familienglücks heraus und schildern am liebsten und am besten die philisterhaft gutmüthige Idylle der Häuslichkeit. Wenn den Deutschen noch an der Zukunft ihrer Poesie etwas gelegen ist, so müssen sie einen Shakespeare des Romans erhoffen und ersehnen. Der historische Roman hat noch keine Norm in Deutschland gewonnen, wie es mit dem englischen Drama zur Zeit Shakespeare's wirklich der Fall war. Tieck's Aufruhr in den Cevennen war ein mächtiger, gewaltiger Anlauf, mit diesem Werke ist die

Digitized by Google

Goethesche Romanpoesie überflügelt, weiter ist mit dem Fragment noch nichts geschehen.

Die Schuld liegt weniger an dem einzelnen Dichter, wenn er ein historisches Thema unhistorisch macht, sie liegt an der deutschen Nationalität. Schefer's Talent hat sich aber gar zu getreu an Jean Paul's Muse entwickelt, deshalb ist er doppelt unfähig, ein geschichtliches Object rein, schlank und sicher hinzustellen. Trotzdem gelingt es ihm, aus seinem Stoffe etwas Bedeutsames zu machen, er giebt ein tragisches Familienbild, zu dem nur der historische Rahmen, den er herumlegt, unverhältnißmäßigen Raum einnimmt. Der Dichter versetzt uns in einen sehr complicirten Wendepunkt der dänischen Geschichte. Der Staat ist von zwei Seiten her bedroht. Der zehnte Karl von Schweden drängt die dänischen Heere stürmisch zurück, während eine tobende Gährung der Gemüther auch innerlich die Grundsäulen des Reiches erschüttert. Es ist das letzte Aufbrausen der Aristokratenmacht, die der Krone die Erblichkeit nicht zugestehen will. Der Röskilder und Copenhagener Friede sind das Resultat jener Kriege mit Schweden, der große und letzte Reichstag, auf welchem die monarchische Gewalt als erblich und unumschränkt stipulirt wird, ist der Schlußpunkt der innern Tumulte, welche des dritten Friedrich Regierung als die Wetterscheide bezeichnen, an der sich die mittelalterlich-feudalistische Zeit zerbricht und der Absolutismus des siebzehnten Jahrhunderts eine felsenfeste Grundlage sich schuf, gegen die sich der Geist der Zeit auch noch heutzutage die Stirn zerstößt. Auch Friedrich's des Dritten Vorgänger, der vierte Christian, ist schon ein Herrscher, der bei aller Unbeholfenheit seiner geistigen Persönlichkeit doch die Keckheit verräth, mit der sich jener diabolische Ultrasatz: l'état c'est moi, bei der Erschlaffung der Völker seit den Wirren des dreißigjährigen Krieges geltend machte. Zahllose Opfer des Todes sind eben so sehr Producte seiner Willkür als die vierundzwanzig Königskinder, die der Pfaffe, wenn er am Altare für den König und das gesammte königliche Haus betet, mit einbegreifen muß, obschon es zwei Dutzend Sündenkinder sind. Der alte Sündenkönig stirbt, und nun ist das Gewirre in allen Sphären des Lebens groß. Der Dichter vermag aber nicht, seine Satyre mit einer logischen Consequenz zu verfolgen und uns so ein Gesammtbild von einem absoluten Herrscherhause aus dem siebzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Sein Witz ist zu lächelnd, er geht oft leise auf Strümpfen einher, und wird oft ein bloßer Anecdotenjäger. Seinem dichterischen Spotte fehlt nicht die Tacitische Wehmuth; allein seine von Jean Paul ererbte Erzählungsweise läßt es nie zu einer festen Durchführung des Themas kommen. Er erzählt eigentlich weniger als er die Ereignisse herräsonnirt. Sie drücken ihm das Herz ab, und so schüttet er sie lieber von sich. Sein Herzblut pocht immer dazwischen und stört und

Digitized by Google

zertobt die einfache, aber erschütternde Wirkung, welche ein schlichter, mehr stechender als verbrennender Erzählungston haben würde. Zu einer ruhigen Beschaulichkeit kommt Scheser nicht, sein überschwängliches Herz hüpft und trippelt wie ein treues Hündchen neben der Katastrophe her, selbst die Gefahr, unter die Räder des Wagens zu kommen, schreckt seinen gemüthseligen, kindlichen Humor nicht ab, zu springen und zu tändeln, wenn er auch die Fingerspitzen in eine tiefe blutende Wunde taucht.

Das Geschick der vielen Bastardkinder des alten Königs hat der Dichter mit großer Vorliebe im ersten Theile ausgesponnen. Wittwennöthe, Wittwenthränen, Mutterangst und Kindesliebe, Bagatellprocesse über Mein und Dein, Eifersucht, Scheelsucht, Ränkespiel der Weiber, Mißgunst und gelber Neid der Gevattern — alle diese Krähwinkelzüge sind mit einer schwelgenden Herzlichkeit erörtert und erschöpft, die recht deutlich zeigt, der Autor fühlt sich hier so wohlig, wie der Fisch im weichen, warmen Gartenteich. Bei alle dem ist das Wasser sumpfig, und der Dichter muß sich selbst entschädigen. Dann taucht aus dem Gewirre der unsäglichen Lebensmühen eine engelreine, idealschöne Mädchengestalt, wie Jolessa, hervor, und das Menschenleben wird uns plötzlich in zwei Hälften getheilt, die der echte Dichter doch so gern verschmolzen zeigt, um unsern Glauben an die Wahrheit im Leben zu unterstützen. Sehr zart und schön ist die Scene, wo diese stillmächtige Jungfrauengestalt, Jolessa, dem weibersüchtigen Ulfeld gegenüber tritt und mit ihrer naturklaren Einfalt seinen Stolz demüthigt. Die Hauptfigur des ganzen Romans ist aber die Gattin des Grafen Ulfeld, in der sich der Dichter eine Verherrlichung der weiblichen Natur vorzugsweise zum Ziel gesteckt hat. Sie ist eines jener Königskinder, und ihr Gemahl macht dieserhalb Ansprüche auf den Thron. Er verbündet sich sogar mit dem Schwedenkönig und wird zum Verräther am Vaterlande. Eleonore erträgt alle Schmach mit ihm, die der vereitelte Versuch des verbrecherischen Grafen nach sich zieht. Nur als der Vater den Sohn zum Mörder macht an seinem Verfolger, hebt sie ihre Function als Eheweib auf, und die Mutter tritt siegend aus der Tiefe ihrer Seele hervor. Hier erhebt sich der Dichter zur tragischen Höhe. Die Schlacken seines verworrenen Humors fallen ab, und wie ein Phönix fliegt seine Muse mit freierem Flügelschlag durch die letzten Scenen des Gemäldes. Eleonore sitzt im tiefen Kerker, über ihr ein alter, treuer Freund, der Doctor Sperling, der Lehrer ihrer Kindheit. Er gräbt sich mit den Nägeln ein Loch durch den Fußboden seines Gefängnißzimmers. So kann er zu ihr reden und vom Frühlinge, den sie im Kellergewölbe nicht sieht, ihr erzählen. Er hört sie aber nur, wenn sie laut singt, und so singt sie ihm seine lustigen Lieblingslieder, denn der alte Sperling ist ein lebenslustiger Spatz, der nichts als den Tod, den er an Andern curiren mußte, für sich

Digitized by Google

fürchtet. Als er todt ist, hört Eleonorens Gefangenschaft auf. In blühender Jugend betrat sie den Kerker, als Greisin, mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte, tritt sie wieder in die ihr fremd gewordene Welt. Sie kennt Niemand mehr, selbst ihre Töchter nicht. Das Erste, was sie erfleht, ist ein Spiegel. Sie muß wissen, ob sie noch sie selber ist. Sie blickt hinein und muß nun gläubig lächeln über die Vergänglichkeit der Welt. In einem Kloster findet sie Ruhe für die letzten Lebenstage und schreibt dort ihre Geschichte. — Diese Situationen sind meisterhaft gedacht, angelegt und durchgeführt. Sie gehören als einzelne Scenen zu dem Schönsten in der deutschen Romanpoesie.

K. (Kühne) / Forstmeister / Tharandt / I 167

* * *

Silvio Pellico von Saluzzo poetische Werke. Im Versmaß der Urschrift aus dem Italienischen übersetzt von F. M. Duttenhofer. Erster Band. Stuttgart, Chr. W. Löflund. 1835. 414 S. 8.

Silvio Pellico hat durch seine Schicksale, wie durch seine Poesien, auch unter uns die innigste Theilnahme auf sich gezogen. Die rauhe Luft unsrer bewegten Zeit hat hier eine prächtig sich entfaltende Blüthe tief verletzt; diese Zeit hat einen finstern Schatten auf lebenslang über ein Gemüth geworfen, welches in der Begeisterung für Vaterland, Religion und Poesie die Strahlen einer bessern, aber, wie es scheint, noch sehr fernen, Zukunft in die Gegenwart hinüber blitzen sah, nur um diese kurze Wollust durch eine zu lange Reihe finsterer, vergiftender Tage im Aufenthalte der Schmach und des Unglücks zu büßen. Als ein Sohn wohlhabender, zärtlicher, gebildeter Eltern (1789 zu Saluzzo in Piemont geboren) verlebte er eine glückliche Kindheit; schon im zartesten Alter entwickelte sich sein dichterisches Talent; durch seinen Vater, der selbst lyrischer Dichter war, angeregt und aufgemuntert. Als Jüngling schrieb er ein Trauerspiel, durch Ossian's hehre Gestalten begeistert. In Lyon, wohin er als sechzehnjähriger Jüngling seine Schwester, als an den Ort ihrer Bestimmung, begleitet hatte, und wo er eine Zeit lang verweilte, beschäftigte ihn die französische Literatur, vornehmlich die Muse Racine's. Allein die „Gräber" des Ugo Foscolo entzündeten endlich die Sehnsucht, das Vaterland wiederzusehen, in seiner Brust. In Mailand, wo er seine Eltern jetzt traf, schloß er sich an jenen düstern Foscolo an, und dieser bewies dem jungen Dichter eine ungewöhnlich innige Zuneigung. In Mailand bildete sich damals ein Kreis junger, gleichgesinnter, hoffnungsvoller Freunde. Silvio blieb dort als Erzieher der beiden Söhne des Grafen Luigi, dessen Haus der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Fremden war. Frau von Stael und Friedrich Schlegel, die Engländer Davis, Byron, Hobhause, Brougham und Andere lernte er hier kennen. In diesem glück-

Digitized by Google

lichen Zeitraum dichtete er Fusemio da Messina, welches zuerst in seiner Zeitschrift: der Versöhner (il conciliatore) abgedruckt erschien, und Francesca di Rimini, das seinen Ruf in Italien begründete. Doch konnte er das Ungewitter nicht beschwören, das sich bereits über seinem Haupte zusammenzog. 1820, den 13. October, ward er verhaftet und nach dem Gefängnisse Santa Margarita gebracht; niemals hat er sich über die eigentlichen Ursachen dieses Verfahrens, über seine Schuld ausgesprochen; aber zehn lange Jahre, bis 1830, dauerte seine Prüfung, welche er als Christ wie als Dichter gleich rühmlich bestanden hat. 1821 kam er unter die Bleidächer von Venedig, und hier dichtete Silvio Esther von Engadin, die zarteste Blüthe aus dem uns hier gebotenen Kranze. Er und sein Freund Maronzelli mußten hierauf das Schaffot bei Piazette besteigen, erst ihr Todesurtheil und dann ihre Verurtheilung: Silvio zu funfzehnjährigem hartem Gefängnisse auf dem Spielberge, vernehmen. Mit Ketten beladen wurden Beide 1823 dorthin gebracht und hier von einander getrennt. Silvio wurde in einen unterirdischen Kerker geworfen, wo ein hartes Bret sein Lager, Wasser und Brot seine Nahrung, Räuber und Mörder seine Genossen unter einem und demselben Dache waren. Wie rührend und erhebend hat er uns nicht seine Leiden ausführlich in seinen 1833 erschienenen Bekenntnissen: Le mie pregione, beschrieben! An jenem Orte dichtete er, außer mehrern lyrischen Ergüssen, die Tragödien Gismonda da Mendrisio, Leoniero da Dortona, Erodiade, und schuf Pläne zu künftigen Tragödien. Nach bittern Leiden, 1830, im Juli, erlangte er endlich seine Befreiung, und von seinen neuesten spätern Erzeugnissen ist in unsrer Sammlung Thomas Morus aufgenommen.

Hier haben wir also den im Versmaß der Urschrift übersetzten Dichter vor uns. Mögen sich die italienischen Kunstrichter unter einander streiten, wie sie den Silvio zwischen den Romanticismus und Classicismus hineinbringen, und was sie überhaupt an ihm gewonnen zu haben glauben. Höre ich aber diese Gedichte mit deutschem Klange, so frage ich vor Allem: erfreuen sie dich? erheben sie dich? bessern sie dich? was zieht dich zu ihnen? was stößt dich von ihnen ab? — Silvio Pellico ist ein Italiener und ein römischer Katholik, und zwar Beides in Eins innig durchdrungen und verschmolzen; darum suche hier keine antike Tragödie; suche hier kein modernes romantisches Helldunkel: der fallende Vorhang wirft bei ihm keinen mystischen Schleier über die Gerechtigkeit, welche durch die Tragödie hindurchschreitet. Nein! hier sollst du den grausen Jammer, die Strafe, die Rache an dem Sünder in den Gründen der Hölle, oder seine Beängstigung in dem Fegefeuer hinter dem Vorhange noch vernehmen, früher entläßt dich der Dichter nicht. — Schaudre! und sei gewarnt!... Ich meine, dieser Dichter giebt dir

Digitized by Google

nicht in seinen Tragödien die Weltgeschichte, welche selber das Weltgericht ist; ein Ganzes in dem Stücke; nein, sondern Beispiele von der Gerechtigkeit, von Verschuldung am Unglück u. s. w., wie er es in seiner Vorrede zu den Tre nuove tragedie gegen seine Eltern, denen er dieselben widmet, selbst offen erklärt; er giebt dir Stücke aus dem Ganzen. — Aber ebenderselbe ist ein frommer Christ und einer aus dem gottgewählten Geschlechte der Dichter! Ein Christ, sage ich; wie hätte er sonst Esther von Engadin unter den Bleikammern gedichtet! Soll ich ihn nicht lieben, den Jüngling, der die Seufzer schrecklicher Beängstigung in dichterische Blüthen verhauchte! Wie gern verweil' ich bei diesem Gedichte, das sich unter der sengenden Gluth der doppelt stechenden italienischen Sonne dem gekränkten und erweichten Gemüthe, wie eine Perle der sterbenden Auster, entwunden hat!

Weniger erfreut Thomas Morus. Dies Stück vermag, ungeachtet der Treue der Geschichte, der treffenden Zeichnung aller Charaktere, der raschen, lebhaften Handlung; ungeachtet des ungerechten Todes, den Morus stirbt: es vermag nicht, den Schauer der Tragödie zu erwecken, mein Herz gründlich zu rühren und zu reinigen. Wehe dem Morus, wenn er das Schaffot nicht bestiegen hätte!... dies ruft durch das ganze Gedicht der als Katholik und Bürger doppelt beleidigte Dichter: — dieser Tod ist nicht tragisch! — Esther von Engadin: hier ist Tragödie! ein wunderbar poetisches Bild, in der edelsten, wärmsten Rede, welche selbst durch das ihr geliehene fremde Gewand herrlich durchschimmert; ein majestätischer Hintergrund zeigt dir das welterschütternde Ringen des jungen, wie neuer Most noch schäumenden Christenthums, hier mit den verwitterten Resten des im Sterben sich noch einmal aufrichtenden Heidenthums, dort mit dem in seinen erstarrten theokratischen Formen das aufkeimende Gewächs noch bedrohenden Judenthums; und auf diesem Grunde trug der Dichter ein Gemälde auf: — leuchtenden Sieg der Tugend über das heuchelnde Laster, der kindlichen Liebe über die mütterliche und die Liebe zur Ehre und zum Leben: der Liebe Gottes über Alles; ein Gemälde standhafter Treue mitten durch alle Schreckbilder, welche ein weibliches Herz ängstigen, erschüttern, durchbohren müssen — bis in den Tod! Hier ist Tragödie; eine geknickte Blüthe holder Schönheit, hoher Unschuld: möchte der grause Gifthauch sie verschonen! Nein! der Dichter schont uns nicht; unsre Thränen sollen fließen; wir sollen Esther beweinen — wir sollen sie beneiden! Gewiß! nicht nöthig war es, daß der Hohepriester Jefte, der schändliche, von fleischlicher Gier entzündete Heuchler, der für Esther, die Gattin Azaria's, des rauhen, tapfern Anführers einer in die Gebirge von Engadin vor den Römern geflüchteten jüdischen kleinen Republik, entbrannte; der, bösliche Hoffnungen

Digitized by Google

nährend, lange Esther's alten, Christ gewordenen, deshalb verbannten, mit Esther's Mutter in den Gebirgen herumirrenden Vater verschonte; nachher aber, von Esther mit Abscheu und Angst zurückgewiesen, rachedürstend und mit teuflischem Plan bei Azaria den Verdacht des Ehebruchs seiner schönen Gattin erregte; denn er hatte sie bei einer heimlichen Zusammenkunft mit ihrem verbannten Vater belauscht, der hierauf, kraft seiner hohenpriesterlichen Gewalt, jenes furchtbare Gottesurtheil (1. Buch Moses, Cap. 5) über Esther, als des Ehebruchs Verdächtige, in der Hoffnung verhängte, die Angst vor einem schrecklichen und schmachvollen Tode werde ihre Standhaftigkeit brechen; — es war nicht nöthig, daß dieser Jefte, als an Esther's Liebe zu ihrem Vater (dem, war er verrathen, der Tod drohte) sowohl Azaria's Verzweiflung als Jefte's Drohungen scheiterten, und in dem Augenblick, da sie den Gifttrank vor dem Volke genommen hatte, durch die Erscheinung ihres Vaters ihre Unschuld und des Mörders Absicht an das Licht kam; es war nicht nöthig, sage ich, daß Jefte, entlarvt, von dem Glanze der gemordeten himmlischen Unschuld gemartert, zum Tode abgeführt, voll Verzweiflung, hier schon gerichtet, ausrief:

> O, hätten mit dem Tode diese Qualen
> Ein End'!.. Weh mir, die ew'ge Zukunft schau' ich
> Vor mir ... ich glaubte nie daran! O Marter!
> O Schrecken! —

Ich sage, es war nicht nothwendig, denn die Sünde, die sich weiß, ist in jedem Augenblick ihre eigene ewige Vergeltung! Und dies ist in der That die einzige Spur kirchlichen Dogmas in dieser Tragödie. Wunderbar! Hier schien der nach Trost und Erfrischung selber lechzende Dichter ganz zu vergessen, welcher Religionspartei er angehöre, der er sonst überall so fest anhängt. Er zeichnete mit schonungsloser Schärfe die innere Unwahrheit und Ungerechtigkeit jener Hierarchie, jener irdischen Theokratie, die im Judenthume erstarb — um viel später im christlichen Römerthume in noch viel größerer Ausartung, bis zur Verzerrung, sich auszubilden; mit kühner Offenheit brandmarkte er die Lüge und den Verrath, welchem selbstsüchtiger Priestergeist selbst die göttlichsten Mittel vergiftend unterwirft. Christenthum zeichnete der Dichter, das Christenthum, das wie eine unsichtbare, vom Himmel gestiegene Macht von den Herzen Besitz nimmt und sich nicht innerhalb einer Abschließung nach Außen begränzt; denn Esther ist eine Jüdin; es ist das Christenthum, welches noch das Wort und die Formel nicht gefunden hat, aber es auch noch nicht braucht, weil es noch ringt in den Herzen, um eine Gestalt zu gewinnen, und in diesem Ringen die entzückten Sterblichen zur Palme des Märtyrerthums selig dahinreißt; — hier, mein Leser, führte der Dichter dich an

Digitized by Google

die heiß ſtrömende Quelle, woher der mächtige Strom, der dich heute ſo ſicher und majeſtätiſch trägt, gefloſſen iſt; an die Quelle des göttlichen Opfers für die Geliebten, die nämliche Quelle, die tief in deiner Seele und warm rinnet, weshalb du dich hier ſo tragiſch erſchüttert fühlſt. — Zu jenem Hintergrunde, zu dieſer Compoſition, dieſen Figuren, dieſer Licht- und Schattengebung, welche reizende Umgebung! welch poetiſcher Rahmen! Die nämliche Umgebung, derſelbe Rahmen, in welchen ein großer Deutſcher ein merkwürdig ähnliches, ein merkwürdig verſchiedenes Bild ſpannte: Leſſing in ſeinem Nathan! Jeruſalem, Zion, Libanon! welche poetiſche Erinnerungen! Jedes Wort ein Gedicht! Ein Kritiker nannte Nathan den Weiſen ein Gedicht, und wenn eben nur jene Worte Libanon, Zion, darin klängen! Oder iſt dies keine Poeſie? war jene welterſchütternde Begeiſterung in Europa vor 800 Jahren für dieſe Namen keine Poeſie? — —

Die Ueberſetzung bekundet dieſelbe geſchickte und erfahrene Hand, welcher wir bereits mehrere ähnliche Uebertragungen verdanken. Die treffliche Ausſtattung macht der Verlagshandlung Ehre. G. G.

* * *

Leben des Generals Freiherrn von Seydlitz. Von K. A. Varnhagen von Enſe. Mit Seydlitz's Bildniß. Berlin, Duncker und Humblot, 1834. 8. 240 S.

Den trefflichen Biographien dreier preußiſcher Generale, Derflinger, Leopold von Deſſau und Blücher, die wir bereits vor einer Reihe von Jahren durch Hrn. Varnhagen von Enſe erhalten haben, reiht ſich die vorliegende Schrift auf das Würdigſte an. Unter den Kriegsgehülfen Friedrichs II. ſtehen Winterfeldt und Seydlitz obenan, jener als der Freund des Königs, klug im Rathe und feurig zur That, dieſer als Bildner und Führer der preußiſchen Cavallerie. Man weiß, daß der große König in den erſten Jahren ſeiner Feldzüge mit derſelben keineswegs zufrieden war, ja er konnte das harte Urtheil fällen, daß ſie das ſchwerfälligſte und geiſtloſeſte Corps der europäiſchen Heere ſei, und ſo herunter geweſen, daß ſie geglaubt, er liefere ſie auf die Schlachtbank, wenn er nur ein kleines Detaſchement ausgeſchickt, um ſie zum Kriege zu gewöhnen. Erſt das Gefecht bei Neuſtadt am 22. Mai 1745., in welchem General Schwerin mit zwei Cavallerie-Regimentern zwei öſterreichiſche Infanterie- und ein Dragoner-Regiment vernichtete, bezeichnete der König als den Wendepunct zum Ruhme, der ſich vollgültiger als je am 4. Julius deſſelben Jahres in der Schlacht von Hohenfriedberg bewährte. Seit dieſem Tage ſehen wir die preußiſche Reiterei an jeder Schlacht, an jedem Gefechte, bis auf einige wenige, wo es die Umſtände an ſich hinderten, nicht nur ausgezeichneten Antheil nehmen, ſondern namentlich bei Sore, Roßbach, Leuthen, Zorn-

Digitized by Google

dorf, Liegnitz und Freiberg eigentlich den Sieg erfechten. Diese erfolgreiche Umänderung bewirkte zuvörderst Friedrichs Genius, seine Strategie, die in kraftvollen offensiven Schritten vorwärts ging, ferner, daß er es verstand, diese Truppengattung mit seinem durchblitzenden Geiste zu durchdringen, daß er eine strenge Disciplin in ihr hielt, den Einzelnen zu belohnen und die fehlende Mehrzahl streng zu bestrafen wußte, daß er in jedem einzelnen Regimente einen Esprit de Corps der Officiere zu nähren verstand, der ihnen das Regiment zum Vaterhause, ja zur Welt machte und sie nie gleichgültig gegen dessen Ehre oder Schmach werden ließ. Dazu war die Reiterei gut beritten, zweckmäßig ausgerüstet und wohl exercirt, Mann und Pferd waren vollkommen Eins. Und nun dazu ein Feldherr von Seydlitzens großem Talente, wie ihn sich der König gar nicht besser wünschen konnte. Dieß gab der preußischen Cavallerie im siebenjährigen Kriege ihre Vollkommenheit und verschaffte ihr den Sieg, selbst über Reiter, die wie die ungarischen, so vortrefflich beritten waren. Wollte man mit ihr die französische Reiterei unter Napoleon, die so oft ruhmvoll gefochten hat, vergleichen, so glauben kriegskundige Männer nicht, daß man sie der preußischen unter Seydlitz gleichstellen könne. Ihr fehlte das Allgewaltige, Dahinfliegende. Nur die Masse entschied, und ein Sieg, wie ihn das Dragoner-Regiment Bayreuth bei Hohenfriedberg erfocht, ward jener selbst im verjüngten Maaßstabe niemals zu Theil. Die französische Cavallerie Murats, dieses ausgezeichnet kühnen Cavallerie-Generals, gegen die preußische Seydlitzens erschien nach dem Urtheile eines berühmten militärischen Schriftstellers mehr wie eine tapfere Infanterie, die auf Pferde gesetzt ist, welche schwerfällig aber tüchtig in den Feind dringt, und ehe sie flieht, lieber haltend um sich herum sticht und haut.

In so fern also Seydlitz an den vielen Siegen des preußischen Heeres im siebenjährigen Kriege einen so bedeutenden Antheil hatte, verdiente sein Andenken recht eigentlich für die gegenwärtige Generation erneuert zu werden. Es ist dieß in Herrn Varnhagen von Ense's bekannter, anziehender und kunstvoller Weise geschehen. Eine durchaus quellenmäßige, durch reiche handschriftliche Mittheilungen unterstützte Erzählung, große Sicherheit im Urtheil und ausreichende Kenntniß militärischer Verhältnisse, durch deren Detail der Leser jedoch nirgends gelangweilt wird, endlich eine elegante Schreibart, Anschaulichkeit und Geschicklichkeit im Vortrage, die nirgends Etwas verheimlicht, aber wohl in geschickter Weise Manches nur errathen läßt — das sind die Vorzüge der vorliegenden Schrift, die ihr einen ausgezeichneten Platz in unsrer biographischen Literatur anweisen. Möchte nur der Hr. Verfasser Zeit und Lust zu recht vielen ähnlichen Schilderungen finden!

K. G. Jacob.

Digitized by Google

Zodiacallichter.

— Eine kleine Brochüre, welche in diesen Tagen in das Gespräch gekommen, hat anfänglich durch die Kühnheit ihres Titels ordentlich in Schrecken gesetzt, und man würde nicht gewagt haben, davon laut zu reden, wäre nicht — ein Merseburger Justizcommissarius, Hr. Friedr. Weidemann, (der Herausgeber einer antipietistischen und antidemagogischen Zeitschrift: Salina) der Verfasser. Dieser Titel heißt: „Das Polizeiministerium Brenn in Preußen.“ Ungewohnt, öffentliche Fragen bei uns zur Sprache gebracht zu sehen, bekommen wir, wie gesagt, billigerweise einen rechten Schreck, erholen uns jedoch allmählig, indem wir finden, daß uns in allen Stücken eine solide Lobschrift auf das Polizeiministerium Brenn in die Hände gegeben wird! Der Verfasser hebt mit Recht die hochanzuschlagenden Verdienste dieses Ministeriums um Ausrottung und Schadloshaltung des Pietismus in Preußen hervor. Wir wissen nicht, ob die Gefahr da sei, die Hr. Weidemann in dieser Brochüre befürchtet, nämlich: ein Ministerium Wöllner wiederhergestellt zu sehn, aber der Pietismus, dieser giftige Krebsschaden unserer heutigen Verhältnisse, ist verderblicher Intriguen genug fähig und schuldig, um nicht polizeiliche Maßregeln gegen diese Frömmigkeit herbeizurufen und dankenswerth zu finden. Man hat gegen Geister und Gespenster die Polizei zu Hülfe genommen. Warum nicht gegen jene verruchte Religiösität, jene heimliche Pest der Betstuben, die noch immer in der Finsterniß schleicht, und ärgere Umtriebe als je anzuzetteln beginnt, um alle freiere Lebensanschauung zu lähmen, unwillkürlich die kräftigsten Grundlagen des Staats zu untergraben, und harmlose Menschen, die Gott vor einem Bündniß mit ihnen bewahrt hat, mit höchst unchristlichem Verfolgungsgeist zu verfehmen. Eine gute Polizei ist auch im Reiche Gottes etwas werth! —

* * *

— Es wird zweifelhaft, ob die beabsichtigte Herausgabe von Schleiermachers Werken völlig zu Stande kommt. Es sieht nicht danach aus, und scheint bei dem bloßen Wiederabdruck seiner Predigten sein Bewenden haben zu sollen. Nimmt die Schüler- und Jüngerschaft Schleiermachers, die seiner nie würdig war, die ihn niemals ganz und recht verstanden, Anstoß, die vollständige Gedankenreihe dieses großen Meisters im offenen Zusammenhange wieder auftreten zu lassen? Erschrickt ihre kleinliche Gesinnung vor dem Gefährlichen dieser Ideen? Fürchtet sie, sich damit die Finger zu verbrennen, wenn sie diese feurigen Kohlen auf einmal in die Hand nimmt? Von den Vorlesungen Schleiermachers sind doch gewiß entweder seine von ihm selbst ausgearbeiteten Hefte, oder einige gut nachgeschriebene seiner zahlreichen Zuhörer vorhanden. Warum druckt man nicht seine Politik, seine Pädagogik, seine Aesthetik? Habt Ihr Eurem Herrn und Meister, den Ihr wie Petrus zu gleicher Zeit bekennt und verläugnet, nicht einmal ein vernünftiges Heft nachschreiben können, damit Ihr es wenigstens Schwarz auf Weiß in der Tasche hattet? Ihr habt lange und wohlausgearbeitete Reden an seinem Grabe gehalten,

Digitized by Google

und jetzt nehmt Ihr nicht einmal das Wort, um eine armselige „Prediger-Bibliothek" zu widerlegen, in der ein hochmüthiger Bonze seinen unverstandenen Groll gegen Schleiermacher ausschüttet! Ihr schweigt, und wißt nichts zu sagen und nichts zu thun, und laßt Euch allmählig mit Achselzucken überreden, daß Euer Meister doch im Grunde — eine recht bedenkliche Richtung hatte! Euer geistiges Pharisäerthum wird Euch nichts nützen und dem Meister nichts schaden. Schleiermachers Wirken, wenn es auch mehr ein anregendes und in die Zukunft weisendes, als ein schaffendes und vollbringendes war, ist unverloren, und wird, auch wenn Ihr kein Monument auf sein noch leer stehendes Grab setzt, seiner Palme und seines Lorbeers nie entbehren! —

* * *

— Professor Zumpt tritt eine Reise nach Griechenland an. Der Zodiacus freut sich auf Reisebriefe und Reiseberichte aus dem alten oder vielmehr neuen Hellas, mit dem er ganz frisch seine Blätter wird schmücken können. —

* * *

— In dem neuen Palais in Potsdam sind 120 musikalische Compositionen Friedrichs des Großen, meistentheils Flötensolo's, in der eigenen Handschrift des Königs, aufgefunden worden, lange verborgen gebliebene Schätze, die indeß gerade jetzt zu einem günstigen Zeitpunkt ans Licht treten, wo man, durch das berühmte Werk von Preuß angeregt und auf einen neuen Standpunkt gehoben, beschäftigt ist, sich das Bild des großen Königs nach allen Seiten hin auf eine früher kaum geahnte Weise auszumalen und zu vervollständigen. Der Werth dieser Compositionen soll in einer besonders reichen Empfindung bestehen, und zugleich unzweifelhaft an den Tag legen, daß Friedrich der Große genaue Kenntnisse vom Generalbaß gehabt. —

* * *

— Dr. F. G. Kühne übernimmt mit dem 1. Juni die Redaction der Zeitung für die elegante Welt. Glück und Segen! Die junge aufstrebende Literatur muß sich immer mehr der altberechtigten Sitze bemächtigen, um auch auf den durch die Tradition gesicherten Boden ihre neuen Interessen hinüberzuspielen. So ist es in der Ordnung, und so wird es gehen. Zwar konnte es auf den ersten Augenblick bedenklich erscheinen, eine alte Witwe, wie die Elegante, die schon so viel Männer zu Grabe getragen und doch immer wieder gefreit hat, zu heirathen. Aber die alte Witwe, die Haus und Hof, und ihre liegenden Gründe hat, wird sich noch einmal verjüngen, nachdem sie auf ihrer vierunddreißigjährigen Laufbahn so mancherlei seltsame Schicksale, Abenteuer und Liebschaften bestanden, und mehrere und verschiedenartige Epochen der Opposition wie der Stabilität wechselweise in ihrem Schooß getragen. Dr. Kühne ist der Mann dazu, der Geist, Kraft und Muth hat, um dieser wandelbaren Schönen fortan eine beständige und für den Fortschritt ersprießliche Richtung zu geben. Der Zodiacus begrüßt die Elegante im Voraus als seine Wahlverwandtin und Kampfgenossin, um gegen die immer unbequemer werdende Erbärmlichkeit gewisser Richtungen in Literatur, Leben und Wissenschaft verbündete Waffen ins Feld zu stellen. —

* * *

— Von den Tutti Frutti wird eine neue Auflage gedruckt. —

* * *

Digitized by Google

— Das ſchöne Talent einer Dichterin, Amalie Krafft, deſſen wir in einem früheren Stück zu gedenken Gelegenheit hatten, begegnet uns wieder in No. 110 flgd. der Abend-Zeitung, mit einer hiſtoriſchen Erzählung: „Plinganſer.“ Der einfache hiſtoriſche Darſtellungston iſt in dieſer Novelle vortrefflich gehalten. Dieſe Schriftſtellerin verdient alle Aufmerkſamkeit. —

* * *

— Eine culturhiſtoriſche Merkwürdigkeit Berlins ſind die ſeit einiger Zeit überhandnehmenden Heirathen durch das Wochenblatt, oder, wie es bei uns heißt — das Intelligenz-Blatt. Auf die Intelligenz wird zwar bei dieſen Heirathen in der Regel keine Rückſicht genommen, ſondern es heißt in ſolchen bräutlich verſchämten Annoncen, die man unter der Rubrik: Miethsgeſuche, Offene Stellen und dgl. lieſt, gewöhnlich nur, daß eine ſolide Lebensgefährtin, deren Solidität in einem disponiblen Vermögen beſteht, geſucht werde. Berlin fängt auch hierin an, allmählig eine große Stadt zu werden, obwohl die förmliche Etablirung von Heirathe-Büreaus, wie ſie in Paris im Gange ſind, durch die Polizei unterſagt worden ſein ſoll. Das Recht der Initiative in dieſen Zeitungs-Annoncen haben ſich jedoch nicht bloß die Männer vorbehalten. Seit einiger Zeit lieſt man auch auf dieſelbe Weiſe die Wünſche der Frauen offen ausgeſprochen, die mit dieſen oder jenen Qualitäten dem Gott Hymen ſich in die Arme zu liefern bereit ſind, und ſo gewiſſermaßen ſchon die Wahlbefugniſſe des St. ſimoniſtiſchen „freien Weibes“ ſich vindiciren. Wer möchte aber ein ſo „freies Weib“ heirathen? Indeß läßt ſich gar nicht berechnen, welchen Einfluß auf die Sitten und die Einrichtungen die im Volke zunehmende Anſicht, die Ehe als ein bürgerliches Geſchäft oder als ein Lotterieloos zu betrachten, gewinnen kann, obwohl in denjenigen Claſſen der Geſellſchaft, die durch das Wochenblatt zu heirathen pflegt, das Princip der Ehe immer nur als Theilung der Arbeit angeſehen wurde. —

* * *

— In Berlin erſcheint ſeit Kurzem ein „Haus- und Wirthſchaftsblatt“ unter der Redaction des Dr. Andreſſe, das, ganz neu in ſeiner Art, Allen, die Hausfrauen ſind oder haben, auch außerhalb Berlin empfohlen zu werden verdient. Selbſt ich, der ich weder Hausfrau bin noch habe, leſe in den Verdauungsſtunden dies Wirthſchaftsblatt, zur Erholung von der literariſchen Wirthſchaft, in der ein Kritiker tagtäglich ſeine Aſchenbrödeldienſte thun muß, und habe mein Behagen daran, mich mit meiner Phantaſie in die Oekonomie zu ſtürzen. Die bisher erſchienenen Blätter enthalten werthvolle und intereſſante Beiträge von dem bekannten Arzt Dr. Strahl, die ſich dadurch auszeichnen, daß ſie in Behandlung mediziniſcher und diätetiſcher Gegenſtände die Verhältniſſe des wirklichen und geſellſchaftlichen Lebens in anſchaulicher Darſtellung berückſichtigen.

Digitized by Google

Berliner Theater-Ellipse.

Seydelmann's Gastspiele.

Das einzige Talent dieses Künstlers, das ihn zu einem großen Menschenmaler auf der Bühne macht, lockt auch die seltneren Theatergänger, seine Leistungen, die sich auf dem Berliner Hoftheater zu einer so erfreulichen Reihe ausdehnen, regelmäßig zu verfolgen. Trotz dem, daß Seydelmann seine Liebhabereien hat, denen er sich gern vor den Augen des Publikums hingiebt, und die ihn seine Kräfte so vielfach und wiederholt an die unbedeutendsten Aufgaben verwenden lassen, in denen er sich aus irgend einer künstlerischen oder gemüthlichen Laune gefällt, weiß er doch auch durch diese die Stimmung des Publikums, deren er sich jetzt hier auf das Entschiedenste bemächtigt hat, wirksam zu beherrschen und auf etwas Höheres hinzuleiten. Seine Größe ist die Größe der Reflexion. Er ist ein reflectirender Künstler. Das Talent der Ausführung kommt bei ihm wie eine reinliche und geschickte Technik hinzu, die dem Gedanken nur Schritt für Schritt in abgemessener Grazie folgt, und alle Lineamente mit einer Abrundung und erschöpfenden Vollständigkeit umzeichnet, die auch das kleinste Tüpfelchen in dieser physiognomischen Fracturschrift nicht ohne Farbe und Ausmalung läßt. So bringt er große Eindrücke für den Verstand hervor, die erst von da aus in das Gemüth übergehen, und einen Einblick in den innersten Zusammenhang seiner Studien gewährend, wirkt er selbst da, wo er einmal auf das hohe Meer der Tragik sich hinausbegiebt, mehr belehrend als erschütternd, und die Thränen, die er entlockt, versiegen vor dem Nachdenken, welches dabei entsteht. Das Lachen, das seine Komik hervorbringt, besinnt sich über sich selbst bis zum tiefsinnigen Ernsthaftwerden. In dieser seltenen und eigenthümlichen Weise der Darstellung giebt er Lebensbilder, die eine ungemeine Menschenkenntniß verrathen, in denen er aber oft das psychologische Interesse gegen das poetische, die Wahrheit gegen die Schönheit überwiegen läßt. Es ist ihm so sehr darum zu thun, körnige Gemälde der Wirklichkeit hinzustellen, daß ich ihn darin zuweilen mit dem berühmten Balthasar Denner vergleichen möchte, der jene bekannten Portraits malte, worin die Aehnlichkeit des Gesichts bis auf die kleinste Muskel und anatomische Faser, ja bis auf die nur durch die Lupe erkennbaren Härchen und Falten, nachgepinselt erscheint. Seydelmann idealisirt niemals, er stellt sich niemals auf den hohen Kothurn, sondern führt überall auf die schärfsten Formen des wirklichen Lebens zurück. Daher scheint es oft, als trüge er seine Farben zu stark auf, als bestehe er auf zu harten und strengen Consequenzen in der Durchführung seiner Charakterentwürfe, und das Systematische, das seine Darstellungen sämmtlich an sich haben, indem dem genialen Wurf des Moments, der augenblicklichen Begeisterung des Spiels, nichts überlassen bleibt, sondern Alles in geistreich berechneter Folge aus der genau festgehaltenen Idee eines Ganzen sich ableitet, begünstigt diesen Anschein. Aber das ächt Menschliche seiner Kunstleistung kommt dadurch meistentheils nur um so mächtiger zu seinem Recht.

Digitized by Google

Solche Schauspieler, wenn sie eine Schule nachstrebender Talente um sich versammelten, würden dem Theater wieder eine Nationalbedeutung, der Nation ein Theater wiedergeben, und die Bühnendichter hätten ihre Rollen nicht für Marionetten, sondern für Menschen zu schreiben. Raupach müßte mit seinem schönen Talent noch einmal von vorn anfangen und käme diesmal nicht ohne tiefergehende Charakterstudien fort. Vielleicht lernt er noch jetzt an Seydelmann's Spiel und Auffassung seiner Helden und Menschen, wenigstens der Declamation, auf welche Richtung dieser Dichter lediglich die Bühnenkunst hingetrieben, einen triftigeren Hintergrund an Individualität und Gemüthsentwickelung zu geben. Raupach'sche Charaktere gehören jedoch zu dem Unwesentlicheren in Seydelmann's Leistungen. Seines „Cromwells" und „Friedrichs II." wurde in unserm früheren Bericht gedacht. Den „Bettler," den wir neulich von ihm sahen, giebt Seydelmann in diesem kaum zu ertragenden Miserenstück wahrscheinlich aus demselben Behagen seiner Laune, mit dem Devrient den Kotzebue'schen „armen Poeten" so gern zur Schau ausstellte, obwohl der sentimentale Contrast, an dem jener große Schauspieler seine wildgeniale Natur zu seinem eigenen Ergötzen hier versuchte, in Seydelmann's zu weichen Gefühlsanflügen gern geneigtem Wesen nicht auf dieselbe Art vorhanden ist. Man kann nicht eigentlich sagen, daß Seydelmann, wie Devrient, ein bestimmtes Rollenfach beherrsche, oder den Charakteren irgend eines großen Dichters ausschließlich angehöre, und zu deren Darstellung berufen sei. Seydelmann würde fast aus jeder Rolle etwas ihm Gemäßes zu bilden verstehn, denn daß er bei seiner großen Lust, selbst zu schaffen, der Bedeutsamkeit des Gedichts nicht bedarf, um seine Begeisterung in Bewegung zu setzen, hat er vielfältig an den dürftigsten Charakteren, denen er selbst erst Leben gegeben, bewiesen. Seine neuesten Darstellungen auf dem Berliner Theater waren: Graf Klingsberg, in der „unglücklichen Heirath aus Delikatesse;" Morhof, in Goldoni's „gutherzigem Polterer;" Shylok, im „Kaufmann von Venedig;" der Mohr, in Schillers „Fiesko." In allen diesen Masken bewies er gleicherweise sein großartiges Talent, sich zu verändern. Am vollendetsten erschien er uns als gutherziger Polterer in dem lose hingeworfenen Stück des Goldoni, wo er seine große Kunst, die unwillkürlichsten und innersten Bewegungen des menschlichen Temperaments zur Erscheinung zu bringen, mit höchster Feinheit und dem Schein freiester Natürlichkeit spielen ließ. Als Shylok hatte Seydelmann mit glänzenden Erinnerungen des hiesigen Publikums zu kämpfen, die er wenigstens nicht besiegte. Devrient ließ diese Rolle etwas mehr in eine leichtere und lindere Umgrenzung verschweben, wie es der märchenartige Charakter der ganzen Dichtung mit sich bringt; denn das wogende Wellenspiel von Ironie, burleskem Humor und musikalischer Schwärmerei, in deren Mitte der Dichter eine solche Individualität, wie Shylok, gesetzt hat, verbunden mit der leichtfertigen Behandlung der Katastrophe bei aller Ernsthaftigkeit der Motive, mildern von selbst die harten Umrisse dieser Erscheinung, geben auch ihr fast etwas mehr humoristische Färbung, und lassen in das Grausen, das sie erregt, eine nicht ganz zu verläugnende komische Beimischung eintreten. Indem wir uns so den Shylok, wie er aus den Händen Shakespeares hervorgegangen, denken, finden wir, daß ihn Seydelmann allzu herbe und mit zu scharfer und schroffer Festhaltung der Grenzen genommen, und dadurch, indem der Jude schon an sich der einzig bedeutende Charakter der ganzen Dichtung ist, diese unwillkürlich in eine schwerere Atmosphäre hineingehoben hat. Deshalb ist auch am allerwenigsten nach seinem Spiel der fünfte nachmusizirende Akt noch zu ertragen, während er in der Intention des Dichters wohlbegründet liegt, der diese seltsame Mähr mit ihrem Spuk und Graus ganz in musikalisch gemüthliche Cadenzen aus-

Digitized by Google

klingen lassen wollte. Doch lassen sich viele höchst meisterhafte Momente in Seydelmann's Spiel und Auffassung nicht verkennen. Er zeigt und giebt besonders den empörten Juden, der die Verachtung seines Stammes bitter empfindet, und dadurch zur Vergeltung des Hasses an den Christen sich getrieben fühlt, vortrefflich, und schiebt auf diese Grundlage die hauptsächlichsten Motive seines Handelns. Weniger Raum zu Evolutionen des Charakters bieten sich ihm als Muley Hassan im Fiesko, wo die von vorn herein angenommene ausgezeichnet charakteristische Haltung und Maske (die afrikanischen Tigersprünge in Gebärden und Bewegungen) feststehend bleibt und nicht anders als mit einiger Monotonie bis zu Ende sich durchzuführen vermag. Wir hoffen, von Seydelmann während seines Hierseins noch den Hamlet zu sehn. Franz Moor (die Räuber sollen unsere Bretter nicht mehr betreten) und Mephistopheles sind ihm definitiv abgeschlagen worden.

Eine ausführlichere Analyse seiner sämmtlichen Darstellungen und Leistungen im Zusammenhange liefert die kürzlich erschienene Schrift:

Seydelmann und das deutsche Schauspiel. Für Kenner und Freunde der Bühne. Von August Lewald. Stuttgart, bei S. G. Liesching.

Diese Abhandlung, von der kundigen, in diesem Gegenstand vielfach erfahrenen Hand Lewald's geschrieben, verdient von Allen, die in einer kräftigen Erneuerung des deutschen Theaters eine Nationalangelegenheit erblicken, nachgelesen und verglichen zu werden. Das umsichtige, gediegene Urtheil Lewald's, der als der begeistertste Lobredner Seydelmann's auftritt, muß immer für belehrend gelten, wenn man ihm auch nicht überall beizustimmen vermag. Es ist schon eine interessante Erscheinung, daß Seydelmann, der von Wolfgang Menzel sogar besungen worden, die Kritik so vielfach zu beschäftigen anfängt, und auch die Sympathieen unserer jüngeren deutschen Literatur erregt, während die Theaterinteressen bisher fast aufgehört hatten, ein literarischer Gegenstand zu sein.

Den 18ten Mai 1835.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Digitized by Google

Literarischer

Zodiacus.

Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Redigirt von **Dr. Th. Mundt** in **Berlin.**

1835.

Juli bis December.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

Digitized by Google

Motto:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst!
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Uhland.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Juli bis December.

Juli. Seite

Ode an die Jugend. Von A. Mickiewicz 1
Ueber die poetische Behandlung des Ehebruchs. Vom Prof. Karl Rosenkranz in Königsberg 3
Die Napoleoniden. Vergangenheit und Gegenwart. Vom Prof. K. G. Jacob in Schulpforte. (Erster Artikel) 28
Die Herzogin Amalie. Briefe von ihr (an v. Knebel) und an sie (von Herder und Wieland) 52
Charlotte Stieglitz. Mündliches u. Niedergeschriebenes von ihr .. 65
Atlantis. Von Dr. Eduard Duller 69
Bücherschau. (Das Haus Düsterweg, von W. Alexis. — Castelli's Gedichte. — Frühlings-Almanach, v. Nicol. Lenau. — Pfizer's Geoichte. — Chatterton par Alfred de Vigny) 76
Correspondenz. Aus Leipzig. Ende Juni 86
Feuilleton. (Berliner Witze. — Die junge Literatur contra Göschel. — Alfred Meisters Lehrjahre. — Neues v. Varnhagen von Ense. — Schicksale des Landpredigers von Wakefild in Baiern. — Jean Pauls Denkmal und die Frauen. — Toleranz und Tolleranz. — Knebel's Nachlaß.) .. 90

August.

Leibnitz und die deutschen Akademien. Einleitungsrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnitzischen Jahrestages am 9. Juli 1835. Von dem Geh. Regierungsrath A. Böckh 93
Die Napoleoniden. Vergangenheit und Gegenwart. Vom Prof. K. G. Jacob. (Zweiter Artikel) 105
Ein April in Rom. Von Leopold Schefer 120
Ausstellungen über H. Heine. Von Alexander Jung 128
Unterhaltungen mit Göschel, zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise. Von Th. Mundt 146
Bücherschau. (Poggel, Grundzüge einer Theorie des Reimes. — Viehoff, wie malt der Dichter Gestalten? — Lessing, Lehre vom Menschen. — Schiller's auserlesene Briefe, von Döring. — Ch. G. Schütz, Briefwechsel. — Hotho, Vorstudien für Leben und Kunst. (Von C. H. Weiße) 152
Feuilleton. (Ein Comité gegen den Nachdruck. — Die Revue du Nord. — Dr. Bretschneider und Madonna. — Nicolai Gretsch u. die russischen Romane. — Neue Bilder des berliner Museums) 161

September.

Etwas über Wilhelm v. Humboldt. Von A. Böckh 165
Schweizerwanderungen. Von K. L. von Knebel 171
Morgenandacht. Von H. Stieglitz 179
Hinblicke auf die Emancipation des Familienlebens. Von M. Veit 181
Beethoven's Vision. Eine Phantasie in seiner Manier. Von Jeannette Lozaouis, geb. Goldsticker 191
Historische Streifzüge gegen Fr. Förster. Von Dr. Wilh. Bernhardi in Meuselwitz 201
Bücherschau. (Eine Quarantaine im Irrenhause, v. Kühne; Laube's Liebesbriefe; Langbein's sämmtl. Schriften, 1. Bd.; Abbotsford u. Newstead, v. Washington Irwing; Böttigers Gesch. des deutschen Volkes) 216
Feuilleton. (Adolf Wagner. — Göthe- u. Schiller-Denkmal. — Gans und Marheinecke. — Neue Ausgabe v. Lessing. — Schriften v. Beurmann. — Steffens sagt sich von den Pietisten los. — Neues v. Grabbe. — Tiroler über Göschel. — Die Aquarellmalerei in Berlin. — Rechtsgefühl für literarisches Eigenthum in Frankreich. — Letztes Wort über die Frankf. Ober-Postamts-Zeitung) 230

Digitized by Google

October. Seite
Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutschen. In Briefen an einen Freund. Von Eduard Gans. 237
Einige (18) Briefe Göthe's an Varnhagen von Enfe.... 260
Bücherschau. (Wienbarg, Wanderungen durch den Thierkreis. — Gutzkow's Wally, die Zweiflerin. — Wienbarg, zur neuesten Literatur. — Deutscher Musenalmanach auf 1836 v. Chamisso u. Schwab. — Schefer's Laienbrevier, zweites Halbjahr. — Sechs Erzählungen v. Amalie Krafft. — Marco Visconti, v. T. Grossi. — B. von B's Faust. — Gott und das Wichtigste in der Natur, v. Hoffbauer. — Leo u. seine Zeit, von Arendt) 281
Feuilleton. (Eine antichristliche Buchhandlung. — Ein antijüdisches Kaffeehaus. — Göthe u. sein Jahrhundert — Tieck, die alte Mährchenpracht u. unsere Zeit. — Das parodirte Höllen-Attentat. — Eine neue italienische Reise v. Stromberck. — Hölderlin lebt. — Eine neue Geschichte Englands. — Compositionen für die Altstimme. — Berliner auf Reisen.) 298
Correspondenz. Aus Paris..... 302

November.
Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht! Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literar. Vereins. Von F. G. Kühne 305
Der segenreiche Bildstock. Eine Geschichte für Gläubige. Von H. Koenig..... 323
Wanderungen durch Latium. Vom Prof. C. G. Zumpt.... 331
Am Bußtage 1835..... 347
Mittheilungen aus Berlin..... 351
Bücherschau. (Nero, von Gutzkow. — Grabbe's Hannibal, Aschenbrödel u. Schrift über das Düsseldorfer Theater. — Beurmann, Frankf. Bilder. — Gedichte von Silesius Minor. — Duller, Kronen u. Ketten. — Lewald's Bad-Almanach. — Merck's Briefwechsel. — Heyse's Sprachlehre. — Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. — Grohmann, Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe)..... 359
Feuilleton. (Wie man sich einen Wolf liest. — Eine deutsche Frau über H. Heine. — Die lithographirte Dresdner Gallerie. — Eine Berichtigung über Heinrich Stieglitz. — Semilasso's vorletzter Weltgang. — Ein Strauß zwischen dem Zodiacus und der Revüe du Nord. — Am Grabe Ludwigs v. Voß. — Des Professor Steffens Ferienreise zum Abendmahl) 378
Correspondenz. Aus Montmorency..... 384

December.
Reisefahrten und Wanderlaunen. Von Th. Mundt. I. Ein frommer Tag in Neuwied..... 387
Die Götterdämmerung in Frankreich. Von F. W. Carové. 393
Gedichte von Rudolph und Hermann Marggraff..... 405
Die Halsbandnovelle. Von K. G. Jacob..... 412
Bücherschau. (Raumer's historisches Taschenbuch auf 1836. — Oeffentliche Charaktere, von Karl Gutzkow. — Byron's Dichtungen, übersetzt von Pfizer. — Michael Beer's sämmtliche Werke)..... 448
Feuilleton. (Professor Gans und die Aristokratie. — Anstößiges in Berlin. — Die baierische Literatur-Zeitung. — Der kleine Freund der deutschen Literatur im Auslande. — Ehrenbezeugung. — Beförderungen des päpstlichen Stuhlgangs. — Schindereien der Menschheit. — Schweizer Merkur. — Der Freimüthige. — Das hamburger Tivoli-Theater wird halb gerettet. — Böttiger†. — Verbot.)..... 460
Correspondenz. Aus Hamburg. (Eine Berichtigung von Herrn Dr. G. Nießer, in Sachen der Juden)..... 464

Digitized by Google

Literarischer Zodiacus.

Juli, 1835.

Ode an die Jugend.

Von Adam Mickiewicz.

Nicht Herz, nicht Geist, nicht Menschen, nein Skelette:
O Jugend, leihe Flügel mir!
Daß ich aus dder Welt zum Erbe
Himmlischer Phantasie mich rette,
Zu der Begeist'rung Wunderstätte,
Dort neuer Schöpfung Kranz erwerbe,
Wo sich die Hoffnung deckt mit goldner Bilder Zier.

Laß düstres Alter, das zur Erde
Im Nebel die gefurchte Stirne bückt,
In seinem Weltkreis unverrückt,
Wie ihn beschreiben Stumpfsinn und Beschwerde.

Du, Jugend, laß die Erdengränze,
Empor! und mit der Sonne Blick,
Den endlos der Azur umkränze,
Durchdring' der Menschheit Weltgeschick.

Dort unten — wo der ewgen Nebel Heerde
Der Trägheit Raum umschattet, sturmgetrieben:
Das ist die Erde!
Und sieh, aus ihrer todten Fluth
Erhob sich kriechend schaal'ge Brut,
Sich selber Steu'r, Pilot und Schiff geblieben;
Sie jaget nach der wing'gen Würmer Unterhalt,
Schwingt sich zur Höh' und taucht zur Tiefe,
Sie flieht die Well', und Welle sie, wie feucht sie triefe;
Da schwand sie, wie am Felsen Luftgestalt:
Ihr Dasein war verborgen und ihr Sterben; wißt's,
Die Selbstsucht ist's!

Jugend! des Lebens Nektar ist
Mir süß nur, theilen Freunde den Genuß:
Ein gold'nes Band sie all' umschlingen muß,
Eh' Freud' aus gottgebor'nem Herzen sprießt.

Zum Bund', ihr jungen Freund', herbei! . . .
Und Aller Glück der Wahlspruch sei;
In Einheit stark und weis' in kühnem Muth,

Zum Bund', ihr jungen Freund', herbei! . . .
Und glücklich, der wegs seiner Rennbahn fiel,
Geführt durch hehren Dranges Gluth;
Denn sank der Leib in Kampfes Wuth,
Trägt er die Folger zu des Ruhmes Ziel.
Zum Bund, ihr jungen Freund', herbei! . . .
Ob steil und gleitend ist die Bahn,
Schwäch' und Gewalt den Zugang wehren,
Stürmt gegen sie doch himmelan
Gewaltig, Schwäche brechen wird die Jugend lehren.

Wer in der Wieg, ein Kind, erdrückt die Hyder,
Er schlägt, ein Jüngling, die Centauren,
Entreißt der Höll' ihr Opfer wieder,
Und bricht die Palm' in Edens Mauren.
Dorthin! wohin der Blick nicht trägt;
Brich, was nie löset der Verstand:
Jugend! des Aars Kraft deine Schwingen regt,
Wie Donnerschlag ist deine Hand!!

Auf! Arm in Arm nun, laßt mit starken Ketten
Den trägen Erdkreis uns umschließen!
In e i n e Sonn' all' unser Denken schießen,
In einen Heerd die Geister retten! . . .
Aus deinem Grunde, Ball der Welt!
Wir treiben dich in neue Bahnen:
Dich weckt der blüh'nden Jugend Ahnen,
Wenn erst die morsche Rinde fällt.

Und wie im Reich der Nacht und der Verwirrung,
In wilder Elemente Streit,
Von Gottes Macht ein: „Werd'" aus Irrung
Allein der Sinnen Welt erschuf;
Und Wind und Meer gehorcht dem Ruf,
Von Sternen strahlt die Bläue weit:

So herrscht im Reich der Menschheit dumpfe Nacht,
Im Kampfe sind des Strebens Elemente;
Doch glüht der Jugend heil'ge Gluth,
Die Welt der Geister ist erwacht:
Die Lieb' im Schooß des Vaters ruht,
Zum ew'gen Bund schlingt Freundschaft ihr die Hände.

Zersplittert ist unfühlend' Eis,
Des Vorurtheiles Dunkel bricht:
Dir, Morgenroth der Freiheit, Preis,
Dir folgt des Heiles Sonnenlicht!

F. A. Märker.

Digitized by Google

Ueber

die poetische Behandlung des Ehebruchs.

Von

Karl Rosenkranz.

Ich will den Versuch machen, die Hauptmomente zu charakterisiren, welche der Ehebruch für die Poesie darbietet, ein Verhältniß von so unsittlicher Natur, daß hier die Einheit des Schönen mit den ihm coordinirten Ideen des Wahren und Guten, welche wir für alle Kunst zu fordern haben, auf den ersten Anblick etwas Unmögliches dünken dürfte. Ich meine hier nämlich nicht die Polemik der Poesie in satirischen Ausbrüchen gegen das Laster des Ehebruchs, wie bei Horaz, Juvenal u. A., sondern seine epische und dramatische Formation. Denn es ist unläugbare Thatsache der Erfahrung, daß ein großer Theil der poetischen Productionen, und gerade sehr vorzüglicher, von den ältesten Zeiten her bis auf die gegenwärtige Literatur herunter, sich um den Ehebruch drehet. Die Analyse eines so bedeutenden Verbrechens in Bezug auf seine poetische Behandlung wird daher nicht ohne Interesse sein. Da nun die Ehe innerhalb eines jeden Volkslebens auf eine bestimmte Weise sich gestaltet, da ferner diese specifische Bestimmtheit bei einem jeden Volk im Verlauf seiner geschichtlichen Entwicklung sich mannigfach verändert, so könnte für eine erschöpfende Betrachtung des Stoffs kein besserer Weg gedacht werden, als die Abfolge der Geschichte zur Grundlage zu machen, weil die Poesie in ihren Erzeugnissen immer auch der Reflex der herrschenden volksthümlichen Sittlichkeit ist. Bei dieser Methode würden wir im Allgemeinen den Unterschied der Polygamie und Monogamie zu beachten haben. Dort würden wir finden, daß der Ehebruch eigentlich

Digitized by Google

gar nicht existirt, weil das Weib dem Manne schlechthin untergeordnet, und die Gleichgültigkeit gegen seine Verbindungen Grundton des ganzen Verhältnisses ist. Im Chinesischen Schi—king finden wir wohl Klagen der Frauen über die Vernachlässigung durch den Mann, aber durchaus keine sittlich empörte Anklage desselben wegen Verletzung der ehelichen Treue. In dem merkwürdigen Indischen Drama, Mrichchakati, wird uns das Verhältniß eines ernsten und frommen Brahmanen, Chárudatta, zu einer geistreichen, gefühlvollen und reizenden öffentlichen Buhlerin, Vasantasn'na, dargestellt. Diese verliebt sich in jenen und, von so viel Schönheit und Zärtlichkeit eingenommen, kann er nicht umhin, ihre treue Liebe mit Gegenliebe zu belohnen. Er ist aber verheirathet. Als er nun durch Kabale eines Nebenbuhlers eines Diebstahls verdächtigt und deshalb zum Tode verurtheilt wird, nahet sich ihm seine Gattin mit ihrem Kinde. Vasantasn'na rettet ihn. Chárudattas Gattin, die eben aus Verzweiflung den Scheiterhaufen besteigen wollte, begrüßt sie neidlos mit den freundschaftlichen Worten: Willkommen, glückliche Schwester! — und Vasantasn'na umarmt sie, indem sie gesteht, jetzt wirklich glücklich zu sein. Wäre diese Scene auch, wie der Uebersetzer Wilson vermuthet, später interpolirt, so verliert sie doch das Charakteristische nicht. — Erst in der Monogamie wird der Ehebruch wahrhaft unsittlich, weil ihre Basis nicht, wie vorherrschend im Orient, die Befriedigung des Geschlechtstriebes, die Erzeugung einer Nachkommenschaft ist, sondern die Sittlichkeit selbst den Ausgangspunkt bildet und sich die Sinnlichkeit von vorn herein unterordnet. Hier erst wird wirkliche Eifersucht möglich. Die Frauen der Griechen und Römer standen in dieser Beziehung in der Mitte zwischen dem Orientalischen und dem christlich-modernen Leben. Daher finden wir hier den Anfang einer Wechselwirkung zwischen Mann und Frau, wo diese mit Vorwürfen über ihr gekränktes Recht frei herausgeht. — Allein die rechte Innigkeit der wechselseitigen Beziehung erscheint erst im christlich-germanischen Leben. Den Germanen zeichnet von seinem ersten Auftreten in

Digitized by Google

der Geschichte an die Achtung der individuellen Persönlichkeit aus. Das Christenthum befestigte dieselbe, erhob sie zum vollen Bewußtsein. Nun ist es höchst interessant, in den Ueberlieferungen der ältesten christlichen Kirche zwei verschiedene Richtungen dem Keim nach angedeutet zu finden, welche in der neueren Geschichte sich massenhaft in dem Gegensatz einer ehelichen, ich möchte sagen realen und objectiven und einer erotischen, idealen und subjectiv-sentimentalen Liebe entfaltet haben. Auf der einen Seite steht nämlich Christus, auf der andern Maria. Christus setzt die Heiligkeit der Ehe fest; auch nur den begehrenden Blick des Auges, die Unreinigkeit des Herzens, die Befleckung des Gemüthes durch den lüsternen aufsteigenden Wunsch erklärt er schon für Ehebruch. Die Ehe soll nach ihm unauflöslich sein, außer wo der Ehebruch ihr Wesen zerstört und die Gatten auf immer einander entfremdet hat. Und doch ist er auch wieder milde. Bei den Griechen, noch mehr aber bei den Germanen war die Strafe des Ehebruchs sehr hart. Christus verzieh der Ehebrecherin auf eine sehr nachsichtige Weise. — Auf der anderen Seite steht nun Maria mit einem doppelten Verhältniß, einem prosaischen und einem poetischen. Das prosaische ist ihre Ehe mit Joseph, das poetische ihre Befruchtung durch den heiligen Geist, wodurch sie in ein Verhältniß zu Gott selbst tritt. Die Dichter haben nur dies letztere aufnehmen können; Joseph wird von ihnen vergessen, und nur in einigen gereimten Legenden vom Leben der Maria kommt er als der sorgliche Hüter des Kindes vor. Maria wird als die von Gott geliebte Jungfrau, als die Königin der Himmel gepriesen. Die Malerei dagegen hat Joseph theils bei seiner Verlobung mit der Maria, theils bei der Geburt des Christkindes im Stall, endlich bei der Flucht der Eltern nach Aegypten, wie sie unterwegs ausruhen, mit der Miene der zwar erstaunt anbetenden, aber doch im Durchschnitt ihr gänzliches Nichtverstehen ausdrückenden Demuth dargestellt, zuweilen sogar mit Zügen eines nicht völlig überwundenen Zweifels, der ihm ein verdrießliches Ansehen gibt. In dem weiteren Verlauf von Christi Geschichte tritt der

Digitized by Google

treue Pflegevater ganz zurück; am Kreutz des Sterbenden finden wir wohl die von Schmerz zerrissene Mutter, aber nicht ihn. Betrachten wir diese Ueberlieferungen näher, so zeigt sich einmal die absolute Einheit und Heiligkeit der Ehe; sodann aber die Ueberschwänglichkeit des Verhältnisses zu einer Geliebten. Beide Momente sind in Maria vereinigt. Sie ist Gattin eines frommen, unbescholtenen Mannes und zugleich ist sie diejenige, die in bräutlicher Jungfräulichkeit auf Gott sich bezieht. Die katholische Poesie hat sich wohl gehütet, sie als Gattin Gottes des Vaters darzustellen; das wäre prosaisch gewesen; ja es widerspricht überhaupt der Vorstellung von Gott, eine besondere Neigung u. s. f. in ihm zu setzen. Allein sie hat sich nicht gescheuet, geradezu von der Liebe zu singen, mit welcher Maria's Keuschheit, Tugend und Schönheit Gott erfüllt habe; ja, indem Gott der Sohn dem Wesen nach von dem Vater nicht verschieden ist, hat sie auch nicht Anstand genommen, den Sohn in das Verhältniß des Bräutigams zur Mutter zu stellen.*) Erst mit der tiefsten Begründung der Ehe erzeugt sich daher unter den christlich-germanischen Völkern das eigenthümliche Verhältniß zu einer Geliebten. Die nordischen Stämme und der Protestantismus haben dasselbe nicht anerkannt, nicht geduldet; aber die katholische Kirche und die romanischen Stämme haben es in ihr System der Sittlichkeit aufgenommen. In der Provence, in der Mitte zwischen dem eigentlichen Frankreich, zwischen Spanien, Italien und Deutschland, finden wir

*) In der griechischen Mythenwelt, wenn wir uns den Vergleich des Heiligen mit dem Profanen erlauben, finden wir eine in der äußeren Construction ganz analoge Geschichte in der Erzeugung des Herakles. Aber hier ist es die Sinnlichkeit, welche den Zeus zur Alkmene zieht, und wegen dieses Ausgangspunktes wird die ganze Gestaltung komisch. Es wird dem Amphitruo und Sosias durch Zeus und Hermes erst ein Betrug gespielt, und dann die in Verlegenheit gesetzte Frau gerechtfertigt. Von der unendlichen Tiefe der Liebe, wie Heinr. v. Kleist diesen Stoff aufgefaßt hat, sehen wir bei Plautus, der nach griechischem Vorbild arbeitete, noch nichts. Die individuelle und dadurch sentimentale Liebe gehört der modernen Zeit.

Digitized by Google

im Leben der Troubadours die ersten Spuren desselben; jeder Troubadour hatte eine, im Lauf der Zeit auch wohl mehre Geliebten, welche Gattinnen Anderer waren. Auch Dante gehörte mit seiner wahrsten Liebe nicht seiner Gattin, sondern seiner Beatrice an, und Petrarca's Geliebte war ebenfalls die Frau eines Anderen; alle Glut der Schwärmerei hinderte ihn jedoch nicht, außerdem einen natürlichen Sohn und eine natürliche Tochter zu erzeugen. In Spanien und Italien bildete sich diese Seite in der Galanterie des hausbefreundeten **cavaliere servente** aus. In Frankreich blieb sie frei von der Weitläufigkeit eines strengen Ceremoniels der Etiquette; die Geliebte war die **maîtresse** und dadurch das ganze Verhältniß einer größeren Sittenlosigkeit preisgegeben, als in Spanien und Italien. Wenn wir bei diesen Völkern einer abstracten Trennung der Prosa der Ehe und der Poesie der Liebe begegnen, so haben die Scandinavier, die Engländer, die Deutschen, obwohl auch sie nicht davon frei geblieben sind, im Durchschnitt die Forderung festgehalten, daß das zur Gattin erwählte Weib auch durch allen Wechsel der Ehe, durch die ganze Dauer derselben die Geliebte bleiben soll. Daher bei den Deutschen das Vorwalten des Familienlebens, weil die Gatten durch die stete Erneuung der ursprünglichen Liebe in der Ehe eine Befriedigung finden, die an Innigkeit und Süßigkeit jedes andere Verhältniß übertrifft. Für die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts war diese Glückseligkeit nichts als Philisterhaftigkeit; die höheren Stände ahmten ihren Ton nach, drangen aber nicht durch den Kern der Volkssitte hindurch und sind gegenwärtig zur Achtung der Ehe zurückgekehrt.

Dies möchten die ungefähren Grundzüge sein, die uns leiten müßten, wenn wir die dichterische Gestaltung des Ehebruchs im Zusammenhang mit der Geschichte entwickeln wollten. Allein ein solches Verfahren erheischt eine Ausdehnung, der ich mich hier nicht überlassen kann; es würde uns nämlich in die detaillirte Gesetzgebung der Kirchen und Staaten verstricken. Es sei mir daher erlaubt, nur einige Andeutungen über die Hauptdif-

Digitized by Google

ferenzen mitzutheilen, welche sich am augenscheinlichsten bei diesem Thema herausstellen. Die Poesie kann so wenig als irgend eine andere Kunst des Häßlichen entbehren. Dies klingt vielleicht paradox, ist es in der That aber nicht. Das Schöne hat seine Bestimmtheit im Maaß. Soll dasselbe nicht blos symmetrisch erscheinen, so ist nothwendig, daß die Gleichheit der Verhältnisse durch das Ungleiche gebrochen werde. Erst dadurch entsteht Harmonie. In unserem Falle sind es die beiden Gatten, die zu einander in symmetrischem Verhältniß stehen. Der Ehebruch ist das Negative dieser positiven Elemente. Aber die Poesie hat uns zu entwickeln, wie das Negative im Positiven sich aufhebt. Je stabiler das Element ist, in welchem die Kunst darstellt, um so mehr bleibt sie in der reinen Consonanz harmonischer Formationen, wie die Architectur und Sculptur, stehen. Je flüssiger, beweglicher aber das Medium ihrer Verwirklichung wird, um so mehr verschwindet die ruhige Größe, die heitere Einfachheit. Die Unterschiede der dargestellten Objecte vermannigfaltigen sich; die Leidenschaft wird wach; Lust und Schmerz machen sich frei, selbst das Böse tritt heraus. Die Malerei bietet uns die vollendete Erscheinung des Lebens; wie sie im seelenvollen Blick des Auges, der der Sculptur noch fehlt, die Pforte des Innern eröffnet, so strömt die Musik nur die Innerlichkeit der Empfindung in den Wogen der Töne aus. Die Poesie aber umschließt das äußere und innere Leben mit gleicher Macht in allen Nüancen; wo keine andere Kunst hinreicht, wo auch die Musik nur anzudeuten vermag, da ist sie die volle Offenbarung. Sie spricht aus, was den Geist in seinen Tiefen bewegt. Sie kann daher die Wildheit der Leidenschaft, die Verhärtung des Bösen nicht von sich ausschließen. Aber es kommt darauf an, daß sie das Verwerfliche, das moralisch Verabscheuungswürdige als das hinstelle, was es ist. Das Gute für sich allein ist nicht poetisch; im Gegentheil es wird langweilig. Das Böse für sich allein ist auch nicht poetisch. Es ist widrig, seine Anschauung wird quälerisch. Jedoch der Kampf des Guten mit dem Bösen ist poetisch; da

Digitized by Google

nun das Böse lediglich als Verneinung des Guten Existenz hat, so ist es bei dem Kampf im Nachtheil; es ist machtlos gegen das Gute, es findet seinen Untergang an demselben und durch dasselbe. Des Teufels können die Dichter also nicht entbehren; es fragt sich nur, ob sie ihn an den Stufen des göttlichen Thrones der Liebe und Macht erscheinen lassen, wie Goethe und jeder ächte Poet, oder ob sie, wozu einige neuere Franzosen nicht übel Lust zu haben scheinen, ihn auf den Thron setzen, Gott aber sammt den Schaaren der Engel aus dem Himmel exiliren. Vom Princip der Sittlichkeit aus angesehen, ist der Ehebruch schlechterdings häßlich. Der Antheil, den die Poesie an ihm nimmt, muß sich auf der Idee der Ehe selbst begründen. Ohne den Ehebruch kann die Ehe nicht lebendig entwickelt werden. Die treuen Gatten, wie Philemon und Baucis, haben auch wenn sie sich in den Pfarrer von Grünau und dessen kochkunsterfahrene Ehefrau verwandeln, nur in einer Idylle Raum. Die Treue einer Penelope wird nur dadurch so reizend, daß sie selbst von Freiern umschwärmt, und ihr Mann von schönlockiger Kalypso und Kirke eine Zeitlang gefesselt wird. Die Poesie bedarf des Negativen. In der Darstellung des Ehebruchs muß sie uns also die Wahrheit der Ehe selbst darlegen. Oder vielmehr, jene Darstellung ist ohne die Idee eigentlich unmöglich, denn eine Dichtung, welche uns in vollem Ernst den Ehebruch als vernünftig vorführen wollte, würden wir mit Ekel von uns weisen. Zwar fehlt es nicht an solchen Producten in der Literatur, namentlich aus der Zeit, wo der jüngere Crébillon seine libidinösen Romane schrieb, allein als Poesie können solche Gemälde trotz ihres Glanzes der Phantasie, trotz ihrer schimmernden Diction nicht anerkannt werden. Sie sind schmutzigen Träumen vergleichbar; man hat sie geträumt, das ist wahr; hätte man aber die Besonnenheit des freien, wachen Lebens gehabt, so würde man sie nicht geträumt haben. Man sucht schnell darüber fortzukommen, man spricht nicht davon: so sucht auch ein Volksbewußtsein solche Erinnerungen zu verkürzen und als Verirrungen, deren es sich schämt, zu vergessen.

Digitized by Google

Die Familie ist der Boden des sittlichen Geistes, der Schooß seines unmittelbaren Daseins, weshalb jede Verletzung des Familienlebens ohne Weiteres die tiefsten geistigen Interessen aufregt. Da nun alle Kunst dahin streben muß, im kleinsten äußeren Umfang die höchste Kraft und Fülle zu entwickeln, in geringen Räumen die ganze Welt zu concentriren, so ist die Familie mit den mannigfaltigen Unterschieden ihrer so einfachen und doch so gediegenen Verhältnisse unzweifelhaft ein sehr naheliegender und günstiger Stoff. Daß die Ehe die vollkommenste Darstellung des Geschlechtes, daß sie als Ergänzung des männlichen und weiblichen Charakters die schönste, daß sie sowohl im Verhältniß der Gatten zu einander, als im Verhältniß derselben zu den Kindern die heiligste Sittlichkeit, endlich, daß sie durch Innigkeit und Zartheit des Gefühls der wahre Heerd gemüthlichen Daseins ist, diese Begriffe muß ich voraussetzen. Der Ehebruch zerrüttet alle diese Schönheit, Heiligkeit, Gemüthlichkeit. Denn indem die Ehe Mann und Weib als eine ungetrennte, wenn gleich in sich unterschiedene Einheit setzt, führt der Ehebruch eine dritte Persönlichkeit hinzu, welche das Abgerundete, fest in sich Abgeschlossene der Ehe stört und so ihre reizende Gestalt aufhebt, die offenbar nur darin liegt, daß innerhalb der Ehe mit und an dem Manne das Weib, mit und an dem Weibe der Mann erscheint. Wird so der erfreuliche Anblick einer harmonischen Einheit verkümmert, so wird die Heiligkeit des ehelichen Bundes nicht minder gekränkt, denn nur so lange besteht dieser, als der Mann seinem Weibe, die Frau ihrem Manne ausschließend ergeben ist. Wird daher diese Grenze mißachtet, wird diese Nothwendigkeit verletzt, so ist mit einer solchen Befleckung auch die heilige Weihe der Ehe auf immer dahin. Und diese Verletzung zieht schließlich eine Zertrümmerung aller heiteren wohlthuenden Gemüthlichkeit nach sich, weil sich der ehebrecherische Gatte, um doch den Schein der Liebe zu erhalten, zur Heuchelei gezwungen sieht. Die ächte Einheit ist verschwunden. Das natürliche Zuvorkommen des herzlichen Vertrauens verwandelt sich in gesuchte Schmeichelei, um den

Digitized by Google

eingelullten, getäuschten Gatten desto sicherer zu betrügen; die stille, ungezwungene Achtung verkehrt sich in ein conventionelles Betragen, dem Gatten Alles zu gewähren, was er nach Recht und Pflicht verlangen kann; genug, alle Künste eines bösen Gewissens, das sich nicht verrathen will und daher um Legitimität eifrigst bemüht ist, werden rege.

Die Versuchung zum Ehebruch liegt für beide Gatten vornehmlich darin, daß er alles Süße, was das Werden eines Liebesbündnisses begleitet, alles Fürchten und Hoffen, alles Entbehren und Genießen desselben von Neuem darbietet, und zwar, durch die nothwendige Verschwiegenheit des Verhältnisses, in erhöhetem Maaße. Der Mann durchlebt wieder die Spannung des leidenschaftlichen Jünglings. Das Weib hat den Genuß, zu empfinden, daß, obwohl sie dem Recht nach einem Einzigen zugehört, und dies Verhältniß in dieser Beziehung jeden anderen Mann von ihr abschneidet, jeden in ehrerbietiger Ferne hält, obwohl sie als ausschließend von ihrem Gatten geliebt betrachtet werden soll, dennoch ein Anderer sie mit sehnsüchtigem Verlangen verfolgt. Eine solche Liebschaft hat zu ihrem Hintergrunde nicht die Ehe, wie die öffentliche Bewerbung. Sie ist vielmehr von dem geistigen Kitzel erfüllt, daß dem schändlichen Verhältniß ein sittliches geopfert wird. Die Buhlerin siegt über eine Gattin, wenn die Verführung von ihr ausgeht, der Buhler über einen Gemahl. Die satanische Eitelkeit, heilige Bande zerrissen zu haben und sich als die unwiderstehliche Macht zu wissen, welche dies vermochte, ist gerade das Verlockende; eben so die falsche Lust, welche aller Betrug, alle Heimlichkeit dem Menschen gewährt. Man freut sich nicht blos, geliebt zu werden, sondern auch einem Anderen diese Liebe entzogen zu wissen; man hat nicht bloß den Genuß einer schlichten Ergebung des Geliebten, sondern weiß auch, daß dieselbe Entsagung eines anderen Verhältnisses in sich schließt. Diese Versunkenheit in die gemeinste Eitelkeit ist es, wodurch viele Romane der neueren Zeit so widerlich werden, weil ihre Verfasser und Verfasserinnen ihre Triumphe als die interessantesten Si-

Digitized by Google

tuationen malen, als etwas Neidwerthes, und von der grenzenlosen Verworfenheit solcher Zustände gar keine Ahnung zu haben scheinen.

Da nun in der Ehe die zarteste Verschmelzung des Geistigen und Sinnlichen stattfindet, so ergiebt sich aus der Einheit dieser Elemente, daß der Ehebruch entweder die geistige oder die sinnliche Seite hervorkehrt. In diesem Unterschied wurzelt der des Ehebruchs überhaupt; er ist, wo die Macht der Sittlichkeit über ihn hingreift, tragisch, wo hingegen die Sinnlichkeit ihr Spiel treibt, komisch.

Der tragische Ehebruch ist aber, wie der komische, in sich höchst mannigfaltig. Im Allgemeinen dürften sich in ihm folgende Fälle unterscheiden lassen: 1) der directe Ehebruch, wo die That ohne Zweifel, ohne Zaudern erfolgt; 2) der Kampf des von der Sittlichkeit gehaltenen Gemüthes mit dem Reiz des Verbrechens; 3) die Steigerung des Verhältnisses durch die Nothwendigkeit, ihm nicht blos die Sittlichkeit überhaupt zu opfern, sondern selbst zur Gemeinschaft mit dem Unnatürlichen sich entschließen zu müssen.

Der erste Fall ist der einfachste und daher auch der früheste; die Leidenschaft abstrahirt von allen Folgen; sie läßt sich ohne Skepsis ein. Die Poesie kann sich dies Verhältniß, insofern es ernster Natur ist, nur durch eine anderweite Berechtigung aneignen. Der Raub der Helena durch Paris hat zwar einen ernsten, allein noch keinen wirklich tragischen Charakter, denn er ist nicht unmittelbar durch Paris oder Helena beabsichtigt, er ist durch den Streit der Göttinnen motivirt; es ist nicht blos menschliche Willkür, welche diesen Ehebruch veranlaßt, es ist Aphrodite im Kampf mit Here und Athene, welche den schönen Hirten zum schönsten Weibe führt. Unleugbar würde es prosaisch gewesen sein, hätte Aphrodite dem Paris ein schönes Mädchen zugeführt; indem aber das Schönste bereits im Besitz eines Anderen sich findet, kann es nicht mit sinnlicher Ruhe genossen werden, sondern schon das erste Ergreifen desselben ist mühevoll. — Ein anderer ächt tragischer Fall ist das Geschick

Digitized by Google

des Agamemnon. Menelaos erbeutet sich die Gattin wieder. Agamemnon kehrt zurück; Klytämnestra hat sich dem Aegisthens gesellt; sie ermordet den Agamemnon. Kassandra ist es bei Aeschylus, welche die Unseligkeit des Hauses im Innersten empfindet. In den Homerischen Gesängen findet sich in Bezug auf Helena, Menelaos und Paris keine finsterdrohende Aeußerung. Nur Verdruß, Unmuth, Gram wird zuweilen in der Ilias laut. Kassandra dagegen beschwört in ihrem Seherwahnsinn alle Schrecken herauf, welche die Zerrüttung in der Familie des Agamemnon umschweben. Klytämnestra ist über ihre That, die sie frohlockend im Detail selbst erzählt, ganz ruhig. Als der Chor ihr zuruft:

Flieh' aus der Stadt verbannt,
Haß und Greuel den Bürgern!

entgegnet sie:

Du nun erkennest ferne Stadtverbannung mir,
Und Bürgerhaß zu tragen und den Fluch des Volks,
Dagegen gar nichts diesem Mann anschuldigend,
Der sonder Anstand, gleich als würd' ein Lamm erwürgt,
Da reichlich Wollvieh durch die Au'n herwimmelte,
Geopfert seine Tochter, mir die theuerste Frucht
Der Wehen, zur Hemmung rascher Stürm' aus Thrakia.
Nicht den vom Land hier wegzubannen ziemte dir,
Zum Lohn des Greuels? aber hörst du meine That,
Gleich bist ein strenger Richter du? Dir sag' ich denn
Auf solche Drohung, daß ich vorbereitet bin,
Du sollst, wenn gleich so deine Hand obsiegt, von mir
Herr sein; doch wenn das Gegentheil vollführt ein Gott,
Traun, spät gewitzigt lernest du Besonnenheit.

Wie hier die Mutter es ist, welche im Bewußtsein, die Tochter am Vater zu rächen, den Mord desselben als Pflicht betrachtet und ihr Verhältniß zum Aegisthens durch die Impietät Agamemnons gerechtfertigt sieht, so hat die neuere Poesie an der Geschichte der Longobardenkönigin Rosamunde einen Stoff empfangen, wo die Tochter den Mord des Vaters an seinem Mörder, ihrem Gatten rächt. Um einen Mörder desselben

Digitized by Google

zu finden, nimmt sie ihre Zuflucht mit kältester Berechnung des Hasses zu einem künstlich herbeigeführten Ehebruch; sie schiebt sich dem Liebhaber ihrer Kammerfrau, dem Peredeo, unter und weiß ihn so mittelst der Furcht der Anklage zum Morde Alboin's zu bewegen. Schon im funfzehnten Jahrh. versuchte ein italienischer Dichter, Rucellai, diesen Gegenstand in einem Trauerspiel zu behandeln. Bei uns ist dies mehrfach geschehen, zuletzt von Fouqué und Uechtritz. Endlich hat auch Gruppe eine epische Formation des Stoffes versucht. Aber keine dieser Behandlungen hat Glück gemacht; der Grund möchte am Ende weniger in den Dichtern, als darin liegen, daß Rosamunde noch einem zweiten Verrath sich überläßt, indem sie den Peredeo wiederum ihrer Neigung zum Exarchen von Ravenna durch Gift aufzuopfern versucht, eine Gemeinheit, wodurch die Anlage zu tragischer Größe, welche sie als eine durch barbarischen Uebermuth des Gatten gereizte Tochter unstreitig besitzt, sehr beeinträchtigt wird.

Reicher gestaltet sich der Ehebruch, wo das Bewußtsein seiner Unsittlichkeit in den Ehebrechern eine Entzweiung des Gemüths hervorruft. Die reinste tragische Entfaltung findet in diesem Falle da Statt, wo der Ehebruch selbst als That an sich gar nicht existirt, wo aber nichtsdestoweniger von dem Verdacht des Ehebruchs aus so gehandelt wird, als sei er wirklich vollbracht. Denn unter dieser Voraussetzung sind beide Gatten unschuldig und erwecken deshalb unsere reinste, ungehemmteste Theilnahme. So ist es z. B. in den Nibelungen, wie die deutsche Poesie dieselben entwickelt. Sigfrid hat die Ehe nicht mit Brunehild gebrochen, aber durch einen unglückseligen Zufall ist allerdings der hinreichendste Grund zu solchem Verdacht vorhanden. So ist es in Shakespeare's Othello, wo die keuscheste und treueste Frau dem Gatten eines elenden Schnupftuchs halber als unrein, als verrätherisch erscheinen muß. So ist es in Cymbelin; am einseitigsten und grausamsten aber in dem Calderonschen Stück, der Arzt seiner Ehre. — In diesen Dichtungen ist der Ehebruch selbst gar nicht angestrebt. Aber wir

Digitized by Google

finden auch eine Reihe, wo es in der That auf ihn angelegt ist, wo es aber, sei es durch die Keuschheit des Mannes, sei es durch die der Frau, nicht dazu kommt. Bei diesen Poesieen liegt das Tragische nicht in der Intention des Ehebruchs, in der Anstrengung, ihn herbeizuführen, sondern erst in der Verwandlung der nicht befriedigten, nicht erwiederten Liebe in Haß. Die älteste Geschichte dieser Art ist die alttestamentische von Joseph. Die mohamedanische Dichtkunst hat dieselbe weitläufig und oftmals ausgeführt, weil die zwölfte Sure des Koran ihre vollständige Erzählung gibt. Der Frau des Potiphar ist auch ein Name gegeben, Suleicha. Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, die verschiedenen Schattirungen zu analysiren, welche die Phantasie der orientalischen Dichter in den Künsten, womit Suleicha den schönen Jussuf zu verführen sucht, darbietet. Als er ihrer Begierde widersteht, klagt sie ihn selbst des Conats des Ehebruchs an. Das Tragische ist hier besonders in dem qualvollen Kampf enthalten, den Suleicha, hingerissen von ihrer Wuth, mit sich selbst streitet, den geliebtesten Mann der Härte des Gefängnisses preisgegeben zu haben. Die persischen Dichter haben deshalb für die Schönheit Suleicha's so sehr Partei genommen, daß sie, nicht ungeschickt, eine endliche Versöhnung und Vermählung derselben mit Jussuf herbeizuführen wissen, die sogar als ein Rathschluß des Himmels dargestellt wird. Im Mittelalter liegt die nämliche Geschichte der Erzählung zu Grunde, welche die einzelnen Novellen der **Gesta Romanorum** umschließt und im Deutschen als das Volksbuch von den sieben weisen Meistern bekannt ist. Wie hier der Mann ein Gegenstand der Begierde des Weibes ist, so haben wir auch zwei Volksbücher, in denen umgekehrt das Weib durch den Mann dem Elende aufgeopfert wird, weil es seiner verbrecherischen Neigung nicht entgegenkommt. So sehen wir durch Biren's Anschwärzung im Octavianus die Kaiserin Felicitas verstoßen, aber, wie in Shakespeare's Wintermährchen, am Ende wieder zu Ehren gebracht. So sehen wir in der Genoveva die Pfalzgräfin durch Golo's Tücke in die Waldeinöde verbannt. Der

Digitized by Google

letztere Stoff, der ursprünglich durch einen französischen Jesuiten in die Literatur eingeführt ward, hat durch zwei deutsche Dichter, durch Maler Müller und Tieck, seine höchste Blüthe erreicht. Die Zerrissenheit Golo's in Liebe und Haß gehört zu dem Herrlichsten, was Tieck hervorgebracht hat. — Hier sehen wir auch noch den Verdacht des Ehebruchs; aber er ist dadurch hervorgerufen, daß von der einen Seite her der Ehebruch wirkliche Absicht war. Kommt es endlich von beiden Seiten zur Einwilligung in den Ehebruch, so ist damit der Gipfel der Entzweiung erstiegen. Hier hat die Poesie nur die doppelte Wahl: entweder sie läßt sich die Liebenden im Schmachten nach einander verzehren, weil die Scheu der Sittlichkeit die Obmacht behält, oder die Liebenden sündigen wirklich und gehen in schnellem Sturze unter. Das Erstere ist in allen Romanen der Fall, welche eine ähnliche Grundlage wie Goethe's Werther haben; in der gelungensten Nachbildung desselben, die wir besitzen, in Bulwers Falkland, ist mehr das Weib, bei Goethe mehr der Mann geschildert. Der Mittelpunkt dieses Kampfes ist in Goethe's Wahlverwandtschaften enthalten. Was im Werther eine einfache Leidenschaft ist, erscheint hier verdoppelt; was dort nur den Einzelnen betrifft, umfaßt hier eine Familie; was dort als ein Band des Gemüthes mit der Natur in unmittelbarer Frische hervorströmt, ist hier durch eine sehr geübte Reflexion und die mannigfachsten geselligen Verhältnisse zur Melancholie des Nachdenkens gesteigert; Lotte ist ein unbefangenes Naturkind; Ottilie ist ein engelhaftes Wesen, das aber — ein Tagebuch führt. Durch die Klarheit des Selbstbewußtseins wird hier Alles geschärft, aber auch wieder bis zum Elegischen gemildert. Wir unterscheiden in dem Roman zwei Extreme, die ernstgemeinte Ehe zwischen Charlotte und Eduard, den liederlichen Ehebruch der Baroneſſe im französisch frivolen Ton der höheren Stände. Hier ist gar nicht der Wille der Ehe; dort ist er wohl, aber in den Personen fehlt die Bedingung seiner völligen Realisirung. So bewegt sich Alles im Unmöglichen; jeder Rettungsversuch birgt seine Vernichtung in sich selbst. Ich gestehe, daß ich Alles, was

Digitized by Google

den harmlosen Geist einer Ehe unter der unschuldigsten Außenseite vergiften, bis zur Unnatur verderben kann, in diesem Roman zusammengedrängt sehe. Wohl weiß ich, daß gerade die Wahlverwandtschaften für das Maximum Goethe'scher Unsittlichkeit gelten. Ein solches Urtheil ist aber nur ein Beweis des gedankenlosen Absprechens, worin unsere Kritik so verloren ist, daß die Objecte, über welche sie urtheilt, ihr nur nebelhaft vor Augen schweben. Ich brauche mich hier auf eine weitläufige Rechtfertigung des Romans nicht einzulassen, da wir Alle hoffentlich von der tiefen Lebensweisheit desselben, von der darin dargelegten wundervollen Offenbarung eines selbstgeschaffenen Fatalismus überzeugt sind, und ich frage daher nur, ob nicht solche Verhältnisse, wie darin geschildert sind, existiren, ob nicht durchweg das Bewußtsein sich zeigt, daß die Ehe „als der Anfang und Gipfel aller Cultur" aufrecht erhalten werden müsse, ob nicht Eduard wie Ottilie, der Hauptmann wie Charlotte in unaufhörlichem Kampf mit ihrer Neigung begriffen sind, endlich ob es für eine unentschlossen schwankende Sittlichkeit eine härtere Gerechtigkeit geben kann, als nach unzähligen halben Anstrengungen elend hinzusiechen, weil die verderbende Schwäche nicht von vorn herein mit Entschiedenheit bekämpft wurde? Ist wohl von allen diesen Widersprüchen etwas durch den Dichter verborgen, hat er uns nicht gerade den bodenlosen Abgrund der Sophistik eröffnet, mit welcher eine gern empfundene Leidenschaft Verstand und Willen bis zur kränklichsten Schwäche, ja bis zur Unnatur verbildet? Ist einmal von Didaktik die Rede, so wüßte ich in der That so leicht kein Buch, das uns mehr aufreizen könnte, in Hinsicht auf die unendliche Bedeutung der Ehe alle Besonnenheit aufzubieten, um weder uns selbst noch Andere durch süße schmeichlerische Nachgiebigkeit und zu späten Kampf gegen so bald, so oft und leicht gefundene Wahlverwandtschaften ein reines Glück zu zerstören, als eben diesen Roman. In solchen Verhältnissen, wie im Werther und in den Wahlverwandtschaften, bedürfte es nur der Auflösung der Ehe; aber sie eben wird vermieden, weil mit ihr ein Geständniß von

Digitized by Google

der Halbheit derſelben abgelegt würde. Wo nun die Liebenden aus der Geſinnung für einander zur That des Ehebruchs übergehen, da bleibt für das Gewiſſen gar kein Ausweg der Sophiſtik mehr übrig. Die Poeſie kann jedoch nur dann ein ſolches Verhältniß darſtellen, wenn ſie den Willen als mit ſich ſelbſt kämpfend entwickelt; er will das Eine nicht laſſen und das Andere auch nicht; ſeine innere Entzweiung muß ihn alſo verzehren. In aller Schroffheit hat die Kunſt dieſe Marter in jenem Trauerſpiel, das leidende Weib, welches dem unglücklichen Lenz zugeſchrieben wird, uns vor Augen gebracht. Hier ſehen wir eine Frau in den angenehmſten geſelligen Verbindungen; ihr Mann iſt ein geachteter, ausgezeichneter Staatsdiener; ihre Kinder ſind allerliebſte Weſen; ſie ſelbſt die allgemein verehrte, überall triumphirende Liebenswürdigkeit. Allein zufällig wird der Herr von Brand, ihr Jugendgeliebter, ihr wieder nahe gebracht. Die alte, lang verdeckte, wie es ſchien, bereits vergeſſene Leidenſchaft lodert von Neuem mit der raſendſten Heftigkeit auf, und ſie erliegt der Verſuchung. Die gräßlichſte Pein über ihr Verbrechen foltert ſie und ihren Geliebten, denn Beide ſind von wahrhaft zärtlicher Achtung gegen den hintergangenen Ehemann durchdrungen. Es iſt natürlich, daß nur ihr Tod einem ſo zerriſſenen Zuſtande ein wünſchenswerthes Ende bereiten kann. — Der Untergang der Liebenden, ſei es, daß der Schmerz der unerquickten Sehnſucht ihnen das Mark ausſaugt, ſei es, daß die Qual des Gewiſſens ſie vernichtet, iſt von der Poeſie als das gewöhnliche Reſultat feſtgehalten. Aber die deutſche Poeſie beſitzt auch ein Werk, in welchem die Unſittlichkeit des Ehebruchs ſich in Sittlichkeit auflöſt. Dieſe merkwürdige Compoſition hält ſich am Dogma der katholiſchen Kirche von der Untrennbarkeit der Ehe. Ich meine hier der Gräfin Dolores Reichthum, Armuth, Schuld und Buße von Arnim. Die reizende junge Frau wird von einem Wüſtling planmäßig verführt; im Traum ſprechend enthüllt ſie ihrem Gatten das entſetzliche Geheimniß ihres zermalmten Gewiſſens. Karl will ſich erſchießen oder beſſer, von ihr, gleichſam durch einen Zufall-

Digitized by Google

sich erschießen lassen. Es schlägt fehl. Ihn in seiner Genesung pflegend, von dem Bewußtsein ihrer Schuld zu Boden gedrückt, eröffnet sie endlich ihr Inneres in einer erschütternden Beichte. Nun hat Arnim meisterhaft die allmählige Erstarkung der Geknickten zur Sittlichkeit zu entwickeln gewußt. Die Erinnerung an die Schuld wird die Basis der reinsten Demuth und Hingebung. Sie lernt ihren Gatten nun erst wahrhaft kennen, nachdem ihr Gemüth in der Schule der Sünde und Reue zur Besinnung geführt und von der Oberfläche des Vergnügens und der Gefallsucht zur Tiefe des Lebens gewendet ist. Sie wird, nachdem der Schmerz sie gereinigt, und seines Umgangs wieder würdig gemacht hat, das liebevollste Weib und die aufopferndste, aufmerksamste Mutter einer reichen Kinderschaar.

Wir haben bis jetzt zuerst den Ehebruch betrachtet, wie er ohne Reue als ein berechtigter, zweitens wie er als der unberechtigte im Kampf des Gemüthes erscheint. Hierin zeigte sich uns eine Steigerung. Einmal war der grundlose Verdacht des Ehebruchs vorhanden; sodann derselbe Verdacht, aber hervorgegangen aus der einseitigen Beabsichtigung des Verbrechens; endlich die Zusammenstimmung der Liebenden zum Ehebruch mit dem Unterschied, daß sie ihn nicht wagten und somit innerlich erkrankten oder, daß es wirklich dazu kam und sie nun theils dem nothwendigen Untergang erlagen, theils zur Höhe ächter Sittlichkeit mittels der Buße sich erhoben. Ungleich tragischer wird der Kampf, wenn der Ehebruch nicht bloß die Verletzung der Ehe überhaupt, sondern mit dieser zugleich eine Verletzung der Familienpietät in sich begreift. Ueber die Ehe würden die Liebenden sich vielleicht hinwegsetzen, diesen Bund würden sie im Drang ihrer Leidenschaft vielleicht mit Füßen treten; allein die Pietät drängt sich wie eine Mauer zwischen die tobendsten Wünsche und deren Realisirung. Denn das Unnatürliche müßte gethan werden, und zu ihm sich zu entschließen, bedarf es viel für den Menschen. Schon die Pietät gegen einen Herrn zu überspringen, ist eine harte Zumuthung, wie das Mittelalter im Ehebruch des Lancelot mit der Genievra,

Digitized by Google

Goethe im Götz von Berlichingen im Verhältniß des Franz zur Adelheit und zu Weislingen dies Sujet behandelt haben. Auch die Pietät gegen die Liebe und ihre Eide ist eine schwierige Collision, wie Goethe's Stella sie uns vorführt, wo Ferdinand als die Mitte einer früheren und späteren Verbindung nur im Tode eine Erlösung findet. Allein weder im Ehebruch mit einer Herrin, auch wenn sie die Königin ist, noch in der Doppelehe, wo an der Heiligkeit des Eides gefrevelt wird, ist die gräßliche Empfindung enthalten, welche die Verwüstung der Familienpietät erregt. Die Poesie darf hier nur dann den Ehebruch darstellen, wenn er das Aeußerste des Unnatürlichen vermeidet. Denn das absolut Unnatürliche ist der poetischen Form unfähig. In Goethe's Geschwistern kann man erbangen, aber die düstere Ahnung der möglichen Blutschande lös't sich in dem Ende auf, wodurch die Neigung der Liebenden völlig gerechtfertigt wird. Wer aber wollte es unternehmen, die Geschichte der Beatrice Condi poetisch auszumalen — oder die Verbindung Nero's mit seiner Mutter? Freilich hat ein deutscher Dichter, v. Lohenstein, den Versuch gemacht, das letztere Verhältniß in seiner Agrippina dramatisch zu gestalten; aber wir wissen auch, bis zu welchem Grad der Unnatur die ganze zweite schlesische Schule sich verirrte, so daß es ein Leichtes sein würde, aus ihren Werken eine Menge von Ehebruchsgeschichten aufzuführen, welche sämmtlich dem angegebenen Kanon entgegen sind. In der berühmten Agrippina ist der dritte Act, wo die Mutter den gegen sie spröden Sohn zum Beischlaf zu bestimmen sucht, das Scheußlichste, was man lesen kann. Es ist daher nothwendig, daß das Verhältniß der Eltern und Kinder nicht das directe sei. In der Poesie des Mittelalters erinnere ich mich gar keiner Erzählung, worin dieser Kreis der Pietät berührt würde. Die umfangreichste seiner Ehebruchsgeschichten ist der Roman von Tristan und Isalde. Marke, Isalde's Gatte, ist Tristan's Herr und Oheim; aber Isalde liebte den Tristan, bevor sie Marke erblickt hatte, und überdies wird die ganze Liebe durch die Magie eines Zaubertrankes ebenso entschuldigt, wie etwa Helena's Entführung durch

Digitized by Google

den ihr voraufgegangenen Streit der Göttinnen. *) Das Hauptverhältniß, das wir in der Poesie antreffen, ist deshalb die Ehe, in welcher eine jugendliche Stiefmutter mit einem jugendlichen Stiefsohn zusammentrifft. Hier ist eine Verzeihung möglich, da offenbar die Jugend ein gewisses Anrecht auf einander gibt, und die Ehe des Vaters Sohn und Gattin in ein entschiedenes Mißverhältniß zu einander setzt. Schon Sophokles hat die Geschichte der Phädra behandelt. Auch Euripides, auch Racine, dessen Bearbeitung des Stoffs durch Schiller ein Eigenthum auch unserer Bühne geworden ist. In der antiken Auffassung ist es freilich wieder Aphrodite, welche die Verschmähung ihres Cultus an dem Jäger Hippolyt rächen will, die eine so glühende Leidenschaft der Mutter zu ihm entzündet; als sie unerwiedert bleibt, sinkt Phädra zu der Gemeinheit herab, beim Theseus den Sohn des Conates zum Ehebruch anzuklagen, gerade wie Suleicha dem Joseph that. Umgekehrt ist es in Schillers Don Carlos der Sohn, welcher die Stiefmutter liebt, allein durch ihre hohe Sittlichkeit von dem Verbrechen fern gehalten wird. Eine der schönsten Erzählungen des Lord Byron, die besonders durch die reinste Simplicität des Tones ausgezeichnet ist, schildert uns den Ehebruch der Gattin des Grafen Nicolaus von Este mit seinem natürlichen Sohn. Der Vater entdeckt die verbrecherische Liebe; den Sohn läßt er enthaupten, Parisina muß den Schleier nehmen. Die wahre Poesie wird sich in solchen Verwicklungen mit der ächten Sittlichkeit niemals in Widerspruch zeigen. —

Die komische Gestaltung des Ehebruchs darf dagegen auf die sittliche Natur der Ehe nur obenhin reflectiren; sie muß vom Geschlechtstriebe als solchem, von der Sinnlichkeit ausgehen. Nur unter dieser Bedingung wird der Ehebruch für die Poesie lächerlich. Oder vielmehr, er an sich, als Handlung der Sittlichkeit genommen, ist nicht lächerlich, wohl aber die Form, wie

*) Ich enthalte mich hier genauerer Details, weil ich schon in meiner „Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters" (Halle, 1830) ausführlicher davon gehandelt habe.

Digitized by Google

er erscheint. Durch sie ist es der Poesie möglich geworden, sogar den Ehebruch als gewaltsamen, als Nothzucht darzustellen. Dies ist im Reinicke Fuchs geschehen. Bereits in der lateinischen Abfassung dieses Stoffs ist dieser Zug enthalten; die spätere Metamorphose desselben hat das Komische noch dadurch erhöhet, daß sie Isegrim selbst zum Zuschauer der Schändung seines Weibes macht, wie er in der Goethe'schen Behandlung im Anfang des eisten Gesanges es in eigener Person berichtet.

Als gemeine Thatsache aufgefaßt, ist in der Welt gewiß nichts häufiger als Ehebruch aus dem einzigen Beweggrunde, die sinnliche Lust zu büßen, ohne sich außerdem noch mit dem tieferen Gefühl leidenschaftlicher, durch die Ehe eines Anderen gehemmter Liebe zu vermischen. Man könnte deswegen sagen, daß bei der komischen Behandlung des Ehebruchs die Ehe gar nicht als wirklich existirend gedacht, sondern nur als ein Hinderniß vorausgesetzt werde, das durch Verstand und Gewandtheit, durch pfiffige Lüge und kluge Verstellung aus dem Wege geschafft werden muß. Und selbst hierbei macht die Poesie noch die Bedingung, daß von Seiten derer, welche die Ehe brechen, Neigung zu einander, mindestens eine joviale, gemüthvolle Sinnlichkeit Statt finde. Denn sonst würde ein bloßer Betrug, ein, wenn auch noch so listig ausgeführtes Verbrechen, wie es der Ehebruch doch immer bleibt, uns auf jeden Fall abstoßen, weil wir uns für die handelnden Personen zu wenig interessiren würden. Allerdings kommt der ganz gemeine und gemüthlose Ehebruch in der Poesie ebenfalls vor, allein nur in der Satyre, welche die totale Zerstörung einer volksthümlichen Sittlichkeit schildert, wie bei Juvenal und Persius und Rabelais. Die erste Erscheinung einer solchen Entsittlichung, die Gegenstand der Kunst ward, finden wir in Griechenland, als die Tragödie die Reinheit der sittlichen Principien mit anderen Motiven zu vermischen anfing. Es war die Zeit, wo Ehebruch das Familienleben zu verwüsten, wo gebildete Hetären gerade die geistreichsten Männer durch die anmuthigste Kunst des Umganges zu fesseln, und die unnatürliche Rohheit der Päderastie alle Stände zu durchschleichen

Digitized by Google

begann. Aristophanes, der Verfechter heiliger, altmarathonischer Sitte, hat bekanntlich diesen Wendepunkt der Tragödie im Euripides in den Thesmophorien scharf durchgezogen und gezeigt, wie das, was als tragisch gelten soll, dem Inhalt nach komisch ist. Vorzüglich bitter äußert er sich wegen der Phädra. Mnesilochos selbst erzählt hier alle Ränke der Weiber, wie sie, der schnödesten Lust sich preisgebend, auch Hausknechte und Maulthiertreiber nicht verschmäheten und an listigen Verhüllungsmitteln ihrer Schändlichkeit unerschöpflich waren, Knoblauch zerkäueten, bleich auszusehen, unter dem Vorwand des Bauchgrimmens vom Lager des Gatten zum Liebhaber sich fortstahlen u. dgl. m. Soll aber der Ehebruch mehr als ein vorübergehendes Moment in einer Dichtung ausmachen, soll er in einer abgeschlossenen Handlung als Centrum derselben sich entfalten, so treten die obigen Bedingungen ein.

Für diese Komödie ist nun die Grundsituation die, daß der Ehemann ein alter Herr oder ein dummer Tropf, die Frau aber ein junges, feuriges, schlaues Weibchen sei. Der andere Fall, daß das Weib alt, der Mann aber jung sei, kommt in der Poesie fast gar nicht vor, denn ein altes wollüstiges Weib ist eine total häßliche Erscheinung. Aristophanes hat in der Ekklesiazuson die absolute Scheuseligkeit der entfesselten Begierde alter Weiber an den Pranger gestellt; jedoch nur in der attischen Komödie dürfte ein solcher Sanscülottismus des Fleisches möglich sein. Der Mann ist von Hause aus selbstständiger und bleibt auch physisch länger kräftig, weshalb die Leidenschaft der Liebe ihn auch im Alter noch kleiden kann. Das Lächerliche liegt nur in dem Mißverhältniß der Form; die Würde des Greises contrastirt zu scharf mit der spielenden Anmuth und Regsamkeit einer jungen Frau. Die Richter, welche sich an der badenden Susanna vergaffen und sie unerhört des Ehebruchs anklagen, werden dadurch ein Spott. Karl Immermann hat diesen Gegenstand, der der Malerei von jeher eben so willkommen gewesen, als die Verliebung des David in die Bathseba, in seinem Lustspiel, das Auge der Liebe, behandelt.

Digitized by Google

Bojardo erzählt nach den **Gestis Romanorum** die Geschichte von dem Schloß, in welchem ein alter Geck seine blühende Gattin verbarg, und welche von Platen-Hallermünde in seinem Lustspiel, das Schloß der sieben Thürme, erneuet hat. In Wielands Oberon finden wir eben dies Verhältniß in der reizenden Novelle von Gangolf und Rosette, und auf dem Gipfel im ersten Gesang von Byrons Don Juan, wo Julia den jungen Don Juan verführt, von ihrem Manne überrascht wird, den Liebhaber unter dem Deckbett versteckt hält, und nun gegen den Alten mit einer äußerst moralischen Predigt über die Schändlichkeit seines Verdachts in Gegenwart der umherstöbernden Polizeidiener losfährt, von denen natürlich kein einziger darauf kommt, den Ehebrecher im Bette selbst zu vermuthen.

Bedenken wir, daß der alte Ehemann den Liebhaber mindestens nicht mehr so geläufig zu spielen vermag, als der junge Mann, dem ein solches Betragen natürlich ist, bedenken wir, daß seine schon mit den Jahren gegebene Gesetztheit ihn in den zärtlichsten Momenten unwillkührlich zu einem **stilo caricato** zwingen, und endlich, um nichts zu verschweigen, daß er seiner Frau in physischer Hinsicht ungleich sein wird, so sehen wir bald das Lächerliche eines solchen Contrastes, und nehmen Partei für die junge Frau. Wir bedauern sie, daß sie ihre blühende Jugend bei einem verlebten Alten genußlos hintrauern, daß sie keinen ganz gleichfühlenden Genossen haben, daß sie das Kosen und Tändeln, den ganzen seligen Wahnsinn einer heißen leidenschaftlichen Liebe entbehren soll. Das Höchste ist das töchterliche Gefühl einer dankbaren Verehrung, deren Ernst das Spiel unterdrückt. Stellen wir uns die junge Frau recht lebhaft vor, so werden wir uns halb und halb bereit finden, dem zarten, lieblichen Kinde einigen Trost zu schaffen, um sie das Verdrießliche ihres langweilig-idyllischen Zustandes vergessen zu machen. Kommt noch hinzu, daß der Ehemann, indem er etwa seiner Impotenz und Unliebenswürdigkeit sich bewußt ist, seine theure Hälfte mit grämlicher Eifersucht bewacht, daß er ihr auch unschuldige Vergnügungen

Digitized by Google

versagt, daß er sie in Bezug auf das Zusammensein und den Umgang mit anderen Männern in einer ewigen Quarantaine hält, so ist keine Frage, daß wir uns ganz auf die Seite der jungen Frau schlagen und sie als die Märtyrin eines unverständigen Argos verehren. Macht nun schon der grundlose Verdacht eines in diesem Verhältniß eifersüchtigen Gecken uns herzliches Vergnügen, so sind wir auch nicht abgeneigt, den wirklichen Ehebruch mit Schadenfreude gegen ihn ausführen zu sehen. In dieser Sphäre hat Cervantes mit seiner Novelle, der eifersüchtige Estremadurer, den Preis errungen.

Wenn die tragische Auffassung des Ehebruchs den Widerspruch der Leidenschaft mit der Heiligkeit der Ehe zeigt, so kann, wie gesagt, die komische Darstellung des Ehebruchs das eheliche Band nur als einen Vertrag, als eine äußerliche Einheit erscheinen lassen. Jede Erinnerung an eine tiefere Verpflichtung, jede Hinweisung auf die der Idee nach absolute Unverletzlichkeit der Ehe würde den Eindruck des Komischen stören. Daher kommt es auch, daß der unnatürliche Ehebruch von der komischen Behandlung schlechthin ausgeschlossen ist. Aus diesem Grunde ist das angegebene Verhältniß das einzige, in welchem wir durch eine gewisse Gerechtigkeit für das Unrecht schadlos gehalten werden, was darin der Ehe als einer eben so sehr sinnlichen wie geistigen Einheit durch das Fehlen des Momentes der Sinnlichkeit gethan wird. Ja, man muß behaupten, daß die Heirath des Alten selbst das wahrhaft Unsittliche ist, was durch diese andere Unsittlichkeit gleichsam corrigirt und wieder in's Gleiche gebracht wird, indem wir unsere Lust daran haben, daß der alte verliebte Thor, seiner Würde vergessend, sinnlichem Genuß ergeben, von der listigen und erfindungsreichen Gattin durch ihre Untreue bestraft wird.

Doch ist auch der Fall denkbar, daß die Frau im Einverständniß mit ihrem Manne handelt. Sie kirrt den Ehebrecher nur, um ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel oder sonst auf andere schmähliche Weise abtrollen zu lassen. Diesen Stoff hat die Poesie dann besonders gern behandelt, wenn der Ehebrecher

Digitized by Google

ein Pfaffe oder wenigstens ein pfäffisch gesinnter Frömmler ist, wie der Molièrische Tartüffe. Ja, wie die tragische Poesie uns eine Ueberwindung des Ehebruchs, einen Uebergang vom Unsittlichen zum Sittlichen gezeigt hat, so ist auch im Komischen eine solche Geschichte vorhanden. Ich meine die italienische Novelle, welche Goethe in die Erzählungen der Ausgewanderten aufgenommen hat, wo der junge Doctor das üppige, einsamgelassene junge Weib durch Hungern zur Tugend bekehrt, ein Ausgang, der sich bei dem Beginn der Geschichte schlechterdings nicht erwarten läßt.

Ueber den Mechanismus der komischen Behandlung dieses Stoffs bemerke ich noch Folgendes. Zu den Handelnden, den beiden Gatten und dem Ehebrecher, tritt häufig noch eine Person hinzu, welche vorzugsweise die Schwierigkeiten fortzuräumen hat, die bei der Realisirung des Verbrechens der Lust die Thür zu versperren drohen. Diese Person ist nichts, als der reinste, umsichtigste Verstand und immer entschlossene Wille. Für Alles weiß sie Auskunft; kein Hinderniß, wie unüberwindlich es scheine, schreckt sie zurück. Bald sind die Liebenden zu ermuthigen; bald ist der allein verbliebene alte Narr zu unterhalten, damit er nichts merke; bald ist Geld anzuschaffen, um der jungen Frau Geschenke zu machen und sie damit zu fesseln; bald ist ein liebeflüsterndes Billetchen unbemerkt abzugeben; bald muß Schildwacht gestanden, bald ein Einfall, eine Spazierfahrt, eine Krankheit, ein nothwendiger Besuch und dergleichen ersonnen werden, Raum für eine Schäferstunde zu gewinnen; genug, es giebt für diese vermittelnde Person unaufhörliche Arbeit, bei welcher uns die zähe Besonnenheit in der Gefahr und die verschmitzte Lösung verwickelter Umstände angenehm unterhalten, möge nun diese Person eine Amme, ein Kammermädchen, eine Kupplerin, ein Bedienter, ein Gärtner, ein Mönch und Derwisch oder ein Barbier sein. Unter den von Le Grand herausgegebenen Fabliaux ist in diesem Bezuge die Geschichte der Frau Aubersée eine der niedlichsten, die den Charakter der Kupplerin vortrefflich zeichnet.

Ich will nicht mit näheren Angaben einzelner Poesieen aus

Digitized by Google

dieſem Gebiet ermüden. Es ſind ihrer ſo unzählige und ſo pikante, daß eine angemeſſene Auswahl ſehr ſchwer fällt. Die wahre Geburtszeit derſelben iſt das Mittelalter geweſen. Denn im Orient wirkte die Sitte des Harems, in der antiken Welt das ungenirte Concubinat und die Männerliebe der ehelichen Eiferſucht ſehr entgegen, welche für den Effect des Komiſchen unentbehrlich iſt. Im Mittelalter dagegen trat die Idee der unbedingten Monogamie entſchieden hervor und ſteigerte ſowohl die Unſittlichkeit des Ehebruchs als die Empfindung der Eiferſucht. Die Mehrzahl der intereſſanten Anekdoten, die unter dem Namen der Contes und Fabliaux bekannt ſind, drehet ſich um den klug angefangenen Ehebruch in allen erdenklichen Wendungen, namentlich auch in der, daß die Liſt des einen Gatten die des anderen noch überbietet. Vor allen Anderen ſei es mir erlaubt, hier zum Schluß an Boccaccio zu erinnern, als an denjenigen, der ſolche leichtfertige Hiſtörchen, mit den derbſten Zoten gewürzt, am zierlichſten und anmuthigſten vorzutragen gewußt hat.

Digitized by Google

Die Napoleoniden.

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

K. G. Jacob.

Als der Bellerophon den Kaiser wider seinen Willen von Frankreichs Küsten nach St. Helena entführte, blieb die mannigfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes in Europa zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum Theile Glückspilze, die neben den Fußtapfen des Kaisers aufgeschossen waren. Noch lebte seine Mutter, Lätitia, einst **Madame Mère** genannt, noch seine Brüder Joseph, Lucian, Ludwig, Hieronymus, noch die Schwestern Caroline, Pauline, Elise, noch die Kinder der Gattin, die einst sein Glück gegründet hatte, Eugen Beauharnais und Hortensia, noch die dem Großherzoge von Baden vermählte Stephanie, die Nichte des Kaisers, noch Joachim Murat, der Schwager, und Cardinal Fesch, der Oheim des Kaisers. Diese Napoleoniden ziehen sich seitdem durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, die auf St. Helena ihren Untergang gefunden hat. Von ihnen fiel wenige Monate später als das Opfer eines abentheuerlichen Unternehmens Murat auf der Küste des Landes, das er noch in demselben Jahre das seinige genannt hatte. Fast noch zehn Jahre überlebte den Stiefvater Eugen Beauharnais, der edelste unter den Napoleoniden. Er war des Kaisers Augapfel, seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weichere Empfindungen ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeigungen, welche der Kaiser auf ihn häufte. Von seinen Feldherrntugenden zeu-

Digitized by Google

gen alle napoleonischen Feldzüge, seine Menschlichkeit kannten die Länder, durch welche ihn der Krieg führte. In einem so militairisch streng zusammengehaltenen Gouvernement, als das Königreich Italien war, hatte der Vicekönig Gelegenheit genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeeren durch Friedenspalmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Gegensatz zu dem seinigen bilden sollte, daß es nicht Maske war, sondern Naturell, und fürchtete daher auch die Vergötterung nicht, die Italien, gleich excentrisch in der Liebe wie im Hasse, seinem Stellvertreter zollte. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin, nicht minder sein eigner Werth, rettete ihn bei dem Zusammensturze der Kaiserherrschaft. Er lebte in München geliebt und geachtet, und es war daher eine seines Verdienstes würdige Huldigung, daß ein ausgezeichneter Dichter Deutschlands in dem „Trauerspiele in Tyrol" seines Namens Gedächtniß gefeiert hat. An dem Haupte seines ältesten Sohnes streifte die griechische Krone vorüber, dann die belgische, dann hatte Prinz August, der Sproß des jüngsten europäischen Fürstenhauses, die Braut des Oceans heimgeführt und war (leider nur für wenige Monate) der Gemahl der Königin Maria von Portugal geworden, deren Thron einer der ältesten in der Christenheit ist. Eine seiner Schwestern trug einige Zeit die brasilische Krone, eine andre ist Erbin der schwedischen und eine dritte Erbin des Hechingischen Thrones.

Wenden wir uns zu den noch lebenden Napoleoniden. Mögen sie immerhin nur kleinere Funken des zersprungenen Sterns Napoleon seyn, so gehörten sie doch wesentlich in die große Universalmonarchie Napoleons, und ihre Erscheinung behält fortwährend ein bedeutendes Interesse für die Gegenwärtigen, wenn gleich diese Familie eine Verlassenschaft ohne Rache ist, ungleich hierin den englischen Prätendenten des Hauses Stuart oder den französischen aus dem Hause Bourbon.

In Rom auf der Via San Romoaldo wohnt die fünf und achtzigjährige Mutter des Napoleonischen Geschlechts. Jener Trojanischen Hecuba vergleichbar, hat sie erst den großen Sohn

Digitized by Google

überlebt, dann des Sohnes Sohn, und ist mitten unter den Trümmern der ewigen Stadt selbst zur Ruine geworden. Dort liegt sie, wie Reisende schreiben, auf einem bettartigen Sopha, (weil der Bruch eines Schenkels, den man gefürchtet hatte, wieder einzurichten, sie zum immerwährenden Liegen nöthigt); ihr dürrer Leib ist in weite Shawls gewickelt, sie selbst fast blind, aber ohne Prophezeihung, doch sonst lebhaft und geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, wie einst im Palast Elysée in Paris oder mit Fremden, die sie gern bei sich sieht. Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester mit dem rothen Hute, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen sein würde, wenn er auf ihn gehört, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen wäre. Hier seufzt Madame Lätitia, aber der weise Cardinal fährt grausam fort: ich hatte den Papst in der Hand, der es so gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Concordat, welches dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können, aber wollte er denn?" Und wie auch die Mutter seufzt, so schilt Fesch doch fortwährend auf den Kaiser, der sie Alle unglücklich gemacht habe. Und, so fragen wir billig, was wäre denn aus Fesch geworden, wenn Napoleon nicht gewesen wäre?*)

Sonst genießt aber Madame Lätitia einer großen Verehrung bei allen ihren Kindern. In dieser Beziehung besteht noch ganz das alte Verhältniß, wie in der Zeit des Kaiserreiches. Damals zeigte sie sich als Frau von einem sehr bestimmten Charakter, der oft in Hartnäckigkeit übergehen konnte; von Herzen war sie gut, im Aeußern kalt, sehr verständig und sehr aufmerksam, daß man sie nach Gebühr ehrte. In den Briefen

*) Vergl. Allgemeine Zeitung, 1834. Nr. 467—70, 472, 473, wo sich ein Aufsatz unter ähnlicher Ueberschrift, wie der unsrige befindet. Wir konnten denselben indeß nur an einigen Stellen benutzen, da seine Tendenz und die oft zu spitzige Manier, in welcher er abgefaßt, mit unserm Plan nicht vereinbar schienen.

Digitized by Google

eines Verstorbenen wird aus guter Quelle eine Scene geschildert, die vor Napoleons Krönung Statt hatte, als man ihr einen Stuhl hingesetzt hatte, während für die übrigen weiblichen Mitglieder der Familie Tabourets hingestellt waren. Zornroth drang sie in das kaiserliche Cabinet und erklärte, daß sie augenblicklich den Saal verlassen würde, wenn ihr nicht ein Fauteuil gegeben würde, daß sie aber vorher laut den Grund ihrer Handlungsweise angeben wolle. Und Napoleon sah sich genöthigt nachzugeben. Charakteristisch ist, daß sich bei der Heirath mit Maria Louise genau derselbe Vorfall wiederholte, die zu sehr eingeschüchterte und gedemüthigte Mutter aber damals nicht mehr den Muth hatte, zu widerstreben. Unter ihren Söhnen ist ihr Lucian der liebste, aber auch die andern sind ihr lieb, Hieronymus ist immer noch das verzogene Kind des Hauses; auf den Herzog von Reichstadt hatte sie alle ihre Hoffnungen und den ganzen mütterlichen Stolz, mit dem sie in ihrer Zurückgezogenheit an Napoleon dachte, übergetragen. Daher hat sie auch sein Tod auf das Schmerzlichste bewegt. Jetzt spart sie für ihre Kinder und Enkel: den erstern gab sie auch früher viel im Geheimen, und nach der Schlacht bei Waterloo bot sie dem Kaiser ihr ganzes Erspartes an, um seinen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen. Sie würde sich zu diesem Zwecke ohne Murren auf schwarzes Brod beschränkt haben. In Paris lebte Madame Lätitia sehr genau, fast geizig, doch stand sie bei festlichen Gelegenheiten nicht hinter den andern Mitgliedern der Familie zurück. Von ihrem Einkommen legte sie große Summen zurück; man will jetzt wissen, sie habe des Sohnes Fall im voraus geahnet und sich und die Ihrigen für kommende Zeiten schützen wollen. Doch besitzt sie nicht so viele Millionen, als man ihr zuschreibt, und die Herzogin von Abrantes behauptet, sie habe erst seit dem Jahre 1807 eine Million jährlich erhalten, und besitze jetzt 80,000 Fr. an Renten. Gewiß ist, daß sie im hohen Alter vielen Genüssen ihres frühern Lebens entsagt hat, und in dieser Beziehung als eine sehr achtungswerthe Frau erscheint.

Die acht Kinder der Madame Lätitia hatten allerdings eine

Digitized by Google

gewiſſe Familienähnlichkeit, bei großer Verſchiedenheit unter den Einzelnen. Es waren dieſelben Züge, dieſelben Augen, derſelbe Schnitt des Kopfes, derſelbe Ausdruck (nur mit Ausnahme des Kaiſers), und doch war die Form des Körperbaues außer allem Verhältniß. So war die Prinzeſſin Pauline Borgheſe eine höchſt anmuthige Nymphe, wie die Statue Canova's, die über ſie ſelbſt modellirt iſt, hinlänglich zeigt, während die Prinzeſſin Eliſe ſchlecht gebaut war, und Arme und Beine hatte, die gar nicht an ihren Körper zu gehören ſchienen. Ebenſo waren Napoleon, Joſeph und Ludwig zwar klein, aber vollkommen gut gebaut, Lucian aber und Hieronymus zeigten denſelben Contraſt, wie die Schweſtern, indem Hieronymus den Kopf zwiſchen den Schultern trug und Lucian im Vergleich zu ſeinen Brüdern ſehr groß iſt.

Wie im Körperlichen, ſo gab es auch im Innern in dieſer Familie häufige Störungen und Mißhelligkeiten. Zuſammen taugten die Geſchwiſter wenig, in der Entfernung ſchien das gemeinſame Band feſter zu werden und Jedes nicht blos an ſich zu denken. Denn darin begegneten ſich ihre Gedanken. Dieſe Mißhelligkeiten wurden zuvörderſt durch den großen Haß und die elendeſten gegenſeitigen Intriguen zwiſchen der Familie Napoleons und der Kaiſerin Joſephine veranlaßt, welche auch zuletzt das Opfer davon ward. Bourienne's Memoiren und in gewiſſer Beziehung noch mehr die der Herzogin von Abrantes ſchildern dieſe Dinge mit großer Lebendigkeit. Napoleon nahm früher ſtets die Partie ſeiner Frau und ward dafür von ſeiner Mutter oft ins Angeſicht und in den gröbſten Ausdrücken geſcholten. Aber als Joſephine kinderlos blieb, und als ſie ſich nicht entſchließen konnte, auf Lucian's und Fouché's ſchamloſe Vorſchläge einzugehen, um dem Reiche einen Erben zu verſchaffen, da fand freilich wohl leichter die Verläumdung einen Zugang bei Napoleon, wenigſtens widerſtand er weniger den Anfeindungen ſeiner Geſchwiſter, ohne jedoch Joſephinen ganz zu vergeſſen. Mit Recht konnte ſie daher nach ihrer Scheidung an ihre Tochter Hortenſia ſchreiben, daß ſie dem Kaiſer das größte

Digitized by Google

Opfer gebracht habe, die Neigungen ihres Herzens, und daß sie überzeugt sei, er werde sie nie vergessen. Ihren Kindern, Eugen und Hortensie, blieb dafür Napoleons Gunst ganz ungeschwächt.

Ueberhaupt liebte Napoleon die weiblichen Mitglieder seiner Familie mehr als die männlichen, seine Brüder. Freilich erkannten auch wohl die Schwestern mehr den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder und kleideten sich gern in den Prunk seines Ruhmes, wenn er ihn nicht selbst zur Schau tragen wollte. Daher nahm er auch ihren Beifall für überirdische Weissagung, wie einst die alten Gallier, ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen, ihr heißes Blut verzieh er ihnen und entschuldigte es durch sein eignes. Aber zu schaffen machten sie ihm auch genug, namentlich als er anfing, seine Dynastie in die Reihe der regierenden Häupter eintreten zu lassen, da war Elise die erste, welche der Kaiser zur Herrscherin erhob, indem er ihr die Republik Lucca schenkte und sie zum Fürstenthume machte. Als Caroline Murat ihre Schwester so geschmückt sah, strebte sie gleichfalls nach einem Diademe. Sie wurde Großherzogin von Berg. Jetzt kam Pauline an die Reihe, um die der Kaiser einen wahrhaften Krieg zu bestehen hatte, bis er sie zur Herzogin von Guastalla erhob. Und dann fand Caroline doch ihr Großherzogthum zu klein und hätte dafür lieber ein kleines Königreich gehabt, Elise fand, daß Lucca und Piombino erbärmliche Fürstenthümer wären, Pauline beklagte sich nicht minder, und so hörte der Kaiser lauter Klagen. „Nun," sagte er, *) „was soll denn das Alles bedeuten? Warum sind diese Damen nicht zufrieden? Es scheint wahrhaftig, als sollten wir die Hinterlassenschaft des seligen Königes, unsers Vaters, vertheilen."

Von den drei Schwestern lebt jetzt allein noch Caroline Murat, unstreitig die bedeutendste und die am meisten Aehnlichkeit mit ihrem Bruder hatte. Elise Bacciochi, die Großherzogin von Toskana, war nicht schön, sehr stark und knochig

*) Memoiren der Herzogin von Abrantes, IX., 79. (Deutsche Uebers.)

Digitized by Google

gebaut, aber von stolzem Geiste, lebhaft und leicht auffahrend, recht im Gegensatze zu ihrem Gatten, der ein sehr friedfertiges Geschöpf war und alle Regierungsangelegenheiten gern seiner Frau überließ.*) Eben so hätte sie auch gern über ihre Schwestern, als die älteste, eine Art von Herrschaft ausgeübt, und veranlaßte dadurch, so oft sie sich in Paris befand, mehrfache Zänkereien, ja selbst dem allmächtigen Bruder wagte sie zu widersprechen. Als sie nach dem Sturze des Kaiserreiches alle ihre Besitzungen im Jahre 1814 verloren hatte, nannte sie sich Grásin Compigniano und lebte auf einem Landgute Vissentino bei Triest, wo sie am 6. August 1820 starb. Der einzige Sohn aus ihrer Ehe, Friedrich Napoleon, starb am 7. April 1833 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde zu Rom; ihre witzige, lebhafte Tochter Napoleone Elise ist an den Grafen Camerata, einen der reichsten Grundbesitzer in der Mark Ancona, verheirathet.

Von allen Schwestern war Pauline die reizendste. Ihre außerordentliche, ganz vollkommene Schönheit, sagt die Herzogin von Abrantes, die in solchen Fällen auf vollgültiges Urtheil Anspruch machen kann, läßt sich eigentlich gar nicht schildern. Alles war an ihr reizend, jede Bewegung des Kopfes, jede Verneigung, man erkannte bei jedem Schritte, wie schön und untadelhaft sie gebaut war, nur das Ohr, dem der gebogene Rand fehlte, war eine Unvollkommenheit der höchst anmuthigen Figur. Daher war sie auch, sobald ihr Bruder Napoleon groß und einflußreich geworden war, unwiderstehlich für jeden Mann, den sie an ihren Triumphwagen fesseln wollte. Eine durchaus neue, sehr elegante Toilette, die uns von der genannten Schriftstellerin ausführlich beschrieben worden ist, erhöhte ihre Reize und machte alle Frauen auf den Bällen übel gelaunt; ja ihre Putzliebe ging so weit, daß sie in späterer Zeit, wo sie sich bisweilen in Nizza aufhielt, dort einen eignen Postenlauf hatte einrichten lassen, um die neuen Moden möglichst schnell aus Paris zu erhalten. Aus der Mitte von Festen und Vergnügungen folgte sie ihrem ersten Gatten,

*) Ebendas. III. 220. Automarchi's Memoir. I. 327. flgd. Fouché, I. 246.

Digitized by Google

dem General Leclerc, im Jahre 1801 nach St. Domingo. Es ist bekannt, wie unglücklich dieser Feldzug für Frankreich von Napoleon ausgedacht war und ein wie unglückliches Ende derselbe hatte. Der Krieg mit den Negern sowohl, als das gelbe Fieber, zernichtete eine der schönsten Armeen, die Frankreich damals hatte. Der Obergeneral selbst erlag der Seuche am 23. Novbr. 1802. Aber Pauline Bonaparte blieb durch solche Leiden ungerührt. Sie spielte auf St. Domingo die Rolle einer Cleopatra und soll in der Wahl ihrer Antonius nicht allzu ekel gewesen sein, denn von jetzt an fügte sie zum Ruhme der Schönheit auch den der Ausgelassenheit.*) Das Auffallendste war, so berichtet der französische Geschichtschreiber dieser Expedition,**) daß sie recht eigentlich damit umging, der Seuche durch Feste zu trotzen, wo Tanz, Musik, Lust und wollüstige Freuden ihren Schritten folgten, während rings um sie der Tod seine Grabesfackel leuchten ließ. Am Abend wurde getanzt, am folgenden Morgen starben die Tänzer. „Das sind jetzt unsre letzten Augenblicke," pflegte sie wohl zu sagen, „wir müssen sie in Freude, Lust und jeder Art von Ergötzlichkeiten zubringen." Mit den Trümmern des französischen Heeres kehrte sie nach Frankreich zurück; sie war schön wie ein Engel in ihren schwarzen Trauerkleidern, aber nicht mehr die reizende, frische Paulette (wie sie in den vertrautesten Zirkeln genannt ward), sie trug schon den Keim der furchtbarsten weiblichen Krankheit in sich. Sie verheirathete sich zwar im Jahre 1803 mit dem Prinzen Camillo Borghese, den sein kaiserlicher Schwager zum General-Gouverneur in den Departements jenseits der Alpen ernannte; aber die Heirath mit einem ganz unbedeutenden Manne (er ist am 9. May 1832 gestorben) gab ihr bloß einen fürstlichen Namen, da sie selbst in Paris blieb, wo sie bald für die ausschweifendste in der ganzen Familie galt. „Geschrieben," sagte Napoleon auf St. He-

*) Memoiren eines deutschen Staatsmannes (Graf Schlitz, genannt von Görz) S. 218. 237.

**) Metral im 3. Buche seiner Histoire de l'expédition franc. à St. Domingo. Paris 1815.

Digitized by Google

lena, „hat Pauline keinen Roman, aber genug deren gespielt.“ Die Lästerchronik jener Zeit hat wohl Vieles noch vergrößert, sie sogar eines unnatürlichen Verhältnisses mit ihrem Bruder Napoleon angeklagt. Aber daß sie höchst zügellos lebte, bezeugt unter andern auch der Graf von Schlitz, genannt Görz, der sich in Angelegenheiten der Herzoge von Meklenburg im Jahre 1806 in Paris aufhielt. Ihre körperlichen Leiden nahmen in Folge dieser Ausschweifungen zu, und nicht selten sah Graf Schlitz bei ihr, die noch äußerlich reizend war, wie das Reizendste im Schimmer des Juwelenschmuckes, die Grazie der Miene plötzlich sich in den Ausdruck des Schmerzes verwandeln, wenn bei einer Bewegung der innere Schmerz die Gefallsucht besiegte. In den folgenden Jahren wich sie fast nicht von ihrer **chaise longue** und nahm an Tanz und andern Festlichkeiten keinen Antheil mehr. Krank und matt saß sie da, wie ein Götzenbild, sie, die einst die Schönste der Schönen gewesen war.

Nach der Zertrümmerung des Kaiserreiches mußte Pauline Borghese Frankreich verlassen und nahm ihren Aufenthalt in Florenz, wo sie am 9. Junius 1825 gestorben ist, in bitterm Unmuth über das Exil ihres Bruders, zu dessen Pflege sie so gern nach St. Helena gegangen wäre. Kinder hat sie nicht hinterlassen.

Die dritte, noch lebende, Schwester Napoleons, Marie Annunciade Caroline, verstand besser als ihre Schwestern in die Plane und Absichten des herrschenden Bruders einzugehen. Sie war zwölf Jahre alt, als sie mit ihrer Mutter von Marseille nach Paris kam und schon damals ein schönes Kind. Späterhin war ihre Schönheit nicht so blendend, als die ihrer Schwester Pauline, doch war ihr Gesicht außerordentlich frisch, ihre Haut weiß und zart, die Zähne glänzend weiß, ihre Schultern voll und weiß, jedoch zu hoch, daß der Kopf zwischen ihnen wie eingekeilt war und sie in der Tragung und Bewegung desselben nicht die Grazie zeigen konnte, welche Frauen und vorzüglich Prinzessinnen so wohl ansteht. Man weiß, daß Napoleon eine sehr schöne, weiße Hand hatte und sogar eitel auf dieselbe war. Seine Schwester Caroline hatte, wie die Herzogin

Digitized by Google

von Abrantes versichert, dieselbe weiße und entzückend schöne Hand. Zu diesen äußern Annehmlichkeiten kam Geist und Lebendigkeit, wodurch Caroline Bonaparte bereits im Jahre 1799, als sie sich mit ihren Brüdern in Mailand oder in Rom aufhielt, die Aufmerksamkeit Joachim Murat's, der damals Bonaparte's erster Adjutant war, auf sich zog. Auch ihr gefiel der schöne Mann mit dem stolzen Blicke und der aufbrausenden Kühnheit.

Bald nach dem 18. Brumaire (10. Novbr. 1799) veranlaßte Josephine selbst Murat, bei dem ersten Consul um die Hand seiner Schwester anzuhalten. Bonaparte sah den Antrag ungern, nach Bourienne war es ihm anstößig, daß Murat der Sohn eines Gastwirthes war, nach dem Berichte der Herzogin von Abrantes aber hätte er lieber die Hand seiner hübschen Schwester benutzt, um einen General, wie Moreau oder Augereau war, um so fester an sich zu ketten. Er gab indessen nach, und am 20. Januar 1800 ward Caroline Bonaparte Madame Murat. Sechs Jahre darauf ward sie Großherzogin von Berg.

Als solche begann sie nun einen Hof sich zu bilden und an öffentlichen und Privatangelegenheiten lebhaften Antheil zu nehmen. In der Intrigue war sie Allen überlegen, eine boshaft reizende Zauberin, aus deren Auge einladend eine schelmische Fröhlichkeit winkte, die auch nicht ohne Sinnlichkeit war, aber diese den Zwecken des Eigennutzes und des Ehrgeizes unterzuordnen verstand. Die eheliche Treue hat sie nicht rein bewahrt, selbst die Männer ihrer Freundinnen, wie Junot, zu verführen, nahm sie nicht Anstand; *) aber auch Murat hielt Alles für erlaubt, wenn es auf die Befriedigung seiner Triebe ankam, und sündigte dann wie gegen die Gesetze des Staats, so auch gegen die der Ehre. Der Schwester sah der Bruder Alles nach, da sie sonst seinem Hofe durch Anmuth und Schönheit Ehre machte,

*) Junot's Gattin sagt dies selbst in ihren Memoiren, IX. 249. flgd. Aber die Erzählung von den politischen Umtrieben der Herzogin von Berg (ebendf. S. 279.) bedarf noch anderweitiger Bestätigung.

Digitized by Google

da ihr Verstand scharf war, und sie, wenn auch ohne alle Bildung und ununterrichtet, Menschen und Verhältnisse in seinem Geiste aufzufassen verstand. Um sie bewegte sich Alles, was der Hof Junges und Schönes hatte, und die Feste, welche sie im Palast Elysée kurz vor dem Ausbruche des spanischen Kriegs zu geben begann, zeichneten sich vor allen durch Fröhlichkeit und Eleganz aus. „Es war wirklich eine allerliebste Zeit," sagt die Herzogin von Abrantes im Gefühl ihrer entschwundenen Herrlichkeit, „sich den Tag zu vertreiben. Immer war Leben, immer wurde Toilette gemacht."

Aus diesen Festen riß sie die Ernennung ihres Mannes zum König von Neapel im Jahre 1808. Sie war mehr als glücklich, endlich einmal auf einem Königsthrone sitzen zu können, denn der herzogliche Stuhl von Cleve und Berg blieb doch nur ein Stuhl. Daher hatte sie sich auch wenig um dieß Land gekümmert. Anders war es in Neapel. Murat war nicht zum Regenten geboren, sein kriegerischer Muth reichte hier nicht aus. Dazu kam seine unglückliche Stellung als Vasall Napoleon's, der ohnehin, wie alle Franzosen, im Lande nicht beliebt war; er mußte Soldaten zu Napoleons Kriegen stellen und sie selbst mitfechten, statt sein Reich zu beherrschen, weshalb ihn auch die Neapolitaner il grenadiere nannten. Um so mehr war seine Gemahlin dem Berufe einer Königin gewachsen. Urtheilte doch Talleyrand von ihr, daß bei ihr Cromwells Kopf auf den Schultern einer schönen Frau säße. Hohe Ideen, Scharfsinn, unübertreffliche Geschäftigkeit und große Liebenswürdigkeit gab ihr die Natur. Nichts fehlte ihr, als die Kunst, ihre Herrschsucht zu verhüllen (auch darin war sie dem Bruder ähnlich), beharrliche Geduld bei Verfolgung ihrer Zwecke und die Macht, ihre Spottsucht zu zügeln, ein Fehler, den selbst die Herzogin von Abrantes nicht verleugnen kann. So griff denn Caroline in Neapel thätig in einzelne Theile der Verwaltung ein: die Ausgrabungen in Portici, der Straßenbau, die Verbesserung des Volksunterrichts sind als ihre Verdienste allgemein anerkannt worden. Bei allen diesen Geschäften vertraute sie besonders

Digitized by Google

auf den weisen Erzbischof von Tarent, Capece Latro, den Freund Herder's und Stolberg's, und unterstützte namentlich mit großem Eifer und persönlichem Interesse seine Einrichtungen in Betreff der weiblichen Erziehung. In Neapel gründete sie eine Pensionsanstalt im Kloster der Miracoli, in Aversa ein Erziehungsinstitut, die ihr noch am Herzen lagen, als sie bei Auflösung ihres Reiches Neapel verlassen mußte. „Wacht über die Miracoli, erhaltet meine Schule," waren ihre letzten Worte an die sie umgebenden Neapolitaner.

Auf der andern Seite aber umgab sich die Königin Caroline auch mit großer Pracht und Luxus. Lady Morgan, die wenige Jahre nach der Vertreibung Murat's Neapel besuchte, fand die Villa zu Portici noch im Glanze dieser Verbesserungen. *) Breite, schöne Treppen, helle Corridore, Gallerien mit prächtigen Candelabern und geschmackvollen Ottomanen, Zimmer mit den trefflichsten Malereien, mit den schönsten seidenen Draperien — alles dies war Caroline's Werk, „**Fatti da Madame Murat**," sagte der alte Custode, der die Reisenden herumführte. Die Zimmer der Königin waren wahre Muster von Eleganz und weiblichem Geschmack; im Ankleidezimmer waren noch einzelne Stücke der Toilette aus Silber oder Krystall zurückgelassen; nichts sei verändert, meinte der Custode, außem diesem, wobei er auf das prächtige Bett und zwei daneben befindliche große schwarze Crucifixe nebst einer Vase voll Weihwasser zeigte und hinzusetzte: **non è questa una moda francese.** Letzteres ward hierher geschafft, als König Ferdinand IV. mit seiner Gemahlin eine Nacht in Portici zubrachte.

Als die Niederlage der Franzosen und die Annäherung der österreichischen Heere die Herrschaft Murats auflösten, drohten die Lazzaroni's mit Aufstand und Plünderung. Nur der Gemahlin Murats hatten es die Neapolitaner zu danken, daß sie diesem

*) Hierher gehören die Stellen aus ihrem Buche über Italien, IV. 109. 114. 172—74. Nicht ganz übereinstimmend redet eine deutsche Schriftstellerin, Fr. Brun, in ihren Landschaftsstudien und Skizzen, S. 253. 256. 305. 310.

Schicksale entgingen. Mit einem ihres Bruders Napoleon würdigen Muthe untersuchte sie bis auf den letzten Augenblick alle Posten, ermunterte die Nationalgarde durch eine kraftvolle Rede zu thätiger Wachsamkeit und versicherte sich selbst des Zustandes der Stadt bis die endliche Ankunft der Oestreicher sie zwang, mit ihren Kindern auf dem englischen Kriegsschiffe (Tremendous) des Capitains Campbell einen Zufluchtsort zu suchen. Selbst bis dahin verfolgten sie die wüthenden Lazzaroni's, und ihr Leben war mehr als einmal in größter Gefahr. Am Bord des Schiffes hörte die unglückliche Königin noch den Kanonendonner und sah die festliche Beleuchtung der Hauptstadt, mit welcher der einziehende Prinz Leopold empfangen wurde.

Nach dem unglücklichen Ende Murats stellte sich seine Wittwe unter den Schutz Oestreichs. Anfangs gestattete man ihr den Aufenthalt in der Gegend von Wien, dann lebte sie einige Zeit in Venedig, und siedelte sich darauf in Triest an, wo ihr nach dem Tode ihrer Schwester Elise Bacciochi die Villa Campo Marzo zufiel. Hier lebt sie noch jetzt unter dem Namen einer Gräfin Lipona (eine Versetzung der Sylben von Napoli), getrennt von ihren Verwandten. Ihre beiden Söhne sind in Amerika, wo sie Plantagen angekauft haben. Einer von ihnen, Achilles Murat, ist zum Demokratismus übergegangen und predigt als Schriftsteller, und als der Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die Lehre des **Contrat social** und die freie Staatsverfassung Nordamerika's.*) Kein Napoleonide hat sich in dieser Art dem Bürgerthume angeschlossen.

Seine Mutter dagegen hat in ihrer Einsamkeit ihre Liebenswürdigkeit behalten und erträgt mit großer Haltung einen so großen Schicksalswechsel. Ihr Aeußeres, so erzählt Hauptmann v. Pirch (Caragoli, II. 45—49.), der sie im Jahre 1830 sprach, wie ihre Art zu seyn, machen einen durchaus angenehmen Eindruck, sie ist ohne Zwang, eine vornehme und (in ihrem drei und funfzigsten Jahre) noch immer hübsche Frau.

*) Man sehe die Reise der Königin Hortensia in Italien, Frankreich und England. (Deutsch 1834) S. 211.

Digitized by Google

Erinnerungen an ihre außerordentliche Laufbahn vermeidet sie nicht in ihren Gesprächen, und spricht dann mit Würde und Festigkeit von dem Wechsel, den sie erfahren hat. Keine weichliche Klage mischt sich ein, sie hält den Ton fest, welcher allein dem großen Trauerspiele geziemt, zu dessen Heldenkreise sie gehört. Aber auch eine große Lebenslust hilft ihr das Geschick ertragen, sie sieht gern Gesellschaft um sich und belebt sie dann durch den Frohsinn, durch welchen sie als Königin einst Neapel zum Mittelpunkte aller geselligen Freuden Italiens machte. Herr von Pirch wohnte auf ihre Einladung einem solchen Balle bei. Alles war auf französisschem Fuß eingerichtet. Um den Camin war die Conversation versammelt, in der Mitte bewegten sich die Contretänze, am Ende des Salons war die Partie Ecarté, um die sich ein aufmerksamer Kreis schließt, im Nebensaal ein Billard, in der Rotonde lagen Prachtwerke von Kupferstichen aus. Die Herrin des Hauses belebte die verschiedenen Gruppen. In den untern Sälen der Villa werden die Denkmäler aus der großen Zeit ihres Hauses aufbewahrt, an denen kein Beschauer ohne besonderes Interesse vorüber gehen wird. —

Soviel von den Schwestern Napoleons. Die Brüder hatten es, wie wir schon bemerkten, nicht so gut bei ihm. Er adelte allerdings sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder zu Königen über Reiche, welche entweder erst erobert waren oder durch Intrigue einen leeren Thron zeigten.*) Dafür durften sie aber auch keinen freien Willen, keine freie Wahl

*) „Napoleon hatte," sagt General Foy (Memoiren a. d. span. Feldz. III. 125.) „eine fast kindische Eitelkeit, überall seine Dynastie an die Stelle der Bourbons zu setzen." Ein Seitenstück dazu ist, was P. L. Courier in seiner sarkastischen Weise (Denkwürdigkeiten und Briefe I. 116.) von Murat und seinem Koch Mart erzählt hat. Murat, heißt es bei ihm, macht sich oft das Vergnügen, mit seinem Koch zu plaudern; er ist, wie man sagt, der einzige Mensch, für welchen Se. Majestät einige Aufmerksamkeit zeigt. „Mart," sprach der König zu ihm, „Du hängst mir Deine ganze Familie, Deine Nichten, Deine Neffen, Deine ganze Sippschaft an den Hals, Du hast keine Verwandten mehr, die ich nicht anstellen und zu großen Herrn machen müßte." — „Sire," erwiederte Mart, „es ist meine Dynastie!" —

Digitized by Google

haben, eben so wenig, als die vertrauten Sclaven, denen ehedem die ägyptischen Mameluckenhäupter die Aufsicht über Land und Leute anvertrauten. Napoleons eignes Verfahren galt als Muster, seine Politik, seine Handelsgrundsätze durften von keinem seiner Vasallen überschritten werden. Diese militärische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Brüdern selbst fast unerträglich wurde. Dazu kam nun üble Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths. Ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, unter die er dann stürmte, die Thüren schlug, drohte und zankte, bis ihn erst seine Schwestern besänftigten. Napoleon hatte nicht Unrecht: denn schon damals, als er noch General der Republik und Consul war, gaben ihm die Geschäfte seiner Brüder an der Börse oder ihre Uebernahme von Lieferungen bei der Armee vielfachen Anlaß zum Unwillen. Als er sie zu Königen gemacht hatte, erging es ihnen nicht besser. An jeder Niederlage im Felde, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld. Der eine war ihm zu sehr Holländer, der andre zu sehr Neapolitaner, er wollte, sie sollten bessere Franzosen sein; dann warf er ihnen vor, daß sie mit den Engländern unterhandelten, und schwor ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen. Kurz, wenn in Haag, in Neapel, in Madrid, in Cassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man, denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder etwas nicht recht gemacht hatten.

Am meisten unter den Brüdern hatte Ludwig von Napoleons Mißlaunen zu dulden. Und doch will die Herzogin von Abrantes behaupten, daß der Kaiser keinen seiner Brüder mehr geliebt habe. Freilich waren auch diese Brüder zu sehr von einander unterschieden. Ludwig war durchaus sanftmüthig und friedfertig, alles Rohe, was in seiner Nähe vorfiel, machte ihn unglücklich, Unschicklichkeiten gegen seine eigene Person vergab er weit leichter. Eine schöne Seele, Herzensgüte und Redlichkeit, Ernst mit Sitte verbunden, beide ohne die geringste Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend

Digitized by Google

eine trübe Beimischung von Furcht und Aberglauben — das waren, nach Goethe's Urtheile, der im Jahre 1810 zu Teplitz viel mit dem Könige Ludwig verkehrte, die wesentlichsten Grundzüge seines Charakters *). Und Alles dieß war nicht anerzogen, nicht angelernt, sondern dieser schönen Natur ganz eigenthümlich. Hiezu kam noch eine äußerst liebliche Erscheinung (in seiner Jugend glich Ludwig sehr seiner Schwester Caroline, und war bei Beiden ganz dasselbe Gesicht, so lange die Letztere in Ruhe blieb), die seinem Umgange eine große Annehmlichkeit ertheilte. „Man bemerkt," sagt Goethe weiter, „weder Philosophie, noch Grundsätze, noch irgend Etwas dergleichen in seiner Unterhaltung, was an irgend einer Seite scharf und verletzend für Andersgesinnte hervortritt; es ist vielmehr die reine, gütige Natur selbst, die vor uns steht und ihren angebornen, sanften Trieben gemäß heitere Geständnisse ablegt." Sein Bruder nannte ihn dagegen auf St. Helena einen Querkopf, gab ihm Schuld, daß er sich durch das Lesen des Rousseau verdorben habe, und meinte, daß er nur ein Präfecturkönig gewesen sei, der stets nach dem Rufe der Empfindsamkeit und Wohlthätigkeit gestrebt habe, aus sich selbst nie große Ansichten hatte und nur örtliche Dinge übersehen konnte.

Das erste Mal, wo Napoleon störend in Ludwigs Leben eingriff, war, als er ihn mit seiner Stieftochter Hortensia verband. Hortensia Beauharnais, eine schlanke, reizende Blondine mit blauen Augen, in deren Wesen und Haltung sich die creolische Nachlässigkeit und die französische Lebhaftigkeit vereinigten, liebte keineswegs ihren Stiefoheim Ludwig, obgleich dieß Napoleon auf St. Helena behauptet hat. **) Er selbst hatte sie früher dem General Desair zugedacht, der am 14. Junius 1800 in der Schlacht bei Marengo blieb. Hortensia war indeß weder

*) Man s. Falk's Schrift: Goethe, aus näherm persönlichen Umgang dargestellt, S. 163—173.

**) Mémorial de St. Helène, I. III. p. 311. Bourienne's angeführte Erzählung (IV. 216—221.) soll jedoch nach Schlosser „Zur Beurtheilung Napoleons I. 57. und 135. falsch sein, wobei er sich auf mündliche Mittheilungen der Herzogin St. Leu bezieht.

Digitized by Google

dem Einen, noch dem Andern so zugethan, daß sie sich für ihr Leben mit ihm zu verbinden gewünscht hätte. Sie liebte vielmehr den General Duroc, und dieß war auch nach Bourienne's Versicherung, der hierüber ausführlich spricht, dem ersten Consul nicht unbekannt. Aber Josephine wünschte diese Verbindung, sie wollte unter ihren Schwähern einen haben, auf den sie sich bei der übeln Gesinnung von Bonaparte's Brüdern gegen sie verlassen konnte. Daher stellte sie sich auch, die Liebe ihrer Tochter zu Duroc und die Correspondenz derselben, die durch Bourienne's Hände ging, nicht zu wissen, und brachte es endlich durch ihre Geschicklichkeit, ihre Liebkosungen und allerhand feine Kunstgriffe, die sie so geschickt anzuwenden wußte, bei ihrem Gemahl dahin, daß er einwilligte. „**Le boudoir étoit souvent plus fort que le cabinet**," sagt Bourienne von der damaligen Zeit. Derselbe zweifelte, daß Hortensia ihren Oheim würde heirathen wollen. „Sie wird schon müssen," entgegnete Napoleon. Und so geschah es auch. Ludwig ließ sich bewegen, Hortensien zur Gemahlin anzunehmen, die ihn bis dahin stets vermieden hatte und ihm wenigstens eben so viel Gleichgültigkeit, als er ihr Widerwillen bezeigte. Diese Gesinnungen haben sich auch im Ganzen nicht geändert. Die Heirath ward am 3. Januar 1802 zu Paris vollzogen, aber beide Gatten lebten fast immer getrennt von einander und sind in diesem Verhältnisse auch nach der Auflösung des Napoleonischen Reiches geblieben.

Im Jahre 1806 mußte sich Ludwig entschließen, König von Holland zu werden. Es erschien, um der Sache doch einigen Schein zu geben, eine holländische Deputation in St. Cloud, um den Kaiser um die Ueberlassung des Prinzen Ludwig zu ersuchen. Dieser Deputation stellte der Kaiser auch den jungen Ludwig Napoleon vor, der damals fünf Jahr alt war, und der Prinz, um sich liebenswürdig zu zeigen, declamirte ihnen die Fabel vor von den Fröschen, die einen König verlangen. Wenigstens galt diese Sache lange am Hofe für wahr. Ludwig konnte sich bei seiner Ankunft in Holland, so sagt sein Bruder, nichts Schöneres denken, als wenn man von ihm sagte, er sei ein guter Holländer,

Digitized by Google

und so gab er sich denn gänzlich der englischen Partei hin, begünstigte die Schmuggelei und hatte Gemeinschaft mit unsern Feinden. Einen solchen Vorwurf hat Ludwig nicht allein in den von ihm im Jahre 1820 bekannt gemachten **Documens historiques sur le gouvernement de la Hollande** widerlegt, sondern auch durch die Art seiner Regierung in Holland. Des ehemaligen Herrschers Milde wird in Holland noch jetzt anerkannt. Es ist noch unvergessen, wie er bei der fürchterlichen Explosion des Pulverschiffes in Leyden die größte Menschenliebe zeigte, selbst mit Hand zur Rettung anlegte und große Summen für ein erhaltenes Leben bot. Man erzählt noch jetzt von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart republikanische Gebete gen Himmel geschickt habe. Seine Minister wollten, er solle den Frevler bestrafen. Nein, sagte er stolz, er wolle ihn nur belehren. Er ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander. Ludwig liebte es, Reden zu halten, von den Pflichten eines Königs, von allgemeiner Menschenliebe zu sprechen. Das mißfiel aber dem Lakonismus seines Bruders Napoleon, er nannte dieß Humanitätswahnsinn und schrieb ihm die beleidigendsten Briefe. Ein solcher vom 3. April 1808 steht im Memorial von St. Helena und ist nebst den dazu von Napoleon gemachten Bemerkungen ein schlagender Beweis für die verächtliche Art, mit der er Brüder und Verwandte in seiner übeln Laune behandelte. *) Dem Könige Ludwig aber blieb bei seinem strengen und sittlichen Ernste von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Schelde, von dem Rheine, von der Maas nur noch wie von den Adern des großen französischen Staatskörpers sprach, wo er sah, daß die Einführung der Conscription, die Herabsetzung der

*) Las Cases, IX. 69—73. Dahin gehört auch jener Brief Napoleons, vom 20. Mai 1810, an seinen Bruder, in welchem er erklärt, daß der Hauptzweck seiner Politik sei, den deutschen Geist auszutreiben (depayser l'esprit allemand), in den erwähnten Documens historiques III. p. 282. Vergl. auch die Betrachtungen der Frau von Stael über die franz. Revolution, IV. 438. flgd.

Digitized by Google

öffentlichen Schuld und die strenge Handelssperre seinem Lande die tiefsten Wunden schlagen müßten, nichts Anderes übrig, als die Krone niederzulegen. Er that es am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines Sohnes Napoleon Karl. „Alles, was in dieser Sache öffentlich geschehen ist, sagt Goethe, geht aus der innersten Ueberzeugung eines Wesens hervor, dem der Friede und die Ruhe eines guten Gewissens das schätzbarste Kleinod auf Erden sind, und mehr als der Besitz eines Thrones gelten."

Ludwig verließ Holland und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt. Er nahm seinen Aufenthalt nach dem Sturze Napoleons erst zu Grätz zu Steiermark, dann in Florenz, wo er unter dem Namen eines Grafen von St. Leu ein stilles, den Erinnerungen an seine Vergangenheit, über die er gern spricht, und den Wissenschaften gewidmetes Leben führt. Der Dichtkunst hat er sich schon früher mit besonderer Liebe zugewendet: einige Romane, besonders der im Jahre 1812 erschienene Roman: **Marie ou les peines de l'amour**, zeigen eine durchaus sittliche Tendenz, wenn gleich die Erfindung etwas matt ist. Hier schrieb er auch im Jahre 1828 seine Prüfung von Scott's Geschichte Napoleons, in der zwar nicht Alles widerlegt ist, was er zu widerlegen beabsichtigt, die Wärme aber, mit der er sich seines Bruders annimmt, höchst achtungswerth ist. Seine Gemahlin, zwar fortwährend von ihm getrennt, jedoch ohne feindliche Gesinnung, hält sich in Rom während des Winters auf, im Sommer bewohnt sie seit mehreren Jahren das Schloß Arenenberg am Bodensee, unter dem Namen der Herzogin von St. Leu, den sie nach der Besitzung in Frankreich angenommen hat, die ihr Stiefvater im Jahre 1810 nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ihr überwiesen hatte. Hortensia war für Napoleon von dem Augenblicke, wo sich ihre Mutter mit ihm verheirathet hatte, stets der Gegenstand seiner innigsten Sorgfalt gewesen, wie unter Anderm daraus hervorgeht, daß er sie sowohl als die übrigen Damen schon am sechzehnten Brumaire (wo für ihn so viel auf dem Spiele stand) aus der Stadt hatte nach Ecouen bringen lassen, damit sie durch die Unruhen

Digitized by Google

nicht gestört oder unnöthig erschreckt werden sollten. *) Und diese Zärtlichkeit blieb der Stieftochter selbst nach der Scheidung ihrer Mutter, gleichsam als ob der allmächtige Mann auf diese Weise in etwas doch das Herz der so tief verwundeten Mutter erfreuen wollte. Nicht minder trug er diese Zärtlichkeit auf Hortensia's Kinder über: ihr ältester Sohn, Napoleon Carl, der am 10. October 1802 geboren war, ward von ihm wie sein Sohn betrachtet. Ja er hatte unstreitig große Pläne auf das Leben dieses Kindes gebaut, dessen plötzlicher Tod in Haag am 5. Mai 1807 ihn daher mit der größten Betrübniß erfüllte. Unverstellt und wie ein leiblicher Vater spricht er diesen Schmerz in den vor Kurzem gedruckten Briefen des Kaisers an seine Gemahlin Josephine (deren Aechtheit wir nicht bezweifeln können) aus. „Man sagt," schreibt er an Hortensia, „Sie liebten nichts mehr, Sie wären gleichgültig gegen Alles, und ich sehe das aus Ihrem Stillschweigen. Das ist nicht gut, Hortensia! Das ist nicht, was Sie uns versprachen. Ihr Sohn war Alles für Sie. Ihre Mutter und ich sind also nichts!" Dann muntert er sie auf, gegen den kleinen Ludwig Napoleon (ihren zweiten Sohn) nicht ungerecht zu sein, ihre Gesundheit nicht zu zerstören und sich Zerstreuung zu machen." Dieß Kind ernannte er zum Kronprinzen von Holland am 5. Mai 1807, zugleich zum Großherzog von Cleve und Berg am 3. Mai 1809, wobei er die merkwürdigen Worte sprach, daß er zuerst französischer Prinz wäre, dann erst Kronprinz von Holland und Großherzog von Berg sein dürfe. Auf diesen Prinzen und auf den dritten Sohn Hortensia's schien er mehrere Jahre die besondere Hoffnung seiner Dynastie zu setzen: denn er schrieb aus dem Feldlager zu Ebersdorf im Kriege gegen Oestreich sehr ungehalten an Hortensia, daß sie sich ohne seine Erlaubniß aus Frankreich in die Bäder von Baden entfernt, und vorzüglich darüber, daß sie seine beiden Neffen mit sich genommen habe. Er gebietet ihr daher, sie eine Stunde nach Empfang seines Briefes nach Straßburg zurückzuschicken, indem sie Frankreich niemals verlassen dürfen.

*) Nach Schlosser, a. a. O. I. 224.

Digitized by Google

Die große Liebe Napoleons zu Hortensia und zu ihrem erstgebornen Sohne scheint die Veranlassung zu dem vielfach verbreiteten Gerüchte gewesen zu sein, es habe zwischen Napoleon und Hortensia eine geheime Verbindung bestanden, und die Frucht derselben sei Ludwig Napoleon gewesen. Ja in den unter Fouché's Namen erschienenen Memoiren wird Josephine sogar beschuldigt, dem Stiefvater die eigene Tochter in die Hände gespielt zu haben, da sie selbst der Hoffnung beraubt war, dem Throne einen Erben zu geben. Aber wie zuchtlos auch immer die napoleonische Zeit in Frankreich, und wie locker das Band der Ehe war, so widerspricht doch Josephinens Charakter, ihre innige Liebe zu ihrer Tochter, so wie auch der sonst ganz makellose Ruf der letztern einer solchen Beschuldigung auf das Lebhafteste, die auch unmöglich mit ihrer bekannten, oft sehr großen Eifersucht sich vereinigen ließe. Auch ohne die bestimmte Widerlegung eines solchen Verhältnisses in den Memoiren Bourienne's und der Herzogin von Abrantes,*) von denen der erstere besonders mit der Vertheidigung Napoleons von ihm selbst beauftragt zu sein erklärt hat, halten wir das ganze Verhältniß in allen seinen Ausschmückungen (wie z. B. in den berüchtigten **Amours de Napoléon Bonaparte**) für eine bloße Erdichtung. Aber daß ein solches Gerücht allgemein geglaubt werden konnte, schildert hinlänglich die Zeit und die sittlichen Verhältnisse in der napoleonischen Familie. Daß Napoleon für Liebe nicht unempfänglich war, ist hinlänglich bekannt. Madame Fourès in Aegypten, die schöne Polin Valeska auf dem Schlosse Finkenstein, die ihm späterhin nach Elba folgte,**) die berühmte Sängerin Gazzani und andere Frauen sind dafür genügende Zeugen, so daß Ludwig Napoleon wohl zu viel behauptet, wenn er sagt, daß man

*) Bourienne, IV. 221 flgd. V. 23. 166—168. Abrantes, III. 246. Gegen das Gerücht spricht auch Napoleons Kammerdiener Constant (Denkwürdigk. I. 59 64.), nicht minder Walter Scott (XVII. 26.), der selbst nach Fouché's Aussage den Kaiser solcher Schändlichkeiten im Kreise seiner Familie nicht für fähig hält. Man s. auch Thibaudeau's Memoiren über Napol. IV. 286.

**) Gagern, mein Antheil an der Politik unter Napoleon I. 171 flgd.

Digitized by Google

seinem Bruder kein außereheliches Liebesverhältniß Schuld geben könne. Was aber den Kaiser vorzugsweise an seine Stieftochter fesselte, das war ihr Geist und ihre unverstellte Anhänglichkeit an ihn. Sie liebte in ihm den großen Mann, den Schöpfer von Frankreichs Ruhme, den Mann des Volks, sie wollte (und mit ihr wollte dieß Josephine) ihn gern dem Innern seiner Familie erhalten, wo er so häuslich, freundlich und bürgerlich sorgsam für gute Sitte war. Daher wünschten auch beide, daß er sich nicht zum absoluten Monarchen machen möchte, sie hatten sich ja bis dahin so wohl bei dem Manne gefühlt, der seine Herrschaft nur auf sein eignes Verdienst begründet hatte, nicht auf die morsche Stütze von Titeln und Namen. Beide hatten, und Josephine ganz besonders, noch andere Gründe, den Planen derjenigen Leute entgegenzuarbeiten, die wieder große Herren werden und auf dem alten Fuße leben wollten. Der Widerstand ging darum nicht weniger aus ihrem Innern hervor, und wer die Töchter kennt, wird nicht bezweifeln, was Thibaudeau von der Mutter erzählt. *)

Als die Kaiserherrlichkeit in Frankreich zertrümmert war, durfte Hortensia noch in Paris verweilen. Aber ihr Palast diente von jetzt an allen alten Anhängern Napoleons zum Sammelplatz, ihr Eifer zur Ermunterung, und ihr Gold, ihre Wechsel und ihre Diamanten zur Unterstützung der Pläne, die des Kaisers Zurückführung nach Frankreich bezweckten. Daher mußte sie auch nach Napoleons zweiter Abdankung nebst den übrigen Gliedern seiner Familie das Land meiden, und nur höchst ungern schied sie aus dem schönen Frankreich, wo sie so lange als eine der ersten Frauen geglänzt, und Künstler, Gelehrte und Dichter

*) In den Mém. sur le consulat p. 237. sagt er: „à la verité Mme. Bonaparte prévoyoit peut-être sa chûte dans l'élévation de son mari au thrône, mais un instinct délicat qui chez les femmes tient souvent lieu de pénétration ne lui laissait pas voir sans effroi règner sur les ruines de la république un homme qui devoit à la république sa grandeur et sa gloire.“ Damit ist Schlosser a. a. O. I. 157. II. 166. 195. zu vergleichen.

in ihren Abendgesellschaften um sich versammelt hatte. Aber auch den Namen einer wohlthätigen, gütigen Fürstin nahm sie mit sich. Von da an hielt sie sich abwechselnd in der Schweiz, in Italien und Deutschland auf, bis sie endlich das Schloß Arenenberg zu ihrem Wohnsitz erwählte. Ihre beiden Söhne lebten abwechselnd bei ihr und bei dem Vater. Der älteste hatte seine Cousine Charlotte, die Tochter des ehemaligen Königs Joseph von Spanien, im November 1825 geheirathet und beschäftigte sich mit landwirthschaftlichen Unternehmungen, der jüngere, Ludwig, studirte bis zum Jahre 1831 in der Militärschule zu Thun im Canton Bern das Artillerie- und Genieweſen. Als aber die Julius-Revolution 1830 ausgebrochen war, glaubte Hortensia ihre lang genährten Wünsche verwirklicht zu sehen. Ihre beiden Söhne waren indeß entschiedene Republikaner geworden und hatten so die Humanitätsgrundsätze des Vaters verkehrt. Um so schneller schlossen sie sich der italienischen Insurrection im Jahre 1831 an, ganz gegen den Willen ihres Vaters, der sie auf alle Weise zur Umkehr zu bestimmen suchte. Doch schon am 17. März 1831 starb der ältere Napoleon im Lager zu Forli an den Masern (nicht vergiftet, wie damals berichtet ward), den jüngern nahm die trostlose Mutter zu sich und reiste mit ihr unter fremden Namen durch Italien über Genua nach Frankreich, wo sie in Paris den König Ludwig Philipp selbst anzutreten und ihn für sich zu interessiren gedachte. Sie gelangte allerdings zur Audienz bei ihm, während ihre Ankunft in Paris so geheim als möglich gehalten wurde. Ludwig Philipp war fein, artig, huldreich gegen sie, beklagte ihre Verbannung, äußerte auch, daß sie und andere Mitglieder ihrer Familie gerechte Geldforderungen an die französische Regierung hätten, und daß dieß auch den Kammern vorgelegt werden sollte. Bei diesen Versprechungen, die Casimir Périer zum Theil in derselben Art wiederholte, blieb es aber, ja die Fürstin mußte schnell am Morgen des 6. Mai mit ihrem kranken Sohne Paris verlassen und sich nach England begeben. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte daselbst durchreiste sie Frankreich von Neuem, ohne jedoch Paris

Digitized by Google

zu berühren, und kehrte auf ihren Sitz am Bodensee zurück; ihr Sohn aber blieb in der Schweiz und hat sich nach den neuesten Nachrichten wiederum an die Partei der Bewegungsmänner angeschlossen. Die unpassende Art, in welcher ihr Aufenthalt in Paris späterhin in der Deputirtenkammer erwähnt ward, namentlich Périers Ausdruck, daß man ihr Unterstützung angeboten habe, veranlaßte die Fürstin, einen Bericht über diese Reise dem Pariser Buchhändler Levasseur zu übergeben. So erschien jenes bekannte Buch 1833 im Druck. —

Digitized by Google

Amalie, Herzogin von Weimar.

Briefe von ihr und an sie.

Für die Bedeutung des weiblichen Geschlechts hat in neuester Zeit eine glänzende Epoche begonnen. Den deutschen Frauen besonders scheint jetzt ihr Tag gekommen, wo allgemein bewunderte Beispiele von ihnen Zeugniß ablegen sollen, daß die Natur ihrer Begabung doch höher hinausreicht, als bloß die häusliche und physische Seite des Lebens auf anmuthiger Vegetationsstufe darzustellen. Ihre Geschichte, die im Durchschnitt bisher nur ein Lafontainescher Familienroman, eine Claurensche Erzählung oder eine Vossische Wirthschaftsidylle mit Kaffee und Kuchen war, muß nun eine andere Wendung nehmen, und wir wollen sehen, was wir fortan besitzen werden an diesen besseren Hälften des Lebens, von denen sogar der kalte, aber großsinnige Lessing sagte, daß in ihnen die Natur ihr Höchstes habe schaffen wollen, aber sich nur im Thon vergriffen, und ihn zu fein genommen habe; sonst sei Alles besser an ihnen als an uns! Dies war ein kühner Ausspruch zur Zeit der Reifröcke und Puderhaare und etwas bloßer Brust aus Ludwigs XIV. Regime, und die Frauen sind Lessingen, von dem sie überhaupt zu wenig wissen, noch heut einen Ehrentempel dafür schuldig. Nicht wird jedoch eine wiederkehrende oder höher ausgebildete Galanterie des Mittelalters den Frauen ihre Geltung erweitern, oder sie in die eigenthümliche Stellung erheben, deren sie in einem allseitig frei werdenden Zeitalter fähig sind, und wodurch die Ehe, die meistentheils eine Association zur beiderseitigen Vernichtung der Individualität geworden, gerade zur schönsten Blüthenstätte der in der Gegenseitigkeit gedeihenden Persönlichkeit werden könnte. Denn jene mittelalterliche Galanterie war bloß die Form einer

Digitized by Google

Romantik, deren Huldigung nicht in dem Werth ihres Gegenstandes selbst beruhte, welcher damals ziemlich hausbacken sein konnte, während es doch Ritterpflicht war, jenem ursprünglich mystischen Frauendienst, der sich auf den Dienst der heiligen Maria zurückführt, nachzuhängen, und den Reiz der phantastischen Aventüre daran aufzusuchen. Nein, die Frauen müssen jetzt selbst als Ritter ihres Geschlechts auftreten, und entweder durch Art und Kunst ihrer Bildung und ihrer Wirksamkeit im geselligen Leben, oder durch Weise und Kraft eines eigenen Thuns und Hervorbringens, wenn eine die Gabe davon hat, beweisen, was höchste und ächteste Weiblichkeit ist. Die Frauen, sonst bloß eine Sache, müssen jetzt ihre Individualitäten geltend zu machen anfangen! Und sind nicht wundersame Frauengebilde unter uns auferstanden, die, nach weiblicher Sitte lange im Stillen verborgen, doch endlich mit dem Reichthum ihrer großartigen Bildung der Oeffentlichkeit anheimgefallen sind, davon zeugend, daß die Organe ihres Geschlechts nicht bloß für die Fortpflanzung berechnet! Man staune sie nicht als Ausnahmen an, die nichts Allgemeingültiges hätten! Die Ausnahme verdient mehr Beachtung als die Regel, es giebt nichts Herrlicheres im Leben als eine Ausnahme! Die Ausnahme ist der höchste Repräsentant des Wahren und Schönen. Rahel ist eine große, dunkelgestaltige, sibyllinische Ausnahme: aber sollen darum ihre Weissagungen von einem geistigen und innenbewegten Leben ihres Geschlechts verloren gehn und vernichtet werden, wie die zu theuer befundenen Bücher der Cumäischen Prophetin? Bettina, das Kind, ist eine geniale, koboldartige, nur freilich etwas gekünstelte Ausnahme: aber soll darum das Zaubermährchen ihrer wundersamen Liebesneigung, diese phantastische Predigt von süßer Einheit der sinnlichen und geistigen Natur, unwirksam bleiben für die Befreiung des Weibes von Prüderie und von den Gefahren der häuslichen Prosa? Und manche andere weibliche Gestalt, zart und tief, herrliche Seele und mächtige Erscheinung, die bisher nur sich selbst und engerm Kreise angehörte, harrt noch des Augenblicks, um hervorzutreten, und Be-

Digitized by Google

sitzthum der Welt zu werden! Wenn ein Türke den Glauben hegt, daß den Frauen bei der Schöpfung keine Seele zu Theil geworden, so ist das eben ein Türke, und ein Türke hat seinen Harem, worin er sich für den Uebelstand zu entschädigen weiß, daß seine Weiber nichts als einen Leib besitzen! Der geistige Reiz an den Frauen ist ebenso groß und süß, als ihr natürlicher und sinnlicher. Ihr Prüden und Frommen, die ihr recht sittlich und dem Sinn tugendhafter Altvordern gemäß zu handeln glaubt, wenn ihr euch eure Eheweiber bloß für das Bett nehmt und für die Küche, um in beiden nur etwas Legitimes zu haben, und die ihr jede höhere Einigung des sinnlichen und geistigen Elements als eine Frivolität verdammt und verketzert, wie gemein und unsittlich ist eure Gesinnung! Die geistige Bedeutung einer ganzen Hälfte des menschlichen Geschlechts verkennt ihr, ihr seid die Frivolen! So ist auch die oft aufgeworfene Frage, ob die Frauen schreiben und an Literatur Theil nehmen dürfen oder nicht, von vorn herein eine lächerliche, die als solche nicht beantwortet zu werden braucht. Was ist denn Literatur? Liegt sie außer der Welt? Ist sie etwas Unmenschliches? Gehören Beinkleider dazu, um die Blüthe menschlicher Cultur mitzugenießen? Wie mißlungen und psychologisch unverstanden treten aber selbst bei den meisten Dichtern die weiblichen Figuren auf! Das kommt daher, weil so Wenige edler hochgebildeter Frauen vertrauten Umgang genossen, und was ist ohne diesen ein Dichter! Unter den Deutschen hat Goethe zuerst und am meisten sich auf Schönheit und Wunderbarkeit weiblicher Charaktere im höheren Stil verstanden. Das hat er dem warmen Leben abgelauscht und abgeschrieben, und er übte selbst einen magischen Zauber aus auf Frauenherzen, die er, wie Dichtung und Wahrheit zeigt, bald zu beglücken, bald zu zerknicken wußte, ein grausamer Gott, in dessen Armen die Erdentöchter sterben. Jean Paul hat nichts von den Weibern verstanden, da er ihnen die Blumenglocke des Körpers genommen hat, sie in Jean-Paulsduft verschweben lassend. Tieck hat die Weiber gekannt als Mensch, aber nur sehr materiell; die verschiedenen Fleischsorten derselben hat

Digitized by Google

er im Sternbald und William Lovell überraschend charakterisirt, aber wahre dichterische Gestaltungen sind ihm weder im höhern noch niedern Sinne eigenthümlich geglückt.

Man hat den thatsächlichen Einfluß der Frauen auf ganze Perioden der Literatur und der Bildung noch viel zu wenig hervorgehoben und eingesehen. Und doch gehört er der Culturgeschichte mit an und verdient als ein Moment darin aufgezeichnet zu werden. Nach manchen Seiten fehlen auch noch die nöthigen Ueberlieferungen dazu. Entschieden hat aber eine hochgestellte Frau zu einer literarischen Periode in Deutschland gewirkt, welche, wie entfernt wir ihr auch bereits stehen, immer als die bedeutsamste für das Werden einer deutschen Nationalliteratur anerkannt werden wird.

Es ist die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar.

In früher Zeit des deutschen Lebens war sie eine anmuthige und feine Gestalt, mit ungewöhnlicher Gründlichkeit der Bildung, Geschmack, Grazie und Sinn für das Schöne verbindend, wie es den übrigen Deutschen damals etwas Seltenes und Unerhörtes sein mußte. An sie zu erinnern, reizt mich theils die hier aufgenommene Betrachtung der Geschichte der Frauen, theils werde ich durch eine Reihe eigenhändiger Briefe der Herzogin Amalie dazu veranlaßt, die, ein schönes Denkmal ihres Geistes, hier vor mir liegen, und in dem in einigen Wochen erscheinenden ersten Bande des Nachlasses K. L. v. Knebels, an den sie gerichtet sind, eine Stelle finden werden.

Anna Amalie, eine braunschweigische Prinzessin, war am 24. October 1739 geboren. Als neunzehnjährige junge Witwe, nachdem sie ihren Gemahl, Herzog Ernst August Constantin, durch den Tod verloren, trat sie an die Spitze der Landesverwaltung, und traf in einer trüben Zeit des siebenjährigen Krieges die musterhaftesten Anstalten für das Wohl des ihr anvertrauten Ländchens, eine Thatkraft bewährend, die ihr unter größeren Verhältnissen eine historische Bedeutung verschafft haben würde. Zum Erzieher ihres genialen Sohnes, Karl August, erwählte sie sich den damals feingebildeten Deutschen, Wieland.

Digitized by Google

Bald darauf wurde Knebel der Erzieher ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Conſtantin. Und nun währte es nicht lange, ſo rundete ſich jener glänzende weimariſche Kreis, der die ausgezeichnetſten deutſchen Geiſter vereinigte, unter den Auſpizien und dem Vorſitz dieſer liebenswürdigen Fürſtin immer vollſtändiger aus. Ihr Luſtſchloß Ettersburg, und beſonders das reizende Tiefurt, welches Knebel angelegt, wurden der häufige Verſammlungsort einer deutſchen Geſellſchaft, wie ſie nicht ſobald zum zweiten Mal an einem deutſchen Hofe ſich zuſammenfinden wird. Am letzteren Orte entſtand, gewiſſermaßen unter der Herzogin Redaction, das Tiefurter Journal, das nur handſchriftlich und zum Gebrauch des geſelligen Kreiſes zuſammengeſtellt wurde, mit Beiträgen von Wieland, Goethe, Herder, Knebel, Seckendorf, Einſiedel u. A. und welches Jeder, der auf ſeiner Reiſe in dieſen Gegenden den lohnenden Abſtecher von Weimar nach Tiefurt nicht ſcheut, nicht verſäumen ſollte, ſich von dem Gründe annehmenden Caſtellan dieſes Schloſſes vorzeigen zu laſſen. Der Herzogin fehlte es zugleich nicht an jener klaſſiſch gelehrten Bildung, die zu ihrer Zeit für höher und weſentlicher erachtet wurde, als es heut noch unter uns der Fall iſt. Sie war des Lateiniſchen ſehr mächtig, und erlernte noch in ihren ſpätern Jahren von Wieland das Griechiſche. Eine Ueberſetzung mehrerer Elegien des Properz, die viel Geſchmack verräth, habe ich in ihrer eigenen Handſchrift geſehen. In ihren Abendzirkeln, zu denen ſie wöchentlich einmal die großen Dichter und Denker ihrer Umgebung verſammelte, wurden die wichtigſten Gegenſtände in freieſter Mittheilungsweiſe verhandelt.

Von ihren Briefen an Knebel mögen hier einige zur Probe folgen. Um einen weitern Einblick in die ganze Art dieſer Verhältniſſe und dieſes gegenſeitigen Verkehrs zwiſchen Fürſtin und deutſchen Schriftſtellern zu gewähren, füge ich dann noch zwei Briefe hinzu, von Herder und Wieland an die Herzogin geſchrieben, in deren Beſitz ich durch einen günſtigen Zufall gekommen bin.

Th. M.

Digitized by Google

Herzogin Amalie an Knebel.

Weimar, den 8. November 1782.

Sie können glauben, lieber Knebel, daß mich Ihre guten Wünsche bei Gelegenheit meines Geburtstages sehr gefreut haben; ich bin überzeugt, sie kommen aus dem Herzen eines Freundes, und meine Freunde machen mir diesen Tag lieb, denn sie machen mir durch ihre freundschaftliche Theilnehmung das Leben süß. Wie innig würde es mich freuen, wenn sie mir Gelegenheit geben, sie überzeugen zu können, wie sehr ich ihnen ergeben bin. Goethe hat mich durch ein Geschenk von allen seinen ungedruckten Schriften sehr erfreut; sollte das einem nicht schmeicheln, lieber Knebel? ich bin aber auch ganz stolz darüber.

Da Ihnen Thusnelda*) von meinem Aufenthalt in Wörlitz einige Nachrichten gegeben hat, so will ich weiter nichts davon sagen. Aber das müssen Sie wissen, daß meine Imagination etwas gelitten hat, denn ich ruhe und raste nicht, bis ich Tiefurt in einen (dürft' ich doch sagen!) beinahe ähnlichen Zustand gebracht habe. Kaum war ich wieder zurück, stürmte ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erstaunt über meine erhabenen Ideen, und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeschaffen, und in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darinnen zu haben. Ich will Ihnen einen Plan schicken, den mir Goethe für die Entrée im Garten hat machen lassen, die, wie Sie wissen, etwas eng im Raum ist. Sie kennen ja wohl das bekannte Sprüchwort: les petites choses engendrent des grandes. —

Das Portrait, was Sie mir von dem Herzog von Gloucester machen, gefällt mir sehr, es ist etwas selten, aber desto liebenswürdiger. Von Fürsten haben wir hier nichts; hingegen sind wir immer mit sonderbaren Menschen gesegnet; wir besitzen für jetzt einen großen Theosophen, Namens Oberreits aus der Schweiz; das Mystische wird so Mode bei uns, daß alle Damen sich hier mit mystischen Wohlgerüchen parfümiren; dieser Brief, welcher damit gesalbt worden ist, soll Ihnen einen kleinen Echantillon davon geben.

Mein alter Oeser ist hier gewesen, und war so galant, daß er zu meinem Geburtstag kam, und viele schöne Gaben mitbrachte; ich habe ihn lange nicht so vergnügt und so gut gesehn, als dieses Mal. Villoison läßt viel Schönes sagen, die kleine Werthern desgleichen; sie läßt Ihnen noch sagen, sie wollte morgen recht viel tanzen, und das bei mir. Hiermit endigen sich meine Neuigkeiten; ich kann aber nicht endigen, ohne Ihnen ernstlich zu versichern, wie sehr ich aufrichtig bin

Ihre Freundin

Amelie.

*) Fräulein von Göchhausen.

Digitized by Google

Ich habe vergessen, Ihnen zu danken für den schönen Beitrag für das Tiefurter Journal. Wollten Sie auch wohl so gut sein und hübsches Spielzeug aussuchen für unser kleines Kind, denn Weihnachten naht heran.

* * *

Herzogin Amalie an Denselben.

Weimar, den 4. Januar 1784.

Da ich mir gewöhnlich zum heiligen Christ den Spaß mache, meinen Freunden ein kleines Andenken zu bescheeren, so schicke ich Ihnen hier auch eins; und wenn wir Deutsche nicht so schwerfällig wären, und könnten schon Luftreisen, wie unsre lieben Nachbarn, die Franzosen, thun, so würde ich selbst auf einem globe aërostatique angefahren kommen, um es Ihnen selbst zu bescheeren. Indessen wünsche ich von Herzen, daß es Ihnen so viel Spaß, als mir Vergnügen macht, Ihnen darzuthun, wie gern ich alle Gelegenheiten ergreife, Ihnen meine aufrichtige Freundschaft zu zeigen.

Unsere größte Neuigkeit wird Ihnen schon bekannt sein, daß wir nämlich eine Truppe deutscher Comödianten haben, die ganz leidlich ist und mir gewiß mehr Spaß macht, als alle die Scenen, die le Consiturier Saxon mir immer bemüht ist zu geben. Mein Fleiß in dem Griechischen geht mit großen Schritten, diesen Winter studire ich den Aristophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland lese; ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit allem dem hat er so viel Grazie, daß man ihm Alles gern vergiebt, auch selbst seine schmutzigen Sachen. Ich habe mit den Frösch en den Anfang gemacht, die so gut auf unsere Zeiten passen, daß, wenn Aristophan jetzt noch lebte, er nicht besser über unsere μουσικὴ χελιδονῶν und λωβητοὶ τεχνῆς sprechen könnte!

Wieland hat abermals seinen Witz auf mich schießen lassen. Thusnelde wird es Ihnen abschreiben und schicken; es ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich was darüber sagen könnte; des alten Poeten sein Witz ist einer Grube gleich, deren Ausbeute den Werth an Gold und Silber weit überwiegt.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und lassen bald von sich hören.

Amelie.

* * *

Herzogin Amalie an Denselben.

Neapel, den 13. September 1789.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr Sie mich durch Ihr liebes Andenken erfreut haben; sein Sie versichert, lieber Knebel, daß, ob ich schon im Genuß der schönsten Natur lebe, mir doch eine liebe be-

Digitized by Google

kannte Stimme von dorther sehr willkommen ist. Wie sehr wünschte ich, daß ich, auf Art der Napolitaner, mit Allegorien und feinen Sprüchwörtern die Schönheit der Natur hier beschreiben könnte, um Ihnen Lust zu machen, sie selbst einmal in Augenschein zu nehmen. Die Napolitaner sagen wohl mit Recht: è un pezzo di cielo caduto in terra.

Könnten Sie nur einen hiesigen Mondenschein sehn, wenn er, schöner als die Thüringische Sonne auch in den wärmsten Abenden bei uns untergeht, hier majestätisch hinter dem Vesuv hervortritt, auf der Spitze desselben ruht und die ganze Gegend begrüßt, deren glühender Purpur nur dem neuen Lichte weicht. Der dunkelblaue Himmel, dessen brillantirte Sterne den Mond zu umkränzen und lieblich um ihn zu tanzen scheinen; die funkelnde Milchstraße mit ihren Millionen Sternen, die, wie der Gürtel der Venus, den ganzen Erdkreis mit Liebe zu umgeben scheint; dieses Alles doppelt in dem silbernen Meere widerscheinend, das ruhig und stille alles das Schöne aufnimmt, womit es rund umgeben ist: — aber ich komme mir ordentlich wie ein elender Schmierer vor, der ein Gemälde von Rafael copirt, indem ich eine Scene der Natur beschreibe, die nur durch Anschauen und Gefühl kann genossen werden; auch will ich schweigen und es Ihrer fruchtbaren Imagination überlassen, sich selbst ein Bild davon zu machen.

Was die französische Revolution betrifft, so traue ich mir nicht darüber zu urtheilen, aber ich glaube, man könnte über den jetzigen Zustand der Franzosen einem gewissen Griechen nachsprechen, der zu Solon sagte: chez vous les Sages discutent, et les foules decident. Bis jetzt ist es noch eine völlige Anarchie; ob etwas Gutes herauskommen wird und kann, muß die Zeit lehren. Man erwartet hier viele französische Prinzen mit Weib und Kindern.

Sagen Sie Herdern von mir tausend schöne Sachen und melden Sie, daß der Mr. Caco oder Sacco ein determinirter Antiroyalist geworden sei, und dadurch seine stumpfe Nase noch einmal so hoch trüge und noch viel decidirter geworden sei.

Die Zeit ist zu kurz, Ihnen, lieber Knebel, mehr zu schreiben. Grüßen Sie den alten Wieland mit seiner schönen gestickten Robe und die Frau von Kalb von mir. Wie geht es denn ihrem Manne? Man sagt, alle fremden Regimenter sollten abgedankt werden. Adieu, bald hoffe ich Ihnen mündlich sagen zu können, wie sehr ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

* * *

Digitized by Google

Herzogin Amalie an Denselben.

Tiefurt, den 8. August 1806.

Es ist für mich das größte Vergnügen, von Ihnen, lieber Knebel, zu hören, daß Sie zufrieden sind von den paar Tagen, die Sie bei mir zu Tiefurt zugebracht haben, und auch dadurch meine Wünsche erfüllet worden sind, Ihnen meine Freundschaft zu bezeigen. Daß die berühmte Sauce à la Jartax nicht mag so gut gewesen sein als gewöhnlich, mag wohl nichts Anderes daran Schuld sein, als — wie Goullon le grand faiseur des sauces sagt: daß die verschiedenen Kräuter, womit sie assaisonnirt ist, sauer geworden und nicht mehr ganz frisch waren.

Das Leben von Schmettau beweiset hinlänglich, daß Oesterreich immer Das war, was es jetzt ist.

Auf den Mittwoch werde ich Ihnen Hugo Grotius schicken; der Autor dieses Buches wird Professor der Geschichte in Jena, und ist ein sehr guter Freund von Johannes Müller und vom Geheimen Rath Hufeland.

Eine traurige Nachricht muß ich Ihnen mittheilen, die Wieland bekommen von der Frau von La Roche, welche uns Alle hier sehr bestürzt hat und Ihnen gewiß leid thun wird. Nämlich sie schrieb, daß die Verfasserin von verschiedenen schönen Gedichten, Fräulein von Günderode, vor acht Tagen sich selbst entleibt hat. Sie lebte viel in dem Hause der La Roche und war eine Busenfreundin der Bettina Brentano, die auch sehr exaltirt ist und bekannt durch tolle Streiche, die sie vorgenommen hat. Man weiß aber nicht die Ursach, wie die La Roche schreibt, warum sie eine solche That an sich begangen habe. Die einzige Vermuthung wäre ein Brief, den sie den Abend vorher bekommen haben sollte, der sie traurig gemacht hat. Den andern Morgen fand man sie mit zwei Dolchstichen im Herzen am Ufer des Rheins todt, auch vermuthet man, daß sie sich habe in den Fluß stürzen wollen, wenn die Stiche nicht tödtlich gewesen, denn man fand, daß sie ziemlich große Steine um den Hals gebunden hatte.*) Welche schreckliche That! Der Idealismus hat schon manche Opfer dem Charon zugebracht. —

Indem bemerke ich, daß ich einen dummen Streich gemacht, und falsche Seiten beschrieben habe; vergeben Sie es mir, ich kann es nicht

*) Siehe „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde," Bd. I. S. 75—110, wo Bettine in einem Brief an Goethe's Mutter diese Begebenheit ausführlicher und genauer erzählt. — Ueber Caroline von Günderode, die ihre Gedichte unter dem Namen Tian herausgab, vergl. Schindel, die deutschen Schriftstellerinnen, Bd. I. S. 176—178. Aus den genaueren Zusammenstellungen über ihr Leben geht jedoch hervor, daß Bettine die eigentlichen Motive ihres Todes, die zum Theil in einer unglücklichen Liebe zu suchen, in ihrer Darstellung, worin sie nach ihrer Art bloß das Groteske und Romantische der That hervorgehoben, völlig unbeachtet gelassen hat. D. Red.

Digitized by Google

mehr ändern, weil die Zeit zu kurz ist. Der Bote will fort. Leben Sie denn wohl, und machen tausend Grüße an Frau und Kind!

Ihre

Amelie.

* * *

Herder an die Herzogin Amalie.

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Fürstin,

Weimar, den 18. September 1789.

Euer Durchlaucht gnädigstes Andenken ist mir in Ihrem lieben Briefe so erfreulich gewesen, daß ich im schönen Neapel und auf dem noch schönern Ischia mit meinem Geist selbst zu sein glaubte. Sonderbar sind dergleichen Gedanken in die Ferne: denn es fehlt nicht viel, daß ich, in Italien gewesen zu sein, ganz für einen Traum halte, weil alle Erinnerungen in eine so ganz andre Welt gehören. Ich kann es mir wohl denken, daß in recht barbarischen Zeiten man alle Erzählungen von außen her entweder ganz glaubte, oder ganz für Lügen hielt, wenn man nicht zum Glauben aufgelegt war; und wer weiß, kommt nicht die Zeit, da ich mich selbst besinnen werde, ob es wahr sei, daß ich in Rom und Neapel an E. D. Seite gesessen, hie und dort gewesen, diesen oder jenen Wundertraum gesehen habe. Ihnen, gnädigste Herzogin, wird es nicht völlig so gehen, Theils weil Sie länger in der Zaubergegend geblieben sind, als ich, Theils weil Sie eine weise Fürstin sind und alles mit mehrerer Zueignung sehen; indessen sehe ich doch die Zeit voraus, da auch Sie davon als von Träumen und Mährchen sprechen werden. Das glücklichste dabei ist, worüber ich mich auch und jedermann sich freuet, Euer Durchlaucht Gesundheit. Bringen Sie diese auch auf der langen Rückreise (die sich indessen auch in einen kurzen Traum verlieret) ungestört, heiter und fröhlich zu uns zurück; und ich bin gewiß, daß der schönste Genuß Italiens Ihnen in der Erinnerung noch erst bevorstehe. Diese Zauberin rückt Zeiten und Gegenstände nachher zusammen, läßt alle Mühe und Langeweile, kurz alle sich mit eindrängenden odiosa weg, und bereitet unserer Phantasie, unserm Gebrauch und Gespräch eine reine vollkommene Nahrung. Was Lukrez von seiner Philosophie sagt:

> Süß, wenn tobender Sturm des Meeres Fluthen empöret,
> Ists vom sicheren Ufer der Schiffenden Arbeit zu schauen u. s.

wird auch Euer Durchlaucht Philosophie sein, sobald Sie in den stillen Hafen nach Tiefurt angelangt sein werden und dann zuweilen den Ueberblick des Zurückgelegten mit stolzer und froher Seele sich selbst gewähren.

Sie sehen, gnädigste Herzogin, wie sehr ich schon wieder impatriirt bin; Theils aus Liebe, Theils aus Noth habe ich mir die fremden Dünste

Digitized by Google

ziemlich aus dem Kopf gescheuchet, und lasse die Gedanken nur noch wie Sommervögel zuweilen um mich flattern; auch meine redselige Zunge ist ziemlich schon wieder verstummet; nur lasse ich mir meine Späße und Paradoxa, womit ich die Fräulein zuweilen böse gemacht habe, auch hier noch nicht nehmen: denn sie gehören wirklich zum Genuß des Lebens. Knebel sagte neulich: „es schiene, daß ich sie von meinem August lernte:“ und wenn sie mir ausgehen, will ich sie auch wirklich von ihm lernen, und behalte mir blos vor, sie auf der Kanzel nicht zu brauchen. Auf dieser bin ich denn auch Gottlob schon einmal wieder gewesen; ich dachte, ich würde gar nichts hervorbringen können, und wie ich heraufkam, war es auch beinahe so. Da ich indeß jetzt weniger zu predigen habe: so will ich mir schon durchhelfen: denn im Grunde lernt sich Alles wieder. Wir haben uns, gnädigste Herzogin, aus Italien klare Augen geholt, und damit wollen wir uns schon durchhelfen; so lange uns guter Muth und im Nothfall Späße nicht verlassen, mit denen man Unmuth und lange Weile wegscherzt. Ich finde alle Menschen hier besser, als ich sie verlassen hatte, weil ich selbst besser geworden bin; wie sie mich finden, das kümmert mich minder. Der Prinz August ist einige Wochen hier gewesen, obwohl sehr kränklich. Goethe, Wieland, Knebel und ich haben da oft und fast täglich einige von uns gut und froh zusammen gelebt. Wieland ist von sehr gutem Humor, gleicher als ich ihn jemals gekannt habe; Knebel habe ich gedrückt gefunden, wovon die Ursachen sehr natürlich sind; Goethe hat sich eingerichtet, und es gelingt ihm alles, was er als Dichter, Philosoph, Künstler und sonst treibt, zu seiner und unser aller Herzensfreude. Er hat sich gegen mich sehr brav erwiesen, und ich bin ihm zehnfache Dankbarkeit schuldig, daß er mich von dem leidigen Professorpfade zurückgehalten hat. Der Weg ist breit und die Pforte ist weit, die zur Hölle führt, und ohne mich sind Schwätzer genug, die sie finden.

Den Herzog, der vor 8 Tagen weggereiset ist, habe ich etwas stiller und ich möchte sagen zusammengedrängter gefunden, als er sonst war: man sieht, daß ihn sein Dienst und sonstiges Verhältniß sehr beschäftigt; er hat sich aber gegen mich so edel und bieder gezeigt, daß ich ihn nicht genug loben kann. Er wollte mich noch mehr von meinen geistlichen Arbeiten losmachen, als es vor der Hand anging, oder ich selbst es nach Lage der Sache annehmen konnte. Von E. Durchlaucht habe ich ihm viel erzählt: er hat sich mit wahrer, gutmüthiger Theilnehmung nach allem erkundigt und E. D. Freude und Genuß wirklich als Freund und Sohn getheilet. Der Prinz Constantin ist auf ein paar Tage auch hier gewesen; er sieht gesunder als jemals aus, ja recht blühend im Gesicht, und ist gesetzt, wie es einem General gebühret. Der Dienst hat ihm wirklich wohl gethan, und E. D. werden sich seiner freuen, wenn Sie ihn wiedersehen. Ich schreibe von lauter Männern; denn da ich als Geistlicher in die ga-

Digitized by Google

lante Welt nicht gehöre, und E. D. darüber von Ihrem galanten Ober-Kammerherrn und Reisemarschall ohnstreitig bessere Nachricht werden erhalten haben, als ich zu geben vermag: so übergehe ich diesen, den schönsten und Haupttheil der Schöpfung mit ehrerbietigem Stillschweigen, und nehme mir die Freiheit, noch einige häusliche Kleinigkeiten hinzuzufügen, die E. D. nach Ihrer Güte gegen mich wenigstens verzeihen werden.

Meine Frau befindet sich ziemlich wohl; sie war zuerst mit ihrem wiedergekommenen Herrn Gemahl hie und da nicht recht zufrieden, sie ergiebt sich aber jetzt nach der angebornen weiblichen Güte und Geduld so ziemlich in ihr Schicksal; nur an ihren neuen Ehrennamen kann sie sich noch nicht recht gewöhnen. Euer Durchl. hat sie neulich einen ganzen Extract unsres neuen hiesigen Etablissements gegeben, das uns eben so vorkommt, als wenn sich die Schwalbe ihr Nest neu zusammen flickt; geben Sie uns, gn. Herzogin, einen guten Wunsch, daß es wohl geflickt sein möge. Die Kinder sind alle wohl, und Gottfried, der eben jetzt die Masern auf die beste Weise hat, ist seit meiner Abwesenheit recht stark in der Musik worden. Er spielt Haydn's 7 Worte auf dem Clavier recht schön, und soll auch einiges von meinem Mitgebrachten seinen Fingerspitzen mittheilen. Fahren Sie fort, gnädigste Herzogin, hübsche Musik zu sammlen: sie wird uns hier zu großer Freude gereichen. Cranz, den ich neulich in einem kleinen Concert gehört habe, spielt recht schön; und es wird sich manches hier geben lassen, was uns in Weimar noch erquickender sein wird, als in des Cardinals oder Senators musikalischen Schwitzstuben; für diese hat das Klima bei uns gesorget. Ich freue mich schon auf die Abende, die wir zuweilen zwischen dem Kopf des Homers und der Ariadne genießen werden, und freue mich auf das Ehrendenkmal, das sich der Palmyrena-Thalia von selbst errichten wird, indem sie es genießet. Leben E. D. aufs Beste wohl und kehren glücklich wieder. Wo in der Welt mögen Sie jetzt seyn? Im südlichen Frankreich ists nicht gut hausen. Der kleine Schack ist vor 8. Tagen hier durchgegangen (ich habe ihn verfehlt) und hat üble Dinge daher erzählet. Der Himmel geleite E. D. und gebe Ihnen die besten Gesinnungen ein, wie Sie sich allmählig zu uns wenden; da Sie davon ganz schweigen, so schweige ich auch, wünsche Ihnen aber das Beste, als ob ichs selbst mitgenösse und verharre in Liebe und Verehrung

E. D.

unterthänigster Herder.

* * *

Digitized by Google

Wieland an die Herzogin Amalie.

Gnädigste Herzogin!

Weimar, den 25. März 1805.

Ew. Durchlauchten lege ich für das gnädigste Handbillet, wodurch Sie dem angenehmen Geschenk der Ungenannten Freundin den höchsten Werth, den es nur immer erhalten konnte, ertheilt haben, meinen gefühlvollsten Dank zu Füßen. Eine so hohe Vermittlerin — ein so zierliches, der berühmten Weberin und Strickerin Arachne, ja ihrer siegreichen Rivalin Minerva selbst Ehre machendes Kunstwerk — und die außerordentliche Zartheit des ganz schuldlosen Gewissens, welcher ich den Besitz desselben zu danken habe, — wie vieles vereinigt sich, um diesem in seiner Art einzigen Leibchen eine Heiligkeit zu geben, die mir kaum erlauben wird, einen andern Gebrauch davon zu machen, als durch sein tägliches Anschauen mich an die gütige Geberin zu erinnern, und mich, wie eine fromme Reliquie, zur Nachahmung ihrer Tugenden aufzumuntern.

Vielleicht entschädigt mich der nächste Sonnabend für die zweitägige Entbehrung des Glücks, Ew. Durchl. zu Füßen zu legen Höchstdero

unterthänigsten treuverpflichtetsten
Wieland.

Digitized by Google

Charlotte Stieglitz.

Mündliches und Niedergeschriebenes von ihr.

Unter den edeln und geistvollen Frauen der Deutschen wird künftig immer dieser Name mit besonderer Theilnahme und Rührung genannt werden. Bekannter durch ihren Tod, als durch ihr Leben, wird beiden in den Meinungen der Welt Gerechtigkeit widerfahren durch ein Werk, das unter dem Titel: „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal" für ihre Freunde im Erscheinen begriffen ist, und in einigen Wochen ausgegeben werden soll. So viel liebliche Natur und schönes, unmittelbares, weibliches Wesen war selten vereinigt mit einem auf das Höchste angelegten Geist, der während eines kurzen Lebensfrühlinges immer mächtiger die Flügel entfaltete, um alles Große und Bedeutsame in der Zeit und im menschlichen Dasein zu erreichen. Sie war ein Kind der neuesten Zeitideen, denen sie mit Begeisterung und Gedankenkraft anhing, und stellt das Verhältniß einer tiefen weiblichen Bildung, die alles Holdseelige des Geschlechts beibehält, zu jenen neuen Elementen dar, welche sich in den Köpfen und den Herzen mit so unruhvollem Drang angekündigt haben. Und heut, am 18. Juni, welcher sonst ein Tag schöner Feier für sie war, blättere ich, statt ihr Blumen zu bringen, in ihren Papieren, und winde ihr aus ihren eigenen Gedanken diesen kleinen Cypressenkranz, der den Freunden zugleich als Probe und Anzeige von der bevorstehenden Veröffentlichung ihres Denkmals diene.

Th. M.

— Wann werden einmal die deutschen Frauen emancipirt werden? Es sollte ihnen Einer zeigen, was sie sind! Bricht ein Schmerz über sie herein, dann zeigen sie sich so bedeutend, so achtungswürdig, und im gewöhnlichen Leben machen sie sich öfters selbst so unbedeutend, hangen an den flachsten Interessen. Das hab' ich gestern wieder recht mit tiefem Schmerz und Scham empfunden. —

— Die Zeit ist so bedeutend in ihren Strömungen, daß nur der gute Schwimmer sich in ihrer Fluth erhalten kann, keiner, der sonst bei ruhigem Spiegel wohl auch sich gewiegt und geschaukelt hätte. Daher kann jetzt nur der weltumfassende Dichter auftauchen und sich erhalten, keines

Digitized by Google

von den freundlichen Talenten, wie sie wohl in früheren friedlichen, weniger von Ideen und Meinungen durchflutheten Perioden sind gelobt und bewundert worden! —

3 — (Nach der Rückkehr aus einer legitimen Gesellschaft.) — Wie tolerant ist Gott! Läßt sich anbeten auf die Weise und die und die, läßt sich lästern mannigfaltig durch Anbetung wie durch Verschmähung, und schickt keinen Blitz herunter, wie er's doch vermöchte! Und liegt nicht Alles darin, gewähren zu lassen, ungehemmt, ungestört Urtheil und Ansicht hervorbilden zu lassen, ruhig den Gedanken *werden* zu lassen, sich selbst reinigend von Schlacken? — Preßzwang! Gedankenzwang! Nur noch ein Schritt ist da bis zur Hemmung jeder Aeußerung des Gesprächs, im Umgang selbst, und Alles ist gelähmt und gehindert, und das Leben wird zum Sumpf, stagnirt. Weh' über die Wichte! —

4 — Weißt Du, warum die Mädchen früher welt- und lebensklug werden als die Knaben? — Wenn der arme Junge längst schon über seinen Büchern schwitzen muß, dann lehnt das Mädelchen sich faullenzend zum Fenster hinaus und guckt im dolce far niente sich das Leben und die Welt an! —

5 — Ist die vielfach gesteigerte Unruhe in den bessern Köpfen nicht das Aufbäumen gegen die überhandnehmenden industriellen Interessen? —

6 — Alles, Baum, Blume, Pflanze, die ganze Natur ist still zufrieden in sich selbst, will nichts sein, als sie selbst, die Rose keine Lilie, die Lilie keine Rose, das Wiesenblümchen keine Treibhauspflanze; der Baum schüttelt Blätter und Blüthen nach seiner Art; nur allein der Mensch ist unzufrieden, will *anders* sein, und ist doch was er ist und sein kann nur in sich. —

7 — Der stillere, mehr geistig sich vertiefende, weniger um Oeffentlichkeit sich bekümmernde, dem Bestehenden treu anhangende Deutsche gleicht mehr einer schönen edlen Frau, die ihre Wirthschafterin das Haus verwalten läßt, während sie ruhig der Erweiterung und Bereicherung des Innern lebt und Alles pflegt, das da hineinschlägt; der Franzose gleicht mehr der Frau, die selbst um Alles in dem Haushalt sich bekümmert, mit wirthschaftet, selbst Verwalterin ist, auf daß ja nichts vernachlässigt werde. Nie wird's ihm ergehen, wie dem Deutschen, daß er durch die Politik aus seinen Träumen herausgerissen wird, eben weil er immer au courant bleibt, praktisch wie gesellig. Und die Verwalterin hat auf diese Weise die schöne, mehr dem Geistigen lebende Herrin unter dem Pantoffel; sie hat Haare auf den Zähnen, weiß zu sprechen, hat sich umgethan in Rechnungs- und in Kochbüchern; sie hat immer Sonnabend Abrechnungs- und Scheuerfest, fröhnt darin ihrer Lust und rüttelt so sehr auf, daß selbst die Herrin einmal auflodert; doch es bekommt ihr nicht, es ist nicht ihr Naturell; sie muß selbst erst dazu aufgerüttelt werden und fällt wieder zurück in ihr schönes Sinnen und Träumen. —

Digitized by Google

8 — Dichter, höre! — Weihnachten ist der Kinderhimmel. Auf die Eröffnung der Thür oder des Vorhangs, hinter dem beschert werde, wartet jeder Blick, jeder Herzschlag. So harrt mehr oder minder Jeder unter uns, zu jeder Zeit fast, irgend einer Erfüllung, blickt irgend einer Vorhangsentfaltung mehr oder weniger gespannt entgegen. Und so bleiben wir immer Kinder, und der klare hellsichtige Himmel bleibt in seinem Sternenkleid der ewige Weihnachtsbaum. Sie mögen noch soviel reflectiren über Ewigkeit, wir stehn doch immer vor verschlossenen Thüren und gucken manchmal nur durch Schlüssellöcher, die noch dazu von innen verhängt sind. Frühmorgens hab' ich die Bescheerung nie geliebt, immer nur Abends. Da war das Christkind mir so nah. Die Pfaffen aber kommen immer mit ihrem gemachten Knecht Ruprecht. —

9 — Als Kind sammelt man Käfer, Muscheln, Schmetterlinge; später Menschen; und das ist das wahre Leben. —

10 — Der Hund ist der ächte Deutsche. Er bellt, springt an, läßt sich nicht schrecken durch die Peitsche, springt wieder an, dreht sich um sich selbst herum, gleichsam um sich zu zügeln und übriggroßen Eifer an sich zu halten. Aber nicht die wölfische Natur des augenblicklichen Anpackens. Der Hund steht für seinen Heerd; nur eine Strecke aus seinem Revier verfolgt er Dich; dann zieht er sich ruhig zurück, nur noch stoßweise nachbellend. Er ist gezogen, nicht im rohen Urzustande der Natur mehr, verständig, aufmerksam, getreuer Wächter, seinem Herrn folgsam zur Seite. Der Hund ist das deutsche Thier. Die Aehnlichkeit des Affen zum Menschen ist mehr Scheinähnlichkeit. So ist der Russe auch der Anstelligste im Nachmachen, aber weniger entwickelbar. Der Hund ist, woraus der Mensch am meisten machen kann, und seine Aehnlichkeit ist gemüthlich. Was war ***, als der treue Hund Goethes? — Der Hund giebt seine Natur auf und schließt sich lieber an den Menschen. Er ist großmüthig, läßt sich von kleinen Kindern necken, geht lieber hinweg, als daß er ihnen was zu Leide thäte. Es wäre eine Aufgabe: die Philosophie des Hundes! —

11 — Der Antheil an den Polen gleicht dem an liebenswürdigen vergogenen Kindern, denen man stets von Neuem Unarten zu verzeihen hat, und für die sich um dieser stets zu übenden Nachsicht willen der Antheil immer nur noch erhöht. —

12 — Die Begeisterung ist das Gas des Lebens, das belebende Princip. Möchten wir unsern alternden Staaten davon einflößen können! Wie würden sie sich verjüngen! —

13 — (Beim Sonnen-Untergang.) Das blöde Volk! — sieht Weltverläugnung nur im Christenthum. Weltbeherrschung ist darin — und darin Milde, Kraft und alle Vermittlung. Die Größe Seiner Lehre

Digitized by Google

ist die Lehre, wie das Leben zu bewältigen, diese Kraft, wie keiner sie hatte. Alle Andern, auch Sokrates, weisen auf ein Jenseits. Er setzt hier den Kampf und Sieg. Und so seh' ich in ihm den größten Lebensphilosophen. Er ist der tiefste. In die Wüste ging er, in sich selbst die Kämpfe abzumachen. Dann trat er hervor, ein Geist voll Riesenkraft, der Welt gegenüber. — Dann seine Hohepriesterschaft in seiner Reinheit. — Diese bodenlose Tiefe, die, wie sie auch daran herumzupfen, nicht zu erschöpfen ist, und ausreichen wird, so lange die Welt steht! In der Weltbändigung die Milde, das ist Christenthum!! —

— Viele Menschen haben nur den Moment in sich, wie das Thier, weder Vergangenheit noch Zukunft. —

— (An Professor Scheidler.) Kissingen, den 27. September 1834. Es hat schon mehrere Male den Anschein genommen, als wollten wir uns überhaupt wegen Rahel's Größe streiten. Da wir sie aber Beide so hoch ehren, so muß ich fast lächeln über das grausame Mißverständniß. Sie sagten von einer Freundin, die Ihnen lieb: „sie sei ein Stückchen Rahel." — Darauf erwiederte ich: warum ist sie nicht sie selbst? warum gerade ein Stückchen Rahel?" — Gleich glaubt unser Freund, ich wolle Rahel damit angreifen, nahm hastig eine große Sense und mähte lustig hinein in das Aehrenfeld strahlender Häupter. Ich aber wollte ganz einfach andeuten, daß ich ein Stückchen von etwas sein immer als etwas Erbärmliches ansähe und daß ich deßhalb einem Freunde nichts Kränkenderes anthun könnte, als wenn ich ihn für ein Stückchen, und wäre es irgend eines Größten, hielte. Das liebliche Veilchen ist ebenso wenig ein Stück der tiefglühenden Rose als das Haideblümchen ein Stück des wunderbaren Lotoskelches. Ich für mein Theil will lieber eine Butter- oder Gänseblume sein und mich von der ersten hungrigen Ziege mit Kopf und Kraut verzehren lassen, wenn ich nur einmal ein Ganzes dagewesen bin; nur kein Blatt einer Rose oder Stengel eines Lotos! — Und Gott sei Dank! in dieser wunderbar reichen Menschenwelt giebt es auch Sonnenblumen und Nachtschatten, Dornen und Disteln dicht neben einander. Eine Luft und Ein Boden erzieht sie, und dennoch sie wachsen und werden ihre eigne Weise. —

Bücher müssen nur der fruchtbare Dünger sein, aus dem, wenn eine gute Sonne uns bescheint, unser eigenes Leben herauswächst. Ich verstehe und erkenne die Menschen nur als Individualitäten; schon die ganz gleichstehenden Knöpfe der Soldaten haben für mich etwas Kränkendes, wieviel mehr nun überhaupt die Massenkriege.

Doch ich verliere mich beim Brummen zu weit; Sie verstehn mich schon aus diesen Andeutungen heraus. Guten Abend in Frieden! —

Charlotte Stieglitz.

Digitized by Google

Atlantis

von

Eduard Duller.

I.

„Geliebtes Weib! was einer kann ertragen,
Bis ihn das Joch, das bleierne, zermalmt, —
Du weißt: ich trugs; mag mancher Spürhund jagen,
Der um Iscariothslohn im Dienstschweiß qualmt!
Er kann von mir kein schillrig Wörtchen sagen,
Als: daß ich nie die Mächt'gen angepsalmt,
Um Fürsprach nie gebettelt bei Lakeien, —
Den Vogel nur beneidend dort, — den freien!

„Geliebtes Weib, — was einer kann verklemmen
In's unerstürmte, feste Schloß der Brust, —
Du weißt: ich barg's! — auch Männerthränen hemmen, —
Ich hab's gekonnt, denn, — ach! — ich habs gemußt!
Und mehr noch! — Mich mir selbst entgegenstemmen,
Wenn Tyrannei mir keck auf's Haupt gefußt, —
Und nur gekuirscht geheim, und nicht — gebissen! —
Wer kann von mir verdächt'ge Thaten wissen? —

„Ach keine That! O Weib, — um Deiner willen!
Fühlst Du's auch ganz? — Ein Leben ohne That! —
Es muß der Strom im glühn'den Sand zerquillen,
Statt daß er tränkt die sterbensmatte Saat!
Verdampft mein Blut, verzehrt mein Mark im stillen, —
Doch stets gehofft! — Und sieh', die Stunde naht,
Und Wahrheit wird, was oft mein Wunsch — gedichtet,
Wann bald der Steuermann die Anker lichtet!

„Im Hafen harrt das Schiff uns schon entgegen,
Mit keuschen Wimpeln, hold wie eine Braut,
Gewiegt noch leise wie von Herzensschlägen,
Verschämt, daß rings die Nachbar-Schaar es schaut,
Aus seinem Namen selbst lockt heil'ger Segen, —
Die „„Hoffnung"" heißt es ja! Gott selber traut
Ihm unser neues Leben, — statt 'nem Priester!
Sein Himmel ist der Zeug', sein Ocean der Küster.

„Denn nach Amerika soll es uns bringen,
Nach jenem Land, wo keine Kette klirrt,
Wo Vögel hoch in Lüften: Freiheit singen,
Und keines Schranzen Hauch dazwischen schwirrt,
Wo Treu und Eintracht einzig Bande schlingen,
Nicht Gunst die Treu, nicht Gold die Eintracht kirrt,
Wo frei der Mensch, das was er denkt, darf sprechen,
Wo Wahrheit man nicht prangert zum Verbrechen.

Digitized by Google

„Drum fort noch heut'! den Hafen zu gewinnen,
Geliebtes Weib! — Nimm nichts mit als das Kind!
Nicht alten Hausrath ſchleppen wir von hinnen,
Zur neuen Welt. Ach fort! Nur fort geſchwind!
Morgen vermißt' ich raſch den Plunder Trödlerinnen,
Indeß du ſicher ſchon erwarteſt günſt'gen Wind.
Nur fort mit Euch! Mich tödtet ſonſt das Bangen,
Bald komm' ich ſelbſt euch eilig nachgegangen!

„Leb wohl, geliebtes Weib! — nein, nicht für immer!
Bald hinter mir auch liegt das Vaterland.
Noch einmal, ſüßer Knabe, und dann nimmer —
Noch einmal ſchau, wo deine Wiege ſtand!
Lebt wohl, lebt wohl! des dritten Morgens Schimmer
Begrüßt vereint uns an des Weltmeers Strand,
Und frei und fröhlich mit der leichten Habe
Entſegeln wir dem Vaterland, der Freiheit Grabe!" —

Er wendet ſich. Er kann ſie noch nicht laſſen!
Noch einen Kuß! — Nur dieſen letzten noch!
Noch einmal muß er Weib und Kind umfaſſen;
Wie bang'?! Der dritte Morgen eint ſie doch!
So ſchwer das Herz?! — O wüßten, die da praſſen,
Wie Tragen — preßt! — Läßt man ſo ungern ſelbſt ein Joch?
Beweint man, was man noch beſitzt, ſchon als Verlornes?
Iſt Scheiden denn ſchon Heimweh, — neugebornes?

Die Stunde ſchlägt. Dumpf raſſelnd flieht der Wagen
Fort durch der Straßen nächtig Labyrinth.
Nachſchleicht der Vater; — ob ſie eilig jagen?
Sie ſind am Thor; man hält, man fragt, man ſinnt!
Wenn Wachen dort, Verdächt'ges witternd, — fragen? —
Ob Weib und Kind die Grenzmark noch vor Tag gewinnt? —
Gelobt ſei Gott! Jetzt ſind ſie aus den Mauern!
Frei, ſicher, — bald! — Jetzt macht kein Henker mich mehr ſchauern."

Er ſchleicht nach Hauſ'; er ſitzt in ſeinem Stübchen,
Wo er ſo oft in trauten Stunden ſaß,
Küſſend ſein Weib, herzend ſein einzig Bübchen,
Der Heimath Leid, der Brüder faſt vergaß.
Daſſelbe iſt's und doch ein andres Stübchen;
Breit an die leere Wand ſtreckt ſich der Haß
Und gähnt ihn an, und aus den öden Ecken
Spielt Wehmuth jetzt mit ihm geſpenſtig, graß — Verſtecken.

Wie ſchleicht die Nacht! Sie geht ſo ſchwer, wie ſchwanger
Mit Treubruch, Meineid, Diebſtahl oder Mord;
Die Decke ſenkt ſich. — Bang, ach, immer banger
Flattert der Geiſt ihm aus der Kammer fort,
Ein Fiebertraum jagt ihn auf öde Anger,
Weit, unabſehbar, braun, verſchollt, verdorrt,
Doch an der Ebne Rand erblinzt er blaue Stellen, —
Ein Punkt! — Ein Schiff! — dort fliegt's auf lichten Wellen!

Digitized by Google

Ah, endlich Lichtstreif! Endlich frischer Morgen,
Der froh besonnt das leere öde Haus;
Sein Athem bläst des Vaters nächt'ge Sorgen
Wie alten Staub zum Fenster all hinaus.
„Sind Weib und Kind doch sicher jetzt geborgen,
„Ohnmächtig wirfst, Tyrann, du deine Stricke aus.
„Bald folg' ich selbst." Horch! — horch! — Drei Schläg' am Thor!
Das Haus umstellt! — Der Sbirre steht davor.

„„Durchstört das Nest! Der Freiheitsträumer muß zu finden,
Muß dem Gericht ein süßes Opfer sein!
Stricke herbei!"" „Hier bin ich! — Wie? — Mich binden?!
„Frei war mein Mund, doch ist die Hand mir rein." —
„„Fesselt den Narr'n! Es läßt sich nicht umwinden
Das Wort, dem Geist ersann bis jetzt man keine Pein; —
Drum, bis man weiß die Kunst, wie man das Maul versiegelt,
Wird, was der Geist gefehlt, — am Leib geprügelt.

„„Die Schlüssel her!"" — „Nehmt, was ihr finden könnet!
„Das Beste, Schergen, findet ihr doch nicht!
Denn Einer ist, der euch nicht Alles gönnet,
Der Unschuld Anwalt, — Gott! — fert zum Gericht!
Sich zeigen wird's, daß ihr nicht binden könnet
Den ew'gen Geist, der jedem deutlich spricht.
O fordert nicht vor eure blut'gen Schranken
Den Erstgebornen Gottes, — den Gedanken!"

„„Und gibt's für diesen keine festen Wände,
So gibt's für dich ein sichres Kämmerlein,
Und Eisen gibt's für flinke Schreiberhände.
Und schwere Blöcke für ein rasches Bein. —
Fort!"" — „O vergönnt, daß einen Blick ich sende
Zur Sonne noch und Grüße hinterdrein,
Die, wenn sie wieder sinkt im freien Westen,
Sie bringe seinen vaterlosen Gästen." —

II.

In Eisen-Angeln knarrt die schwere Pforte.
Puh! gähnt's herauf vom tiefen feuchten Thurm!
An diesen Wänden scheitern alle Worte,
An diesen Blöcken scheitert jeder Sturm.
Man baut' ihn einst wohl über einem Horte
Zum Schutz vor Dieben, gar so fest den Thurm?!
Auch heute wird ein Hort darein vergraben
Von Weib und Kind, — die keinen zweiten haben!

„Wann führt ihr mich herauf vor meine Richter,
Auf daß ich ehrlich Red' und Antwort steh?
O bald, nur bald! Weh, dicht und immer dichter
Klemmt jetzt schon um die Brust mir Kettenweh." —
„Schon jetzt? Schon jetzt? — Ei, mit Gespenstern ficht er
So bald! — Engbrüst'ger, sag der Sonn: Ade!
Sie kommt und geht; — du aber wirst hier bleiben,
Bis? — steinerne Wände Rosenknospen treiben!""

Digitized by Google

„Verdammt! Ich? Ungehört? — Richter? nicht — Hölle? —
Was? Thrän' im Aug? — Glut! glühend Erz hinein!
O daß statt Thränen aus dem Aug' mir quölle
Das Leben selbst, durchsickernd unter'm Gestein! —
Hält denn der Thurm noch? — Knarrt's nicht, wie Gerölle?
Hält länger die Mauer, als mein schwach Gebein?
Bricht Gottes Hand schon Stein für Stein aus losen Fugen?
Gott: leben noch, die dir dein Kind, die Freiheit, schlugen? —"

Das Schloß schnappt ein. Die schweren Ringel knarren.
Er liegt — allein — auf's faule Stroh gestreckt.
„Sind Treu und Glaub' und Hoffnung falsche Narren?
War's Wahnsinn, der im Geist mir lang geheckt? — —
Läßt sich die Wand mit Fingern nicht durchscharren?
Wie Ohnmacht pulsweis mir am Herzblut leckt! — —
Nein! Nein! Ich hoff! — durch muß der Nothruf schallen:
Unschuld liegt hier, liegt — ungehört, — verfallen!

„Hörst du ihn auch, Vater der Liebe d'roben,
Der Freiheitsdrang dem Würmlein selber gab?
Schallt: Freiheit, süßer Osterklang, nur oben?
Küßt er auf Erden liebend nur das Grab?
Hat sie auf Schwingen keinen noch enthoben?
Ach, stützt sie keinen treuer, als sein Stab?
Verdammt, o Gott! — weil du den Geist uns frei erschufst,
Aus tausend Stimmen: Freiheit, Freiheit! rufst!!

Und ist die Wahrheit hier nur ein Verbrechen,
Warum, o Gott, entflammtest du den Drang?
Und darf der Mensch, das was er glaubt nicht sprechen,
Warum denn ward ihm Zunge, Brust und Klang?
Am Jäger darf das Wild die Freiheit rächen,
Der Freiheit tönt der Lerche Morgensang.
Sein Recht an's Licht kann jedes Wesen fodern,
Und ich soll langsam tief in Nacht vermodern!?

„Gott! Gott! siehst du herein durch diese Wände?
Siehst du herab in dieses Grabes Schlund?
Siehst du, Allsicht'ger, dieses Jammers Ende?
Fluchst du, Allgüt'ger, deinem eignen Bund?
Allmächt'ger, sind erlahmt schon deine Hände?
Allhörender, ist schon verdorrt mein Mund? —
Nein! Ob sie mich mit Skorpionen hauen,
Auf dich doch will ich bis zum Tod vertrauen!

„Nein, du mein Vater, wirst mich nicht verlassen,
Wirst meiner Waise treuer Vater sein!
Du wirst sie führen auf des Weltmeers Straßen
Und in des Westen freies Land hinein,
Du bleibst treuliebend ja, wenn Alle hassen.
Du wirst auch ob den Meinen — Morgenschein
Und nächtlich deinen Sternenmantel breiten; —
Frei nach Amerika wirst du sie leiten!"

Digitized by Google

Ermattet ſinkt er aufs zerwühlte Lager; —
Ah, Ohnmacht preßt ihm feſt die Augen zu,
Es laſten auf ihm, knöchern-ſchwer und hager
Herz-ſaugende Träum', die Schergen ſeiner Ruh';
Auf fährt er ſtöhnend, nicht verzweifeln mag er,
Und kämpft auch rief'ger Zweifel immer zu.
Er hofft auf Den, der All' umfaßt, in Demuth.
Da ſchmilzet Schmerz in Sehnſucht, Grimm in Wehmuth.

„Ach," ſeufzt er, „riſſe ein Orkan gewaltig
Mit Rieſenfauſt den alten Thurm entzwei!
Ach, flatterte ein Zaubermantel faltig!
Ach, flög' ein Adler, rettend, mir herbei!
Hätt' ich die Kraft, zu werden neugeſtaltig,
Denn ſelbſt ein Vöglein flög' ich, wieder frei,
Und flöge hin, wo meine Lieben zogen,
Hoch ob des Weltmeers jungfräulichen Wogen!

In jenes Land, wo keine Späher lauern,
In der Atlantis nie verjochtes Reich,
Wo Fried' und Eintracht feſter ſtehn als Mauern,
Wo Menſch' dem Menſchen nur iſt nah und gleich,
Wo nicht Halbgötter Männer machen ſchauern,
Wo Alter nur, nicht Sclaverei macht bleich. —
Sel'ge Atlantis! Könnt ich dich gewinnen! —
Mein Weib! mein Kind! — zu Euch! — Dort! Dort! — von hinnen!" —

Da ſchenkt der Herr in's Aug' ihm eine Thräne
Und auf die Stirn' — des Traumes Friedenskuß.
Er ſchaut, er zweifelt, ob er ſchau', ob wähne,
Ob ihm die Kette noch umeiſt den Fuß.
Eins fühlt er nur, daß er ſich hoffend ſehne
Nach Weib und Kind, nach einem Wiedergruß!
Dann ſinkt erkaltend an die kalten Steine
Zurück das müde, das verſehmte Haupt, — das reine!

III.

Wie? iſt's ein Traum? Gräßlich, in Kerkerräumen
Erwachen müſſen nach ſo holdem Traum —
Ein Traum? — Nein! Nein! zu wahr iſt's, bloß für Träume.
Wunder? — dafür hat dieſe Welt nicht Raum!
Doch iſt's ja, iſt! — hier, — friſche Roſen keimen
Aus feuchter Wand, — wie unterm Blüthenbaum,
„Darf ich ſie faſſen? Dieſe? Jene? Welche?
Duft! Farbe! Schimmer! Sonnenglanz im Kelche!

„Mai rings um mich! Mai wieder in der Seele!
Ach, Morgenroth in tiefer Kerkernacht.
Horch! — Freiheitsklang — aus einer Lerchen-Kehle!
Und Himmel über'm Haupt! — der Thurm entdacht!
Frei? wirklich frei, gefangne Philomele?
So hauſt' ich nur als Bergmann hier im Schacht?
Wahnſinnig war ich! — Rings, o goldne Klarheit!
Ich ſchau, ich bin ja, fühl's ja: Wahrheit! Wahrheit!

Digitized by Google

„O selige Atlantis! — hier, die blauen,
Die freien Wellen locken mich zum Strand.
Dort ist ein Punkt, ein Segel dort zu schauen.
Ihm nach! O schwinde nicht im duft'gen Rand! —
Gott! Gott! Du leb'st! Auf dich ist gut vertrauen! —
Die Ketten springen, fallen von der Hand!
Mein Puls — dein Psalm, — mein Hauch — Triumphgeschrei!
Herr! ich bin frei! — — —

Er fliegt zum Strand. Da schaukelt sich eine Barke.
Es sitzt am Bord ein milder Steuermann.
Ade! Ade! Der Knechtschaft blutge Marke!
„O Schiffer! rudre, was dein Arm nur kann,
Und zahlen will ich dir, wenn deine starke,
Gewalt'ge Hand bezwingt den Ocean, —
Dir zahlen — was? Nichts hab ich ja als dies mein Herz,
Ein reicher Bettler! — Sieh das Segel! — heimathwärts!

„Ja, heimathwärts! denn nur, wo meine Lieben,
Nur dort ist ja mein Vaterland.
Dort ist auch mir ein Königreich geblieben,
Das keines Seglers gier'ger Blick noch fand.
Als Insel schwimmend wirds umhergetrieben,
Daß unberührt es bleib' von fremder Hand.
Schiffen wir, statt in Barken selbst in Särgen,
Ich hoffte doch! — Dort winkt's — von der Atlantis Bergen!

„Schau, Fährmann, wie die Gipfel sich erheben,
Den höchsten dort krönt neues Morgenroth.
Freiheit wird sonnig schirmend drüber schweben
Und predigen vom guten, treuen Gott!
Treu ist in Gott, und in der Treu' ist Leben,
Wer treu ihm glaubt, wird — Menschen nicht zum Spott.
Ich hoff! Drum sterbend könnt' ich freudig weinen;
Der Vater bringt gewiß den Vater zu den Seinen!" —

Da läßt der Steuermann das Ruder sinken
Und blickt in Wonne auf den Sel'gen hin.
„„Du hast gehofft, — Erfüllung siehst du winken,""
So spricht er, „„„Tod bringt dich zum Leben hin.
Schau meine Sterne, die dort ewig blinken,
Die Sonne schau, der Erde Priesterin.
Sie wissen, was den Menschen ich beschworen!
Und, that ich's, gäb ich einen je verloren?

„„„Du hast gehofft! Du hast dich nicht betrogen.
Ja, die Atlantis sollst du, als ihr Bürger, schaun.
Du warfst dich gläubig in des Weltmeers Wogen,
In's Schiff des Todes stiegst du ohne Grau'n.
Schmieg an mein Herz dich, dran ich tausend schon gepflogen,
Komm mit zur neuen Welt! — Sie wird dich frisch umblau'n.
Ließ ich im Tod denn je ein Aug' erblinden,
Als daß ihr Freiheit sollt und Liebe wiederfinden!?""

Digitized by Google

Da schmiegt an's Herz des Herrn, an's ewig treue,
Der sehnsuchtbleiche Neuerstandne sich. —
Goldfunken rings aus dunkler Meeresbläue!
Dort — Flammenpforten, riesig, königlich!
„„Eingehe jetzt der Neugeborne, Freie,
Kein Strahl versengt, warm kussig haucht's um dich.
Geh ein in's Reich, wo schlanke Flammenblüthen
Die Schwelle deiner neuen Welt behüten!""

Erreicht! Hoch ragen tausend Riesenpalmen,
Grün- goldner Säulen unermess'ner Wald,
Thauperlen zittern auf gebeugten Halmen,
Danktyränen wohl? Lauttönend mannigfalt
Auf Sonnenpfeiler fliegen Liebespsalmen
Und hell von Freiheit ist das Land durchschallt!
Der Hauch des Herrn ist's, seiner Macht Verkünder!
Er aber steht inmitten seiner Kinder.

„Mein Weib! Mein Kind! So warm und treu an meinem Herzen!
Und kein Tyrann, kein Scherge trennt uns mehr!
Gesegnet, alte Welt mit deinen Schmerzen,
Gesegnet, Trennung, warst du noch so schwer;
Durch dich ja wird so süßer Herz in Herzen
Das Wiedersehn, und heil'ger immer mehr!
Freiheit ist Treu! Das Leben nichts als Sehnen!" — —
Da weint der Herr im Stillen Freudenthränen.

Bücherschau.

Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Von W. Alexis. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 385 und 349. S. 8.

Der Verfasser hat sich bei diesem Roman großer Vortheile seiner bekannten und beliebten Darstellungskunst begeben; nämlich der tüchtigen Staffage eines praktischen Stoffes, auf den er mit seiner sicheren, meisterhaften Technik das Figurentheater piquanter und bunter Verhältnisse aufschlagen und die reizenden Wolkenbilder einer amüsabeln Erfindung auf einen Grund zurückschieben konnte, auf dem sie festes Fleisch und pralle Wirklichkeit scheinen. Statt dessen hat er sich hier mit seiner an Walter Scott groß gewordenen Muse auf das Gebiet der Reflexion gemacht, aber diese Uebersiedelung auf ein neues Terrain ist nicht glücklich bekommen. Er wollte diesmal von Gedanken ausgehen und daraus erst die Figurengestaltung werden lassen, aber Gedanken sind nicht der rechte Farbentopf für Häring's Pinsel. „Das Haus Düsterweg" sollte die Zerrissenheit der Zeit in Meinungen und Gesinnungen, im innern und äußern Leben schildern. Dies ist kein Thema für ihn. Dazu besitzt Häring nicht Subjectivität genug, dazu fehlt es ihm an einer gewissen Lyrik eigener Verzweiflung, die ihn einmal durchströmt und durchschüttert haben müßte, dazu fehlt es ihm an einem Fonds innerer Erlebnisse, der sich auch durch die geschickteste und glänzendste Copiemalerei nicht ersetzen läßt. Häring ist ein Dichter, der sich inmitten seiner Begeisterung eine gute und anständige Gesellschaft zuhörend denkt, der er es recht zu machen, der er nichts zuzumuthen sucht, was nicht in anständige Gesellschaft gehört. Seine Poesie ist ein guter Gesellschafter, dem man es nie ansieht, daß er verweinte Augen und schlaflose Nächte gehabt; sie hat nie in stillen Träumen und Gedanken für sich dagesessen, während das Fräulein vom Hause durch eine Stadtgeschichte unterhalten sein wollte; sie hat nie vor Herzklopfen eine Tasse Thee umgeschüttet oder einen Geheimen Hofrath auf den Fuß getreten. Sie ist säuberlich, manierlich, gefallsam, erfinderisch in ausgesuchten Wendungen, und wo sie einen ironischen Mundwinkelzug hat, ist es mehr ein blitzender Effect, als eine tiefe Zuckung der Herzfaser oder eine aufleuchtende Ueberlegenheit des Geistes. Da ist kein wildes Gelächter und kein humoristisches Weinen, kein Jauchzen eines zersprungenen Herzens, keine Selbstopferung der Leidenschaft, keine Wollust der Vernichtung in Häring, was ihm Beruf gäbe, die Zerrissenheit, von der auch er hier, nach dem Beispiel der Zeit, einen Roman dichten will, zu zeichnen und zu beschreiben. Ich bedauere die Zerissenheit, wenn Häring sie schildern will. Wie wird er es beginnen, wird er sie nicht von weitem her wie ein Naturphänomen behandeln, oder wird er sie in einem Raritätenkasten abfangen, um darin den grellen Wun-

Digitized by Google

dervogel aller Welt zur Schau zu ſtellen? Doch nein, Häring hat Empfindung, Talent, Gabe des Blicks und der Combination; er hat manche Leiden der Zeit mit durchgefühlt und auf eine ehrenwerthe, wenn auch nicht immer ritterliche Weiſe ſich zu vermitteln geſucht. Er wird den Roman der Zerriſſenheit zu einer verſtändigen mediziniſchen Pathologie der Zeitzuſtände machen. Aber er iſt ſelbſt nicht zerriſſen. Er iſt mehr Zuſchauer, als Mitſpieler, bei dieſer großen Hiſtorikotragikomödia der Gegenwart. Und entweder ein Gott, oder ſelbſt ein Zerriſſener muß man ſein, um von der Krankheit eines ganzen Zeitalters ſingen und ſagen zu können, was ſie bedeute und was Unnennbares von Schmerzen und Ideen ſie Alles in ſich ſchließe. Häring haßt die Zerriſſenheit, ſie ärgert, ſie verdrießt ihn, wie ein Elſterauge, das ihn am Gehen hindert. Er kann in der Zerriſſenheit nicht tanzen und begeiſtert ſein, wie ein Bacchant. Er ſchleicht, er hinkt an ihr, wie an einer Krücke. So lieſt ſich dieſer Roman, in dem das Subjective, was mitſpricht, nur die Gelegenheit benutzt, unter der Verhüllung einzelne Schlacken von Unmuth und Bitterkeit, die der Verfaſſer vielleicht nicht gern auf ſeine Perſon zugeſtehen möchte, auszuwerfen. Häring haßt die Zerriſſenheit, und ich liebe ſie. Soll ich ihn noch recenſiren? Ich liebe ſie, weil ſie etwas Ehrwürdiges iſt, wie jenes ſchöne Mädchen, das in nächtelanger, wehthuender Arbeit zarte Hände und holde Augen ſchmerzlich anſtrengt, um ihren alten Vater zu ernähren. Ja, etwas Ehrwürdiges iſt die Zerriſſenheit unſerer Zeit, was auch die Phariſäer und Schriftgelehrten, die Ruhigen und die Altklugen, die Vermittelnden und die Unterdrückenden, darüber ſeufzen mögen. Iſt es nicht ehrwürdig, das Kreuz auf ſeine Schulter nehmen für eine ganze Zeit, und die Geburtsſchmerzen einer ganzen Epoche zuſammendrängen in die zwei Herzkammern des Individuums, wo ſie die Idee ausfechten, mag auch das arme Gefäß geſprengt werden durch ſeinen eigenen reichen Inhalt? Die wahren Zerriſſenen ſind die wahren Kreuzträger der Zeit. Sternberg und Alexis, Beide aus der Schule der ruhigen, altherrlichen Vornehmheit, der erſte ganz und gar ein geiſtreicher Tieckianer und dazu ein talentvoller Baron, der zweite ein aus Walter-Scottiſchen, Tieckiſchen und Berliniſchen Elementen gemiſchtes Original, ſind Beide noch nicht der rechte Dante geweſen für dieſe neue göttliche Komödie von der Zerriſſenheit!

Trotz der vielen ſchönen Einzelpartien, an die der Verfaſſer ein glänzend ausführendes Malertalent verwandt hat, iſt „das Haus Düſterweg" eine völlig verunglückte Arbeit. Der Roman iſt in ſeiner Manier ſkizzenhaft, fragmentariſch, unzuſammenhängend, aber er hat, was ihm nicht wenig ſchadet, keinen Schluß, weder in der Idee, noch in den Ereigniſſen. Die zu Grunde liegende Geſchichte, deren Romankitt ein wunderliches, auf das Verderben ſeiner Erben berechnetes Teſtament des alten Freiherrn Düſterweg iſt, zerfällt zumeiſt in zwei Hälften. Die eine iſt die Geſchichte des demagogiſchen Eberhard, der, in einer legitimen Ehe freiherrlichen Stammes erzeugt, ſeine Geburt nicht kennend, von ſeinem Vater, welcher ein ironiſches Erziehungsexperiment an ihm machen wollte, in die Welt

Digitized by Google

hinausgeſtoßen worden. Der Fluch des Vaters und der Verhältniſſe ſtürzen ihn in eine Reihe von Irrſalen und unglücklichen Gemüthszuſtänden, die ſich mit der ihn ergreifenden Verworrenheit der Zeitmeinungen noch ſchmerzhafter verwickeln. Er wird, wie es auf Einmal heißt, ein Zerriſſener, als ob das eine beſtimmte Compagnie wäre, wie die ehemalige berliner Löffelgarde, oder wie wenn eine Köchin ſich einen armen Ritter backt. Eberhard iſt ein ganz trübſeliges, in halber Metaphyſik confiscirtes Subject. Alles iſt nur halb an ihm, er iſt ein halber Hamlet, ein halber Börne, ein halber Ironiker, ein halber Sentimentaler, bis er endlich halb wahnſinnig wird. Um ſich ganz radikal äußern zu können, — dazu iſt er unter Cenſur gedruckt. Was ſoll er alſo machen? Er ſchreibt Briefe voll oſſianiſcher Schwermuth und fauſtiſcher Weltverzweiflung an einen Berggeſchwornen, die uns ſeine Zuſtände ausmalen. Zuletzt endet er in den Frankfurter Aprilunruhen, wo er einen Aufrührerhaufen anführt, und ſein eigener Bruder, ein als Demagogenverfolger angeſtellter Baron, den er nicht kennt, auf ihn ſchießen läßt, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Die Geſchichte dieſes Bruders nimmt die größere Hälfte des Romans ein. Dieſem Baſtard des alten Freiherrn Düſterweg hat der bizarre Vater das umgekehrte Schickſal von ſeinem rechtmäßig erzeugten Sohn zugedacht, obwohl er ihn durch die Verfügungen der in verſchiedenen Lebenszeiträumen zu eröffnenden Codicille nicht minder äfft und ihm dadurch jedesmal das ſchönſte Glück der Liebe und des Beſitzes zerſtört. So wird der junge Baron Landſchaden von Düſterweg meiſtentheils durch unglückliche Liebe ein Zerriſſener, obwohl er eigentlich nie der lieben Seite angehört hat. Vielmehr iſt er durch ſeine witzigen Epigramme gegen die Demagogen als Schriftſteller berühmt geworden und im Staatsdienſt geſtiegen; er hat „Senfkörner" herausgegeben, die ich wohl kennen zu lernen wünſchte, da mir bis dahin noch kein witziger Ariſtokratismus in der Literatur vorgekommen iſt. Die Satyre iſt eine geborne Demokratin, ſie iſt kein Talent der Legitimität. Aber dieſer ſatyriſch-legitime Baron, dem die Weiber ſo arg mitſpielen, verwirrt ſich bald in ſeiner eigenen Richtung. Er wird ein geiſtreicher Zerriſſener, und ſchreibt Briefe an eine Stiftsdame, die den Plato lieſt, durch ihre Reflexionen die Stelle des Chors im Roman vertritt, und zuletzt von einem frommen Schneidermeiſter als Heilige angebetet wird. Von den ſchließlichen Meinungen des Barons vermag man keine klare und beſtimmte Anſchauung zu gewinnen. Es iſt ein Gemiſch von ohnmächtiger Selbſtironiſirung, ſich auflehnendem Zeitunmuth, ſpießbürgerlich werdender Melancholie und berliniſcher Wehmüthigkeit, aus der ſich kein erſprießliches Facit ziehen läßt für die Zeit, weder in poſitiver, noch negativer Hinſicht. Zuletzt wird der Baron geſehen, wie er mit einer alten Geliebten, die inzwiſchen aus Kindespflicht — Buhlerin eines Abenteurers geworden, in ein idylliſch-ſentimentales Verhältniß geräth. Was in aller Welt hat Häring nur mit dieſen harten Diſteln, aus den er ſeinen Roman gewunden, gewollt und gedacht? Welche Satisfaction, welche ſubjective Befriedigung kann für ihn ſelbſt in allen dieſen unangenehmen Bildern gelegen haben? Sie ironiſiren

Digitized by Google

die Zeit und ihre Gemüthszustände nicht, dazu gehört Weltsatyre und Welthumor, und mit diesen beiden giebt es dann trotz aller Wunden, doch ein herzerhebenderes und großartigeres Spectakel beim Poeten!

Im zweiten Theil findet sich unter einzelnen Darstellungen manches Ausgezeichnete, namentlich die meisterhaft erzählte Novelle: „Eine Nacht in Hamburg," deren Problem jedoch mehr in das Reich der ausgetriebenen Hoffmannischen Gespenster, als der Psychologie, gehört. Die Localitäten des Romans sind meistentheils verschleiert, obwohl für den deutscher Städte Kundigen immer deutlich genug gemalt. Zeitportraits finden sich hin und wieder kennbar eingestreut, nicht ohne ergötzliche Laune und scharfe Tinten, abtr man kann nicht immer mit der Gesinnung einverstanden sein, aus der sie genommen werden. Wie ich von Börne denke, seitdem er der Sache des Fortschritts zu schaden angefangen, habe ich in diesen Blättern schon gleich zu Anfang gesagt. Aber wie er hier, Thl. I. S. 338. an der Frankfurter Table d'hote in seiner stillen, unscheinbaren, ich möchte sagen, rührenden Persönlichkeit, die Jeder kennt, von Häring abgezeichnet wird, finde ich widerwärtig und mein Gefühl empörend. Häring schildert sein Gesicht, und meint, man müsse ihn so abbilden, mit der Unterschrift: „Seht, das ist euer Prometheus!" das würde das beste Gegengift gegen seine Schriften sein. Ich hätte nie geglaubt, daß der gutmüthige Häring alle Bonhommie so verläugnen könnte, um das Gesicht eines Menschen öffentlich anzufeinden. Sind wir denn, o Willibald Alexis, ein solcher Adonis, daß man es uns auf der Stelle gleich ansieht, was für vortreffliche und loyale Leute wir sind? Weniger hat man dagegen, wenn er den Candidaten H. mit Nanquinhosen im Winter, ohne Mantel, hungrig, auf dem Postwagen uns vorüberführt. Aber im Grunde ist es unstatthaft, in unsern Tagen dies zu sehr der Lächerlichkeit preis zu geben, da wir in Zeiten leben, wo es dem verdientesten Biedermann und dem größten Geist widerfahren kann, daß er sich in Nanquinhosen und ohne Mantel im Winter auf den Postwagen setzen muß. Schwager Kronos führt manchen unglücklichen blinden Passagier, der vielleicht auf einen Triumphwagen Anspruch machen könnte. Es gehört die selbstzufriedene Moquanterie eines Berliners dazu, um die Zeit bis auf die Nanquinhosen eines armen Demagogen ironisiren zu wollen. —

* * *

J. F. Castelli's Gedichte. Einzige, vollständige Sammlung in sechs Bänden. Mit dem Bildnisse des Dichters. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 219, 231, 242, 258, 245, 251 S. gr. 12.

Hier haben wir auch einen Humoristen, wenn das Wort nicht zu heilig ist. Nein, der gute Castelli mit seinem ächt wienerischen Gesicht, ist kein Humorist, mit der verstohlenen Weltthräne im Auge, kein Humorist mit dem Himmel und Erde beleuchtenden Blitz in der Hand, kein Humorist, mit dem olympischen Gelächter im Munde, das die ganze Zeit durchhallt, eine fragende und zugleich eine antwortende Echo derselben. Castelli ist ein Humorist der Kaffeehäuser, der Gesellschaftsspiele, der

Digitized by Google

Trinkvereine, sein Humor ist das, was man Spaßvogel zu nennen pflegt, und thut keinem Kinde etwas zu Leide, seine Satyre ist ein Maitre de Plaisir, ein guter Gesellschafter, der Niemand auf den Fuß tritt, Manchetten und Claque trägt, und nur zur Unterhaltung beizutragen beabsichtigt. Oft sah ich diesen liebenswürdigen Mann auf einem Kaffeehause in Wien, wie er sich beim eifrigen Billardspiel die Brille zurecht rückte, und seine ganze Muse, von der vielleicht Jeder irgend einen glücklichen und launigen Vers im Gedächtniß hat, kam mir dann wie ein Billardspiel vor, auf dem eine geschickte Hand und ein kluges Auge Alles sind, was das Gelingen ausmacht. Und man komme heran: was kann man nicht Alles bei Castelli auf grüner lustiger Fläche für hübsche Glückskugeln des Witzes laufen sehn! Es ist eine ganz eigene Poesie, diese Zwergfellerschütterungspoesie, die nichts sein will als das. Diese verdammt possirlichen Geschichten, diese Schwänke zum Todtlachen, diese Epigramme für Unterleibskranke, diese Liedertropfen für Hypochondristen, diese Fliegenfängereien der Laune, und diese Mückentänze der charmanten Einfälle. Und wie leicht das Alles entsteht. Kein Dichter hat je leichter hervorgebracht als Castelli, der es sich in Gesellschaft dutzendweise aus dem Aermel schüttelt. Castelli ist ein Improvisator, aber ohne pythisches Schwitzen und haarsträubende Begeisterung, es geht ihm Alles wie durch ein gelindes Mittel ab, zur geselligen Unterhaltung, und er will damit nichts, als was die Hausfrau mit dem Braten, den sie vorsetzt: man soll ihn sich schmecken lassen und sich dann hübsch den Mund danach wischen. Seine Themata kennt man. Castelli's Witz ist harmlos und schlägt keine Fliege todt, obwohl heutzutage am meisten der Witz Noth thut, welcher todtschlägerisch ist. Eine gewisse altmodische Sorte von Witzen ist die gegen die Weiber, welche sich bei Castelli fast auf jeder Seite finden. Dieser Weiberhaß, der auch in der Vaterstadt des Dichters an der unrechten Stelle wäre, kommt freilich meist possirlich heraus, und ich glaube auch nicht, daß es dem jovialen Castelli damit Ernst ist, der nicht nur ein Taschenbuch: „Huldigung der Frauen" herausgiebt, sondern auch in demselben Athem, in dem er die weibliche Unbeständigkeit und Treulosigkeit hechelt, schon wieder ein Loblied singt. Aber ein Humorist seiner Art hat immer gewisse Leib- und Magen-Stereotypen, mit denen er seinem Witz auf die Beine helfen muß. So müssen, außer den Weibern, auch die Aerzte, die Gläubiger, die Pfaffen ꝛc. für die Satyre heran; ja sogar auf den lieben Gott, der sich das am ersten gefallen lassen kann, macht Castelli mitunter seinen Witz. Man kann seinen Sachen nicht gram werden. Zwar gehören sie, wie gewisse Theaterstücke, die nicht gedruckt werden können, meistentheils kaum der Literatur an, aber wer möchte das liebe dumme Zeug schelten, daß es da ist?

* * *

Digitized by Google

Frühlings-Almanach. Herausgegeben von Nicolaus Lenau. Stuttgart, Brodhag. 1835. 375 S. kl. 8. Mit Goldschnitt und gestochenem Titelblatt.

Heraus, du junge Frühlingsbrut, maigrüne Liederpoesie, schneide dir aus frischem Rohr eine neue Schalmei, und sitze gedankenvoll an den rieselnden Quellen, und träume dir etwas aus, das mit goldenen Morgen- und Abendröthen unser kahlgewordenes Dasein färbt und wie stärkender Feuerwein berauschend in das matte deutsche Herz sich ergießt! Und ein ganzer Frühlings-Almanach! Mir lacht schon der Titel entgegen, und die Namen der Sänger, Lenau, Rückert, Karl Mayer, Kerner, Pfizer, habe ich nicht minder lieb. Nur Schade, daß sich die Deutschen zur Frühlingsfeier nichts schenken, sondern philisterhaft an die Kalendertermine festhalten, an denen sie zur Noth einmal ein Buch kaufen, weil es die Zeit der Geschenke ist. Da hilft in der Regel bei ihnen kein Goldschnitt und kein gestochenes Titelblatt, und kein festlich tönendes Blüthenlied, das sie mit Nachtigallenzungen in den Buchladen lockt, um sie zu einer außerzeitlichen Mehrausgabe zu bewegen. Aber es muß noch eingeführt werden, es muß noch Mode werden, denn wie Vieles muß nicht noch Mode werden in dem sonst selbst aus der Mode kommenden Deutschland! Diesem Frühlingsalmanach wünsche ich, daß er die neueröffnete Saison der Goldschnitt-Literatur, die uns sonst nur im Herbst blüht und funkelt, glücklich behaupten möge. Denn die Lyrik ist die eigentlichste Frühlingssaison. Wann liest und empfindet sich ein träumerisches Lied, mit dem man sich in holden Müßiggang der Gedanken einwiegen und einspinnen kann, besser, als in der Lenzzeit, in der süßen Faulenzzeit, denn das Lenzen und das Faullenzen und das Dichten sind bekanntlich synonyme Begriffe, es sind die Wirthe und die Gäste einer und derselben Saison. Aber warum bringt nun Nicolaus Lenau mit seinem herrlichen Dichtertalent in den Frühlings-Almanach nichts Anders als dies Fragment eines Faust? Es ist ganz in derselben Form und auch geistig in demselben Ton gedichtet, als der Goethe's, in welchem die deutsche Faustidee ein für alle Mal bis zur erhabensten Vollendung und ausgedehntesten Bedeutsamkeit verkörpert ist. Sind die deutschen Poeten aber wirklich ein so geschlagenes Volk, daß Jeder immer wieder seinen Faust aus sich herausdichten muß, so thue es Jeder wenigstens auf seine Weise. Der Faustiaden mit der stereotypen Gruppe von Faust und Mephistopheles, ist es nun genug; ich sehe es für eine beklagenswerthe Talentvergeudung an, wie sich hier Lenau wieder damit zu schaffen gemacht hat. Sein Faust ist ein schwächlicher Narr, ein matter Don Juan, und der Eindruck ist weder auf die Reflexion noch auf die Sinne von Effect, trotz der ausgezeichnet schönen Sprache und Darstellung, worin Lenau Goethen gleichkommt. — Karl Mayer bringt dagegen dem Frühlings-Almanach, was des Frühlings ist, eine ganze Bienen- Mücken- und Schmetterlingsschaar von Naturliedern. Er singt, „wie der Vogel singt," aber oft läßt sich bei seinem Zwitschern und artigen Girren auch nicht mehr denken, als wenn Drossel und Fink im Busch

Digitized by Google

schlagen; mitunter ist sein Lied nichts weiter, als ein Schnabelwetzen an irgend einem grünen Baumzweig. Man möchte ihm Hanfkörner suchen, um ihm für all das lose süße Geschwätz etwas Liebes anzuthun. Bemerkenswerth ist aber das heitre Naturgefühl in diesem Dichter, worin Mayer Aehnlichkeit hat mit dem naiven Wilhelm Müller, während Hölty und Matthisson im vorigen Jahrhundert vorherrschend sentimental wurden in ihrer Naturlyrik. — Justinus Kerner liefert ein Schattenspiel: "der Bärenhäuter im Salzbade," ein artiges, lustiges, lustiges Frühlingsspectakel. Hier treten nichts als Geister auf, und man weiß, wie wenig Hrn. Kerner die Geister kosten. Es sind die Geister aus der Seherin von Prevorst, aber man wird an dieser Stelle hier nicht recht klug aus ihnen. Will der Verfasser, der trotz seiner vielen Geister Geist genug dazu hat, sich selbst persiflliren, oder in der Selbstpersiflage seine Gegner? Man weiß es nicht, es ist eben ein Schattenspiel. — Friedrich Rückert schmückt den Frühlings-Almanach mit einem „Herbst 1833 in Neuseß." Daß sich dieser Herbst in den Frühling eingeschlichen hat, kann ihm der Frühling diesmal nur danken, wenn es in unserer Zeit überhaupt auffällig wäre, diese beiden Jahreszeiten sich einander verschwistern zu sehn. In Rückerts Herbst ist jeder Zoll ein Frühling, man kennt den Mann des Liedes, man lese und recensire nicht! — G. Pfizer, mit seinem schönen lyrischen Darstellungstalent, hat in „Salomo's Nächten" aus dem weisen und überweisen König Salomo auch eine Art Faust gemacht. Faust und kein Ende bei den deutschen Dichtern. Die hübsche, kluge Königin von Saba kommt dazu und kann den weisen Salomo über seine Weisheit nicht trösten.

Th. M.

* * *

Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung. Stuttgart, Neff. 1835. 416 S. 8.

Ein reicher voller Jugendmuth athmet in den Gedichten dieses neuen Schwabensängers, den wir freudig begrüßen müssen. Seine Sprache hat viel Aufschwung, nur verräth sie mitunter zu sehr die Schillersche Schule. Kleine Angewöhnungen wie „ewig nimmer" sollten ganz verschwinden. Die Lebensfrische der Gesinnung ist aber an Pfizer höchst wohlthätig und sichert vor hohlem Pomp, zu dem eine Nachahmung Schillerscher Emphase führen kann. In „der Tafelrunde," einem zwölffachen Toast auf den Schädel, der den Zechern zum Trinkgeschirr dient, sprudelt die Fülle rüstiger Lebenslust. Von solcher Naturkraft der Gesinnung, wie man es nennen könnte, ist viel zu erwarten, mehr als sie bis jetzt schon gegeben. Zu lebensschwanger, um geisterbleich und sentimental zu werden, und doch zu idealistisch, um in Frivolität auszuarten, kann die Muse dieses Dichters sich noch sehr schön entfalten. Für jetzt macht sie noch zu viel alte Studien, Pfizer besingt noch alte Mythensagen der Griechenwelt, deren Thema er ebenfalls aus Schillers Lyrik überkommen. Aber er wendet sich auch auf seine Zeit,

Digitized by Google

sucht sich hier Stoffe, findet kranke Polenherzen, gebleichte Heldenmienen, verdorrte Freiheitsbäume, und möchte voll Verzweiflung an Dem, was heilig und groß heißt, zu den Tigern in die Wüste fliehen, um an deren Wuth und Beißgier sich den Glauben zu sichern, es gäbe noch Etwas, was tiefer steht als der Mensch. Das Gedicht „Lethe," in dem sich diese Schmerzenselegie ausspricht, ist Pfizers schönster Accord. Auch die auf Polen bezogene Mythe von dem Menschenkinde, das sich ein ewiges Leben erflehte, aber ewige Jugend zu bedingen vergaß, gehört zu dem Besten, was die deutsche Lyrik in neuester Zeit gesungen hat. Des Griechen Gruß an den neuen König, vom J. 1830, würde Schiller, wenn er jung unter uns aufstände, ganz in gleichem Sinne ausgesprochen haben. Der zweite Gruß schließt also:

„Wohlfeil ist es, Gaben reichen
Bettlern, welche fleh'n am Thor,
Aber wollt ihr Göttern gleichen:
Hebt sie frei zu euch empor!"

In den Gaselen erfreut sich der Dichter noch zu sehr an rythmischen Formen. An linguistische Spielereien sollten die Poeten unserer Tage keine Zeit mehr verschwenden. K.

Chatterton, drame en trois actes par le comte Alfred de Vigny. (Berlin chez A. M. Schlesinger. 1835. 8. 82 S.)

Dieses kurze Drama gehört sowohl seines Inhalts, als seiner Behandlung wegen zu den interessantesten Produkten der Romantik, wenn es auch vielleicht die Selbstständigkeit eines Kunstwerks dramatischer Gattung entbehrt; denn es macht im Ganzen den Eindruck einer dramatisirten Erzählung. In der That hatte der Verfasser in seinem geistreichen Blew Devils die dem Stück zu Grunde liegende Begebenheit mit Wärme und einiger Ausführlichkeit bereits mitgetheilt; und bei der Abfassung unsers Drama leitete ihn, nach seinen eigenen hier ausgesprochenen Geständnissen, mehr eine didaktische, als rein künstlerische Idee. Die Freunde der neueren Romantik kennen den Dichter übrigens als einen der Begründer der neuen poetischen Schule in Frankreich, vornehmlich im Fache des Romans; denn sein erster dramatischer Versuch, eine Bearbeitung des Othello von Shakspeare, machte wenig Glück. Doch in Chatterton scheint der Dichter im Vollgefühl eigener innerer Erfahrung gearbeitet zu haben; seine Sprache ist jedesmal angemessen, bald kräftig, bald schmelzend, bald naiv, bald glühend; eine Fülle treffender Gedanken ist ausgestreut, und bekanntere geistreich eingekleidet. Der Held des Drama, Chatterton (ein englischer Dichter, geb. 1752, gest. 1770 im 18. Jahre seines Lebens) gehört zu jenen tragischen Erscheinungen, denen eine glänzende Anerkennung nach dem Tode eine traurige Genugthuung für ein verbittertes elendes Dasein im Leben verleihen soll. Dieser Chatterton war an früher und rechter Entwickelung ein zweiter Picus von Mirandola; als ein armes Kind im Hospitale zu Bristol erzogen, still und unbeachtet, überraschte er in seinem eilften Jahre durch eine Satyre auf einen elenden Priester, der seine Reli-

Digitized by Google

gion für Geld verkauft hatte. In seinem vierzehnten Jahre gab er bereits seine Gedichte in lyrischer, heroischer, auch satyrischer Gattung in drei Bänden heraus. Dabei begrub er sich in die Wissenschaften; studirte Astronomie, Physik, Musik, Chirurgie und besonders die sächsischen Alterthümer. Er lernt Rowley, einen Mönch aus dem 15. Jahrhundert, kennen; er bildet sich eine Sprache des 15. Jahrhunderts und schafft eine neue Reihe poetischer Producte, verschieden nach Inhalt und Form, alle in jenem alterthümlichen Idiom. Das meiste Aufsehen machte die Schlacht bei Hastings, ein Epos in zwei Gesängen, das er aber unter dem Namen eines alten Mönches Rowley bekannt machte. Doch auf der Höhe des Ruhms verletzte Chatterton seine jungen Jahre in bitterer Armuth, er mußte endlich dichten, um seinen Hunger zu stillen. Diese traurige Lage führte auch die Katastrophe herbei, die seinem jungen Leben ein schreckliches Ende machte. Er hatte sich gegen einen harten Gläubiger durch einen Schuldschein verpflichtet, seine Schuld an dem bestimmten Tage mit einem fertigen Manuscript zu bezahlen. Die ewigen Sorgen, der Hunger das gekränkte Gefühl des Dichters, alles dieses hing sich wie Blei an die Flügel seiner Phantasie, und empört ging er dem Tage entgegen, wo das Gefängniß auf ihn wartete. Unbekannt und zurückgezogen, wendet er sich zuletzt an den Lordmajor von London; und der Lordmajor antwortet auf das Anliegen des Dichters der Schlacht bei Hastings — mit dem Anerbieten der ersten Kammerdienerstelle in seinem Hause. Dies brach das tiefgekränkte Herz. Um seine Verzweiflung, seinen Ueberdruß am Leben voll zu machen, mußte er noch erfahren, daß ein elender Journalist sein Epos, das den Namen des Rowley trug, als ein Plagiat Chattertons ausschreit; der einzige Stab in seinem Unglück, die Hoffnung des Nachruhms, wird ihm auch entzogen, und Chatterton trinkt Gift! — Bei seiner Behandlung dieses tragischen Stoffes suchte der Verfasser in dem engen Rahmen der letzten Lebenstage des Unglücklichen ein Gemälde seines Charakters, seiner zerrissenen Seele, seines mit der Welt zerfallenen Gemüthes, bis zur Entwickelung der Katastrophe auszuführen. In welcher Art? deuteten wir zu Anfang ganz allgemein an. Hier fügen wir noch hinzu, daß der Dichter, um die Gemüthswelt Chattertons so mannigfaltig und tief als möglich vor unsern Augen zu entfalten, den Unglücklichen mit einer Gallerie der verschiedensten Charaktere und Seelen umgeben hat. John Bell, sein Wirth, in dessen Hause Chatterton, unbekannt und zurückgezogen lebt, ein steinreicher Fabrikherr von London, repräsentirt den englischen Krämergeist, der in seinem Gelde den absoluten Maaßstab für jedes materielle und immaterielle Verdienst in der Welt hat; er achtet kein Gefühl, nicht einmal das seiner Gattin; denn er selbst kennt keines. Wo nur solche gedeihen, in diesem Boden muß eine Pflanze wie Chatterton elend verkümmern! — Kitty Bell, seine Frau, das völlige Widerspiel ihres Gatten, schont furchtsam und in stummer Rührung, wie ein unsichtbarer Engel, des unnennbaren Schmerzes des geheimnißvollen Hausgenossen, den sie erst erkennt, da er zufällig verrathen wird. Eine geheime, aber

Digitized by Google

tiefe Liebe iſt hier das rothe Fädchen, welches über das gegenſeitige Verhältniß Beider einigen Aufſchluß giebt; faſt unmerkbar zieht ſie ſich durch das Geſpinnſt der tragiſchen Handlung hindurch, bis ſie zuletzt, da Kitty zu den Füßen des entſeelten Dichters ihre Kinderſeele aushaucht, als eine blutrothe Blüthe erſchütternd herausbricht. Ein Quäker tritt ſehr glücklich aus ſoviel ſchreienden Diſſonanzen hervor, um durch ſeine religiöſe Erhebung, ſowie durch ſeine edle ungeſchminkte Menſchlichkeit mildernde Töne der Verſöhnung tröſtend, erquickend hinein zu hauchen. —

G. G.

Digitized by Google

Correspondenz.

Leipzig, Ende Juni 1835.

——*) So wie ich Ihnen sagte, leb' ich nun hier von früh bis spät und lebe nicht, denke über Preußen und Sachsen nach wie vor, und denke nichts, wenn es darauf ankömmt, den Gedanken schwarz auf weiß hinzustellen. Das aber muß ich wiederholen, daß Preußen weit weniger Preußen, als Sachsen partout Sachsen ist. Für Preußen ist die weite Zukunft gewachsen. Wie Preußen aus allen Regionen Gelehrte an sich zu ziehen fortfährt, so daß man selbst in den Ministerien die wichtigsten Stellen mit Nichtpreußen besetzt findet, wie Berlin, dieser Focus preußischer Intelligenz, ein Conglomerat verschiedenartigster Richtungen und Bestrebungen ist, so verdankt der ganze Staat diesem Assimiliren abgelegenster, fernstehendster Länderstücke seine Größe. Bei diesem Zusammenstoßen verschiedener Kräfte und Elemente, wovon Berlin ein Miniaturbild des ganzen Landes abgiebt, kömmt es darauf an, welche dieser Parteien momentan am meisten die Hand im Spiele hat. Preußen darf keines seiner Elemente ausscheiden, denn jede Faction wird sich immer, sobald sie am Ruder ist, als eine ächt patriotische, ächt preußische geltend machen dürfen. Was nun aber für diese oder jene Tendenz den Ausschlag giebt, ist der absolute Wille der majestas personalis. Bei diesen zusammengewürfelten, carrirten Verhältnissen ist der Monarch das Princip der Rettung, sein unumschränkter Wille hält alles das im niveau, was im drängenden Gewirr entgegengesetzter Potenzen den Mittelpunkt nicht in sich selbst zu finden fähig wäre. In der Hand des Fürsten liegt Preußens Geschick, ohne sein absolut entscheidendes Wort würden die Parteien anfangen, Babylonisch zu reden. Preußen hat pietistische und rationalistische Potenzen in allen Zweigen der Verwaltung, in allen Zirkeln des geselligen Lebens. Diese Mächte würden ohne Fessel wie Furien gegen einander wüthen, wenn sie nicht ein drittes über sich hätten, das von Beiden frei ist, dies dritte ist die Person des Monarchen. In ihm liegt Preußens Princip und That. Ohne diese zusammenfassende Union fallen die conglomerirten Massen des Staates zusammen. Ohne die absolute Entscheidung des königlichen Willens ist dieser Assimilationsproceß, den man preußische Geschichte nennt, meines Wissens nicht denkbar. Und daß die Assimilation fremder Elemente Preußens Aufgabe sei, räumt mir Jeder ein. Werfe man doch nur einen Blick auf die Karte, sehe man doch diese weit hingestreckten Arme und Schenkel des Landes bei so dünnem Leibe. Sieht Preußen nicht aus wie ein Mensch, der anmaßlich ausgedehnt mit allen Gliedern, auf dem Rücken liegt? Der linke Arm reicht über Memel hinaus, an die linke Hand ist Rußland angetraut, aber diese Hand kann sich auch in den Fluthen der Ostsee wie in Unschuld waschen. Die rechte Hand greift über den Rhein hinüber in französisches Gebiet und südwärts in's Herz der deutschen Staaten. Ist denn der Zollverband kein politisches Ereigniß? Und lassen Sie aus dem schwangeren Schooße der Möglichkeiten irgend ein anderes Ereig-

*) Halten Sie Sich, Louis! Ich stimme Ihnen nicht in Allem bei, was ich hier von Ihnen drucken lasse. Aber was thun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben. Wir sind doch Beide Patrioten. Grüßen Sie mir die kleine Antonie in Reichels Garten. Als gute Katholikin muß sie zu meiner Madonna zu beten verstehn.

D. Red.

Digitized by Google

niß heraustreten, über das dieser rücklings am Boden liegende Mann, den wir Preußen nennen, seine hingestreckten Arme über den Kopf zusammenschlägt, — er hat die Hände voll, er drückt Alles an sein körniges Herz, — genug, Preußens Geschichte ist ein Assimilationsproceß. Preußens Zukunft ist groß.

Ein Land wie Sachsen, das keine fremden Elemente zu verschmelzen hat, das sogar auf den Kern seiner selber reducirt ist, konnte bald mit sich fertig werden. Ich glaube nicht, daß Sachsen dazu berufen ist, extensiver zu werden, und intensiv ist es Alles, was es werden kann nach der ganzen Natur seiner Befähigung. Ich sehe nichts darüber hinaus liegen. Königthum, Constitution, Civilverwaltung, Zustand des Militärs, Stellung des Staates zu den nieder- und oberdeutschen Ländern, Alles ist schon zu jenem Zwecke fertig geformt, um ein glückselig Völkchen zu machen, das sich in materiellem Wohlbehagen wiegt, das sicher seinen Vortheil berechnet, fleißig producirt, seinen Gewinn ruhig vor Augen sieht, selbst mit der aus Preußen überfließenden Intelligenz wuchert und den Gott der Weltgeschichte mit allem seinem Ringen, Streben und hochbrüstigem Wollen einen guten Mann sein läßt. Sachsen hat seine Geschichte hinter sich, darum hat es eine so glückliche, fertige Gegenwart. Es hat Alles erlebt, was dazu nöthig schien, um sich in allen Verhältnissen solide und doch auch höchst gemüthlich zu arrangiren. Schwärmer wähnen, eine Revolution sei nöthig, um sich nach überlebtem Sturme recht gemächlich ins breite Dasein hinzusetzen. Ich bin nicht der Meinung, daß es einer sabinischen Gewaltthat bedarf, um ehelichen Verhältnissen Raum zu schaffen. Aber auch ein Revolutiönchen hat Sachsen erlebt und dünkt sich damit nicht wenig. Gehen Sie, Verehrtester, auf Leipzigs Promenaden auf und ab: die in aller Freiheit dampfenden Pfeifen und Cigarren von Jung und Alt sind die triumphirenden Freudenfeuer, welche die kleinen Großthaten einer sächsischen Revolution in ihren Erfolgen bezeugen. Man kann sogar diese Freiheit des Rauchens, die sich die Sachsen zu verschaffen so kühn waren, höchlichst verwünschen, denn man bekömmt auf den schönen Spaziergängen, wo man freie Luft einsaugen will, den schnödesten Knaster zu riechen, den Gottes Sonne gedeihen läßt. Die Revolution war sehr unvollständig, ein Stückwerk. Man hätte sich sollen eine gute Sorte Knaster ertrotzen, das ließe ich mir gelten. Die Freiheit, schlechten Tabak auf offener Straße zu rauchen, ist ein jämmerlicher Fortschritt zur Cultur, zu dem es auch die asiatische Bestie, die Cholera, zu bringen vermochte. Die Musenjünger und die Ritter von der Elle thun sich's im Wetteifer der Bildung gegenseitig zuvor. Sonst starke Antipoden, sind sie in Betreff des Knasters einträchtig und rivalisiren sogar mit den hiesigen Arbeitsleuten und Markthelfern, die auch in der Pfeife die constitutionelle Freiheit schmecken. Gegen das Geschlecht der Berliner Eckensteher ist der Leipziger Markthelfer ein wahrer Mirtyll, ein Schäfergott. Statt der verlornen Miene der Verzweiflung, statt der sarkastischen Laune eines gottverlassenen Hohnes, über die man in Berlin erschrickt, wenn man sich einer Gruppe jener signalisirten Ritter vom blechernen Vließe nähert, bemerkt man an dem Leipziger Markthelfer eine geschwätzige Liebenswürdigkeit, eine veilchenblaue Heiterkeit, eine flügelschnelle Gemüthseligkeit, gegen die der maulfaule, zerlumpte Eckensteher der preußischen Residenz mit seiner verdrossenn, in Spiritus ersäuften Kopfhängermiene wie ein entarteter Samojede zurücksteht. Die geschäftige Rührigkeit, der allezeit nach Gewinn laufende Lebensmuth macht die hiesigen bürgerlichen Klassen mittlerer und niedrigster Region sehr liebenswürdig. Vor lauter Gemüthlichkeit, die man an den flinken Gestalten zu sehen bekommt, merkt man kaum, daß das ganze Leben hier nur ein mechanisches ist. Der überall vorherrschende Materialismus im hiesigen Leben erstreckt sich sogar auf die studirende Jugend.

Digitized by Google

Man studirt hier kaum Philosophie, Aesthetik und schöne Wissenschaften gar nicht; nur die sogenannten Brotcollegien werden besucht. Die hiesigen Literaten sehen wie die Bedienten aus, die hinter einem Buchhändler herlaufen. Ein einziger großer Buchhändler hat einen Schweif von zehn Schriftstellern hinter sich. Selbst ein Drucker mit der geschwärzten Physiognomie wäscht sich im Schweiß der Autoren die beschmuzten Hände rein. Jeder Schriftsetzer dünkt sich hier mehr zu sein als ein Schriftsteller. Und mein Gott! auf Schrift kommt's bei Beiden an, der bloße Unterschied liegt im Setzen und Stellen. Und das Alles ist so hergebracht, man merkt es kaum, und treibt diesen Verkehr so harmlos und mit freundseligem Klingklang, daß es nur dem Fremden auffällt, wie sich die Intelligenz hier von der Mechanik gebrauchen, abtödten und ersäufen läßt. Dabei ist die Leidenschaft, als Schriftsteller zu dilettiren, und in Nebenstunden ein Stückchen schwarz auf weiß zu bringen, in der That grassirend. Männer in Amt und Würden schreiben täglich ihr Artikelchen für dies oder jenes Blatt und denken, sie arbeiten für die Intelligenz, während sie doch nur von denen benutzt werden, welche Alles was Intelligenz heißt, in ihr Schlepptau nehmen oder an den Dampfkessel ihres schnellsegelnden Merkantilschiffes schmieden. Ihr Freund aus Berlin, der seit drei Wochen hier ist, fühlt das wie ich. Er sitzt und staunt, und ärgert sich, aber er lacht, und zwar nicht aus Unwillen, sondern aus Wohlbehagen. Vielleicht legt sich hier die eckige Schroffheit seiner Preußennatur. Er wird sich von den weichern Formen unseres geselligen Verkehrs gefangen nehmen lassen, die harte Sprödigkeit seines Accents fahren lassen, er wird singen, flüstern, hüsteln und geschmeidiger sich räuspern wie wir; geben Sie Acht! Die sächsische Luft hat etwas so Einnehmendes, das unwiderstehlich ist.

In den höhern Zirkeln des hiesigen Kaufmannsstandes finden Sie die Feinheit, Grazie und Gewandtheit Ihrer berliner Aristocratenkreise, und was Ihrem dortigen Leben fehlt, eine hingebende Offenheit, daß uns fast bedünken möchte, der innere geistige Mensch bestehe bloß aus Dem, was man Herz oder Gemüth nennt. Dabei fehlt den hiesigen Kreisen wieder etwas, woran Sie in Berlin Ueberfluß haben. Wir kennen hier den Schmerz nicht, haben, fühlen ihn nicht, und wollen es nicht wissen, daß er eine Macht ist, die das Dasein adelt. Vor lauter gebahnter Geschäftigkeit in der Männerwelt, vor lauter sanfter Freundseligkeit in den weiblichen Sphären kommt man gar nicht dazu, die Schmerzen einer Leidenschaft und eines innern Unglücks zu begreifen. Deshalb fehlt es an Aufregung der tieferen Menschennatur, an Herzensqual und an aufschäumender Freude. Wir leben hier in einem Niveau der Gefühle, über dessen behagliche Ufer uns der Gleichtact unseres Blutes nie hinaushebt, die Sachsen kommen mir vor, als wären es lauter blonde Menschen mit blauen Augen, etwas blasser Farbe und zuviel Hang zum weichlichen Lebensglück. Glauben Sie mir wohl, wenn ich Ihnen sage, daß es hier keine einzige Frau giebt, die Rahels Wesen begreiflich oder nur möglich findet? Und doch kenne ich eine. Wie wäre auch eine Regel ohne Ausnahme denkbar! Aber die kleine Antonie in Reichels Garten, von der ich Ihnen geschrieben, mag Rahels Briefe auch nicht lesen, sie kann nicht damit durchkommen. Sie betheuert hoch und fest, das Blut steige ihr fürchterlich in den Kopf, wenn sie diesen Höhlengängen der Selbstprüfung und Selbstqual nachginge. Nun gut, ich will sie nicht zwingen. Itzt liest das gute Kind Ihre Madonna. Mag sie sich nur daran emancipiren. Emancipirt muß sie werden, denn sie ist mit ihren Ansprüchen an's Leben und mit ihren Gefühlen sehr im Gedränge, fast möcht' ich sagen, in der Irre. Zugleich hat sie zuviel Lebensstoff in sich, um sich gewöhnlichen Verhältnissen ruhig zu accommodiren. Was wird sie mir sagen, wenn sie die „Bekenntnisse der weltlichen Seele" gelesen? Denken Sie nur! Antonie ist Katholikin —

Digitized by Google

geworden, im vierzehnten Lebensjahre, aus eignem Antriebe, aus Angst vor verfolgenden Mächten. Und Ihre Maria-Madonna! Diese wurde Protestantin, um sich aus den Wirren des stürmischen Andrangs von außen und innen in das helle Licht verständlicher und verständiger Klarheit zu retten. Nächstens mehr von dem schönen Polenmädchen. Sie ist nämlich nicht aus Thüringen, wie ich Ihnen schrieb, nur dort erzogen, Warschau ist ihre Vaterstadt. Sie hat innerlich etwas erlebt, was den Sinn aus den Fugen der Gewöhnlichkeit reißt. Schon deshalb kann sie keine Leipzigerin sein.

Es ist verwunderlich, wie man hier Alles und Jedes auf ein juste milieu reducirt findet. Es giebt hier weder Adel noch Pöbel. Der sächsische Adel lebt, wenn nicht auf Landgütern, in Dresden. Dresden hat in seinem ganzen socialen Habitus einen aristokratischen Anstrich, es bildet die erste Kammer gewissermaßen. Leipzig gleicht der zweiten Kammer, in der die Werkelinteressen verhandelt werden. Das übrige Sachsenland hängt so drum und dran. Eine solide Bürgerklasse mit galantem Anwurf, das ist die Bevölkerung Leipzigs. In stetem Geleise dreht sich der bürgerliche Verkehr, gemächlich, mit leiser Fidelität, flüsternder Anmuth, ohne Erhebung, ohne Aufregung. Durch die Speculation mit Eisenbahn-Aktien hoffte ich eine kleine Unterbrechung in der hiesigen Conversation zu erleben, ich dachte, der solide Handelsgeist würde sich einmal von einem Schwindel ergreifen lassen. Die Aktien stiegen auf 24, der Gewinn schien nicht unbedeutend zu werden, da man nur mit zwei Prozenten angekauft hatte. Allein zu einem eigentlichen Börsenschwindel kam es nicht. Warnende Stimmen, die an Paris und London mahnten, erhoben sich gleich in den Tagesblättern; der Muth sank, jetzt stehen die Aktien auf 13 bis 15, in Dresden auf 12½. Spielen und Speculation scheint mir noch das einzige Phantasievolle in der sogenannten mechanischen Periode der Geschichte, die allerdings hier in Leipzig angebrochen ist. Die Messe ging flau, der Buchhandel flau und die Menschen sind lau. Was soll's? Wer Hitze will, mag die Linie passiren, wer Kälte will, nach Berlin gehen, da giebts kalte Seelen. Am Ende befindet man sich beim Herzens-Justemilieu am besten. Wenn nur Aristocraten hier wären! Ich sage Ihnen, so ein Aristocratenklubb, wo Alles hechelt und flennt und heuchelt und näselt, ist mir eine Wonne. Auch Pöbel vermiss' ich, wie gesagt. In der Sandgasse sollen einige Pöbelfamilien wohnen, draußen vor dem Thore. Was hilft mir das! Ich will die Canaille en masse. Nach Stötteritz hat man die anrüchigen Arbeiterfamilien, das Voigtlandgesindel von Leipzig, verbannt; der zarte Bürgersinn duldet die Bestie nicht in seiner Nähe. Daher fehlt auch die Brut der Straßenjungen, es fehlt das berliner Straßenleben und die burleske Genrescenerie. Selbst die Zettel an den Ecken sitzen wochenlang fest, keine Hand rührt sich, das Veraltete abzureißen. Man läuft wie toll zweimal um die Stadt und durch die Gassen auf und ab und erlebt nichts. Alles raschelt geschäftig an uns vorüber; ich bin oft der einzige Müßiggänger von 45,000 Menschen, der bis in die Nacht hinein durchs Rosenthal schleicht, wenn alle Wälder schon ruhen. Adieu, adieu.

Ihr ergebenster

Louis.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Die berliner Witze, deren Propaganda — man thue mir nichts um dies Wort! — bekanntlich aus den hübsch gezeichneten Gropius'schen Bildern besteht, sollen jetzt sogar bis Spanien gedrungen sein. Wenigstens soll die Königin Christine II. eine vollständige Sammlung derselben besitzen, und in ihrer gegenwärtigen kritischen Lage ihre einzige Erheiterung daran finden. Der neue offizielle Moniteur, den die Regierung zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung herauszugeben beschlossen, wird das Motto führen: „Es ginge wohl, aber es geht nicht!" In Berlin selbst sind seit langer Zeit keine neuen Witze zu Tage gefördert worden, obwohl sich sehr viele noch machen ließen, wenn nicht eben der alte und doch ewig neue Witz hier wäre: „es ginge wohl, aber es geht nicht!" Dieser triviale Witz regiert in der That in diesem Augenblicke die ganze Welt, die gesammte historia mundi liegt krank danieder an diesem Witz, er ist das lächerlich heisere Feldgeschrei der heutigen Politik, er ist der Unmuthsseufzer der zum Blindekuhspiel verdammten Intelligenz, er ist der Sterbetriller der jungen Herzen, die nicht begreifen können, warum es denn nicht gehen sollte, da es doch ginge? Dieser Witz äfft jetzt die ganze Zeit, er ist der Erb- und Familien-Witz des Justemilieu, und macht, gleich der französischen Revolution, auch seine Reise um die Welt. Das gesellschaftliche Leben muß jetzt bis auf's Aeußerste zu altem Schuhsohlenleder ausgetreten sein, da in Berlin keine neuen Witze mehr gemacht werden, außer schlechte. Nur neulich behauptete der Hofschauspieler Gern auf dem Theater: Berlin läge jetzt an einem Vulcan! Man muß nämlich wissen, daß gegenwärtig in Berlin die glorreiche Zeit des Wollmarktes ist. Wenn daher auf der Spree ein Kahn mit Wolle hält, so liegt Berlin auf Berlinisch allerdings an einem Vulcan. Sapienti sat! —

* * *

— In Nr. 76. der von Dr. K. Köchy redig'rten Mitternachtzeitung, die seit einiger Zeit manchen guten Aufsatz gebracht hat, befindet sich eine sehr treffende Beurtheilung von Göschel's „Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise." Der pietistische Hochmuth und die renommistische Frömmelei, die, nach früheren sehr ehrenwerthen und von uns gewiß nicht minder verehrten wissenschaftlichen Bestrebungen, erst jetzt so schneidend in Göschel hervorgetreten, werden dort gebührend herausgehoben. Es ist in der That unleidlich zu sehen, wie Göschel jetzt mit der Bibel kokettirt, wie mit einem Damenmops, den man immer streicheln muß, damit er nicht knurre. Dabei die Anmaßung, mit der er sich an die größten Geister der deutschen Nation macht, um sie, wie er sagt, mit der Bibel zu vermitteln, als bedürften diese Geister dieser Vermittelung oder seiner Vermittelung. So hat er Goethe und Hegel gebibelt, und man frage, ob der Genius durch die Schulmeisterei, die man ihm angethan, in seinem Werth und seiner Nationalbedeutung gestiegen? Außer dem angeführten Aufsatz in der Köchyschen Mitternacht-

Digitized by Google

zeitung vergleiche man auch, was mein Freund Kühne in seiner „Zeitung für die elegante Welt" (Nr. 113.) abermals höchst Treffendes über das crasse und ungenießbare Buch Göschels von der Unsterblichkeit gesagt hat. Da mir die „Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise" kürzlich durch den Verleger, vielleicht auf Anlaß des Verfassers, zur Beurtheilung zugesandt worden sind, so werde ich mich im nächsten Heft des Zodiacus ganz offen, und bloß die Sache im Auge habend, darüber aussprechen. Göschel ist jetzt einer der eifrigsten Mitarbeiter an dem durch den hinlänglich bekannten Jarcke gestifteten: „Berliner politischen Wochenblatt." Da schon diese bloße Notiz hinreicht, um seinen künftigen literarischen Credit in Deutschland zu bedingen, so kann ich mich in meiner als etwas Nothwendiges mir erscheinenden Polemik gegen Göschel's Richtungen fortan aller zu scharfen Argumente gegen ihn, die nicht bloß wissenschaftlich sind, enthalten, und werde ihm in meinem Aufsatz diejenige Hochachtung beweisen, die man gegen ihn immer nicht aus den Augen setzen darf! —

* * *

— Von Wilhelm Meisters Lehrjahren erscheint in Mailand eine italienische Uebersetzung, unter dem Titel: Gli anni del noviziato di Alfredo Meister, von welcher der erste Band heraus ist. Ob den Italienern der Name Wilhelm zu prosaisch war, oder warum sie sich sonst einen Alfred daraus gemacht haben, mag der liebe Gott wissen. —

* * *

— Der nächsterscheinende Jahrgang des Raumerschen „Historischen Taschenbuchs" wird unter Anderm eine Skizze: „Die Schlacht bei Wagram," von K. A. Varnhagen von Ense enthalten. —

* * *

— Der gute Vicar of Wakefield, aus dem ich mein erstes Englisch profitirt, ist in Baiern verboten worden. —

* * *

— Jean Paul Friedrich Richter erhält ein Denkmal bei Wunsiedel. Aber ich wundere mich, warum der dafür zusammengetretene Verein, der die Erlaubniß erhalten, Beiträge im In- und Auslande zu sammeln, bisher noch so wenig Lebenszeichen von sich gegeben. Es ist keine Zeit zu verlieren, ihr Deutschen mit euern großen Dichtern des alten Olymps! Sammelt, sammelt, da die Leute noch, bei Gelegenheit des freigebig bedachten Schiller-Denkmals, die Hände in den Taschen haben. Daß Jean Paul ein schönes Denkmal verdient, meine ich. Wir wollen Reden halten, Vorlesungen veranstalten, und dergleichen mehr, um diese Sache nach Kräften zu fördern. Den Frauen sollte eigentlich das Protektor- und Verwalter-Amt in solchen Angelegenheiten übertragen werden. Hier ist eine öffentliche Wirksamkeit für sie, die ihnen ganz gemäß, und am erfolgreichsten von ihnen ausgefüllt werden kann. Sammelt, schöne Hände! Und nun gar euer Jean Paul! Wie sehr liebt ihr ihn, wie süß habt ihr für ihn geschwärmt, und wie liebenswürdig seid ihr selbst durch ihn geworden! Es thut nichts, wenn ihr seinen Humor auch nicht überall verstanden habt! Ich verstehe seine Sentimentalität noch schwerer, und mag sie nicht verstehen. Seine Frauen, die er darstellt, sind mir auch nicht recht, und ich möchte keine einzige darunter heirathen. Jean Paul würde euch auch nie emancipirt haben, wovon ihr in letzter Zeit so viel sprecht und denkt! Er macht euch zu gefühlskranken Engeln mit schlimmen Augen, und läßt euch in der mit grünen Vorhängen verhüllten Stube hinter dem Licht-

Digitized by Google

schirm sitzen, wieviel Nachtigallentöne und Granatblüthendüfte auch dabei um euer Antlitz gehaucht werden. Aber darum müßt ihr ihm doch ein Denkmal setzen! —

* * *

— In Nr. 62 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" macht Hr. Professor Zeune eine Bemerkung über die Toleranz, die in Prag bekanntlich auf Butter und Brot gegessen wird. Hr. Zeune hätte jedoch nicht erst nöthig gehabt, den Hradschin zu besteigen, um auf den Vesperbroten der Zöglinge der Blinden-Anstalt diese Mischung zu bemerken, die meistentheils aus weißem Käse und Schnittlauch zu bestehen pflegt. In Prag kann man auf jedem Speisezettel in jeder Restauration das Wort Toleranz geschrieben finden, denn es hat dort eine höchst unschuldige Bedeutung, an der auch die strengsten Regierungen keinen Anstoß nehmen würden. Es bedeutet nämlich dort die allgemein zum Nachtisch übliche kleine Collation von Butter, Brot und Käse, unter die sich auch wohl etwas Schnittlauch mengt; aber zur größern Vorsorge, damit man in unsern Zeiten nicht an wirkliche Toleranz denke, schreiben es die prager Speisewirthe sammt und sonders Tolleranz, was dem berliner Professor, der doch ein Sprachgelehrter ist, ganz entgangen zu sein scheint. Nach der Gelehrten Art und Weise, ist Hr. Zeune gewiß gleich auf irgend eine Bibliothek gegangen, und hat das Wort tolerance in Bailey's Wörterbuch nachgeschlagen, wo es nicht darin steht. Wie konnte ein Berliner auch nach der Toleranz suchen? Für unsere Zeiten und Zustände paßt das Wort Tolleranz, wie es die prager Speisewirthe schreiben, viel besser. Es deutet das Tolle und Ranzige unsers Lebens an, und unterscheidet sich von der gäng und gäben Toleranz, wie sie in unsern Tagen ausgeübt wird, dadurch, daß diese Toleranz uns selber mit Kopf und Kragen verspeisen möchte, während jene Tolleranz so tolerant ist, sich von uns verspeisen zu lassen. —

* * *

— Der erste Band von „K. L. von Knebel's literarischem Nachlaß und Briefwechsel" (Leipzig, in der Verlagshandlung dieser Blätter) wird in einigen Wochen ausgegeben. Er enthält, außer der ausführlichen Biographie Knebel's, die Briefe des Großherzogs Carl August von Weimar, der Herzogin Amalie, der Großherzogin Louise von Weimar, und einiger andern diesem Kreise angehörigen Personen. Der bald nachfolgende zweite Band wird mehr die literarischen Notabilitäten des Knebel'schen Briefwechsels vorführen.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Digitized by Google

Literarischer Zodiacus.

August, 1835.

Leibnitz und die deutschen Akademien.

Einleitungsrede,

gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnitzischen Jahrestags am 9. Juli 1835 *).

Von A. Böckh.

Die Feier von Gedächtnißtagen verdienter Männer, der lebensvollste Ausdruck der jedem edlen und empfänglichen Gemüthe einwohnenden Dankbarkeit gegen die Abgeschiedenen, welche gesäet was wir ernten, hat nach der Verschiedenheit der Gefeierten und des Vermächtnisses, welches sie uns hinterlassen haben, eine sehr verschiedene Bedeutung. Größere oder kleinere Gemeinen, Körperschaften, Anstalten, haben Geschenke und Wohlthaten empfangen, deren Genuß den folgenden Geschlechtern zu gute kommt; aber so bleibend die Wirksamkeit der nützlichen Stiftung ist, geht dennoch von dem Stifter, außer seinem Namen und guten Sinn, wenig auf die Nachwelt über, weil weder aus dem gegründeten Werk eine große Persönlichkeit des Gründers hervorstrahlt, noch ein anderer das gewöhnliche Maaß überragender Einfluß auf die Gestaltung der Dinge ihm eine geschichtliche Bedeutsamkeit gesichert hat. Solchen wird man Gedächtnißtage weihn, nicht allein um dem eigenen Dankgefühl zu genügen, sondern damit ein wohlverdientes Andenken nicht erlösche, welches dadurch noch nicht erhalten sein würde, daß in dem Namen der Stiftung etwa der Name ihres Urhebers fortdauert. Andere haben sich durch selbstständige Geisteskraft als nothwendige Glieder gesetzt jener Kette der Entwickelungen, in welchen sich der menschliche Geist fortschreitend offenbart; ihr eigenstes inneres Wesen ist unmittelbar übergegangen in die Bildung der folgenden Zeit:

*) Auf Verlangen vom Verfasser mitgetheilt.

Digitized by Google

ſie leben weltgeſchichtlich fort, und können nicht vergeſſen werden, ſelbſt wenn ihr Gedächtniß verpönt wäre: ſie zu feiern iſt vielmehr das eigene Bedürfniß des ſpätern Geſchlechts, welches ſich in ihren Strahlen ſonnt, an ihrem Vorbilde kräftigt und erhebt. Leibnitz gehört zu den letztern. Wie es ſeinen Ruhm nicht verminderte, daß ſeiner Leiche Niemand als ſein getreuer Eckhart folgte, wie ſein Ruhm um keinen Zoll gewachſen wäre, wenn der ganze dazu geladene Hof ihm die letzte Huldigung erwieſen hätte; ſo konnte er um nichts größer oder geringer werden, wenn unſere Akademie Leibnitzen dieſen Ehrentag einſetzte oder nicht einſetzte: ja damit, daß ſie dieſen Tag zu begehen erſt angefangen hat, nachdem mehr als ein volles Jahrhundert die Größe des Gefeierten anerkannt, hat ſie ſelber ausgeſprochen, ſie ehre ſich in einem Namen, zu deſſen Ehre nichts mehr hinzuzufügen blieb, und ein Bekenntniß abgelegt, in ſeinem Geiſt wirken zu wollen, damals vielleicht nicht ohne ſtillſchweigende Beziehung auch darauf, daß die Akademie wieder, nach ſeiner urſprünglichen Abſicht, eine Deutſch geſinnte Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſein ſollte; doch freilich nicht mit feindlicher Stellung gegen ausländiſches Verdienſt, da Leibnitz der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt angehörig, Europens Geſammtbildung in ſich vereinigte, und einer aus falſcher Vaterlandsliebe entſpringenden Parteilichkeit um ſo abholder ſein mußte, je empfindlicher ſie, oder der Anſchein einer ſolchen, ihm ſelber geworden war. Und wahrlich, auch ohne daß er das erſte Haupt des wiſſenſchaftlichen Vereins geweſen wäre, aus welchem ſich die Akademie hervorgebildet hat, konnte ſie einen würdigern nicht wählen, den ſie, gleichwie faſt jede Körperſchaft des Alterthums einen heroiſchen Ahnherrn verehrte, in welchem die Einheit der Verbundenen, und das Weſen ihrer Verbindung, zu einer einzigen Perſon verſchmolzen ſich abbildete, ſo als ihren eigenthümlichen, ihren Begriff in einer ungetheilten Perſönlichkeit und lebendiger Bewegung erſchöpfenden Heros hinſtellte. Denn Leibnitz war nicht etwa nur, wie Herder ſagt, Mitarbeiter und Präſident der Geſammtakademie aller europäiſchen Wiſſenſchaften, ſondern vielmehr er allein und an ſich eine ganze

Digitized by Google

Akademie, und zwar eine solche, welche mit der reichsten Fülle des wissenschaftlichen Lebens in die Bildung der Mitwelt und Nachwelt eingriff: eine solche stellt er sowohl in seiner Aristotelischen, nicht etwa im Allgemeinen sich ergehenden, sondern in das Einzelnste aller Zweige des Wissens vertieften Umfassung, als in der Weise seiner Beschäftigung und Wirksamkeit vor. Gleichzeitig mit einem großen Nebenbuhler Erfinder mathematischer Formen, auf welchen jene früher ungeahneten Erweiterungen und Fortschritte dieser Wissenschaft ruhen, in der Physik, Chemie, Geologie auf der Höhe, welche damals erreichbar war, entwickelte er zugleich zwar kein schulgerechtes philosophisches System, aber eigenthümliche Philosopheme, welche ein System in sich schließen; und sind auch die besondern Bestimmungen, in welchen er das ewig Wahre zu fassen suchte, sind seine Monaden und seine prästabilirte Harmonie nicht in dieser Form schlechthin gültig geblieben, so fühlt doch jedes tiefere Philosophiren sich seinem Erkennen nicht minder als dem Platonischen befreundet, weil es in demselben trotz späterer Verflachung und Verunstaltung eine höhere und ächt speculative Richtung entdeckt: denn er suchte, nach eigenem Ausdruck, erhaben über Sinne und Einbildungskraft, den Ursprung der Erscheinungen in dem intellectuellen Gebiete. „Ich schmeichle mir", sagt er irgendwo, „hiervon einige Ideen zu haben, aber dieses Zeitalter ist nicht gemacht, sie aufzunehmen"; ein Ausspruch, der eben so wohl auf seine historischen und sprachwissenschaftlichen Plane, und auf seine religiösen und kirchlichen Ueberzeugungen und Entwürfe Anwendung leidet, deren einige erst unsere Zeit in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen beginnt, andere nach kleinen Anfängen noch der Zukunft vorbehalten bleiben. Er hatte den Platon und Aristoteles in der Ursprache gelesen, und ihre Vereinigung sich frühzeitig zum Ziele gesetzt; seine ausgebreiteten Kenntnisse in der übrigen classischen Philologie lassen sich, obgleich ihre Früchte nicht vorliegen, aus seinen jugendlichen, Theils unausgeführt gebliebenen, Theils untergegangenen Versuchen zu Ausgaben des Petronius und Martianus Capella ermessen; seine Absicht, über die Nach-

Digitized by Google

ahmer des Lipsius zu schreiben, zeigt eine ächt philologische Aufmerksamkeit auf die Formen der Darstellung, und seine dichterische Beschreibung des neu entdeckten Phosphors ist des Lucretius nicht unwürdig. Selbst mit römischen Münzen und griechischen Inschriften beschäftigte er sich, und löste wenigstens in letzteren auch schwierigere, kaum den Männern vom Fach durchdringliche Aufgaben. Die Etymologie sowohl an sich als in Bezug auf Ursprung und Zusammenhang der Volksstämme, und insbesondere die Alterthümer der Muttersprache beschäftigten ihn vielfältig. Mit jenen großartigen Unternehmungen für Geschichte und Urkundenkenntniß verband er die Rechtslehre und die Thätigkeit des Publicisten, mit den höchsten theologisch-philosophischen Betrachtungen wie später Lessing ein Bibliothekariat; und von der Erforschung des göttlichen Weltplans herab, senkte sich sein Blick bis zur Verbesserung der Kutschen, zum Maschinenwesen, zu Bergbau und Zucht des Seidenwurms, welche er in seinem Garten betrieb. Ganz akademisch, hat er niemals öffentlich gelehrt, sondern nur seine Gönnerinnen, jene hochgesinnten und geistreichen Fürstinnen, sind unmittelbar in seiner Schule gebildet; an allen gelehrten Bestrebungen des Zeitalters hat er den Antheil einer vollständigen Akademie genommen, und einen größern Briefwechsel als eine solche mit allen Personen von wissenschaftlicher Bedeutung unterhalten: selbst die Farbe des Hofmannes, die öfter zum Gespötte gedient hat, entsprach wenigstens der frühern Stellung der Akademien, und entrückte ihn der Pedanterei der Gelehrten seiner Zeit, die Niemand für akademisch halten wird. Immer faßte er große Entwürfe, einige weder ihm noch andern ausführbar; manche erforderten einen Verein von Kräften und fortgesetzte Bestrebungen Vieler, wie gerade eine Akademie sie leisten könnte: er entdeckte die Lücken der Wissenschaften, gab zu ihrer Ausfüllung Ermunterung und Rath, und zeichnete die Plane vor. Gemeinsamen Studien zugethan, sehnte er sich nach dem Aufenthalt in einer großen Hauptstadt wie London oder Paris, um zu helfen und sich helfen zu lassen; denn viele Dinge, sagt er, können nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden.

Digitized by Google

Darum erfüllte ihn der Gedanke, umfassende wissenschaftliche Vereine zu gründen, in welchen Viele zusammenwirkend leisteten, was Einem zu bewirken versagt ist, und welche zugleich durch briefliche Mittheilung den allgemeinen Zusammenhang aller wissenschaftlichen Völker beförderten, und gleichsam ein einziges Universalreich der Erkenntniß vorbereiteten: dieser Gedanke reizte ihn fortwährend, in verschiedenen Hauptstädten Deutschlands, zu Berlin, Dresden und Wien die Stiftung von Akademien zu betreiben; und es gelang ihm zu Berlin.

Obwohl bedeutendere Geisteserzeugnisse Seiten haben, welche Anfangs verborgen, erst im Laufe weiterer Entwickelung heraustreten, wie das Gedicht und jedes ächte Kunstwerk manchen Sinn einschließt, welchen der Künstler nicht mit Bewußtsein hineinlegte; so läßt gewöhnlich doch das menschliche Werk nach seiner ersten Geburt, gleichsam noch nackter und durchsichtiger, und von allem Schmuck und Beiwerk, womit es nachher behangen wird, entblößt, sein inneres Wesen klarer durchscheinen. Dies gilt auch von den Akademien, namentlich von der, welche Leibnitzen ihr Dasein verdankt. Dem ehrenwerthen Bestreben unserer Zeit, welches für Alles einen Grund verlangt, und das Bestehende nicht darum anerkennen will, weil es besteht, lag es nahe, die Lebensfrage aufzuwerfen, wozu denn diese Akademien zumal in Deutschland dienten, und warum sie vom Staate eingesetzt und unterhalten würden; sie hätten der Wissenschaft wenig Ersprießliches gebracht, die Berliner, sagt ein ehemals viel gelesener Schriftsteller über die Preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen, noch weniger als viele andere: und allerdings hat die französische Akademie eine Herrschaft erlangt, wie keine deutsche sie erringen konnte, weil sie viele und fast alle Lichtpunkte in der Einen großen Hauptstadt vereinigte, und die Universitäten Frankreichs allmählig untergeordnete Anstalten wurden, während in Deutschland die letzteren, in vielen und getrennten Landschaften zerstreut, mit großer Kraft und Lebensfrische sich des wissenschaftlichen Einflusses bemächtigten. Wollte man die Akademien nicht als Gegenstand eitlen Glanzes, als einen

Digitized by Google

entfernten Anhang des Hofstaates betrachten, so rettete man sie als Vertreterinnen der Wissenschaft in den Hauptstädten, von welchen man die unruhigen Universitäten ferne hielt. Doch die Verlegenheit, jenen noch eine bedeutsame Stelle in dem Reiche der Wissenschaft anzuweisen, mußte wachsen mit der Verpflanzung der Universitäten in Hauptstädte, wo sie noch mehr hervorleuchteten. Es kommt darauf an, jeder von beiden Anstalten einen unterschiedenen und gültigen Werth beizulegen. Die Ansicht, welche sich zunächst darbietet, die Universitäten halte der Staat als Lehranstalten zur Bildung seiner Diener, in der Akademie erkenne er, und dies von Rechtswegen, die reine Wissenschaft ohne alle Staatszwecke an, leiht dem Staate für die Akademie diejenige Freisinnigkeit, welche seiner würdig ist, nimmt sie ihm aber in seinem Verhältniß zu den Universitäten. Auch diese soll der Staat um der reinen Wissenschaft willen halten, weil die Wissenschaft selber schon, ohne besondere Zwecke, das Lebenslicht des menschlichen Geschlechtes ist, und dieses Licht von den niedern und höhern Schulen aus, auch den Staat durchdringen muß; wird auf hohen Schulen manches Praktische gelehrt, so treiben ja dergleichen auch Akademien der Wissenschaften, und jenen so wenig als diesen ist das blos Praktische die Hauptsache, sondern nur besondern und geringern Schulen, in welchen Diener zugerichtet und zugestutzt werden sollen. Daß wenigstens die deutschen Universitäten selbst, die ihre Bestimmung doch am besten erkennen möchten, ihre Stellung unangefochten von einsichtsvollen Staatsmännern als eine rein wissenschaftliche begriffen haben, dafür giebt den entscheidendsten Beweis die reine Wissenschaft selbst, die Philosophie, welche sich nach Leibnitzens Anstoß durch alle ihre Stufen durch von Christian Wolf bis auf unsere Zeiten herab ausschließlich auf den Universitäten entwickelt hat: nicht zu gedenken, daß die Universitäten von Anbeginn nur *im* Staate, aber völlig unabhängig von dessen *besondern* Zwecken gewesen sind. Ueberdies ist jene Ansicht, die Akademie sei nur die Anerkennung der reinen Wissenschaft im Staate, nicht sehr verschieden von derjenigen, welche Friedrich der

Digitized by Google

Große beseitigen wollte, wenn er sagte, „daß die Akademie nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein solle"; denn die Aufstellung einer Körperschaft als bloße Anerkennung, ohne die Forderung einer eigenthümlichen Leistung, wie eine solche an die Universitäten gerichtet wird, daß sie die gesammte Wissenschaft, welche ihnen mit der Akademie gemein ist, durch Lehre ausbreiten sollen, kommt doch einer Paradeaufstellung sehr nahe. Leicht erzeugt auch die genannte Ansicht ein negatives, mehr oder minder unthätiges Verhalten und vornehmes Abschließen; und wenn bei dem gegenwärtigen Zustande des Reiches der Wissenschaft die mannigfachen beurtheilenden Zeitschriften dasjenige vorstellen, was im Staatsleben die öffentliche Meinung und freie Presse ist, die Universitäten aber derjenigen Staatsgewalt vergleichbar sind, welche aus dem bewegten Elemente des Volkes hervorgeht, so dürfte wohl ein jener vornehmen Ueberzeugung lebender Akademiker glauben, er lasse sich auf dem bequemen Sessel einer wissenschaftlichen Pairie nieder.

Leibnitz war weit entfernt von dergleichen Vorstellungen. Freilich huldigte er und der Stifter der Preußischen Gesellschaft der Wissenschaften nicht den Grundsätzen einer gemeinen Nützlichkeit, und es scheint fast bedeutsam, daß diese bald in Verfall gerathene Stiftung, von welcher er sich indeß längst zurückgezogen hatte, dennoch erst im nächsten Jahre nach seinem Tode, um völligem Untergang zu entgehen, ein medicinisch-chirurgisches Collegium für Feldscheerer errichten mußte: aber ihm schwebte doch ein positiver Charakter einer Akademie mit einer eigenthümlich bestimmten wissenschaftlichen Thätigkeit vor, und zwar sein eigener, den er außer sich in einer Gesellschaft Vieler dauernd verwirklichte: und hierin liegt das Unterscheidende einer Akademie oder öffentlichen gelehrten Gesellschaft gegen andere wissenschaftliche Anstalten und zunächst gegen die hohen Schulen. Die Akademien und Universitäten verfolgen gemeinsam die Erweiterung und Ausbreitung der gesammten Wissenschaft mittelst lebendiger Gemeinschaft und Mittheilung ohne einschränkende Beziehungen; der Staat setzt und unterhält beide, weil die Errei-

Digitized by Google

chung sämmtlicher sittlichen Zwecke des Menschen, also auch des höchsten der Erkenntniß, seine Aufgabe ist, und die umfassendsten wissenschaftlichen Anstalten unter den gegebenen Verhältnissen ohne seine Beihülfe ihre Bestimmung nicht vollständig erreichen können; dafür nimmt er von beiden jenen, auch von Leibnitz nicht gering geachteten, praktischen Nutzen hin, welchen die ächte Wissenschaft für alle Zweige und Kreise des menschlichen Lebens reichlich abwirft. Aber die Art der Gemeinschaft und Mittheilung ist verschieden; die Universitäten enthalten eine Gemeinschaft der Meister mit Schülern, die Akademien der Meister mit den Meistern; welche letztere als eine eigenthümliche Gestalt des höchsten wissenschaftlichen Lebens ihre Berechtigung so gut wie die andere in sich, und folglich unabhängig von dem größern oder mindern Bedürfniß der Zeitalter auf Gültigkeit Anspruch hat, sobald das Bedürfniß überhaupt einmal erwacht ist und lebendig bleibt. Dieses wird aber niemals ersterben. Wie eine Encyklopädie aller Wissenschaften und wieder jedes besondern Hauptfaches nöthig ist, so bedarf das wissenschaftliche Leben einer umfassenden Gesellschaft der Meister, damit die einzelnen Glieder in lebendigem Zusammenhange bleiben; denn nur wenigen Geistern ist es vergönnt, wie Leibnitz den ganzen Körper des menschlichen Erkennens zu tragen und zu beherrschen. Sodann fördert zwar, wie man täglich hört, auch in der Wissenschaft die Theilung der Arbeit, welche auch Leibnitz beabsichtigte; aber je größer die Theilung wird (und sie beginnt fast bedenklich groß zu werden), desto nothwendiger ist den einzelnen Arbeitern gemeinsame Berathung und die vielseitigste Berührung, damit sie nicht über ihren Besonderheiten das Allgemeine und Ganze aus den Augen verlieren. In auserwählter Gemeinschaft mißt der Meister sich am Meister; sie hält einen Spiegel der Selbsterkenntniß vor, daß auch der Größte, sich nicht überschätzend, stets das Bewußtsein gegenwärtig habe, sein Wissen sei nur ein beschränkter Theil des gelehrten Volksvermögens. Tiefe Blicke und Erfindungen sind allerdings die Frucht einsam geheimer Empfängniß des Geistes; aber auch die äußersten wis-

Digitized by Google

senschaftlichen Verirrungen werden in der Abgeschiedenheit ausgebrütet, und sind niemals von wissenschaftlichen Gesellschaften ausgegangen. Gemeinsamkeit der Studien vermindert und heilt den Irrthum; und daß in dieser Gemeinsamkeit der Meister gerade das Akademische liege, haben diejenigen an ihrem Beispiele gezeigt, welche, wie mehrere unserer abgeschiedenen schmerzlich vermißten Amtsgenossen, vorzugsweise und mit Vorliebe als Akademiker thätig waren. Ganz besonders aber sind die Akademien auf jene Dinge angewiesen, welche, wie Leibnitz sagt, nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden können; sei es, daß verschiedene Kenntnisse und Fähigkeiten dazu erfordert werden, oder die Sammlung des Stoffes und die Beschaffung der Hülfsmittel, selbst durch Reisen, wie sie Leibnitz selber auch wieder unternahm, die Kräfte Einzelner übersteigt, oder der Bearbeitung des Gegenstandes die Muße eines Einzigen nicht gewachsen ist: und gerade heutzutage bedürfen große und kostspielige Unternehmungen um so mehr der Unterstützung, je mehr die Literatur in unendlichem Kleinhandel sich zersplittert. Gewiß hat unsere Akademie seit ihrer letzten Wiederherstellung in allen diesen Beziehungen und in den verschiedensten Zweigen des Wissens ihre Bestimmung nach Kräften erfüllt; hat sie ein anderes gemeinsames Werk, welches ihren Gesetzen nach ebenfalls in ihrer Bestimmung liegt, eine aus den Berichten ihrer Mitglieder zusammenzustellende fortlaufende Uebersicht des Zustandes und der Fortschritte der Wissenschaften, bis jetzo nicht geliefert, so liegt die Ursache hiervon in ihren unzureichenden Mitteln. Endlich erweist sich der aufgestellte Zweck der Akademien insbesondere im Gegensatze gegen die hohen Schulen darin, daß sie die Gemeinschaft der Meister über die Grenzen ihrer besondern Wohnsitze hinaus erweitern, Theils indem sie alle Gelehrten zur Lösung bedeutender Aufgaben anreizen und ermuntern, wohin bei uns die akademischen Preisaufgaben gehören, welche wir an diesem Tage zu verkündigen pflegen, nicht ohne daß unsere Absicht öfter schon mit dem günstigsten Erfolge für die Ausfüllung bedeutender Lücken der Wissenschaft gekrönt worden, Theils

Digitized by Google

indem sie durch auswärtige Mitglieder und gegenseitige Mittheilungen eine freundliche Verbindung unter sich und einen allgemeinen wissenschaftlichen Weltverkehr unterhalten.

Wenn alle von Staaten oder Fürsten gestifteten akademischen Vereine von der Platonischen Akademie zu Florenz an, und weiter zurück von dem alexandrinischen Museum an, auf welches sich die Preisschriften beziehen, die wir nachher betrachten müssen, denselben Zweck, je nach den Verhältnissen und dem Geist der Zeiten verschiedenartig abgewandelt, verfolgt haben; so ist er auch bei Gründung der Gesellschaft der Wissenschaften, welche Leibnitz durch Fürsprache der feinsinnigen Königin Charlotte bewerkstelligte, auf die besondere Weise der Zeit, Theils ungemein naiv ausgesprochen worden. Der König, heißt es unter Anderem, wollte eine gemeinsame Werkstatt anlegen, wo mit gesammter Hand an der Wissenschaft gearbeitet werden möge; denn zu deren fernerem Anwachse zu gelangen, dazu dienten Gesellschaften besser als einzelne Menschen, weil der Mangel des Einen durch den Andern ersetzt werde: ja man möchte nicht nur eine Gesellschaft der Personen, sondern auch der Völker wünschen, auf daß ihre verschiedenen Eigenschaften und Geisteskräfte einander ergänzten. Obgleich nach der vaterländischen und frommen Gesinnung des Königs als Hauptzwecke angegeben sind, erstlich die Ausarbeitung und Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, zur Ehre und Zier des deutschen Volkes, was schon aus jenem Gemenge von Deutsch und Latein, worin dies vorgetragen wird, sich als eine zeitgemäße Forderung erweist, sodann die Behandlung der deutschen, und insbesondere der preußischen, weltlichen und kirchlichen Geschichte, endlich der Betrieb der morgenländischen Sprachen zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen; so umfaßte die Gesellschaft dennoch bereits den größten Theil des Wissens in vier Abtheilungen, einer für Physik, Chemie, Arzneikunde und Aehnliches, einer für Mathematik und ihre Anwendungen, einer dritten für die vaterländische Sprache und Geschichte, und einer vierten für die Literatur, besonders die morgenländische: ob Leibnitz die

Digitized by Google

Philosophie ausschloß, weil er dafür keine wirksame Theilnahme voraussetzte, oder weil er ihre Förderung von einer Gemeinsamkeit der Studien nicht erwartete, oder ob äußere Gründe bei dieser Ausschließung obwalteten, ist ungewiß. Jedenfalls verdient Friedrich der Große Dank, daß er auch jene zufügte, weil sie, wie mächtig auch die Hindernisse gemeinsamer Verständigung in der Philosophie gewachsen sind, in jeder wissenschaftlichen Gesellschaft durch unvermerkten Einfluß auf alle übrigen Bestrebungen wohlthätig einwirkt: schloß er dagegen die Poesie und Beredtsamkeit aus, so wird die Folgezeit vielleicht auch diese aufnehmen. Auch die Erwerbung mannigfacher Hülfsmittel und die Anknüpfung von Verbindungen mit dem Auslande wurden schon unter Friedrich dem Ersten nicht vergessen, und besonders auf große wissenschaftliche Unternehmungen im Osten aufmerksam gemacht; Gedanken, die jenem Zeitalter, welches von der höchsten Wißbegierde beseelt war, Ehre bringen, und in den folgenden und dem jetzigen, wenn auch auf andere Weise, ihre Ausführung erlangt haben. Es ist bekannt, sagt der König, in was für einem besondern guten Vernehmen wir mit den moscowitischen Czaren stehen, und wie dieser Fürst zu den Natur- und Kunstwerken, sonderlich aber zur Schifffahrt große Lust bezeige: weil nun derselbe wegen seiner großen Macht und weitläuftigen Lande zu dem durch Aufrichtung der Gesellschaft erzielten gemeinsamen Zweck ein Großes beitragen könne, solle bei Gelegenheit mit ihm Handlung gepflogen werden, daß von den preußischen Grenzen bis China nützliche astronomische und geographische Beobachtungen angestellt, und Bemerkungen über Völker, Sprachen, Sitten und unbekannte Natur- und Kunstgegenstände gemacht und der Gesellschaft zugesandt würden. Namentlich wird hierbei auf die Veränderung der Abweichung der Magnetnadel nach Orten und Zeiten hingewiesen; dieser Punkt könne so vom Rheine bis an die Memel und weiter im Norden und Osten der Erde untersucht, und bei dieser Gelegenheit unter den barbarischen Völkern bis China das Licht des Christenthums angezündet werden, wozu der König vor andern Fürsten den

Digitized by Google

Vortheil habe, den Bernstein zu besitzen, welcher unter allen europäischen Waaren fast allein, in China hochgeschätzt und verlangt werde. Leibnitzens Aufmerksamkeit auf die Abweichung der Magnetnadel, wovon er später in Torgau den Czar unterhielt, und auch seine chinesischen Studien machen es trotz der scheinbar seltsamen Verbindung sehr ungleichartiger Dinge wahrscheinlich, daß auch dieser Plan auf seiner Eingebung beruhte, und man erkennt auch in diesem seinen immer ins Weite und der Gegenwart kaum Erreichbare strebenden Geist. Wahrlich keine schönere Fügung, kein günstigeres Vorzeichen künftiger Blüthe konnte der Akademie zu Theil werden, als daß sie in diesem Geiste empfangen worden; und so lange sie dieses Vorbildes würdig und dem Sinne getreu bleiben wird, welchen sie bei ihrer letzten Wiederherstellung durch nichts bestimmter als durch die Einsetzung unserer heutigen Feier kund gethan hat, wird sie, selbst nach dem beklagenswerthesten Verluste der schönsten und ihm verwandtesten Zierden, mit welchem auch die Wissenschaft der Hinfälligkeit alles Endlichen den schuldigen Tribut zahlt, unter dem Schutze eines edlen Königshauses in stets erneuter Jugendkraft aus gesundem Stamme frische Zweige und Blüthen treiben, und Früchte tragen zum Genuß der Mitwelt und für spätere Saat.

Digitized by Google

Die Napoleoniden.

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

K. G. Jacob.

(Zweiter Artikel.)

Von Napoleons Brüdern war Joseph der älteste, geboren am 7. Jan. 1767., also noch ein Jahr früher als Napoleon. In seiner Jugend war er ein hübscher Mann, er hatte das Gesicht der Prinzessin Borgheſe mit dem kräftigern Ausdruck des Mannes. Von Herzen sanftmüthig, gut, mitleidig, widerstand er doch nicht den Versuchungen, in die ihn das Glück seines Bruders Napoleon während dessen erstem italiänischen Feldzuge führte. Sein Bruder schickte ihn im Jahre 1797 nach Paris, um dem Directorium zu zeigen, wie nothwendig es sey, mit dem Könige von Sardinien Frieden zu schließen. Das Directorium bot ihm sogleich den Gesandtschaftsposten in Turin an. Ganz naiv räumt er nun zwar selbst ein*), daß einer der ärgsten Mißbräuche und Usurpationen der vorigen Aristokratie sich erneute, weil er ohne alle Erfahrung, ohne ausgezeichnete Talente den ältesten Geschäftsmännern dabei vorgezogen ward, er geht indeß doch als Gesandter nach Parma und gleich darauf nach Rom, wo er mit Pius VII. über die Beruhigung der Vendée unterhandelt haben will. Auf diese Weise fand er an dem diplomatischen Verkehr, der ihm unter der dictatorischen Machtvollkommenheit seines Bruders wenig Arbeit machte, und dabei doch Zeit übrig ließ, auf die Renten zu speculiren und sich zu bereichern, großes Behagen und

*) In der Schrift: Bourienne et ses erreurs volontaires et involontaires, Vol. I. p. 343.

Digitized by Google

meinte wohl gar, er sey ein großer Diplomat, wie er sich denn allerdings das Verdienst beimißt, den Gang der Unterhandlungen auf dem Friedenscongreß zu Luneville beschleunigt und die schnelle Entscheidung herbeigeführt zu haben. Mit Recht sagte dagegen sein Bruder auf St. Helena, daß er an Joseph bei allen seinen Entwürfen nur eine schwache Stütze gehabt habe. Eben so war es auch mit den Verhandlungen, welche mit Nordamerika Statt hatten, als im Januar 1800 die mit Beschlag belegten Schiffe der Neutralen frei gegeben wurden. Joseph Bonaparte schreibt sich hierbei eine besondere Thätigkeit zu: wenigstens wurde der Friede zu Morfontaine, seinem Landsitze bei Paris, unterzeichnet. Dazu lud er alle in Paris befindlichen Nordamerikaner ein und bediente sich besonders (wie er zu verstehen giebt) des Generals La Fayette, als des Gründers der nordamerikanischen Freiheit, und des edeln Rochefaucould Liancourt, als die Unterzeichnung am 30. September 1800 Statt fand*). Die Amerikaner ratificirten indeß den Vertrag nicht unbedingt, Napoleon (damals erster Consul) fand jedoch für rathsam, ihnen nachzugeben, und unterschrieb im Julius des folgenden Jahres den nach ihrem Willen veränderten Tractat.

Als Napoleon seinen Bruder als Diplomaten nicht mehr brauchen konnte oder wollte, machte er ihn zum König. Aber Joseph meinte, er solle ihn doch über Morfontaine regieren lassen**), dort sey ihm wohler, als auf dem Throne von Neapel, mit dem er belehnt werden sollte. — Indeß — er mußte sich in das Unabweisliche fügen, und hat acht Jahre über Neapel und Spanien geherrscht, ohne diese Länder glücklich zu machen. Dieß war für ihn die Zeit einer ängstlichen Verlegenheit, wo er vor Niemand mehr zitterte, als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte und von den kühnen Marschällen und Schildträgern seines Bruders sich manche Beleidigung mußte keck in das Gesicht sagen lassen. Denn für diese war er zu schwach, weil er

*) Bourienne et ses erreurs, I. 279. 345.
**) Abrantes, IX. 149.

Digitized by Google

zu gutmüthig war, seine Völker drücken zu wollen: eine Gesinnung, die er nach seiner Absetzung behalten hat, und die er einst als Trost mit in das Grab nehmen will. Als Gatte, als Vater, als Freund war er edel und zuverlässig, seine Gattin, eine Kaufmannstochter, Julie Clary aus Bordeaux und Schwägerin der jetzigen Königin von Schweden, nennen die Zeitgenossen einen Engel an Güte und Wohlthätigkeit. Ohne grade schön zu seyn, war sie doch allerliebst durch ihre Sanftmuth und weibliche Würde, und wurde daher vom Kaiser, sowie von seiner Mutter sehr geachtet, wie sie auch überhaupt, in der ganzen Familie beliebt war.

Nach Napoleons Entthronung lebte Joseph in Prangin bei Genf, zog aber 1815 nach Napoleons Rückkehr wieder nach Paris zurück, von wo er nach der Schlacht bei Waterloo auswanderte, um sich nach Nordamerika zurückzuziehen, wo er bei Bordentown in Neu-Jersey weitläufige Besitzungen angekauft hat. Dort studierte er die rationelle Landwirthschaft, brachte Steinkohlenlager zu Tage und ließ den Delaware ausschlämmen, der an seinen Besitzungen vorbeifließt. Seine Gemahlin hat ihn jedoch mit ihren beiden Töchtern verlassen und ziert mit ihnen (die eine, Zenaide, ist Wittwe von Napoleon Ludwig, Ludwig Bonaparte's Sohne, die andre, Jutie, war mit dem ältesten Sohne ihres Oheims Lucian verheirathet) die bonapartistischen Salons in Florenz. Als aber die Bourbons aus Frankreich vertrieben waren, kam Graf Survilliers (so nennt sich Joseph seit seiner Entthronung) aus Nordamerika über den Ocean herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichstadt in Beschlag zu nehmen, aber Ludwig Philipp war schneller zur Hand. Und so kehrte der Graf in seine Plantagen zurück. Er ist übrigens, wie Reisende erzählen, von einem bedeutenden Körperumfange, sein Auge ist matt und seine Manieren sind unköniglich, obgleich er auf zwei Thronen gesessen hat.

Der jüngste unter Napoleons Brüdern war Hieronymus. Er eröffnete seine Laufbahn als Handlungsdiener, wo

er schon manche Anlage zur Verschwendung und Liederlichkeit offenbarte, so daß sein Bruder Napoleon, als er aus Aegypten 1799 zurückkehrte, sagen konnte, daß er ihn recht selbstständig wiedergefunden habe und zwar als selbstständig im Schlechten. Freilich war Jerome das verzogene Kind der Madame Lätitia und andrer Freundinnen des Hauses, die in ihm den hübschen Jungen liebten. Sein Bruder schickte ihn aber auf die See, 1802 ward er Schiffslieutenant, wo er einen Aufwand machte, der weit über sein Vermögen ging und Wechsel auf Bourienne bezog, die der erste Consul nur mit Unwillen berichtigte. Dieser pflegte ihn daher nur einen kleinen Gassenbuben (polisson) zu nennen und schrieb ihm in sehr nachdrücklichen Worten, daß es ihn verlange, ihn auf seiner Corvette zu wissen und mit dem Studium eines Berufes beschäftiget zu sehen, der einst der Schauplatz seines Ruhmes werden sollte: „Stirbst Du jung," setzt Napoleon hinzu, „so werde ich mich trösten, aber nicht, wenn Du sechzig Jahre ohne Nutzen und Ruhm für das Vaterland lebst; besser wäre es dann, nie gelebt zu haben."*) Doch hatte Jerome es im J. 1806 bis zum Contre-Admiral gebracht. Auf diesen Kreuzzügen schloß er zu Baltimore seine Verbindung mit der reizenden Elisabeth Patterson, worüber Napoleon in den heftigsten Zorn gerieth und nach Holland, Spanien und Portugal das strenge Verbot ergehen ließ, Madame Jerome Buonaparte oder jede Person, die sich so nennen würde, nicht landen zu lassen. Vergeblich suchte die junge Frau, die in einigen Monaten ihrer Niederkunft entgegensah, die Küste der genannten Länder zu betreten, Jerome sah sich genöthigt, sie nach England zu schicken, und entschloß sich nun, Alles beim Kaiser aufzubieten, um die Anerkennung seiner Ehe zu erlangen. Aber vergebens und — Jerome willigte ein, sich von der Gattin zu trennen, die ihm indeß am 6. Jul. 1805 zu Park Place Camberwell bei London einen Sohn geboren hatte, der noch jetzt in Baltimore lebt.

*) Bourienne, IV. 235—237.

Digitized by Google

Jerome war indeß französischer Prinz geworden und sollte mit aller Gewalt ein großer Admiral werden. Als aber sein Bruder nach dem Frieden zu Tilsit im J. 1807 das Königreich Westphalen gründete, so wurde ein König aus ihm, der aber mehr als alle seine Brüder die Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten hatte. Er besaß manche gute Eigenschaften, so daß selbst ein Johannes Müller sein Lobredner werden konnte,*) aber das Glück hat ihn verzogen, und als er nun gar eine deutsche Fürstentochter, die Prinzessin Catharina von Würtemberg, geheirathet hatte, da glaubte er Alles thun zu dürfen. In die neue Würde fand er sich schnell, Bacchus und Venus waren seine Minister, um andre Regierungssorgen kümmerte er sich nicht. Denn er wollte nur Vergnügen und gönnte auch andern ihre Freude. Daher hat man in Cassel nie so amüsant gelebt, als in der westphälischen Zeit. Freilich kamen von Zeit zu Zeit die brüderlichen Verweise, eben nicht in den zartesten Ausdrücken, besonders weil Jerome über seinen schönen Frauen und Hoffesten vergaß, auf den revolutionären Geist in seinem Königreiche zu achten. Am übelsten aber erging es ihm im Jahre 1812. Da mußte er mit dem gefürchteten Bruder nach Rußland ziehen, den Oberbefehl über ein Armeecorps übernehmen, aber er machte seine Sachen so herzlich schlecht, daß ihn der verdrießliche Bruder sehr bald wieder nach Hause schickte. Kaum war er hier angelangt, so zeigten sich aufrührerische Bewegungen im Königreiche selbst, ja selbst im Felde fand Napoleon Zeit, ihn darüber hart anzulassen, daß er eine protestantische Kirche in Cassel in eine katholische umgewandelt habe.**) Unter solchen Umständen trat der Tyrannenübermuth in ihm mehr hervor, und man sah deutlich, daß der Franzose nie gelernt habe, in seinen Unterthanen auch die Menschen zu ehren.

---

*) Sämmtl. Werke, VII. 407. Vergl. Dohm's Leben von Grohnau, S. 460. und Schmidt's Geschichte der Deutschen (in der Fortsetzung von Dresch), XXIV. 68 Anm.

**) Fain's Manuscript vom J. 1812. Abth. II. S. 219.

Digitized by Google

Ein Beispiel wird genügen. Jerome kam am 2. Julius 1813 von Dresden, wo er Napoleon gesprochen hatte, nach Halle, welche alte und würdige Stadt schon seit Jahren das Unglück gehabt hatte, sich die königliche Ungnade zuzuziehen. Hier machte er dem Kanzler Niemeyer die härtesten Vorwürfe, daß er bei dem Bombardement von Halle vor der Lützner Schlacht, sich aus Halle nach Leipzig geflüchtet habe. Auf Niemeyer's Erwiderung: **Sire, se suis peut-être faible, mais je ne suis pas coupable**, entgegnete Jerome mit Wildheit: **ah! si vous aviez été coupable, je vous aurois fait pendre.** *)

Die raschen Kosacken sorgten dafür, daß ähnliche Ausbrüche nicht wiederkehrten. Denn schon am 26. October 1813 verließ Jerome mit seiner Gemahlin Katharina und dem französischen Theile seines Hofstaats die Residenz Cassel und floh nach Frankreich. Der Sturz seines Bruders riß auch ihn mit sich fort, doch erschien er nach dessen Rückkehr wieder in Frankreich und kämpfte bei Waterloo. Als er zum zweiten Male vertrieben war, nahm sich sein Schwiegervater, der im Jahre 1816 verstorbene König Friedrich von Würtemberg, seiner an und verlieh ihm im Jahre 1816 den Titel eines Fürsten von Montfort, von einer Grafschaft am Bodensee, die zum Königreiche Würtemberg gehört. So lebt er nun im Sommer in den Niederungen von Ancona, im Winter in Rom, von Rußland und Würtemberg unterstützt, denn das ist das einzige Verdienst seines königlichen Lebens, daß er vergessen hat, sich zu bereichern. Daher ist er auch in seinem Privatleben weit achtungswerther geworden, lebt in besserer Ehe mit seiner Gemahlin, die ihm nach Niederlegung der Krone drei Kinder geboren hat und deren ungeschwächte Zuneigung ihn nach Napoleons Meinung auf St. Helena mehr als alles Andre ehrt.**) Mit ihr studirt er jetzt an einem Systeme der Sparsamkeit, indem er rechnet, wie ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen

*) Niemeyer's Leben von Jacobs und Gruber, S. 394.
**) Bei Las Cases, III. 316. der Origin. Ausg.

Digitized by Google

zu haben. Seine Kinder werden in dem Collegium zu Siena erzogen. Uebrigens ist er oft krank, erschöpft von seiner Vergangenheit und verleugnet sich gern mit einer achtungswürdigen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er früher nicht glauben konnte, daß man so angenehme Saturnalien in ihnen hätte feiern können. Daher besucht er es noch oft.

Den ausgezeichnetsten unter Napoleons Brüdern habe ich noch zu erwähnen. Es war Lucian, oder wie er jetzt sich nennt, der Fürst von Canino. Obgleich er unstreitig an Genie seinem Bruder der nächste war, so wäre er doch wohl ohne Napoleon nichts geworden, als ein kühner Parteigänger der Revolution. Aber das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Als junger Mensch zeichnete er sich durch großen Eifer für die Sache der Republik aus. Er schwärmte mit Cicero und Demosthenes, und schien in Rom und Athen mehr zu Hause zu seyn als in Frankreich, wobei ihn sein Bruder oft auszulachen pflegte, da Napoleon es schon damals mehr mit der Wirklichkeit hielt als mit den Idealen. Als er sich nun gar im Jahre 1795 mit der reizenden Tochter eines Gastwirths zu St. Maximin in der Provence, Christine Boyer, verheirathete, erklärte Napoleon unverholen seinen Unwillen und daß er Beide nicht sehen wollte. Späterhin ward er Kriegscommissair und übernahm Lieferungen für die Armee, wo er, wie sein Bruder Joseph, sich bedeutend bereicherte. Seine Leutseligkeit verdeckte, was er an schroffer Energie besaß und was ihm daran wieder fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, in der Lucian Meister war. Gewandt drängte er sich durch alle Parteien der Revolution und war am 18. Brumaire (10. Novbr. 1799) Präsident des Raths der Fünfhundert. Alle vorbereitenden Anstalten zu dem Staatsstreiche dieses Tages wurden unter seinem Vorsitze auf dem Landgute der Recamier nahe bei La Bagatelle berathen, nicht minder nützte er seinem Bruder an dem genannten Tage. Denn während Napoleon sich im Rathe der Alten befand und die stürmische Aufregung eines Theils

Digitized by Google

seiner Mitglieder zu beschwichtigen strebte, ward ihm gemeldet, daß der Rath der Fünfhundert seinen Bruder zwingen wolle, den General Bonaparte als einen Feind der Verfassung außer dem Gesetze zu erklären. Sogleich nimmt er mit seinem bewaffneten Gefolge seinen Weg dahin, sieht sich jedoch gleich bei seinem Eintritte von zwei bis dreihundert Mitgliedern mit dem lauten Geschrei: „Tod dem Verräther" empfangen, so daß er erblaßt und bestürzt zurücktritt. Da eilen zwei Grenadiere hinzu, nehmen den General in die Mitte und führen ihn aus dem Saale.

Im Schloßhofe sammelt sich Bonaparte, erklärt den Truppen, was geschehen sey und schickt, da sie ihm ihre Anhänglichkeit betheuern, ein Commando ab, um seinen Bruder Lucian zu befreien. Dieser hatte indeß die Präsidenten-Toga abgelegt. „Elende," rief er, „Ihr wollt, daß ich meinen Bruder außer dem Gesetz erkläre, ihn, dessen Name allein Könige zittern macht. Ich lege die Zeichen der Magistratur ab und besteige die Tribune als Vertheidiger dessen, den Ihr von mir zu opfern verlangt, ohne ihn zu hören." Alsbald erschienen die Grenadiere, der Offizier sagt ihm heimlich, es geschehe auf Befehl seines Bruders, und die Soldaten schrieen: „nieder mit den Mördern." Darauf erstaunt die Versammlung: Lucian erscheint im Schloßhofe und ruft: „General und ihr Soldaten, der Präsident der Fünfhundert erklärt, daß Rebellen mit dem Dolche in der Hand die Berathungen gestört haben. Er fordert euch auf, gegen dieselben Gewalt zu brauchen. Der Rath der Fünfhundert ist aufgehoben." Darauf ward General Murat befehligt, in geschlossener Colonne in den Saal einzudringen. Da die Versammlung sich nicht entfernen will, so dringen die Soldaten mit dem Bajonnet in den Saal, die Deputirten springen durch die Fenster und der Saal ist in einem Augenblicke ganz leer. *)

Aber Napoleon sah es nicht gern, daß er einen großen

*) Nach Gourgaud's Denkwürdigkeiten Napoleons I. 60 — 65. der berl. Uebers., vergl. auch S. 35 — 67, 228 — 254. und Bourienne III. 33 — 70., der eine Kritik der andern Angaben (vergl. Buchholz, Geschichte Napol. II. 185 — 189. u. Schlosser, zur Beurtheil. Napol. I. 239. flgde) versucht hat.

Digitized by Google

Theil des Sieges seinem Bruder verdankte, und so erschlaffte allmählig zwischen Beiden das gute Vernehmen. Dazu entdeckte Napoleon an Lucian einen strengen Republikanismus oder wenigstens die Maske desselben, die seine ehrgeizigen Absichten verbarg.*) Denn eigentlich strebte Lucian doch nach Macht, Reichthum und Ansehen und bot alle Kunst auf, um seinen Bruder Napoleon von seiner Gemahlin zu entfernen und mehr von sich abhängig zu machen. Dazu bediente er sich besonders des Herrn von Fontanes, eines derjenigen Menschen, die nur da fortkommen, wo das Herz mit der Rede des Schriftstellers und mit dem Munde nichts zu thun hat. Als Lucian Minister des Innern war, schrieb Fontanes für die Bourbons im englischen Solde. Demungeachtet bewirkte Lucian, daß er von der Emigrantenliste ausgestrichen und im Ministerium des Innern angestellt wurde. Jetzt schrieb er für monatliche Tausend Franken für die neue Regierung, ward der Vertraute von Elise Bonaparte und lobte Lucian damals eben so übertrieben als nachher dessen Bruder. Er verglich ihn mit Lorenzo von Medicis und nannte ihn den Vater der Wissenschaften. Um sich der Familie dankbar zu beweisen, schrieb Fontanes die berüchtigte Parallele zwischen Cäsar, Cromwell und Bonaparte, welche er Lucian in der Handschrift mittheilte. Lucian sah die Handschrift durch, strich Alles, was ihm damals (es war im Jahre 1800) noch zu stark schien, und ließ sie dann in hunderttausend Exemplaren drucken und vertheilen. Darauf stellte Fouché dem ersten Consul vor, daß sein Bruder sehr unvorsichtig gehandelt habe, Napoleon fand dieß ebenfalls, nahm seinem Bruder das Ministerium und schickte ihn dafür als außerordentlichen Gesandten nach Madrid.**) Hier veranlaßte er einen ungerechten Krieg gegen Portugal und gewann für sich große Summen Geld. Es wird verschieden erzählt, auf welche Weise er dazu gekommen sey, eine dieser Erzählungen lautet, wie folgt. Sein

*) Ueber dies Mißverhältniß hat Bourienne IV. 149 — 151. interessante Aufschlüsse gegeben.

**) Nach Schlosser a. a. O. II. 182 — 185.

Digitized by Google

Vorgänger hatte in Madrid alle Grobheit der republicanischen Sitte zum höchsten Aergerniß des etikettenreichsten und förmlichsten Hofes der Welt an den Tag gelegt, Lucian beeiferte sich dagegen, das Gegentheil zu thun. Er erschien sogar in Schuhen und im Haarbeutel und erfüllte alle Ceremoniel- und Hofpflichten mit einer solchen Pünctlichkeit, daß man am Hofe in großes Entzücken gerieth und er selbst der wahre Liebling der ganzen königlichen Familie wurde. Vor seiner Abreise setzte Lucian seiner Popularität noch durch ein höchst prachtvolles Fest die Krone auf, desgleichen man in Spanien nie gesehen hatte, und welches gegen 400,000 Fr. gekostet haben soll. Wenige Tage darauf erhielten alle Mitglieder der Gesandtschaft prächtige Geschenke, nur der Gesandte selbst ging leer aus, selbst nach der Abschieds-Audienz blieb er ohne ein Zeichen des königlichen Andenkens. Aber am Tage vor der Abreise ward dem Gesandtschafts-Sekretair ein in eine Kiste gepacktes, großes Gemälde als ein Andenken des Königs für Lucian Bonaparte überbracht. Als Lucian dieß hörte, äußerte er, daß es ohne Zweifel die Venus von Titian sey, die er oft in des Königs Gegenwart gerühmt habe, nur sey ihm jetzt der Transport unangenehm. Indeß ward der Ueberbringer prächtig beschenkt. Nun befahl Lucian, daß das Gemälde aus der Kiste genommen, der Rahmen in Madrid gelassen und dasselbe so aufgerollt werden solle, daß man es auf die Imperiale eines Wagens packen könnte. Kaum aber hatte der Secretair die umgebende Leinwand weggeschoben, als ihm statt der Titianischen Venus das nichts weniger als schöne Gesicht des Königs Karl freundlich entgegen lächelte. Schon wollte er dieß dem Gesandten mittheilen, als ihn beim völligen Hinwegnehmen der Umhüllung eine viel größere Ueberraschung festhielt. Das ganze Gemälde war nämlich gleich einer Miniatur mit großen Diamanten eingefaßt, die Lucian später für vier Millionen Franken in Paris verkaufte.*)

*) Briefe eines Verstorbenen (nach der Erzählung eines damals bei Lucian angestellten Generals), II. 356—359.

Digitized by Google

Aber die diplomatischen Verdienste, welche sich Lucian erworben hatte, vermehrten nur die Eifersucht — Napoleons. Lucian nahm sich zwar der Vorschläge, einen neuen Adel einzuführen und Orden zu stiften, thätig an und sprach im Tribunate und im Staatsrathe mit vieler Beredtsamkeit dafür, aber es wollte ihm doch nicht gelingen, den Bruder ganz mit sich zu versöhnen. Denn nachdem sich derselbe die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, ward er aus Princip der Gegner desselben und schien seine alte Stellung, als Republikaner der Familie, mit Beharrlichkeit aufrecht halten zu wollen. Daher gehörte denn auch die zweite Heirath, welche Lucian nach dem Tode seiner Gattin Christine im Jahre 1803 mit der schönen Rose Jouberton geschlossen hatte, ganz und gar nicht in Napoleons Plan, der im Staatsrathe erklärte, daß er nie die Frau seines Bruders Lucian für seine Schwägerin anerkennen würde: aber um so weniger kümmerte sich Lucian darum. Im Jahre 1805 verließ er Frankreich und zog sich nach Italien zurück. Die Krone dieses Landes hatte er früher ohne Weiteres ausgeschlagen. Doch wollte Napoleon sich auf alle Weise den störrigen Bruder verbindlich gemacht wissen und verabredete mit ihm im J. 1807 eine Zusammenkunft in Mantua. Napoleon erneuerte seine Anerbietungen, Lucian wies alle zurück, Napoleon wurde immer heftiger, bis er endlich mit Strenge in Miene und Wort von seinem Bruder Gehorsam und Unterwerfung unter seinen Willen verlangte. Mit derselben Heftigkeit entgegnete Lucian, daß er sich nicht wolle zwingen lassen, da er nicht sein Unterthan sey. Beide Brüder standen nun schweigend gegenüber, endlich sagte Napoleon: „Lucian, Du wirst Alles, was ich gesagt habe, überlegen. Ueber Nacht kommt Rath.“ Und hiermit entfernte er sich, ihm gute Nacht wünschend. Lucian that dasselbe, warf sich aber augenblicklich in seinen Wagen und verließ Mantua.

Eine Annäherung fand im Jahre 1808 unter den Brüdern Statt, als der Prinz von Asturien, der nachmalige König Ferdinand **VII.**, Napoleon um eine Gattin aus der kaiserlichen Familie gebeten hatte. Campi, der unter Lucian's Ministerium

Digitized by Google

geheimer Secretair gewesen, und von ihm, wie auch vom Kaiser sehr geschätzt wurde, erhielt den Auftrag, ihm die hierauf bezüglichen Vorschläge zu thun. Die Prinzessin Charlotte, damals zwischen 14 und 15 Jahre alt, sollte Prinzessin von Asturien werden, Lucian König von Neapel, da Joseph gehen sollte, um ein andres Land zu beherrschen, und seine Gattin sollte, von ihm getrennt, Herzogin von Parma werden, aber nur ihre zwei Töchter mit hinnehmen dürfen.

Lucian schlug sofort seine Ernennung zum König aus, eben so auch für seine Gattin das Herzogthum Parma, da er es nicht für eine niedrige Gefälligkeit erkaufen wollte. Seine Gattin erklärte ihm zugleich, daß sie seiner Größe kein Hinderniß in den Weg legen wollte, sie wollte mit Parma zufrieden seyn und zeigte ihm ihre schriftliche Erklärung an den Kaiser. So wie sie Lucian gelesen hatte, zerriß er sie in kleine Stücke. „Mein Freund, mein Freund," rief seine Gattin in Thränen, „willst Du Deine Kinder einer Krone berauben?" „Und soll ich sie," rief Lucian aus, „um dieser Krone willen einer Mutter berauben?" Von neuem suchte ihn die Gattin mit der ganzen Anmuth ihrer Stimme und dem Liebreiz ihres Wesens zu bewegen, die Bedingungen Napoleons anzunehmen, um ihren Kindern eine Unabhängigkeit zu sichern. Aber Lucian (so berichtet die Herzogin von Abrantes, die in solchen Details Glauben verdient), in ihren Anblick versunken, nahm sie in seine Arme und schloß sie an sein Herz. „Und jetzt, wo ich Dich anbeten möchte, willst Du, ich soll mich von Dir trennen? Wir werden uns nie trennen, gewiß nie! Will mein Bruder mir seine Freundschaft schenken, so thue er's ohne Bedingung, wenigstens ohne solche grausame Bedingungen — ich bleibe immer mit Dir vereint, mein gutes Weib!" So ward das Königreich Neapel von Lucian ausgeschlagen. Wegen seiner Tochter gab er noch keine bestimmte Antwort, doch erklärte er sich nach einiger Zeit mit Bestimmtheit dahin, sie nicht nach Spanien ziehen zu lassen. „Es ist besser," sagte er, „meine arme Charlotte bleibt unter dem väterlichen Dache, als daß sie an einen Hof kömmt, des-

Digitized by Google

sen Laster und Schändlichkeiten Niemand besser kennt, als ich." Solche Aeußerungen entfremdeten die Brüder noch mehr, und Lucian führte seinen Widerspruch nicht ohne Koketterie so hartnäckig durch, daß er, um weiterm Ansinnen zu entgehen, sich sogar in den Schutz der Engländer zu begeben beschloß. Im Winter 1815 verließ er seinen Landsitz in Canino und entfloh auf einem amerikanischen Schiffe nach Malta, von da nach England, wo er am 18. December landete und gastfreundlich aufgenommen wurde.

Erst die Ereignisse des Jahres 1815 führten ihn nach Frankreich zurück, wo er im Augenblicke der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb und deßhalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine ängstlicher Theilnahme bemänteln wollten. Als der Verlust der Schlacht bei Waterloo am 20. Junius in Paris bekannt ward, bot Lucian alle Kraft der Ueberredung auf, um die Wenigen, die an ihm noch hingen, zu stärken, er berief sich auf Frankreichs unerschöpfliche Hülfsquellen, er rieth durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, er warnte vor dem gerechten Vorwurfe einer leichtsinnigen Wandellaune. Aber er vermochte nichts durchzusetzen, auf der einen Seite waren es die heimlichen Ränke des Polizei-Ministers Fouché, der sich in jede Farbe kleidete und in jeder täuschte, auf der andern Seite die Stimme La Fayette's und wer ihm anhing, die eine Fortsetzung des Kriegs nachdrücklich verhinderte. Kurz darauf mußte Lucian, wie die übrigen Mitglieder seiner Familie, Frankreich verlassen. Er zog sich wieder nach Italien zurück, ward hier zwar erst von den Oestreichern aufgehoben, bald aber nach Einsicht in sein bisheriges Leben freigegeben: man wußte, daß er seines Bruders beharrlicher Gegner gewesen sey und wenn er auch seinen Ehrgeiz nicht widerlegt, ihm doch das Gleichgewicht gehalten habe.

Seitdem lebt Lucian Bonaparte, den der Papst 1814 zum Fürsten von Canino und Musignano erhoben hat, meist in Si-

Digitized by Google

nigaglia oder sonst in der Nähe von Rom, nachdem ihn schlechte Finanzen gezwungen haben, seine römischen Paläste zu verkaufen. Hier beschäftigt er sich vorzugsweise mit der alten Kunst, ist dem archäologischen Institute in Rom beigetreten, und hat in seinem Palaste zu Canino im Jahre 1834 ein etruscisches Museum gestiftet. In fünf Sälen sind hier alle Alterthümer, die er in Rom und anderwärts besaß, vereinigt worden, Blöcke aus etruscischen Gräbern mit Inschriften, schwarze Vasen ohne Malerei von den verschiedensten Formen, an siebenhundert gemalte Vasen, viele Bronzen, irdene Näpfe und andre Merkwürdigkeiten. So wohnt Lucian unter den Ueberresten einer untergegangenen Welt! Den frühern Beschäftigungen mit der Dichtkunst hat er im Alter entsagt. Sein Heldengedicht: **Charlemagne** hat schöne Verse, fand aber in St. Helena keine Gnade vor den Augen seines Bruders. Eine seiner interessantesten Schriften ist die in früheste Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon eines Theils der Geschichte verdankte, andern Theils, wie eifersüchtig er auf den Styl seines Bruders war; man sieht, wie schwer es ihm ankömmt, die Trefflichkeit desselben einzugestehen, und er mindert dieß Lob sogleich wieder, wenn er an Regnault de St. Jean d' Angely erinnert, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt.

Lucian's älteste Tochter aus der ersten Ehe, um die einst der Prinz von Asturien warb, ist seit dem 29. Dcbr. 1815 an den Prinzen Gabrielli in Rom verheirathet. Sein Sohn Karl, der Fürst von Musignano, ist der ausgezeichneteste Geolog in Italien, seine Gattin, Charlotte, die Tochter seines Oheims Joseph, ist mit ihm seit dem Jahre 1822 vermählt und die Mutter von vier reizenden Kindern. Von Lucian's übrigen Töchtern sind zwei verheirathet, die eine an Lord Stuart, die andere ist von ihrem Gatten, dem schwedischen Grafen Posse, geschieden. Lucian's Nachkommenschaft, wie die der übrigen Glieder der Familie Bonaparte, wird allmählig immer mehr

Digitized by Google

in die Familien des italiänischen Adels übergehen. So ist Elisa Bonaparte's Tochter, Elisa, die Gattin des Grafen Camerata, Murats älteste Tochter, Lätitia Josephe, an den Marchese Pepoli, die jüngere, Julie Caroline, an den Grafen Rasponi verheirathet, und haben den Namen von welthistorischer Bedeutung mit unbedeutendern Namen vertauscht. Kurz, die ganze Familie Napoleons ist durch das bürgerliche Element auseinander gesprengt worden, und es kann ein Glied derselben sehr leicht in einem Lande proscribirt seyn, wo das andre um die Hand einer Königstochter werben darf. Eine Reaction dieses verzweigten Stammes ist kaum denkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Die Napoleoniden sind sich selbst unter einander fremd geworden.

Digitized by Google

Ein April in Rom.

Von Leopold Schefer.

Der Venus und dem Amor.

Motto:
Procumbunt piceae, sonat icta bipennibus ilex.
Virgil.
Ueberſetzung:
In ein ſchönes Weib hörete Roma nun auf.
Schefer.

---

1. Leben und Liebe.

Hör' mit dem Weibe nicht auf! Das warn' ich und lehr' ich dich, Jüngling.
Fang' mit dem Weibe nicht an! Leben und Liebe ſind mehr!
Schicke Du dich nicht in den April! . . . Doch ehrend empfängt Dich
Selber die Schönſte und mild — hat Dich ihr Amor geſchickt!

2. Menſchliche Lehre.

Nennſt Du es Römiſch? Nennſt Du es Chriſtlich? Nennſt Du es menſchlich,
Dumpf vor dem Schönen der Welt Augen verſchließen und Herz!
Wahrlich! Der iſt kein Menſch, der das Schöne verachtet, nicht achtet!
Wenn Du's verunehrſt, Menſch, Schande der Schönen und Dir!
Iſt ja die Schöne „das Schöne", die Blüthe des lieblichen Mai's lang,
Iſt es, den fliehenden Mai kurz! . . . und die Göttin entflieht!
Aber hier ſiehſt Du das Schöne in tauſend lebenden Schönen!
Ach, und die Anmuth erſt! Ach, und die Milde! die Gluth!
Ach, und die Armuth erſt, o himmliſcher Vater der Blumen,
Iſt Dein Schönes ſo arm! Iſt denn die Schöne je arm?
Ehre Dich, wenn Du Sie ehrſt! . . . denn wie gütig ſchon grüßt Dich die Kleine:
„Oh! Ci vedremo!" ſo ſagt Sie Dir im Scherz — und im Ernſt!

3.

Wanderer! Merke das Eine: der Ankömmling, Er erlangt oft
Raſch, im Fremdenglanz ſchön, noch im eigenen Rauſch,
Was ſchon lange vergebens der Heimathliche ſich wünſchte!
Viele Früchte darauf reifen im Laufe des Jahrs;
Doch — wie im Herbſt dann jegliche Frucht, die zu feſt, zu verhüllt hing,
Scheidet er, ihm nachfällt, traurig am laubloſen Aſt,
Löſete Nachtfroſt leiſe ſie ab, und glänzet an jungen
Bräunlichen Augen Thau — ſammle die reifeſte Dir!
Willſt Du klug ſein: bleibe Du dann, Willkommener, oder
Kehre doch bald! Genieß' weiſe, gewonnenes Glück.

Digitized by Google

4.

Amors Sclavenmarkt, ſo nennſt Du den Corſo? — wie unrecht!
Auf den Bazar geht keine Gewillte zu Kauf.

5.

Willſt Du lernen, was halbe kaum freundliche Blicke bedeuten,
Kaum ein Lächeln ... ein leicht Wenden, ſo leicht wie um Nichts;
Gehe des Sonntags ſtill auf den Corſo; da ſiehe ſie haſchen,
Feſſeln, deuten; o ſieh', wie ſie der Arge benutzt.
Aber hätte ein Weib da noch ſtill auch Etwas zu lernen —
Sähe ſie: wie auch Ihr Putz, ſelber ihr Auge Sie fängt.

6.

Sind die Göttinnen aus, iſt keine Thörin im Hauſe;
Sind die Göttinnen heim, trifft Du die Thörinnen an.

7.

Ja, ſo ſtolz erſcheine die Frau, wie die Römerin, doch ſei's
Nicht; ſtolz reize ſie ſo, mild ſo beglücke ſie dann.

8. A.

Alſo, wie im Epigramm dem Vers die Spitze Bedeutung
Giebt, ſo giebt dem Leib erſt ſie das ſchöne Geſicht.

8. B.

Brennet die Fackel nicht oben, was ſoll ſie Dir? iſt es die Fackel?
Nur als an gutem Talg' naget ihr Mäuſe daran.

8. C.

Angezündetes Licht gern ſchleppen die Ratten in ihre
Höhle; da brennt es im Haus; Troja, du brannt'ſt davon ab!

9. Byron ſpricht:

Stets umſonſt ſinn' ich oft: wie Genuß doch Liebe befriedigt,
Weil ſie nun nichts mehr hat? weil ſie das Ihre gethan?
Auch umſonſt ſinn' ich oft: warum Liebe noch auch uns Genuß giebt?
— Weil es nicht Liebe war, ach, bring' ich am Ende heraus.

10. Wolfgang Goethe ſpricht:

Fauſt, ohne Teufel hab' ich ſoviel, wie mit ihm Du, genoſſen!
— Wenig nur! ach, der Menſch bleibt ja der Menſch, der er iſt,
Führe ihn in das Serai, gieb ihm alle Schätze der Erde,
Führe zum Himmel ihn auf, führe zur Höllen ihn ab.

11. Don Juan ſpricht:

Hätte ich Alles ſo ernſt, ſo mit Liebe ſtudirt wie das Erd-Weib,
Welch' ein Wunderkopf müßte der meinige ſein!
... Wie das Weib: die Quelle der Liebe! die Liebe: die Quelle
Alles Schöne zu ſchau'n: Quelle der heiteren Kunſt:

Digitized by Google

Kunſt zu dichten! — An Liebe gebrach mir es nicht! doch, o leider
War ja des Stoffes zu viel! war er zu zart! und zu dicht!
Wer ſtets Glück hat, der lernet das Leben, die Spiele, die Liebe
Nicht! Er braucht es auch nicht! Liebe nur lernſt Du im Haß ...
Nur in dem Manne lernſt Du das Weib, der ganz ihr das Herz nahm;
Was ein Mann ehrt, zeigt ſeine Geliebte Dir erſt.
Lernte ich Anderes nicht mit mehr Glück, dann wiederholen
Müßt' ich es noch wie: das Weib, ſtille die Tage, die Nacht.

12. Der Verhaltende.

Ueberbiete Du nie Dich ſelbſt, noch mache wohl ſtutzen;
Still empfange und leicht; ſchätze im Innern Dein Glück!
Eben ſo leicht vom Baum der Orang' entfallen Orangen,
Als vom Quittenbaum ſauere Quitten im Herbſt.

13. Eigene Noth.

Die Freundin.

Aber Du biſt ja von Marmor! Du lachſt ... Du lächelſt ... Du blickſt nicht,
Steh' ich und flechte mein Haar! ſchmück' ich mit Roſen die Bruſt!
Hebſt Du die Roſe mir auf? die mir aus den Fingern gefallen —
Weil ſie ſich öffneten — weil ſinnend nach Dir ich geblickt!

Der Dichter.

Roſen hebt man nicht auf; man läßt die Beſtaubeten liegen,
Denn was die Erde berührt, hat auch die Erde geraubt.
Höre denn Alles von mir in Einem Worte, dem höchſten:
Schöner als Du, als Du, gab es auf Erden kein Weib!
Lieber jedoch? — ach, geliebeter mir? — was kannſt Du davor, Herz,
Daß ich früher als Du ... daß ich Dir ferne gelebt!
Erde iſt meine Bruſt! denn Die, die ich liebte, iſt Erde.
Wie aus dem Haupte des Zeus, drinnen man Erde verbarg,
Blühet aus meinem Haupt ein ſtilles duftendes Veilchen —
Willſt Du, begieße es Du, weinend vom himmlichen Aug'!

Die Verſöhnte.

Alſo das war es? — Nun bin ich begnügt! Nein! nun erſt ſo traurig!
Unglückſeliger Mann, der die Geliebte verlor!
Ach, wie nun ehr' ich Dich, nun! Doch höre auch ehrend denn mein Wort:
Deine Geliebte iſt todt — doch die Dich liebet — ſie lebt!
Fühle, wie ſtark mir das Herz klopft — mir? Ach, es klopft; nur für mich nicht!
Doch, nur auf Deine Stirn, gönne mir, duldend, den Kuß.
Ach, wie ein treues Haupt nach Veilchen duftet! und weh mir ...
Fühle ... wie ein zu ſpät-liebendes Auge doch weint!

14.

Kindlich nenn' ich die Römerin, kindiſch ſogar, o ſo kindiſch
Immer! vor ſeliger Gluth lebt ſie in ſeligem Glück.

Digitized by Google

15.

Bist Du vertraut mit dem Herzen, dann siehst Du in menschlichen Dingen
Allen: nur Kinderspiel hold von Erwachs'nen gespielt;
Kinderspiel in dem Garten, und Kinderspiel in der Küche,
Kinderspiel mit dem Kind! selbst mit dem Mann und dem Weib
Siehst es in Tanz und Gesang, im Weinen und noch im Begraben;
In der Erfüllung wird — bleibt ja die Hoffnung erst wahr!
Und nun, entehrt das den Menschen? Nein, Kind sein ehret ihn göttlich!
Nur Ein Herz ist das Kind! Denken und Lieben sind Eins!
All', all' Himmlisches wohnt in dem Kinde! Und Wohl dem Beglückten,
Der sein kindisches Spiel ruhig das Leben durch spielt.

16. Der alte Patito vertraut:

Für das Schöne zu sehn, mit Deiner Schönen am Arme,
Für ihr Glas Sorbett, das sie mit Anmuth genießt,
Für das göttliche Singen im Argentinatheater —
Hast Du Sie! süßere Kost! süßerer Liebe Gesang!
Kannst Du den Wagen ihr halten, o dann ist es aus! Da bedarfst Du
Goldene Ketten nicht, Ringe, Gewande, noch Hut
Voll Straußfedern, weiß, schönschwunkige! denn ihr ist Alles
Tägliche Corsofahrt. Fahre sie; reite dabei!
Jegliches Weib macht gerne die Göttin! erhabene Mienen!
Und als Himmlische gern wäre, mit Recht, es geehrt.
Kann sie das, ist sie das, ist sie beglückt! O dann ist sie zufrieden!
— Und was fehlt' ihr da noch? — sage selbst! — Schön wie sie ist!
Und sie entfaltet Fülle Dir, Reichthum unendlicher Liebe!
Zärtlich und sanft und gut hängt sie Dir immer am Aug';
Mäßiger ist sie, begnügter und froher als andere Weiber,
Bitten mußt Du sie oft, daß sie Geschenke — Dir nimmt;
Alles, was sie besitzt, das bringt sie Dir freudig getragen,
Und sie beschwört Dich . . . sie weint, wenn Du zu nehmen versagst!
Denn ein edeles Herz, das bewahret die Römerin heut noch,
Was Rom's Stolz war einst, klingt noch als Echo in ihr.
Fehlen die Römischen Helden ihr heut, nun so liebt sie die Fremden,
Lieben muß sie! sie muß ehren, es ist ihr Natur!
Nirgend wird so der Schöne geehrt, wie die Römerin ihn ehrt,
Was Preiswürdiges lebt, komme zur Feier hieher!
— (Was in Roma gefiel, das tadeln dann Andre nur thörig;
Was Rom tadelte, das lobt dann ein Thor nur getrost. —)
Denn leicht scheidet sie sicher das Falsche. Gemeines — das haßt sie
Als ja das Tägliche; Rom haßt sie, sie haßt sich oft selbst!
Jegliches reine Gefühl des Schönen erfüllt ihr die Seele,
„Schönsein!" ist ihr nur Glück; Alles, was sonst noch ist — Tand!
Einzig an diesem Bande gewinnst Du die Reiche, die Arme.
Liebe besiegt nur Stolz. Nenne die Schöne sie stets!

Digitized by Google

Iſt ſie es nicht, dann ſchwatze Du ihr nichts vor, Du bethörſt nicht,
Was ſchön iſt, was nicht, weiß hier ſchon jegliches Kind.
Iſt ſie nur reizend, hilf Dir dann aus, und: „al Genio mio"
Nenne ſie dann; dieß Wort hat ihr oft höheren Reiz.
Aber ... daß Du der Liebende ſei'ſt, das vergiß — bei Madonna! —
Nie! denn um Liebe nur ſchätzt erſt die Geliebte Dich hoch!

17. Das uralte Teſtament.

Fürchte Du nicht, o Liebe, daß je Dich die Menſchen verſtoßen!
Daß nur ein Athemzug ohne Dich jemal geſcheh'!
Sollen die Menſchenkinder beſteh'n, und werden ſie Augen
Haben, und ſehen, und glüh'n, Jedes mit anderer Gluth —
Werden ſie locken, gelockt, und werden ſie reizen, gereizt ſein,
Iſt nicht ein jegliches Herz, Eins wie das Andre geſinnt;
Sind nicht alle die Männer wie Einer: ſo ſchön wie Apollon,
Alle die Weiber wie Eins — wie Aphrodite ſo ſchön —
Siehe, dann bleibt Dein Verkehr! Dein Wollen, Dein Suchen, Dein Walten,
Siehe, dann bleibet die Welt, wie Du ſie heute bewegſt!
Ewig gilteſt Du fort, ſo wie heut und wie geſtern, wie ewig,
Und kein heiliß Geſetz bannet die Heilige, Dich!

18. Amors Kloſter.

Gern ſtudir' ich den Mann, der von ſchönem Weibe geliebt wird:
Was ihn ſo würdig macht, feſtlich am Opfer Saturns
Goldne Gefäße, mit Nektar gefüllt, ſo beſeligt zu tragen;
Göttlicher Räthſel voll, himmliſche Lieder im Mund!
Jetzt, jetzt hab' ich's bequemer: mein eigenes Herz iſt mein Buch nun,
Denn ein wie ſchönes Weib ſagte: „Wie lieb' ich Dich!" jetzt.
Doch vergebens ſuch' ich an mir Verdienſte zu finden,
Die gleich feſſelten! Leim, lieblichen, Amor, für Dich;
Bunte Speiſe, die Eine mit Augen, liebt zu genießen;
Eine Blinde nur einſt nannte den Engel mich gleich.
Alſo theilſt Du, o Liebe, die Gabenfülle bedachtlos,
Wie Rom Almoſen aus, welche die Pfründe befiehlt:
Welche der Arme bedürfte, die läßt der Reiche ſich holen,
Drei, vier Schüſſeln voll — für die Bedienten im Haus.

19. A. Der Zauberbrief.

„Zeig', Aphrodites Schönheitsbrief vor, da mußt Du geliebt ſein!"
— Zeigſt Du ihn pochend und frech, ſieh', da verſchwindet die Schrift!"
Wiſſe: die Grazien ſchreiben den Brief Aphroditens mit Aether —
Und nur ein göttliches Aug' lieſet und kennet die Schrift.

19. B. Das Heiligenbild.

Trage die Schönheit ſtill, wie der Fromme das Heiligenbild trägt;
Kaum das Band ſeh' heraus, d'ran es am Herzen ihm hängt.

Digitized by Google

19. C. Schönheit und Gefühl.

Wisse, das Herz bringt selten Dir Rechnung im Leben! Es ist nur
Halb Uns Glück, und halb fernet es Anderen uns!

20.

Rom ist arm; Antiken allein und schöne Gemählde
Nicht nur kaufst Du Dir hier, gerne gegeben, o Freund;
Nein, auch folgte Dir gern das schöne lebendige Mädchen,
Gleich der Venus, umsonst — nur aus Italien nicht.
Rom ist unausschöpfbar; die Kunst zu gestalten in Marmor
Hin ist sie! Doch die Natur schafft ihre Werke noch hier!

21. A.

Wie Du die Schöne gewinnst, das gilt oft wenige Sorge —
Wie Du sie los wirst, meist viele, es kostet wohl — Dich!
Leicht, wie die Lerchen sich finden, vermählen die Glühenden hier sich;
Amors Kuppler, es ist hier Hymenaon, o Freund.
Jegliche sorgt erst Frau zu sein. — Dann sorgt sie zu lieben,
Und der hochehrliche Storch trage die Kinder ihr ein.

21. B. Der Freund im Hain.

„Amor'n bat ich, ein Briefchen zu tragen so heimlich als listig
An ein reizendes Kind, das mir die Augen besiegt.
Aber Der! giebt ihn dem Hymen, aus Redlichkeit oder aus Arglist!
Dieser nun zieht in das Haus, breit und gefällig hinein —
Wirbt bei den Eltern für mich, und schmückt schon reizend das Brautbett,
Schaffet dann Kränze und Wein, Speisen und Tänzer herbei.
Endlich, wie ich nun komme, so wie man geschmückt zur Geliebten
Geht, mit dem Mantel, bequem, leicht und auf jeglichen Fall,
Find' ich — anstatt Sie allein im Dunkeln — die ganze Gesellschaft!
Ja, auch Zeugen wohl gar standen schon männig bereit! —
Ei, du tückischer Freund, soll ich hier nun im Haine mich ärgern?
Lachen? und Dir verzeih'n — Dir, der so oft mich beglückt!" —

22.

Alles ist eitel! — Salomo kannte die Römische Schöne
Nicht, und sagte es doch? — Stille! — er ist ja Prophet!

23.

Schießet der Jäger gerecht in ein Heer frohschwatzender Elstern,
Nimmt er sich Eine auf's Korn, weise die mittelste gern.
Bitte Du Amor'n, scharf auch nach Einer der Schönen zu zielen,
Sonst wär's möglich, in Rom! ohne Geliebte zu sein.

24. A. Des Provençalen Meisterwort.

„Sehen. — Sprechen. — Darauf ein edles Glied zu berühren.
„Küsse. — Das ist der Steig, stets, wie zur Liebe, zur Eh'.
Ueberspringe kein Sprößchen! Doch, trifft Du gelehrige Schüler,
„Mache die Stunden kurz, kurz wie den glücklichen Tag."

Digitized by Google

24. B.

Tauſend erſcheinen im Schwarm ſchön; — Hundert doch bleiben am Ende
Kaum nur Erträgliche noch, wenn Du ſie nahe gekannt.
Drei davon möchteſt Du wohl; und Zwei doch begehren geheim Dich;
Eine nur liebſt Du; doch liebt Eine Dich — lerne die Qual!

25. A. Die Ehebrecherin.

Alle vergebet auch Ihr ſo „der Ehebrecherin", aus . . . aus
Mutterliebe! Die fiel, brach ja die Ehe zuvor.

25. B. Römer-Wort.

Hörner ſind wie Zähne; nur Anfangs ſchmerzet ihr Ausbruch,
Aber dann ißt man — man — Mann und die Kinder damit.

25. C.

Ja! treu iſt „dem Manne" die Frau! ſie giebet ihr Leben,
Glück, ihre Liebe ſogar, gerne dem Manne dahin.

26. A.

Doch dieß iſt ja Satyre! Die zartempfindende Seele
Macht ſie am erſten; darum halte mir Eine zu gut.

26. B. Waiblinger.

„Leider trifft die Satyre mich auch; doch trifft ſie mich halb nur,
Halb das Schickſal — nur, ach, trage ich alle das Leid!
Hatte ich lange der Liebe entſagt, voll Schmerz der Verlornen,
Einſam widerſtand ich, wie der Einſame leicht.
Aber, erblickt' ich dann, hold hinwandelnd, Ihr ähnliche Jungfrau'n,
Brannt' ich, ſchüttelte raſch thöriges Streben von mir:
Allem widerſteh' ich, als Mann! doch, o himmliſche Schönheit,
Dir, um ſo minder, als Mann — Mann ich ja heiße und bin.
Nichtig ſein, iſt mir unmöglich! So nehmt mich in euere Macht hin,
Schönen all', und ſo beglückt . . . haſſet mich, thut was ihr liebt! —
Leicht da verlockte mich Amor in neue, in loſe Geſchichten,
Wieder von Glücke zu Reu', wieder von Reue zu Glück.
Wo nun her iſt die Reu', als daß du die Eine verlaſſen,
Daß Sie Dich ewig nicht, ewig am Herzen behielt!
Daß du, o Nacht, vergingſt; du, o Morgenröthe vom Lager
Mich verdrängteſt, fern, weit in die Lande hinaus;
Daß nach ſolchem Glücke noch Anderes immer erhofft mir,
Eine noch ſchöner und ſchön wie die Verlorene ſchien!
Daß zu der Erſten ich, ach, nicht kehrete, kehren nicht konnte,
Wie mein Herz mir ſtets laut ſo wie ſtille begehrt.
Und ſo haſt Du die Ehe! — denn auf ewiges Halten
Ewigſchönen Glücks, folgte das ewige Leid?

27.

Gieb dem Weibe das Haus und Bett, und verſprich ihr's auf immer,
Nähre die Kinder, o dann giebt ſie Dir Jegliches hin.

Digitized by Google

Ist sie Bessre nun so? — Auch die Bessre ... die Glückliche ist sie ...
Ist nun die Weltliche nur, ist nun die Weltliche doch!
Was unerläßlich dem Geist und der Liebe der Lebenden zukommt,
„Ehre" nennt es mit Recht, „Ehre" die Welt und das Weib!
Treue Gebräuche verehret der Mensch, und er muß sie verehren,
Was sich erhaltend zeigt, weihte die ew'ge Natur.

28. Requiem der Natur.

Dreißig Millionen erstanden hier Frauen, seit Rom steht.
Zahllose Schöne! Doch ach, nennet die Muse Dir Zwölf?
Selige Nächte! Geküß der Umarmeten, holde Genüsse,
Frühe die Blicke! — dahin hauchte sie himmlische Lust!

29.

Sei nicht, Muse, zu stolz auf Namenspende! Du nennst nur
Schöne ja: Schöne! Du nennst Selige: Selige nur!

30.

Erde! nun nennt mein Mund dich „in Ehren": wollüstige Göttin;
Hätte die Morgenflur Blumen, dir Heißen, genug?
Welcher Gott ertrüge die Kränze für all' dein Umarmen,
Schöne! Vom Himmel umarmt, lehrst Du die Liebe sie all'.
Hoch mit Flügeln, und tief mit Flossen, nach selber im Erdschooß
Augenlos, verfolgt Liebe die Beute mit Lust!
Hier mit silbernen Armen! Es harrt die Blume geduldig,
Bis ihr Frühlingshauch Küsse des Bräutigams bringt.
Alles fäht, und lässet sich fahn, mit wonnigen Aengsten,
Ach, und der Liebe erliegt schweigend die selige Welt.
Dein Altar ist, Liebe, die Erde, mit Hainen und Hügeln;
Sommervögel weh'n süße Gedüfte davon!
Schlange umwindet Schlange; sie stürzen sich beid' in Betäubung
Stumm in den Fluß, und er wälzt, wälzt die Vereinten dahin!
So ertönt im Lenze die blumige Wiese, von Bienen
Schütternd! als ob sie selbst murmle ... als blühende See!
Doch sie sammeln sich köstlichen Honig, versenkt in die Kelche;
Jegliches Blumen-Herz duftet gelöst in das Blau,
Jegliche Biene ist ihm, unwissend, der Bote der Liebe —
Also wie Kinder geh'n, fröhlich von Hause zu Haus.
Ja! Ein Mann-Weib bist du, Natur, voll heiliger Inbrunst,
Gleichwie das Schlangen-Eins schwimmst du im Aether hinab!
Manngeist! Heiliger Schooß! und Vater bist du und Mutter!
Gleichwie im Menschen; du schufst ihn, wie er ist — wie Du bist!

Also verhüllet in Dich, vollkommener heiliger Lotus,
Zeugst Du Dich ewig fort, still, wie Corallen im Meer;
Blühend schwimmst Du so fort; und Kinder, späte wie frühe,
Schlafen im Azurkelch süß, die Gesegneten, hin!

Ausstellungen über H. Heine.

Von

Alexander Jung.

„Ohne Unschuld, immer neu wiederkehrende Unschuld, die im reinen Willen besteht, verwirrt sich jedes Talent, und gebährt Geschöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen.“ Rahel.

Es ist ein Unglück, daß es so wenig ächte Kritik unter den Menschen giebt, ein größeres Unglück, daß so wenige da sind, welche sie zu würdigen verstehen. Zwar haben wir durch Lessing einen tüchtigen Stoß erhalten. Manches Vorurtheil ist glücklich niedergekämpft, so manche Autorität um ihren Heiligenschein gekommen. Wir haben weniger fürchten gelernt die Gefahr der Gedankenäußerung, mehr glauben an den Sieg der Wahrheit in aller Geschichte. Ja sogar unser Schönheitssinn ist nicht zurückgeblieben, und wir schämen uns bereits einherzugehen in jener steifröckenen Magistertracht, die sich, mit Gelehrsamkeit spreizend, durch so manche kritische Bibliothek hindurchzieht. — Was uns aber noch immer fremd zu sein scheint, ist jener frische, freie Humor, welcher überall ohne Rücksicht verfährt, ohne Verstimmung aufnimmt, welcher, wie überhaupt seinem Wesen nach das Endliche mit dem Unendlichen versöhnt, so auch in der Kritik das Vollendete mit dem Mangelhaften ausgleicht, überall das Negative des Positiven wegen hinstellt, das Häßliche verfolgt des Schönen halber, und nur einen Haß in sich aufkommen läßt, welcher die Liebe selbst ist. — Diesen Humor vermissen wir noch bei den meisten Kritikern, wir vermissen ihn bei dem größern Publikum. Beides aber wirkt gegensitig. Dort lähmt es das Urtheil, hier verkümmert es die Aufnahme. — Zwar verkennen wir nicht das Bedeutende, was wirklich auch in dieser Beziehung von Deutschen schon geleistet ist. Indessen wir sprechen im Allgemeinen. Wir beklagen das Fehlen eines ächt kritischen Sinnes in der Gesammtheit, die Unwissenheit, welche noch immer zu herrschen scheint über die eigentliche Kunstseite der Kritik, über die Bedeutung, welche dem Humor in ihr gebührt. — Die ächte Kritik, wie die freie Aufnahme des kritischen Urtheils gehen beide über das bloß Subjektive hinaus, sie sind beide eben darin nur ächt, daß sie es lediglich mit dem Gegenstande zu thun haben, selbst da, wo kritischer Seits die Nothwendigkeit eintritt, in das Besondere, Eigenthümliche der schriftstellerischen Persönlichkeit züchtigend einzudringen. — Nur der Humor kann uns losketten in dem Urtheil von allem Nepotismus, von aller unbewußten Partheinahme und Bevorrechtung des uns Näherstehenden, denn er kettet uns überhaupt los von der Scholle, und eröffnet den

Digitized by Google

Blick in die Welt, daß die Leidenschaften schweigen, daß wir Muth und Unbefangenheit genug haben, zu unserm Gegner zu sprechen im Sinne Spinoza's: wenn ich dich tadle und lobe, was geht's dich an, um auch ihm eine Gesinnung zuzumuthen, welche endlich frei wird von aller Selbstzufriedenheit und Eigennützigkeit, von aller Lobhudelei und Splitterrichterei. —

Dieß bahnt uns den Weg zu Heine. Wir gedenken keine Kritik zu liefern, sondern, wie angedeutet, nur Ausstellungen. Wir nehmen keinen Anstand, Heine noch immer für einen der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands zu erklären, seiner ganzen Anlage und Stellung nach, ja auch in Betreff eines großen Theiles seiner Leistungen. Zwar hat Heine in der letzten Zeit vielfache Blößen gegeben, er ist in den Frohndienst einer ephemeren Literatur getreten, und noch dazu in den des Auslands. Er fängt an, von den großen Gaben, die ihm verliehen sind, einen unwürdigen, gewissenlosen Gebrauch zu machen. Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüsseln, ausgerieben mit Asa Fötida zu pikantem Reiz für schlaffe, übersättigte Magen, langweiligen Bericht über Herzen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkührlich zusammengerafftes Gespinnst, ein wahrer Alterweiberſommer, der sich über ganze Seiten fortschleicht. — Doch laßt uns den ganzen Heine erwägen, um ihn nicht so schnell aufzugeben, laßt uns schonungslos bei Namen nennen, was er gesündigt, aber auch nicht leichtsinnig vergessen, worin er wirklich stets Anerkennung verdient. —

Heine ist ein Schriftsteller, der in uns die ganze Skala der Affekten, der Gefühle auf eine bewunderungswürdige Weise zu erregen weiß, die sich denn, da er meistens subjektiv verfährt, auch in der Regel auf ihn, auf dieses seltsame Ich, wieder hin beziehen, so daß wir ihn bald bemitleiden, bald verachten, bald lieben, bald hassen, bald bewundern, bald verabscheuen. Heine möchte sich vielleicht am liebsten all' dergleichen, zumal von deutschen Lesern, verbitten, denn er spielt nur zu gern den Gleichgiltigen, den weder warm noch kalt Gewordenen: indeß können wir ihm nicht helfen. Ein Mensch, der so ausgezeichnet schreibt, so die leisesten, schauerlichsten Anklänge des Gemüths, wie wir es bisher fast nur dem Musiker zugetraut, hervorruft, dann wieder sich gehen läßt, so unglaublich hinfudelt, und bei einer so reichen Begabung mit Humor es nicht unter seiner Würde hält, den gemeinsten Witz von der Straße aufzunehmen; der muß es sich gefallen lassen, wenn wir ihn in der Beurtheilung mitunter sehr unsanft handhaben, und nicht etwa wähnen, wir seien beschränkt genug, zu meinen, er werde sich aus solchem Urtheil etwas machen. — Und daß wir, worauf es uns bei Heine und Vielen seiner Anhänger besonders ankommt, nur gleich bekennen, Heine wird Deutschlands Zucht und Strafe nimmer entgehen, wie übermüthig und spröde er sich auch benehmen mag, und was in ihm wirklich des Tiefen und Trefflichen lebt und wirkt, das wird, ungeachtet seines Einschmeichelns bei den Franzosen, dem Vaterlande verbleiben müssen, denn über das Eigenste, was der Mensch besitzt, über seinen Charakter und Genius, hat er nie

Digitized by Google

als über ein Privateigenthum zu gebieten, sondern es gehört selbst wider Willen dem Vaterlande. — Indessen ist es belehrend und willkommen, zu sehen, wie blutwenig am Ende Solche zu geben haben, welche sich immer mäkelnd dem Vaterländischen gegenüberstellen, und wie sie, als Geistreiche, doch zuletzt bei Plattheiten anlangen, die man sonst wahrlich nur Geistlosen zugetraut hätte. — Heine, der uns Ueberrheinischen so gern einreden möchte, er sei bei den Franzosen ein ganz neuer Mensch geworden, welcher längst den alten Michel ausgezogen und, obwohl von Geburt ein Deutscher, doch Welt genug habe, um selbst in Paris einigen Eclat zu machen, — Heine ist zuweilen mitten in der Weltstadt der ausgemachteste Kleinstädter, der fadeste Klatschbruder. — Lasset euch nicht verführen, ihr schönen Seelen, ihr starken Geister, von eurer eigenen Vortrefflichkeit geblendet und verlockt zu werden, um euch in euch selbst zu bespiegeln, und Andern solch Spiegelbild darzustellen und zur Nachahmung zu preisen; denn sofort werdet ihr häßlich werden und voll der Runzeln, und schwach und voll der Albernheiten. — Heine will noch jung sein, und beweist — wie man vor der Zeit alt wird. Er war, als er uns seine Reisebilder gab, zwar auch schon bisweilen gemein, und konnte den Burschen nicht vergessen, dem der Mittelstein in der Literatur gebühre, aber er war doch ein Jüngling, ein kühner, ein poetischer Jüngling, und wir verziehen ihm gern den groben Comment, in den er nicht selten ausbrach, denn der trefflichste Witz, die köstlichsten Scenen niederländischer Malerei hielten uns wirklich schadlos. — Wenn er dann gar durch den Quell der Musen uns also gereinigt erschien, wie in manchen Gedichten seines Buches der Lieder; wenn er mitten im wildesten Schmerz plötzlich den Riesenhumor erhob, dessen tolle Gedanken den Himmel stürmten, wie die Wellen der Nordsee; wenn er dann wieder still wurde und sanft und fromm, wie ein leidendes Kind, und es nur noch in den Saiten seiner Harfe flüsterte, als gelte es nach solchem Toben den großen, gewaltigen Pan selbst in den Schlaf zu bringen; — dann erstaunten wir billig ob solcher Kraft und meinten, es müsse sich Alles zum Besten wenden, und wir wären von einem solchen Menschen außerordentliche Dinge zu erwarten berechtigt. Aber o Himmel — auch den Dichter preise Niemand als Dichter vor seinem Ende! — Heine hatte immer viel Anlage zum Liberalen. In der That eine schöne Anlage! Aber er wurde sich dessen allmählich zu sehr bewußt. Heine wollte als Liberaler die Rechte des Menschen predigen, aber er konnte nicht vergessen, daß er als Düsseldorfer geboren. Heine wollte sich berühmt machen, ungeachtet des närrischen Versicherns, aller Ruhm sei ihm bereits zuwider, und da der Prophet in seinem Lande nichts gilt, so ging er nach Frankreich. — Seitdem ist völlige Ungebundenheit die Form seines Schreibens, wie, so scheint es, der Inhalt seines Lebens geworden. —

Es deutet auf eine wunderliche Verwirrung hin, und beweist, wie wenig man noch im Stande gewesen, den wahrhaften Begriff des Christenthums, das Wesentliche seiner Idee zu fassen, wenn heut zu Tage wieder

Digitized by Google

hier und da von der Nothwendigkeit eines Hinausgehens über das Christliche, von dem Bedürfniß, eine neue Religionsgestalt zu erzeugen, die Rede ist. Es giebt kein faderes Geschwätz als dieses. Auch sind es oft die feigsten Hasenherzen, die weichsten Lammesnaturen, welche so bravourartige Reden dem Volke zum Besten geben. Nur bleibt es schwer zu erklären, wie selbst da, wo Geist ist, dieses muthmaßliche Gutachten, dieses reformatorische Schwärmen sich in die Brust werfen kann. —

Wir sind nicht im entferntesten Sinne gemeint, über das Judenthum abzusprechen, wie es wohl zur Schande unserer Zeit hier und da geschehen. Man sollte bedenken, daß in jedem Christen der Jude steckt, und daß der Jude höchst ehrenwerth ist. In dem Bewußtsein, nur das rein Menschliche zu wollen, muß es uns daher gleich sein, wenn man das Hervorheben des Jüdischen in unserer Weise als Zelotismus verschreit. — Auch das Volksthümliche, nur eine höhere Potenz des Individuellen, hat nothwendig seine Schranke, innerhalb deren es ehrenwerth, unantastbar, von Gott gesetzt erscheint, über welche hinaus es jedoch, indem es andere Volksindividualitäten beeinträchtigt, dem bittersten Tadel anheim fällt und auf seinen Posten zurückgewiesen werden muß. Wie in der Geschichte der Völker das Christenthum — das Judenthum und Heidenthum überwunden und wahrhaft in sich aufgehoben hat, so kann auch in der Geschichte des Individuums nur das Christliche — das Jüdische und Heidnische zum Ende bringen. Daher müssen wir es ganz regelrecht finden, wenn sich in Einzelnen, welche dem Christenthum den Krieg erklären, eben deshalb eines jener beiden Momente geltend macht, und zwar oft und meistens ganz ohne Absicht, ohne Bewußtsein von Seite der Eifernden. — So sind wir überzeugt, auch Heine protestirt in diesem Punkt, und weiß noch gar nicht, wie sehr der Jude in ihm lebt. —

Heine kann gerade darin den Juden noch nicht verleugnen, daß ihm das Christenthum zum Aergerniß gereicht. Er hegt, wie seine Vorfahren, die sinnlichsten, kindischsten Vorstellungen von dem Reiche Gottes auf Erden. Auch ihm soll es recht vernehmlich in die Sinne dringen, mit seinem Glanze, mit seiner Herrlichkeit, vor Allem aber zugleich die Sinne kitzeln, keinen Zugang unerfüllt lassen, auf welchem dem Menschen nur irgend Genuß zukommt. Und wenn Herr Heine scheinbar selbstverzichtend sagt: „ich selber bin Volk," — so kennen wir den Schalk schon, der bei diesem Bonmot dahinter sitzt, und es klingt uns etwa so, wie wenn jener König spricht: der Staat bin ich selbst. — Und wenn Herr Heine in Versuchung geräth, seine eigene Erhabenheit zu bewundern, ob solcher Erniedrigung zum Volke, so wollen wir ihm gern aus Verlegenheit helfen, indem wir ihn an den Ausspruch jenes Tyrannen erinnern, welcher der Menschheit einen Hals wünschte, um sie mit einem Schlage vernichten zu können. Herr Heine ist zwar nicht grausam, aber doch wollüstig, und Grausamkeit und Wollust sind bekanntlich Schwestern. — Wir haben demnach unsern Volksrepräsentanten beileibe nicht mißzuverstehn, sondern so, daß er sagen will: ich wünsche das vielköpfige Ungeheuer: Volk zu einem

Digitized by Google

einköpfigen, welches ich selbst bin, gemacht, damit aller Genuß auf allen fünf Wegen der Sinne mir, dem Einen Genießenden, zuströme, denn all' das schöne Appetit erregende Fleisch ist doch eigentlich Fleisch von meinem Fleische, und, wie es ehedem hieß, der Mensch ist von Erde und soll auch wieder zur Erde werden, so wird es hinfort in dem neuen Evangelium des Fleisches heißen, der Mensch ist von Fleisch und soll auch wieder zum Fleische werden. Herr Heine wird uns aber nicht anklagen, ihn grob genug für einen ben Cannibalen zu halten, denn es giebt tausend sublimere Arten, das Fleisch zu genießen. — Sollte aber Herr Heine jene ganze Auslegung seines Textes sich nicht gefallen lassen, indem er uns bemerklich machte, wie er dabei am Ende doch übel fahren könnte, wenn das Volk um alle Existenz außer seiner Person käme, so merken wir schon, wo das wieder hinaus will, und finden uns bereit zu einer etwas abweichenden Auslegung, damit für unsern Genießenden immer einiges Volk als frischer Zuwachs übrig bleibe. —

Heine erinnert uns rührend an die Speisung des Volkes durch Christum (Salon II. S. 7). Heine theilt auch mit dem Volke das Brod. — Freilich weiß oft der unersättlichste Schlemmer, daß Mitgenuß den Genuß erhöht. Das ist der Reiz, den gute Cumpane, lustige Mitgesellen haben, und dann — sind nicht im Volke die Redakteure und Buchhändler, welche gut bezahlen, die Restaurateure und Conditoren, welche den Gaumen kitzeln, die Lust- und Freuden-Mädchen, kurz alle die Lieferanten, welche für Zufuhr sorgen? — Und da er das Volk sahe, jammerte ihn des schönen Appetit erregenden Fleisches. S. Matth. 9, 36. — — Und so sehen wir denn, wie sich in Heine der eingefleischteste Egoismus mit größter Unbefangenheit kund thut, wir sehen in ihm den eingefleischtesten Juden, dem das Wort Christi: es lebet der Mensch nicht vom Brode allein, viel zu wenig verschlagsam erscheint, und der sich daher von Herzen nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnt. Es ist ohne Zweifel eben so belehrend als ergötzlich, wahrzunehmen, wie hier wieder einmal aus dem Erhabenen das Niedrige, aus dem Tragischen das Komische, aus dem Göttlichen das Teuflische als Parodie hervorgeht, und wie Herr Heine, das Christenthum auf die Seite des Geistes, sich auf die des Fleisches stellend, den Reiz des Contrastes hervorhebt. —

Und noch ein Schärflein zur Orientirung über unsern Liebling. — Wie kommt wohl gerade Heine dazu, in einem Buche über deutsche Literatur Herrn von Schlegel auf eine so gemeine Weise anzufeinden? Sollte man nicht vermuthen, man habe den würdigsten Sittenrichter vor sich, dem es zugleich gegeben, mit schärfster Geißel der Satyre frühere Unbill zu rächen? — Allerdings werden hier scharfe Laugen ausgetheilt, ätzende Tinkturen verordnet und aufgelegt, es brennt durch Haut und Fleisch bis auf den Knochen, es ist die Veröffentlichung einer schmachvollen Operation. Allerdings wird die alte, ehrwürdige Mythologie selbst in Bewegung gesetzt, und man erstaunt über die Fülle von Witz, die nach dem Beschluß des Fatums so lange ungenutzt im Schoß der Ge-

Digitized by Google

ſchichte gelegen. Man muß lachen über das tolle Analogon, über dieß ähnliche Hergehen unter Göttern und Menſchen, über dieſen raſenden Witz weniger Heine's, als des Schickſals, der hier an den Mann gebracht wird. — Aber — wer nöthigt uns, ganz wider Willen zu ſolch' einem Lachen? Wer ſchlägt ſelbſt ein ſo unmäßiges, ſchamlos-gellendes Gelächter auf? — — O — ihr Götter — es iſt derſelbe Mann, der ſich alles Faſten verbittet, derſelbe Mann, der das Chriſtenthum anklagt, indem es ſeiner Idee nach alles Fleiſch zu kaſteien, nicht zu genießen empfiehlt. — Herr Heine hatte ſonſt Witz. Wer Witz hat, iſt klug. Herr Heine hatte ſonſt Fonds. Wer Fonds hat, iſt reich. Aber — Herr Heine hat die Rolle des Teufels übernommen! — Alter Junge, könnte einmal Jemand aus Heine's Umgebung ſprechen, nur vorſichtig zu Werke gegangen, und vor Allem es nicht mit uns verdorben! Ihr wißt, wir kennen alle die ſauberen Geſchichten, wir haben ſie ja zum Theil mit euch durchlebt, bei denen ihr freilich die Hauptrolle ſpieltet! — Und — geſteht es nur ein — trotz eures mythologiſchen Spottes über Herrn von Schlegel waret ihr doch ſelbſt nicht ſelten der wildeſte, unverſchämteſte Faun, der je unter die Menge gefahren, und ſeid, wir könnten es euch ebenfalls ſchriftſtelleriſch atteſtiren, nicht ſtets mit heiler Haut davongekommen. — Darum handeltet ihr nicht eben klug — dergleichen vor das Publikum zu bringen, und gebet uns Anlaß, nicht bloß den armen Sünder, ſondern auch den armen Schriftſteller in euch zu bedauern. — Und wenn wir — eure Freunde — nun wirklich über euch herfielen, wir, die wir euren Lebenslauf bis auf die kleinſte Liederlichkeit im Gedächtniß bewahren, wahrhaftig, es gäbe einen Skandal, wie er ſeit Vater Homer in jener denkwürdigen Epiſode von Ares und Afrodite nicht erhört worden. — Uns wäre es beim Himmel ein Leichtes, zu zeigen, wie hämiſch und heimtückiſch ihr ſchon auf Univerſitäten geweſen, wie ſo Manches von dem, was die wenig unterrichtete Welt als liberal und als großartig bei euch anſtaunt, aus nur zu menſchlichen Beweggründen hervorgegangen, und wie ſelbſt die Art, wie ihr neuerdings über das Chriſtenthum hergefallen, nur das matte Aufzucken einer Entkräftung iſt, welche man am beſten als politiſchen Katzenjammer bezeichnen könnte, als einen Schwindel, nicht bloß des Kopfes, ſondern des Gehirnes ſelbſt. Denn wahrlich, Freund — die Hand auf's Herz — es geht denn doch etwas zu kunterbunt her bei uns, wenige Geſcheidte nur bleiben noch recht bei ſich, und ſo fahret auch ihr wohl bloß aus politiſchem Ueberdruß an der Gegenwart die Religion gar ſchal und abgelebt, und drücktet ſcheinbar-gutmüthig nur eure eigene Kraftloſigkeit aus, wenn ihr meintet, das Chriſtenthum ſei zu gut für dieſe Erde. — — So weit unſer Zeuge, denn was ſollen wir länger künftige Stimmen vernehmen, Heine's letzte Schriften zeugen ja ſelbſt. — Vor Allem aber wollen wir uns einmal an Salon II. halten, um die kläglichе Rolle etwas näher in's Auge zu faſſen, welche Herr Heine anzunehmen für gut befunden. Auf die nicht wenig verſprechende Ueberſchrift: zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland, folgt eine Art der

Digitized by Google

Berichterstattung, die am würdigsten mit der Methode zu vergleichen steht welche ein französischer Tanz- oder Sprach-Meister beobachten würde, um etwa einem Deutschen im Tanzen oder Französischen Stunde zu geben. Ganz so giebt Herr Heine den Franzosen Stunde in Religion und Philosophie, ganz so marktschreierisch, so radebrechend, ganz so den leichtfertigen, liebenswürdigen Mann von esprit darstellen wollend. — Wenn der Styl ein Gewand zu nennen ist, wie berechnet-gewählt für französischen Kleidergeschmack tritt unser Maitre auf. Wenn der Unterricht der Würze bedarf durch Conversation, wie manche Stunde wird über das Knie gebrochen durch Anekdote und Märchen, durch Witzwort und gottlose Frivolität. — Fürwahr, Meister Arouet selbst dürfte sich wie ein blöd-verschämtes, wangenerröthendes Kind erscheinen, und sich Ohrfeigen bieten für die jungfernhafte Prüderie und Pietät, die er dem Publikum Zeit seines Lebens bewiesen, in Vergleich mit unserm Heine. — — Sie Liebenswürdiger, Allzeitunterhaltender, Sie kommen mir ordentlich rührend vor, wie Sie sich abquälen artig zu sein, um ja keinen Verstoß zu begehen der hohen Herrschaft gegenüber, deren Geld Sie eben verdienen. Sie Aufopfernder, um zu gewinnen, Sie die gefährlichsten Touren Versuchender, bloß um der Tochter des Hauses zu gefallen, man könnte selbst Gliederverrenkung und Uebelkeit bekommen, wenn man Sie so mit sich handthieren sieht, lediglich um nicht entlassen zu werden. — Fällt uns nicht unwillkührlich Rameaus Neffe bei Diderot ein? — — Erst, wie er selbst erscheint, wie er die unschuldigen Finger in Bewegung setzt, daß man meint, es sollten alle Gelenke auseinandergehen, daß man durch dieses außerordentliche Wesen daran erinnert wird, wie der Mensch wirklich das Maaß ist für alle Dinge. Dann, wie er uns seine Maximen, seine Lebensweise, seine Erfahrungen mittheilt, und vor Allem, wie er jene reichen Gönner und Gastgeber uns vorüberführt, denen es gilt, die Cour zu machen und unverdrossen zu machen, um doch ja einen respektablen Tisch zu bekommen. O gewiß, in keinem Menschen kann bei aller Stärke des Egoismus mehr Kraft zur Objektivität, mehr plastische Vollendung gewesen sein, als in diesem Rameau, der, indem er nur immer an sich denkt, doch immer zugleich ganz in der Umgebung ist, der, indem er sich so ganz entäußert, gerade dadurch eben sich unaufhörlich genießt. — Aber es entgeht ihm freilich auch nicht, wie mißlich er und seines Gleichen gestellt sind, wie ganz sie von der Laune des Gönners abhangen. Wir kommen auf diesen wichtigen Punkt später noch einmal zurück. —

Herr Heine macht natürlich auch Elogen und Sottisen trotz Einem. Jene versteht sich für Franzosen, diese für Deutsche. Und doch möchte es für einen wahrhaften Mann von Welt gleich beschimpfend sein, sowohl in das Gesicht zu loben, als hinter dem Rücken zu klatschen, und doch herrscht in dieser Elogenschneiderei eine Halbheit und Schiefheit, eine unnatürliche Insinuationssucht, die gar keinen Schritt mehr zu thun hat bis zur gemeinsten Speichelleckerei. — Man vergleiche nur Salon II, S. 26, wo die Verschiedenheit eines Deutschen von einem Franzosen nicht fein, eher

Digitized by Google

aber seist genug charakterisirt wird. — Und wenn wir nun einige Blätter zurückschlagen, so finden wir S. 9—16 nach der Versicherung, daß das Christenthum eine Idee, und zwar unzerstörbar, unsterblich (!), die wißbegierige Frage gethan: was diese Idee denn sei? Es werden einige Zwischenbemerkungen eingeschoben, gleichsam traurige Lückenbüßer für die noch fehlende „Geschichte des Christenthums" (S. 10); armselige Belege für das noch nicht Erforschtsein jener Idee. Es wird auf's Neue die Frage nach der Idee gestellt. Es wird vorbereitet, es wird eingeleitet, und S. 15 nun wirklich die solide Entdeckung gemacht, daß nichts Anderes als — Mönchsleben, und zwar wo möglich von der strengsten Regel, die Idee des Christenthums ist. — Wenn dann aber zuletzt noch gar der Prophet in Person auftritt, wenn er uns nach Jahrhunderten schmählicher Krankheit und niedrigen Sklavendienstes — Gesundheit und Freude und Wohlumarmung und Sinnlichkeit und Genuß und Glück, ja sogar ein Etablissement der Seligkeit (S. 16 u. 17) verkündigen möchte; dann sehen wir hier doch in der That den neuen Heiland mit dem Evangelium des Fleisches auf einem Esel einherziehen, wenn es uns anders erlaubt ist, dieses Geschöpf an dieser Stelle als modernen Repräsentanten der Faulheit und Thierheit zugleich zu gebrauchen. — — Nur äußerste Frivolität oder äußerste Unwissenheit macht es uns erklärlich, wenn Heine wirklich im Stande gewesen, dergleichen Räsonnement ohne Erröthen niederzuschreiben — etwas Anderes ist es freilich, ob er nie darüber erröthen wird — denn fürwahr, eine solche Polemik, eine so lüsterne, bacchanalische Abstoßung erfuhr das Christenthum noch von Niemandem vor Heine. — Es ist indessen von großer Bedeutung, daß, wo unser Unverschämter aufhört, negativ zu sein, wo er wenigstens andeutungsweise ausspricht, was für eine neue Religion und Gestaltung der Lebensverhältnisse an Stelle des abgedankten Christenthums kommen werde, man da auch bei ihm den Mangel an Erfindungskraft, an Produktivität erfährt, denn es sind in Wahrheit die Stoßseufzer des allerflachsten Rationalismus, die bekannten Gemeinplätze der Gefühlszerflossenheit einer halbgebildeten Classe, die wir zu hören bekommen: „Glückseligkeit — die Bestimmung des Menschen, Genüsse der schönen Erde, Emporblühen einer Religion der Freude." Und wenn es nun gar heißt, wir verlangen: „Nektar und Ambrosia, Wollust, Nymphentanz u. s. w.," so ist auch selbst die statt der Schamröthe aufgelegte Schminke abgerieben, und wir sehen die Züge einer Brunst leidenden Physiognomie hervortreten. — Wie wasserdünn macht sich ferner „das Tugendhaftsein", welches den protestantischen Geistlichen nachgerühmt wird, weil Herr Heine gut bewirthet worden, und, wie ein fechtender Handwerksbursch, noch ein Butterbrod mit auf den Weg bekommen, — oder wie nimmt sich gar „das Evangelium" aus, welches nur noch „als schöne Parabel gültig bleibt." Den Superlativ zu diesem Klimax hätte Herr Heine nicht in der Feder behalten sollen, nämlich Christus als den Tugendhaftesten darzustellen. — Es erscheint in der That lächerlich, und doch auch wieder kläglich und kindisch, wenn man sieht, wie ein sonst

Digitized by Google

reicher Geist — wie der Heinesche — an der fixen Vorliebe für Frankreich und französische Zustände so sich festfahren kann, daß sein Witz selbst abgejagt wird und frostig, weil er ihn, eben aus Vorliebe, immer wieder dem geliebten Gegenstand entnimmt, da er außerdem erfinderisch genug wäre, überraschendere Analoga zu entdecken; so wenn das Lied Luthers: Eine feste Burg ist unser Gott — „die Marseiller Hymne der Reformation" genannt wird. — Vielleicht lesen wir nächstens von Herrn Heine, wenn sein Witz den tollkühnsten Burzelbaum schlägt, das Lied: o Haupt voll Blut und Wunden, sei — der rothe Guillotinen-Marsch des Christenthums. — Es giebt freilich auch bei uns eine Menge Leute, wahre Kinder in der Sucht, mit blanken Sachen zu spielen, die dergleichen bewundern und augenblicklich als Witz beklatschen, aber uns wird jedesmal misanthropisch zu Muth, wenn wir solches Kinderspielzeugs wegen Heine genial nennen hören, da das, was wirklich in ihm genial genannt werden muß, ganz anderen Wesens ist, und auch ganz andere Form annimmt. — Nie möchte wohl jenes herrliche Lied mit unheiligern Augen betrachtet, und nie die Kraft seiner heiligen Poesie aus schnödern Gründen gerühmt worden sein. —

Was soll man übrigens dazu sagen, wenn in ein' und demselben Buche behauptet wird (S. 9), das Christenthum sei unzerstörbar und unsterblich, eben weil es Idee, und dann doch in der Stellung des Fraglichen (S. 17), ob wir des Christenthums noch bedürfen, so wie in der ganzen Polemik gegen dasselbe, nur zu deutlich angegeben wird, daß das Christenthum eine alt gewordene, abgelebte Institution, die durch eine neue Religion, durch die jugendliche Gestalt einer Religion der Freude verdrängt werden müsse. — Oder hat Herr Heine, ungeachtet des Eiferns gegen den Hofrath Heeren und der Anekdote von jenem Kutscher in der Lüneburger-Heide, selbst nur eine so schattenhafte Vorstellung von dem Wesen einer Idee, daß sie nach ihrem Ableben dennoch fort existiren könne als bloßes Eidolon, man weiß nicht w i e, oder als bloßes Traumgesicht, man weiß nicht w o? — Und meint er wirklich, daß das Christenthum seiner Idee nach unsterblich sein dürfte, wenn doch die Menschheit längst schon zu mündig geworden, als daß es einer so trübseligen Freudenstörerin noch bedürfen sollte? — — Wirft es aber nicht auf einen Schriftsteller ein sehr zweideutiges Licht, welcher in einem Buche die Rehabilitation des Fleisches, die Anerkennung seiner Rechte übernimmt, und doch bekennt, der Teufel sei es eben (43), welcher nicht mit „Geringschätzung vom Leibe" denke, indem er von uran dem Spiritualismus entgegen gewesen? — Denn so gewinnt die ganze apostolische Funktion Heines, wenn man erwägt, in wessen Namen er kommt und das neue Evangelium verkündigt, einen wenig Zutrauen erweckenden Charakter, da sich doch längst im Christenthum die Sache vielmehr so gestellt, daß die Hochschätzung des Leibes, seine Heiligung nämlich, eine Folge der Inkarnation nicht des Teufels, sondern — Gottes selbst ist. *) —

*) Vergl. „Madonna", von Mundt, S. 389 flgd. flgd.

Digitized by Google

Was aber dieſes Letzte betrifft, wie ſind denn unſerm Unverſchämten einmal alle vernünftigen Gedanken ausgegangen, wie iſt er denn ſo verblendet über den einmal genommenen Ausgangspunkt ſeiner Polemik gegen das Chriſtenthum, daß er — man traut den eigenen Augen ſelbſt nicht mehr — (S. 124) „Jeſus Chriſtus" den „im wahren Sinne des Wortes inkarnirten Geiſt" nennt, da doch eine ſolche Wahrheit und Thatſache jedem Unbefangenen ſofort das eigentliche Verhältniß des Geiſtes zum Fleiſche in Chriſto wie im Chriſtenthum auf's deutlichſte eröffnen müßte, ſo daß alle Religion und Weltanſicht, welche nicht dem Geiſte ausſchließlich (abſtrakt), ſondern eben ſo auch dem Fleiſche das ihm zukommende Recht widerfahren läßt, und alſo mit der Rehabilitation des Fleiſches überall anfängt, in dieſem Anfange ſie aber auch ſchon realiter ſetzt, immer nur die chriſtliche ſein kann. — — Aber wir laufen freilich Gefahr, von Herrn Heine verlacht zu werden wegen unſerer deutſchen Gewiſſenhaftigkeit und ernſten Miene, mit der wir im Buche controliren, deſſen eigenſte Methode und Art eben die iſt, aller Logik und Conſequenz nicht ſelten entbehren zu können. — Habt ihr denn gar keinen Sinn, ihr ſchwerfälligen Deutſchen, für leichthingaukelnde Phantaſieen, bei denen man wirklich nicht im zehnten Takte mehr zu wiſſen braucht, in welcher Tonart man den erſten begonnen? Und fragt ihr bei aller Rede im Leben und in der Schrift noch immer nach einem Zweck, und kennet nicht die Süßigkeit, welche die Rede hat um der Rede willen, den Zauber und das leichte Amuſement des bloßen Geſchwätzes? — Und iſt der Zauber des ſüßen Geſchwätzes denn wirklich ſo groß in dieſem Buche? — —

Herr Heine hätte ſich unſeres Dafürhaltens gerade in vorliegender Schrift hüten müſſen, Büffons Wort, der Styl iſt der Menſch ſelbſt, anzuerkennen, der ſeinige iſt in vielen Parthieen im höchſten Grade ſchlotterig und, wie man in der Provinz von Frauen zu ſagen pflegt, die ſich in der Kleidung vernachläſſigen: ſchlunzig. Oft ein Ton der Rede über die wichtigſten Gegenſtände wie in der Bauernzeitung. Ein Wechſel des Widerſprechendſten. Bald eine Darſtellung der parfümirteſten Stutzerhaftigkeit, dann wieder ein Mangel an Haltung, der kaum noch zur Bekleidung Luſt zu haben ſcheint. Man möchte bisweilen auf den Gedanken kommen, ungeachtet der häufigen Schutzreden für das Fleiſch, unſer Verfaſſer halte gar nichts mehr auf ſeinen Körper, ein ſo reiner, erhabener Geiſt ſei er geworden. Mag indeſſen Herr Heine immerhin ſich rühmen, Zutritt zu haben zu den feinſten Salons der Pariſer geſelligen Welt, ſeinen letzten Schriften merkt man denn doch jenen unangenehmen Schwulſt ab, welcher eher auf deutſches, dickes Bier, als auf ächten Champagner ſchließen läßt. — Welch' eine kleinliche Liebloſigkeit gehörte dazu, um Seite 147 niederzuſchreiben, und ſo zu Franzoſen von dem eigenen Vaterlande zu ſprechen! Welch' eine Flachheit in der Auffaſſung! Vergißt Herr Heine, daß er ſelbſt ſchimpft über das Schimpfen? Vergißt er, daß in den franzöſiſchen Blättern und politiſchen Debatten eine Menge Skandal vorkommt, der wahrlich unendlich unwichtiger und lächerlicher iſt, als jener halle-

Digitized by Google

sche? — So daß also wieder das Glückwünschen in Bezug auf die Franzosen ziemlich kindisch und kriechend angebracht worden. — — Du hast Dich groß gesogen und gezogen an Deutschlands edelsten Geistern, die Tiefe ihres Gemüths, die Schärfe ihres Verstandes befällt Dich so oft — man sollte meinen, wie im Schlaf, nach jenen Nächten, die Du in den Boudoirs Deines religiösen Freuden-Cultus durchgeschäkert; Du bewahrst noch tief in Dir den holden Liebreiz eines engelreinen Kindes, vielleicht, wie so oft, ein Vermächtniß Deiner Mutter, deren Sprache Du noch schreibst; und dennoch — willst Du undankbarer nicht Wohl und Weh mit den Deinen theilen, willst nicht freudig alle Irrthümer, selbst alle Frevel, die wir etwa zusammen begingen, auch zusammen mit uns tragen, sondern klatschest über uns bei Franzosen?! — Welcher Deutsche hätte nicht einen Krieg auf dem Herzen gegen Heine und gegen Alle, welche ähnliche Frevel an dem Vaterlande begehen! Wer fühlte sich nicht auf's heiligste gedrungen, Einsprache zu thun gegen eine solche Sprache des Uebermuths und der Schadenfreude, der Paradoxienjagd und der gottlosesten Schöngeistigkeit! — Und wem denn nun wirklich derartiges nicht im geringsten verdrießlich ist, wer in dem unaufhörlichen Haschen nach witzigen Antithesen und Kokettiren mit französischer Leichtigkeit und Weltkälte vollen Ersatz findet; dem müßte man wirklich den Rath geben, noch einmal sein Interesse für das rein Menschliche, für das, was in allen Wegen das Rechte und Ewige ist, zu prüfen. Auch wir kennen den unwiderstehlichen Zauber, welchen der Geist auf den Geist ausübt, und haben uns demselben im Leben nie mit philisträser Aengstlichkeit und Engherzigkeit ergeben, aber — Handwerker und Landleute, Kinder und alle die noch Einfältigen, vor Allem die große, heilige, keusche Natur sollen unsre liebste, unsre einzige Gesellschaft ausmachen, und wir wollen lediglich durch solche Vermittelung mit Gott ein seliges Zwiegespräch führen, — wenn der erwachte Geist es zu solchen Resultaten bringt, wenn er Gott und der Menschheit solche Spottaltäre baut. —

Aber — alle Schuld rächt sich auf Erden. — Wir erinnern an das oben Berührte bei Gelegenheit Rameaus, über das Mißliche seiner Stellung zu reichen Gönnern und Gastgebern. Herr Heine steht in einem ähnlichen Verhältnisse. Herr Heine ist gegenwärtig bei den Franzosen zu Gast. — Welch' ein süßer, flüchtiger Rausch des Lebens! Welch' ein lieblicher Wechsel des Bemühens und Gelingens, des Genießens und Behagens! Alle Tage ein neues Fest, alle Tage Nektar und Ambrosia, Nymphentanz und Wollust, zu nippen und zu schwelgen! Die Reihe dieser glänzenden Salons giebt in Wahrheit ein überraschendes Gemälde, ein entzückendes Panorama der Zukunft, welche sich naht, der Orgien und Göttergenüsse auf elysäischen Feldern des neuen Cultus. — Und wie nun Herr Heine einer stets so offenen Tafel, einer solchen, nur Franzosen möglichen Gastfreundschaft sich würdig zu zeigen weiß, wie er nicht selten in Kreisen der feinsten Conversation die Aufmerksamkeit spannt, als dieser junge, der Sage nach — Deutsche, der mit ächt französischem Witz seine

Landsleute lächerlich zu machen verstehe, pikant und keck zur Verwunderung, stark an Geist und fest, ein wenig gotteslästerlich, wenigstens immer liberal und originell, immer aufgeklärt und mit den Ideen der Gegenwart fortschreitend; wie das unserm Abtrünnigen gelingt, — ob es ihm immer gelingen wird, ob das seiner eigenen Ueberzeugung nach noch lange gesegneten Fortgang haben sollte? — Wohl schwerlich! — Ist aber Heine bei sich selbst zweifelhaft, so appellire er nur wahrhaft an das Volk, an diese vox populi, welche hier allerdings die vox dei ist, denn es gilt Recht und Gerechtigkeit auf die Dauer, und selbst das stolzeste, selbstsüchtigste Volk fällt am Ende denn doch einen Richterspruch, welcher ein entschiedener Beleg ist für das Urtheil Gottes. — Zweifelt denn Heine noch im Geringsten, daß er und Consorten zuletzt nur eine klägliche, eine lächerliche Rolle spielen werden, sogar in den Augen der Franzosen, der so viel Geduldigten, in das Gesicht Gelobten? — Nichts kann ihn auf dem eingeschlagenen Wege zuletzt davor bewahren. — Diese Art Menschen, wahre Schmarotzergeschöpfe ihres Geschlechts, mit unendlicher Gefallsucht, mit unendlichem Eigendünkel, welche ihrem Vaterlande längst den Korb gegeben, bleiben zuletzt doch nach sitzen, und werden mit ihrer pretiösen Koketterie wie alte Jungfern behandelt und aus dem Wege geschoben. Dann heißt es: ihre Zeit ist vorüber. Das Vaterland betrachtet sie als Ausgestoßene, das Ausland als Heimathlose, und es ist die Strafe der beleidigten Menschheit, welche sie zu ewiger Wanderschaft verdammt. —

Alle die gerügten Frevel und Verirrungen nun, wie Alles, was sonst jeden ruhig Auffassenden und Urtheilenden bei Heine abstoßen mag, dieß Einseitige seiner Weltbetrachtung, diese grobe, pantheistische Ineinsbildung, die doch geschichtlich längst überwunden ist, dieß Großthun mit der Verachtung und Verzweiflung, dieß Renommiren mit witzelnder Frivolität, diese Verendlichung jeder Erscheinung, so wie diese schadenfrohe Bespöttelung deutscher Nation, wie deutscher Notabilitäten, das Alles hängt aufs genaueste zusammen mit der durchaus falschen und im höchsten Grade seichten Auffassung des Christenthums. — Mögen noch so Viele geneigt sein zu der Annahme, an irgend einer, noch zu erwartenden Kunstproduktion Heines seine Versöhnung mit dem Leben und selbst mit dem Vaterlande zu erleben, wir können uns eine wahrhafte Wiedergeburt des Heineschen Geistes nur aus einer tiefern Erfassung des Christenthums und Demüthigung vor demselben hervorgehend denken. Aber — freilich ist das Christenthum nicht Spiritualismus. Und zwar Spiritualismus, welcher als solcher die Materie als ein zu Bekämpfendes und wo möglich zu Vertilgendes nur sich gegenüber hätte. — Denn so das Christenthum als Spiritualismus fassen, ist eben so flach, wie etwa in der bekannten und beliebten Weise des Rationalismus und der Sentimentalität, die Unsterblichkeit als sich von selbst verstehende Fortdauer der Seele nach dem Tode, als frei von jeder Körper-Hülle und -Fessel, behaupten. Und wir hören hier wieder den starken Geist der Aufklärung ganz gleich sich aussprechen mit den Bekenntnissen des Verstandes und des Gefühls. Aber das Chri-

Digitized by Google

stenthum hat alle diese einseitigen Standpunkte längst durch sein Bestehen aufgehoben, denn es hat sie alle ihrem Inhalte, aber auch ihrer Widerlegung nach, als einzelne Momente in sich, und das Christenthum könnte mit eben so viel Grund von Heine auch Materialismus genannt werden, die Religion des Fleisches, weil des Fleisch gewordenen Geistes (Gottes). — Der Spiritualismus, wie er den Materialismus, der Geist, wie er das Fleisch außer sich habe, und es christlichgemäß casteien solle, ist der noch bloß abstrakte, der noch alles Daseins, aller Wirklichkeit ermangelnde, der immer nur in dem Kopfe gewiß auch vieler Christen wie Heines selbst herumspukende. — Das Christenthum kennt durchaus keine Materie, die dem Geiste so zu sagen von uran abhanden gekommen, oder in deren Besitz er nie recht gewesen wäre. Das Christenthum fängt nirgend weder mit einem abstrakten Geiste, einem bloß substantiellen Gotte, noch mit einer chaotischen Materie, einem sich selbst überlassen gewesenen Stoffe an, sondern Alles und Jedes der materiellen Welt, vom vollendetsten, complicirtesten Organismus bis zum rohesten Conglomerat des Minerals, ist doch nur Manifestation und Ausdruck des schaffenden Geistes, ist doch nur die Entäußerung der Idee selbst. Je mehr etwas im Materiellen nun geeignet ist, diesen Ausdruck der Idee darzustellen, desto edler ist es, desto höher wird es in die Reihe der Erscheinungen zu stellen sein, und so sehen wir in dem thierischen Organismus, und insbesondere in dem menschlichen, diesen Ausdruck am vollkommensten erreicht, und daher spricht das Christenthum von dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes, und von dem Körper als dem Tempel des heiligen Geistes, und es sind das nicht leere Prädikate, nicht üppige, nichts sagende Metaphern des schwärmenden Orients, sondern ewige Benennungen, Benennungen, welche den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen; es sind Formen der Sprache, welche die Identität der Form überhaupt mit dem Wesen selbst zu erkennen geben. —

Das Alles aber freilich muß für Herrn Heine, wie für Alle, welche ähnliche Vorurtheile hegen, ziemlich abstrus und wahnwitzig klingen, so lange es um das Princip selbst so schlecht bestellt ist, so lange man sich nicht bemüht, die Idee des Christenthums in etwas Anderes zu setzen, als in die mönchische Casteiung des Fleisches. Die Idee des Christenthums aber ist und bleibt ewig: die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, daher dieser Christus der Gottmensch in ausschließlichem Sinn, daher dieser Gottmensch der Christ κατ' ἐξοχήν, daher das Gottmenschliche auf von Ihm abgeleitete Weise, in allen den Seinigen vor und nach seinem geschichtlichen Erscheinen, daher das Christenthum nirgend ein solches vages, in der Luft schwebendes Phantom, sondern überall nur in der Persönlichkeit sich darstellend, ein realisirtes Ideal, eine, als Gegenwart sich bewährende Vergangenheit und Zukunft. — Freilich wird hier der pochenden Willkühr auf gedoppelte Weise zum großen Aerger der Krieg erklärt. Einmal soll man aufhören, die absolute Unzufriedenheit mit der Gegenwart, und zwar in ganz objektiver, stets welt-

Digitized by Google

reformirender Beziehung an den Tag zu legen. Man soll sich mit der Gegenwart aussöhnen. Zweitens soll man aufhören, die absolute Zufriedenheit mit der eigenen Vortrefflichkeit, also in ganz subjektiver, selbstgefälliger Beziehung Andern zum Besten zu geben. Man soll sich selbst reformiren. Und weil eben das Christenthum diese doppelte Forderung rücksichtslos macht, so erklärt man es theils als zu gut für diese Erde, theils als hinter der Zeit zurückgeblieben für eine unbrauchbare Idee des Mittelalters. — Aber das Christenthum ist auch die Macht über diese Ohnmacht. Nur datiren wir freilich das Christenthum seiner Idee nach von keinem Stiftungstage, und setzen ihm keine Schranke, weder in der Natur noch in der Geschichte. Wir glauben an eine Erziehung des Menschengeschlechts im Lessingschen Sinne, und glauben und wissen es, daß das Christenthum allein sie vollbringt, und daß diese Erziehung weiter nichts ist, als die immer weitere Verbreitung des Christenthums selbst. — Vor Allem aber traue man dem christlichen Standpunkt Freisinnigkeit zu und weltumfassenden Ueberblick. Oder man versetze sich nur vielmehr wahrhaft auf diesen Standpunkt, um die Totalität des Christenthums anzuerkennen. Das Gefühl entwickelt sich vor dem Verstande, die Poesie vor der Prosa, die Kunst vor der Wissenschaft. So daß in jenen schon als vorhanden geahnt wird, was sich in diesen als solches dem Erkennen offenbart. Und wenn wir im Christenthum die Einheit des Göttlichen und Menschlichen beim vollen Lichte des Erkennens hervortreten sehen, so spricht uns schon im Heidenthume griechischer Kunst beim Scheine eines lieblichen Morgenroths dieselbe Einheit sinnig an, indem das Gottmenschliche der Charakter und Ausdruck aller jener Gestalten ist. Auch die Theologie unserer Zeit dürfte das schwerlich mehr leugnen. Ueberhaupt thut ihr Unrecht, wenn ihr den Theologen, wiefern sie die Theologie als Wissenschaft wahrhaft repräsentiren, noch immer die alten Allongenperücken aufrücken, und von jeder schwarzen Kappe auf eine eben so schwarze Verkappung schließen wollt. — Es macht eurer Aufklärung, eurem oft so gerühmten Fortschritt mit der Bildung der Zeit, selbst wenig Ehre, nicht zu wissen, wie sehr das Alles anders geworden ist. Auch die Theologie hat ihren ungeheuern Umschwung gehabt. Ich könnte euch Namen nennen, vor denen ihr billigerweise Respekt haben müßtet, wenn ihr euch nicht in der gröbsten Unwissenheit bloßgeben wolltet. — Und dann — seid nicht besorgt, auch nur einen Schritt breit weichen zu müssen aus dem Gebiete der Materie oder der Kunst, wiefern ihr beide nur wirklich als Ausdruck der Idee betrachtet; es ist Alles euer, ihr aber seid Gottes, und das Christenthum selbst ist nur die erhabene Transsubstantiation des Geistes in die Materie, und auch Heines großes Natur- und Volks-Gedicht gehört dem Christenthume an, und wir erwarten nicht, wie Viele gutmüthig meinen, noch eine besondere Periode für die christliche Poesie, sondern alle Kunst, als Produktion des Schönen, wird geübt und gepflegt unter dem Schutze des Christenthums, und jedes Kunstwerk ist eine Fleischwerdung Gottes in eigener Art, und immer auf's Neue beginnt diese

Digitized by Google

Umarmung und himmlische Verjüngung. — Und sprecht mir nun noch von der Freudlosigkeit des christlichen Cultus, oder gar des Christenthums selbst, von seiner Schwermuth, von seinem Trübsinn, von seiner über dem Schmerz brütenden Zurückgezogenheit. Hat etwa der Cultus schon alle seine Formen verbraucht oder schon gar hervorgebracht? — Und selbst den vorhanden gewesenen und vorhandenen könnet ihr nur entweder aus Halsstarrigkeit oder aus eigener Armuth der Phantasie keine Schönheit abgewinnen. Und was den andern Vorwurf betrifft, so könnet ihr allerdings zu einer wahrhaften Erfassung einer so unendlichen Heiterkeit und Seligkeit, als das Christenthum sie bietet, nur gelangen, indem ihr zum Verständniß kommt über die Bedeutung, welche das Kreuz und die Wehmuth in ihm haben. Denn nur über Dornen erblüht auch diese Rose, und nur aus der bittern Myrrhe gewinnt ihr diesen süßesten Balsam. — Und gerade Heine, mit Schmerz und Schwermuth so reich erfüllt, so tief vertraut, könnte von da aus so leicht das Ueberwundensein beider im Christenthum entdecken. — Ja sogar wo wir ihn angreifen mußten, was sein ungestümes Schreien nach Freude und Fest angeht, so hat er, *christlich betrachtet*, auch wieder Recht, aber — es ist bereits Alles in Erfüllung gegangen, und nur in dem Christenthume und nirgend anders findest Du das Gastmahl noch höherer als platonischer Art, an dem Theil zu nehmen nicht mißlich ist, als gebe es ein reicher Gönner; und nur im Christenthume findest Du das — wahrhaft schöne Fleisch, denn Du findest seine Verklärung durch den Geist, und das Christenthum ist ein Fest des ewigen Frühlings, denn es ist ein ewiges Pfingsten, und Pfingsten ist das Fest des Geistes, wie er sich über alles Fleisch ergießt! —

Es wäre vielleicht vor zwei Decennien manchem Deutschen unwahrscheinlich vorgekommen, wenn Jemand gemeint, es werde nach einigen Jahren wieder der Vertheidigung des alten Glaubens im Ernste bedürfen, so frisch und stark offenbarte sich damals dieser Glaube an den *christlichen* Gott mit der innigen Liebe zum Vaterlande. Jetzt ist diese Vertheidigung wirklich nothwendig, und selbst daß der Deutsche Deutschland wieder vertheidige mit der Waffe des deutschen Wortes gegen Deutsche ist nothwendig geworden, nur darf das Alles uns nicht im Geringsten irre machen, sondern getrost, denn es erhält uns wach und rüstig, und bewahrt uns vor jedem Extrem. —

Allen Schreiern zum Trotz, deren wüster Lärm sich jetzt wieder mehrfach in literarischen Kreisen vernehmen läßt, wie wenn der deutsche Geist sich Jahrhunderte lang mit leeren Grübeleien und Spitzfindigkeiten beschäftigt, und welche den alten, kaum überwundenen Fanatismus wieder Lärm schlagend verkündigen, wir hätten's zu bedauern, daß es nicht zu so unholden Erscheinungen bei uns im politischen Leben komme, als in dem Nachbarlande, bricht sich die weltgeschichtliche Bedeutung der vaterländischen Intelligenz durch alle Hemmungen Bahn. Sie aber, diese Vorlauten, geben sich offen genug wider Willen einerseits als die Beschränkten zu erkennen, andrerseits als die Rohen, wie denn bisweilen einigen dieser Fahne

Digitized by Google

eine wilde Ungeschliffenheit und burschikose Renommisterei anklebt, wie sie vielleicht noch nie in Prosa und Vers sich geltend gemacht. — Und dennoch verkennen wir auch die günstigen, die sehr erfreulichen Zeichen dieser Erscheinung nicht. Wir fühlen uns zu unendlichem Fortschritt angeregt. Ein durchaus neuer, ein unverkennbar viel versprechender Geist beginnt, sich in der Literatur zu regen. Eine muntere, eine vielfach begabte, wie gebildete Jugend zeigt uns wirklich noch über das Goethesche Zeitalter hinaus, nicht um Vollendeteres hervorzubringen, sondern um neue Welten zu erobern. Und wir finden es denn auch im Hinblick auf den Charakter einer solchen Uebergangsperiode, die nur in einzelnen Ausgezeichneten die Zukunft schon wirklich vergegenwärtigt, ganz entsprechend, daß ein noch nicht flügge gewordenes Geschlecht mitunter sich etwas tölpisch geberdet. Das sind die immer wiederkehrenden Flegeljahre der Literatur, des, zwar noch nicht völligen Ausgewachsenseins, aber doch schnellen Zunehmens und Gedeihens geistiger Naturen, die aber auch eine um so strengere Pädagogik des kritischen Verfahrens erheischen, um letzterm nicht vollends über den Kopf zu wachsen. — Ja selbst das wieder Mode werdende Hinweisen auf die Vorzüge anderer Völker ist ein glänzender Beweis von der intellektuellen Freimüthigkeit des Deutschen, von der Rücksichtslosigkeit seiner Polemik, von der Kraft der Negation, in die das herrlichste Positive, welches er sich errungen, übergeht, um noch weiter zu gedeihen, um sich vor jeglicher Abschließung zu bewahren. Nur das mußten wir an solcher Tendenz als beschränkt bezeichnen, wenn man, aus bloßer Hitze im Politischen vorwärts zu kommen, leichtsinnig vergißt, daß der Staat vorzugsweise in der Idee alle seine Momente, alle seine Glieder sammelt, daß er nur fortschreitet, wenn jedes seiner Organe sich gleichmäßig erneut, und daß dieser Proceß nicht allein von außen durch Assimilation, sondern zuerst von innen durch Produktion, also ideell zu vollziehen ist. — Darum müssen wir sie beschränkt nennen, die vor lauter Zerstreuung nach außen noch nicht ihr Vaterland von der Seite der Intelligenz erkannt, von der Seite seiner tiefsten Innerlichkeit, die ihm den höchsten Adel gewährt, und ihm eine ganz andere Nationalität zusichert, als die aufflammende einer Juli-Revolution; noch weniger daß sie erkannt, wie das eben die energische, wahrhaft unverwüstliche Substanz eines solchen Volkes ist, statt wie andere das tragische Schicksal zu haben, auf stabile Weise das revolutionäre Princip in der Geschichte beinahe schon darstellen zu müssen, vielmehr in ruhiger Consequenz, in steter Ueberlegenheit über den Gährungsstoff, mit dem Einzelne inficiren möchten, dieselbe Allmählichkeit und stätige Methode im Fortschritt des Staates, wie der Kirche, durch den Widerspruch hindurch, zu beobachten, wie die Natur in ihrem Proceß, in der geringsten, wie in der großartigsten ihrer Bildungen, ewig fortgeht; daher wir denn auch ganz in dem Sinne wie bei der Natur, so besonders bei dem germanischen Leben, von einer Metamorphose sprechen dürfen, die erst uns die größte der Menschheit ahnen läßt. — Soviel um Geweihete, wie Ungeweihete zugleich zu bezeichnen. —

Digitized by Google

Mdge bei dem in diesem Aufsatz Gesagten vor Allem das gleich zu Anfang Bemerkte festgehalten werden, daß wir auch in der Kritik nur einen Haß uns erlauben dürfen, welcher die Liebe selbst ist. Alles Absprechen, alles Niederreißen ist anmaßend und vermessen, wenn es nicht auf irgend ein Anerkennen, ein Aufbauen sich bezieht. — Wir müssen gestehen, daß wir unsere Polemik gegen Heine nicht so hätten walten lassen, wenn unsere Liebe für ihn nicht ebenfalls groß und größer noch wäre. — Daß wir jedoch die positive Ausführung dieser anerkennenden Ausstellung nicht gleicherweise hier geben, liegt allein darin, daß uns das wirklich Große und Treffliche Heine's viel mehr im Publikum erkannt und anerkannt scheint, als das Krankhafte und durchaus zu Verwerfende. Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben so glänzende, als großartige Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles das wieder aufwiegt, was Heine an Deutschland gefehlt und verbrochen. Nämlich die — daß man sich überzeugt, Heine müsse in allem bis dahin Vorliegenden seiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie gewesen, wie ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. — Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volks-Gedichts, dessen Uebergänge oft eben so schroff als kunstreich, eben so kühn als wohlgefällig, eben so tragisch-ernst als burlesk-komisch erscheinen. — Wie man der Natur und dem Volk eine Phantasie zuschreiben muß, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den sinnigen Reisenden namenlos fesselt, belehrt und ergötzt, erschreckt und entzückt mit kindlichster Naivetät und entsetzlicher Grausamkeit, mit süßester Schwärmerei und gespenstischem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Versöhnung eines schönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Mißton und schmelzendem Locken, — also der Gesang, den unser Dichter anstimmt. Ueberlaßt euch ihm so, und ihr müßt ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das Empfindlichste verwundet, und er weiß euch, selbst nach dem wildesten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutsche Herz zu verbergen, und ihr ruht an seiner Brust, und es ist Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, dessen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und schon stehen die weißen Wogen wieder auf, und so immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. — Diese Vorliebe für das Meer ist bei Heine charakteristisch. Sie ist nur die andere Seite seiner Liebe zum Volk. Es enthält diese Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieser Zug zum Unendlichen hin, diese Sehnsucht nach einem Jenseits, diese Reiselust, dieses Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieser Durst nach der kühlenden Tiefe, dieses vielleicht unbewußte Verlangen, nach einem solchen Bade wieder rein und erneut zu werden. — Bemerkt nur, wie selbst da, wo Heine im Uebermuth oder Schmerz seines Humors auch die tollste Teufelsfratze euch darstellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt, und wo ihr geneigt seid,

Digitized by Google

ihn als politischen Schriftsteller, als Volksvertreter, oder gar als Philosophen und Religiosen gewähren zu lassen, und er schlägt euch dann Schnippchen, und er verliert sich in episodische Darstellungen, die oft das Frivolste und Gemeinste bieten; da verändert nur sofort eure Stellung, die sein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es strahlt euch der Wunderglanz seiner Poesie entgegen, und in ihr ist dann eben so wenig etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben, oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet. —

Du hast Weisen angeschlagen auf Deiner Harfe, die Mancher nachgelallt und nachgeklimpert, die Keiner wieder erreicht, die Wenige verstanden, voll heiligen Tiefsinns, voll höchster Begeisterung, voll süßer Einfalt der Natur, voll süßer Schwärmerei des Volks. — Wie es Feuer- und Sonnen-Anbeter giebt, so bist Du als Dichter ein Meer-Anbeter, ein Abbild all' seiner Laune und Schönheit, ein Priester der Ur-Gewässer, der da weiß, was ihre Tiefe verschließt. — Aber — Dir fehlt nichts als wieder ein Vaterland, welches doch nur Deutschland sein kann, denn Du bist ein ächter Deutscher, wir glauben's Dir nicht, fall's Du uns auch verläugnen solltest, ein Deutscher an Tiefe und Schmerz, an Ernst und Weichheit, an Liebe und Adel des Gemüths. — Dir fehlt nichts, als das Christenthum, und Du hast dann auch als Mensch gebüßt, was Du als Dichter schon lange gutgemacht hast, und das Christenthum muß Dich noch ganz anders läutern und erneuen können, als — das Meer! —

Digitized by Google

Unterhaltungen mit Göschel,

zur

Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.
Goethe.

Göſchel's „Unterhaltungen zur Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe" liegen vor mir auf meinem Tiſch, und die durch mein Fenſter blizzende Juliſonne — [nichts Revolutionnaires iſt mit dieſem Ausdruck gemeint *)] beſcheint hellleuchtend den altherrlichen Namen Goethe, der mit großen, hohen, ſteilen Lettern, wie das Hochzeitscarmen eines Schulmeiſters, auf den Umſchlag dieſes Büchleins hingedruckt iſt. Göſchel hat dieſe meiſtentheils unzuſammenhängenden Skizzen in ſeiner liebenswürdigen Periode geſchrieben, wo er noch am Domplatz in Naumburg wohnte, in der ſtillen, liebeſüßen Beſchaulichkeit ſeines Charakters und in idylliſch arbeitſamer Muße den Oberlandesgerichtsrath mit dem poetiſch fühlenden Philoſophen vereinigte, und durch Wachen, Beten und Wohlthun den Satz zu Schanden machte: daß die Juriſten ſeien ſchlechte Chriſten! Abends hatte er ſein geſellig-literariſch-erbauliches Kränzchen, wo belehrende, unterhaltende und andächtige Aufſätze und Tractate vorgeleſen wurden, und durch deſſen Veranlaſſung die meiſten gedruckten Arbeiten Göſchel's entſtanden ſind. Hier hielt er, mit einer gewiſſen ſalbungsvollen Kindlichkeit, die ihm eigen, Vorleſungen über Dante, über Goethe, über das Buch Rahel, wovon vieles Geiſtreiche noch nicht in das größere Publikum gekommen. Bekannt wurde er zuerſt durch ſeine Aphorismen über Wiſſen und Nichtwiſſen und durch die Recenſion Hegels darüber, der es bewunderte, daß ihm hier einmal etwas Anderes als die gedankenloſe Stumpfheit mancher ſeiner nächſten Schüler begegnete. Von jetzt an gerieth Göſchel in lebhaftere Verbindung mit Berlin, und für ſein weiches Weſen, das alle Eindrücke leicht annimmt, wurde die Verſetzung dorthin eine Verſuchung, der ſein Charakter nicht widerſtanden hat. In Berlin muß man ſich aſſimiliren, wenn man nicht zwiſchen den verſchiedenen Richtungen zerrieben werden will, und Göſchel aſſimilirte ſich einer Partei, zu der allerdings die

*) Da man glorioſe Exempel von Mißverſtändniſſen, Anklagen und Verfolgungen hat, ſo müſſen ſich die deutſchen Schriftſteller jetzt fleißig auf ſolche Parentheſen verlegen. Auch das bloße Wort Wahrheit laſſe man ja nie drucken, ohne in parentheſi hinzuzufügen, daß nichts Böſes damit gemeint ſei!

Digitized by Google

Grundkeime einer Uebereinstimmung von jeher in seinem Wesen verborgen gelegen hatten. Er schlug sich zur Brüdergemeinde und zu dem Berliner politischen Wochenblatt, und übernahm wie ein lachender Erbe die Hegel'sche Speculation, um, nachdem er ihr zuerst durch die ausgesuchtesten Spitzfindigkeiten die Bibelweihe ertheilt hatte, dann durch sie den Pietismus hinter ein festes Bollwerk zu schieben, der ihn furchtbarer und gefährlicher, als jeden Jesuitismus irgend einer Zeit, machen mußte. Seitdem ist Göschel, trotz des ursprünglich tüchtigen und kernhaften Fonds seiner Natur, ein Fanatiker geworden und eifert wie ein Baalspfaffe gegen alle aufblühenden Richtungen deutscher Jugend und junger Zeit, denn solcher Gemüther bemächtigt sich dann eine gewisse Begeisterung der Verfolgungssucht, die sie selbst wider ihren Willen hinreißt. Ich will in Nachstehendem versuchen, aus den ursprünglichen Tendenzen Göschel's, wie sie sich in ihrem unbefangensten und naivsten Keime in diesen frühgeschriebenen, wenn auch jetzt erst erschienenen „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe's" verrathen, es aufzuzeigen, daß bei aller anfänglichen Harmlosigkeit eine Richtung dieser Art, die schon im Einzelnen für Literatur und Kritik verderblich, dem nationellen Fortschritt überhaupt schädlich und unheilbringend sich gestalten müsse. Es scheint mir nicht ganz unwichtig, dies zu thun. Denn Göschel ist jetzt nicht mehr der harmlose Kleinstädter von Naumburg, der nur für sein Stilleben und sein Kränzchen schuf und schrieb. Er ist jetzt gereizt. Er ist aus dem Naumburger Kränzchen herausgerissen und in Berlin ein vornehmer Christ, ein Aristokrat der Frömmigkeit, ein Privilegirter des lieben Herrgotts, geworden. Diese Vornehmheit und Pairschaft des Reiches Gottes sitzt ihm jedoch noch etwas steif und unbequem, und in solchen verschobenen Lagen ist man, wie gesagt, gereizt und stößt um sich. Daher muß man sich vor ihm zu hüten wissen. Sind es denn nicht die Frommen, die jetzt im Lande herumschleichen, um zu sehn, wen sie verschlingen?

Dennoch ist Göschel auch jetzt noch durch und durch der deutsche Kleinstädter in der Wissenschaft. Ja, seine ganze Richtung mit ihren jetzigen gefährlichen Consequenzen muß man sich ursprünglich aus einer gutmüthigen und gemüthlichen Kleinstädterei bei ihm ableiten, und seine „Unterhaltungen über Goethe" liefern mir den Beweis zu meiner Behauptung. Dieser Fanatismus der Vermittelung, möcht' ich sagen, der ihn ergriffen hat, war in Naumburg noch bloß die liebe Freundseligkeit des wackern, rechtschaffenen Mannes, der immer liebevoll seiner Herrn Nachbaren um sich her gedenkt. Es ist kleinstädtisch, sich mit Allem vermitteln zu wollen, damit der Herr Nachtwächter sich nicht zu incommodiren brauche, Feuerlärm zu blasen. Diese Kleinstädterei der Vermittelung hat Göschel später ins Großartige getrieben und sich ein wissenschaftliches System daraus gebildet, wie es in dieser Umfassung noch niemals dagewesen. Zwar hat er seine geschraubte und süßlich lächelnde Wohlwollenheit gegen die Gegenstände, die er behandelt, beibehalten, und dies jüngferliche Scherzen, dies kleinmeisterliche Herumsuchen nach Sinnigkeiten und Bezüglichkeiten,

Digitized by Google

dieſes wichtige Finger-an-die-Naſe-legen, dieſes altkluge Spielen mit Etymologieen, verrathen bei ihm immer noch etwas Spießbürgerliches, aber er hat ſich doch daran zu einem Heros ſeiner Richtung aufgeſchwungen. Es klingt wie der Gedanke eines großen Eroberers, der eine Univerſalmonarchie ſtiften will, wenn man hört, daß ſich Göſchel vornimmt, alle Tendenzen der Weltgeſchichte miteinander zu vermitteln. Es giebt eine edle ritterliche Tapferkeit der Vermittelung, die in verworrenen Zeiten einem guten und hellen Kopf wohlanſteht. Aber es giebt auch eine Frigheit der Vermittelung, die nicht das Herz hat, es entſchieden mit einer Richtung zu verderben, die indeß geiſtig ſchmarotzerhaft genug iſt, von allen Nahrung und Vortheil zu ziehn. So ſieht man, wie ſich Göſchel die ganze Weltgeſchichte in einen Brei zuſammenrührt, in dem er das Bunteſte und Verſchiedenartigſte, was es nur in irgend einer Sphäre des Geiſteslebens geben kann, durcheinandermengt. Dieſer Vermittelungs-Brei, welches dann der höchſte Standpunkt ſein ſoll, umfaßt freilich Spekulation und Tradition zugleich, den Wolfgang Goethe und das orthodoxe Chriſtenthum, Hegel und die Bibel, Berlin und Herrnhuth, ſpitzfindige Scholaſtik und deutſche Landprediger-Gemüthlichkeit, das Berliner politiſche Wochenblatt und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, geiſtigen Despotismus und einen Fetzen moderner Humanität, ſüßlich ſpielende Myſtik aus dem Mittelalter und fromme Arroganz aus den Conventikeln der neueſten Zeit, liebenswürdige Bravheit des Charakters, und Anwandelungen von Jeſuitismus. Man begreift nicht, wie das Alles zuſammenhalten könne in einer Menſchenſeele, wäre nicht der menſchliche Hochmuth ein ſo gewaltiger und geſchickter Roſſelenker, der ſich des Zügels der verſchiedenſten Triebe und Richtungen in der Creatur mit ſtark regierender Hand überall zu bemächtigen weiß. In den „Unterhaltungen über Goethe“, von denen Göſchel Manches ſchon im Jahre 1824 geſchrieben, findet ſich bereits die völlige Umzeichnung dieſes Standpunktes. Als Interpret Goethe's macht Göſchel's Univerſalität die wunderlichſten Sprünge. Hier kommt er vom blonden Friedrich auf den Spinoza, von der Metamorphoſe der Pflanzen auf Hegels Phänomenologie des Geiſtes, von den Wahlverwandtſchaften auf das Fürſichſein, von Hans Sachſens poetiſcher Sendung auf Plato und Ariſtoteles, von der Logik auf das Geſangbuch und vom Geſangbuch auf die Farbenlehre; hier zwingt er es bald durch kühne, geiſtvolle, aber immer geſchraubte Combination, und ſetzt ſich prunkend auf den Herrſcherthron des Philoſophen, bald läßt er ſich wieder herab auf das chriſtliche Armeſünderbänkchen und demüthigt ſich im Staube. Ueberall aber werden Bibelſtellen, denn ſie ſind ihm der Alles übermalende Firniß in ſeiner allgemeinen Vermittelung, oder religiöſe und philoſophiſche Dogmen herbeigezogen. Göſchel hat es ſich einmal zur Aufgabe genommen, die von einer Gegenpartei ſo oft in Zweifel geſtellte Chriſtlichkeit Goethe's zu beweiſen, weil es ſeinem eignen Gemüth viel zu weh thun würde, um ſich das Gegentheil auch nur denken zu können, — aber er verrichtet dies Vermittelungsgeſchäft wahrlich auf die ungeſchickteſte und unnützeſte Weiſe.

Digitized by Google

Bei dem herrlichen, vom unmittelbaren Weltgenuß überschäumenden Tischliede Goethe's bringt er die Gedanken auf das heilige Abendmahl, und bei dem Schwank: „Offene Tafel" wird auf das Evangelium als auf die Grundlage dieses Liedes hingewiesen, da der Dichter offenbar die königliche Hochzeit und das große Abendmahl Matth. 22, 2—14. Lucas 14, 12—14 dabei vor Augen gehabt, wobei denn die „Bibelfestigkeit" Goethe's recht gerühmt wird, s. Thl. I. S. 115. Bei „Vanitas Vanitatum" wird an das Salomonische „daß Alles eitel sei" erinnert (obwohl Göschel den weisen Salomo doch noch für „einen Größern" hält als Goethen (s. II. 82), und die köstliche Philosophie: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt" dient dem Commentator zu der altklugen Bemerkung, daß der Dichter im Nichts den Anfang und das Werden erkenne, wo denn zur Nachweisung der Einheit von Sein und Nichts im Werden nur noch die Paragraphenzahl aus Hegel's Encyclopädie fehlt, die ich nachtragen kann: Logik, 1. Abth. §. 88, 2. Solche ebenso abgeschmackte als lächerliche Pedanterien der Kritik, die stupend sind für die heutige Zeit, könnte man unangefochten vorüberlassen; sie erinnern an die durchschimmernde Idee des Katholizismus in der sittlich ergriffenen Kalksteinformation und ähnliche naturphilosophische Combinationen bei Steffens. Aber diese falsche Kritik tritt zugleich mit der dummdreisten und selbstgefälligen Anmaßung auf, daß dem großen Dichter erst durch solche Auslegungen sein wahrer und bester Gehalt wiedergegeben und ermittelt werde. Und hier wird es von Bedeutung, dieser Verirrung des speculativ-pietistischen Hochmuths das strenghistorische Prinzip der Betrachtung entgegenzusetzen, das jede Richtung und jede Individualität in ihrer scharfabgegränzten Eigenheit zu fassen und gelten zu lassen im Stande ist, ohne sie durch ein Herüber- und Hinübergreifen nach allen Seiten zu einer nichtssagenden Allgemeinheit zu verzerren und aufzulösen. Es ist die Hauptaufgabe unserer Zeit, diesen reinen historischen Standpunkt immer mehr zur Ausprägung zu bringen.

Und das Weltkind Goethe soll durchaus pietistisch vermittelt werden! Göschel mag sich nicht damit begnügen, daß Goethe ein Christ gewesen, er sucht auch zu beweisen, daß er ein Pietist war. Wer zu viel beweist, beweist zu wenig. Mich verdrießen bloß die unnöthigen Sophistereien, mit denen Göschel einen Goethe zu rechtfertigen, und darnach zu canonisiren sucht. Ich habe Goethen angegriffen, weil eine Opposition gegen manche aristokratische Altväterlichkeiten und gegen den olympischen Despotismus seiner Poesie in der Gesinnung und Luft der Zeit liegt, aber es ist mir, meiner ganzen Richtung nach, niemals eingefallen, mit Pustkuchen und Wolfgang Menzel, eine religiöse und ethische Anklage gegen ihn zu richten. Ich glaube vielmehr, daß besonders die ethische Bedeutung Goethe's noch weit in die Zukunft Deutschlands hineinreicht und mit den wichtigsten socialen Fragen, die uns beschäftigen, in Zusammenklang steht. Das Weltkind Goethe hat der Aussöhnung der modern zerrissenen Weltanschauung zuerst in die Hände gearbeitet. Goethe

Digitized by Google

ist, dem transcendentalen Schiller gegenüber, ein Dichter des Diesseits, und wie er in seiner Naturbetrachtung darauf gedrungen, die Natur als ein Ganzes zu fassen, das in seiner vollen und wirklichen Wesenheit erscheint, ohne in ein unerkennbares Ding — an — sich sich zu verkriechen *), so hat er diese Realität des Erkennens, die dem Auseinanderfallen von Leib und Seele, von Innerm und Aeußerm, sich entgegensetzte, in seiner ganzen Weltanschauung, wenn auch nicht immer als Dichter, doch jederzeit als Mensch, an den Tag gelegt. Er hat den Gott gepredigt, der in die Welt gekommen und in der Welt sich offenbart hat, und wenn er dies nicht in den christlichen Formeln gethan, so doch in der christlichen Idee, denn die ursprünglichste christliche Idee, in der wir Alle blühn und gesund sind, ist es: daß Gott in die Welt gekommen! Diese Idee des Christenthums ist ewig für das moderne Leben, und es giebt keine der heutigen Weltanschauung nothwendigere Idee, auf die eine neue Religion, von der so viel gefabelt wird, gegründet werden könnte. Wozu eure noch armseligen Untersuchungen, ob Goethe ein Christ sei? Wozu eure noch armseligeren Vertheidigungen, daß er es gewesen? Wahrlich, als ich gesehn, wie sich Göschel hier dreht und windet, um aus dem größten Dichter auch den allerchristlichsten sich zurecht zu machen, erwachte mein ganzes altes warmes Liebegefühl für Goethe, wie es in frühern unbefangenen Jünglingsjahren mich begeistert. Nein! rebete und flüsterte es in mir wie Erinnerung einer ehemaligen Geliebten — dazu ist Goethe doch zu groß und heilig, um von solchen Schulmeistereien eine Ehrenrettung zu empfangen! Man muß seinen Vertheidiger angreifen, um ihm sein Recht widerfahren zu lassen. Sein Wort: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!" ist noch immer an der Zeit.

In der That ist auch der Beweis, welchen Göschel von der Christlichkeit Goethe's führt, eigentlich nur ein sehr formeller. Er besteht in der Citirung von passenden und übereinstimmenden Bibelstellen zu einzelnen Stellen oder Tendenzen der Goethe'schen Werke, erhebt sich aber nirgend zu einer allgemeinen und durchdringenden Totalauffassung, die eine sieghafte Ueberzeugung ausspräche. So im 2. Bande in dem Aufsatz: „Anklage und Vertheidigung. Ein Prozeß ohne Endurtheil", wo das ohne Endurtheil den Göschelschen Standpunkt recht charakterisirt. Es liegt eine demüthigende Halbheit in dieser Vertheidigung, die sich besonders auf die bekannten Anklage-Stanzen von Albert Knapp in der Christoterpe bezieht. Göschel wagt in manchen Stellen nicht ganz herauszusagen, was er denkt. Er liebt Goethen und möchte ihn doch gar zu gern nach seiner Weise rechtfertigen, aber dann beschleicht ihn auf Einmal wieder ein frommes Achselzucken, und gegen die Anklage: daß Goethe zu wenig oder gar nicht in die Kirche gegangen, muß er ihn ohnehin preisgeben und fahren lassen, s. Thl. II. S. 95. Zum Schluß des Aufsatzes

*) „Natur ist weder Kern noch Schale,
Natur ist Alles mit Einem Male."

Digitized by Google

kommt noch ein Weiberjammer hinzu, indem sich fromme Frauen über Goethe beschweren, wogegen sich denn nun gar nichts machen läßt. Thl. II. S. 101. So redlich, wohlmeinend und liebenswürdig auch Göschel's Eifer bei dem ganzen Prozeß heraustritt: was er sagt, sieht einer bloßen Beschwichtigung zu ähnlich, um nicht den Gegenstand eher herabzuwürdigen, als zu erheben. Wäre Göschel nicht durch einen Zufall seiner Sympathie (denn dergleichen giebt es) an Goethe gerathen, ich bin der Meinung, er würde wie Pustkuchen über denselben sprechen und eifern, da er ja den übrigen Richtungen und Erscheinungen der Zeit in einer ähnlichen Stellung, wie Pustkuchen Goethen, gegenübersteht. Jetzt hat man aber das Schauspiel gehabt, daß, nachdem links Prophet Pustkuchen den Goethe angegriffen, und rechts Prophet Göschel den Goethe vertheidigt, das Weltkind Goethe in der Mitten immer noch das Weltkind bleibt! In der Weltlichkeit Goethe's ist die erhabenste Bedeutung seiner Religion und Poesie zu suchen. Gott ist lange genug ein Gott der Frommen gewesen; jetzt wird er auch ein Gott der Weltkinder sein. Was wollen denn diese Frommen? Haben sie wirklich ein Privilegium auf die Religion? Nichts da von Privilegien: der liebe Gott ist kein Pedant! Ich sage euch, der liebe Gott ist kein Pedant, sondern er ist ein Gott der Freude, und will die Freude! Ihr macht es Göthen zum Vorwurf, daß er sein Dichtertalent nie dazu verwendet, geistliche Lieder zu singen! Ihr Narren, glaubt ihr denn im Ernst, daß euerm Herrgott etwas damit gedient ist, wenn ihr zu ihm heult und schreit? Gott will bloß, daß ihr vernünftig leben sollt; das ist ihm die größte Satisfaction, weil er euch dazu geschaffen! Die Idee des Lebens prägt rein heraus, und ihr ehrt Gott am meisten und höchsten. Man sehe aber, auf welche ärmliche Weise Göschel in dem Aufsatz: „die Rochuskapelle," Thl. I. S. 154, die Frage vom Genuß der Welt abhandelt. Er macht dort eine Rheinreise in fröhlicher Gesellschaft, und spintisirt bei sich herum, ob der liebe Gott auch nichts dagegen haben werde, wenn er sich diesem frohen Lebensgenuß, der doch mehr ein bloß sinnlicher sei, überlasse? wobei denn auf die Legende vom reichen Jüngling im Evangelium zurückgegangen wird. Ist denn die Welt, die Gott geschaffen, eine Sünde? Und wo ist das Reich der Tugend, wenn es nicht auf Erden verwirklicht werden kann? denn jenseits giebt es weder Tugend noch Sünde, es muß Alles hier abgemacht werden! So kreuzigt denn euer Fleisch, wenn es des Teufels ist, und hängt euch ein Kalbsfell um die Glieder! Gott will das nicht: denn Gott ist kein Pedant! Ich bin Gottes, und darum bin ich lustig und freue mich. Ueberall ist die Erde des Herrn!

Th. Mundt.

Digitized by Google

Bücherschau.

Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Goethe. Ein Versuch von Caspar Poggel, Lehrer am Gymnasium zu Recklinghausen. Hamm, Schulz. 1834. 146 S. 8.

Diese kleine Schrift ist ein vortrefflicher Beitrag zu einer Aesthetik nach gegenwärtigem Bedürfniß und dem Stande unserer Interessen. So einfach das Thema scheint, was Alliteration, Assonanz und Reim sei, so sehr hängt die Erörterung desselben doch im Grunde mit der Charakteristik der Sprachen, der Dichtungsweisen und Volksidiome in alter und neuer Zeit zusammen. Schon die Beantwortung der Frage, warum die antike Poesie des Reimes ermangelte, führt auf einen tieferen Conner. Es ist der Sinn der Alten für Architektonik, der sich in dem Bau ihres Stils, in der Formbildung ihrer Sprachen, in den Metren ihrer Verse, in der Gliederung ihrer Staatseinrichtungen, in dem Gestaltenreichthum ihrer Mythenreligion, in ihrem ganzen Dasein ausprägte. Dieser architektonische Hang, der auch den Dichtern der Alten inwohnte und sie die künstlich verschränkten Rhythmen unbewußt schaffen hieß, schließt mehr oder weniger das Musikalische aus. Auf überwiegender Kraftentwickelung des Augorganes beruht auch die Plastik der Griechen. Sie schauten an, wo wir hören und fühlen. Dagegen darf aber der Reim unsern Versen die Musik nicht von außen her bringen, und der Verf., der sich gegen den phonetischen Klingklang des Reimes sehr streng erklärt, eröffnet von diesem Standpunkt aus eine interessante Polemik gegen Gedichte von Schiller, Voß, Schlegel Platen u. A. Auch in Schillers Versen ist der Reim keineswegs ein aus dem Inhalte herausgeborner Ton; seinen metaphysischen Reflexionsgedichten ist der Reim angehängt, mit den Rhythmen seiner Balladen steht er häufig im Widerstreit. Schiller hatte, obschon nicht in solchem Maße wie Klopstock und Voß, viel Hang zur Architektonik der Sprache. Bei Goethe ist der Reim, wie sein ganzes Lied, ein Gewordnes, die nothwendige Hülle seines Gedankens. Es muß sich Verwandtes in der dichterischen Intention zusammengesellen, dann erst ist der Reim die ganz natürliche Blüthenknospe der sich entfaltenden Blume. Es wäre sehr dankenswerth gewesen, wenn der Verf. seine Excursionen über den Widerstreit des philosophischen und musikalischen Elementes in der Sprache weiter ausgeführt hätte. Die Function des Reimes sieht er eben darin, daß das Begriffliche des Ausdrucks getilgt oder wenigstens durch den musikalischen Anhauch mild aufgelöst wird. Die neueste Philosophie ist erfinderisch genug gewesen, sich aller sprachlichen Productionen zu bemächtigen, welche

Digitized by Google

der hausbackene Verstand erzeugt hat. Unendlich reicher hat jedoch das unbewußte Gefühl für unsere Sprache gesorgt und durch musikalische Weichheit, Tiefe und Fülle wieder gutgemacht, was der dürre Verstand mit sophistischer Absichtlichkeit verschuldet. So ist denn wie in aller geschichtlichen Entfaltung eines Menschenlebens und einer Volksindividualität, so auch in der Entwickelung der Sprache und der Kunst das unbewußt Werdende ein Höheres, Reicheres und Vollkommneres, als das mit verständigem Bewußtsein Erklügelte. Die Geburtsstätte eines Kunstwerkes ist dunkel, es entwindet sich dem dunkeln Schooße der Empfängniß, ohne von sich zu wissen. So bildet sich jedes Leben, jede Sprache, jedes Volk, wie das Gedicht mit Allem, was es mit zur Welt bringt, Rhythmus und Reim. Diese Unmittelbarkeit des Sichselbsterzeugens ist keine niedrige, gemeine Stufe, wie der überwache Verstand es haben möchte, vielmehr ist diese Unmittelbarkeit die Mutter alles Lebendigen. Ohne die harmlose Unbefangenheit kindlicher Natur erschafft sich Nichts. Der Künstler wird sich erst seines Inhaltes bewußt, weil er bildet und nachdem er gebildet; er bildet nicht aus seinem Bewußtsein heraus. Die neueste Philosophie hat den Begriff der Unmittelbarkeit und den Begriff der Natur dermaßen degradirt, daß von einer richtigen Orientirung über die Functionen der schaffenden Phantasie bei ihr kaum die Rede sein kann. Goethe aber schuf, wie jeder Künstler, bloß aus seiner Natur heraus. Sein eignes Geständniß hat die Philosophie in nichts belehrt. Wir sehen in dem Verf. der interessanten Schrift einen ganz ungetrübten Forscher, der ohne alle Kundschaft von den Wirren des speculativen Gedankens im Felde der Aesthetik, mithin ohne alle Polemik, frei und sicher nur das unbewußt Gewordne im Gedichte anerkennt und die harmlose, kindhafte Unmittelbarkeit des Geistes für die Geburtsstätte aller Kunst erklärt, die in der Harmonie ihres Erzeugnisses eine reichere Offenbarung des Absoluten zu Stande bringt, als es dem begreifenden Verstande möglich ist, der sich auch in der Aesthetik so gern für einen Ausfluß der absoluten Vernunft ausgeben möchte. Der Verf. sollte fortfahren, die Kreise seines Studiums zu erweitern. Diese seine Schrift schließt sich an eine andere „über das Verhältniß zwischen Form und Bedeutung in der Sprache" (Münster, 1833), die uns nicht zu Gesicht gekommen. K.

* * *

Wie malt der Dichter Gestalten? Ein Beitrag zur Aesthetik von Heinrich Viehoff. Emmerich, Romen. 1834. 58 S. 8.

Ein so harmlos gemüthliches Thema, wie sich der Verf. dieses Schriftchens zur gemächlichen Betrachtung hinstellt, klingt heutzutage so idyllisch wie eine akademische Preisfrage. Wir Männer der Literatur müssen alle zu Roß sitzen, wir leben in Kampf und Krieg, alle Mächte des innern Menschen sind ins Feld gerückt, wir haben zu thun, uns aus der Anarchie zu retten, zu so friedlichen Untersuchungen können wir gar nicht die Hände in den Schooß legen. Indessen das Buch ist da, das Buch will gelesen sein, es ist fleißig verfaßt, nicht ohne Geschmack die Aufgabe gelöst.

Digitized by Google

— Lessing führte bekanntlich in seinem Laokoon den Satz durch, die Malerei wirke im Raum, die Poesie in der Zeit, jene stelle das Coexistirende diese das Successive der Situation dar. So triftig dies im Allgemeinen auch ist, so wenig läßt sich doch dem Dichter die Schranke stellen, sich der Motive der Malerei gänzlich zu enthalten. Lessing warnte vor dem Versuche, in fremdes Kunstgebiet hineinzupfuschen. Allein wie viele Balladenbilder, wie viele Romansituationen haben nicht ihre Pointe in der Ruhe der neben einander bestehenden Gegensätze! Das so beliebt gewordene bloße Hinmalen des Costüms und der Gestalt hat allerdings wenig geistige Wirksamkeit und hat sich auch nur in sogenannten romantisch-historischen, aller geistigen Motive und Conflicte entbehrenden, bereits aus der Mode gekommenen Moderomanen so überschwenglich hervorgethan. Gleichwohl darf sich der Dichter die Ruhe plastischer Gruppirung nicht nehmen lassen. Und bleibt es z. B. unwirksam, das Gesicht des Menschen, — die schwierigste Aufgabe für die Malerei der Poesie — in seinen Lineamenten hinzustellen, so muß die Umgebung als Rahmen zu Hülfe genommen werden, die stummen Zeugen rings umher müssen reden, um der Phantasie des Lesers Andeutung zu geben, dann hebt sich durch den Schatten ringsumher das lichte Portrait oft von selbst hervor. Diesen Punkt macht der Verf. der Schrift besonders geltend und belegt ihn mit vielen Stellen aus alten und neuen Dichtern. Im Uebrigen führt er nur Lessingsche und Jean Paulsche Behauptungen weiter aus. 27.

* * *

Die Lehre vom Menschen. Von Carl Friedrich Lessing, Kanzler des Standesherrlichen Gerichts zu Polnisch-Wartenberg in Schlesien. Leipzig, in Commission bei Friese. 2 Bde. 104 und 182 S. 8.

Daß unsere Zeit eine reiche, eine universelle ist, zeigen auch die trivialen Erscheinungen in der Literatur. Es scheint, daß wir heutzutage auch das Schnödeste, was jemals das Gehirn eines Menschen momentan durchfuhr, als ein redivivum begrüßen müssen, und aller Unsinn der Vergangenheit sich stataresch um uns lagert. Wollten wir alle literarischen Erscheinungen des Tages um uns häufen, wir säßen in einem Walle gefangen, den die Gedankensünden aller Zeitalter aufführen. Man hat die menschlichen Seelenkräfte nach Zentner, Pfund, Loth, Quentchen abgewogen, die religiösen Ideen mit Zirkel und Lineal construirt, und zum Beweisen der göttlichen Dreieinigkeit das mathematische Dreieck zu Hülfe genommen. Auch diese Richtung menschlicher Forschung hat sich noch nicht ausgelebt. Diese „Lehre vom Menschen" ist ein Product, zu dieser Gattung mathematischer Philosophie gehörig. In Cap. 1 handelt der Autor davon, „daß die Welt ein Compositum sei". Vom Weltall geht er dann langsam auf das Individuum über, um dessen Organismus zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Das Resultat derselben giebt uns den wichtigen Aufschluß, daß der Mensch eigentlich nichts ist, als „ein Wirkungs-Compositum." Mit dem zweiten Bande setzt der Autor nochmals

Digitized by Google

von neuem an und ſtellt, indem er die Analyſis und Syntheſis der Lebensproceſſe betrachten will, den ſpitzfindigen Frageſatz auf: „Was iſt Etwas?“ Er unterſcheidet dann gründlich ein ſpecielles und ein generelles Etwas. „Der Schöpfer, ſagt er, hat uns in einem ſpeciellen Etwas aufgeſtellt, wir ſelbſt ſind ein ſpecielles Etwas, wir können in das Nichts nicht kommen und aus dem Nichts können wir Etwas nicht hervorrufen.“ Die Schlußfolge iſt dann, daß eine „Erkenntniß des generellen Etwas und des Nichts,“ auch wenn ſie möglich wäre, uns zu nichts nützen würde. Am ergötzlichſten iſt der Gallimathias über Urſache und Wirkung. „Wenn die Urſachen der Wirkungen zu beſtimmen, ſagt der neue Leſſing, ſchon lediglich Sache des Schöpfers, welcher im Nichts ſchafft, iſt, ſo iſt es der Einfluß der Combination noch weit mehr. Die Mathematik kann immer als unumſtößlich lehren $1 + 1 = 2$, die Combination bringt ein Männlein und ein Fräulein zuſammen und durchlöchert jenen unumſtößlichen Lehrſatz beliebig.“ So componirt und combinirt der Verf. ein Etwas, die Welt und den Menſchen, zu einem Nichts mit Nichts in einem Nichts, nämlich in zwei Octavbänden voll Blödſinn, der als ein „Wirkungs-Compoſitum“ von ganz bärocker Pedanterie und ſeltſamem Aberwitz in der tollhäuſleriſchen Literatur noch ſeinesgleichen ſucht. Der Kanzler Leſſing gehört zu den Philoſophen, die man Combinations-Maſchiniſten nennen könnte. 27.

* * *

1) Friedrich von Schiller's auserleſene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Sehr vermehrte Ausgabe in 3 Bändchen. Zeitz, 1835. Immanuel Webel. 408 und 416 S.

2) Chriſtian Gottfried Schütz. Darſtellung ſeines Lebens, Charakters und Verdienſtes nebſt einer Auswahl aus ſeinem litterariſchen Briefwechſel mit den berühmteſten Gelehrten und Dichtern ſeiner Zeit. Herausgegeben von ſeinem Sohne Friedrich Karl Julius Schütz. Halle, 1834. C. F. E. Scharre. Zwei Bände. 484 und 560 S.

Die neue Ausgabe von No. 1. liefert den triftigſten Beweis für die richtige Spekulation und geſchickte Ausführung des Herrn Dr. Döring. So oft der große Name eines Dichters oder Gelehrten in weitläufigen Briefſammlungen gemißbraucht wird, um auf Unkoſten der öffentlichen Pietät, durch die langweiligſten und gleichgültigſten Dinge ihn zu verunſtalten, und ſo die Geiſtesperlen gefeierter Männer unter einem ermüdenden Ballaſt zu vergraben, ſollte fortan lieber bald eine rächende Parce mit ihrer Scheere, d. h. mit einem ſolchen Auszuge, wie er uns hier vorliegt, drohend von fern winken. Dieſe Sammlung aber unſern Leſern beſonders zu empfehlen wäre überflüſſig, da ihre praktiſche Brauchbarkeit von ſelbſt in die Augen leuchtet. — Der Herausgeber hat darin Briefe Schillers an Fichte, W. von Humboldt, F. H. Jakobi, Kant, Wieland, Sophie la Roche und viele andere aufgenommen. Den

Digitized by Google

Kern der Sammlung bilden indeß die Briefe an Goethe; nicht blos in Bezug auf die Charakteristik Schillers, sondern auch für das eigene Interesse des Lesers. Denn, wenn in den übrigen, namentlich den Briefen aus früherer Zeit, so manche Elemente enthalten sind, welche unter uns keinen rechten Anklang mehr finden, keine frischen Erinnerungen mehr wecken, so finden wir uns in Schillers Conversation mit Goethe wie auf heimischem Boden, da manches noch tief in unsere Zeit Hineingreifende hier berührt wird.

No. 2. ist weniger durch Gedankenentwickelung oder fortlaufende Charakteristik, als durch eine Fülle von Aufschlüssen über Begebenheiten, Verhältnisse, Personen, Bücher u. s. w. anziehend und wichtig. Der selige Schütz, der berühmte Stifter der Hallischen Litteraturzeitung, welche bereits ihr Jubiläum gefeiert hat, gehörte zu jenen seltneren Humanisten, welche diesen Namen im wahren Sinne des Worts (von seinen Verdiensten um die Kritik und die Philologie überhaupt hier ganz abgesehen) verdienen. Zur Zeit der Blüthe der Kantischen Philosophie trug er durch seine, in lateinischer Sprache abgefaßten Arbeiten in diesem Felde zu ihrer allgemeinern Verbreitung unter den Gelehrten, namentlich des Auslandes, viel bei. Diese seine allgemeine Empfänglichkeit für die verschiedensten Richtungen und Strömungen der geistigen Welt konnte und mußte sich auf das Glücklichste in einer Stellung entwickeln, die ihn, vielleicht mit allen schöpferischen Talenten in Deutschland, und sehr vielen im Auslande in eine sehr lebhafte Beziehung setzte. Diese Briefsammlung giebt hievon das sprechendste Zeugniß. Schütz's Gattin, eine Dame von seltener Geistesbildung, und zugleich echter Weiblichkeit und einer feinen Eigenthümlichkeit, war der Gegenstand der Bewunderung, Liebe und Hochachtung sehr vieler jener vorzüglichen Männer, mit denen ihr Gemahl in Berührung stand; und die an sie gerichteten Briefe, welche in diese Sammlung aufgenommen sind, gereichen derselben zu einer besondern Zierde. Außer mehrern hieher gehörigen Briefen philosophischen Inhalts von Fichte, sind namentlich die Briefe des Herrn von Ramdohr zu erwähnen (II, 333—371). Eine wohlthuende Zartheit und Feinheit des Urtheils über Dichter und Philosophen, verbunden mit einer durchgängig festgehaltenen Beziehung auf die eigenthümliche Sinnesart der geistreichen Empfängerin, zeichnen diese Briefe, obschon andererseits eine gewisse Befangenheit und Einseitigkeit im Urtheile zuzugeben ist, besonders aus. — Der gelehrten, und namentlich der philologischen Welt, wird eine Masse piquanter Besonderheiten aus der geheimen Werkstätte des Museums, die hier ans Tageslicht kommen, geboten; und der Nicht-Philolog genießt das interessante Schauspiel, einmal zu belauschen, wie man berühmt wird. Hier aber zeigt sich besonders der unter allen Ständen gefeierte Jakobs (I, 197—243) von der liebenswürdigsten und achtungswerthesten Seite. Von sehr ungleichem Interesse sind die Briefe von: Bekker, Böttiger, Eichstädt, Creuzer, Hermann, Manso, Friedrich August Wolf, und vielen Andern. Von andern Gelehrten, und von Dichtern, Künstlern ꝛc. darf man sicher sein, kaum einen zu vermissen, der sich ir-

Digitized by Google

gend einen Namen unter uns gegründet hat. — Ueber die ewig denkwürdigen politischen Verhältnisse in Deutschland in der Periode der Fremdherrschaft, namentlich in deren traurigen Rückwirkungen auf die Wissenschaften und ihre Pfleger und Lehrer; ferner über gewisse arge Kabalen und Geschichten in Bayern gegen einige unserer vorzüglichsten Gelehrten, findet man hier die interessantesten Aufschlüsse. Bei alle dem hätte gleichwohl die Auswahl noch viel strenger getroffen werden müssen. Sehr viele Briefe enthalten fast zu wenig von irgend allgemeinem Interesse. Der Herausgeber, der sich gleichwohl ein anzuerkennendes Verdienst durch diese Sammlung erworben, berechtigt uns selbst zu diesem Wunsche, durch sein aus Jean Paul entlehntes Motto: Bücher sind nur dickere Briefe an Freunde; Briefe sind nur dünnere Bücher für die Welt. — G. G.

* * *

Vorstudien für Leben und Kunst. Herausg. von Dr. H. G. Hotho. Stuttg. und Tüb. Cotta'sche Buchh. 1835. 438 S.

Ref. bekennt, daß er nicht ohne einiges Vorurtheil an die Lectüre dieses Buches ging. Was ihm in früherer Zeit aus der Feder des Verf. von einzelnen Aufsätzen kritisch-ästhetischen Inhalts zu Gesicht gekommen war, erweckte die Besorgniß, die Bildung der philosophischen Schule Hegels, die bekanntlich nirgends einseitiger und beschränkender zu wirken pflegt, als auf dem Gebiete der Poesie und Kunst, möchte auch auf ihn diese Wirkung ausgeübt, und seine Kunstkritik wenigstens theilweise in einen beengenden Formalismus hineingezwängt haben. Hr. Hotho war es, der eine Zeitlang lauter, als fast irgend ein anderer Schüler Hegels, das Evangelium von dem Untergange aller Kunst in dem absoluten Wissen predigte, und seine Kritiken einzelner Werke besonders aus dem Gebiete dramatischer Poesie und Musik, wenn sie auch im Allgemeinen eine gründliche ästhetische Bildung und im Einzelnen geistreiche Züge nicht vermissen ließen, schienen doch durchgängig die Tendenz zu verfolgen, als das eigentlich wesentliche des Kunstwerks das, was man den Inhalt nannte, d. h. die angeblich in ihm niedergelegte speculative Wahrheit zu erkennen und an den Tag zu bringen. — Selten aber sind wir von einer vorgefaßten Meinung auf so erfreuliche Art enttäuscht worden, wie hier. Die vorliegende Schrift verläugnet zwar die Schule nicht, der sie angehört; aber sie bewegt sich innerhalb ihrer Grenzen, zum Theil vielleicht auch über diese Grenzen hinaus, mit solcher Freiheit, sie läßt, ganz im Gegensatze jener anmaßlichen Objectivität, die alles Subjective in der Reinheit des wissenschaftlichen Gedankens aufzuzehren vorgiebt, eine zu geistreicher Eigenthümlichkeit ausgeprägte Subjectivität auf so heitere und ungezwungene Weise walten; sie zeigt sich endlich so durch und durch von dem reinen, durch keine Nebenforderungen oder Schulpedanterei getrübten Interesse für Kunst und Schönheit beseelt, daß wir verblendet seyn müßten, wenn wir nicht erkennen wollten, wie, was von philosophischer Schule in ihr ist, ihr in jeder Hinsicht nur zum Vortheil, in keiner zum Nachtheil gereicht.

Was diese Schrift vor den meisten Producten ähnlichen Inhalts, die unser Zeitalter in so ansehnlicher Menge erscheinen läßt, auf das Rühmlichste auszeichnet, ist zuvörderst, daß die Ansichten und Reflexionen über Kunst, welche sie enthält, im wahrsten und vollsten Sinne als erlebte, als das Erzeugniß und Resultat eines von reiner Begeisterung getriebenen, durchaus der Kunst gewidmeten, und wenn auch seinem wesentlichen Charakter nach theoretischen, dennoch nach allen Seiten hin wahrhaft das Leben ausfüllenden Strebens erscheinen. Der Verf. hat auf eine ungemein sinnreiche, und ungesuchte, als auch wieder mit kunstvoller Absichtlichkeit durchgeführte Weise, verstanden, an einem biographischen Faden seine in die verschiedensten Gebiete der Kunst sich ergehenden Betrachtungen zusammenzureihen, und so sie recht eigentlich als Erlebnisse (wenn man die Aeußerungen der Zueignung wörtlich nehmen wollte, nicht als seine eigenen, sondern als die eines Freundes) darzustellen. Nicht als ob er in der jetzt so beliebten Manier (die wir übrigens nicht minder anerkennen) eine roman- oder novellenartige Erzählung zum Rahmen seiner kunstphilosophischen Abhandlungen gemacht hätte. Das Biographische in Hotho's Schrift hat selbst nur das Kunststreben zum Inhalte; es macht auch keine scheinbaren Ansprüche auf Selbstständigkeit. Dagegen zieht es sich durch die gesammte Darstellung, als deren Träger und eigentliches Motiv hierdurch. Die ausführliche Kritik des Mozart'schen Don Juan, mit welcher das Werk beginnt, wird eben so in successiv berichtender, aber dabei doch nicht etwa psychologisch analysirender, sondern in heiterem poetischem Schwunge sich ergehender Erzählung als eine allmählig sich entwickelnde, ausbreitende und in sich selbst vertiefende, und doch zuletzt, als es zur Enthüllung des Allerheiligsten kommen soll, stockende und sich verwirrende Gedankenreihe vorgetragen, wie späterhin die Beschäftigung mit den italienischen und niederländischen Malerschulen, mit den altdeutschen Bauwerken, und mit den hellenischen Sculpturwerken im brittischen Museum in raschem Reisefluge an uns vorübergeführt wird, oder wie zuletzt die großen Lebensfragen über Bestimmung und Gehalt der Dichtkunst als streitende Mächte in dem eigenen Gemüth des Darstellers auftreten und uns in dieser Verkörperung ein menschlich erhöhtes Interesse abzugewinnen wissen. Diese Gestalt der Subjectivität, welche die kunstphilosophische Betrachtung bei unserm Verf. angenommen hat, ist aber nicht zu verwechseln mit jener naiven Subjectivität, welche vorzüglich weiblichen, der Poesie und Kunst zugewandten Gemüthern so wohl ansteht, welche das eigene, empfindende und beschauende Ich nur darum giebt, weil sie das Ich von dem beschauten und empfundenen Gegenstande nicht zu trennen vermag. Vielmehr ist es eine recht eigentlich männliche Subjectivität, nämlich eine solche, die sichtlich aus Selbstbeschränkung, aus dem Bewußtseyn über die subjective Bedingtheit des Gegebenen, und aus dem Willen, das solchergestalt Bedingte auch nur für das, wofür es sich selbst erkennt, zu geben, und nicht den Schein einer objectiven Vollendung und Geschlossenheit da zu erkünsteln, wo dem eigenen Bewußtseyn des Verf.

Digitized by Google

zufolge nur das Streben nach der objectiven Wahrheit, aber nicht die absolute Wahrheit selbst vorhanden war, hervorgegangen ist. Eine solche Geistesfreiheit muß doppelt erfreuen, wenn wir sie bei einem Zögling jener Schule gewahren, die über alles Subjective ein so hartes Verdammungsurtheil auszusprechen und ihre Jünger in dem Wahne zu bestärken pflegte, als vermöchten sie ihre zufälligen, individuellen Ansichten und Einfälle dadurch, daß sie sich in die Formeln ihrer Logik hineinzupassen wissen, zur objectiven, wissenschaftlichen Wahrheit zu erheben.

Ueber den ästhetischen Inhalt und die kunstphilosophische Tendenz des Werkes in der Kürze zu berichten, ist, wegen der Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des darin Gegebenen, nicht ganz leicht. Zwar scheint uns dasselbe auch in Bezug auf die Wahl und Ordnung der darin behandelten Gegenstände und die Art und Weise der einem jeden gewidmeten Behandlung keineswegs planlos. Wir sind geneigt, Absicht und besonnene Ueberlegung darin zu erblicken, obgleich keine ausdrückliche Ankündigung uns dessen versichert, wenn das Ganze in drei Abtheilungen zerfällt, von welchen die erste hauptsächlich der Musik, die zweite der bildenden Kunst, die dritte der Poesie gewidmet ist, wiewohl, bei der zwanglosen Haltung dieser Mittheilungen, die Grenze nicht überall mit ängstlicher Genauigkeit festgehalten wird. Der Verf. hat, wie es scheint, das ganze Gebiet der Kunst, und zwar, irren wir nicht, ausdrücklich in dieser Ordnung, die sich ihm aus guten Gründen empfehlen mochte, nicht zwar in empirischer Vollständigkeit, aber doch in einer gewissen Vollständigkeit des Begriffs, zu durchlaufen gesucht. In der Tonkunst war es ein unsterbliches Meisterwerk, welches seinen Blick ausschließlich fesselte. Und in der That kann die Musik, als die innerlichste und abstracteste, als die gleichsam stofflose und außerordentliche der Künste, am leichtesten unter den übrigene zu dem Versuche einladen, im Einzelnen das Ganze, in einem besondern Werke ihr ganzes Wesen und Selbst zu erfassen und zu erkennen. Freilich wird sich bei solchem Versuche alsbald der Widerspruch hervorthun, daß eben wegen dieser Innerlichkeit das eigentliche Wesen dieser Kunst für die theoretische Betrachtung mehr oder weniger unzugänglich erscheint. So sehen wir denn auch hier unsern Verf., nachdem er sich auf eine sehr anziehende und gewiß nicht erfolglose Weise bemüht hat, durch beredte Schilderung der Charaktere und der dramatischen Handlung des Don Juan den Geist dieser Oper auf dem Wege reproductiver Kritik vor Augen zu stellen, und durch eine philosophische Analyse des poetisch-musikalischen Inhaltes der übrigen Mozart'schen und der Gluck'schen Opern das künstlerische und kunstgeschichtliche Verhältniß jener ersten zu diesen zum Verständniß zu bringen, — wir sehen ihn nach so schön gelungenen Bestrebungen mit dem Geständnisse schließen, wie er zuletzt doch jenen Weg kritischer Darstellung, wenn nicht fruchtlos, doch unzulänglich befunden, wie er sodann auf dem Wege technischer Kunsttheorie tiefer in das eigentliche Wesen der Schönheit jenes Werkes einzudringen, und, worin diese Schönheit bestehe, zur Klarheit des wissenschaftlichen Bewußtseyns zu bringen

Digitized by Google

versucht habe, wie aber auch dieser Versuch mißlungen sey, und er sich habe bekennen müssen, daß der eigentlich substantielle, ästhetische Gehalt jedes wahrhaften Kunstwerkes der rein theoretischen Betrachtung doch stets entfliehe und durch sie sich festhalten oder ausdrücken zu lassen verschmähe. Gewiß ein merkwürdiges Geständniß aus dem Munde eines Philosophen der Hegel'schen Schule! Um so merkwürdiger, als das vorliegende Buch unwidersprechlich zeigt, daß Hr. Hotho nicht leichtsinnig oder in einer vorüb rgehenden Stimmung aufbrausender Ungeduld seinen frühern Glauben aufgegeben und mit einem andern vertauscht hat, sondern in Folge eines ernsten, tüchtigen und redlichen Strebens, mit klar überschauender Besonnenheit und umfassender, gediegener Kenntniß und Anschauung der wirklichen geschichtlich vorhandenen Kunst. — Der bildenden Kunst widmet die zweite Abtheilung eine mehr summarische, die Geschichte dieser Kunst und ihrer einzelnen Zweige und Schulen in kurzen, prägnanten und anschauungsreichen Zügen durchlaufende Betrachtung; auch hierin entsprechend der Natur dieses Kunstgebietes in seinem Gegensatze zu dem musikalischen, da die bildende Kunst die Breite des Weltwesens und seiner äußern Erscheinung in sich aufnimmt, und von dem, der sie verstehen lernen will, vor allem Andern offne Sinne und die gewandte Fähigkeit, sich an das äußerebunte Daseyn hinzugeben, ohne doch darin sich zu verlieren, verlangt. — Die dritte Abtheilung steht in ihrer Darstellungsweise gewissermaßen zwischen den beiden ersten in der Mitte, oder gleicht ihren Gegensatz zu einer neuen, die Elemente jener beiden in sich vereinigenden Gestaltung aus; gleichwie auch die Poesie, welche sie zum Gegenstande hat, das dritte vermittelnde Glied zu dem Gegensatze der Musik und der Plastik bildet. Die Poesie ist es, welche unter den übrigen Künsten am meisten die speculativen Probleme des Daseyns uns zum ausdrücklichen Bewußtseyn bringt; und so steigert sich denn auch die Betrachtung des Verf. hier zu der ausdrücklichen Verhandlung einer Lebensfrage, von der man wohl sieht, daß sie recht eigentlich den Angelpunkt seiner philosophisch-ästhetischen Bildung ausgemacht hat. Es ist die Frage nach dem Verhältniß der Poesie und mit ihr aller Kunst und Idealschönheit zur Wirklichkeit und deren sittlichen Forderungen: auf der einen Seite steht hier die unbedingte Apotheose der Poesie und Kunstschönheit, als deren dichterischen Herold der Verf. vor Allen Ludwig Tieck, als deren philosophischen er (ob ganz mit Recht?) Solger einführt; jenes Princip der Ironie, welches mit genialem Uebermuthe die gemeine Wirklichkeit und ihre Rechte niedertritt und uns, aller Pflichten entbunden, auf den Flügeln der Phantasie in das schöne Wunderland leicht und mühelos emporzuheben verspricht; auf der andern steht der sittliche Ernst des speculativen Gedankens, wie dieser dem Verf. verkörpert und Mensch geworden in der Person seines großen Lehrers Hegel entgegengetreten ist. Den Kampf dieser Principien stellt uns der Verf. in einer Skizze der deutschen Litteraturgeschichte seit dem 17ten Jahrhun, derte dar: er schildert hier mit geistreichen Zügen das allmählige Auftauchen der Dichtkunst aus der philisterhaften Prosa des deutschen Bürgerle-

Digitized by Google

bens, unter der sie auch während dieses Zeitraums noch so lange gebunden lag, und die allmählige Steigerung des künstlerischen, genialen Selbstbewußtseyns bis zu jener revolutionairen Höhe erst der sogenannten Sturm- und Drangperiode, dann des Schlegel-Tieckschen Kreises. Den Gegensatz dazu läßt er mehr ahnen, als daß er ihn des Breiteren entwickelte: er bedient sich dazu des indirecten Mittels einer Schilderung von Hegels Persönlichkeit, und des Eindrucks, den diese auf ihn gemacht. Es gehört diese Schilderung, zu welcher der Verf. wegen seines nähern persönlichen Verhältnisses zu dem berühmten Denker sich vor Andern berufen glauben durfte, zu den interessantesten Partien seines Werkes; Ref. seines Theils hält sie vollkommen gelungen und in allen Stücken treffend; sie veranschaulicht ihm aufs Neue, wovon er freilich stets lebendig überzeugt war, wie nach allen Seiten hin die geniale Individualität des unvergeßlichen Mannes über sein abstractes Denken hinausging und auf eine Weise, von der freilich Manche seiner Schüler keine Ahnung zu haben scheinen, sein System ergänzte. — Die letzte und höchste Vermittelung der Gegensätze scheint der Verf. in Goethe gefunden zu haben. Doch ist der Schluß des Buches eben so wenig, wie irgend ein anderer Theil desselben, abschließend, vielmehr einer unbegrenzten Fortführung und Steigerung der dargelegten Ansichten und Studien Raum gebend.

Der Styl des Verf. ist fließend, reich an Wendungen und bezeichnenden Ausdrucksformen, kräftig und von edler Bildung. Einige hin und wieder noch zu auffallend hervortretende Spuren von Zwang und Künstlichkeit wird gewiß die Zeit und eine länger und vielseitiger fortgesetzte Uebung tilgen.

C. H. Weiße.

Feuilleton.

— Das Organ des deutschen Buchhandels, redigirt von H. Burchhardt, enthält in seiner Nr. 24 einen Vorschlag des Herrn Commissionsraths Gädicke zur Errichtung eines Nachdrucks-Recensir-Comité's, der bei dem noch immer fühlbaren Mangel an ausreichenden Gesetzen gegen den Nachdruck alle Beherzigung verdient. Das in Vorschlag gebrachte und von der Leipziger Börsendirection zu errichtende Comité soll an bestimmten Orten Deutschlands aus den erfahrensten Buchhändlern niedergesetzt werden, die auf die erscheinenden Nachdrücke zu vigiliren und bei verwickelten Fällen, wo es durch die Intriguen der Nachdrucker oft schwierig wird, das Verbrechen klar zu constatiren, die Sachlage zu beurtheilen haben. Jeder Buchhändler, dem etwas nachgedruckt wird, wendet sich zuerst an dies Comité um Untersuchung und Vergleichung des Originals mit dem Nachdrucke, und das Comité giebt ihm, nach reiflicher Erwägung der Umstände, entweder den Rath, von einem Prozesse abzulassen, oder stellt ihm ein Gutachten über alle untersuchten Puncte, mit den Unterschriften sämmtlicher Mitglieder des Comité's aus, um damit bei der Obrigkeit des Nachdruckers sein Recht weiter zu suchen. Es ist kein Zweifel, daß ein solches Gutachten der Sachverständigen bei den Richtern von Eindruck werden muß, da sich bisher so oft gezeigt hat, daß die Juristen, aus

Digitized by Google

Unkenntniß der literarischen Verhältnisse und aus falscher Herbeiziehung von Analogieen der Eigenthumsgesetze, bei der Entscheidung von Nachdrucks-Prozessen aus unrichtigen Gesichtspunkten verfahren sind. Denn bei den meisten Klagen dieser Art, man sollte es kaum glauben, ist dem spitzbübischen Nachdrucker, der den Andern um seinen rechtmäßigen Besitz geschmälert, — Recht gegeben, und der Kläger in die Kosten verurtheilt worden. Zwar hat man allgemein angefangen, den Nachdruck für ein Verbrechen anzusehn, wenn auch ein deutscher Staat noch fortfährt, denselben zu schützen, aber man versieht es noch immer darin, daß man, auf die Unsichtbarkeit der Idee eines geistigen Eigenthums sich stützend, die materielle Seite eines literarischen Besitzes schärfer ins Auge zu fassen verabsäumt. Etwas, das in andern Ländern das Umsichgreifen des Nachdrucks von selbst verhindert, — die Nationalehre — ist bei uns nicht in dem Maße vorhanden. Bei gewissen Dingen, die ein Gefühl für den allgemeinen Zustand erfordern, haben viele Deutsche gar keine Ehre im Leibe, sie sind nicht honett genug, um einen einzelnen Krämergewinn dem allgemeinen Besten der Literatur aufzuopfern oder die geistige Beleidigung der Schriftsteller dabei nachzuempfinden, und daher kommt es, daß in keinem Lande auf so intriguante Weise nachgedruckt worden ist, als in Deutschland. Sollte aber endlich etwas Durchgreifendes gegen diese schleichende Pest in der Literatur geschehn, so vergesse man doch nicht, eine ganz neue Art des Nachdrucks zu berücksichtigen, die in letzter Zeit vielfältig aufgekommen ist! Dies ist der Nachdruck, der in literarischen Beiblättern zu politischen Zeitungen, die das Beste aus den andern deutschen Journalen unmittelbar nach dem Erscheinen herausdrucken, getrieben wird, worin sich bekanntlich die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung durch eine eben so verderbliche als bewundernswürdige Taktik auszeichnet. Mag es nach den Gesetzen erlaubt sein, Blumenlesen von einzelnen Stellen zu veranstalten: ein solches gänzlich aus Nachdruck zusammengerafftes Beiblatt, wie das Frankf. Conversations-Bl., ist keine Blumenlese, da es nicht einzelne Stellen, sondern ganze Aufsätze, ganze Novellen, ganze Abhandlungen aus andern Journalen nachdruckt. Bei der großen Bedeutung, welche die Journalliteratur in Deutschland gewonnen, ist es doppelt Noth, auch diese gegen die räuberischen Hände der Nachdrucker zu schützen! —

* * *

— Von der Revue du Nord, herausgegeben von R. O. Spazier und J. E. Woulet, liegen die drei ersten Hefte vor uns, die sehr wenig Originalartikel und meistentheils Uebersetzungen und Auszüge aus deutschen Werken und Blättern, obwohl von sehr geschickter und planmäßig verfahrender Hand, enthalten. Nur zuweilen scheint es uns, als ob die Herausgeber nicht immer gleichmäßig mit dem gegenwärtigen literarischen Treiben in Deutschland au fait wären. So wird im Aprilhefte S. 301 bei Erwähnung eines der neuern jungen Schriftsteller von einer literarischen Schule gesprochen, die sich auf Jean Paul zurückführe und deren Oberhaupt jetzt gewissermaßen Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart sei. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was dies für eine Schule sein könne, da mir überhaupt kein einzelner Schriftsteller bekannt ist, auf den das Signalement einer aus Jean Paul und Wolfgang Menzel gemischten Physiognomie anwendbar wäre. Weder hat Jean Paul eine poetische, noch Wolfgang Menzel eine kritische Schule gestiftet, da das Wirken beider Männer zu sehr in ihrer besondern Individualität abgeschlossen liegt; und es ist auch nicht nöthig, Schulen unter uns zu gründen. Mache jeder Schriftsteller seine Individualität, wenn er eine hat, entschieden und original geltend; so wird sich dadurch auch eine Gemeinsamkeit des Wirkens schon von selbst einfinden und anknüpfen. Einflußreich ist unter den neueren Kritikern Wolfgang Menzel

Digitized by Google

vornehmlich deshalb geworden, weil er seinen eigenthümlichen Charakter überall offen und unverstellt geltend zu machen gewußt hat. —

* * *

— In Nr. 89 der „Allgemeinen Kirchenzeitung" befindet sich von Dr. Bretschneider eine Beleuchtung mehrerer Stellen meiner „Madonna" (besonders von S. 349, 351 u. 365 des Buches), die mich zu lebhaftem Dank veranlaßt und durch einige historische Berichtigungen zur Geschichte des Katholizismus belehrend für mich geworden ist. Während jenem Buche in dem protestantischen Berlin gerade von Seiten der frommen Leser so vielfältiges Unrecht widerfahren ist, daß mehrere darüber laut gewordene Stimmen fast an die Hexenprozesse des Mittelalters erinnern, muß es mir wohlthun, wenn ein wahrhaft freisinniger und hochwürdiger Geistlicher, wie Dr. Bretschneider, meine Polemik gegen den Katholizismus und Pietismus unserer Zeit seiner Aufmerksamkeit und Interpretation für werth erachtet. Es ist mir gleichgültig, was man mir persönlich regen eines Buches thut, in dem ich mir nur der lautersten Tendenzen zur Emancipation der Zeitgesinnung bewußt bin und das eine felsenfest moralische und christliche Basis hat. Wenn ich dies jetzt sage, so geschieht es nicht, um mich weißzubrennen, was ganz gegen meine Art wäre, sondern ich kann überall auf das Buch selbst verweisen, wo ich bei Lösung der socialen und ethischen Fragen der Zeit auf die christliche Grundlage des modernen Lebens zurückgegangen bin, hierin, wie ich glaube, einen eigenthümlichen Standpunct behauptend. Freilich ist es nicht das Christenthum der hengstenbergisch-evangelischen Kirchenzeitung, zu dem ich mich bekenne, da ich vielmehr den in Schaafsfellkleidern einherschleichenden Wolfsglauben jener Partei, die alle Andersdenkenden zerreißen möchte, für unchristlich ansehe; einer Partei, die damals bei den hallischen Streitigkeiten die protestantische Lehrfreiheit so arg verletzen wollte, daß sie ächt jesuitisch dem Staat die Absetzung der andersdenkenden Religionslehrer insinuirte! Bretschneider erwarb sich das Verdienst, das finstere Gelichter dieser sogenannten evangelischen Kirchenzeitung mit seinem starken Arm zu bekämpfen, und unsere junge Generation thut wohl, diesen Mann, der das kräftigste Bewußtsein über die Tendenzen der Zeit mit einem tiefchristlichen Wirken seines Standes vereinigt, auf das Höchste zu ehren. Wenn die Opposition in unsern Tagen mit Recht auch den geistlichen Stand nöthigen will, sich vom Herkommen zu emancipiren und, um humaner und allgemein menschlicher zu wirken, vorerst die stolze Theokratie des schwarzen Rockes auszuziehn, so ist es um so erquicklicher, das Bild eines Geistlichen zu sehn, der, bei einer strengen dogmatischen Grundlage, eine großartige Freiheit der Gesinnung und Lebensbewegung jederzeit gezeigt hat. —

* * *

— Neulich besuchte mich der Kaiserl. Russische Staatsrath Nicolai Gretsch aus St. Petersburg, der sich auf einem erneuten Ausfluge durch Deutschland mehrere Tage in Berlin aufhielt. Er ist einer der gründlichsten Kenner deutscher Literatur in Rußland, obwohl diese Gründlichkeit freilich noch immer nicht viel besagen will. Bei uns ist Gretsch vornehmlich bekannt durch seinen Roman: „Ausflucht eines Russen durch Deutschland," ins Deutsche übersetzt von C. Curot, mit welcher Uebersetzung der Verfasser jedoch nicht zufrieden ist. Sein neuester Roman heißt: „die schwarze Frau," von welchem gegenwärtig unter Aufsicht des Verfassers eine französische und englische Uebersetzung in Petersburg angefertigt werden. Gegen den Geschmack der historischen Romane, die in Rußland besonders durch Bulgarin, Sagoskin und Andre, zum Theil als Nachahmungen Walter Scott's, in Mode gekommen, befindet sich Gretsch in einer gewissen Opposition, und hat in seinen eigenen Arbeiten, namentlich

Digitized by Google

in seiner neuesten, vorzugsweise idealistische und raisonnirende Tendenzen, nach deutschen Vorbildern dieser Art, eingeschlagen, obwohl es ihm dazu meistentheils an Tiefe der Reflexion und an productiver Phantasie gebricht. Große Verdienste hat sich aber Gretsch um die russische Literatur und Sprache durch seine Grammaire raisonnée de la langue russe und seinen „Abriß der russischen Literaturgeschichte" erworben. Er ist gegenwärtig Redacteur der Nordischen Biene, und giebt außerdem eine Wochenschrift: „der Sohn des Vaterlandes" heraus. —

* * *

— Das Berliner Museum hat sich einiger neuen Acquisitionen von großer Schönheit und Bedeutung zu erfreuen. Es sind dies drei Gemälde, ein Murillos, ein Zurbaron und ein vorzügliches Bildniß von dem Pinsel, vielleicht des Gerard Dow. Das erste stellt dar, wie der heilige Franciscus das Christuskind entzückt zu sich hinaufhebt, während von oben, gegenüber und vom Boden Engelskinder ihre Theilnahme an dieser Handlung zu erkennen geben. Die Scene ist freie, halbromantische Natur. Das Licht verbreitet sich vom Kinde und dem Antlitz des Heiligen über die Umgebung, bis es den am Boden kauernden Engel mit dem tiefsten, obschon ganz durchsichtigen Helldunkel umgiebt. Bei aller Harmonie des Tons ist jedoch eine seltene und wohlthuende Mannigfaltigkeit des Lichts in ganzen Massen, und nach den Lokal-Gegenständen und -Verhältnissen bestimmt. Das Christuskind ist über alle Beschreibung schön, und bei aller Frische und vollkommener Lebendigkeit gleichsam ohne alle Materie gemalt. Ueberhaupt leuchten hier die Muster, denen dieser genialste spanische Künstler nachgestrebt hat, besonders Titian in der Färbung, und Rubens in der Zeichnung, überraschend hervor. Dieses Bild füllt eine der empfindlichsten Lücken der hiesigen Gallerie auf das Glücklichste. — Das Gemälde von Zurbaron läßt den melancholisch-tief sinnenden Spanier unmittelbar erkennen. Christus, an eine Säule gebunden, entkleidet, vor seinen Füßen ein Bündel Ruthen, giebt sich die Stellung, um gegeißelt zu werden. Die Trauer und den Zorn einer Welt, nicht eines Menschen, wußte der Künstler in der großen, erhaben-schönen und originellen Figur sprechen zu lassen. Die Ausführung kommt der Composition gleich. Sowohl die Modellirung aller Theile und Glieder, als auch das Fleisch, und besonders das Helldunkel sind zu bewundern. — Das Bildniß, einen edeln Spanier in den mittlern Jahren vorstellend, gehört zu den anziehendsten in der Gallerie; nicht nur wegen des sprechenden Ausdrucks der Physiognomie, worin Gutmüthigkeit, Jovialität und komische Selbstzufriedenheit den Beschauer in eine lustige Stimmung versetzen, sondern auch wegen der meisterhaften Behandlung in Farbe und Modellirung des Einzelnen. Man findet dieses Portrait in dem Compartiment der Rubens, so wie die Spanier unter dem Caravaggio's. Dem unermüdlichen Bestreben und Eifer des Herrn Dr. Waagen ist die Veranlassung zu diesen Acquisitionen zu verdanken. Wir erwarten endlich recht bald ein drittes Bild eines Spaniers, eine Madonna darstellend, welches sich bereits hier befindet, so wie die so lange vermißte Leda des Correggio, von der geschickten Hand des Restaurators, Herrn Schlesinger, neu hergestellt, in der Reihe der Bilder unserer Gallerie zu erblicken. G.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Digitized by Google

Literarischer Zodiacus.

September, 1835.

Etwas über Wilhelm von Humboldt,

gesprochen in der öffentlichen Sitzung der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften am 9. Juli 1835 *).

Von A. Böckh.

Litteratur und Wissenschaft haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkührlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen mußte, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe.

Der Freiherr Wilhelm von Humboldt, welcher unserer Akademie, unserem Staate, der gesammten gebildeten Welt vor kaum drei Monaten entrissen worden, hatte unter jenen Helden auf dem Felde der Wissenschaft und des ganzen geistigen Lebens keine geringere Stelle als im Staat errungen; bei seinem Grabe öffnete sich von Neuem jene beklagenswerthe Kluft: wer unter uns Lebenden berechtigte schon jetzt oder ließe hoffen, als sein Nachfolger und Ersatzmann zu gelten für das laufende oder das folgende Menschenalter? Gesetzt auch, die mannigfachen Richtungen, welche er in seiner Person vereinigte, könnten einzeln mit demselben oder ähnlichem Glück verfolgt, und so was er

*) Auf Verlangen mitgetheilt von dem Verfasser.

Digitized by Google

zu seinem Ziel gestellt, fortgesetzt, vielleicht auch in Kleinigkeiten noch vollständiger erreicht werden, weil die neuen Arbeiter jeglicher sich auf einen kleinern Theil des geistigen Gebietes beschränkten und dieses bis ins Besonderste zu vollenden suchten: wiewohl Humboldt von den umfassendsten und allgemeinsten Ansichten mit seltner Hingebung und Geduld bis in die geringsten und feinsten Einzelheiten hinabstieg, und gerade dieses mit zu seiner Eigenthümlichkeit gehörte, daß er aus der Gesammtheit des unzähligen Mannigfaltigen den allgemeinen Gedanken hervorbildete, und ebenso diesen wieder bis in das Besonderste organisch gliederte, den gesammten Stoff, welcher für andere todt da lag, mit Leben und Geist durchdrang, befruchtete und beseelte: doch gesetzt auch, sage ich, die Richtungen, welche er verband, würden in ihrer Trennung nicht ohne Glück verfolgt, so wird doch die große Persönlichkeit nicht wieder hergestellt, welche den vielseitigen Bewegungen die Einheit gab, die Einheit, in welcher zugleich die fruchtbarste Wechselwirkung verschiedener und gewissermaßen entgegengesetzter Thätigkeiten auf einander möglich wurde. Wenn der eine die Logik, der andere die Poetik oder Rhetorik, der dritte die Politik oder Erziehungslehre, der vierte die Thiergeschichte oder die Anatomie oder die Meteorologie vortrefflich behandelt und weiter fördert, so schreiten zwar die Wissenschaften für sich fort, aber alle diese einzelnen wissenschaftlichen Männer geben uns nicht den Geist des Stagiriten wieder, in welchem das Gesammte des menschlichen Wissens begriffsmäßig gestaltet seinen Mittelpunkt gefunden hatte, während die bedeutendsten Vertreter einzelner Lehren doch immer nur als Punkte in der Peripherie stehen: hier fehlt die gegenseitige Beleuchtung, welche der eine Theil des Erkennens dem andern zuwirft, und das Großartige, welches eben darin liegt, daß in diesem Einen Geiste unendlich viele Strahlen des Wissens als in Einem Brennpunkte zu dem stärksten Lichte versammelt und in die Monas einer einfachen Seele gleichsam zu unendlicher Dichtigkeit zusammengedrängt sind. Dasselbe wendet sich ohne weitere Ausführung von selber an

Digitized by Google

auf die Verbindung der Thätigkeiten des Staatsmannes und Gelehrten, eine Verbindung, deren Wichtigkeit um so mehr einleuchtet, je mehr die gewöhnliche Geschäftsthätigkeit für idealere Betrachtung, und wissenschaftliches Leben für den Betrieb öffentlicher Geschäfte abstumpft. Wenn nun freilich letztere Vereinigung heutzutage nicht mehr in demselben Grade wie ehemals unstatthaft scheint, weil das wissenschaftliche Erkennen aus früherer Abgeschiedenheit herausgetreten ist und sich dem Kampfplatze des Lebens genähert hat, die Staaten aber empfänglicher für die Herrschaft des Gedankens geworden sind; worin wir einen wesentlichen Fortschritt des menschlichen Geschlechts finden zu dürfen glauben: so hat in neuern Zeiten doch schwerlich irgend einer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Größe des Geistes und solchem Geschick gehandhabt als Wilhelm von Humboldt. Er war, wie wir alle wissen, nicht etwa bloß das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, der nur einer sehr untergeordneten Einsicht als Staatsmann gilt: obgleich er wie in der Wissenschaft, so in seiner öffentlichen Wirksamkeit auch dem Kleinen und Besondern Genauigkeit und Sorgfalt widmete: er war ein wirklicher, von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann, und wir wagen es zu sagen, und es wird in den verschiedenen Beziehungen, die in dem Worte liegen, verstanden werden, er war ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes. In der Wissenschaft zeigte er, wie viele Seiten und Theile derselben er auch in sich verknüpfte, nirgends sich etwa nur als vornehmen Liebhaber, noch fand man etwa den gewöhnlichen Fachgelehrten, sondern das Freie, Leichte und Zwanglose des erstern, der nur zu eigener Ergötzung sich mit der Wissenschaft beschäftigt, und die Gründlichkeit und Ausdauer des letztern; und überall unverwandt den Blick auf das Edlere und wahrhaft Menschliche, und dadurch sein ganzes Erkennen geläutert und zum Idealen erhoben. Philosophie und Poesie, Redekunst, geschichtliche, philologische, linguistische Gelehrsamkeit waren in ihm zu einer durch keinen Mißklang gestörten

Digitized by Google

Harmonie, und zu jenem wunderbaren Ebenmaß verſchmolzen, welches das Gepräge der beſonnenſten Meiſterſchaft iſt. Klarheit und Tiefe, hoher Verſtand und eindringender Scharfſinn und lebendige Einbildungskraft, Würde und Anmuth, Bewältigung eines ungeheuern mit unermüdlichem Fleiße zuſammengebrachten Stoffes, der mit ſtrenger Technik für den Gedanken verarbeitet iſt, und wieder der feinſte Geſchmack und ein zarter Sinn für vollendete Kunſtform, mit Gewandtheit und antiker Plaſtik der Darſtellung, geben ſeinen Werken eben ſo ſehr dauernden Werth als eigenthümlichen Reiz. Genährt durch das claſſiſche Alterthum blieb er dieſem ſtets mit gleicher Liebe und Bewunderung zugewandt; ſeine reifere Jugend griff ein in die Alles damals belebenden dichteriſchen, äſthetiſchen und ſpeculativen Richtungen der großen Bildner unſerer Litteratur und Philoſophie: aber wie Platons frühere dichteriſche Studien auch über ſeine ſpäteren philoſophiſchen Werke einen wundervollen Glanz verbreiten, ſo verklärt Humboldt's nachmalige Forſchungen über die Sprachen der geſammten Menſchheit, in welchen er den ganzen Erdkreis in dieſer Beziehung umſpannend, früher kaum Geahnetes in einem Maße leiſtete, welches die Kraft des Einzelnen zu überſteigen ſcheint, die Glorie einer von dem Urbilde der Schönheit urſprünglich erfüllten Seele. Dieſen Studien hat er neben erheiternden Poeſien bis an das Ende ſeines Lebens mit einer ſchöpferiſchen Kraft gelebt, die ſelbſt von großer Körperſchwäche nicht überwältigt werden konnte; und das letzte Werk hat er der Akademie, welcher er ſtets ſeine regſte Theilnahme gönnte, als ein theures Vermächtniß zurückgelaſſen. Nur als Einleitung zu dem, was hiervon heute mitgetheilt werden ſoll, ſpreche ich dieſe Worte; einer ſpätern Verſammlung bleibt es vorbehalten, die akademiſche Pflicht gegen das Andenken des großen Mannes in einer ausführlichern Darſtellung zu erfüllen. Das Werk, von welchem ich rede, und deſſen Beſorgung für den Druck der Verewigte dem Hrn. Dr. Buſchmann übertragen hat, führt den Titel: Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java. Es beſteht aus drei Büchern

und einer Einleitung, welche den zweiten Band der Schriften der Akademie aus dem Jahre 1832 bilden werden; zugleich wird die Einleitung noch einzeln erscheinen. Das erste, bereits gedruckte Buch, neun und dreißig Bogen stark, handelt über die Verbindungen zwischen Indien und Java, und enthält eine große Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, Mythologie, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner, und über den Indischen Einfluß auf dieselben, namentlich in Beziehung auch auf den Buddhismus. Das zweite Buch giebt die Grammatik der Kawi-Sprache aus dem in Raffle's Geschichte von Java abgedruckten Theile des Kawi-Gedichtes Brata-Yuddha, überall im Vergleich mit der Grammatik der übrigen Sprachen des Malayischen Stammes, unter welchem Namen mit der Bevölkerung von Malacca die Bewohner aller Inseln des großen südlichen Oceans zusammengefaßt werden, deren Sprachen mit der im engern Sinne Malayisch genannten auf Malacca zu einem und demselben Stamme gehören. Dieses Buch wird etwa vierzig Druckbogen einnehmen. Das dritte, ungefähr zwanzig Bogen stark, geht näher ein auf die Grammatik mehrerer Malayischen Sprachen, der Madekassischen, Tagalischen, Tongitischen, Tahitischen, Neuseeländischen und anderer, und schließlich auf die Sprachen der Australneger. Die auf etwa funfzig Druckbogen angeschlagene Einleitung betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts: hier hat der Verewigte die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefaßt. Mit der Lesung eines Bruchstückes aus dieser Einleitung wird die heutige Sitzung würdig beschlossen werden.

Wilhelm von Humboldt war unter seinen Zeitgenossen derjenige, welcher die meisten Sprachen grammatisch studirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er so, als wäre sie der einzige Gegenstand seiner Forschungen gewesen, widmete jeder die Aufmerksamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil

Digitized by Google

wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur sich herabsenkt. Er war zugleich der, welcher den Zusammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geistige Bildung der Menschheit am sinnigsten und lichtvollsten bestimmte. Das hinterlassene Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geist die zerstreuten Quellen des Wissens zusammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Ansichten schöpfen, und den verschiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Gesetzen der Intelligenz beherrschend unterwerfen kann.

Digitized by Google

Schweizerwanderungen.

Von

K. L. von Knebel*).

1.

Maria Einsiedel.

— Dein denk' ich hier und überall! Ich habe lange nicht geschrieben. Mein Herz war zu voll. Alles auf der Stelle wiederzuerzählen, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verloren. Auch diese müssen sich erst brechen in der Atmosphäre unserer Vorstellungsart, und erhalten dadurch den Reiz ihres Lichtes für Andere.

Könnte ich davon die besten Strahlen Dir zuschicken! — Von Maria Einsiedel werd' ich Dir öfters noch erzählen. Dies ist ein Ort für Liebende und Betrübte. Die katholische Religion erscheint hier in Allem, was sie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das stille andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menschen aus allen Orten, die hier gleichsam wie in einem See der Andacht zusammenfließen. Jeder trägt, das sieht man, wenigstens Eines Jahres Schuld auf dem Herzen. Und dann der Ort, die schöne Wüste, das prächtige religiöse Gebäude, der Reichthum, die Feier und Pracht des Innern, die Demuth und gänzliche Hingebung der Zusammenkommenden, ihr Beten, ihr Knieen, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr sicherer Glaube; — das Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgestellt, immer herrlich, schön, Glanz- und Liebestrahlend, mit dem süßen Bild der Liebe und

*) Aus dem noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden dritten Bande seines Nachlasses.

Digitized by Google

Unschuld in ihren Armen; — in der Mitte des Tempels eine von schwarz und weißem Marmor erbaute Kapelle, voll unsichtbarer, verschwiegener Heiligthümer, bei Tag und bei Nacht erhellt, voll Gesang und Gebet; — das sind Dinge, die den rohesten Sinn treffen mögen, die da machen, daß Ein Geist der Andacht, Herzinnigkeit und Feier über Aller Sinnen ausgegossen zu sein scheint. Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle und finden sich unwürdig hineinzugehen; Andere knieen an der Thür oder auf dem Vortritt, sie liegen ruhig zu Schaaren da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzusehen; — indeß ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Thoren selbst ist, an deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerstreut liegen. Auf dem Platze vor der Kirche ist ein Brunnen von Marmor mit dem schönen Bildnisse der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Wasser Weiber und Mädchen die Füße baden, weil sie ihm eine wunderthätige Kraft zuschreiben.

Die Schätze und Reichthümer dieser Kirche sind unzählige. Perlen und Edelsteine, und diese in beträchtlicher Größe, sieht man in unglaublicher Anzahl. Dabei scheinen alle diese Schätze nur mit geringer Sorge und ohne Aengstlichkeit verwahrt, obgleich täglich einige tausend Fremde, von allen Seiten der Berge, aus Frankreich, Oesterreich, Italien u. s. w., dahinkommen, welche ohne Druck, ohne Nachfrage, ohne einen Schatten von Intoleranz, sich daselbst bewegen und auf Verlangen Alles besehen können.

Das Bild des heiligen Meinradus, des Stifters dieser Einsiedelei, der aus dem Hause Zollern war, hat mir unter diesen Schätzen am meisten gefallen. Es ist ein vorzüglich schöner bedeutender Kopf, ein Mann, der gewiß große Weltkenntnisse hatte. Sein Leben endigte sich, wie das vom Niklas von der Flüe, in der Einsamkeit. Er wurde auf der Stelle, wo jetzt die marmorne Kapelle steht, und wo vordem seine Einsiedelei sich befand, von Räubern, die Geld bei ihm vermutheten, er-

Digitized by Google

ſchlagen. Man ſagt, zwei Raben hätten dieſe Mörder verfolgt, ſo lange, bis ſie entdeckt worden, und dieſe Raben ſieht man jetzt in dem Wappen der Abtei. —

2.

Tell's-Kapelle.

— Von Schwiz ging ich Mittags elf Uhr weg. Es war ſchön, aber im Thale ſehr heiß. Voll Anmuth iſt die Gegend bis Brunnen, das eine Stunde von Schwiz liegt. Hier waren wir am Vierwaldſtätter-See. Merkwürdig that ſich die Gegend vor mir auf. Himmel und Waſſer hatten nur Eine Farbe, überall mit den ungeheuerſten Bergen umſchloſſen. Mit Freuden ſtieg ich zu Schiffe, nachdem ich vorher noch wenigen ſchlechten Wein vor dem Hauſe getrunken, und meine Schiffsleute waren auch munter. Sie unterhielten mich die ganze Fahrt durch mit mancherlei fabelhaften und wahren Geſchichten, von denen überhaupt der muntere Geiſt dieſes Volkes voll iſt; — ich hatte aber mehr Luſt, die wirklich fabel- und mährchenhafte Natur hier anzuſehen, und achtete alſo wenig auf ihre Geſchichtchen, zumal da ich ihre Sprache kaum zur Hälfte verſtand. Wie in Arioſto's Zaubernatur, oder in Ulyſſens wunderſamen Erzählungen fuhr ich gleichſam in Gegenden einer andern Welt. Dichter und Maler mögen hier den Pinſel niederlegen!

Wir landeten an dem berühmten Berg Im Gründli genannt, wo die bekannten drei Schweizerhelden den Bund der Freiheit errichteten. Man ſteigt eine kleine blumichte Anhöhe hinauf, und kommt zu den drei Quellen, die unter den Händen der den Bundeseid ſchwörenden Helden entſprungen ſein ſollen. Es ſind aber der Quellen mehrere da, unter dem lieblichſten Schatten, wo uns der einzige Bauer, der hier wohnt, gar freundlich mit köſtlicher Milch bewirthete. Ich verließ dieſen Ort, um weiter gegenüber, nach Flüelen zu, an Tell's-Kapelle vorzufahren. Wir ſahen ſie ſchon von Weitem, und das Herz ſchlug mir. So einſam ehrwürdig, mit dem kleinen Glockenthürmchen, dicht am Rande des See's, und am Fuße der

Digitized by Google

steilsten, höchsten, aber doch schön umlaubten Berge! Die Kapelle selbst ist ein offenes, kleines, von wenigen schlechten Säulen unterstütztes Gebäude. Wir suchten von Weitem durch's Perspectiv etwas von den an den innern Wänden desselben angemalten Geschichten zu errathen. Sie sind nicht sonderlich. Einige davon, sagten mir die Schiffer, stellten die Murtener und Sempacher Schlacht vor. Auch sieht man Tell und seinen Knaben, ihn, in einem gelben schwarzaufgeschlitzten Wams und Hosen. Nachdem ich, zu den vielen, auch meinen Namen in der Kapelle angeschrieben, fuhren wir weiter, und kamen Abends vier Uhr nach Flüelen, von wo ich sogleich zu Fuß weiter nach Altdorf, dem Hauptflecken im Canton Uri, in Zeit von einer Stunde kam. —

3.

Am Stäg.

— Der Weg von Altdorf hieher bildet ein erhabenes, bald engeres, bald weiteres Bergthal. Zur Rechten rauscht die von Schneewasser angeschwollene Reuß, in deren kalten Fluthen ich noch gestern meine erhitzten Glieder zu großer Erquickung badete. Das Thal ist anmuthig mit Büschen und Bäumen umsteckt und durchwunden. Die Leute treu, fromm und bieder, wie ihre Felsen. Abwechselnde Scenen von Ruh und Genuß, von himmelragenden Bergen und Felsen, und Verheerungen, welche die wilde gewaltsame Reuß angerichtet. Sie rauscht mit lärmendem Getöse unaufhörlich über ihr gleichsam mit Granit und Marmor gepflastertes Bett.

Schöne Kaskaden stürzen aller Orten von den aufgeschwollenen Schneebächen der hohen Berge herab, und scheinen öfters in der Ferne von den Gipfeln derselben wie ein weißes Tuch herabzuhängen. Und von den Felsen erschallt hier und dort das Echo.

Im Vorbeigehen vor mehreren dort einzeln zerstreuten Häusern macht' ich auch die Bemerkung, daß die Hunde, die wir antrafen, fast gar nicht bellten, noch weniger die Reisenden,

Digitized by Google

wie bei uns, anfielen. Ist dies der Charakter der Einsamkeit, Ruhe und Sicherheit, der sich hier auch den Thieren mittheilt? Auch Cook hat, so viel ich mich erinnere, schon die Bemerkung gemacht, daß die Hunde in Neuseeland nicht bellen. —

Diesen Nachmittag versucht' ich's, einen der nahen hohen Berge, die gegen das Bündner-Land zu liegen, zu besteigen. Ich war mit vielem Eifer und Leichtigkeit eine Stunde lang geklettert, und konnte noch nicht sonderlich zu meinem Endzweck gelangen. Eine lange Alpmatt fand ich jetzt, wo wieder eine neue Colonie von Menschen wohnte. Ich erstaunte sehr, als ich an einer dieser schlechten Hütten vorbeiging, und ein Junge, mit dem ich mich eine Strecke lang unterhielt, mir sagte: hier wohne ein Rathsherr! — Seitdem bin ich es aber mehr gewohnt worden, den Rathsherr und den Bauer in Einer Person zu finden, und ich habe nicht Ursache gehabt, zu vermuthen, daß der Rath unter Dem verlieren möchte, was etwa zum Herrn, nach unsern Begriffen, fehlen sollte. —

4.

Bern.

— Ich dächte, Du solltest es so müde werden, als ich es bald geworden bin, immer nur von Gegenden und Gegenden zu hören. Ich will Dir also den Fortgang meiner Spazierreise nur summarisch erzählen, und Dich hier und da auf einzelne Plätze aufmerksam machen. Ich verließ das böse Lager von Oberwald, nachdem ich vorher einige Krystallen und Gemshörner der Seltenheit wegen eingekauft hatte, und stieg sogleich am andern Morgen geradezu den Grimsel wieder hinauf. Dies ist ein Weg von drei rastlosen Stunden, wo man meist wie an einer Treppe hinaufsteigt. Unten zirpten und sprangen die muthwilligen Heuschrecken auf dem trocknen Gras, der Wald wurde kühler, die Stämme nach gerade kleiner und seltener, endlich erschienen zerstreute Wachholder- und Schwarzbeeren-Büsche, dann kam die Alprose in niedern rosenrothen Sträuchern, zuletzt nur einige Glockenblümchen und dünnes Gras,

Digitized by Google

bis wir in die Gegend der ſcharfen Winde, leichten Nebel und des Schnee's gelangten; dies Alles in einer Zeit von beinahe vier Stunden.

Wir ſtiegen herzhaft, und nun geht die felſigte kahle Plattform noch drei Stunden bis Hospital (im Bernerlande) fort. Man ſteigt dahin die ſteilen Felſen hinab, und ſieht die nackten unwirthbaren Berge in einem weiten Keſſel umherliegen, von welchen ſich die Aar herunterſtürzt. Man iſt hier noch immer wie in einem Lande der Manen oder abgeſchiedenen Seelen; die fruchtbringende Natur iſt kalt, die Teiche und kleinen Seen haben keine Fiſche, ſchmales Gras und dünne Pflanzen wachſen an den Ufern. Ich hielt hier mein Mittagsmahl, und begab mich Nachmittags noch vier Stunden weiter, nach Gutthannen. Der Himmel war heiter und ſchön, und die Gegend iſt äußerſt intereſſant. Ich ging über Brücken, die an Kühnheit der Teufelsbrücke nichts nachgeben, und ſah das Loch auf einem der höchſten Gipfel, welches durch die Zuſammenſtellung zweier Felſen einen Anblick bildet, als ſei eine Kanonenkugel mitten hindurchgeſchoſſen, und das, zu gewiſſen Zeiten, wenn gerade die Sonne dieſelbe Linie trifft, einen ganz ſonderbaren Effekt machen ſoll.

In Gutthannen kam ich in dem Quartier, das ich genommen, unter eine angenehme Familie. Sechs oder ſieben Töchter im Hauſe, von ächtem Schweizerkern und voller, doch zierlicher Bildung, froh und ſchalkhaft, bei wohlhabenden guten Eltern. Sie waren eben beſchäftigt, Käſe zu machen, und hatten ſich deshalb insgeſammt am Feuerheerde in der Küche um den großen Keſſel verſammelt. Ich bat ſie, mir dies Geheimniß auch mitzutheilen, und mich in ihrer Kunſt zu unterrichten. Der Alte that es mit vieler Munterkeit; mir wurde ein Stuhl herbeigeholt, um zu ſitzen, und die Mädchen ſcherzten am Heerd und in den Ecken mit derjenigen frohen Beſcheidenheit oder beſcheidenen Fröhlichkeit, welche die ſchönſte Zierde der Jugend iſt. Ich wurde hier an Leib und Seele gut unterhalten, und hatte noch außerdem mein Wohlgefallen an der zierlichen Tracht

Digitized by Google

der Mädchen, die ihnen gar wohl steht, zu der meist graciösen, längeren und volleren Gestalt, die sie haben. Sie tragen die Haare zu beiden Seiten wohlgescheitelt, mit zwei hinterwärts geflochtenen Zöpfen, und ohne weitern Kopfputz. Bei Trauer schlagen sie die Zöpfe auf. Uebrigens haben sie hoch, bis unter die Brust aufgeschürzte Röcke, von grauem leichtem Zeug, und das Mieder mit einigen schwarzsammetnen Bändern verziert, was ihnen Alles gar wohl steht.

Den andern Morgen gerieth ich in eine eigenthümliche Verlegenheit. Ich wollte aufbrechen, und es war Niemand da, mein Gepäck zu tragen. Die älteste Tochter vom Hause, ein Mädchen von neunzehn Jahren, entschloß sich endlich, die Last auf sich zu nehmen, und mich weiter zu führen. Dies war meiner Achtung für sie ein schwerer Kampf, und so lieb mir ihre Begleitung war, so hätte ich lieber die Last zweimal so gern getragen, wenn es sich für mich hätte schicken wollen. Als sie meine Verlegenheit merkte, machte sie einen Scherz daraus, und nahm den Mantelsack leicht auf ihren Kopf und ging so weiter. Es war mir, als wenn ich in Begleitung einer vornehmen Dame ging, und ich suchte die Honneurs und Unterhaltung der Reise zu machen, so gut ich konnte. Auch von ihrer Seite fehlte es nicht an Artigkeiten, sie sang mir manches hübsche Schweizerliedchen und that hin und wieder herzige und neugierige Fragen, die mich belustigten. Besonders wollte sie Nachrichten von dem Lande haben, wo ich her wäre, und konnte nicht begreifen, daß ich die schönen Ebenen mit den wüsten Bergen hätte vertauschen können.

Wir kamen nach Imhof. Es sind wenige zerstreute Häuser in einem lieblichen Grunde, ungefähr eine Stunde von Meyringen, wohin ich nach dem Essen zu Fuß ging. Der Pfarrer, den ich in Meyringen besuchte, machte mir Abends den Gegenbesuch in Imhof, und da das Thal unendlich lieblich ist, der Tag warm war, und mein Geistlicher ein vernünftiger, unterrichteter Mann, so hielten wir hier manche philo-

Digitized by Google

sophische Unterredung, vor der Hütte spazieren gehend und eine Pfeife rauchend.

„Die Blümlialp hier, sagte er, (indem er sie mir zeigte, mit ihrem Schneekopf hinter den übrigen Bergen hervorragend) war sonst eine Viehweide, und hat den Namen von den schönen Blumen, die einst da wuchsen; jetzt ist sie seit zwanzig Jahren wenigstens mit Schnee und Eis bedeckt, und das Eis wächst jährlich auf derselben. Man findet dies auf mehreren unserer Gebirge so. Die Erde veraltet, und stirbt an ihren äußersten Enden zuerst ab. Man kann solches an allen ältern Gebirgen bemerken. Auch die Wasserquellen vertrocknen. Wir haben mehrere in diesen Gegenden, die gänzlich ausgeblieben und vertrocknet sind. Was meinen Sie, daß mit uns werden soll? Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Schweiz nach und nach ein Eisklumpen wird, und seine Thäler ein unbewohnbares wüstes Land!" —

Ich hatte auf alles dies nicht viel zu sagen. Der Abend war zu feierlich, als daß ich hätte scherzen mögen, und mich faßte eine weite, große Trauer. So war es auch meinem Gesellschafter, der aber mehr dabei im Gleichen blieb; doch habe ich bemerkt, daß wirklich diese Gegenden für den denkenden empfindsamen Geist zu ernsthaft sind, zumal wenn er nicht durch Gesellschaft erheitert wird. Dabei ist Kost und Lebensart zu einfach, und der Geist zehrt sich auf, wann er nicht geistig und leiblich mannigfach unterhalten wird. Die Kenntniß ist ein acquirirter Zustand, und Fähigkeiten der Seele sind ein in Bewegung gebrachtes Kunstwerk, das mancherlei Triebwerk und Unterhaltung nöthig hat, wenn es im Stande erhalten werden soll, und die Räder nicht, aus Mangel der Bewegung, verfaulen. Darum sind auch immer Genie's in den Städten gereift, selten auf dem Lande; und selbst das Widrige, das ihnen dort zuweilen begegnet, ist ihnen ein neuer Antrieb und Triebfeder zu vollendeteren Arbeiten. —

Digitized by Google

Morgenandacht.

Durch die Blüthengänge schreit' ich
In der frischen Morgenluft,
Und die stille Seele weit' ich
In der Kelche weichem Duft;
Und es tönt gleich fernen Glocken
Durch die Lüfte zu mir her,
In die Weite mich zu locken
Durch die Länder, über's Meer.

Aber nicht in's Weite bang' ich
Hier aus dieser selgen Früh,
An dem Augenblicke hang' ich,
Dem ich bebe, dem ich glüh;
In den Augenblick verein' ich
Eine ganze Ewigkeit;
Bin denn nicht auch jetzo Dein ich,
Schöpfer all der Herrlichkeit? —

Du erweiterst meine Seele,
Du erschließest meine Brust,
Daß ich stündlich mich vermähle
Dir in trunkner Liebeslust;
Ob des Lebens Ernst mich fasse,
Ob des Scherzes farbger Stern,
Ja, selbst wo ich zürn' und hasse,
Ueberall bin ich des Herrn!

Und so kenn' ich keine Enge,
Die mich fesselt, die mich bannt;
Nicht der Schrei der dumpfen Menge,
Nicht der Moden eitler Tand,
Nicht des Priesters hohle Worte
Dämmen meines Herzens Strom,
Einzudringen in die Pforte
Zum entwölkten Weltendom.

Digitized by Google

Menschheit, Dir verschwistert knie' ich
Am verjüngten Weihaltar,
Und mit Dir, für Dich erglüh' ich
Allem was gerecht und wahr;
Mag die Zeit in Wehen ringen,
Wir bewahren treuen Muth,
Denn zuletzt muß doch gelingen
Treuer Kampf ums rechte Gut.

Wenn dereinst die große Stunde
Seliger Erlösung schlägt
Und im freien Liebesbunde
Sich das weite All bewegt,
Wenn der Schreier wildes Toben,
Wenn des Heuchlers List verstummt,
Und den freien Blick nach oben
Keine Larve mehr vermummt —

Dann erscheint ein solcher Morgen
Allen uns! Dann weicht die Nacht,
Dann verbleichen Qual und Sorgen
An der Wahrheit Blüthenpracht;
Balsam träuft dann durch die Lüfte
Allem Hader, allem Schmerz,
Und ein Kelch voll reiner Düfte
Bebt der Menschheit einig Herz! —

H. Stieglitz.

Digitized by Google

Hinblicke auf die Emancipation des Familienlebens.

Von M. Veit.

Ein gebildeter Elegant erzählte mir einmal von einer verborgen gebliebenen großmüthigen Handlung, und setzte nach seiner Weise entrüstet hinzu: „Ja, und so etwas kommt nicht in die Weltgeschichte!“ Es giebt allerdings Ereignisse, die weit früher existiren, als sie in die Weltgeschichte kommen. Wir sind aber allzusehr gewöhnt, nur die äußere Zeichenschrift der Begebenheiten, Krieg und Frieden und Umwälzungen der Staaten, für Geschichte zu halten, die leisen, aber unwiderruflich gewaltigen Metamorphosen in dem Gebiete der Sitten und Gesinnung dagegen gleichgültig zu überhören. Diese Metamorphose geht so unmerklich vor sich, wie die allmähliche Verwandlung der menschlichen Züge. Nur in Krankheiten, und diese entsprechen den Revolutionen des geschichtlichen Lebens, werden plötzliche Veränderungen sichtbar; aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge ist es selbst dem geübtesten Auge unmöglich, den Stufengang zu verfolgen, und doch ist plötzlich aus dem Kinde der Mann, aus dem Manne der Greis geworden. Wer nach längerer oder kürzerer Trennung bekannte Züge wiedersieht, der wird sich dagegen auf den ersten Blick der Veränderungen deutlich bewußt werden, die in denselben vorgegangen sind. So ist es die Vergleichung mit früheren Epochen der Geschichte, deren Physiognomie uns tief eingeprägt ist, durch welche wir zu den wichtigsten, am gesunden Körper der Zeit gewonnenen physiologischen Beobachtungen gelangen, die uns zu einem Urtheil über ihre Tendenzen und Strömungen befähigen.

Digitized by Google

Eine Beobachtung, die ich über einen wichtigen Wendepunkt in dem Familienleben unsrer Tage gemacht zu haben glaube, möge hier eine Stelle finden, um Zustimmung oder Widerspruch zu wecken.

Es giebt eine gefährliche Krisis in dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern: es ist die Zeit, wo in dem Kinde der Mensch aufgeht, der charaktervolle, selbständige Mensch, der, in das Centrum eigner Erfahrungen und Lebenspläne hineingestellt, aus eigner Bewegung nach der ihm zugemessenen Peripherie hin zu wirken bemüht ist. Emancipation, das ist das Wort des Räthsels; d. i. Freigebung des Willens, sobald er sich wirklich in sich selber befreit hat. Den rechten Zeitpunkt zu erkennen und zu ergreifen wissen, ist ja überhaupt das Prüfmal der Weisheit: im rechten Momente den freigewordenen Willen freigeben, darin besteht die größte Virtuosität der Könige, so wie der wahren und starken Elternliebe.

Es ist etwas Großes um solch' einen ungeheuern Gewinn, durch welchen der Willenlose ein Wollender, der Unfreie ein Freier wird, und wir stellen uns gar gern auf die Seite des Werdenden, wenn wir seine Entwickelung in irgend einer Weise geschmälert glauben. Aber man bedenke den Schmerz der Elternherzen, den oft überhörten! Jene Entwickelungswehen der Jugend tragen den süßesten Lohn, sie tragen die Wollust des Gebährens in sich. Das Herz der Eltern hat von einer süßgewohnten Autorität sich loszulösen: es hat nur zu entsagen, der innigen Gemeinschaft zu entsagen, mit welcher das Kind, wie einst unter dem Herzen der Mutter, unter dem Elternherzen gelegen hat.

Du hast den Menschen, aber mehr kein Kind!

Nur eine tiefe Liebe zum Kinde oder eine großartige Ehrfurcht vor der menschlichen Freiheit kann diesen Schmerz überwinden helfen. Und wie oft werden die Nachwehen sich fühlbar machen! Wie oft auch im Kinde! Wer diese Schmerzen nicht durchempfunden hat, der hat nicht gelebt! der weiß nicht, wie wollüstig trunken die Gegenwart von ihrer Vergangenheit sich

Digitized by Google

ablöst, wie schmerzlich resignirt die Vergangenheit eine neue Zeit gewähren läßt. So weist das eigne Herz in die Geschichte.

Das Schäumen und Blasenwerfen der Jugend ist es nicht, dem ich das Wort rede: nicht die Grillen und Launen kindischer Eitelkeit sollen gegen das bessere Wissen und Wollen einer gereiften Erfahrung berechtigt werden. Ich spreche von einem tragischen Mißverständniß, dem ungeheuersten, weil es unwiederbringlich ist. Jedes andre Mißverständniß kann in einem Verkennen der gegenseitigen Verhältnisse, in einer vorübergehenden Verstimmung seinen Grund haben, die durch die Kraft des Willens und der Liebe gehoben wird. Hier aber treten auf beiden Seiten berechtigte Ansprüche sich gegenüber, die bei der schmerzlichsten Sehnsucht nach einer versöhnlichen Ausgleichung doch ewig getrennt bleiben müssen. Soll ich die ganze Stufenleiter dieser Schmerzen verfolgen? — In der Jugend gährt die Zukunft und anders malt sich das Leben in einem zukunftvollen Gemüthe, als in einem, das der Vergangenheit anheimgefallen ist. Wie wohlthuend ist die Abhängigkeit von geliebten Eltern! Und wie schmerzlich tief wird das Bewußtsein eines Zwiespalts empfunden, der zwischen unsrer Sinnes- und Empfindungsweise und der ihrigen zum erstenmale sich aufthut! Und doch entzündet sich erst an dieser kaum eingestandnen Verschiedenheit der Ansichten und Wünsche der erste Keim selbständiger Kraft. Ein mildes Schicksal möge jedem für solche Empfindungen geschaffenen Herzen gediegene Kraft und helle Augen des Geistes nach innen und nach außen verleihen. Denn hier, wo so viel Zündstoff zu schwerem Seelenkampf vorhanden, ist der Leidenschaft Raum gegeben: so manches gekränkte Alter, so manche gemordete Zukunft schreit hier um Rache. Aber hier ist auch das Feld der edelsten Siege, wie es denn überhaupt nicht fehlen kann, daß bei gutgearteten Menschen jede Mißstimmung auf das Vollkommenste sich ausgleicht.

Ich habe nur die äußersten Endpunkte dieses Verhältnisses angedeutet, weil jede weitere Ausführung zu sehr dem Leben angehört, um durch solche Andeutungen hinlänglich erschöpft

Digitized by Google

werden zu können. Es muß dem Novelliſten überlaſſen bleiben, dieſe Spur zu verfolgen. Er möge uns an dem Geſchicke menſchlicher Weſen anſchaulich machen, wie häßlich oder wie liebenswürdig, wie leidenſchaftlich oder beſonnen ein Jeder in dieſer Mannwerdung des Charakters ſich darſtellt. Wie verſchieden ſie ſich darſtellt im Sohn und in der Tochter, in den Einwirkungen auf den Vater und die Mutter, wie verſchieden gefärbt durch eigenthümliche Bedingungen, zufälliges oder abſichtliches Einſtrömen von Welt und Leben! Und ſo wie man von einem jeden großen Entwickelungsmoment aus einen ſichern Blick auf das ganze Leben gewinnt, ſo auch gewiß von dieſem. In der Weiſe, wie der Vater den Sohn in die Fremde ſchickt, damit er ſich zum Manne durchkämpfe, liegt die ganze Seele des Vaters offen; in der Weiſe, wie der Sohn dem Vater die ſelbſtgewählte Braut, die Tochter des Hauſes, zuführt, offenbart ſich des Sohnes ganzes Gemüth.

Ein Rückblick auf die Erziehungsmethoden Deutſchlands wird uns Aufſchluß darüber ertheilen, wie ſich das eben angedeutete Verhältniß geſchichtlich bedingt hat.

Bevor der Baſedow-Campe'ſche Philanthropismus ſich der Kinder erbarmte, wurden ſie freilich gar wenig beachtet. Da in jener troſtloſen Zeit nur der gemachte Mann etwas galt, ſo fern er in ein nützliches Verhältniß zu Staat, Kirche, Kunſt und Gewerbe zu treten befähigt war, ſo wurde dieſen angehenden Menſchen, den Kindern, gewiſſermaßen mit Verachtung begegnet. Der philiſterhafte Ernſt der Erwachſenen verwies ſie von ſeinen Beſchäftigungen und Ergötzlichkeiten in die dumpfe Schul- und Kinderſtube, wo ſie in ſchweigender Geduld die Jahre der Reife abwarten mußten. Unbedingter Gehorſam, gänzliches Verzichten auf eignes Meinen und Empfinden, ſtarre Ehrfurcht ſtatt freier Liebe, ja conventionelle Höflichkeit ſelbſt gegen die eigenen Eltern, wurde von jedem Kinde gefordert. Nirgends finden wir mehr Beiſpiele von ſchonungsloſer elterlicher Härte und von argen Conflicten, die daraus hervorgegangen ſind, wie denn originelle Naturen nur in hartem Kampfe

Digitized by Google

gegen ſolchen Zwang gedeihen konnten. Ich brauche wohl nicht an weltgeſchichtliche Beiſpiele, z. B. an Friedrich's des Großen Jugendjahre, zu erinnern; es bedarf nicht eben geſchichtlich merkwürdiger Menſchen, um ſolch' ein ethiſches Ereigniß zu erhärten: einem Jeden wird die eigene Erinnerung Beiſpiele genug aus ſeinen nächſten Umgebungen zuführen, die ihm das Geſagte veranſchaulichen. Wenn aber doch auf ein beſtimmtes Individuum hingewieſen werden ſoll, ſo will ich hier wieder, wie in ſo vielen andern Beziehungen, an Rahel erinnern, in welcher das Leben ihrer Zeit den treueſten Abdruck gefunden hat, weil ſie mit den widerſtrebenden Elementen deſſelben energiſch und blutig gerungen, mit den ihr wohlverwandten leidenſchaftlich ſich befreundet hat.

In der Rouſſeau'ſchen Erziehungslehre, die ſich nach Deutſchland hin als Baſedow-Campe'ſcher Philanthropismus überſiedelt hat, feierte die Kindlichkeit eine Apotheoſe. Man war lange auf öden Meeren umhergeirrt, da erſcholl ein Freuderuf vom höchſten Maſte. Wie Schuppen fiel's von den Augen: die Atlantis, die man ſo fern gewähnt hatte, ſie lag in nächſter Nähe glückverheißend da und — Menſch, Menſchheit, Menſchlichkeit jubelten die begeiſterten Gemüther. Der Menſch ſollte aus jedem menſchlichen Weſen herausgeboren werden, das war die große Aufgabe der Zeit, die urplötzlich die läſtigen Bande ſprengte, mit denen ſie ſo lange gefeſſelt war. Die Wiedergeburt der Menſchheit ſollte mit dem Kinde, dem noch unentwickelten, aber in göttlich unbewußter Totalität ganzen und einen und daher unverdorbenen Menſchen, begonnen werden: die Erziehung wurde der ganzen Menſchheit als ihre wichtigſte und heiligſte Angelegenheit an's Herz gelegt. Statt daß man ſich ſonſt kaum um ſie bekümmert hatte, wurden jetzt die Kinder der Gegenſtand eifrigſter Bemühung. Man erinnerte ſich des: „Werdet wie die Kindlein!" und: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!" aber man ſcheute ſich auch nicht, in dieſen lobenswerthen Beſtrebungen bis zur äußerſten Tollheit auszuſchweifen. Die Erwachſenen ſuchten es den Kindern in

Digitized by Google

Naivetät und Albernheit zuvorzuthun, Leben und Wissenschaft sollte ihnen breirecht gemacht werden, damit sie sich die zarten Zähnchen nicht ausbeißen und den Gaumen nicht verbrennen sollten. Es war ein solches Gehätschel, ein solches empfindsam krankes Schaugepränge von Kindlichkeit und Mutterliebe, daß die Generation nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen, wenn der gesunde Sinn des Volkes diese Stimmung zur allgemeinen hätte werden lassen, und wenn von der andern Seite der Ernst der Zeit diese schwüle Atmosphäre nicht sehr bald mit seinem scharfen, aber erquicklichen Luftzug gereinigt hätte.

Wir müssen es freudig anerkennen, daß man in unserer Zeit eifrig und erfolgreich bemüht ist, das rechte Maaß in der Erziehung zu treffen. Die abweichendsten Lehrmethoden arbeiten mit mehr oder weniger Erfolg darauf hin, von früh an eigenes Nachdenken, Schauen und Empfinden in dem Kinde anzuregen. Man läßt es seinen Stolz darein setzen, durch eigene Geistesthätigkeit zu den Ergebnissen zu gelangen, die es sich aneignen soll — wie thöricht, wenn man ihm zumuthen wollte, gerade in Einem Punkte einer blinden Autorität zu folgen! Wird es nicht den bedenklichsten Zweifel gegen die Sache selbst hegen, die sich ihm so ohne Weiteres aufdringen will? Freilich wäre das eine verwerfliche Jugend, in welcher der Quell der Begeisterung und des Glaubens versiegt wäre. Aber der Glaube hat seine Schranken, wenn man die Skepsis des Verstandes so früh schon auszubilden sich bemüht hat.

Wenn vor Zeiten der Jüngling, in den klösterlich entlegensten Theilen des Wissens wohlbewandert, aus den Hallen der Schule heraustrat, war er fremd im fremden Elemente des Lebens. Dann begannen jene Heroenkämpfe mit dem Leben, in denen große Kräfte sich zersplitterten, aus denen der Genius sich emporrang. Unserer heutigen Jugend wird schon in der Schule ein Stück Welt eingeimpft: sie fühlt sich ihr gewachsen, sobald sie den ihr wohlbekannten Boden betritt. Das ist ein unermeßlicher Fortschritt: denn es ist überhaupt nicht mehr an der Zeit, seine Kraft brach liegen oder zwecklos zersplittern zu

Digitized by Google

lassen. Unsere Zeit bedarf jeder Kraft und jedes Talents: einem jeden weiß sie bei der kolossalen Arbeit, die ihr obliegt, seine Stellung und Wirksamkeit anzuweisen.

Die Emancipationskrisis, von der ich im Eingang gesprochen habe, hat daher in unsern Tagen eine ganz andere Stellung in dem Leben des Individuums gewonnen. So wie die ganze Erziehung zu einer Entbindungskunst der Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes geworden ist, in demselben Maaße hat sich die Härte jenes Gegensatzes und seine Gefahr gemildert. Diejenigen Lebensmomente, in denen jene Gährung des innern Menschen zur Krisis kommt, sind die Wahl des Standes und der Lebensgefährtin, zwei Momente, die bei dem Weibe in einen einzigen zusammenfallen. Und wir können wohl dreist behaupten, es sei auch dies ein charakteristischer Zug unserer Zeit, daß die verzerrten Verhältnisse und die verfehlten Lebensläufe, die theils in der Ueberspannung jugendlicher Ansprüche, theils in elterlichem Despotismus ihren Grund haben, einer naturgemäßeren und glücklicheren Entwickelung menschlicher Verhältnisse gewichen sind. Wer wollte läugnen, daß dieser große Fortschritt der Gesinnung der wachsenden Achtung vor der persönlichen Freiheit des Individuums ihren Ursprung verdanke? Dies ist es, was ich die Emancipation der Kinder nennen möchte, doch wünschte ich, meine Bemerkungen nicht etwa als ein Postulat, dessen Verwirklichung in blauer Ferne liege, sondern lediglich als die Beobachtung einer Thatsache angesehen zu wissen.

Leichter noch als die positive dringt sich die negative Bedeutung dieser Emancipation auf. So wie vor den Chausseen und Schnellposten jene Romantik des Reisens verblichen ist, die sonst jede, auch die kleinste Reise mit solch' einem unvertilgbaren Zauber bevorstehender Abenteuer umkleidete, so hat sich auch durch die Chausseen und Eisenbahnen, die man der geistigen Entwickelung gebaut hat, zwar die Gefahr einer falschen Richtung, aber auch der Anlaß vermindert, durch den Widerstand gegen überlästige und ungehörige Anforderungen zu eigenthümlicher Kraft sich aufzuschwingen. Man hat wohl sonst schon

Digitized by Google

als Vorwurf bemerkt, daß originelle Naturen weniger in großen Städten sich ausbilden: unsere Welt der Bildung und Gesittung wird immer mehr zu einer einzigen großen Stadt, und bald wird es an echt originellen Menschen, d. i. an solchen fehlen, welche zu dem Ergebniß der allgemeinen Bildung auf eigenem Wege gelangt sind, und von diesen selbstgebahnten Wald- und Felsenstegen noch ganz andere Anschauungen mitgebracht haben, als auf der offenen Heerstraße des Wissens zu gewinnen sind. Ein Sonderling und ein Pockennarbiger wird in zehn Jahren als eine Seltenheit für Geld gezeigt werden; die glatten Physiognomieen des Geistes und des Charakters nehmen bedenklich überhand.

Es sind aber noch andere Gestaltungen des Lebens, die ich unwiederbringlich dahinschwinden sehe. Jene patriarchalische Familiensitte, eng umfriedet und beschränkt, aber stark und sicher und gesättigt in sich — wird sie nicht Tag für Tag zu Grabe getragen? Und wir sollten ihr nicht eine Thräne nachweinen? Have, pia anima! Du fromme Seele jener Zeit, mache dir Bahn durch den Kampf und den Sturm der unsrigen! Siehe, wir sind dem Leben und Werden dahingegeben, die Bürgschaften und Grundlagen des Daseins sind uns erschüttert, und wir müssen von vorn anfangen, um es neu zu begründen. Beim ewigen Gott! Wir sind nicht aus der Art geschlagen, wir Enkel! Wir sehnen uns nach eurem Frieden, und diese Sehnsucht hilft uns hindurch, daß wir nicht der Zerwürfniß anheimfallen. Wem in diesem Augenblick ein ehrwürdiges Haupt in der Erinnerung auftaucht, an dem seine Seele mit der Inbrunst kindlicher Zuneigung hängt, der schätze sich reich und glücklich. —

Er trat so fest und sicher auf, wenn ich als Knabe neben ihm herging, denn der Boden war ihm vertraut, auf dem er stand, und in seinem Herzen war er einig mit sich. Nicht hinweggetäuscht hatte er sich über die Räthselfragen des Daseins, aber gläubig beruhigt, und nie hat er von der Welt gefordert, was sie ihm nicht leisten konnte. Darum konnt' er nach außen hin für andere wirken, darum war der bloße Anblick des Mannes

Digitized by Google

den Armen und Rathbedürftigen ein Troſt und eine Bürgſchaft und Weisheit floß von ſeinen Lippen. Vor dieſem gehaltenen Ernſt wich jedes fremdartige Element zurück, und gern begab er ſich des Anſpruchs, auf das Fremdartige einwirken zu wollen. Ungehöriges und Gemeines konnte er mit milder Würde und, wenn es darauf ankam, mit edlem Eifer und ſcharfem Witz von ſich abweiſen: Wahlverwandtes ſpürte er mit der Leidenſchaft einer großen Seele auf und trug es mit ſich durch's Leben. Ein ehrwürdiges Haupt!

Ich kann oft einen ſeltſamen Gedanken nicht los werden. Wenn ich ein blühendes Geſicht betrachte, ſo ſehe ich zuweilen durch tauſend leiſe Verwandlungen in die Perſpective ſeiner gealterten Züge: aus der Phyſiognomie unſerer jungen Generation kann ich mir aber die Züge ihres Alters nicht vorſtellen. Wir ſtehen mitten im Fortſchritt und in der Bewegung. Kaum haben wir Zeit, zu altern. Werden wir wohl jemals Stetigkeit genug gewinnen, um, wie es im Sprüchwort heißt, mit Ehren alt zu werden? Werden wir dem „nachwachſenden Geſchlecht" jemals ehrwürdig erſcheinen?

Zuweilen beklag' ich dies nachwachſende Geſchlecht, das mit der alten Zeit nicht einmal mehr durch die Erinnerung an einen ihrer überlebenden Patriarchen zuſammenhängt. Wird ihm nicht, wie dies beim Halbirren vorkommt, ein ganzer Ausſchnitt ſeiner Ideenwelt fehlen? Oder wird es dieſen Mangel nicht einmal empfinden? Und nun noch die Eiſenbahnen obendrein! Das giebt eine Umgeſtaltung des ganzen geſellſchaftlichen und geiſtigen Lebens, die wir mit jener klopfenden Neugier werden ſehen, mit der man einen Orakelſpruch erwarten würde. Die Deutſchen, hör' ich ſagen, werden all' ihren alten Kram als unnützen Ballaſt in's Meer ſenken, ſie werden das centrifugale Gewicht einer kranken Sehnſucht, die an ihren Flügeln laſtete, leichten Sinn's abſtreifen und nicht mehr mit ungeſtilltem Hunger an dem Mittelpunkt des Lebens vorüberfliegen. Wir armen Deutſchen ſind arg geſcholten worden! Und es iſt wahr, unter der Zucht jener prophetiſchen Geißel-

Digitized by Google

hiebe ſind wir erwacht und zu uns ſelber gekommen. Man hatte Recht, uns zu ſchelten: aber ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß man uns nicht mehr ſchelten könnte. Nur nicht ganz darf ſich der Deutſche des Deutſchſeins entäußern, nur nicht die Brücke abreißen, die zur Vergangenheit zurückführt: ein klein wenig Sehnſucht und ſtilles Sinnen, und wie ſie alle heißen mögen, dieſe deutſchen Untugenden, und Alles wird gut!

Digitized by Google

Beethoven's Vision.

Eine Phantasie in seiner Manier.

Von

Jeannette Lozaouis, geb. Goldsticker.*)

Eine heitere Morgenstunde fand Beethoven früh an seinem Klavier. In seinem kastanienbraunen gekräuselten Haare schimmerten einzelne weiße Löckchen; seine korpulente Gestalt, sein blasses Aussehen ließen das darunter verborgene unsterbliche Genie nicht ahnen. — Ein Haufe geschriebener und gedruckter Musikalien lag auf den Stühlen und dem Instrumente zerstreut, fast der einzige Schmuck des einfachen Wohnzimmers.

Jetzt brachte Barbara, die alte Aufwärterin, dem großen Beethoven den Kaffee und zugleich einen Brief. Der Kaffee ward auf das Instrument gesetzt. Beethoven machte es sich in seinem alten Lehnstuhle bequem und durchlief den Brief.

„Vom Professor Zelter aus Berlin! eine Einladung! Ich soll nur kommen, und seine Singakademie hören! — Einige Hundert Stimmen! O es ist ein edler Gedanke, die Kunst nur dem Kirchengesange, dem Oratorium zu weihen. Der Messias von Händel, — der Tod Jesu von Graun, — Samson von Händel, — Jesus auf dem Oelberge. — Wenn ich mir unsern Wiener „Singverein" dagegen denke!" —

Die alte Magd trat wieder in das Zimmer, neigte sich zu dem Ohre ihres Herrn und rief laut: „Ihr Kaffee wird Ihnen kalt!" „Schon gut," erwiederte er; „es ist gut. — Ich will diesen Morgen allein sein; ich bin für Niemanden zu sprechen.

*) Einer in Paris lebenden Deutschen, deren freundlicher Mittheilung wir diese Skizze verdanken. D. Red.

Digitized by Google

Aber den kleinen Gottlieb, des Nachbars Söhnchen, den kann Sie immer hereinlaſſen." —

„Der wird Sie nur, wie gewöhnlich, ſtören," brummte die Alte beim Hinausgehen.

„Der Meſſias," wiederholte Beethoven, und nahm ſeinen Kaffee. „Aber ich will doch den Brief zu Ende leſen! „„So kommen Sie denn; von Ihrer Gegenwart wird ſich Alles elektriſirt fühlen. Sie werden nicht unzufrieden weggehen. Sie werden ſehen, wie ich mit meiner Donnerſtimme meine Heerde führe. Es ſei ein Miniſter oder ein Mädchen, die ſtolze Dame oder der demüthige Student, wer mir einen Schnitzer macht, wird tüchtig zurechtgeſetzt. Das Leben iſt zu kurz, ſage ich immer, wenn etwas nicht recht iſt, das Leben iſt zu kurz zu Complimenten. Kommen Sie alſo, alter Freund. Sie ſollen ſehen, ob ich's gut mache. Wie ſich von ſelbſt verſteht, Sie werden im Triumphe einziehen bei Ihrem ergebenen — Zelter."" —

„Ein großer Kapellmeiſter, dieſer Zelter! Recht Schade, daß ich nicht reiſen kann. Meine häufige Kränklichkeit! die vielen Koſten! Ich muß ſchon hier bleiben. Aber freuen ſollte es mich, dieſe Akademie einmal zu hören! — Dieſe Chöre! dieſe Chöre! Was für eine Wirkung, welchen erhabenen Eindruck muß es hervorbringen, wenn von ſo viel hundert Stimmen laut erſchallt: „„Uns iſt zum Heil ein Kind geboren."" —

Seine Finger fuhren über die Taſten des Klaviers; erſt kräftig, drauf decrescendo; von Octave zu Octave in weichern Akkorden; mit immer ſanftern Modulationen: ſüße, myſtiſche, übernatürliche Töne, welche eine himmliſche Erſcheinung ankündigen..... ſeine Augen ſchloſſen ſich.....

— Und wie durch einen Zauber fand er ſich nach der Singakademie zu Berlin entrückt. — Es war ein unermeßlicher Saal, von einem länglichen Viereck gebildet. Drei hohe Thüren führten von der Seite in denſelben. An der gegenüberſtehenden und parallelen Wand erhob ſich eine doppelte Reihe von Sitzen, die eine über der andern. Auf der untern Reihe ſaßen die ſchwarz gekleideten Sänger; die obere, minder zahlreich beſetzte

Digitized by Google

Bank war von den, in zierlichem Weiß angethanen Damen eingenommen. Die Ordnung war so getroffen, daß auf drei Herren zwei Damen, und auf vier Herren drei Damen folgten, so daß die Gruppen der Damen jedesmal von zwei zu drei unter einander alternirten. Diese glänzende Versammlung wurde von fünf und zwanzig am Plafond schwebenden Lampen beleuchtet. Bei dieser streng rhythmisch durchgeführten Anordnung der Sitze, unten die schwarze Reihe — oben die weiße und unterbrochene Reihe — glaubte Beethoven aus einiger Entfernung ein riesenhaftes Klavier mit schwarzen und weißen Tasten vor sich zu sehen.

Es wurde der Schluß eines Psalms vorgetragen. Der Professor Zelter ging gravitätisch-langsam auf und nieder und gab mit den Händen den Takt an. Die Unter-Direktoren begleiteten den Chor auf einem großen Fortepiano. — So eben wurde der Psalm geendigt, und der Professor Zelter nahm kaum seinen hohen Gast wahr, als er, ohne das geringste Zeichen der Ueberraschung zu äußern, an ihn herantrat und ihm herzlich die Hand schüttelte. Zu seinen Schülern sich wendend, theilte er ihnen jetzt auf seine etwas burleske Art mit lauter Stimme mit: dieser etwas ältliche und ziemlich korpulente Herr, der diesen Augenblick hier angekommen, dies sei der Schöpfer des Fidelio.

Kaum war das Wort gesprochen, so standen mit einem Tempo alle jene schönen Damen und alle die schwarz gekleideten Herren von ihren Sitzen auf, schwenkten entzückt ihre Notenblätter in der Luft und riefen wie aus Einem Munde: „Es lebe, es lebe Beethoven!“ — und begannen sich zu drängen und zu grüßen und sich zu neigen; und, das Intervall zwischen dem geendigten und dem neuen Stücke benutzend, zerstreuten sie sich in Gruppen, und plauderten unter einander von ihrem hohen Gaste, der über diesen Empfang ungemein gerührt schien. Der Professor Zelter hatte sich indeß an seine Seite gesetzt und unterhielt ihn umständlich von diesem berühmten Institute. „Diese Anstalt,“ sagte er, „die, wie Sie sehen, ziemlich schön eingerichtet ist, so wie das Gebäude, worin wir uns befinden,

Digitized by Google

ist königlich, und der Staat stellt auch die Lehrer und Vorgesetzten an. Nur die Beleuchtung wird von den Schülern getragen. Ein jeder von ihnen hat seinen Gesanglehrer für sich; und wir versammeln uns bloß für die große Musik im Ensemble."

„Solche Uebungen," versetzte der große Meister, „bilden kräftige Stimmen und lehren Takt halten; indeß die Privatstudien nöthig sind, um Methode zu lernen."

„Jetzt ein Chor aus dem Messias," rief Zelter, „für Ihn, für Beethoven!"

Rasch wurden die Noten gewechselt, und der Chor: „Uns ist zum Heil ein Kind geboren!" ward mit Kraft und Begeisterung ausgeführt. Beethoven klatschte Beifall, und die Schüler waren stolz auf ein solches Lob — als plötzlich ein langer seidener, mit phantastischen Figuren bedeckter Vorhang herabfiel und das Klavier bedeckte. In demselben Augenblicke verdoppelte sich die Zahl der Lampen, und wie durch einen Zauber stieg Beethovens Sitz mit ihm in die Höhe, und ward zu einem goldenen Throne, der alle übrigen Sitze beherrschte. Eine vornehme Gesellschaft trat ein, und begann, in einem Theile dieses unermeßlichen Saales, sich zu versammeln.

„Was bedeuten diese Anstalten?" fragte Beethoven den Unter-Direktor Rungenhagen.

„Bei außerordentlichen Gelegenheiten, zu welchen Ihre heutige Anwesenheit gehört," antwortete Rungenhagen, „werden Billets vertheilt, und sogar Mitglieder der königlichen Familie verschmähen es nicht, unsere Sitzungen durch ihre Gegenwart zu ehren. Der Fürst Radziwill, Cousin Sr. Majestät des Königs, ist ein Schüler der Singakademie."

In diesem Augenblick fliegt der Vorhang in die Höhe. Die Schüler und Schülerinnen sitzen noch in der frühern Ordnung, aber ihr Anzug hat sich geändert. Jetzt erheben sie sich in Gruppen und begeben sich in die Mitte des Saals, als sollte ein Tanz aufgeführt werden. „Also ein Maskenball!" dachte Beethoven für sich. — Die Gruppen sonderten sich und stellten sich in Ordnung auf. Eine jede zählte sieben Tänzer

Digitized by Google

und fünf Tänzerinnen. Der erste der sieben Tänzer trug die Kleidung eines Hebräers aus dem alten Testamente; der zweite die eines Griechen; der dritte die eines Römers; der vierte die eines Spaniers; der fünfte die eines Galliers; der sechste das Costüm eines Ritters aus dem Mittelalter; der siebente endlich trug einen modernen Anzug. Die Damen aber vereinigten jedesmal die beiden Epochen, welche von den zwei Tänzern, zwischen welchen sie standen, repräsentirt wurden.

Der Professor Zelter, dessen hohe Figur kolossal, und dessen große Nase unmäßig dick geworden war, steht in einer großen Allongenperücke und einem urväterischen Balletmeister-Costüm bereit, seine Schüler weiter zu dirigiren. Rungenhagen aber, von Natur klein und schmächtig, verwandelt sich in einen wahren Lilliputer, und seine fast unmerklich kleinen Fingerchen strengen sich vergebens an, aus den Tasten seines großen Klaviers einen Ton herauszuschlagen. Jetzt giebt der Professor mit seiner Hand das Zeichen, und ein allgemeiner Schwung versetzt alle Tänzer auf einmal in Bewegung. Auf eine unbegreifliche Weise erzeugt diese Bewegung einen Akkord, als wenn ein unzählbar starkes Orchester im Saale den Tänz mit seinem Spiele begleitete. Der Tanz, sonst die Wirkung der Musik, scheint hier die Ursache derselben zu sein. Aber beides wetteifert, die Zuschauer zu entzücken. Nicht genug, daß das Ballet unvergleichlich schön, der Luxus der Tänzer blendend ist; daß ihre Kraft sowohl als ihre Anmuth, und vor allem ihre windschnelle Geschwindigkeit an das Wunderbare grenzen — wie sie sich jetzt fliehen, jetzt sich vermischen, bald schmelzend, bald trotzig sich begegnen: — so erzeugt jeder ihrer Schritte, ihrer Bewegungen neue Töne von verschiedenen musikalischen Instrumenten, und das Ensemble des Ballets ist zugleich die gelungenste Ausführung — der brillantesten Symphonie Beethovens.

Dieser schlägt sich an die Stirn vor freudigem Erstaunen über diesen wunderbaren Auftritt. Zelter scheint sich an seiner Unruhe zu ergötzen; denn immer und unausgesetzt die Massen dirigirend, lächelt er von Zeit zu Zeit triumphirend zu Beethoven hinauf.

Digitized by Google

— Das Publikum ist befriedigt, scheint jedoch an solche Sitzungen schon gewöhnt zu sein. Die Symphonie ist zu Ende und ein stürmischer Beifall erschallt; ehe jedoch ihr Urheber Zeit hat, eine Frage an die Direktoren zu richten, ziehen alle diese Sänger, Tänzer oder lebendige Instrumente mit tiefen Verbeugungen gruppenweise vor seinem Throne vorüber. Erst jetzt bemerkt der große Meister, daß die Agraffen von Rubin, welche von dem Kopfschmucke der Herren funkelten, die Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la, si; — so wie, daß die Agraffen, welche den reichen Haarputz der Damen zierten, die Zahlen der halben Töne darstellten. — Der König der Symphonieen war von so vieler Ehre tief gerührt, und fast beschämt. Er dankte jeder Gruppe mit einer Verneigung und verfolgte sie mit seinen Blicken, bis endlich der Vorhang sich senkte und sie seinen Augen entzog.

— „Nicht wahr, dies ist eine ziemlich originelle Idee?" sagte der Professor Zelter. „Wahrhaftig, sehr sinnreich," antwortete Beethoven; „aber ich bitte, erklären Sie mir doch" ..... „Die Hitze ist unausstehlich," bemerkte Zelter, als hätte er seine Frage nicht gehört, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Rungenhagen unterhielt sich indeß mit den Zuschauern. Als Beethoven einige Erfrischungen genossen hatte, sagte Zelter: „Mein lieber Herr Beethoven, kommen Sie mit mir auf einige Augenblicke auf den Balkon hinaus, um Luft zu schöpfen; man erstickt hier; ich halte es nicht länger aus." „Es ist Ihre eigene Schuld," bemerkte Beethoven; „doch kommen Sie nur, ich habe so viel mit Ihnen zu sprechen!"

— Kaum waren Beide auf dem Balkon angekommen, wo sie ein erfrischender Luftzug empfing, als Zelter ausrief: „Ach, mein Gott, entschuldigen Sie, ich muß noch einen Befehl ertheilen; ich komme den Augenblick wieder." Beethoven blieb allein und schaute in die dunkle Nacht hinaus. Kaum konnte er bei dem schwachen Schimmer einiger Sterne die Umrisse des großen Akademie-Gebäudes wahrnehmen. „Zelter

Digitized by Google

kommt nicht," sagte er endlich, „er hat so viel zu thun. Ich will wieder hinein."

Aber nirgends zeigte sich ihm eine Thür. Kein Licht brannte in dem Saale. Er klopft, er ruft, und entschließt sich endlich, zu warten. Da trifft seine tappende Hand auf einen elastischen Sitz, und in der tiefsten Dunkelheit läßt er sich darauf nieder. Aber welch neuer Zauber! Er fühlt sich mit seinem Sitze hinausgetragen, als ginge es hoch durch die Lüfte. Jetzt hält er still, weiß aber nicht, wo er sich eigentlich befindet. Ein neues Schauspiel zieht ihn von seinen Betrachtungen ab. Ihn umgiebt ein unermeßlicher Raum, welchen er durchfliegt, ohne den mindesten Schwindel zu empfinden. Allmählig treten auch die Sterne, zum Theil von ungewöhnlicher Größe, auf den dunkeln Himmelsgrund hinaus; und ein gewaltiges Gestirn, das er an seinen blassen Strahlen für den Mond erkennt, kreist in geringer Entfernung von ihm. Vor ihm schwebt, fast dunkel, die Erdkugel. Er betrachtet bei dem matten Lichte dieser verschiedenen Gestirne die vergeringerten Verhältnisse unserer Berge, unserer Städte: wie ein Panorama in der Morgendämmerung. Da entdecken seine in's Unermeßliche schweifenden Blicke, von dem erhabensten Punkte, den sie erreichen, bis hinab zu der untersten Tiefe, eine Leiter aus allen Farben des Regenbogens zusammengesetzt, welche auf der dunkeln Draperie der Nacht leuchtend widerstrahlt. Das Blau gleicht dem Saphir, das Violet dem Opal, das Grün dem Smaragd, das Weiß dem Alabaster und das Roth dem Feuer; — — er glaubte auf den Sprossen der Leiter die Rubinen-Agraffen der Schüler der Singakademie zu erkennen; ihn schaudert, und er versucht, sie anzureden: da wird er mit einer sanften Bewegung, wie wenn eine Gondel auf den Wellen schaukelt, der Erde nahe gebracht, an welche die entzückende Leiter zum Theil anlehnt; sein Ohr wird von den Tönen getroffen, welche die Schüler der Reihe nach, ein jeder den Ton, den er repräsentirt, singen, und zwar in der Weise einer chromatischen Tonleiter, und immer diesen Tönen nach glitt Beethoven in seinem wunder-

Digitized by Google

baren Nachen; und als die Leiter sich über den Erdball hinausgeschwungen hatte, und der höchste Ton, den jemals Paganini seiner Geige entlockte, verhallte, und die Tonleiter, so schien es, geschlossen war: — so stieg der Nachen höher und höher, und neue Octaven, je höher, desto reiner, melodischer, krystallinischer, ätherischer, himmlischer, wurden vernommen.

— In diesem Augenblicke bricht von dem höchsten Zenith, aus unendlicher Ferne, der Reflex eines göttlichen Lichtes herein; und Strahlen, Töne und Farben vermählen sich in einer berauschenden Harmonie. Eine unsägliche Wollust dehnt Beethovens Herz; seine Seele schwimmt in Seligkeit; ein heftiger Reiz, ein zitterndes Verlangen, ein unwiderstehlicher Zug reißt ihn fort nach diesem Meere ewiger Wonne, wovon er früher in Momenten glühender Begeisterung wohl eine Ahnung empfunden hatte. Da muß der Himmel sein! hier will er verweilen. . . .

Aber sein Nachen sinkt mit Blitzesschnelle tief gegen die untere Seite der Erde hinab. Hier entwickeln sich die tiefsten Töne der chromatischen Skala, schwere Töne, rührender als die Stimme von Lablache, oder Romberg's oder Lindlay's Violoncell's sie jemals hervorbrachten; Töne einer Skala, welche unsere Phantasie, deren Gebiet die Unendlichkeit ist, zwar zu träumen, aber nicht zu schaffen vermag. — Schon ist die Erde ihm hoch entrückt; immer tiefer sinkt Beethovens Nachen, immer drohender, immer zerreißender tönen die Skalen; sein fühlendes Herz will sich in Thränen auflösen; jeder Ton trifft alle Fibern seiner Nerven; seine Seele schaudert wie vor dem Getöse des Weltuntergangs.

— Ganz in des Abgrunds Tiefe zucken röthliche Strahlen herauf, wie der Reflex eines höllischen Brandes; Windstöße einer erhitzten und dicken Luft führen Beethoven an einen Ort, wohin aus dumpfer Ferne Chöre matter Seufzer herüberschallen; Chöre von Klagen, Chöre von erstücktem Geschrei; ihn faßt ein geheimes Grausen, eine tödtliche Angst und Verzweiflung; blutige Thränen entstürzen seinen Wimpern; aber ein groß-

Digitized by Google

müthiges, unwiderstehliches Mitgefühl bemeistert sich seiner, und er will sich in den Abgrund stürzen. —

Aber rasch wie der Gedanke steigt der Nachen mit ihm zurück in die Höhe und verweilt . . . der Raum ist leer und schwarz . . . einen Augenblick sammelt Beethoven seine tief erschöpften Sinne . . .

— Als aus einer weißen, glänzenden Wolke, die sich theilt, eine weibliche Gestalt vor seinen Augen hervortaucht. Ihr Gewand scheint aus den Strahlen der Sterne gewoben, ihr Mantel, in Morgenroth gebadet, flattert leuchtend durch die Lüfte. Die Flechten ihres braunen Haares sind über der Stirn in einen Knoten geschlungen; eine goldene Lyra ruht in ihrem göttlichen Arme. Ihm schienen die Saiten dieser Lyra, von der Göttin Hand gerührt, zu ertönen: es war aber ihre eigene melodische Stimme, und was sie sprach, lautete also:

— „Ich bin Cäcilia, die Schutzpatronin der Musik; ich komme als Abgesandte der ewigen Harmonie, um Dir zu erklären, was Dir zu wissen vergönnt ist. Die Leiter, welche Du sah'st, ist die Leiter der Töne. Die schwachen Sterblichen, in ihrem stolzen Wahne, leugnen jedes, was über ihre enge Sphäre hinausragt; diejenigen Töne, welche sie mit ihrer Stimme, ihren Instrumenten nicht hervorbringen, nennen sie unmögliche! Du, Beethoven, bist für würdig erachtet worden, von ihrem Irrthume Dich zu überzeugen. Aber es wird Dir ergehen, wie einst mir selbst: die irdischen Töne werden Dich fortan nicht mehr erfreuen. Komme denn, und werde der himmlischen Musik theilhaftig, wonach Deine Seele sich sehnte, und welche Deine Schöpfungen schon auf Erden athmeten; Gluck, Mozart, Händel, Bach erwarten Dich, um Dir den Kranz aufzusetzen."

Cäcilia war verschwunden, aber die Melodie ihrer Worte, und die Töne der Wunderleiter klangen in seinem Ohre lange fort — bis der Nachen bei der Erde landete.

— Hier erwachte Beethoven.

Digitized by Google

Der kleine Gottlieb, des Nachbars Sohn, griff fleißig die chromatische Skala auf dem Klavier, welche der große Meister diesem seinem Liebling gelehrt hatte.

„Du hast recht schön geschlafen, Väterchen," sagte das Kind.

„Spielst Du schon lange diese Skala, mein Söhnchen?" fragte das große und bescheidene Genie.

„Seit einer guten Viertelstunde," antwortete Gottlieb.

* * *

Drei Tage darauf war Beethoven nicht mehr.

Digitized by Google

Historische Streifzüge gegen Fr. Förster.

Von

Wilhelm Bernhardi in Meuselwitz.

Seit einiger Zeit ist die Geschichte des verflossenen Jahrhunderts mehrfach und auf interessante Weise beleuchtet und aufgeklärt worden. Die Lebensgeschichte Friedrichs II., die Denkwürdigkeiten Schulenburgs, Dohms Memoiren und andere Schriften, denen kürzlich das Leben Friedrich Wilhelms I. vom Dr. Friedrich Förster*) sich anreihte, sind einander schnell gefolgt, und geben ein in der That erfreuliches Bild von der Lebendigkeit, mit welcher in unseren Tagen das Feld der vaterländischen Geschichte nach allen Richtungen hin bearbeitet wird, wie sich überall neue Quellen, tiefe Forschungen, geistreiche Darstellungen die Hand bieten, und Jeder in seiner Weise strebt, den ungeheuren Stoff, der vorliegt, zu bewältigen. Aber auch die Anforderungen sind gewachsen, welche der Geschichtsschreiber zu befriedigen bedacht seyn muß, und eine leere Compilation, eine bloße Materialiensammlung darf es nicht wagen, höhere Ansprüche zu machen, als denen sie zu begegnen im Stande ist. Liest man die Biographie eines bedeutenden Mannes, so begnügt man sich nicht länger mit der bloßen Erzählung äußerer Lebensverhältnisse und Schicksale, durchwürzt vielleicht mit pikanten Anekdoten und treffenden Witzsprüchen, oder mit Darstellung der damals gerade obwaltenden Staatsverwickelungen und Ereignisse, wie sie sich oberflächlich sogleich dem ersten Blicke zeigen, sondern man fordert von dem Verfasser solcher Darstellungen Tieferes, Umfassenderes, Vollendeteres. Ein klar wieder gegebenes treues Bild des geschilderten Mannes soll sich vor den Augen des Lesers entfalten; er soll sehen, wie der Held sein Jahrhundert, und dieses wiederum ihn bildete und bewegte. Die Zeitgenossen müssen bedeutungsvoll und charakteristisch um die Hauptfigur gruppirt stehen, mit gerechtem Auge sollen ihre Thaten, ihre gegenseitigen Beziehungen zu einander, ihre Absichten und die Mittel, ihre Endzwecke zu erreichen, abgewogen, in wahrhaften Farben frei vom Hasse wie von der Vorliebe entwickelt werden, und aus den gesammten einzelnen Figuren des Gemäldes muß in der Seele des Lesers klar und

*) Potsdam, Riegel. 1835. 3. Bde. S. meine vorläufige Anzeige im „Literarischen Zodiacus," April, S. 325. D. Red.

Digitized by Google

unabweisbar die Idee zum Bewußtseyn kommen, welche das Jahrhundert durch seine Männer in allen Nüancen repräsentirt.

Noch verwickelter und größer aber werden die Mühen, ein solches Werk hervorzubringen, durch die materiellen Rücksichten, auf welche so Vieles ankommt. Alle Quellen müssen mit der sorgfältigsten Kritik benutzt und zusammengestellt werden, besonders wenn man handschriftliche besitzt, deren Zugang bis dahin verschlossen war. Da genügt nicht Einzelnes, wenn auch Merkwürdiges, herauszuschreiben und bekannt zu machen, es kommt darauf an, aus der ganzen dem Autor vorliegenden Masse diese selbst zu berichtigen, ihre mögliche Einseitigkeit, ihre mannichfachen Widersprüche zu erkennen, und auf diesem Wege die Wahrheit, die so selten in der Geschichte hervortritt, in vollem Glanze der Gerechtigkeit aufzuzeigen. Nicht minder wichtig ist die Form und Schreibart, welche die äußerste Sorgfalt und Ueberlegung gebieten, und wie schwer allein diese Aufgabe ist, davon zeugen fast alle Geschichtswerke, die noch bis dahin an das Licht getreten, denen allen beinahe jene dramatische Lebendigkeit, jene Kühnheit der Darstellung, jenes Plastische des Ausdrucks mangelt, wodurch die Seele allein in die Stimmung und die Zeit versetzt werden kann, deren Schilderung der Autor versucht.

Endlich, und das ist nicht die geringste Eigenschaft eines Geschichtschreibers in unseren Tagen, gehört für ein solches Werk viel Muße und große Geduld; denn nicht in wenigen Monaten, in Jahren nur bereitet man solche Ausführung vor, in Jahren nur gelangt man zu dem Ziele, ein solches Werk hinzustellen, und nur der unwissenschaftlichste Leichtsinn kann es wagen, mit schnell aufgerafftem Material, eilig ersonnenem Plane, in einer geschwind zusammengezimmerten Form die Geschichte eines Mannes oder einer Zeit vortragen zu wollen.

Wie wenig nun den oben angedeuteten Anforderungen, welche man an die Lebensbeschreibung eines in jedem Bezuge so wichtigen Mannes, wie Friedrich Wilhelm I. war, zu stellen genöthiget ist, durch das Werk des Hrn. F. F. auch nur im entferntesten entsprochen werde, lehrt jeder flüchtige Blick in das drei Bände starke Buch, und wie sehr dasselbe hingegen von den letzten Zeilen des letzten Satzes getroffen wird, werden einige Proben, die leicht um Vieles, erforderte nicht der beschränkte Raum Auswahl, vermehrt werden könnten, auf das klarste beweisen.

Ueber die Eintheilung des Stoffes spricht sich Hr. F. F. in der Vorrede zum ersten Bande S. XI. folgendermaaßen aus: „Wie in dem wirklichen Leben die Persönlichkeit und der Charakter dieses absoluten Monarchen sich auf eine eigenthümliche, von allen Einflüssen, Rücksichten, Vorurtheilen und Gesetzen unabhängige Weise geltend machte: so hat auch in der Biographie diese Persönlichkeit ihre Stelle zu behaupten gewußt, und nimmt in ihren besonderen Beziehungen, Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften den ersten Band des Werkes ein. Die allgemeineren Beziehungen des Landesherrn, die Wirksamkeit und Thätigkeit, welche auf

Digitized by Google

den Staat gerichtet waren, sollen in einem zweiten Bande dargestellt und damit das Werk beendigt werden."

Es stand also zu erwarten, daß man sogleich im ersten Bande eine geordnete, in absichtsvolle Beziehung zum zweiten gesetzte, zu einem vollkommenen Bilde sich einigende Darstellung der reinern Persönlichkeit Friedrich Wilhelm I. erhalten würde; da bei fast keinem Monarchen von ihr soviel in das Staatsleben hineinspielt, und dieses oft launenhaft bestimmt, als gerade bei diesem Monarchen. Allein so wie man zu lesen beginnt, erscheint Alles als ein Conglomerat von Thatsachen und Anekdoten ohne Zweck und Ziel, der größeren Bequemlichkeit halber unter gewisse Capitel geordnet, in denen denn wiederum beiläufig vielerlei nicht gerade an jenen Platz Gehöriges erzählt wird. Die ersten 161 Seiten bringen, meist nach Franz Horn, einen Abriß der Regierungsgeschichte Friedrich I., worin so Vieles ist, das weder mittelbar noch unmittelbar das Leben Friedrich Wilhelms berührt, daß man nur mit Verwunderung fragen kann, warum dies hier Alles abgedruckt wurde? Was interessirt z. B. die specielle trokkene Anführung der Ausgaben unter Friedrich I. S. 54—70? Man sollte glauben, bei weitem fruchtbarer würde es gewesen seyn, wenn etwa Einzelnes daraus wäre ausgezeichnet worden, um ebenfalls mit Einzelnem, natürlich stets Hauptsächlichem des Ausgaben-Etats Friedrich Wilhelms verglichen zu werden, anstatt daß der geduldige Leser auch diesen S. 179 bis 191 in seiner ganzen Ausdehnung hinnehmen muß. Dieser Raum hätte, so scheint es, bei dem trefflichen Materiale, welches Hrn. F. F. zu Gebote stand, und dem großen, reichen Stoffe, den er zu bearbeiten sich vorgenommen, wahrlich auf würdigere und nützlichere Weise ausgefüllt werden können! Wie ärmlich ist das Tagebuch Friedrich Wilhelms als Kronprinzen S. 140—151 ausgefallen, und wie vieles Andere ist geradezu eben so unhistorisch, als ohne Kritik zusammengetragen, nur um das Buch zu vergrößern; denn welches Interesse hat S. 159 die Note in einem historischen Werke, oder wie gehören Citate gleich denen S. 162. 169. 229. in eine Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelms? Passen in eine wahrhaft wissenschaftlich und künstlerisch gedachte Biographie Dinge, wie S. 204. 206? Schlimmer ist jedoch die traurige Sucht, um es mit dem mildesten Namen zu bezeichnen, auf Kosten der geschichtlichen Treue, die Fehler und Leidenschaften Einzelner zu beschönigen. Es kann Jeden nur mit Unwillen und Schmerz erfüllen, wenn er S. 169 nachstehende Worte lesen muß:

„Nicht das Gesetz war es, was die Beamten und Unterthanen von „dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten, die Nächsten wie die Entfernte„sten, fürchteten, es war das Wort, der Wink des Königs, vor dem sie „alle zitterten, und wie froh wir uns auch fühlen mögen, daß dergleichen „Zustände hinter uns liegen, so müssen wir doch gestehen, daß dieses Er„zittern in der Furcht des Herrn der Freiheit Anfang war. Schon an „einem andern Orte ist bemerkt worden, daß der vorherrschende Volkscha„rakter zu der Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm den Thron bestieg,

Digitized by Google

„die Feigheit war. Er fand keine trotzigen Ritter, die auf ihren Bur-
„gen ihm Krieg angekündigt hätten ꝛc. Da war es an der Zeit, daß
„dem entarteten, verweichlichten Geschlechte das Selbstgefühl durch Züchti-
„gung wiederum geweckt wurde, und bei weitem weniger ist der strenge
„Friedrich Wilhelm des Despotismus anzuklagen, als die Nation der
„sclavischen Gesinnung; daß sie diese in der Folgezeit abgelegt,
„rechtfertigt die Anwendung der drastischen Mittel, welche Friedrich Wil-
„helm verordnete."

Jedermann wird das Halbwahre, Gleisnerische, Beschönigende dieser prätenziösen Darstellung empfinden, und achselzuckend auf das schmeichleri-sche Allegat aus Shakspeare's Caesar in der Note herabsehen, oder mitleidig lächeln, wenn er von dem Mitherausgeber der Hegelschen Werke wenige Zeilen tiefer die Worte lesen muß:

„Wenn er (der König) auch versicherte, daß er nichts anders als
„der erste Diener des Staats sey, welcher als Gottes Statthal-
„ter von Allem, was er thue, Rechenschaft ablegen müsse, so stellte er
„sich dennoch sehr oft über Staat und Gesetz, und verfügte nach gewis-
„senhafter Willkühr über Ehre, Leben, Freiheit und Eigenthum."

Nicht minder geistreich ist die Art, wie des Königs Abscheu vor Phi-losophie und Poesie durch seinen gesunden Menschenverstand, der wahrhaft „genial" genannt zu werden verdiente, in Schutz genom-men wird S. 171. Und in der That kann man wohl vortrefflichere Be-griffe und Entschuldigungsgründe auffinden, als eine gewissenhafte Will-kühr, und einen genialen gesunden Menschenverstand? —

Eben so merkwürdig ist die leichtsinnige und oberflächliche Weise, mit welcher die Quellenaussagen behandelt und benutzt sind. So schreibt der König, nach S. 232, in einem Briefe an den Grafen von Seckendorff, in dem er sich für die ihm zugedachten Bilder der kaiserl. Familie bedankt:

„Uebrigens erweckt mir die Nachricht, daß gedachte Erzherzoginnen
„sowohl an Größe als Schönheit zugenommen, eine große Zufriedenheit,
„und wegen der Mariage der ältesten weiß der Hr. General
„meine Sentiments, daß ich sie keinem lieber als dem
„Herzoge von Lothringen gönne."

Aus den Anführungsworten des Hrn. F. F. zu dieser Notiz: „zu
„dem, was bereits von Hormayr hierüber (die Absicht des kaiserl. Hofes,
„den Kronprinzen Friedrich mit einer Erzherzogin zu vermählen) mit-
„getheilt worden ist, können wir noch Folgendes aus dem von Secken-
„dorffischen Archive mittheilen," leuchtet deutlich ein, daß F. F. meint, aus der obigen unterstrichenen Stelle gehe hervor, daß Seckendorff dem Könige angetragen habe, den Kronprinzen mit der ältesten Erzherzogin zu vermählen, und daß Friedrich Wilhelm dies Ansinnen in den eben angeführten Zeilen ablehne. Es gehört ein starker Glaube dazu, dies auch nur zu vermuthen; denn ist es wohl wahrscheinlich, daß der König, ohne auch nur mit einer Sylbe oder Wendung auf diesen vorausgesetzten

Digitized by Google

so wichtigen Antrag, wenn gleich nur entfernt, anzuspielen, so kurz, so ohne alle Motivirung gesagt haben sollte, er gönne sie Keinem lieber, als dem Herzog von Lothringen? Lieber also, als seinem Sohne? Und er hatte keinen andern Grund, seinem Thronfolger diese Heirath zu versagen, als weil er sie keinem Andern lieber gönnt, als dem Herzoge von Lothringen? Es gab keine Staatsgründe, auf welche hingedeutet werden konnte, keinen Unterschied der Kirche, welcher entgegengetreten wäre, keine äußeren Verhältnisse, welche beachtet werden mußten, kurz nichts, auf das man sich hätte berufen mögen, als die Laune, welche dem Einen dies gönnt, und dem Andern nicht? Aber weiter, muß denn Derjenige, welchen der König dem Herzog von Lothringen nachsetzt, nothwendig sein Kronprinz, muß es überhaupt eine bestimmte Person seyn? Kann nicht der König haben sagen wollen, unter allen Denjenigen, welche ich für die Erzherzogin als Gemahl paßlich finde, gönne ich sie Keinem lieber, als dem Herzoge von Lothringen? So ist das auch wohl gemeint; denn nimmt man das Datum des Briefs, er ist den 31. Decbr. 1731 geschrieben, die vorhergegangenen Unterhandlungen, und die am 10. März 1732 erfolgte Verlobung mit der Prinzessin von Bevern zusammen, so geht allein daraus glatt die Unmöglichkeit hervor, daß dieses Handbillet des Königs sich auf eine solche Angelegenheit beziehen konnte. Allein noch mehr, F. F. konnte nach den Quellen, welche ihm zu Gebote standen, Hormayrs Angaben widerlegen oder vielmehr berichtigen, und dabei ganz erstaunlich viel Patriotismus entwickeln. Denn obgleich ein Plan der Art, wie ihn Hormayr bezeichnet, vorhanden war, so leitete er doch seinen Ursprung weder aus dem Preußischen, noch dem Oestreichischen Cabinette her, sondern entsprang rein aus dem Kopfe des damaligen Kronprinzen, wie das an Grumbkow gesandte III. S. 21. no. VIII. abgedruckte projet de déclaration du Prince Royal besagt, wenn man es mit den darauf bezüglichen Stellen S. 26. no. XI. XII. S. 27. no. XIII., und vorzüglich der Antwort Grumbkows auf dieses projet, aus der hervorgeht, daß der König von der ganzen Sache nichts wußte, in den Actenstücken des dritten Bandes prüfend vergleicht.

Unmittelbar darauf redet Hr. F. F. davon, daß er beweisen wolle, wie der Wiener Hof damit umging, den Kronprinzen zur katholischen Kirche verführen zu lassen, und beruft sich auf ein Actenstück, den Brief eines gewissen Gotthelf Fleischmann. Allein in den Nachträgen Band 3, S. 28, sagt er selbst, daß sich seine Vermuthung nicht als begründet habe nachweisen lassen, und fährt dann fort: „Allerdings gingen an den Gra„fen Seckendorff Anträge dazu (den Kronprinzen katholisch zu machen) „ein; allein es bleibt ihm selbst in Dunkel gehüllt, auf wessen Veran„lassung dies geschah. Aus dem bereits no. VIII. mitgetheilten Heirathspro„ject des Kronprinzen mit einer Erzherzogin von Oestreich erfahren „wir das von Friedrich sehr entschieden und nachdrücklich ausgesprochene „Bekenntniß, daß er dem evangelischen Glauben niemals untreu werden

Digitized by Google

„würde, ein Bekenntniß, welches er in dieser Zeit, und auch in späterer „Zeit oft genug wiederholt. Daß, wie Seckendorff in dem Briefe an „Eugen vermuthet, die Zuschriften aus Erfurt nichts als eine Falle seyn „sollten, welche die Königin und der Kronprinz ihm legen wollten, hat „keine Wahrscheinlichkeit, und so dürfte Grund genug vorhanden seyn, „diese Umtriebe weder dem Berliner, noch dem Wiener Hofe, sondern den „in diesem Fache unabhängig für sich arbeitenden Jesuiten zuzuschreiben."

Aus den abgedruckten Documenten geht auf das klarste hervor, daß der angebliche Gotthelf Fleischmann niemand anders als ein gewisser Leichner zu Erfurt ist, ein Mensch, der fähig war, Alles zu thun, um Geld zu verdienen, der in Berlin bei dem Rath von Ziegler in den Jahren 1715 und 1719 gewohnt hatte, und bei dessen Bruder in Erfurt viel lebte, der zwar gelehrt, und in omni scibili versatissimus, jedoch obscur und commode ohne conduite und ein homo sordidus war, und so leichtgläubig erscheint, daß er es für baare Münze nimmt, als Seckendorff ihm schreiben läßt, er habe zwar seinen Brief, aber ohne Datum und Namen empfangen, sich gewaltig über diesen ihm gespielten Betrug erbost, und hoffe, er (der Graf Seckendorff) werde den Zusammenhang dieser schändlichen Betrügerei herauszubringen wissen. Dies Alles scheint wenig zu einem Jesuiten zu passen, welchem von seinem Orden der Auftrag wird, den Preußischen Thronerben, dessen Vorliebe für alle edle Eleganz bekannt genug war, der allein seligmachenden Kirche zuzuführen. Bedenkt man dagegen, daß dieser Brief das Datum des 15. März trägt, und am 28. desselben Monats man bereits in Warschau, wie der Preußische Resident Hoffmann dem General von Grumbkow meldet, befremdliche Nachrichten ausstreute „au sujet du Comte de Seckendorf auquel sa Majesté le Roy de Prusse doit avoir ordonné de se retirer de ses „Etats, en ne lui laissant que 48 heures pour s'y préparer et *cela „pour avoir déclaré que l'Empereur, son maitre, donneroit une des „Archiduchesses, ses filles, au Prince de Lorraine et l'autre au Don „Carlos, de sorte qu'il ne resteroit rien pour nous*, so gewinnt die Sache ein andres Ansehen. Man überlege, in Erfurt ist es dem Gotthelf „Fleischmann am 15. März angeblich von Wien aus zu Ohren kommen, „wie Ihro Königl. Majestät von Preußen Dero Kronprinzen in gewisser „wichtiger Absicht gerne zur Annehmung der römisch-katholischen Religion „bewegen wollten, dabei aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten fänden," am 28. März sagt der Vice-Canzler Lipsky dem Kaiserl. Gesandten, Grafen von Wilzek, ins Gesicht, Graf Seckendorff müsse Preußen räumen, weil er amtlich erklärt, die eine Erzherzogin werde den Herzog von Lothringen, die andere den Don Carlos heirathen, so daß für Preußen nichts übrig bliebe, und am 11. April erklärt der Kronprinz zu Küstrin, daß er allen Wünschen des Königs sich fügen wolle, rücksichtlich der Heirath, selbst wenn Ihro Majestät, wie man sagen wolle, auf das Haus Oestreich in diesem Bezug dächte. Den Brief aus Erfurt kann

Digitized by Google

Seckendorff nur gegen Ende des Monats März erhalten haben, da er unter dem 24. März erst an den Dr. Bricknер um Auskunft über den Fleischmann schreibt, die Nachricht aus Warschau überschickt er dem Prinzen Eugen unter dem 7. April, hat sie also wohl nicht früher empfangen, als zwischen dem 3. und 6., und am 12. hatte Grumbkow wahrscheinlich des Kronprinzen Declaration in Händen. Sieht das Alles nicht planmäßig aus? Rechnet man dazu, daß der Sächsische Hof dem französisch-englischen Interesse durchaus ergeben, und Hoym ein Mann, dessen persönliche Feindschaft gegen Seckendorff, dessen Mitwissenschaft um die 1730 bezweckte Flucht des Kronprinzen bekannt sind, bis zum 31. März die Seele des Sächsisch-Polnischen Ministeriums war, daß auf der andern Seite die Intriguen für die Vollziehung der doppelten englischen Heirath gerade um diese Zeit fast am lebhaftesten waren, daß Grumbkow und Seckendorff mit Recht als die Hauptgegner dieses Plans galten, nach deren Entfernung nichts der Realisation der Wünsche, welche die englische Partei am preußischen Hofe hatte, entgegenstand, so gewinnt es gewiß an Wahrscheinlichkeit, daß, wie Seckendorff an Eugen schreibt, „dies alles „Fallstricke sind, welche der Kronprinz auf Einrathen, wenigstens Vor„wissen der Königin uns beiden (Grumbkow und ihm) legen will.“ Aber Hr. F. F. macht es sich viel bequemer, er schließt mit ächt philosophischem Scharfsinne auf das bündigste: weil Seckendorff den Schleier des Geheimnisses, welcher über den ihm gewordenen Anträgen ruht, nicht lüftet, weil Friedrich in seinem projet seine Anhänglichkeit an die protestantische Kirche laut ausspricht, weil die Vermuthung, als habe man von Seiten des Wiener Hofes den Kronprinzen katholisch machen wollen, sich nicht als begründet nachweisen läßt, Fleischmann aber doch vorgiebt, daß es ihm von Wien aus zu Ohren komme, weil es keine Wahrscheinlichkeit habe (und dies läßt Hr. F. F. unbewiesen), daß die an Seckendorff gelangten Anträge Fallen seyn sollten, so ist Grund genug vorhanden, diese Umtriebe weder dem Berliner, noch dem Wiener Hofe, sondern den in diesem Fache unabhängig arbeitenden Jesuiten zuzuschreiben. O die armen Schüler des Loyola! was müssen sie sich nicht gefallen lassen, und welche Thorheiten werden ihnen nicht nachgesagt, sobald man nur ein wenig in Verlegenheit geräth, die Gründe einer Begebenheit aufzufinden! Gleich heißt es, was zerbrechen wir uns (um doch einmal in Hrn. F. F. Weise zu reden) den Kopf, da haben wir ja den bequemsten Sündenbock von der Welt, die Jesuiten; haben sie soviel gethan, warum nicht auch dies? da braucht man keinen Beweis zu führen; denn von denen glaubt man ohnedies alles Ueble; immer ihnen nur aufgebürdet, sie tragen schon eine so große Last, daß die paar Loth Intriguen und Sünde sie wahrlich nicht umbringen werden; sind sie die Urheber nicht, so könnten sie es doch gethan haben, und mindestens ist unser Erklärungsversuch scharfsinnig! O ja, man sehe nur, wie fein!! Am 11. April in der Mitternachtsstunde weckt der Kronprinz seine Umgebung in Küstrin, und erklärt den

Digitized by Google

Versammelten, wenn sein Vater es wünsche, eine Oestreichische Prinzessin heirathen zu wollen, jedoch ohne Glaubensänderung seiner Seits, und dies weiß am 15. März bereits, wenn auch nicht wörtlich, ein verkappter Jesuit in Erfurt! Sogleich bietet er sich an, den Ketzer zu bekehren, und bei wem? nicht dem Prinzen Eugen oder einem katholischen Minister des deutschen Kaisers schreibt er, sondern an den Grafen Seckendorff nach Berlin, den Neffen und Zögling Veit Ludwigs von Seckendorff, den Minister, dessen feste Anhänglichkeit an die protestantische Kirche so groß war, daß er dem Kaiser auf dessen Zureden, katholisch zu werden, antwortete: „wie könnte ich Ew. Majestät getreu seyn, wenn ich Gott ungetreu würde," an diesen Mann wandte sich der feine Jesuit in seinem Bekehrungseifer, und zwar früher, als Friedrich selbst seinen Vorschlag bekannt machte, und Seckendorff ahnen konnte, es würde sich eine Gelegenheit bieten, von diesem Antrage Gebrauch zu machen. —

Im zweiten Bande sollen der Versicherung des Hrn. F. F. gemäß, „die allgemeinen Beziehungen des Landesherrn, die Wirksamkeit und Thätigkeit, welche auf den Staat gerichtet waren, dargestellt, und damit das Werk beendet werden."

Hier eröffnete sich dem Hrn. F. F. die glänzendste Gelegenheit, eines der trefflichsten Geschichtswerke zu schreiben; denn ohnstreitig bildet das achtzehnte Jahrhundert, in dessen erste Hälfte das Leben und die Wirksamkeit Friedrich Wilhelms I. fallen, einen der merkwürdigsten Abschnitte der deutschen Geschichte. Deutschland, dies Herz Europa's, in welchem von seinem frühesten Erwachen an, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hin, alle großartigen Angelegenheiten des Menschengeschlechts empfangen, geboren und entwickelt worden, lag in den letzten Zuckungen des Todeskampfes. Ein neuer Geist durchbrach die morsche Hülle des alten Körpers in den einzelnen wiedergeborenen Staaten, Kindern einer uralten Mutter, die, blödsinnig und kindisch, herabgewürdigt war zur Magd eines ihrer Söhne. Ganz Europa war zu damaliger Zeit in zwei große Lager getheilt, in deren einem England und Frankreich, in dem andern Rußland und Oestreich als die Hauptführer auftraten, und so den seit der Reformation immer weiter und schärfer getrennten Strom des Geistes veranschaulichten. Preußen durch seine Lage, wie seine Macht beiden Theilen gleich wichtig, durch seinen Protestantismus, seine mehr und mehr im Volke sich entwickelnde Geistesthätigkeit, und deren spiritualistische Tendenz der einen, durch sein Militairwesen, seine Regierungsform, und deren realistische Richtung der anderen Partei nahe verwandt, war der eifrige Gegenstand beiderseitiger unablässiger Bewerbungen. Kein Mittel ward verschmähet, kein Schritt blieb unversucht, den Sieg zu erringen, jedes an sich vielleicht sogar unbedeutende Ereigniß ward benutzt, um Vortheil daraus zu ziehen, und selten kam wohl soviel auf die Gewandtheit, die Geistesgegenwart, die Entschlossenheit, die äußerste Ruhe und Kühnheit im Handeln der verschiedenen Repräsentanten der europäi-

Digitized by Google

schen Mächte an, als damals in der Umgebung Friedrich Wilhelm's I. Der Preußische Hof war merkwürdig getheilt, das Militair hielt meistens zum Kaiser, die Civilstaatsdiener zur Hannöverschen Allianz, theils aus Ueberzeugung, theils aus Vortheil; ja die Familie selbst spaltete sich in diese Gegensätze, so daß auch hier im Hause sich nothwendig derselbe Streit offenbaren mußte, welcher damals die ganze politische Welt erschütterte. Dies giebt dann auch erst dem Privatleben des Königs, und den Familienereignissen am Brandenburgischen Hofe die besonders tiefe historische Bedeutung, und all den tragischen Vorfällen zwischen dem Vater und den Kindern den großartigen Hintergrund. Dadurch allein wird die Nothwendigkeit klar, diese ganze Seite der damaligen Hofgeschichte bis zu den geringfügigsten Einzelnheiten und den innersten Beweggründen hinab zu erforschen und geschichtlich treu darzustellen, während jeder andere Gesichtspunkt deren Erwähnung zu der Gemeinheit kleinlicher Klätscherei und in den Schmutz der Chronique scandaleuse hinabwirft.

Nicht minder bewegt, wie die politische Welt, war die geistige, das Reich der Wissenschaften und Künste, und derselbe Gegensatz, welcher die Höfe und Cabinette theilte, schürte auch hier die Flammen zum Kampfe. Am lebendigsten ward der Streit in den Gebieten des geistigen Lebens geführt, welche am unmittelbarsten den Menschen in seinem innersten Seyn berühren, in der Philosophie und Theologie. Die sogenannten pietistischen Streitigkeiten, das Auftreten Zinzendorfs als Sectenstifter in der protestantischen Kirche, der Bekehrungseifer der Jesuiten, die Bedrückungen der evangelischen Salzburger durch die papistischen Zeloten, dies Alles zeigt, wie sich überall jene große Zeit des Kampfes, der Bewegung, des Fortschrittes vorbereitete, welche bald die trägen Elemente Deutschlands mit neuer Kraft und Begeisterung erfüllen sollte, und es ist bedeutungsvoll genug, daß Wolf in seinem bekannten Streite mit Lange in Halle an dem Kronprinzen Friedrich, am Günstlinge des Königes, Grumbkow, an dem berühmten Cocceji, Gönner, Schütze und Förderer fand. Auch in der Kunst regte sich ein neues Leben, denn die Werke Händels und Bachs geben davon nicht weniger Zeugniß, als der berühmte Streit zwischen Bodmer und Gottsched und ihrer beiderseitigen Schulen; kurz nach allen Richtungen hin gab sich jene Zeit als die Bringerin einer neuen Entwickelungsepoche für Deutschland kund, wenn sie gleich darlegte, wie weit noch Frieden und Einigkeit deutscher Gemüther und deutscher Staaten von ihr entfernt seyen.

Dies ist der mächtige Hintergrund zu dem großen Lebensbilde des zweiten Königs von Preußen, alle diese Richtungen, Wirren und Kämpfe spielen in sein Leben hinein bis in dessen heiligste und tiefste Seite, bis in seine Familienverhältnisse; dies Alles muß daher je nach seinem entfernteren oder näheren Einflusse auf den König, seine Gesinnung und Handlungsweise vom Biographen mit helleren oder bescheidenern Farben geschildert werden, wenn ein ächtes, wahrhaft lebendiges Portrait Friedrich Wil-

Digitized by Google

helms, in welchem der Geist seines Jahrhunderts sich merkwürdig verkörperte, vor die Seele des Lesers treten soll.

Wendet man sich nun nach dieser leichten Skizze zum Buche des Hrn. F. F., so findet man leider von dem allen keine Spur, sondern nichts, als eine rhapsodische Erzählung der politischen Begebenheiten, ohne innere leitende Idee, und eine eben so mangelhafte Darstellung der Staatsverwaltung des Königs. Auf Einhundert und Acht und Funfzig Seiten werden die Staatsverhältnisse einer so überaus verwickelten Periode abgefertigt, ohne auch nur etwas Anderes, als eine noch dazu lückenhafte Erzählung von Thatsachen zu versuchen, ohne den Geist der politischen Umgebungen des Königs auch nur andeutungsweise zu schildern. Nach der Anlage des ersten Bandes hätte man glauben sollen, man habe für das Staatsleben des Königs mindestens zwei gleich starke zu erwarten, aber nein, man wird leichter abgespeis't und muß beim Schlusse der Lectüre leider sagen, sowenig der erste Band ein klares Bild des Menschen Friedrich Wilhelm giebt, so wenig erscheint hier ein richtiges Portrait des Staatsmannes, und man vermißt alle Erklärung der Begebenheiten, wenn man sich diese nicht, theilweise mindestens, selbst aus den eingestreuten oder angehängten oder im dritten Bande gelieferten Actenstücken verschafft. Wie leichtsinnig aber und unbesonnen Hr. F. F. auch in diesem Bande mit den ihm anvertrauten Quellen umging, wie er gleichsam Alles verschleuderte, was er besaß, ohne es zu kennen, davon möge zur Probe nur eins der auffallendsten Beispiele dienen, welches aus vielen Rücksichten vor allen werth ist, weitläuftiger behandelt zu werden, die S. 114—122 erzählten Pläne zur Theilung Polens. Hr. F. F. sagt über diesen Gegenstand im Texte Folgendes:

„Schon König Friedrich I. ließ im Jahre 1710 durch seinen Geheimen-Rath Ilgen einen förmlichen Plan zur Theilung Polens ausarbeiten, und denselben dem Russischen- und Sächsischen Hofe mittheilen," und fügt S. 115 in der Note hinzu, nachdem er den Hauptinhalt des projet's angegeben:

„Wir fanden dieses sehr interessante Actenstück einem Briefe des „Grafen von Seckendorff an den Prinzen Eugen beigelegt," und nun folgt der Abdruck des allerdings wichtigen Documents.

Nur Jemand, der mit dem höchsten Leichtsinne eine gänzliche Nichtachtung der Leser verbindet, kann es wagen, sich zur Behauptung seiner im Texte gegebenen Erzählung auf Actenstücke zu berufen, deren erste Zeile jeden ruhigen Leser überführen wird, daß derjenige, welcher sie verfaßt haben soll, der Urheber nicht gewesen seyn kann; oder ist es denkbar, daß ein Preußischer Minister einen von seinem Könige ausgegangenen Plan mit den Worten anfangen wird: Sa Majesté *Czaarienne* trouve bon et nécessaire etc.? Gewiß nicht; sondern das Project wurde am Russischen Hofe mit Zustimmung oder wohl gar aus

Digitized by Google

Anlaß August II. von Polen entworfen; denn dieser trug sich beständig mit dem Plane einer Theilung Polens.

Will Hr. F. F. in der That so patriotisch seyn, als seine Vorrede, seine Lobpreisungen, seine Entschuldigungen anderweitig prätendiren, warum wälzt er denn hier auf den Preußischen Staat die Last eines Gedankens, eines Antrages, von dem Preußen frei, so frei wie das Sonnenlicht ist, wo es so leicht war, dies aus den gedruckten Urkunden nachzuweisen, und aus dem Artikel V. qu'on trouve nécessaire..... de causer le reste au Roi de Pologne en titre de Roi *héréditaire* ziemlich deutlich hervorgeht, daß der König von Polen selbst höchst wahrscheinlich diesen Vorschlag gemacht, da gerade dieser Erblichkeitspunkt, mannichfach modificirt, in allen Theilungsplänen dieses Fürsten auf das bestimmteste hervortritt.

Eben so unwahr im Bezug auf die Preußische Politik rücksichtlich Polens ist das S. 118 Gesagte:

„Da Friedrich Wilhelm sehr bald inne wurde, daß man russischer „Seits nicht geneigt war, ihm Curland zu überlassen, knüpfte er „Unterhandlungen unmittelbar mit August II. an, die sich wiederum „auf den oben mitgetheilten Plan einer Theilung Polens bezogen. Der „Preuß. Minister Marschall von Bieberstein war damit beauftragt „worden, dem Könige von Polen diesen Plan vorzulegen, welcher sehr bereitwillig darauf einging."

Hätte Hr. F. F. die ihm aus dem Meuselwitzer Archive zugekommenen Acten gründlich gelesen, so könnte er auch hier Preußen einer solchen Unterhandlung nicht zeihen, sondern würde gesehen haben, daß Seckendorff unter dem 23. Juni 1732 dem Prinzen Eugen berichtet: „wie „Manteufel (der frühere sächsische Minister) laut der Beilage ihm „schreibe, daß dem Könige von Polen der Partage-Tractat, so 1710 „schon auf dem Tapet gewesen, wieder einfällt," und wäre sein Werk nicht blos eine mechanische Arbeit der abschreibenden Feder gewesen, so hätten die wenige Zeilen tiefer abgedruckten Worte aus Seckendorffs Bericht an Eugen, sowie die S. 119 in der Note abgedruckte Instruction für den Marschall von Bieberstein, allein ihm vollkommen zur Beweisführung gedient, daß keineswegs Preußen, sondern August II. der Urheber der neu aufgenommenen Unterhandlungen über die Theilung Polens gewesen. Denn Seckendorff schreibt:

„Der jüngst von Dresden gekommene Curier hat die Arretirung des „von hier verwiesenen Goldmachers Syberg mitgebracht, weil man „glaubt, er hätte sich heimlich aus dem Staube gemacht, durch welche „Gefälligkeit man den König in Preußen mehr und mehr an sich zu zie„hen hofft. Dieses hat auch gemacht, daß anheut der Marschall von Bie„berstein unter dem Vorwande, als ob er allda mit seinen Freunden zu „thun, nach Dresden abgereist ist. Er hatte ein in generalibus abge„faßtes Handschreiben an den König mit, hienach er über den vom

„Könige in Polen ihm mündlich aufgetragenen Plan die „beigelegten Fragen machen soll, und hat mir der König ver„sprochen, von Allem, was weiter vorgeht, Nachricht mitzutheilen."

Die Ueberschrift der Instruction aber lautet:

Instruction secrète pour le Ministre privé d' Etat Maréchal de Bieberstein *touchant le projet du Partage, que le Patron* (Auguste II.) *a fait proposer* au Compatron (F. Guillaume) etc.

Man sieht also, daß Friedrich Wilhelm seinen Minister keineswegs beauftragt hatte, August II. einen Theilungs-Plan vorzulegen, sondern von diesem nur die Beantwortung gewisser aufklärender Fragen über den ihm, dem Könige von Preußen, mitgetheilten Plan forderte. Auch bekräftigt der Verlauf des Factums vollständig die Ansicht, daß nicht Friedrich Wilhelm, sondern August II. das alte Project wieder anregte; denn unter d. 21. Octbr. 1732 schreibt Bieberstein aus Warschau an Grumbkow, der König (August) habe ihm ein Geheimniß anvertraut, welches er dem Könige nur mündlich mittheilen könne. Darauf wird der Preußische Gesandte nach Berlin gerufen, und entdeckt nun dem Könige den Plan Augusts, worauf dieser ihn unter dem 13. Decbr., wie oben gemeldet, nach Dresden zur Ausforschung des Königs von Polen sendet, welchem Friedrich Wilhelm überhaupt nicht traute. Betrachtet man nun die Fragen selbst näher, so legen sie vollkommen das Gegentheil der Gesinnung an den Tag, deren F. F. Preußen hier beschuldigt. Der ganze Ton derselben zeigt offenbar, daß man mehr die gute Gelegenheit, die ein verdächtiger Freund gab, benutzen wollte, um ihn auszuforschen, und sich Gewißheit über viele noch unklare Dinge zu verschaffen, als daß es dem Fragesteller Ernst gewesen wäre, wahrhaft in den Plan des Polnischen Königs einzugehen. Ferner widerlegen die Fragepunkte selbst die kühne Behauptung F. F. S. 119:

„Aus diesen Punkten geht hervor, daß damals Preußen und Sach„sen Willens waren, eine Theilung Polens zu unternehmen, selbst „wenn Rußland und Oestreich derselben sich widersetzen „würden."

Denn der erste Punkt lautet:

> S'il ne serait pas *nécessaire* de chercher à obtenir le *consentement* de la *cour Russienne* pour le but proposé;

der zweite:

> de *quelle manière* on espère de pouvoir *gagner cette puissance*, et de la porter à rester dans l'inaction?

Heißt das nun ohne Einwilligung Rußlands handeln wollen? Und wenn man dann im dritten Punkte fragt, welche Hülfsmittel im Falle der verweigerten Zustimmung etwa zu Gebote ständen, liegt darin nothwendig schon, daß man auch, wenn Rußland sich widersetzte, den Plan ausführen wollte, oder könnte diese Frage, so gestellt, nicht aus andern Absichten geschehen seyn? — Eben so spricht sich der fünfte und sechste Punkt

Digitized by Google

über den Kaiser aus, wenn gleich weniger detaillirt, da man zu Berlin sehr wohl wußte, daß Oestreich wie Preußen den Plan Augusts niemals begünstigen würde, man sich aber von Rußland dessen nicht ganz so positiv versichert hielt, und aus der sächsischen Antwort klarer darüber zu sehen hoffte. Kennt man aber die sächsische Antwort auf diese Fragen, dann verschwindet vollends jeder Anschein, als ob August etwa gehofft hätte, ohne Oestreichs und Rußlands Beistimmung auch nur das Geringste unternehmen zu können; denn die erste Frage wird polnischer Seits gleich dahin beantwortet: Il la faut *indispensament* faire entrer, und die dritte: en ce cas tout sera difficile. Doch genug für jetzt hierüber, ich will nur noch die historischen Fictionen des Hrn. F. F. im Bezug auf die polnische Angelegenheit vollends in der Kürze aufdecken.

Er fährt folgendermaßen fort: S. 121.

„Noch näher als durch Seckendorff werden wir durch die Mittheilungen Grumbkows an den Grafen Manteufel von der Lage der Sache „unterrichtet. Er schreibt ihm bereits unter dem 20. Novbr. 1732, daß „ein Bevollmächtigter des Königs von Polen in Berlin angekommen sey, dessen Anträge dahin gingen, der Republik ein Ende „zu machen, dem Hause Sachsen die Erbfolge zu sichern, und Rußland, „Oestreich und Preußen zur Theilung des Kuchens einzuladen, und er „meint, daß die Adler sich ihn werden gut schmecken lassen."

Diese so bedeutende Nachricht wird also aus einem Briefe Grumbkows an Manteufel de dato 20. Novbr. mitgetheilt, und jeder, der nur in etwas diplomatische Verhältnisse kennt, wird sich wundern, daß der Oestreichische Gesandte die so wichtige Begebenheit der Absendung eines polnischen Bevollmächtigten nach Berlin in keinem seiner Berichte an den Prinzen Eugen erwähnt, weder in dem vom 2. Decbr., bei welchem er doch Grumbkows hier abgedruckten Brief dem Prinzen einsendet, noch am 13. Decbr., wo er etwas ausführlicher über die Sache berichtet, noch auch am 22. Decbr., wo er die bedenkliche Meinung Grumbkows über Marschalls Benehmen mittheilt. Sollte der Oestreichische Gesandte, gewürdigt, die verwickeltsten Geschäfte, wie die polnische Wahl-Angelegenheit und das Vermählungsproject zwischen dem Kronprinzen und der Bevernschen Prinzessin zu leiten, plötzlich so ganz aus seiner Pünktlichkeit und Gewohnheit gekommen seyn, daß er seinem Chef erst am 13. Decbr. (wie Hr. F. F. meint) vom Vorhandenseyn eines Theilungsplanes gesprochen, während am 20. Novbr. schon ein Bevollmächtigter Augusts II. in Berlin war, und seine Anträge dem Generallieutenant von Grumbkow mittheilte, und sollte er so vergeßlich geworden seyn, oder so gleichgültig gegen seinen Ruf, daß er es wagt, einen Brief copeilich einzusenden, der von solch einem wichtigen Ereignisse spricht, ohne auch dessen nur in einer Zeile seines Berichts zu erwähnen? — das ist unglaublich, und in der That liegt auch die Schuld nicht am Grafen von Seckendorff, sondern lediglich am Herrn Hofrath Friedrich Förster; denn um es nur kurz

zu sagen, der auf dem Papiere von Dresden nach Berlin geschickte Bevollmächtigte des Königs von Polen hat in der Wirklichkeit niemals existirt. Hr. F. F. hat nämlich nicht gesehen, daß sich Grumbkow in diesem ganzen Briefe über Bieberstein vom Anfange bis zu Ende lustig macht, der sich sehr wichtig vorkam und benahm, und daß le plenipotentiaire niemand anders als der gute Bieberstein selbst ist, welcher unter diesem wahrscheinlich von Grumbkow, vielleicht von Manteufel erfundenen Spitznamen lächerlich gemacht wird. Bieberstein war eben vermuthlich aus Königsberg in Preußen, wohin er Ende Octobers oder Anfang Novembers von Warschau her gegangen war, angekommen, und da er schon früher aus Warschau in geheimnißvollen Ausdrücken geschrieben hatte, so beginnt der Brief natürlich: enfin le Plenipotentiaire est arrivé et déployera demain sa marchandise etc. Der Schluß des Briefes spricht übrigens so laut den Spott und Hohn des Grumbkow aus, wie nur möglich, man lese nur: enfin en voilà assez de *gallimathias*, qui dans le fond d'un bout à l'autre n'est qu'un sens *), mais *qui vous divertira connaissant à fond le caractère du Patron et du Plenipotentiaire etc.*; und dergleichen nimmt Hr. F. F. für baare Münze!

Doch genug der Einzelnheiten, ex ungue leonem! und, wäre nicht gerade das hingestellte Beispiel von so mannichfacher Bedeutsamkeit, würde es auch nicht so ins Detail verfolgt worden seyn; aber eine geschichtliche Unwahrheit dieser Größe mußte völlig an das Licht gezogen werden. Es ließe sich noch sattsam Tadelnswürdiges in kleinern Verstößen aufweisen, allein das möge ruhen, der verständige Leser wird durch das Obige vollkommen überzeugt werden, wie nur die eingestreuten angehängten oder nachgelieferten Urkunden es sind, und zwar fast einzig und allein die aus dem Archive zu Meuselwitz erhaltenen, welche dem Werke seinen ganzen Werth geben, während gerade der Text, dem sie untergeordnet sind, das Werthloseste des Buchs ausmacht. Es bleiben nur noch über den Styl des Werks und die Vorreden einige Worte zu sagen. Welch eine merkwürdige Mischung von Plattheit, Affectation, Witzsucht und Unwürdigkeit der erstere darbietet, davon kann sich jeder Leser sehr leicht selbst überzeugen, und es hieße Zeit und Raum wahrhaft verschwenden, wollte man hier das Gesagte mit Beispielen noch belegen. Die Vorrede zum ersten Bande giebt sehr oberflächlich und unvollkommen von den Hülfsmitteln Kunde, welche Hrn. F. F. zu Gebote standen, während die zum zweiten Bande nach einer pomphaften Einleitung den König Friedrich Wilhelm I. als einen für Kaiser und Reich edel schwärmenden Regenten darstellt, dessen Lohn der schwärzeste Undank gewesen sey. Ohne nun die letztere Thatsache in Abrede stellen zu wollen, muß man doch, wenn man die abgedruckten Urkunden mit Ueberlegung lies't, der ersteren Behauptung

*) Dies ist wahrscheinlich verdruckt oder verlesen; denn offenbar heißt es qu'un non sens, eine Mischung von Latein. und Französisch, deren Grumbkow namentlich sich oft bedient.

Digitized by Google

geradezu widersprechen; denn nichts war wohl von Friedrich Wilhelm I. entfernter, als jene ritterliche Hingebung, jene unbedingte Aufopferung für seinen Kaiser, von welcher Hr. F. F. zu träumen beliebt. Jener egoistische Geist seines Jahrhunderts, der sich am klarsten in der damaligen Politik aller Staaten abspiegelt, welcher den Kaiser lehrte, die Ehre und Würde des Reichs den persönlichen Zwecken des Hauses unterzuordnen, der Alle trieb, nur ihren Vortheil, ihre Größe, und der Nachbarn Unterjochung zu denken und sie dazu alle Künste der Klugheit und des Truges benutzen hieß, mußte Friedrich Wilhelm I. nicht nur allen jenen ritterlichen Empfindungen unzugänglich machen, sondern ihn auch nothwendig in seinen Strudel mit hinabreißen, und ihm bedeuten, wie er seine Worte stellen, und seine Schritte leiten müsse. Es hätte sich daher wohl geziemt, unparteiisch nach jeder Seite hin zu seyn, zu zeigen, wie alle gefehlt, und jeden die gerechte Vergeltung ereilt habe, nicht aber unter dem Heuchelschein der falschen Vaterlandsliebe, rein als Parteimann, und wohl noch schlimmer darzustehn. Der wahre Patriotismus, die ächte Begeisterung für die großartige Erscheinung der preuß. Monarchen, inmitten der geistigen und materiellen Erschlaffung und Zerstörung jener Zeit, wird erst recht an Tiefe und Kraft gewinnen, wenn sich der Geschichtsschreiber der Hohenzollern vor allen Dingen angelegen seyn läßt, den schönen Wahlspruch dieses erhabenen Hauses suum cuique zu dem Seinen in der Darstellung ihrer Geschichte zu machen. Dann wird er eben so sicher der Unsterblichkeit zugeführt werden, wie der mit diesem Sinnspruch geschmückte Adler sich kühn geraden Fluges dem ewigen Lichte der Sonne zuwendet, und sein Name wird mit eben der Ehrfurcht genannt werden, wie derer, welche er in seinem Werke der Mitwelt und den Nachkommen überliefert. Aber leider glaubt man dem Staate wie den Herrschern einen Dienst erwiesen zu haben, wenn man ein Werk aufstellt, worin ein absichtliches Verkennen der Wahrheit, eine bewußtvolle Einseitigkeit überall zu Tage liegen, und man muß gestehen, daß namentlich Preußen in dieser Beziehung wie Kaiser Karl ausrufen kann: Gott bewahre mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!

Digitized by Google

Bücherschau.

Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. Leipzig, Brockhaus. 1835. 334 S. 8.

Kühne schreibt seine philosophischen Memoiren, es thut ihm wohl, die Leiden und Freuden seines metaphysischen Menschen zu Papiere zu bringen. Dies ist eine philosophische Novelle. Sie wäre als Dichtung ein entsetzliches Unding, wenn sie nicht zugleich eine antiphilosophische wäre, der Tendenz nach. So aber ist sie eine mit schönem Herzblut getränkte Wahlstatt, auf der weltgeschichtliche Interessen des modernen Geistes verfochten werden, und wo zuletzt, nach dunkeln und naßkalten Wirren der systematischen Metaphysik, doch die Lebenssonne des unmittelbaren Menschen wieder an den Horizont tritt, man weiß nicht, ob als versöhnendes Abendroth bloß, oder als neuverheißende Morgenflamme. Das Ringen zwischen philosophischem Abschluß (Stabilität des Systems) und der ächt menschlichen, poetischen Bewegung (Leben) hat Niemand mit einer geistvolleren Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt, als Kühne in dieser Novelle. Daß aus diesem Kampf, den jeder Deutscher, so gut wie die Schutzpocken, einmal überstanden haben muß, noch immer wieder ein Buch, ja eine Novelle gemacht werden soll, begreift eben nur ein Deutscher. Bei aller an Niederträchtigkeit gränzenden Furcht vor der Oeffentlichkeit, deren das deutsche Wesen in der letzten Zeit geziehen worden, ist doch kein Volk so beeifert, die geheimsten Excremente seiner geistigen Entwickelung vor die Augen des Publikums zu schleppen, als man dies in deutschen Schriften tagtäglich sehen kann. In unzähligen Büchern mausert sich blos der Autor, in seinen monologischen einsiedlerischen Ergüssen nach keinem Leser fragend, und dennoch erwerben die großen literarischen Anachoreten unsrer Nation damit zugleich das Verdienst, daß sie, wie die katholischen Priester das Abendmahl, so ihre Mauserungsprocesse für eine ganze Weltgemeinde mit vollbringen.

Wer etwas davon haben will, zur Unterhaltung und Förderung, wenn er sich mit dem Verfasser dieser Quarantaine im Irrenhause unterzieht, muß die Hegel'sche Philosophie kennen. Sie ist die große Kuh, um die Wiswamitra so lange gebüßt und gelitten, sie ist Absicht und Endzweck aller Selbstkasteiungen und Geißelungen, an welchen sich der reisende Doctor der Philosophie aus Berlin so mürbe gearbeitet, daß er endlich selbst nicht mehr weiß, ob er mit Recht oder Unrecht in jenem Irrenhause sitzt, in das ihn eine wunderliche Schickung eingesperrt. Der

Digitized by Google

Verfasser setzt in seinen Raisonnements die Bekanntschaft mit Hegel voraus, und er kann es bei der norddeutschen jungen Generation, die er sich vorzugsweise als Leser und Theilnehmer seiner philosophischen Selbstbekenntnisse denken muß, während er bei einer andern Fraction unserer jungen Literatur weder ein gutwilliges Ohr, noch ein bereites Verständniß finden wird. Diese Fraction datirt ihr Selbstbewußtseyn erst seit der Julirevolution und hat sich an den Zeitereignissen gebildet, aus deren Drachenzähnen sie wie eine radicale Kadmussaat im Nu aus der Erde gestiegen, ohne eine Vergangenheit gehabt zu haben, deren Pietät sie noch fesselte. Ich bezeichne sie nur als Fraction, nicht als Partei, denn als Partei haben auch wir wichtige Interessen mit ihnen gemein, in denen wir uns nicht von ihnen trennen dürfen. Es sollte aber jene Fraction, wenn sie nicht in der Trennung von uns ewig einseitig bleiben will, ihre Ausfälle zügeln gegen diejenigen Bestrebungen auf unserer Seite, welche noch die philosophischen und wissenschaftlichen Grundlagen, auf die uns unsere Lebensverhältnisse ursprünglich gestellt, zu verarbeiten haben. Wir haben schon vor der Julirevolution unsere eigenthümlichen Bestrebungen gehabt, die Julirevolution aber ist überhaupt kein Ereigniß mehr, an das etwas geknüpft zu werden verdiente. Die damaligen Bildungselemente in der Literatur waren in Norddeutschland alle stark mit Hegel versetzt, sei es, daß man mit zu seinem Schweif, oder zur Opposition dagegen gehörte, denn gleichgültig konnte Keiner bei diesem ungeheuern Schauspiel eines weltgeschichtswidrigen Abschlusses, einer unnatürlichen Wollust der absoluten Erkenntniß, seyn. Ich glaube, ich war der erste unter der jungen Literatur, welcher, schon im Jahre 1829, in mehrern Aufsätzen das freie Leben der Persönlichkeit, besonders aber die Rechte der Kunst, gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegel'schen Philosophie geltend zu machen suchte; und sodann strebte ich, was für uns Norddeutsche ein so schwieriger Durchgangsprozeß ist, meine Vergangenheit mit der neuen Gegenwart zu vermitteln, deren ideenschwangere Blitze mich mächtiger getroffen hatten. Kühne ließ sich später noch einmal speciell mit dem Systematischen des Hegelianismus ein, und bringt jetzt, zu meinem Erstaunen, diesen merkwürdigen Posthumus jener Richtungen ans Licht, dessen geistiger Kraft man gewiß seine hohe Anerkennung nicht versagen wird, sollte man auch die ganze Composition noch so wenig ansprechend und genießbar finden wollen. Wahrscheinlich, und zum Glück für ihn selbst, wird er nie wieder eine ähnliche Novelle schreiben, da er hier die ganze Lava seines Hegelianismus mit feuriger Gewalt ausgespieen hat, aber diese Novelle, wie sie da ist, behält doch ihren selbstständigen Werth, für die Culturhistorie keinen geringen, den allermeisten für den Verfasser selbst. Dieser hat sich darin mit großer Naturwahrheit und der liebenswürdigsten Gemüthsoffenheit an sich selbst preisgegeben, und solche aufrichtige Beichte bis in Herz und Nieren hinein hat seinen ganzen Menschen gestärkt, erfrischt, gehoben. Das Palladium der Wahrheit hat er siegreich ausflattern lassen; die Schönheit ist in diesem Buche noch nicht erreicht.

Digitized by Google

Daran hat den Verfasser die ganze Anlage, Erfindung und Oekonomie seiner Dichtung, die von vorn herein etwas Unschönes in sich trug, gehindert.

Der Gedanke war glücklich, philosophische Confessions im Tollhause zu schreiben, und auf dem witzigen Umwege aus der Wahrheit in den Wahn von der Zwangsjacke des absoluten Systems sich zu emancipiren! So ließ sich, nach Auskühlung des metaphysischen Hirnschädels durch das Tropfbad dieser Contraste, die ächt menschliche Mischung wieder erreichen, welche, den wahren fröhlichen Metallguß des unmittelbaren Daseyns hervorbringend, am meisten dadurch vor dem Wahnsinn sich rettet, daß sie alle Handelsmonopole und systematischen Privilegien auf die Weisheit aufgiebt, und, zum Besten der Vernunft, auch die mancherlei süße Unvernunft im Menschen glücklich ausbildet. Hier in der Irrenhausquarantaine darf man es denn auch nicht übel nehmen, wenn unser Verfasser bisweilen in gar zu langen und athemlosen Reflexionen, die durch keine wohlthuende Interpunction eines begebenheitlichen Interesses unterbrochen werden, einen ungeheuern philosophischen Katzenjammer austönt. Wer einmal in einer solchen Verbesserungs-Anstalt des menschlichen Geistes gefangen sitzt, hat das Recht erworben, sich, wenn es ihm beliebt, mit für einen Kranken ausgeben zu können, und er thut, der Polizey gegenüber, zugleich klug daran, denn was will sie machen, wenn ein Narr die Wahrheit spricht! Nur wird auch der Leser zuweilen mit in den Uebelstand der Polizey hineingezogen, daß er nicht weiß, was er dem Witz der Unvernunft zugutehalten oder dem Rechte der Vernunft zugestehen soll. Dies ist aber eben die göttliche Komödie der Dialektik, über die, sowie über Sophistik im Leben und Denken, der Verfasser treffende Bemerkungen macht. Dennoch möchte ich, für das novellistische Interesse des Buches, fast wünschen, der Verfasser hätte lieber die Scenerie des Irrenhauses nicht gewählt, weil, was die daraus zu gewinnenden Gestaltungen betrifft, Tieck in seinen „Reisenden" dies Thema auf eine zu glänzende Weise erschöpft hatte. Auf Gestaltungen aus diesen Elementen verzichtete Kühne freilich gleich von vorn, da ihm seine ideelle Frage, die Erlösung seines Denkens, von zu überwiegender und zu schwerer Wichtigkeit war, so daß der Novellenreiz ihm dabei gar nicht in Betracht kam. Etwas von einem novellistischen Verband findet sich wohl am Ende, die Figur der tragischen Polin, Victorine Miaska, ist sehr anziehend, und was sich um sie herumgruppirt, oft mit lebensprühender Farben ausgeführt. Wäre es mehr zum festen Relief des Ganzen benutzt und zugleich mehr äußere Einrahmung gefunden worden, um die unruhigen schwarzen Wogen der Reflexionen in heitre, grünbekleidete Ufergelände zu nehmen, so würden auch die gedankenfaulen Leser dem Verfasser länger folgen, als sie es jetzt vielleicht thun werden. Die Katastrophe wird indeß in die novellistischen Verhältnisse des Stoffes gelegt, eine ideelle Katastrophe ist im Grunde nicht vorhanden, so sehr sonst Alles auf ideellem Boden steht. Denn die desperat gewordene Philosophie des Verfassers war schon vor

Digitized by Google

seiner Irrenhausquarantaine dieselbe wie nachher; sie macht im Irrenhause nur ihre Bekenntnisse über die Vergangenheit. Das Resultat ist der übrigbleibende Mensch, der sich wieder in die spielende Welle des Augenblickes taucht. Der vortrefflichen Einzelabschnitte aus diesen metaphysischen Lebenswirren wäre eine große Anzahl hervorzuheben. Darunter besonders S. 41 und 42, über die Möglichkeit, ein Ende des Faust zu dichten, S. 66, die Charakteristik Shelley's, S. 71, über den Selbstmord, S. 84 flg. die sehr gelungene Persiflage des Materialismus in der Gestalt des verrückten Landpastor Faigenheim. Die Phantasieen über den Don Juan scheinen mir verfehlt, da es bei einem so oft behandelten und bephantasirten Thema nahe lag, ins Hypersinnreiche zu gerathen, wobei man, ins endlos Bedeutsame hineingezogen, den Boden unter den Füßen verliert.

Diese Novelle ist ein sehr treuer und wahrer Abdruck einer wichtigen Zeitstimmung in der Entwickelung des deutschen Geistes. Sie bezeichnet auf der einen Seite den Culminationspunct eines mit Speculation getränkten und übersättigten Nationalcharakters, und beschreibt auf der andern, an der Geschichte des Individuums, den Weg der Reaction, die sich vor der Hand wenigstens in der Sehnsucht nach That und Leben andeutet. So ist die ganze Zeit für jetzt der philosophischen Systeme überdrüßig, die sich auf ihrem eigenen Territorium schon durch Uebervölkerung vernichten, und arbeitet einer Epoche entgegen, wo der Ueberfluß von Vernunft und Weisheit in unsern Landen in Fülle und Fleisch der Gestalt und in heitre plastische Lebensformen übertritt und darin sich reproducirt!

* * *

Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, Otto Wigand. 185 S. 8.

Hang up philosophy, unless philosophy can make a Juliet! Dieser Stoßseufzer Romeo's, mit dem er die „süße Milch Philosophie" von sich weist, möchte auch dem Verfasser dieser „Liebesbriefe" aus dem Herzen gesprochen seyn, obwohl er weniger Recht dazu hat, als Romeo, denn Laube's Blanca, so schönes Fleisch er an ihr rühmt, ist keine Julia, und die Philosophie, die Laube in seiner Lebensphilosophie gar nicht brauchen kann und will, hat er nicht recht durchgemacht. Die Philosophie kann keine Julia schaffen, gut! So mortificirt die Philosophie! Aber Laube mortificirt auch die Julia. Er will „natürliche Zustände" in der Liebe herstellen, und Alfons trifft mit seiner Blanca, die er liebt (!), das Uebereinkommen, daß Beide der größten Vielseitigkeit der Liebe nach allen Gelegenheiten hin sich ergeben mögen. Dies ist im höchsten Grade unpsychologisch und mortificirt alle Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur. Denn das Weib, welches liebt, ist eifersüchtig, und kann, wie die Liebe überhaupt, nicht dulden, daß man andere Götter habe neben ihr. Diese Blanca hat nie gelebt, wie denn überhaupt alle Verhältnisse

Digitized by Google

der Novelle in eine chimairische Unwirklichkeit hineingestellt sind, und ich wundere mich, daß der sonst so feinsinnige und die Welt kennende Laube sich den Vortheil hat entgehen lassen, die neuen Ideen über die Liebe in Conflicte mit den wirklichen socialen Verhältnissen zu setzen, wodurch die ganze Frage an kräftiger Bedeutsamkeit gewonnen hätte. Statt dessen schwebt die Novelle, mit allen ihren Carlsbader Aventüren, in der Luft, gleich dem „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier," und nur der kokette Alfons macht durch seine beständigen schneidermäßigen Selbstverherrlichungen seines Anzugs und seiner Halsbinde einigermaßen glaublich, daß man lebende Figuren von Fleisch und Bein vor sich hat. Denn auch die Scenen aufblühender Sinnlichkeit sind bei weitem nicht reich, glühend und voll genug hingestellt, und Laube hat sein Vorbild Wilhelm Heinse diesmal nicht erreicht; es ist Alles, man begreift selbst nicht warum, in's Nebel- und Schattenhafte zerfahren. Dennoch sind einige vortreffliche Grundelemente in der Anlage des Stoffes da, und man erfreut sich auch hier in manchen Partieen der kecken Frische und des hoffnungsvollen Muthes, der durch Laube's Darstellungen geht. Nur ist kein rechter innerer Reichthum, keine frohlockende Herrlichkeit des Gemüths da. Der Schluß, der von späterer Hand hinzugefügt, hat etwas Gezwungenes und absichtlich Beilegendes, ohne doch ideell zu lösen; was nicht angenehm wirkt. Dennoch darf man auch die hervortretende Gerechtigkeitsliebe nicht übersehen, die in diesem Schlusse den Verfasser liebenswerth erscheinen läßt, indem er sich fortan von den bloß zerstörenden Tendenzen lossagt. Möchte er bald etwas aus ganzem Gusse geben!

* * *

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften. Vollständige, vom Verfasser selbst besorgte Original-Ausgabe letzter Hand. 31 Bände mit 31 Stahlstichen. Erster Band in zwei Lieferungen. 314 S. Stuttgart, 1835. J. Scheible.

Mit Schrecken sieht man das weite Leichenfeld, die Todtenkammer der deutschen Literatur vor sich, den unersättlichen Abgrund, der eine poetische Größe nach der andern in sich hinabschlürft, erst die Werke, dann die Werkmeister. Die jungen beißigen Zähne wachsen unter den alten mächtig hervor und verdrängen sie. Wir beobachten keine Pietät, wir vergessen den Genuß, den uns die alte Zeit mit ihren Produkten gewährt hat, da wir noch jung waren, schütteln altklug die Köpfe und spielen kritisch mit den Knochen und Ueberresten der Todten. Wir haben keine Luft mehr am Weibe, noch weniger am Manne. Wir sind in die Skepsis hineingerathen, wir zergliedern Alles, wir bezweifeln Alles; das Blut kugelt sich verdrossen durch unsere Adern, und die geistigen Dämpfe verdichten sich in unserm Gehirn zu gewagten Theorien und tiefsinnigen Speculationen. So bedenklich war die alte gute Zeit nicht! Unsere Skepsis soll zwar den Uebergang zur lebendigen Wahrheit bilden; aber wir Einzelnen, als die Destillirkolben, in denen vermittelst der Skepsis der Reinigungsprozeß der

Digitized by Google

Wahrheit vor sich geht, haben die Unruhe und die Angst, und opfern unser Glück für ein problematisches zukünftiges Leben in und mit der Wahrheit! — Referent hat in seiner Jugend die Langbein'schen Poesieen nicht nur gelesen, sondern verschlungen; er hat die geheimen Mysterien der Liebe, die Langbein hin und wieder mit unsauberer Hand berührt, mit genossen und halbdunkel geahnt, wenn auch nicht verstanden. Das Brautbett und die verliebten Nächte, deren Seligkeit zu entbehren Langbein am Schlusse eines Liedes sich außer Stand erklärt, waren ihm neue Dinge; aber er las gern davon, er wußte in seiner Unschuld nicht, wie ihm geschah, aber was ihm geschah, that ihm wohl. Viele von diesen alten Bekannten fand er in den beiden ersten vor ihm liegenden Heften wieder. Da fühlte er, wie der alte Mensch von ihm gewichen und unter seinen Händen ihm entlaufen sei! — Diese Langbein'sche Sinnlichkeit hatte ihre prickelnde, reizende Kraft für ihn verloren; sie ist nicht die echte, die mit Geist gesättigte, die in der Bedeutung der Seelenthätigkeiten stehende, sondern die kalte, splitternackte, gemeine und phantasielose Lüsternheit, welche die Qual des unbefriedigten Verlangens nicht kennt, sondern nur die Freuden des augenblicklichen Genusses, nicht das ewige, gesteigerte Leben im Genuß, sondern den Stillstand. Die Mysterien der Liebe sollten für die Dichter unberührbar sein, wie die heilige goldreiche Insel Talea für die Alten; nur im Traume sollte man sie umgaukeln, nur ihre duftigen äußersten Umrisse schildern, nur in der Feier anbetender Ahnung von ihnen singen. — Wo wir in diesen beiden Heften dem redlichen Mann begegnen, der als höchsten Grundsatz aufstellte, es sei besser, „ein braver Mann zu sterben, als ein kerngesunder Bube sein," der neben leichtem behaglichem Lebensgenuß nichts Größeres kannte, als deutsche Treue, Biederkeit, Offenherzigkeit und Gefühl für Freundschaft, da haben wir ihm, als dem Freunde und Gespielen unserer Jugendzeit, herzlich die Hand gedrückt. Wir wollen ihm mit Freuden den Platz in den Herzen seiner Verehrer, den stillen friedlichen Raum in seiner Gruft und seinen besseren Liedern die stereotype Stelle gönnen, welche sie in den Köpfen der Kinder, in den Anthologieen und Fabellesen einnehmen. 88.

* * *

Abbotsford und Newstead oder Walter Scott und Byron, von Washington Irving. Aus dem Englischen. (Zweiter Theil des Wanderbuches.) Berlin, 1835. Verlag von Veit und Comp. 310 S.

Die zarte Andacht und kindliche Verehrung, womit die Literaten britischer Zunge ihren Herrn und Meistern anhängen, die simple Pietät, womit sie ihre Liebe selbst auf die umgebenden Gegenstände, die Lieblings- und Denkplätzchen, die Hausthiere und Hausdiener, die Zimmer, Schränke und Schreibmaterialien übertragen, stechen auf eine seltsame Weise ab, einerseits gegen die schmeichlerische Unterwürfigkeit der Deutschen, die, wo sie loben wollen, Knechtsnatur annehmen, plumpe epitaphische Prunkreden

Digitized by Google

ohne Maaß und Ziel zusammensetzen und selbst die Flecke der verkommenen Schlafröcke, Papier- und Federschnitzel, Hand- und Schnupftücher als Embleme der geschiedenen Größen besingen und als Fetische von göttlicher Natur anbeten, andererseits gegen die philosophischen Beleuchtungstheorieen, die über den unglücklichen beleuchteten Mann fallen wie schmutzige Streif- und Schlaglichter oder wie entstellende Schönpflästerchen seinen Werken sich anhängen, gegen die Tod- und Schmähsucht, die aus den Winkeln der literarischen Kellerwirthschaften und Krämerbuden sich laut machen, gegen den unstillbaren Heißhunger, mit dem man in die Gebeine der Todten wie Ugolino seine beißigen Zähne schlägt. Denn die deutsche Literatur ist eine, die Hand an sich selbst legt, von der Kritik geboren wird, an der Kritik dahinstirbt und in der Kritik epochenweise ihre Auferstehung feiert; sie ist eine wesentlich revolutionäre Literatur. Der Deutsche, der nichts weiter zu reformiren hat, spielt wenigstens in der Literatur den Insurgenten und Sansculotten; er bringt sie dermaßen in's Feuer, daß sie wie der Scorpion den eigenen giftigen Schweif sich in den Nacken bohrt. Die brittische, in den großartigen Verhältnissen des öffentlichen Lebens und in Corporationen aller Art erzogene und gereifte Pietät schaut mit offenen unbefangenen Augen den Gegenstand ihrer Verehrung an, und weiß schnell aufzufinden, was an ihm vor Allem verehrungswürdig ist; sie zieht aus dem Literaten den Menschen ab und stellt ihn mit einer Kunst der Genremalerei dar, daß das Abbild Athem und wahrhaftes Blutleben empfängt.

In diesem rein menschlichen Sinne hat uns im vorliegenden Buche Irving seinen Herrn und Meister, Walter Scott, mit allen menschlichen und nicht menschlichen Insassen von Abbotsford, mit allen leblosen und lebendigen Gegenständen in voller Wahrheit zart auffassender Liebe und Anhänglichkeit dargestellt. Walter Scott war durchaus keine hauptstädtische, noch weniger eine kleinstädtische oder Blachfeldsnatur; er war das Kind und Genie der schottischen Haide, des Volksgesangs Lehrling und der ossianischen Nebelgeister wohlbeschützter Pflegling. Wenn sich die deutschen Poeten von der Natur zurückziehen, in die Metropolis ihres Landes oder Ländchens, als die da allein Heil bringen soll, sich flüchten und ihr stilles Zimmer nebst Schlafkabinet mit den wohlerzogenen vornehmen Gesinnungen der Salons bevölkern, so taucht sich der brittische in die grüne Peripherie der Natur, in seines Landguts mildflüssige Freuden, in die Berge und Wälder seiner Geburtsflur, deren Ein- und Ausgang die Sage und das alte Volkslied hüten, in die Kreise des Landvolks selbst, aus dessen Munde das Räthsel der Fabel, das die Lösung in sich trägt, unverdorben und rein fortwirkt. Aus diesen Elementen, den blaudustigen Nebelformen der Sage, der grünen Allgegenwart der Natur und der compacten Kameradschaft unverzärtelter, kräftiger Menschen sog Walter Scott's Romantik sich groß.

Schon als Knabe, anfangs schwächlich, sodann durch tüchtige Fußwanderungen gestärkt, liebte Scott tagelang im Lande hin und her zu streifen und unter dem Scheine eines Müßiggängers Volksscenen und Charaktere zu beobachten. Wo Andere sich mit Bibelsprüchen oder gelehrten

Digitized by Google

Citaten halfen, war Scott schnell mit einem bezeichnenden Verse aus einem Volksliede zur Hand. Jeden in der schottischen Balladenpoesie berühmten Ort kannte er und wußte von ihm seinem Gaste Irving mit einer Erzählungsgabe zu berichten, die eben so anspruchslos als durch das Feuer seiner Phantasie hinreißend war. Sein reicher Humor war voll und von aller Bitterkeit frei. Es war ein wohlwollender guter Geist in ihm, der seinem Leben wie seinen Werken den Ausdruck der Bonhommie mittheilte. Er hatte eine Corporation von Hunden um sich, die seiner besondern Gunst sich rühmen durften. Irving hat die einzelnen Charaktere dieser Hunde mit einer Wahrheit geschildert, die wir, den träumerischen Schattenriß liebende Deutsche kaum in unsern Menschenschilderungen zu erreichen im Stande sind. Nie hat man Walter Scott, so oft er Besuch hatte — und er hatte dessen viel — arbeiten gesehen; es schien, als dächte er, statt an Geschäfte, nur an Vergnügungen und hätte sonst in der Welt nichts weiter zu thun. „Abbotsford," die erste Hälfte des Buches, ist reich an interessanten Mittheilungen, die uns Irving als Augen- und Ohrenzeuge überliefert hat. Er war selbst ein Schüler des schottischen Romantikers und darf sich rühmen, daß er an einem regnigten Tage von ihm mit zarter Sorgfalt unter den Plaid, und, wie Scott selbst äußerte, unter des Meisters Flügel genommen wurde.

Weggewandelt waren die Tritte des berühmten erblichen Besitzers von Newstead, als Irving die ehrwürdige Abtei betrat; aber er fand an dem neuen Eigenthümer einen gastfreundlichen Wirth und warmen Verehrer Byron's. Er schildert uns den Dichter so, wie er in der Erinnerung der Nachkommen, Nachbaren und Hausdiener fortlebte, die Lieblingsplätzchen, an denen der Geschiedene weilte, die Zimmer, die er bewohnte, die Menschen, mit denen er verkehrte und in näherer oder fernerer Beziehung stand; denn selbst aus seinem Grabe herauf warf Byron seinen bleichen, düstern Schatten über die Abtei und ihre Umgebungen. In manchen Eigenthümlichkeiten treffen Scott und Byron zusammen. Scott litt an einer Fußlähmung; Byron war an einem seiner Füße noch übler bestellt; Scott hatte als ein memento mori einen Todtenschädel in seinem Zimmer, wie Byron; Scott liebte die Volkssagen und die dämmerige Legende, Byron tummelte sich in Gespenster- und Sagengeschichten mit innerer Lust umher. Aber die Aehnlichkeit beruht mehr auf zufälligen Aeußerlichkeiten; dem Wesen nach gehen sie in ganz verschiedenen Richtungen aus einander. Scott war ein wackerer Familienvater und Hausverwalter, und, obgleich er dem Verfall seines Vermögens nicht vorzubeugen vermochte, ein thätiger Oekonom; Byron, der Unbehaus'te, trat als Erbherr in ein schon zerrüttetes, ruinenhaftes, von den absichtlichen Launen seines Großvaters zerstörtes Eigenthum. Der unwirsche Sinn und das unruhige Blut erbten von seinem Großvater auf ihn herab. Mit jeder Lücke, die seine Abtei, seine Studier- und Wohnzimmer in Folge seiner eigenen Sorglosigkeit und durch die Zerstörungslust der Zeit erlitten, kam ein neuer Riß, ein neuer Spalt in sein Gemüth; und als er endlich sein Ahnenhaus, das für Wind

Digitized by Google

und Wetter offen stand, zu verkaufen sich gezwungen sah, wandte er, ein verfallener Mensch, von dem verfallenen Schloß seinen schwermüthigen Reisetritt abwärts. Er genoß die Volks- und Geistersage nicht, wie Scott, mit jenem frischen Humor, der über dem spukhaften Gezeuge besonnen und selbstbewußt schwebt; er suchte sie in seinem eigenen Gemüthe als glaubwürdige Facta zu fixiren; er war bemüht, in den Geisterglauben sich hineinzuarbeiten und seine Abtei mit spukhaften Gebilden, den Auszeburten seiner Phantasie, zu füllen, oder er verarbeitete in seiner Einbildungskraft räthselhafte zufällige Erscheinungen zu den Aeußerungen und Offenbarungen einer übersinnlichen Welt. Sein Herz war voll, sein Gehirn überfüttert. Ein jäher Spalt ging mitten durch ihn hindurch, und der Verstand auf der einen und die wilde Phantasie auf der andern Seite konnten sich die Hand nicht reichen. Er schwindelte vor diesem Abgrund, den er sich selbst geöffnet; aber der Schwindel war mit Wohlgefallen und einer geheimen Selbstvernichtungslust gepaart. Durch diese zweite Hälfte des Buches geht eine wehmüthige Rührung, ein elegischer Ton. Die Verse aus Byron's Gedichten sind von so sinniger Wahl, daß wir nicht den zertrümmerten Menschen, sondern nur den trauernden Abkömmling berühmter Ahnen sehen, der um die Trümmer seiner Liebe und seines Erbgutes klagend schweift und seine Thränen in wehmüthige Lieder umsetzt. Das letzte Kapitel: „die kleine weiße Dame," beschäftigt sich mit dem tragischen Schicksal eines weiblichen Wesens, dessen krankhaft überreizte Seelenstimmung in den Symptomen einer Alles verdrängenden Verehrung für Byron und seine Lieblingsplätze hervortrat. Das Leben dieser unglücklichen taubstummen Person erscheint wie eine fortgesetzte Elegie; ihr Ende, an sich tragisch, wirkt in dem einfachen Erzählungstone Irving's wahrhaft erschütternd. 88.

* * *

Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Von Dr. K. W. Böttiger. In Lieferungen. Erster Band. (4 Lieferungen) 554 S. gr. 8. Leipzig und Stuttgart, 1835. J. Scheible's Verlags-Expedition.

Erst in der Erinnerung, in seinen historischen Gedenkbüchlein wird der Deutsche national. Da weitet er sich aus; alle Poren öffnen sich an ihm; ein Gefühl, welches dem Nationalsinn ähnlich sieht, kommt über ihn. Wenn er seiner Vorfahren gedenkt — und der ruhige thatenlose Deutsche hat Zeit genug dazu — dann gewinnt er Charakter, Festigkeit im Urtheil, Bestimmtheit im Ausdruck; er leidet und handelt mit, er bereut und nimmt Lehre und Warnung an; die geschichtliche Erinnerung wird ihm zum Gottesgericht, zur Prophetin, die aus der Vergangenheit für die Zukunft wahrsagt; sie wird die Stimme seines eigenen innersten Gewissens. Eine wehmüthige Rührung ist das hauptsächlichste Merkmal aller Geschichtsbücher deutscher Nation; ein Klage- und Racheruf, wie der Chriemhildens, tönt vernehmlich daraus hervor; die Erinnerung sitzt wie Marius auf den Trümmern gesunkener Größe und spricht Worte des Mitleids und des

Digitized by Google

Jammers. So gelingt es uns nicht, eine Geschichte im wahren objectiven Sinne des Worts zu schreiben; wir besitzen vielmehr neben einer reflektirenden Poesie auch eine reflektirende Geschichte, die sich nicht selten in einen lyrischen Schmerz ergießt und, wie manche Schöne, erst im Weinen und durch das Weinen reizend wird. Sie ist eine büßende, alle unsre Sinne aufregende Magdalena, die um unsre Gunst buhlt, ohne es selbst zu wollen.

Unsre Heroenzeit, die Zeit unsrer geschichtlichen Größe, liegt freilich hinter uns; aber mit ihr auch das ungebändigte Chaos, die wilden Naturzustände der deutschen Nation, wo die materielle Kraft das Gesetz übermeisterte und den Geist der Freiheit und der Liebe unterdrückte. Die Intelligenz hat sich Raum gemacht, die wuchernde Vegetation ausgerodet und den Urwald gelichtet. Aber diese Intelligenz ist nicht ein Erbrecht, ein aristokratisches Vorrecht, sondern ein demokratisches Allgemeingut, von jedem Einzelnen zu erwerben, von Einem zum Andern übergehend, ein wechselseitiges mittheilbares Allodium. Vor dieser Intelligenz stehen Alle gleich; sie nivellirt Alles, sie verbindet Alles; sie dringt auf Ausgleichung der Differenzen, auf eine Habeas-Corpusakte für Gedanken und Wort. Nur momentan kann sie unterdrückt werden; aber die Stoffe, womit man sie erstickt, sind selbst entzündbar und helfen den allgemeinen Brand vermehren. Die einzelnen Ausbrüche wilder wuchernder Volkskraft gehen nicht von der Intelligenz aus; aber sie sind wie das Stöhnen und Seufzen einer beengten Brust; sie bekunden den gewaltigen Drang der innern Gluth, die sich frei machen will, ein allen Völkern gemeinsames sympathetisches Leiden. Unter Zuckungen, Krämpfen und epidemischen Wehen geht die Geburt der neuen Zeit vor sich. Diese Intelligenz hat mit seltener Energie und Rapidität die westliche Halbinsel Europas aus dem Schlaf gerüttelt. Sie scheint sich hier zu übereilen, indem sie das Extrem auf das Extrem pfropft; aber sie hat den lastenden Deckel gehoben und die entbundenen Dämpfe strömen hinaus. Das Recht zu protestiren, der Protestantismus selbst, stürzt und bricht die schnöden Mauern, hinter denen die Kirche durch die faulen Bäuche der Mönche ihre kollernde Sprache laut werden ließ.

In dieser Macht der Intelligenz findet auch die deutsche Geschichte ihre Versöhnung; bis dahin sind wir vorgeschritten, dort stehen wir. Sie giebt dem zerspaltenen und geflickten Deutschland die oft vergebens gesuchte Einheit, eine höhere, als die merkantilische des Zollverbandes. Zwar hat auch unsre Zeit ihre Schwächen und unsauberen Schmutzflecke, die Ichsucht, die in maaßlose Spekulationen ausartende Gewinnsucht, die Börsensucht, die das goldne Kalb der Israeliten als alleinigen Gott verehrt — aber wir wollen uns mit den Aegyptern rechtfertigen, die neben jedem dem guten Gott Osiris geweihten Tempel auch einen für den bösen Typhon errichteten und in gleichen Ehren hielten.

Die Aussicht auf diese intelligible Einheit des deutschen Volkes sollte die Geschichtsschreiber nicht zu weichlichen Klagen stimmen, sondern ihr

Digitized by Google

Gemüth trösten, erheben, stärken. Wir haben vier Hefte einer neu erschienenen deutschen Geschichte vor uns. Der Verfasser derselben, Dr. Böttiger, kann seine elegischen Klagen nicht immer zurückhalten; er raisonnirt laut, er jammert und spottet über die Verirrungen des deutschen Volkes und seiner Machthaber. Allein diese Verirrungen, die alten wie die neuen, sind nothwendige Metamorphosen und Uebergänge, Schichten, die nach einem gewissen Gesetz sich aufeinander legen, um dem künftigen Gipfel eine feste Unterlage zu gewähren; sie sind die faulenden Excremente, die das Land für künftige Zeugungen fruchtbar machen. An andern Orten spricht sich des Verfassers tüchtiger Sinn vollkräftig aus. Sein Werk verdient um so mehr Lob, da, wie ich überzeugt bin, die Geschichte der deutschen Nation von allen die größten Schwierigkeiten bietet, woran bis jetzt die Kräfte der tüchtigsten und gelehrtesten Männer mehr oder weniger gescheitert sind.

Deutschlands Geschichte war von jeher eine allzuindividuelle, bestimmt und gebunden durch die subjectiven Ansichten der Gewalthaber und Wortführer und, bei der überschwänglichen Menge gebietender Herren, in lauter kleine Histörchen sich zerblätternd und auflösend. Hierzu kommt die Individualität der Stämme, die ihren Ursitz und ihren Charakter bis auf die heutige Zeit mehr oder weniger erhalten haben. Selten verfolgte man einen Plan mit Consequenz. Den augenblicklichen Leidenschaften gab man sich hin. Man zog das Schwert, wenn der furor teutonicus über das Herz, ein kriegerisches Zucken in die Hand fuhr; wenn aber einmal das deutsche Phlegma übermächtig wurde, legte man sich auf die Bärenhaut und das Disputiren, auf die Reichstage und Vorberathungen, so daß Ruhe und Unruhe, Friedensvertrag und Friedensbruch, Demuth und Trotz auf die wunderbarste Weise wechseln. Das selbsterwählte Haupt der Deutschen mochte noch so selbstständig denken; die kleinen Häuptlinge hatten auch ihre selbstständige Meinungen, welche sie geltend machten. Es sah in Deutschland wie in einem Kopfe aus, wo die verwirrtesten Gedanken hin und wiedergehn. Die französischen Könige dagegen haben, in Opposition tretend gegen die Individualitäten, ihr Land und Volk mehr als ein Object bearbeitet und daran wie an einem gegebenen Stoff nach Herzenslust gemeißelt und gefeilt, ihre Leidenschaften geschickt zurückgehalten und ihrer Politik eine gedrungene, haltbare Form gegeben. Eine Consequenz, unerschütterlich wie die des römischen Senates und der Päpste, erbte vom Vater auf den Sohn. So ist die französische Geschichte bei aller Objectivität central, die deutsche bei aller Subjectivität peripherisch geworden; sie strebte in einen weiten Linienumfang hinaus, während die französische in einen dichten Kern von Hofintriguen sich zusammenzog. Daher ist diese bei Weitem klarer und bis ins Einzelnste zu verfolgen; denn sie ist planmäßig und nach den Regeln der Kunst angelegt; die deutsche dagegen unverständlicher, ausgebreiteter, innerhalb Deutschlands verwickelter, außerhalb Deutschlands sporadisch zerstreut. Ihr Haupt- und Wagebalken ist in Deutschland, aber die mächtigen Splitter dieses Balkens über-

Digitized by Google

all zu finden und aufzulesen, in Italien, Sicilien, Ungarn, in den slavischen Ländern, in Dänemark, im Morgenlande, in den Niederlanden und den beiden Königreichen Burgundien, deren Geschichte zum Theil mit der deutschen zusammenfällt — nicht zu gedenken der älteren Geschichte Deutschlands, wo die Völkerschaften und Horden wie ungebändigte Natur- und Elementarkräfte in und durcheinander fuhren und die Geschichte im Chaos sich herumtrieb, nicht zu gedenken der vielfachen Berührungen, in welche Deutschland späterhin mit den übrigen europäischen Staaten auf meist passive Weise gekommen ist. So gewährt die deutsche Geschichte, wie die Eiche mit ihrem mächtigen Stamm und ihren baumähnlichen Aesten, einen knorrigen, in einander geschlungenen, complicirten Anblick. Wir können stolz sein auf die Regsamkeit, die Langlebigkeit und die weite Ausdehnung unsrer Geschichte. Sie hat etwas Genial-Liederliches, aber auch etwas Römisch-Schlagfertiges und, bei aller Mannhaftigkeit und Derbheit, etwas kindlich Verlegnes und Befangenes.

Den Geschichtschreibern unsrer Nation tritt ein langer Zug gewaltiger Heroen entgegen, deren Thaten nur aus einer rechten Würdigung ihrer Individualität, deren Individualität nur aus ihren Thaten erklärt werden kann. Das Streben dieser kaiserlichen Helden ging nordwärts auf die Unterwerfung der slavischen Völker und die Ausbreitung der christlichen Religion, im Süden auf die Unterwerfung Italiens und der christ-katholischen Kirche, in so fern sie vom Papste vertreten war, zu gleicher Zeit. Den Kampf gegen die Slaven überließ man in der Regel seinen Markgrafen und Grenzherzogen, den Kampf gegen Italien führten die Kaiser selbst. Nicht selten mit Nachdruck, aber im Ganzen ohne Consequenz. Man ließ sich zu ungehöriger Zeit von seiner simpeln Frömmigkeit übertölpeln, von den Machtsprüchen der Kirche einschüchtern und einstricken von dem Gewebe italienischer Liste und Ränke. Die Pläne brachen, wenn sie weit genug gediehen waren, kurz an der Spitze ab; das Leben der Kaiser zerfällt in eine unendliche Menge Tragödien, die meist in Italien gespielt werden; denn wo ein Plan scheitert, eine Individualität, nach dem Aufwand aller Kräfte, nicht durchdringen kann, da hat man eine Tragödie erlebt.

Diese italienischen Trauerspiele hat Dr. Böttiger nicht großartig und würdig genug aufgefaßt. Er klagt immerdar über das Vergeuden gewaltiger Kräfte, die dem sich entwickelnden Deutschland entzogen worden wären — mit Unrecht! Indem der Fuß der Kaiser sich abwärts nach Italien wandte, zogen sie auch ihre gewaltige Hand vom deutschen Lande zurück, das sie sonst platt gedrückt hätten. Was platt und eben ist, hat freilich eine Einheit, aber nicht die rechte. So konnten sich die geistigen Gegensätze entwickeln, und Alles in der Opposition und vermittelst derselben zur Freiheit sich ausbilden. Deutschland tobte sich aus; es zerriß sich selbst, indem die Fürsten sich emancipirten, aber in die einzelnen Stücke drängte sich desto mehr thatkräftiges Leben zusammen, und die ungeschlachte deutsche Universalmonarchie, die von Vielen noch heut gewünscht wird, drang vor den Gegensätzen, Innungen und Freiheiten nicht durch. Der

Digitized by Google

Verfaſſer bringt den moraliſchen Einfluß, den Aufſchwung und den faſt römiſchen Stolz, der in die Deutſchen durch die Römerzüge kam, und dieſe zur Ehrenſache machte, zu wenig in Anſchlag. Der Deutſche ſtand, trotz ſeiner Verbindung mit Italien, zwar lange Zeit in der Dämmerung der Intelligenz; aber es läßt ſich fragen, was aus dem knorrigen, hartſcholligen Volke geworden ſein würde ohne die Bekanntſchaft mit dem italieniſchen Leben! was aus ſeiner Kunſt, ſeiner Sitte! was aus ſeinen Städten und Innungen, die zum Theil nach dem Muſter der italieniſchen ſich gebildet haben! was endlich aus der vollſaftigen und vollblütigen Natur der Deutſchen, die das Land erſtickt hätte, wenn ſie nach Italien hin nicht ihren immerwährenden Abfluß fand!

Der Verfaſſer hat ſich redlich bemüht, den Knäuel zu löſen, in welchen die innern Verhältniſſe Deutſchlands ſich zuſammenwirren. Jedoch bilden ſich in ſeiner Darſtellung oft Knoten, deren Enthüllung nur dem geſchickten Leſer gelingen dürfte. Je näher an den Urzuſtand der deutſchen Geſchichte hinauf, deſto mehr geht in der reichen Stofthaltigkeit die Anſchaulichkeit unter. Die Darſtellung entbehrt hier des Lichts, die Sprache der Wärme. Um den Gelehrten zu gefallen, hätte der Verfaſſer mehr, und dem Volke zu gefallen, weniger geben müſſen. Weiter aufwärts wird er immer mehr ſeines Stoffes Meiſter und den Gebildetern des Volkes, für die er ſchreibt, verſtändlicher und genießbarer. Ueberall arbeitet er auf die größtmöglichſte, in dem kleinen Rahmen zu erreichende Vollſtändigkeit hin; es ſoll kein Mittelglied fehlen, daher ſondern ſich die Gruppen nicht ſcharf genug von einander ab. Auch ſpäterhin hat der Verfaſſer mit der Unbändigkeit der deutſchen Geſchichte vielfach zu kämpfen. Die Gebietsverhältniſſe der deutſchen Länder zu einander, die in einer ewigen Unruhe ihre Fürſten wechſeln, ihre Grenzen verſchieben, von dem Ganzen losgeſchnitten einen neuen Polypen bilden, der ebenfalls ſein geſchichtliches Leben hat wie das Ganze, der gewiſſermaßen burſchikos-landsmannſchaftliche Charakter, den dieſe Territorien und ihre Völkerſchaften allmälig annehmen, machen die deutſche Geſchichtsſchreibung unbehaglich und bilden überall Klippen, Untiefen und Sandbänke. Der Verfaſſer hat ſie größtentheils glücklich überwunden. Sobald er den Boden der modernen Politik, wie ſie beſonders unter Maximilian ſich ausbildete, betritt, verliert ſeine Sprache zwar an Gedrungenheit, aber ſie geht unwillkührlich über in einen ironiſchen, oft nachläſſig launigen Ton. Je mehr die Geſchichte und die Charaktere an Größe verlieren, deſto mehr ſteigert ſich das früher oft bemerkbare Hin- und Wiedertrippeln des Verfaſſers zum feſten Mannsſchritt. Das deutſche Phlegma, die Unbehilflichkeit, Politik zu treiben, und doch die Neigung, ſich ihr hinzugeben, die unverwüſtliche Trägheit, alle die albernen und aberwitzigen Streiche, welche die deutſche nachhohenſtaufiſche Reichsverfaſſung herbeiführte, ſind mit anſchaulichem Pinſel gezeichnet und mit ſchlagenden Beiſpielen belegt. Jedem beträchtlichen Abſchnitt folgt eine Schilderung des in dieſem Zeitraum ſich äußernden Volksgeiſtes, der Sitten, der Verfaſſung, der Literatur und Kunſt, Ab-

Digitized by Google

schnitte, durch welche der historische Theil des Buches fast in Schatten gestellt wird. Die vorliegenden Hefte gehen bis zum Tode Maximilians, des letzten Ritters, der mit Gewalt sich in die Politik stürzte und einmal nicht übel Lust hatte, den päpstlichen Stuhl zu besteigen und einen geistlichen Kaiserthron zu gründen. Was jenseits dieser vier Hefte liegt, gehört nicht in den Kreis unsrer Betrachtung, die sich genau an das Buch, so weit es erschienen ist, anschließt. Der Verfasser nimmt auf eine erhebende Weise von der bis hieher geführten Geschichte Abschied. Er bewundert schließlich die deutsche Kraft, die im Teutoburger Walde den Römer vernichtete, an der Marne die Hunnen, bei Poitiers die Sarazenen, auf dem Lechfelde die Ungarn, auf der Wahlstatt die Mongolen zurückwarf und, wie alle Weltkriege, auch den mit der Hierarchie auf deutschem Grund und Boden auskämpfte, die mit den Formen rang und den Kampf siegreich bestand, und die, wie Referent hinzusetzt, neue Geburten, von denen wir keine Ahnung haben, aus dem dunkeln Schooße der Geschichte hervortreiben, früher oder später die jetzt einander bekämpfenden Interessen versöhnen und eine Einheit, nicht eine materielle, aber wohl eine im Geist und in der Wahrheit erzielen wird. So möge der Deutsche, mit dem Doppelgesicht des Janus, einerseits rückwärts stolz hinabschauen auf seine unschuldige, nur von außen her getrübte, großartig verlebte Vergangenheit, andrerseits mit Zuversicht vorwärts blicken als ein muthiger Prophet auf eine geordnete Zukunft, und, wenn es sein muß, als ein unbescholtener Schildträger den Interessen der Gegenwart vorkämpfen. Wir leben noch mitten in der deutschen Geschichte, wenn Geschichte in der Bewegung, in der Fortentwickelung der Formen und des Geistes besteht. Aber die deutsche Geschichte hat von jeher weniger der freundlichen Zusprache oder, wie etwa das ermüdete Kameel, der Musik bedurft, sondern des kräftigen Anstoßes und der von innen und außen her scharf wirkenden Reizmittel. 88.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Am 1. August starb der treffliche Adolf Wagner, einer der feingebildetsten deutschen Geister, den nur Wenige in seinem wahren Werth gekannt haben. Er hatte nicht immer so einsiedlerisch zurückgezogen gelebt, als in den letzten zwanzig Jahren, wo er, mit seltener Unterbrechung kleiner Reisen, Leipzig kaum verließ und in seiner stillen Wohnung im Hut, vor dem Petersthor, durch die ämsigste literarische Geschäftigkeit ein resignirtes Leben beschwichtigte. In früherer Zeit war er in der Gesellschaft eine schöne und glückmachende Erscheinung gewesen, und hatte in manchen anziehenden Verhältnissen die Süßigkeit des Lebens genossen. Sein edles, griechisch gebildetes Gesicht verrieth noch in den letzten Jahren, wo Krankheit und Resignation es verkümmert hatten, die Spuren ehemaliger Schönheit. Ein begünstigteres Talent für Auffassung und Aneignung der verschiedenartigsten Weltgegenstände wurde schwerlich jemals geboren, aber auch schwerlich so wenig nutzbar gemacht und concentrirt, als in Adolf Wagner. Er griff aufnehmenslustig nach allen Einzelnheiten hinaus, da ihn Jedes interessirte, und er in seinem reichen beweglichen Gemüth für Jedes ein Organ der Verarbeitung hatte. So dichtete er Lustspiele, schrieb ästhetische Abhandlungen, gab Lebensbeschreibungen der Reformatoren heraus, übersetzte Lord Byron's Manfred, edirte italienische und englische Schriftsteller, veranstaltete eine Ausgabe vom Giordano Bruno, und schrieb in Prosa und Versen ein musterhaftes Italienisch und Englisch, woran er eine kunstvolle Liebhaberei hatte. Aber nirgends genügte er dabei sich selbst oder ließ sein eigenstes Wesen in Dem, was er schrieb, zu seinem Rechte kommen. Von dem reichen Goldlager von Gedanken und Anschauungen, das er in sich barg, warf er nur einzelne stachlichte Splitter und Klumpen an die Oberfläche, und indem er immer allzuviel geben wollte, gab er oft zu wenig, und richtete sich in deutscher Sprache einen Stil ein, mit dessen wundersam geistvollen Hieroglyphen man einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen hatte. Wann er sprach, ließ er dagegen diese zu große Absichtlichkeit und motivirte Geschraubtheit gänzlich fahren, und nie habe ich einen Deutschen vortrefflicher und in edlern fließenden Melodien von Sprache und Gedanken reden gehört, womit er, obwohl er dann gern allein das Wort führte, die größte Anspruchlosigkeit des Benehmens verband. Er brachte seine letzten Tage auf dem Gute des Grafen Hohenthal in Großstädteln bei Leipzig zu, wo er starb. —

* * *

— Dem Vernehmen nach, geht man damit um, in Weimar ein Goethe- und Schiller-Denkmal auf Subscription zu errichten. Die aus Erz gegossenen, vereinten Statuen beider großen Dichter sollen, zu einer Gruppe verbunden, auf dem freien Platz vor dem Theater aufgestellt werden. Die Modellirung werden wahrscheinlich Rauch und Tieck übernehmen, und zwar der erstere Künstler Goethe's, der andere Schiller's Statue. Ueber das Nähere der Composition, wie der Ausführung des ganzen Planes, verlautet noch nichts. —

* * *

Digitized by Google

— Professor Eduard Gans ist gegenwärtig, in Gesellschaft mit dem berühmten Theologen Marheineke, auf einer Reise durch das südliche Frankreich begriffen. —

* * *

— Bei Duncker und Humblot in Berlin soll eine neue Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Werken erscheinen, die Glück machen dürfte, wenn sie einen tüchtigen Redakteur findet, mit Kritik gemacht und auf eine zeitgemäße Weise eingeleitet wird. Denn die letztherausgekommene Ausgabe dieses größten kritischen Genius, auf alten Löschpapierfetzen gedruckt (Berlin, Vossische Buchhandlung), war seiner unwürdig. —

* * *

— Von Ed. Beurmann, dem Verfasser der interessanten „Frankfurter Bilder," erscheinen nächstens: „Skizzen aus den Hansestädten;" so wie auch noch in diesem Jahre von ihm „Briefe über die Hauptstadt der preußischen Monarchie," in zwei Bänden, herauskommen, zu denen der Verfasser während seines Aufenthalts in Berlin, im vergangenen Frühjahr, den Stoff gesammelt. —

* * *

— Wie ich höre, wird der Professor Henrich Steffens eine Flugschrift gegen die Umtriebe der Pietisten in Berlin herausgeben!! Er will sich darin von den Frommen gänzlich lossagen, indem es ihn jetzt endlich auch verdrießt, immer unter diese Klasse, zu der in Berlin so viel unhonnettes und zweideutiges Gelichter gehört, sich gezählt zu sehen. Diese neue Bekenntnißschrift, die den Titel führen soll: „Wie ich wieder vernünftig wurde!" dürfte ein merkwürdiges Seitenstück werden zu seiner früheren vielbesprochenen Confession: „Wie ich wieder Lutheraner wurde!" (Breslau, b. Max. 1831), denn schon in der letztgenannten Schrift hatte sich dieser große, titanisch ringende Mann bekanntlich von der speculirenden Vernunft „ermüdet abgewandt," und war, ein vornehmer Refugié der Philosophie, trotz des zerrissenen Schuhwerks seines Denkens, doch mit pomphaftem Anstand in das Exil des Glaubens gewandert. Wie ein emigrirter Reichsbaron, der in einem verborgenen Landstädtchen eine Strumpfwirkertochter geehelicht und nun in Resignation von der Bürgerfamilie sich ernähren läßt, es doch nicht lassen kann, von Zeit zu Zeit seinen Adelsbrief und seine alten Privilegien wieder aus der Tasche zu ziehn und mit heimlicher Lust sich zu besehn, so zog auch Steffens, nachdem er sich an den soliden Strumpfwirkerglauben hingegeben, immer wieder einmal seine weiland Vernunftspeculation, diese schlottericht gewordene Königin, zu sich an sein Herz, und brachte durch solche Racenvermischung das hervor, was ich vor vier Jahren, in einer Kritik über ihn, den speculativen Pietisten nannte. Jetzt will er sich nun auch vom Pietismus lossagen, wie damals von der Vernunft, und es ist immer ein interessantes Schauspiel, diese tergiversaire Beweglichkeit eines großen Mannes bis in sein hohes Greisenalter hinein zu beobachten. Einem großen Manne kann es auch nicht auf die gewöhnliche Weise angerechnet werden, wenn er perfide zu sein scheint. So wollte ich nur an das perfide Benehmen erinnern, das sich Steffens, in dieser beständig fluctuirenden Apostasie von allen Richtungen, gegen Scheibel, seinen alten Freund, zu Schulden kommen zu lassen schien, indem er sich, in einer Erklärung in der Allgemeinen Zeitung, öffentlich von der lutherischen Zeitschrift Scheibels, an der er die Mitredaction so gut wie übernommen hatte, lossagte. In dieser Erklärung scheut sich Steffens

Digitized by Google

nicht, vor den Augen des Publikums zu behaupten: er habe an jenen ganzen schlesisch-lutherischen Richtungen stets nur einen wissenschaftlichen Antheil genommen und auch mit jener Zeitschrift nur insoweit sich einlassen wollen, als sie eine bloß speculative Erörterung lutherischer Lehrbegriffe betreffe! Der arme Scheibel, dem Steffens Alles verdankte, womit er in seinen Schriften: „von der falschen Theologie" und „wie ich wieder Lutheraner wurde!" so viel geprunkt und kokettirt hat, wurde dadurch freilich entsetzlich bloßgestellt, aber es war ganz natürlich, daß Steffens, in seiner jetzigen vornehmen Stellung in Berlin, es vergessen mußte, wie er sich in Breslau ziemlich factisch an der Spitze einer lutherischen Separatgemeinde befunden, deren Mitglieder, aus dem Bürgerstande, wenig von speculativen Erörterungen verstanden haben würden! Aber es kann, wie gesagt, von einem großen Mann nicht verlangt werden, daß er sich selbst treu bleibe, wennschon man das wenigstens verlangen könnte, daß ein großer Mann ein Mann sei, und nicht wie ein altes Weib sich gebärde! —

* * *

— Von dem kühnen dramatischen Grabbe sind drei Neuigkeiten erschienen, über die wir in einem unserer nächsten Stücke ausführlicher berichten werden: seine längsterwartete Tragödie Hannibal, seine Aschenbrödel, und eine kleine Schrift über das Theater zu Düsseldorf. Das letztere, unter Immermann's Leitung, scheint eine immer bedeutendere Stellung einzunehmen, und wir wünschen, daß das große Werk gelingen möchte, von dort aus eine Regeneration des deutschen Theaters zu vollbringen, wenn wir auch schwer daran glauben! Nach Dem, was man davon hört, wird es wohl nicht ganz richtig angefangen. Durch Aufführungen von Tieck's Blaubart und gesteiftem Kater, wovon eine gewisse ästhetische Schule so viel Lärm macht, als sei damit schon etwas gewonnen, läßt sich nun und nimmermehr eine heilsame Revolution auf den deutschen Bretern, wäre diese überhaupt möglich, bewerkstelligen. Solche schöne ästhetische Liebhabereien fruchten nichts für das Allgemeine, es muß anderswoher kommen! Die ganze Nation muß sich anders bewegen, ehe wir ein neues deutsches Theater haben können! —

* * *

— Die mehrfach erwähnte Schrift, durch welche Göschel die Unsterblichkeit der menschlichen Seele in Mißcredit gebracht hat, (denn wer möchte gern unsterblich werden, wenn er dabei seinen Geist aufgeben und nicht anders als in den Geist des durch Göschel destillirten Bibliohegelianismus aufgehen soll!) findet in den so eben erschienenen „Vorlesungen über Philosophie" von dem genialen Troxler (Bern, 1835, b. Fischer. S. 365—380) eine sehr treffende und gerechte Beurtheilung. Troxler hebt hervor, welche falsche Sophistik es sei, die Hegelsche Philosophie auf diese Weise zu einer Persönlichkeitslehre aufschrauben zu wollen, welche zur Grundlage der Unsterblichkeitslehre werde. Er lehnt ebenfalls das Himmelreich und die ewige Seligkeit ab, die man schlechterdings nur durch das Aufgehen in den absoluten Geist der Schule, auf ein von Göschel contrasignirtes Vermittelungsdiplom, erwerben könne, und nennt die Göschel'sche Manier unter Anderm äußerst treffend ein „speculatives Kartenspiel," wie sehr er auch sonst das Geistvolle mancher Finten in diesem Spiel anzuerkennen geneigt ist. —

* * *

Digitized by Google

— Der Berliner Kunsthandel hat sich ungefähr seit einem Jahre mit einem neuen Geschäftszweige, den Aquarellzeichnungen fremdländischer und einheimischer Künstler, vermehrt. Dem Kunsthändler Sachse gebührt das Verdienst, damit den Anfang gemacht zu haben. Während eines längeren Aufenthalts in Paris im vorigen Jahre brachte er eine bedeutende Anzahl von Aquarellen der ausgezeichnetsten französischen Maler an sich, welche eben damals von den reichen englischen Kunstliebhabern für ihre Gedenksammlungen von Handzeichnungen berühmter Künstler sehr gesucht und theuer bezahlt wurden. So erhielten auch wir Gelegenheit, Bilder dieser Art sowohl aus dem landschaftlichen als aus dem Genrefach zu sehen, die aus den Händen Watelet's, Isabey's, Deveria's, Roqueplan's, Fragonard's, Decamp's, Granet's, Gudin's, Baume's, Garnerey's, E. Delacroix's, Charlet's, Villeret's, Johannot's u. A. hervorgegangen waren. Mehrere preußische Künstler, weniger durch die Betrachtung dieser neuen Kunstgegenstände, als vielmehr durch die persönliche Aufmunterung des genannten Kunsthändlers ermuthigt, beschäftigten sich seitdem mit Anfertigung ähnlicher Zeichnungen, die bei Gelegenheit der kleinen Frühlingsausstellung, welche in diesem Jahre hier statt fand, sowie selbst in Paris, wohin sie später entsendet wurden, bei den ersten Künstlern die verdiente Anerkennung gefunden haben. Unter ihnen zeichneten sich namentlich Fr. Krüger, Blechen, Böhnisch, Schirmer und Menzel durch ihre Arbeiten aus. Späterhin hat sich der hiesige Kunsthändler Kuhr mit England in Verbindung gesetzt und eine beträchtliche Anzahl englischer Aquarellen an sich gebracht, welche zum Theil noch zur Ansicht und zum Verkauf bei ihm ausliegen. Es spricht sich darin ein vorherrschendes Interesse und Geschick für das landschaftliche Fach aus, vornehmlich für Darstellungen der See und architectonischer Gegenstände. Wir erinnern dabei nur an die Seelandschaften von Aylmer, Phillips, Owen und Bulkley, an die Architecturbilder von Wilson, Prittchitt und Prout, an Newton's und Campion's Darstellungen aus der Schweiz und England. Das Genrefach ist weniger reich und gut ausgestattet. Marten's militairische Scenen, Dodd's Historienbilder, Alan's Scheerenschleifer und namentlich Cawse's Krieger mit dem Kinde beweisen jedoch hinlänglich, daß es den Engländern an Talent für Darstellungen dieser Art keineswegs fehlt. Auch möge man nicht vergessen, daß das, was wir von englischen Künstlern hier zu sehen bekommen, nur die Brosamen sind, die von der Reichen Tische fallen. — Es ist nicht zu leugnen, die Aquarellen befriedigen weder unser Auge durch Farbenglanz und Sorgfalt der Ausführung, noch unsern gebildeten Kunstsinn durch die vollendete Darstellung ächt künstlerischer Ideen, dennoch haben sie für uns vorzüglich aus dem Grunde hohes Interesse, weil uns sonst so selten Gelegenheit dargeboten wird, Compositionen französischer, geschweige englischer Künstler in farbiger Ausführung zu sehen. Wenigstens geben sie bei weitem mehr, als Kupferstiche, einen deutlichern Begriff von dem Colorit und selbst der Pinselführung der verschiedenen Künstler, und, da sie meist im ersten Feuer der überkommenen Idee skizzenartig hingeworfen sind, eben so auch von der denselben eigenthümlichen Art der Auffassung. Von solchen Bildern hat nun Hr. Sachse abermals eine neue Zusendung aus Paris erhalten, die uns um so willkommener sein muß, da sie außer den Arbeiten der französischen und mehrerer englischen Künstler, wie Prout, Thales, Fielding und Copley Fielding, auch Aquarellversuche zweier Holländer, Van Howe's und Schelfhout's, enthält. Von Jenem sehen wir eine Winterlandschaft, von Diesem eine kleine baumreiche Landschaft, beide ausgezeichnet durch Sauberkeit der Ausführung und Reinheit des Pinsels, dabei voll Wahrheit, Leben und Harmonie der Färbung. Diese Sorgfalt der Behandlung ist es, wodurch ihnen ähnliche Versuche preußischer Künstler

Digitized by Google

näher stehen, als die der Franzosen und Engländer, welche die Dreistigkeit und Unsauberkeit des skizzenhaften Entwurfs im Allgemeinen mehr lieben. Unter den französischen Künstlern begegnen wir hier manchen Namen von Ruf und Bedeutung; so dem vielbesprochenen Watelet, Ch. Roqueplan, Boissieur, Siméon und Balan, welcher letztere, wenn wir nicht irren, zu Rouen lebt, wo sich eine eigene normännische Schule zu bilden begonnen hat, sowie mehreren Anderen. — Unter den Genrebildern verdient vor allen eine Skizze von A. Scheffer genannt zu werden, die mit der, dem Künstler eignen Lebhaftigkeit und Wahrheit des Ausdrucks entworfen ist. Sie stellt, wie es scheint, ein Gefängniß vor, in welchem vier kranke Militairs verschiedenen Alters, denen eine barmherzige Schwester Stärkungsmittel darzubringen kommt, auf Stroh gelagert sind. Bis ins Kleinste sauber und reinlich ausgeführt ist ein flamländischer Reiter und ein Mädchen, das ihm Wein gebracht hat, von Eug. Deveria. Andere Bilder von Decamps, Charlet, Caron, St. Germain u. a. sind nicht minder beachtenswerth. — Uebrigens stellt sich aus der Betrachtung dieser Aquarellen heraus, daß unsere preußischen Künstler noch viel zu thun haben werden, wenn sie, was die Ungezwungenheit und Kühnheit der Zeichnung, wie die lebendige Frische und Wahrheit des Ausdrucks betrifft, in dieser Gattung der Malerei den Franzosen den Vorrang wollen streitig machen. (77.)

* * *

— Die Bestimmungen über das literarische Eigenthum und den Nachdruck in Frankreich schreiten immer umfassender vor, um, wie es von einem civilisirten Volke verlangt werden kann, die Nationallehre auch im Reiche der Literatur zu wahren und zu bethätigen. Das Tribunal der ersten Instanz vom Departement der Seine hat am 4. Juli d. J. entschieden (nach der Gazette des Tribunaux), daß auch die Noten, die zur Ausgabe eines Schriftstellers von dem Herausgeber gemacht worden sind, als literarisches Eigenthum, und die Reproductionen dieser Noten durch einen andern Herausgeber desselben Werkes als Nachdruck angesehen werden sollen! Obwohl gegen dieses freilich sehr strenge Urtheil appellirt worden ist (vgl. das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" Nr. 30.), so verräth es doch auf glänzende Weise ein Rechtsgefühl hinsichtlich des literarischen Eigenthums, das man vielen Deutschen noch immer absprechen möchte, wenn man sieht, welche schurkische Diebereien sich gewisse literarische Freibeuter, in aller Naivetät und unter einer Art von Sanction, bei uns zu Schulden kommen lassen dürfen! —

* * *

Letztes Wort über die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung.

Meiner öffentlichen Demonstration zur Aechtung des in der Beilage zur Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung betriebenen Nachdruckgeschäfts haben sich die meisten deutschen Journalredactoren angeschlossen; in Berlin namentlich die Herren: Professor Gubitz, Redakteur des „Gesellschafters", Dr. W. Häring, Redakteur des „Freimüthigen", J. Lehmann, Redakteur des „Magazins für die Literatur des Auslands", L. Rellstab, Redakteur von „Berlin", welche mir in einem Abklatsch ihrer Spalten den Abdruck meiner Erklärung (aus dem „Literar-Zodiacus") zugesandt haben, dessen Veröffentlichung in ihren Blättern freilich anderer Verhältnisse wegen unterbleiben mußte. Indem es aber genügt,

Digitized by Google

hier die Anzeige davon zu machen, bringe ich den auswärtigen Herrn, die sich ebenfalls mit mir verbunden haben, um gemeinsame Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, das nachfolgende Schreiben zur Kenntniß, welches die Fürstl. Thurn- und Taxische Ober-Postamts-Direction an mich gerichtet hat:

Die Fürstlich Thurn- und Taxische Ober-Postamts-Direction an Herrn Dr. Theodor Mundt in Berlin.

Frankfurt, den 6. August 1835.

Der im Augustheft des „Literarischen Zodiacus" erschienene Artikel: „Literarische Unredlichkeit der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung" veranlaßt die Ober-Postamts-Direction, Ihnen zu bemerken, daß sie in ihrer amtlichen Stellung durchaus keine Notiz von dem Inhalte der Ober-Postamts-Zeitung und deren Beiblatt nimmt, daß dieser vielmehr lediglich von der Redaktion zu vertreten ist, daß diese Zeitung unter Censur erscheint, und daß es Ihnen sonach lediglich überlassen bleiben muß, Ihre gegen die Redaktion der Ober-Postamts-Zeitung gerichteten Beschwerden, falls Sie damit auszureichen vermeinen, bei der competenten Gerichtsbehörde geltend zu machen.

In Abwesenheit
der Hofrath und Oberpostmeister
C. Vrinth.

Nach dieser Mittheilung, muß die Verfahrungsweise gegen das Frankfurter Conversations-Blatt jetzt eine andere Wendung nehmen, denn nie konnte es mir im Sinne liegen, mich mit dem Redakteur des Frankfurter Conversations-Blattes selbst in einen Conflict zu setzen. Nur mit Ebenbürtigen kann man öffentlich streiten. Da sich aber die Oberpostamtszeitung selbst jenes durch mancherlei Dinge wohlbekannten Redakteurs schämt, indem sie nicht einmal duldet, daß er das Blatt mit seinem eigentlichen Namen unterzeichnen darf, wozu soll da von meiner Seite eine literarische Fehde, die nur durch Uebertragung auf ein anderes Gebiet ersprießlich werden kann!

Berlin, am 23. August 1835.

Dr. Theodor Mundt.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarischer Zodiacus.

October, 1835.

Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutschen.

In Briefen an einen Freund

von

Eduard Gans.

I.

Lieber Freund.

Sie verlangen von mir, daß ich mich über die Gründe auslasse, die das Theater, namentlich aber das unseres Vaterlandes, in einen Zustand versetzt haben, der dem Verfalle eigentlich ganz nahe steht, und nur noch nicht für denselben gehalten wird, weil unscharfe Augen die prächtigen Kleider, welche dem Bettler umgehängt werden, für einen Rest von Reichthum ansehen, den man noch beachten müßte. Was mir aber an Ihrer Aufgabe das Liebste ist, bleibt wohl die Schärfe, mit der Sie sie stellen: ich solle, sagen Sie, mich nicht auf die Beschreibung zufälliger Gründe einlassen, wie sonst Dramaturgen sie wohl aufzusuchen pflegen; ich solle nicht etwa sagen: wir hätten jetzt grade keine bedeutenden dramatischen Dichter, wir entbehrten der schauspielerischen Talente, und das Publikum habe sich auch, man wisse nicht warum, vom Theater zurückgezogen, sondern ich müsse mir es angelegen seyn lassen, den höheren und nothwendigen Standpunkt aufzufinden, von dem alle diese Erscheinungen ausgehen, und zu dem sie als zu ihrer Quelle und zu ihrem Grunde zurückzuführen sind. Wohlan: so will ich mich denn, so gut es eben gehen mag, an die Arbeit machen, und, wenn auch das Resultat, zu dem ich gelange, nicht ein Sie befriedigendes ist, so wird doch der höhere Gesichtskreis, den Sie mir eröffnen, mich leicht vor den Angriffen und Bezweiflungen

Digitized by Google

schützen, denen man gleich ausgesetzt bleibt, sobald man sich einmal unterfängt, seinen Standpunkt etwas niedriger und persönlicher zu nehmen, und die Interessen unmittelbarer Gegenwart zu berühren. Wir gehören beide nicht zu den Pietisten, welche die objectiven Gestaltungen und Schönheiten dieser Welt aus dem stets offnen Krater ihres Fanatismus heraus mit schwarz aufgeworfener Masse überziehen, und sie auch wirklich zerstören würden, wenn nicht gleich, trotz des Zornes, neue Anbauer, unbekümmert um das Schicksal der alten, mit jugendlicher Heiterkeit sich wiederum an dem Fuße des feuerspeienden Berges anzusiedeln versuchten. Wir brauchen das Theater nicht erst zu begründen oder zu bezweifeln; für uns besteht es, wie die Kirche, wie die Poesie, und wir haben nur uns klar zu machen, welchen Platz es einnimmt, um auch zu wissen, wann es blühen, und wann es fallen muß.

Es ist wohl unbestritten, daß die dramatische Poesie unter allen Gattungen der Dichtkunst die männlichste, die vollkommenste, und die nach allen Richtungen hin ausgebildetste ist. Während in der Lyrik der frische Lebenshauch leib- und gestaltlos, rein innerlich und willkührlich herumstreift, während im Epos der Gang, den die Lyrik schon annehmen muß, ein Nacheinander erlaubt, und die Gesetze der Handlung noch durch lyrische Motive geleitet werden, hat das Drama einen Kern, der als der Mittelpunkt des Ganzen die einzelnen Scenen befruchtet: es ist ein Individuum, dessen Theile ebenmäßig gebildet seyn müssen, das aber einen Fehler am Herzen in keinem dieser Theile ertragen kann: es ist nicht bloß Leben, sondern es ist ein Lebendiges, es rührt und erschüttert nicht bloß, sondern diese Rührung und Erschütterung hat einen Grund, einen Gedanken, und, wo dieser irgend mangeln, oder unenergisch seyn würde, ist auch das Drama todtgeboren, und der Schmuck der schönsten Diction kann es nicht wieder zum Leben zurückführen. Daher bei dieser unendlichen Anzahl von Dichtern, die alle in ihrer Art groß und bedeutend zu nennen sind, nur diese wenigen dramatischen, daher die Schwierigkeit, einen lyrischen und epischen Stoff in ein

Digitized by Google

Drama umzusetzen, welche Aufgabe unter allen Dichtern vielleicht nur dem Shakespeare zu lösen gelungen ist. Denn es handelt sich hier darum, dem Leben eine Gestalt, Knochen, Muskeln, Nerven zu geben, und es ist nicht bloß mit der scenischen Reproduction einer Erzählung, mit der Dialogisirung des Stoffes abgethan, welche nur die äußere Form, nicht aber den innern Geist des Dramas enthalten. Der dramatische Stoff ist immer auch ein dramatischer Gedanke, und wenn in der neuesten Zeit Dichter, in Ermangelung eines solchen, zur baaren und nackten Geschichte zurückgingen, und ihre in andrer Weise sprechenden Thaten auch dramatisch arbeiten ließen, so zeigte sich in den bestgeschriebenen Scenen das Fehlende eines dramatischen Kerns, immer, wie ein höhnendes Gespenst, das weder die geschichtliche Treue, noch die Berufung darauf, daß es so gewesen sey, jemals beschwichtigen und wegbannen konnten. Wir dürfen endlich, was das Drama ist, in einem Satze zusammenschließen: es ist Lyrik und Epos zugleich: es kann dithyrambischen Schwung, es kann weitläuftige Erzählungen ertragen, aber nur unter der Bedingung, daß sie dem Gesetze des Ganzen gehorchen. Indem es beides an sich hat, beherbergt, und dadurch glänzt, ist es mächtiger, wie beides, und wenn in einem Briefe ein philosophisches Wort nicht vielleicht zu schwerfällig erschiene, würde ich zu sagen mich unterfangen, daß es die Identität von beidem sey.

Sind wir nun, lieber Freund, darüber einig, was das Drama in der Dichtkunst für eine Stellung habe, so hoffe ich, wird uns auch der Folgesatz nicht entzweien, daß, wenn das Drama seinerseits das Lebendige und Individuelle ist, es wesentlich erst durch die Aufführung zur rechten Spitze des Lebens und der Individualität erhoben wird. Das Drama ohne Aufführung ist ein Schiff, das nicht fährt, eine Handlung, die nicht handelt, und wenn freilich heut zu Tage die Aufführungen ohne Drama häufiger geworden sind, als die dramatischen Erzeugnisse ohne Aufführung, so mußte doch bemerkt werden, daß das Spiel, der theatralische Prozeß, erst eigentlich die wahre

Digitized by Google

Wirklichkeit und Energie zur bloßen Möglichkeit eines vorliegenden Stückes hinzuthue, und daß erst, wenn es diese Feuerprobe bestanden hat, man von ihm sagen könne, daß es lebt. Welche Irrthümer haben nicht grade in dem Punkte, von dem wir eben jetzt reden, stattgefunden? Wie oft meint man nicht, wenn man ein Stück lesen hört, es müsse sich ausnehmend gut auf dem Theater machen, und kommt es am Ende zur Darstellung, so zeigt sich, daß man das Gehen und Stehen, den Zusammenhang der Scenen, das, was das Spiel zum Stücke thun könne, gar nicht in Anschlag gebracht hat, oder vielmehr nicht in Anschlag hat bringen können. Niemand ist ein dramatischer Dichter, dessen Stücke die Lesenden entzücken, aber die Zuschauer aus dem Saale verscheuchen; auf der Bühne, wie auf dem Schlachtfelde, werden die Lorbeern des Helden wie des Schauspieldichters erworben; es ist anderswo noch eine Ehre, aber es ist nicht die rechte.

Aus dieser Bemerkung geht denn nothwendig hervor, welche Stellung die Schauspielkunst unter den Künsten einnehme. Sie gehört weder zur Malerei, noch zur Plastik, sondern zur Poesie. Wie sich das Drama des lyrischen und epischen Moments bedient, ohne jemals zu diesen herabzusteigen, so benutzt die Schauspielkunst Malerei und Plastik, ohne irgend darin beschlossen zu seyn. Wo eben bloß Malerei und Plastik hervortreten, in der Pantomime, ist wohl auch die unterste Kunstgattung enthalten. Wie ergötzlich und bedeutend auch sogenannte Maskenkünstler erscheinen dürften, so ist es doch die Maske nicht allein, bei der man sich beruhigen mag: wir wollen, die äußere Gestalt soll auch der Träger für das Innere seyn, die Worte des Dichters sollen durch sie lebendige Wesen werden, und das, was ein Poet oft nur ahnte, wird so durch einen Schauspieler dargestellt. Man kann daher gewissermaaßen sagen, daß die Schauspielkunst die Spitze aller Poesie ausmache, und in der That hat es in der Welt noch unendlich weniger große Schauspieler, als dramatische Dichter gegeben, vielleicht zwanzig oder dreißig, welche bei allen Völkern, die des Alterthums mit ein-

Digitized by Google

gerechnet, nicht bloß die höchste Spitze, sondern eine ihnen nur nachlebende Vortrefflichkeit erreichten.

Wenn aber bei allen gebildeten Völkern neben dem Drama sich auch ein Theater, als sein leiblicher Ausdruck, befindet, was uns die Pietisten hoffentlich nicht bestreiten werden, wenn sich dieses Theater zum Drama, wie der Cultus zur Religion verhält; so ist doch die Geeignetheit für dramatische Poesie und für das Theater nicht immer dieselbe, und es giebt Zeiten, in denen es vorzugsweise ergreifen und ergriffen werden kann, und andere, in welchen das Interesse für dasselbe nachläßt, und als Wechselwirkung auch die Erzeugnisse desselben matter und schlechter werden. Wir haben uns, und ich darf sagen, durch einen Zufall des Gedankenspiels, in der Lage befunden, die Religion und das Drama zu vergleichen. Nun, wie es Zeiten giebt, in welchen Skepsis und Aufklärerei die religiöse Substanz zu vernichten drohen, andere, in welchen diese letztere mit desto größerer Energie hervorbricht, je mehr man sich ihrer hat entledigen wollen: so sind auch Perioden zu finden, in denen Freude am Theater zu den Wesenheiten des gebildeten Lebens gehört, andere, in denen es zum Zeitvertreib herabgesetzt, nur auf die Gelegenheit wartet, sich durch günstige Umstände wieder zur Kunst hinaufzuheben. Als Lessing Dramaturg wurde, hatte das Theater eine solche Periode des Aufschwungs: jetzt, wo es täglich mehr heruntersinkt, ist es auch beinahe verächtlich geworden, davon zu reden, und man möchte es selbst, wenn es nur anginge, aus der Reihe der Nationalnothwendigkeiten verweisen. Wann aber blüht ein Theater, und wann sinkt es? Das wird wohl die Hauptfrage seyn, die ich in diesem ersten Briefe zu beantworten habe. Wie die Philosophie die Uebersetzung einer ihr vorangegangenen Zeit in Gedanken ist, so ist es auch wesentlich das Schicksal der Kunst, großen Perioden, die gewesen sind, nachzugehen, sie aufzunehmen und plastisch malerisch, poetisch darzustellen. Eine große Zeit, von welcher selbst die Schicksale des Menschengeschlechts abhängen, und in der sie verarbeitet werden, ist selten dazu geeignet, auch die Ruhe

Digitized by Google

darzubieten, in der doch allein künſtleriſche Erzeugniſſe wachſen und gedeihen können. Wenn ich dies behaupte, ſo will ich nicht grade ſagen, daß etwa kriegeriſche Verhältniſſe oder ſonſtige äußere Stimmung eine ſolche Hemmung entſtehen laſſen. Binnenkriege ſind vielmehr auch künſtleriſchen Intereſſen eher förderlich als ſchädlich, und im ſiebenjährigen Kriege entzündete ſich grade für Deutſchland der Sinn für Poeſie und theatraliſche Leiſtung. Aber nicht was von außen vorgeht, iſt hinderlich, ſondern was von innen heraus gedacht, gebildet und erwünſcht wird. Der auf den Staat, ſeine Entwickelung und ſeine Geſchichte gerichtete Sinn wird, wie friedlich auch ſonſt der Verlauf der Zeiten ſeyn mag, eine ſo abſorbirende, und alle Kräfte grade nach ſeinen Zwecken hinziehende Gewalt ausüben, daß alle andere Productionen nur als Nebenfiguren erſcheinen, und höchſtens die Bedeutung eines Ornaments oder eines Zeitvertreibs erlangen. Während in dem vielfach ſtürmiſchen funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert die Künſte in allen Gattungen aufkamen und blühten: während die kriegeriſche und nach außen hin ſattſam bewegte Regierung Ludwigs des Vierzehnten das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Poeſie und namentlich des Theaters genannt werden kann, ſind grade in unſerer Zeit, in unſerem an vielſeitiger Bildung weit überragenden Jahrhundert die Kräfte, wie der Sinn für dieſelben ſchwächer und ſchlaffer geworden, obgleich doch im Ganzen ein langjähriger Friede mehr begünſtigend als hemmend für poetiſche und theatraliſche Geſchicke zu ſeyn ſchien.

Wir wollen dieſem Umſtand etwas näher treten, und in die Falten ſeines Innern blicken, die oft verdeckt und unklar erſcheinen. Es iſt keine Frage, daß ſeit der Staatsumwälzung, die man eigentlich zu beſchränkt die franzöſiſche nennt, Alles, was ſonſt ein Muſter, ein Stehendes, ein Objectives war, gebrochen worden iſt, und daß die Bewegung, welche eintrat, allmählig dahin gelangt iſt, oder gelangen wird, einen ganz neuen ſocialen Zuſtand zu erbauen. Zu dieſem neuen Verhältniß haben nicht bloß die Beförderer und Freunde der Zukunft, ſondern auch

Digitized by Google

ihre Gegner, eben durch ihre Feindschaft und Bekämpfung auf das Lebhafteste beigetragen. Das wesentliche Princip dieser neuen Zeit ist aber die Erhebung der Einzelnen in das Allgemeine, indem sie theils berufen sind, dafür mitzuwirken, und es zu erschaffen, theils es in sich aufzunehmen und zu fühlen. Was sonst ein Geheimniß der Diplomatie, eine Staatsaction war und blieb, und zu dessen Wesen die furchtbarste Verschwiegenheit erfordert wurde, löst sich heut zu Tage in Zeitungsnachrichten, in telegraphische Depeschen, in Besprechungen aus, und man weiß in der Regel Alles früher, ehe es gethan ist. Statt daß die Menschen das Geschäft der Gegenwart treiben sollen, treiben sie vielmehr im eigentlichen Sinne das der Zukunft, und Spannung der Hoffnung und Erwartung übt einen weit bedeutendern Einfluß, als die Breite des heutigen Daseyns aus. Die Politik, die Existenz der Staaten, die Entwickelungen, welche sich innerhalb derselben begeben, wirken nicht mehr bloß mittelbar auf die Einzelnen, sondern ergreifen sie direct, und ohne dazu eines Umwegs zu bedürfen. Der Mensch ist gradezu das politische Thier geworden, als welches ihn Aristoteles bezeichnet. Die Richtung auf den Staat führt aber zu einem Hang für das Allgemeine überhaupt. Dampfmaschinen und Eisenbahnen, Zollvereine und Staatspapiere, sind der Ausdruck dessen, was der Zeit im Ganzen gemäßer und angemessener ist als die Tiefe, welche sich in Particularität und Individualität versenken muß, um poetische Gebilde zu erschaffen, und welche ihren Nahrungsstoff nicht mehr in dem Geschmack des Publikums, und in dem Beifall einer auf künstlerische Erzeugnisse allein hingewendeten Menge findet. Mit einem kurzen Worte, das deutlicher seyn wird, als alle vorhergegangenen, wir leben jetzt nicht in einem Zeitalter der Kunst, und wenn auch Sculptur und Malerei seit einigen Jahrzehenden Schritte gethan haben, die auf ein Wiederaufnehmen alter Vortrefflichkeit schließen lassen, so hat doch die Poesie, das heißt die Kunst, die mit dem Leben in der nächsten Beziehung steht und ihr letzter Ausdruck, das Theater, in keiner Weise große Gebilde erschaffen, oder den erschaffenen bei dem Publikum Eingang gewinnen können.

Digitized by Google

Wir wollen einmal die drei Momente, die das Theater zusammen ausmachen, durchgehen, nämlich die Dichter, die Schauspieler, und das Publikum, und an jedem einzelnen die Wahrheit des hier nur allgemein Ausgedrückten aufweisen. Zuvörderst also die Dichter. Welchem Stoffe soll sich heut zu Tage ein Poet hingeben, wenn er ein Drama zu schreiben beabsichtigt? Wollte er eine Tragödie verfertigen, darf er etwa für den Uticensischen Cato, für Alexander oder Julius Cäsar sich andauerndes Interesse versprechen, wenn der größte tragische Weltcharakter, Napoleon nämlich, unsere Zeit berührt, mit mehr oder minder Befangenheit von jedem Lebenden ergriffen und aufgenommen wurde? Was haben nach dem Schicksale dieses Mannes Andere noch Gewaltiges zu bieten? Oder sollte ein passiver Charakter aufgeführt werden, dessen Leben an einer neuen, ihm unverständlichen Welt gebrochen worden, so hat auch gerade unsere Zeit das gelungenste Exemplar dafür aufzuweisen, nämlich Ludwig den sechszehnten. Die übrigen geschichtlichen Personen stehen weit zurück, und können es nimmermehr mit den Heroen aufnehmen, die ich eben genannt habe. Oder sollen es abstracte Leidenschaften seyn, die tragisch entwickelt werden, die Eifersucht, die Heilung der Ehre, der Ehrgeiz, der in seinem Festhalten der Sterne den irdischen Boden verliert: so muß wieder gesagt werden, daß die Muster, die wir hierin haben, schwerlich durch andere zu übertreffen sind, und daß die Modificationen, die an diesen Gedanken anzubringen wären, nicht energisch genug seyn könnten, um ihnen einen dauernden Eingang zu verschaffen. Oder soll ein Dichter die großen tragischen Persönlichkeiten unserer Zeit festhalten, und sie zu Dramen verarbeiten? Da würde mit Recht die Nähe der Zeit, die Befangenheit, kurz das heutige Leben überhaupt, aus dem sie noch nicht getreten sind, als Einrede angeführt werden können, und es würde sich bewähren, was schon einmal gesagt worden ist, daß die tragische Kunst es nur mit Vergangenem, Ruhiggewordenem und Abgekühltem zu thun hat, nicht mit den noch warmen Regungen der Gegenwart. Diese heutigen Helden üben zwar in künstlerischer Hinsicht gleichsam ein Veto gegen andere Helden

aus, aber sie selber sind noch nicht entfernt genug, um in den Umkreis dramatischer Vorwürfe zu treten. Noch schwieriger aber wie mit der Tragödie sieht es mit dem Lustspiele aus. Für dieses ist eben gerade die Gegenwart geschaffen, und außer der Gegenwart nichts. Abstracte Lächerlichkeiten, wie Geiz, Ehrsucht, Vielwisserei oder andere, bieten nichts Neues mehr dar, und sind auf verschiedene Weise behandelt und abgetragen, aber die komischen Seiten, die jede Zeit hervorbringt, und die in unserer Entwickelungsperiode wahrlich nicht geringer geworden sind, würden vortrefflich für das Lustspiel dienen, wenn hier nicht die dramatische Censur hemmend entgegentreten möchte, und Alles was das dichterische Talent erschaffen würde, schon, ehe es geschaffen ist, verbietet, somit von Haus aus das Lustspiel auf alte Bahnen, gewesene Interessen und vergangene Zustände zurückwirft. Bei den Franzosen, wo diese Censur milde ist, hat man es häufig gewagt, heutige Stoffe zu behandeln, und diese haben sich immer als die gemäßeren und geschickteren ausgewiesen; ohne daß jedoch solche Ausnahmen im Stande wären, der Kunst einen Schwung oder ein Weiterschreiten zu sichern.

Gehen wir aber jetzt zu dem zweiten Moment, nämlich zu den Schauspielern über. Diese sind, wie alle Individuen unserer Zeit, aus zurückstehenden und zurückgewiesenen, vollgültige Menschen geworden. In die Allgemeinheit zugelassen und aufgenommen, haben sie in Allem verlieren müssen, worauf sie früher ihre Isolirtheit, ihre Entfernung von aller thätigen Gemeinschaft, wesentlich brachte und anwies. Ich bin wahrlich kein Freund des unsittlichen Lebens, und glaube nicht, daß dasselbe mit der Kunst in naher Verwandtschaft steht. Aber die Schauspielkunst setzt doch ihrer eigenthümlichen Natur nach, eine Abgezogenheit von den gewöhnlichen Interessen des menschlichen Daseyns voraus. Wer die Aufgabe hat, sich in alle ihm vorgelegten Gestalten zu werfen, und in denselben zu vervielfältigen, darf mit Leib und Seele keiner einzelnen ausschließlich angehören. Wenn es aber eine giebt, die allen Anderen die Kraft entzieht, so ist dieses nothwendig das gemeine Leben. Wer an demselben Theil genommen hat, kann

Digitized by Google

sonst ein vortrefflicher, genialer Mensch sein, aber er wird nicht mehr die Fähigkeit besitzen, sich in eines Andern Geist zu versenken; das was sein Fach und Studium ist, wird ihm dann als etwas Nebenbeistehendes, als ein Erwerb vorkommen, damit er nur desto eher und bequemer sich dem gemeinen Leben wieder zuwenden könne. So hat denn die Zeit, indem sie den Bann von den Schauspielern hob, woran sie auch ganz recht gethan hat, dieselben in einen andern und ungleich ärgeren Bann gethan, nämlich in die Unmöglichkeit, sich von den Erscheinungen des Lebens als sie selbst subjectiv ergreifend, abzuwenden, und sie nur als objective und künstlerische Gestalten zu betrachten. In der That, eine Schauspielerin, die eine gute und sorgsame Mutter, eine höchst ökonomische und wirthschaftliche Frau, und wollen wir noch hinzusetzen, fromm und häuslich ist, wird sie von den Leidenschaften getrieben werden, die ihr als Dienerinnen in der Ausübung ihrer Kunst beistehen müssen? Ein Schauspieler, der bloß in der Heutigkeit seinen Standpunct, seinen Genuß und den Ersatz für so manches ihm Abgehende besitzen soll, wird er Kraft genug für dieselbe zu verwenden haben, wenn er auch zu gleicher Zeit an die Zukunft, an ein sicheres Auskommen, und an einen Theil seines Lebens denkt, in dem er seiner Kunst wird quitt sein können? Und soll der Schauspieler etwa nicht dem Leben sich zuwenden, wenn er einmal aufgefordert ist, sich in dasselbe zu begeben? Können wir es ihm verargen, daß er seine Kunst wiegt, sie einrangirt, und das, was eben unberechneten Aufschwung verlangt, in Ordnung und Zahlen verwandelt?

Das dritte Moment aber, das wir zu betrachten hätten, wäre das Publikum. Fast überall zieht es seine Theilnahme von den Bühnen zurück, und sucht auf denselben, wenn es hingeht, nur Zeitvertreib und Zerstreuung. Aber wie sollte es anders thun? Die ganze Welt, deren Mitspieler das Publikum selbst ist, bietet ja ein unendlich reicheres Drama dar, ein verwickelteres und auf dessen Lösung und Wiederverwickelung man weit gespannter seyn muß, als auf das, was man auf dem Theater schauen darf. Ein Assisenproceß, der interessant ist, zum Beispiel

Digitized by Google

die La Roncieresche Criminalsache, zieht ganz Europa mehr an, wie ein neues Schauspiel es vermöchte. Was sucht man im Theater anders, als die Gelegenheit, einige Augenblicke sich die Zeit zu vertreiben? Dazu ist aber die Oper, das Ballet, wie wir später zeigen werden, mehr angethan, als die ernste Tragödie, als das sinnige Lustspiel, bei dem doch selbst gedacht und bisweilen ziemlich stark gedacht werden muß. Das Publikum entfernt sich nicht bloß vom Theater, weil die Dichter schlechter und die Schauspieler weniger bedeutend sind, sondern diese nehmen eben so sehr ab, weil das Publikum sein Interesse abzieht und anderen Gegenständen für den Augenblick zugewandt hat. Die Wechselwirkung dieser Potenzen aber ist wieder durch die Zeit bedingt, die in ihrer Nacktheit und Bewegung selbst das größte Schauspiel ist, das alle anderen verdrängt.

Was hier behauptet worden ist, zeigt seine Wahrheit darin, daß es bei allen bedeutenden und namhaften Nationen in gleicher Weise der Fall ist. Wie verstehen die Engländer ihren Shakespeare, in so fern er sich eben für die Aufführung eignet? Während alle Tage neue Ausgaben und Abdrücke desselben Lieblingsdichters erscheinen, ist man auf dem Theater mit der Cibberschen geistlosen Bearbeitung dieses großen Genius zufrieden, und es erhebt sich auch keine Stimme, um den Dichter in seiner Reinheit wiederherzustellen. Schlechte Schauspiele, die, je mehr sie äußeren Prunk haben, desto mehr gefallen, wechseln mit Pantomimen und Darstellungen, die, der neuesten Zeit entnommen, blos dazu berechnet sind, eine rohe Neugierde zu befriedigen. Die Schauspieler selbst müssen nun den Geist, der aus diesen Anforderungen entspringt, in sich aufnehmen, und das höhere und gebildetere Publikum besucht schon seit längerer Zeit weder Coventgarden noch Drurylane. Oder ist die schlechte Romantik der neuern Franzosen etwa eine Bereicherung, die Corneille und Racine verdrängen könnte? Haben Talma und die Mars Nachfolger, oder sind nur solche da, die die Hoffnung geben, sie einst zu ersetzen? Und doch machen noch einigermaaßen die Franzosen durch selbsteigene Productionen eine Ausnahme von

Digitized by Google

dem gänzlichen Verfalle der dramatischen Kunst. Denn, daß in Deutschland in allen Werkstätten des schaffenden Geistes nichts Dramatisches gearbeitet wird, daß man sich mit schlechten Uebersetzungen französischer Vaudevilles begnügt, und statt der Dichter mit elenden Schuhflickern zufrieden ist, die in französische Stoffe Berlinische Gemeinheiten hineintragen, und sie so zu beleben glauben, ist doch zu bekannt, als daß man es zu beweisen suchen müßte. Die Schauspieler aber müssen sich auch bei uns nach den Dichtungen, die ihnen vorgelegt sind, messen und zuschneiden, und das Publikum, das theils empfangend, theils Impuls gebend erscheint, schrumpft nach und nach, wie ein Magen zusammen, dem alle Lebensmittel versagt werden.

Wir können nicht in die Meinung einstimmen, daß, wo die Kunst zu Grunde gegangen sey, sie zu diesem Verderben bloß durch die Künstler geführt worden wäre. Die Kunst geht unter, wenn der Geist der Zeit dieselbe überschritten hat, und Künstler finden sich jederzeit wieder ein, sobald es sich zeigt, daß Sinn und Gemüth für ihre Bildungen vorhanden sind.

II.

Lieber Freund.

Was ich Ihnen allgemein und abstract in meinem vorigen Briefe ausführte, soll nun bestimmter und im Lebendigen an zweien Städten aufgewiesen werden, die natürlich, weil wir Deutsche sind, die beiden Hauptstädte Deutschlands, Wien und Berlin seyn werden. Die Unterschiede, die sich hier hervorthun, werden Gelegenheit geben, auch die verschiedenen Schicksale des Theaters in beiden Städten bemerklich zu machen, und daran die Wahrheit des im ersten Briefe Mitgetheilten aufzuweisen.

Die Charakteristik Wiens verdient wohl unsere ganze Aufmerksamkeit. Denn es giebt keine Stadt, die in der Regel falscher verstanden und beurtheilt wird, als gerade diese. Was neulich noch ein Franzose in gewohnter antithetischer Weise darüber gesagt hat, ist so unrichtig, daß nur eine oberflächliche Be-

Digitized by Google

trachtung zu solchem Ergebnisse führen kann. Wien ist zu lange der Sitz des deutschen Kaiserreiches gewesen, als daß es leicht jene Erinnerung verlieren sollte. In dieser Stadt hat sich in früheren Zeiten alle Bedeutung der Kunst, des wissenschaftlichen Geistes, des Reichthums zusammengehäuft, und ist auch jetzt noch nicht ganz verschwunden, nachdem eine andere Richtung in die Welt gekommen ist, an der es keinen Theil nehmen konnte. Eine schöne und fruchtbare Gegend: ein positives durchgearbeitetes und tüchtiges Volksleben, das, ohne die Gemüthstiefe der Schwaben, und die Verstandesglätte der Norddeutschen zu besitzen, dennoch an launigen und gutmüthigen Einfällen, an unverletzendem Witze reich und bedeutend ist, bilden die natürliche und geistige Grundlage. Allerdings ist der Zusammenhang beider Seiten, der natürlichen und geistigen, nicht zu verkennen, und dieses giebt eben das Vorwiegende des sinnlichen Moments. Aber dieses ist nicht minder reich an sittlichem Erz, an geistigem Gehalt, und man darf nicht mit einem absprechenden Urtheil vortreten, und sagen, daß in Wien nicht gedacht wird. In manchen Theilen der historischen Kunst, in der Betrachtung der südeuropäischen Literatur, in der aus dem Herzen kommenden Würdigung von Bildern und Kunsterzeugnissen anderer Art, ja, wie wir später zeigen werden, auch in dem nicht eben ausgesprochenen und dargelegten Gefühle für Poetisches ist Wien noch immer die Hauptstadt von Deutschland. Ueberall wo ein sinnliches Moment mitwirkend ist, wird es keiner einzigen Gegend unseres Vaterlandes nachstehen. Denn auf diese vorher beschriebene Grundlage hat sich eine reiche Geschichte aufgeführt. Kaiser von großer Bedeutung und ohne dieselbe, Staatsmänner und Feldherrn, Gelehrte und Künstler zählen nicht etwa nach den winzigen Thatsachen eines Jahrhunderts, sondern nach einer andauernden Folge von Begebenheiten, die sich in das begründete Mittelalter verlaufen. Prächtige Bauten und Kunstschätze, die nicht bloß dem Staate angehörig sind, Paläste von fester Gründung, nicht aus luftigem Gesteine verfertigt, Edelsinn und daraus hervorgehender Anstand, die Scheidung der Stände,

Digitized by Google

die fester ist, als irgend anderswo, aber auch jedem seine eigenthümliche Sitte und Anschauungsweise erhält, die patriarchalische und reflexionslose Liebe zum Kaiser und seinem Hause, die aber dem gutmüthigen Witze seinen vollen Lauf läßt, das sind die schönen und großen Vorzüge, die Wien darbitet. Freilich, will man, was nothwendig ist, auch die Kehrseite betrachten, so haben hier unter allen großen Städten die geistigen Richtungen des Jahrhunderts am wenigsten Anklang gefunden. Das Allgemeine ist hier noch nicht eingezogen, und hat darum auch nicht zerstörend wirken können; die Anschauungen, selbst die politischen beziehen sich immer noch auf Gewesenes, und messen das Heutige noch nach den Grundlagen des Alten. Was andere Länder ergreift und belebt, kommt hierher schon als Historisches abgekühlt, und die politische Theilnahme nimmt hier mehr das Wesen unschuldiger Unterhaltung und bedeutungsloser Neugierde an. Auch die Wissenschaft in Beziehung auf die meisten Fächer, die immer von dem Staatsleben angeregt wird, und mit ihm in Berührung steht, scheint veraltet, und wie die österreichischen Universitäten nicht zu den deutschen gehören, so sind auch die wissenschaftliche Sprache, das wissenschaftliche Bedürfniß so verschieden, daß man sich gar nicht mehr verständigen, viel weniger aber noch einigen kann.

Treten wir aber nun der gegenüberstehenden und nebenbuhlerischen Stadt, Berlin nämlich, näher. Hier ist grade das Umgekehrte zu schauen. Ein dürrer und unfruchtbarer Sandboden, von dem man nicht begreifen kann, wie er auserwählt werden konnte, eine große Stadt zu tragen, ein Volkscharakter, der in diesem Natürlichen und Ursprünglichen nicht allein gegründet ist, sondern sich durch die Anziehung von Fremdem erhalten und bilden muß, machen die Basis aus. Wie im alten Rom ist hier eine colluvies gentium sichtbar. Die bedeutendsten Stellen im Staate, an der Universität, sind von deutschen Ausländern besetzt, und jeder, welchem deutschen Stamme er auch angehören mag, findet hier eine tabula rasa, an der er nur Platz nehmen darf. Der Volkswitz, obgleich

allerdings vorhanden, und nicht wegzuläugnen, hat gar keine positive Grundlage, und wird daher weniger gutmüthig und anziehend: er hat vielmehr, in Ermangelung alles Angebornen und Natürlichen, jene stachliche und verletzende Weise, die ihm mehr ein krankhaftes Ansehn giebt, und ihn daher auch auf die untere Klasse allein beschränkt. Es können sich deswegen auch Berlinische komische Stücke weniger auf dem Theater erhalten, und die vorgeführten werden den innern Krankheitsstoff schwerlich verbergen dürfen. Das Negative ist eine schlechte Unterlage, um Dramatisches daraus hervorzubringen. Dagegen ist es für Anderes ganz vortrefflich und brauchbar. Die Kritik wird hier in ihrer ganzen Feinheit und Spitze geübt werden dürfen, und häufig sogar, weil darunter das poetische Gefühl leidet, überlästig erscheinen. Bei der Betrachtung eines Kunstwerks tritt in Berlin nämlich nie zuerst der freizügige und sich ganz hingebende Enthusiasmus hervor, sondern der Ausbruch desselben wird theils zurückgehalten, bis der Verstand gesprochen hat, theils nach diesem Urtheile selbst modificirt. Die Reflexion waltet überall vor, beherrscht die Gegenstände, und bisweilen sich selbst, und indem sie für eine gewisse Reinheit des Geschmackes sorgt, hemmt sie den Lauf künstlerischer Erzeugnisse, und wacht, daß Ueberfülle sich niemals kund geben könne. Dagegen wird hier nun bei diesem Mangel des Eingebornen, bei der Entbehrung alles Particularen, Individuellen und historisch Eingewurzelten, wie für den Wind, so auch für das Allgemeine, der Boden günstig seyn, und Alles, was in Europa sich irgendwo geltend gemacht hat, seinen Einzug halten dürfen. Zwar ist der Geist für dieses Allgemeine nur reproductiv gestimmt, aber er nimmt es doch auf, verdaut es auf seine Weise, und wird, wie wenig er es auch wissen mag, täglich selbst dadurch verändert und umgestaltet. Allem Ausländischen, namentlich den Bewegungen des französischen und englischen Lebens hingegeben, wird er auch immer in der nächsten und unläugbarsten Verbindung mit den Interessen der Zeit stehen, und diese werden es immer vermögen, sich selbst dem sogenannten Inländischen zu substituiren.

Digitized by Google

Das Gemüth und Gefühl hat allerdings eine Heimath und ein Vaterland; es hat Berge, in denen es allein wohnen kann, Räume, mit denen allein es verbunden ist. Der Verstand aber, und dieser ist in Berlin allein vorherrschend, holt sich seinen Nahrungsstoff von überall her zusammen, wandert mit gleicher Liebe von Ort zu Ort, baut sich überall eine Heimath, und wiegt das Allgemeine niemals nach angeborner und besonderer Neigung. Wir haben breite Straßen ohne historische Paläste, einen Adel, aber keine Cavaliere, Kunstschätze nur in den Königlichen Sammlungen, wir haben Erwartungen und Hoffnungen zu unserem Vermögen, und wie die Stadt abentheuerlich zu Stande gekommen ist, so ist es unsre Armuth, unser Degen und unser Geist, die sie schützen.

Wir wollen uns nunmehr, nach diesen Charakteristiken, in die Schauspielhäuser beider Städte begeben. Zuerst also in das Wiener Burgtheater. Das erste zu Bemerkende wird seyn, daß es die Kaiserliche Wohnung selbst ist, in der das Theater sich befindet. Das Zweite ist, daß, welches Stück man auch geben mag, das Haus stets voll oder besetzt gefunden wird. In den immer abonnirten und gar nicht leicht zu kaufenden Logen ist ein Publikum, das niemals wechselt: der hohe Adel, die Gesandten oder die gebildetern Stände überhaupt wohnen von denselben Plätzen aus den Darstellungen bei. Es gehört nicht bloß zum Vergnügen und zum guten Geschmacke, sondern zum Anstande, einen festen Sitz im Theater zu haben. Das bewegliche Moment des Publikums ist deswegen geringer, und man weiß in der Regel, vor wem man spielt. Dadurch ist aber für das Theater selbst eine Seite der Stetigkeit gewonnen, die äußerst wichtig und bedeutsam zu nennen ist. Denn wenn auch die Desertion des Publikums in der Regel erst in Folge der Zeit und Theaterverhältnisse eintritt, so ist doch der Umstand, ein immer festes Publikum vorweg zu haben, die erste Lebensbedingung eines Theaters. Daran knüpft sich immer eine gute Sitte, ein gewisser Anstand, der auf die Schauspieler zurückwirkt, und ihnen, da sie im Bewußtseyn ihres Publikums

Digitized by Google

sind, ein Zusammenhalten und eine Art und Weise vorschreibt, wie man demselben gefallen könne. Wir wollen nun nicht sagen, daß dieses Publikum gerade aus großen Kritikern zusammengesetzt sei, und es ist weit besser, daß es sich so nicht verhält: wohl aber besteht es aus solchen, die aus Theatergewohnheit auch eine Theatereinsicht haben, die das Schöne fühlen und verstehen, ohne es grade beschreiben und herausſagen zu können; die Schauspieler andrerseits, durch das Publikum gesetzt und erhalten, gewinnen in diesem Verhältniß auch an Feinheit, an Weise, sich zu benehmen, und so sind es denn die Conversationsstücke überhaupt, in denen in Wien geglänzt wird. Man sieht es den Schauspielern, die sich hier bewegen, an, daß sie die Welt kennen, die Unterhaltungen sind nicht gemacht, sondern wirklich, und jeder aus dem Publikum könnte an so gebildeter Art Theil nehmen und sich in derselben gefallen. Hieraus läßt sich nicht etwa auf die Größe und Bedeutung der Schauspieler schließen. Es ist mir oft vorgekommen, daß ein Schauspieler, der mir in Wien recht sehr gefallen hatte, mir an einem andern Orte mißfiel und unbedeutend erschien, denn von seinem Boden und Zusammenhange losgerissen, war er wieder er selbst, und konnte unter andern Umgebungen keinen Platz und keine richtige Stelle gewinnen. Das Schauspiel ist daher in Wien nicht sowohl ideal, als vielmehr canonisch. Der Anstand und die Sitte, die von dem Publikum zum Schauspieler, und vom Schauspieler zum Publikum geht, ist erhaltend und rettend, nicht befruchtend und weiterbringend. Die Tragödie wird im Ganzen vernachlässigt, und erscheint weniger auf dem Repertoire. Auch in anderen Stücken ist man gerade nicht reich an Abwechselung, und man zieht in der Regel das Alte dem Neuen vor. Dabei machen religiöse Scrupel, und politische Bedenklichkeiten allerlei Hemmungen. Aber alte Iffländische und Kotzebuesche Stücke, die man anderswo nicht ertragen könnte, sieht man hier nicht bloß mit Geduld, sondern mit Freude an, und ich habe oft in Wien einen sechsten Act zu den fünf gespielten herbeiwünschend nicht begreifen können, welches Vergnügen ich an so

Digitized by Google

abgetragenem Inhalte haben dürfte. Aber die Harmonie der verschiedenen Seiten, des Publikums, der Schauspieler und der Stücke selbst, bieten einen Ersatz für alle Mängel, die der abstracte Verstand, der nie das Ganze betrachtet, herausfinden könnte, und weil das Ganze hier eben ist, an anderen Orten aber nicht ist, so darf man von Wien sagen, daß es bei allem Verfalle des Theaters überhaupt, noch ein Ueberbleibsel der alten Zeit in dem seinigen besitze.

Wenden wir uns aber nun zum Berlinischen Schauspiel. Hier dürfte man zunächst von der Bildung und Feinheit des Geschmackes, von der Uebung der Reflexion nach allen Seiten hin etwas ganz Vorzügliches erwarten. Es fehlt auch dem Theater gar nicht an großen und bedeutenden Talenten, ja der fruchtbarste Dichter der heutigen Zeit hat seinen Wohnsitz in Berlin, und arbeitet mit Emsigkeit, Fleiß und Ausdauer für das Schauspiel. Trotz dem ist Keinem der Verfall einen Augenblick zweifelhaft. Das Publikum ist nicht fest und bestimmt, sondern wechselnd hingehend und sich wieder wegbegebend, so wie andere zufällige Attractionspunkte sich blicken lassen. Es ist ein Nomadenpublikum, und das Theater wird dadurch selbst zu einem nomadischen. Kein fester Gesichtspunkt läßt sich hier für den Schauspieler fassen; es giebt keine feste Regel, die von der Unterlage jedes Theaters, dem Publikum, zu entnehmen ist: die Zufälligkeit der Komik, so wie des tragischen Agirens, ist jetzt nicht bloß möglich, sondern sie ist dadurch als gesetzt zu betrachten. Man gehe in Berlin in ein Trauerspiel, und sehe den leeren ersten Rang, die sporadisch besetzten Plätze, die geringe Theilnahme, welche die höheren Stände daran nehmen, und man berechne den Eindruck, den dadurch die Schauspieler erhalten, wie allmählig der beste Sinn, die glühendste Empfänglichkeit von dieser Apathie ausgehöhlt werden muß, und sich, selbst nicht wissend wie, auf einem anderen Wege befindet, als der ist, welcher unsprünglich betreten wurde. Der Mangel des Gesetzes und der Leitung, welcher den Schauspieler demoralisirt, wirkt alsdann nachtheilig auf das Publikum zurück, und nachdem dasselbe sich jetzt fast zwanzig Jahre verlaufen hat, kann

Digitized by Google

es weder den alten Tact und Geschmack besitzen, den es ehemals hatte, und die Zügel der Bühne entfallen seinen unkräftigen Händen. Das Geschäft der Dichter bei solchem Zustande ist alsdann mehr das, für Hervorbringungen, als für das Wie dieser Productionen zu sorgen. Ein entsetzlicher Hunger nach Neuigkeiten, ohne beständiges Verbleiben bei dem einmal Auserwählten, und als gut Erkannten, ein anarchischer Ton, der übergroßes Lob und Herabsetzung in gleichem Maaße erschallen läßt, sind nur natürliche Folgen dieses Zustandes überhaupt. Dazu tritt nun, um bei uns der deutschen Bühne den letzten Gnadenstoß zu versetzen, das sich allmählig Befestigen des französischen Theaters, im Vaudeville, in der Posse und im Lustspiel. Die canonische Weise, welche französische Schauspieler, ja sogar die schlechten besitzen, eine Rolle, die, so zu sagen, einmal creirt ist, zu spielen, die größere Bestimmtheit, mit welcher sich Franzosen in ihren eigenthümlichen und ihnen anpassenden Stücken bewegen, und die zu einer Zeit, wo die Uebersetzungen der französischen Vaudevilles den Nahrungsstoff der deutschen Bühnen ausmachen, einen gewaltigen Abstand gegen alle Bemühungen auch originellerer deutscher Schauspieler bilden müssen, zieht allmählig einen immer größeren Theil des Publikums an, wobei die Lust, bei dieser Gelegenheit französisch zu lernen, das Ihrige hinzuthut. Ich bin, lieber Freund, nicht so wenig kosmopolitisch, und auch kein so gewaltiger Eiferer für die Reinheit der deutschen Sache, daß mich die Anwesenheit des französischen Theaters sollte verletzen dürfen. Aber ein Schilderer der Verhältnisse, kein Lober oder Tadler, mußte ich doch ein so bedeutendes Moment in der Abnahme der heimischen Bühne nicht ohne Erwägung lassen, und es bleibt ein vaterländischer Seufzer gestattet, wo Hülfe und thätiges Eingreifen ohne Erfolg wären.

Also ist die Wiener, also die Berliner Bühne beschaffen. Manches hätte noch hinzugefügt werden können, und Ihre Einsicht wird die feineren Pinselstriche dazu malen. Aber was noch nicht gesagt wurde, werden wohl die Gründe sein, die diese Zustände hervorrufen. Berlin als eine neue, der Bewegung der Zeit

Digitized by Google

angehörige Stadt, als eine solche, die alle Allgemeinheiten, wo sie auch entstehen mögen, zuläßt und reproducirt, ist wesentlich dadurch dem künstlerischen Boden entwachsen; die Schicksale der Zeit haben in ihr die Geschicke der Kunst verdrängt, und diese findet nur noch als Zeitvertreib, als nebenbeigehender Zierrath ihren Platz; das Gemüth ist wo anders hingewendet, und der staatliche Sinn hat sich an die bedeutungsvolle Stelle gesetzt, welche ehemals die Kunst einnahm. Wien ist dagegen noch eine alte Stadt. Sie hat ihre alte Neigung, ihre ehemaligen Richtungen nicht verloren. Was im achtzehnten Jahrhunderte rührte und ergötzte, rührt und ergötzt noch heute. Die Sitte und daher auch die Stücke der Vorfahren, ihre Interessen und Gedanken leben noch in frischbewahrtem Grün, als wären sie der Heutigkeit angehörig. Alles, was in Berlin eine Krisis, einen Einschnitt und das unangenehme Getreibe der Reflexion hervorruft, hat sich in dieser Heftigkeit in Wien niemals berührt, und der Damm, der vor den Neuerungen schützt, ist auch derselbige, welcher das Theater noch in gewisser Weise erhält. So bewährt sich also an den beiden größten und bedeutendsten Städten Deutschlands, was in meinem vorigen Briefe als aus der Natur der Sache hervortretend angegeben wurde.

In meinem folgenden und letzten Briefe werde ich es versuchen, auch einiger äußerer Gründe Erwähnung zu thun, die dem Theater schädlich gewesen sind, nachdem jetzt die inneren sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen erledigt wurden.

III.

Lieber Freund.

Zu den äußerlichen Gründen, welche das recitirende Schauspiel herabgebracht haben, gehört vornehmlich ein sehr bekannter, der materielle, nicht der innerliche Aufschwung, den die Oper und das Ballet in unseren Tagen nahmen. Dieses Emporkommen des musikalischen und pantomimischen Moments hat selber wieder seinen Ursprung in dem Verschwinden alles wahren und substantiellen Kunstsinns und in dem sich Hervorstellen des Schauspiels

Digitized by Google

als Zeitvertreib und äußerliches Vergnügen. Denn wie auch die Musik unter den Künsten zu verehren ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß da, wo sie allein geachtet und verfolgt wird, dies nur auf Kosten aller Poesie und sogar der Empfindungsweise für dieselbe geschehen könne. Die Töne haben es zunächst mit der Sinnlichkeit, der dichterische Stoff aber mit Gedanken, und mit der Anstrengung des Denkens zu thun. Darum wird überall, wo die Kunst sinkt, sie nicht gleich in die unterste Tiefe fallen, sondern eine Zeit lang noch auf einer Mittelstufe stehen bleiben. Die Musik wird an die Stelle der Dichtung treten, und der Ohrenschmaus den Seelenschmaus verdrängen. Betrachten wir zum Beispiel die Arten und Gattungen der Musik, wie sie hauptsächlich heut zu Tage geliebt werden, so ist es ja nicht die schwere, substantielle und beinahe gedankenreiche, die sich an den meisten Orten eines Beifalls zu erfreuen hat, sondern die leichte, frivole und melodische. Denn es ist die Forderung zugleich mit beigegeben, es dürfe sich an den Ton keine längere Betrachtung seines Werthes knüpfen, als der Schall überhaupt mit sich bringt, und man will, wenn man sich aus dem Denken in die Musik begiebt, nicht aus der Musik in das Denken zurückfallen. Die italienisch-subjective Weise, wie sie heute vorherrschend ist, verzichtet sogar in den Opern auf allen dramatischen Inhalt, den sie selbst nicht musikalisch zu stellen sucht, sondern nur als eine Gelegenheit ansieht, ihren Arien, die wiederum nicht für sich, sondern für eine Sängerin geschrieben sind, anzubringen. Von dieser Musik, die ohnehin mit der Balletmusik in naher Verwandtschaft steht, ist nur ein Schritt zu der Wichtigkeit, die das Ballet selbst annimmt. Hier ist die Sinnlichkeit nicht mehr versteckt, sondern offenbar, und gerade das sinnliche sich Hervorthun wird als der Gipfel der Tanzkunst betrachtet. Wir haben dies deutlich bei dem Auftreten der Demoiselle Taglioni in Berlin sehen können. Diese einzige Künstlerin hatte den Tanz auf seine reinen Dimensionen zurückgeführt; plastisch und malerisch war jede Bewegung, und so wenig bei der Anschauung eines Bildes oder einer Statue die sinnliche Neigung gefördert werden kann, so sehr wies sie

Digitized by Google

durch Anstand und Würde, und durch einen allgemeinen Sinn, den sie in jedem besondersten Pas festzuhalten suchte, alle Bewegung nach dieser Seite zurück. Aber das Publikum konnte sich in den Tanz, von der Manier aus angesehen, nicht ganz finden, und es war ihm dabei zu Muthe, als wenn man ihm Hochtrabendes und Gelehrtes geben wollte, da es doch nur Gewöhnliches und ihm Anpassendes erwartet hatte. Es findet sich dabei bewährt, daß, wenn man etwas will, man es nur in seiner eigenen Form und Gestalt, nicht in einer erhabenern und geistigen fassen möchte.

Ist aber durch die Uebermacht der Oper und des Ballets das recitirende Schauspiel zurückgedrängt worden, so liegt ein anderes Verderben für dasselbe darin, daß man auch persönlich diese Gattungen verbindet, und Schauspieler zugleich in der Oper und im Ballet auftreten läßt. In allen Fächern kann Vielseitigkeit gestattet werden. Conring war in vielen Facultäten bedeutend, nicht minder der einzige Leibnitz. Nur da ist Vielseitigkeit immer ein Schädliches, wo es auf Leistungen mit Hülfe der eigensten Individualität ankommt. Ein Schauspieler, der auch ein Sänger, und nebenbei ein Tänzer ist, wird seine Individualität für eines dieser Fächer auszubilden vermögen, und wenn es im Ganzen nützlich seyn dürfte, daß diese Talente als zufällig sich vorfindendes Ornament anderweitiger Vorzüglichkeit anzutreffen wären, so wird, wenn der Ton auf jedes gelegt wird, schon in der Mischung das Hervorstechende der einzelnen Seiten sich aufgeben müssen. Das Wiener Burgtheater kann auf größere Vorzüglichkeit schon deshalb Anspruch machen, weil seine Mitglieder nur der Gattung des recitirenden Schauspiels angehören, und die strenge Scheidung, die in Frankreich selbst zwischen tragischen und komischen Schauspielern statt findet, hat der gute Geschmack niemals anzuklagen gehabt, obgleich hier im Interesse der Wahrheit und der zu erlernenden Nüancirung derselben, ein Theilnehmen an Lust- und Trauerspiel eher wünschenswerth als wegweisbar erscheint.

Noch ein äußerer Grund des Verfalles des heutigen Theaters bleibt uns zu erörtern übrig, obgleich derselbe bei Weitem nicht

Digitized by Google

in allen Städten ſich vorfindet. Dies iſt, daß Schauſpieler genöthigt werden, an mehreren Orten zu ſpielen. So agiren die Berliner Schauſpieler zum Beiſpiel zugleich in Charlottenburg und in Potsdam. Man mag ſo etwas im erſten Augenblicke für gleichgültig halten: aber in der That iſt es nicht ſo. Denn das Gebundenſein an irgend einen Raum giebt auch von ſelbſt das Beherrſchen deſſelben; das ſich Identificiren mit dem Platze, auf welchem man iſt, ertheilt erſt die wahre Individualität. Das Theater, das wir oben ſchon als nomadiſch bezeichnen mußten, bewährt dieſen ſeinen Charakter hier auch äußerlich. Dann iſt es aber, wenn an mehreren Orten zugleich geſpielt werden ſoll, auch nöthig, ein ungeheures Perſonal zu beſorgen. Die Größe deſſelben ſetzt nothwendig auch die Mittelmäßigkeit der Meiſten voraus, und ſo führt ein ziemlich unbedeutend ſcheinender Umſtand auf geheimen Wegen zum Verderben. Würden Sie, lieber Freund, mich nun ſchließlich befragen, nachdem ich Ihnen Inneres und Aeußeres vorgeführt, was zum Verderben des Theaters beiträgt, ob der geſchilderte Zuſtand ein definitiver iſt, ſo brauchte ich mich nur auf das zu berufen, was ich über die Kunſt überhaupt denke und geſagt habe. Die Kunſt, und das Theater gehört dazu, iſt ein Abſolutes, wie die Religion und die Wiſſenſchaft. Es kann Zeiten geben, in denen die eine dieſer Seiten gegen die andere zurückſteht; aber vollkommen untergehen kann ſie nicht. Gerade, wenn ſie recht gefallen zu ſein ſcheint, erhebt ſich die Rettung in ihr ſelbſt, und die veränderte Richtung der Zeit treibt dann wieder hervor, was eine verſchiedene genommen hatte. Wenn die Bewegungen, die heut zu Tage den Staat gründen, vorüber ſein werden, wird ſich aus ruhigen Zuſtänden ein Drama und ſeine Aufführung entwickeln.

Digitized by Google

Einige Briefe Goethe's
an Varnhagen von Enſe.

1.

Zu einer Zeit, da ich im Begriff ſtehe, mir und Andern von meinem Leben und meinen Werken Rechenſchaft zu geben, konnte mir wohl nichts erwünſchter ſein als zu vernehmen, wie ſo bedeutende Perſonen, als jene Correſpondenten ſind, aus deren Briefen Sie mir gefällig Auszüge mittheilen, über mich und meine Produktionen denken. Dieſe beiden Wohlwollenden machen ein recht intereſſantes Paar, indem ſie theils übereinſtimmen, theils differiren. G. (Rahel) iſt eine merkwürdige, auffaſſende, vereinende, nachhelfende, ſupplirende Natur, wogegen E. (Varnhagen) zu den ſondernden, ſuchenden, trennenden und urtheilenden gehört. Jene urtheilt eigentlich nicht, ſie *hat* den Gegenſtand, und inſofern ſie ihn nicht beſitzt, geht er ſie nichts an. Dieſer aber möchte durch Betrachten, Scheiden, Ordnen, der Sache und ihrem Werthe erſt beikommen, und ſich von Allem Rechenſchaft geben. Merkwürdig iſt es mir, daß zuletzt E. mehr an G. herangezogen wird, eine Wirkung, welche dieſe letztere Natur nothwendig gegen denjenigen ausüben muß, der ſie liebt und ſchätzt.

Doch was ſage ich das Ihnen, der Sie die Perſonen, ihre Verhältniſſe und den ganzen Briefwechſel kennen, dagegen ich mir hiervon nur ein unvollkommnes Bild aus den Bruchſtücken zuſammenbauen muß.

So ſehr ich übrigens von dem Wohlwollen dieſer Perſonen und von der Theilnahme an mir gerührt bin; ſo wünſchte ich doch, wo nicht die ganze Correſpondenz, doch größere Auszüge

Digitized by Google

daraus zu sehen, theils um mir ein deutlicheres Bild von den Individualitäten zu machen, und das allzu Schroffe dieser Fragmente hie und da mehr an's Leben geknüpft zu sehen, theils auch über Mitlebende und kürzlich Abgeschiedene ihre Gesinnungen zu vernehmen, wie mir die Stellen über Jean Paul, Heinse, Johannes Müller, sehr merkwürdig gewesen sind. Vielleicht können Sie in der Folge mir noch eins und das andere mittheilen.

Was den Druck betrifft, so lassen Sie mich darüber noch denken. Es sind so wenige Bogen, daß sie auf eine eigene Art gedruckt werden müßten, wenn sie ein Heftchen machen sollten. Irgendwo in einer Sammlung ständen sie wohl am schicklichsten, aber freilich, in welcher? Doch das eben wäre zu bedenken. Ich verwahre das Manuskript sorgfältig, und wenn es nicht gedruckt würde, erhalten Sie es wieder. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen bei meinem nächstkommenden Aufenthalte in Karlsbad zu begegnen, und für das mir geschenkte Vertrauen aufrichtig zu danken.

Mich Ihrem gewogenen Andenken bestens empfehlend

Weimar, den 10. December 1811. Goethe.

2.

Ew. Hochwohlgeboren

wünsche durch eiligen vorläufigen Dank für die mir übersendeten Gedichte, von denen ich mir viel Freude verspreche, so wie durch endliche Zurücksendung der nur zu lang bei mir verwahrten Papiere zu überzeugen, daß Ihre freundlichen Mittheilungen mir stets höchlich willkommen sind.

Jener Darstellung eines wirklichen einzigen Feldzuges verdanke ich sehr viel Unterhaltung und Belehrung. Es ist höchst verdienstlich, so ganz frische Thaten, Ereignisse und Gesinnungen aufzuzeichnen, damit das Wunderbarste recht lebendig der Nachwelt erhalten werde.

Die deutschen Erzählungen haben einen besonderen, ernstangenehmen Charakter, den ich mich näher zu bezeichnen kaum getraue.

Digitized by Google

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich mich auf das Angelegentlichste zu empfehlen. Ich hoffe, es soll mir denn doch zuletzt gelingen, das werthe Paar, das mir seit so vielen Jahren mit herzlichem Antheil unsichtbar zur Seite ging, zusammen zu sehen, um meinen Dank für so vielfache Aufmerksamkeit einigermaßen abzutragen. Unter den aufrichtigsten Wünschen für Ihr dauerndes Wohl empfehl ich mich Ihrem freundlichen Andenken

Weimar, den 21. März 1816. gehorsamst

Goethe.

3.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich durch die übersendete Zeitschrift *) auf's neue verpflichtet. Es ist auf jeden Fall merkwürdig zu sehen, wie so nach und nach die Wirkungen eines langen Lebens durch die Welt schleichen, auch da und dort, nach Umständen, Einfluß gewinnen. Ich mußte lächeln, als ich mich in einem so fernen und überdies republikanischen Spiegel zu beschauen hatte.

Uebrigens macht dieser Aufsatz auf Jedermann eine gute Wirkung; soviel Verstand und Einsicht, verbunden mit einem jugendlichwohlwollenden Genuß an dem Dichtwerke, erregt eine gewisse theilnehmende, anmuthige Empfindung. Selbst die Lücken, wo ihm besondere Kenntniß abging, wußte er freundlich auszufüllen, und überhaupt das Ganze mit Euphemismus abzurunden.

Meine Schwiegertochter empfiehlt sich zum allerschönsten. Eine Colonie junger Engländer, Schotten und Irländer, die sich hier in einer gewissen Folgenreihe perpetuirt, veranlaßt unsere Frauenzimmer englische Sprache und Litteratur zu kultiviren, und es ist nicht zu läugnen, daß daraus eine geistreiche, interessante Unterhaltung entsteht. Sie grüßt zum besten, nur will sie die Engländer nicht so gar engherzig finden.

Das nordamerikanische Heft sende nächstens zurück; Sie

---

*) The North-American Review. No. 45. Boston. 1824.

Digitized by Google

werden selbst am besten beurtheilen, welch ein schicklicher Gebrauch davon gelegentlich zu machen sei.

Auch erhalten Sie eine Rolle mit dem Standbilde des Grafen Schulenburg, zu Corfu errichtet; nehmen Sie jenes früher citirte Familienblatt geneigt auf, und bewahren es mir zum Andenken. Dem Historiker ist es gewiß interessant, daß er, durch zwei Generationen vermittelt, über ein Jahrhundert persönlich zurückgreift; die Statue ist 1716. gesetzt, und mein Vater brachte das Blatt etwa zwanzig Jahre später mit zurück.

Ihrer Frau Gemahlin empfehle mich zum besten. An ihrem frühsten Wohlwollen und einer ununterbrochenen, auf mich einflußreichen Theilnahme erfreu' ich mich schon viele Jahre. Eine solche Dauer der Gesinnung ist doch eigentlich das Kräftigste, das an irgend etwas Bestehendes glauben läßt.

Der Unfall unseres Theaters hat Sie gewiß auch um meinetwillen betrübt; ein größeres Unglück haben Sie freilich überstanden; glücklicherweise befind' ich mich wohl, und hoffe durch die Folgen dieses Ereignisses nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Was zu Gunsten einer neuen Ausgabe in Frankfurt verhandelt wird, ist meinen Freunden gewiß erfreulich. Ich darf hoffen, daß ihre Theilnahme sich bei dieser Gelegenheit zum schönsten hervorthun wird. Meine Sorge ist nur, daß ich in meinen späten Jahren das Geschäft dergestalt einleite, um in der Folge, ohne Sorge, daraus abscheiden zu können. An Fleiß und Aufmerksamkeit hat es bisher nicht gefehlt; über die weiteren Fortschritte das Nähere, sobald etwas Entschiedenes zu melden ist.

Nachsicht! Antheil! Wohlwollen!

Weimar, den 3. April 1825. treulichst

Goethe.

4.

(An Hegel und Varnhagen.)

Das an mich, hochverehrte Herren, unterm 6. März freundlichst erlassene Schreiben hat mich zu bedeutenden Erinnerungen veranlaßt. Es sind so eben drei und vierzig Jahre, daß mich

Digitized by Google

Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, und es muß mich höchlich freuen, daß in dieser langen Zeit das Zutrauen meiner Landsleute sich nicht vermindert hat, sondern daß mir vielmehr von einer Gesellschaft der Würdigsten die Ehre erzeigt wird, mich zu frischer vereinter Thätigkeit aufzufordern. Ich erkenne mit besonderm Dank, wenn Sie mich unter die Ihrigen aufnehmen und mich auch öffentlich als einen solchen nennen wollen; ich thue dieses desto unbedenklicher, als Dieselben in dem Mitgefühl meiner gegenwärtigen Zustände nur eine gelegentliche Theilnahme zu erwarten scheinen.

Lassen Sie mich daher Ihren Arbeiten eine Zeit lang zusehen, damit ich Ihre Zwecke, Absichten, Gesinnungen, die mir im Allgemeinen gar wohl bekannt sind, auch im Einzelnen kennen lerne, und dadurch veranlaßt werde, von demjenigen, was mir am meisten anliegt, den Umständen gemäß etwas Würdiges mitzutheilen.

Entrichten Sie meinen verpflichteten Dank der ganzen Gesellschaft und bleiben in jedem Falle meiner stillen oder ausdrücklich auszusprechenden Theilnahme gewiß.

Verehrend wie vertrauend,
das Beste wünschend, unwandelbar
Weimar, den 15. März 1827. J. W. v. Goethe.

5.

Indem ich Gegenwärtiges zu siegeln im Begriff bin, finde ich mich noch glücklicherweise in dem Falle, Ew. Hochwohlgeboren etwas wahrhaft Angenehmes zu melden. Ich hatte nämlich die Ehre, Ihro Kaiserlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin aufzuwarten und von Höchstdenenselben einen entschiedenen, Ihren neuesten biographischen Arbeiten gegönnten Beifall auf das freundlichste zu vernehmen. Nichts wäre mir erwünschter gewesen, als wenn Sie selbst unmittelbar und ausführlich von der reinsten Theilnahme; von einer wahrhaft genialen und gründlich humoristischen Würdigung Ihrer so ernsten als gelungenen Arbeiten sich hätten überzeugen können.

Digitized by Google

Da ich mich niemals ermächtige, irgend ein Wort solcher höchst schätzenswerthen Unterhaltungen auf irgend eine Weise verlauten zu lassen, so erbat ich mir zur Gnade, gegen Ew. Hochwohlgeboren diesmal eine Ausnahme machen zu dürfen, welches ich denn hierdurch zu thun nicht verfehle. Sie überzeugen sich, daß es mir das größte Vergnügen macht, meine ältesten, geprüftesten Freunde auch von einer Dame geschätzt zu wissen, welche jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt. Ich spreche dies nicht weiter aus, so wenig als ich zu versichern habe, daß ich in unwandelbarer Theilnahme, mir das Gleiche erbittend, verharre

Weimar, den 18. März 1827. gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Herrn Professor Hegel haben Sie die Güte, schönstens zu grüßen und mir vorläufig die Erlaubniß zu erbitten, in diesen Tagen ihn mit einem bescheidenen Gesuch um guten Rath anzugehen.

6.

Ew. Hochwohlgeboren

machen mir durch meine früheren Briefe an den trefflichen Wolf, von Ihrer eignen Hand geschrieben, ein gar schönes Geschenk. Diese Blätter, wenn man sie auch nicht von besonderer Bedeutung findet, geben doch Zeugniß von einem freien heitern Dasein und einem reinen wechselseitigen Vertrauen. Nehmen Sie dafür meinen schönsten Dank und zeichnen mich unter Ihre Schuldner.

Ueber die Berliner Jahrbücher hätte ich wohl gern ein Wort gesprochen. Ganz ohne Frage ist es ein großes Verdienst Ihrer Zeitschrift, daß die Recensenten sich namentlich bekennen; besonders ist dieses mir gar sehr viel werth. Denn da ich der fortschreitenden Litteratur in ihren Zweigen nicht durchaus folgen kann, so werden mir, kraft solcher Vermittlung, die bedeutenden Männer bekannt, die sich jetzt in den verschiedensten Fächern hervorthun, und sowohl durch eignes Verdienst, als durch das An-

Digitized by Google

ſchließen an Ihren Kreis Aufmerkſamkeit erregen und Würdigung gewinnen.

Eine hiebei unvermeidliche Gefahr iſt jedoch nicht leicht abzulehnen, daß nämlich Einer und der Andere irgend etwas Falſches, zwar unter ſeinem Namen, aber doch in ſo guter und ſtattlicher Geſellſchaft vortragen, und ſo auch das Verfängliche und Schädliche ſich Zutrauen und Beiſtimmung gewinnen könne. Wenn z. E. Purkinje ganz unbewunden und zuverſichtlich ausſpricht: daß man die wahre dem Menſchen ſo nöthige Heautognoſie bei Hypochondriſten, Humoriſten, Heautontimorumenen lernen ſolle, ſo iſt dieſes eine ſo gefahrvolle Aeußerung, als nur irgend eine; denn nichts iſt bedenklicher, als die Schwäche zur Maxime zu erheben. Leidet doch die bildende Kunſt der Deutſchen ſeit dreißig Jahren an dem Hegen und Pflegen des Schwach- und Eigenſinns, und des daraus hervorgehenden Dünkels und einer dadurch bewirkten Unverbeſſerlichkeit. Vor ſolchen ſchmeichelhaften Irrthümern fürchte ich mich, weil ich ſchöne Talente daran untergehen ſehe. Aeußere ich dergleichen, ſo iſt dadurch Ihre Anſtalt nicht gemeint, ſondern namentlich der Recenſent. Verzeihen Sie das Geſagte, ich bin es dem ſchönen offenen Verhältniß zu Ihnen ſchuldig.

Wie glücklich aber habe ich Sie zu preiſen, daß Ihnen auf die Stimme Hegels und Humboldts dieſen Winter zu horchen vergönnt iſt! Die Weimariſchen Freunde, die in aller Stille ſo gern Schönes und Gutes aufnehmen, werden ſich hoffentlich auf irgend einem Wege auch Ihren Theil beſcheiden zueignen können.

Wiederholten Dank und die beſten Grüße der theuren Gefährtin Ihres Lebens.

Weimar, den 8. November 1827. treu theilnehmend
J. W. v. Goethe.

Digitized by Google

7.

Ew. Hochwohlgeboren

haben nicht allein durch Ihre freundliche Gegenwart und angenehme Unterhaltung bei mir die freundlichsten Eindrücke zurückgelassen, sondern das Andenken der theuern Reisenden wird bei mir augenblicklich wieder hervorgerufen durch das unvergleichliche Kunstwerk*), wodurch das Alte im Neuen, das gewichtige Antike im anmuthigsten Modernen so glänzend ausgedrückt ist. Anstatt aber hiedurch zu dankbarer Empfindung aufgeregt zu werden, bin ich erinnert, daß ich noch auf mehr als eine Weise in Ihrer Schuld sei; um nun hievon wenigstens einen Theil abzutragen, übersende das früher erwähnte herrnhuthische Gedicht, welches vielleicht für das Anmuthigste gehalten werden kann, was aus der Religionsansicht jenes merkwürdigen Mannes, dessen Geschichte Sie so viel Aufmerksamkeit gewidmet, hervorgegangen. Möge uns Ihre deßhalb unternommene Arbeit bald zu Gunsten kommen.

Auf unsrer Frau Großherzogin Anfrage, womit sich Ew. Hochwohlgeboren gegenwärtig beschäftigen, konnte ich was Dieselben mir vertraut, sogleich erwiedern, und ich kann versichern, daß nach jener Arbeit ein lebhaftes Verlangen alsbald erregt worden.

Hochachtungsvoll, verpflichtet,

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener

Weimar, den 23. Sept. 1829. J. W. v. Goethe.

8.

Vorliegende Sendung besteht aus einem Fascikel A. das Konzept der Aufsätze in ziemlicher Ordnung, wie solches im Jahre 1828 zu Stande gebracht, von vorn herein ziemlich ausgearbeitet und consequent. Nach Fol. 14 fängt es an, schematisch zu werden. Ausgeführt ist noch ein Aufsatz über den bo-

*) Eine in Holz geschnitzte Vase.

Digitized by Google

tanischen Garten zu Prag und über die merkwürdige Brücke bei Karlsbad; die Arbeit stockt aber alsdann, unter guten Wünschen und Vorsätzen. Sodann besteht das Heft **B.** in einigen Bogen reiner Abschrift. **C.** enthält einen Nachtrag, wie ich solchen so eben aus Böhmen erhalte, wodurch sich das Ganze einigermaßen abrundet, und für denjenigen, der sich mit kritischen Uebersichten beschäftigt, nicht ohne Werth sein möchte.

Sollte man es für nöthig finden, die drei Jahrgänge der Monatschrift und das erste Vierteljahr der Jahrbücher einzusehen, so würde solche gern überschicken.

Vielleicht wäre, in der jetzigen Epoche, ein freundliches Wort von Berlin her ausgleichend und wirksam; denn die Gesellschaft der Naturforscher hat die Hoffnung, im Jahre 1831 ihre Zusammenkunft in Prag, vielleicht gar in Wien zu feiern.

Zu vollständiger Uebersicht hefte ein paar Briefe bei, die ich im Juni und Juli nach Prag schrieb, und mit dem übrigen wieder zurück erhielt. Auch diese beweisen, daß ich mein altes Metier ruhig fortführe: „Mögliche Vermittelung zur unmöglichen Uebereinstimmung der Erdenbewohner."

Weimar, den 13. Februar 1830. unwandelbar

J. W. von Goethe.

9.

(Beilage zu No. 8.)

Die Monatschrift des vaterländischen Museums von Prag las ich immer mit wahrhaftem Antheil; hievon zeugt ein Actenstückchen, welches ich am Schluß des ersten Jahres zusammendiktirt hatte; es enthält Auszüge aus den zwölf Heften zum Zweck einer Recension in den Berliner Jahrbüchern. Ich beging hiebei meinen alten Fehler, ich holte zu weit aus, meine darstellenden Auszüge sind zwar vollständig, aber nicht gedrängt genug, und so kam ich im ersten Bestreben nicht zu Ende. Sodann, gleich hin- und hergerissen von tausend Obliegenheiten, konnte ich nicht, wie ich gewünscht hätte, seit langer Zeit wieder dran gehen, und ich muß jenes Fascikel wirklich beile-

Digitized by Google

gen, um meinen in's Stocken gerathenen guten Willen zu bethätigen.

Hiebei ist mir oft die Betrachtung vorübergegangen, wie schroff das so nah liegende Böhmen von dem übrigen benachbarten Deutschland abgeschlossen ist. Mein Wunsch war daher, die Zusammenkunft der Naturforscher möchte im Jahre 1829 in Prag gehalten werden, deßhalb mir denn die Krankheit des verehrten Freundes doppelt und dreifach schmerzlich ward.

Ich hielt es für wünschenswerth und höchst nöthig für das allgemeine Gute, daß einmal eine Masse nord- und westlicher gebildeter Deutschen sich überzeugte, was in Osten vorzüglich ist, wie und auf welche Art solches daselbst besteht.

Ich getraute mir kaum zu sagen, wie seltsam der protestantische Deutsche sich Böhmen und die kaiserlichen Erblande denkt. Jene sind in ihren Preßfreiheits-Foderungen so leidenschaftlich, daß sie einen jeden für dumm halten, der nicht alles dumme Zeug lesen kann und darf. Als wenn das Leben im Lesen bestände, und als wenn eine reine durchgreifende Thätigkeit nicht ohne die Quängeleien der durcheinander schwirrenden Zeitschreiberei irgend nur denklich wäre.

Desto angenehmer ist mir die Unterhaltung mit verständigen Reisenden, wie sie mir seit kurzer Zeit mit zwei einsichtigen erfahrenen Männern geworden, welche die Fülle und den Werth der dortigen Zustände gründlich zu würdigen verstanden.

Nach langem Zaudern und Zweifeln abgesendet.

Weimar, den 29. Juni 1829. G.

10.

(Beilage zu No. 8.)

Die Zweifel, die mich abhielten, von meinen Arbeiten bezüglich auf die Monatschrift des Museums zu sprechen, verwandeln sich nun, da das Aktenstückchen abgegangen ist, in Verlegenheit und Sorge. Hievon wünscht' ich mich nun durch nachstehenden Vorschlag zu befreien. Würde nicht ein wackerer Mitarbeiter jener Zeitschrift, dem der ganze bisherige Inhalt derselben gegen-

Digitized by Google

wärtig und lebendig wäre, die Bemühung übernehmen und sich zu einer Art von Redaktion und Ausfertigung desselben entschließen? Es würde ihm nicht schwer werden, kapitelweise, da, wo ich zu weitläufig geworden, wieder zu kürzen, wo ich nur andeutete, soviel als nöthig auszuführen.

Wenn er nun endlich, mit leichter Behandlung, den Inhalt der Zeitschrift bis auf die letzten Stücke mitzutheilen beliebte, so hätten wir auf Einmal das Wünschenswertheste zusammen. Erhielt ich sodann das Resultat, freilich möglichst fertig und abgeschlossen, so würde ich es gern noch einmal durchsuchen, und nach Berlin senden, wo ein freundlicher Empfang zu erwarten stände; der Zweck wäre erfüllt und ich von einer großen Gewissenslast befreit; denn ich läugne nicht, daß mir dieses, schon sehr weit gebrachte Vornehmen höchst unbequem vor Augen lag.

Noch habe schließlich zu melden, daß ich meine Stellung gegen Geologie, Geognosie und Oryktognosie klar zu machen suche, weder polemisch noch conciliatorisch, sondern positiv und individuell; das ist das Klügste, was wir in alten Tagen thun können. Die Wissenschaften, mit denen wir uns beschäftigen, rücken unverhältnißmäßig vor, manchmal gründlich, oft übereilt und modisch, da dürfen wir denn nicht unmittelbar nachrücken, weil wir keine Zeit mehr haben, auf irgend eine Weise leichtsinnig in der Irre zu gehen; um aber nicht zu stocken und allzu weit zurück zu bleiben, sind Prüfungen unsrer Zustände nothwendig. Komm' ich mit meinem diesmaligen Unternehmen zu Stande, so theil' ich es meinem edlen Freunde mit, dem es, bei seiner ruhig gesetzten, sinnig bedächtigen und durchaus folgerechten Lebens- und Studienweise, gewiß nicht unangenehm erscheinen wird.

Treu angehörig und verpflichtet.

Weimar, den 8. Juli 1829. J. W. v. Goethe.

Digitized by Google

11.

Ew. Hochwohlgeboren

habe, nach langem Zögern, schuldig zu vermelden, daß mit dem Postwagen endlich das angekündigte Manuskript abgegangen ist.

Ob Sie noch die Redaktion gefällig übernehmen mögen, ob Sie es für Ihre Anstalt nöthig und nützlich halten, muß Denenselben völlig anheim geben.

Unsre werthen böhmischen Freunde haben in dem übrigen Deutschland so wenig Theilnahme gefunden, daß sie mit dem Jahre 1829 die Monatschrift abschließen und unter dem Titel: Jahrbücher des böhmischen Museums künftighin nur vierteljährig hervortreten wollen. Sie behaupten, die Buchführer Deutschlands hätten sich gleichsam verschworen, aus mehr oder weniger gegründetem Haß gegen die österreichische Censur, alles, was aus den österreichischen Staaten an sie geschickt wird, ohne Unterschied a priori als Krebse zu behandeln. Was kann man dazu sagen? als daß zu aller Mittheilung eine Reciprocität gefordert wird.

Da ich mich diesen harten Winter ganz gut gehalten habe, wünsch' ich dies auch von meinen Freunden zu vernehmen; nicht weniger im Frühjahr, ob die, Ihrer liebenswürdigen Reisegefährtin übersendeten Rosenzweige gleichfalls der übermäßigen Kälte Trotz geboten haben.

Leider versetzt uns seit einiger Zeit das Befinden unsrer Frau Großherzogin Mutter in einige Sorge; doch wollen umsichtige tüchtige Aerzte uns von Tag zu Tag in frischer Hoffnung erhalten.

Sagen Sie mir ein Wort, wenn das Packet ankommt, und unterrichten mich zugleich von dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin. Dem Ihrigen traut man immer das Beste zu. Von mir darf ich noch hinzusetzen, daß ich das Andenken meiner abwesenden geprüften Freunde festhalte, und, wenn auch im Augenblick nicht in die Ferne wirkend, doch immer im Stillen fortarbeite, früher oder später denselben Freude zu machen. Hieran schließt sich der Wunsch, ob wir die Biographie des

Digitized by Google

frommen Oberhirten einer so weitausgebreiteten Gemeinde wohl auch bald zu hoffen haben. Ich bin höchst verlangend, Leben und Thätigkeit eines Mannes, der in meiner Jugend auf mich und meine Umgebung stark einwirkte, nun einmal im Ganzen, und in Bezug auf die allgemeine Weltgeschichte, durch eine meisterhafte Darstellung zu überblicken.

Lange verzögert, endlich doch übereilt.

Immer treu unwandelbar

Weimar, den 13. Februar 1830. J. W. von Goethe.

12.

Ew. Hochwohlgeboren

empfangen den lebhaftesten Dank für die glückliche Art und Weise, wie Sie den stockenden Kahn vom Stapel laufen lassen; es bedurfte einer so frei einsichtigen Resolution, um diese Anfänge dem Untergange zu entziehn. Jene redlichen Bestrebungen unserer böhmischen Freunde werden auf solche Weise zu einiger Evidenz gebracht, und es wird doch wohl als ein löbliches Unternehmen betrachtet werden, Deutsche mit Deutschen näher bekannt zu machen, da wir denn nicht unterlassen können, fremde Nationen anzusprechen und von ihnen angesprochen zu werden. Wollten Sie mir das Akten-Fascikelchen zurückschicken, so verwahre ich es unter meinen gränzenlosen Papiervorräthen, mit einer sich selten realisirenden Hoffnung, davon gelegentlich weiteren Gebrauch zu machen.

Herr von Henning ward, wie er meldet, durch traurige Familienverhältnisse gehindert, Ihre werthe Sendung selbst zu überbringen; es that mir sehr leid, denn ich hätte wohl gewünscht, durch so geistreiche Augen einmal wieder in das liebe interessante Berlin hineinzublicken.

Lassen Sie sich, wie bisher, die Angelegenheit, der ich mein Leben gewidmet habe, bestens empfohlen sein. Ich muß mit Rührung anerkennen, wie seit so vielen Jahren Sie und Ihre theure Lebensgenossin, mit mir einstimmig, sachte herangekommen sind, so daß weder Zweifel noch Zweideutigkeit zwischen uns ob-

Digitized by Google

walten können; sondern jede Mittheilung nur als ein frischer gleichgestimmter Anklang begrüßt wird.

Unserer werthen vieljährigen Freundin, der Frau von Kalb, die besten Grüße und Versicherungen, daß ich unsrer früheren, wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisse stets eingedenk bin. Die Verwirrung, welche der gute Jean Paul in die deutschen Gemüther gebracht hat, konnte mich nie erreichen. Seine Briefe so wenig als seine Werke gelangten zu mir, und so kann man über das, was darin steht, in so fern es mich betrifft, ganz beruhigt sein.

Allerdings hätte ich von Herrn von Henning mich auch für einen Augenblick gern in jene theologischen Unbilden verführen lassen. In diesem Punkte sind wir Weimaraner überglücklich, indem wir in dem Lande Gosen des reinen rationellen Realismus, mit ungetrübter Gewissensruhe, verharren, und übrigens einen jeden nach Belieben und Fähigkeiten über Gott, Seele und Welt gerne mögen denken lassen.

Herrn Minister von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbesten; lehnt er auch ab, über dieses oder jenes sich öffentlich zu erklären, so bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn sein Andenken, wie aller innigsten Freunde, ist mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich so viele auf das liebenswürdigste genossen, in die Erinnerung treten.

Eine Abschrift der Stelle, auf Frau von Kalb bezüglich, will ich an Frau von Wolzogen ungesäumt gelangen lassen. Wir sehen uns öfters, sie hat ihren Wohnsitz in Jena.

Wenn ich Ihnen nun versichern kann, daß Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Großherzogin sich fortwährend alles zu thun geneigt erweist, was mir in meinen Zuständen Freude machen kann, indem sie die mir noch anvertrauten Geschäfte, und was mich sonst berührt, auf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich dadurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir gestiftete Gute mich überleben solle, so wird gewiß auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Gemüthe

Digitized by Google

immer tiefer ſich einwurzeln. Auch ſind es keine leeren Worte, wenn ich verſichere, daß von Ihren früheren Schriften manchmal die Rede, und nach den zu hoffenden mit Verlangen gefragt werde.

So weit war ich gekommen, als eine zweite, ſo werthe Sendung bei mir einging, und ich habe Ew. Hochwohlg. nur vor allen Dingen zu erſuchen, des Herrn Staatsminiſters von Beyme Excellenz meinen verpflichteten Dank auszuſprechen: daß dieſelben mich von jener bedeutenden Eröffnung alſobald haben in Kenntniß ſetzen laſſen. Freilich konnte der mit jener Erinnerung verbundene Schmerz dadurch nur geſteigert werden, indem ich erfuhr: gerade da, als ich den unſchätzbaren Freund, nach einem ſtrebſamen, leidensvollen Leben, in ſeinem 46. Jahre ſcheiden ſah, eben in dieſem Augenblick ſei die größte Beruhigung für ſeine ſpätern Tage durch die Gunſt eines großen Monarchen vorbereitet geweſen. Wie vielen andern Verdienten iſt nicht zeither eine ſolche Beihülfe zu gute gekommen!

Gäbe es bei dieſer Gelegenheit Veranlaſſung, ferner meinen aufrichtigſten Dank recht energiſch auszuſprechen, den ich einem Königlichen hohen Miniſterium des Innern ſchuldig geworden, indem die von dem abgeſchiedenen Herrn Grafen von Bülow mir früher gegönnten Hefte unſchätzbarer Muſterblätter nun in ihrer Fortſetzung und Abſchluß zu mir gelangten.

Da ſo viel Platz übrig iſt, noch ein Wort, auf Veranlaſſung einer Stelle Ihres werthen Schreibens. Seit dreißig Jahren iſt es mir bedauerlich, die deutſchen bildenden Künſtler auf dem ſchlimmſten Irrwege zu ſehn, überzeugt, er werde ſie zur vollkommenſten Nichtigkeit führen. Wenn vorzügliche Talente ſich aufrecht erhalten, ſich auszeichnen und Bedeutendes leiſten, ſo iſt es ein Glück; aber auch dieſe wären beſſer gefördert und ſekundirt, wenn die falſchen Maximen ihrer Umgebung ihnen nicht ſchadeten, und ſie vielleicht ſelbſt in ihren Wirkungen beſchränkten und beſchädigten. Ich beruhige mich perſönlich in Beſchauung alter und neuer Kunſtwerke, ſo viel ich um mich verſammeln kann.

Gewiß haben in Berlin mehrere Kunſtfreunde auf das herrliche Blatt ſubſkribirt, welches Toſchi, nach Rafaels **Spasimo**

Digitized by Google

di Sicilia (die Ausführung Christi mit und zum Kreuze) unternommen und angekündigt hat. Ich besitze zwei Probedrücke davon, die das möglichst Vollkommene dieser Art hoffen lassen.

Ob ich gleich noch manches zu sagen habe, und Raum genug übrig ist, so schließ ich doch, damit Gegenwärtiges nicht länger zurückbleibe, mich zum allerbesten empfehlend.

Weimar, den 25. April 1830. gehorsamst

J. W. v. Goethe.

13.

Nach beendigtem Lesen Ihres höchst schätzbaren Werkes, mit welchem ich sehr angenehme Stunden zugebracht, indem es mir viele bedeutende Erinnerungen hervorrief; wie es mich denn auch jetzt noch zu unablässigem Denken auffordert, schreibe ich nur mit dem Wenigsten: daß Ihre Behandlung der Lebens- und Leistensgeschichte eines so einflußreichen Mannes meinen ganzen Beifall erworben hat.

Ich erfreute mich im Laufe der Erzählung an Ernst und Schonung, Neigung und Klarheit, Ausführlichkeit und Sparsamkeit und überhaupt an dieser innern Gleichmäßigkeit, woraus, zu völliger Befriedigung des Lesers, eine ruhmwürdige Gleichheit des Vortrags entspringt.

Ihr Verdienst hierin, mein Theuerster, wird, nach meiner Ueberzeugung, jetzt und künftig gewiß anerkannt werden. Ja wenn, in später Folge, dieser merkwürdige Mann vor das strenge Tribunal einer ins Reinste vorschreitenden Menschheit gefordert wird, so darf weder Ankläger noch Vertheidiger einen vollständigern Aktenextrakt, eine redlichere Geschichtsdarlegung verlangen, sondern sie können unmittelbar zum Werke schreiten.

So viel, und nicht mehr, weil von hieraus die Betrachtung sich in's Unendliche verlieren möchte.

Dankvoll und unwandelbar

in treuer Theilnahme

Weimar, den 12. Mai 1830. J. W. v. Goethe.

Digitized by Google

14.

Eben hatte ich Ihre freundlichste Entwickelung des Briefwechsels *) zu Ende gelesen, wobei mir auf die wunderbarste Weise jene merkwürdigen Jahre meines Lebens vor die Seele traten, dagegen dachte ich baldmöglichst etwas Angenehmes zu erweisen, welches mir jedoch nicht gleich beigehen wollte. Nun erhalt' ich im Augenblick von hoher Hand den Auftrag, Beiliegendes zu übersenden, und mich freut herzlich eine erwünschte Gelegenheit, meinen besten Dank vorläufig abzustatten: daß Sie die treuen ernsten Forschungen, die Sie mit so vielem Glück anstellen, auch gegen uns haben geneigt hinlenken wollen.

Weimar, den 16. Mai 1830. treu verpflichtet

J. W. v. Goethe.

15.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mir durch Ihre freundliche Sendung ein sehr angenehmes Geschenk gemacht. Ich hatte vor einiger Zeit den wackern Sinclair durch seine zwei Bände treulich begleitet; um einen desto vollständigern Eindruck mußte Ihre Darstellung auf mich machen. Gern will ich gestehen, daß ich in dieser den Meister biographischer Kunst gewahr werde, mit dessen Ansichten ich vollkommen übereinstimmend fühle und denke, ohne daß ich mir anmaßen dürfte, ein solches Werk auf eine so glückliche Weise zu epitomisiren. Noch einen besondern Dienst haben Sie mir dadurch geleistet, daß Sie mich in den Stand setzten, meiner guten Schwiegertochter das Ganze bekannt zu machen, da ich sie mit einzelnen, auffallenderen, allgemein interessanten Stellen zu unterhalten gesucht hatte.

Mehr will ich nicht sagen, da ich zwar nicht in bedrängten, aber doch in gedrängten Augenblicken lebe, und deßhalb an auswärtige Freunde und ihre Wünsche seltener zu denken angeregt werde.

---

*) Zwischen Schiller und Goethe; in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

Digitized by Google

Jener Aufsatz über die Händel der franzöſiſchen Naturforſcher hat, wie Sie wiſſen, wunderſam gegriffen; die ſynthetiſche Parthei findet in uns Deutſchen willkommene Alliirte, und mich haben manche Sendungen, Zeitungs- und Journal-Artikel noch tiefer in die Sache ſehen laſſen, woraus denn freilich erhellt: daß man am beſten thut, ſich zurückzuhalten.

Damals, als ich Ihnen den erſten Verſuch zuſchickte, war das Intereſſe bei mir auf einen hohen Grad lebendig, und ich diktirte ſogleich eine Fortſetzung, die mich in die Zeiten Buffons und Daubentons zurückführte. Nun aber bin ich weit davon abgelenkt, und, durch die dazwiſchen getretenen Pariſer Verworrenheiten in mein Kämmerlein zurückgedrängt. Führe ich weiter fort, was ich nicht gerne aufgeben möchte, ſo ſend' ich es zu beliebigem Gebrauch.

Möge doch unſere kleine Familie, die ganz treu und heiter zuſammenhält, ſich immer auch von Ihrer Seite eines freundlichen Wohlwollens erfreuen!

Hochachtungsvoll unwandelbar

Weimar, den 5. Auguſt 1831. J. W. v. Goethe.

16.

Leider muß ich dieſen meinen Brief auch mit dem tief empfundenen Bedauern anfangen, daß wir den hochbegabten, bedeutenden Reihenführer, ſo wohl gegründeten und mannichfaltigen Mann und Freund, obgleich nicht ganz unbefürchtet verloren haben. Das Fundament ſeiner Lehre lag außer meinem Geſichtskreiſe, wo aber ſein Thun an mich heranreichte, oder auch wohl in meine Beſtrebungen eingriff, habe ich immer davon wahren geiſtigen Vortheil gehabt.

Das mir angemeldete Exemplar der Briefe des Lebenden aus der Unterwelt iſt, im zierlichſten Bande, bei angekommen. Mein beſter Dank an den geiſtreichen Verfaſſer folgt hierbei. Etwas darüber öffentlich zu ſagen, würde mir jetzt nicht gelingen, und ich darf es um ſo weniger unternehmen, als ich leider auf den erſten Seiten mir ſelbſt begegnet bin. Ich glaube mich in

Digitized by Google

dem Dankſagungsſchreiben an den trefflichen Verfaſſer noch mäßig genug in einem ſehr unangenehmen Fall ausgedrückt zu haben. Wenn ein mannhafter Mann Urſache findet zu den Ereigniſſen des Tags zu ſchweigen, ſo ſollte man ihn billig keine Schlafrockspredigten halten laſſen.

Ihnen, mein Theuerſter, gelingt überhaupt jedes Biographiſche im weiteſten Sinn zum Allerbeſten. Der unſelige Schlabrendorf iſt Ihnen trefflich gerathen, wenn ſeine hinterlaſſenen Papiere leider auf's gräulichſte gegen ihn zeugen. Daß doch, eben in dem vergangenen Jahrhundert vorzüglich gute Menſchen ſich im Abſonderlichen, Abſtrufen bis in's Abſurde hinein gefielen, und nur Stahl- und Steinfunken in die Nacht, in den Tag aber Dunſtgranaten hineinzuwerfen ſich erluſtigten! Ich wollte, es wäre Alles anders geweſen und ich irrte mich.

Jenen Aufſatz über die franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Händel, die jetzt vor der großen Bewegung wenigſtens unſern Augen entſchwunden, habe damals gleich fortgeſetzt, mit demſelbigen Motto. Er iſt weitläufig und wunderlich geworden, und doch keineswegs erſchöpfend, an Hin- und Herdeuten hat es nicht gefehlt. Ich ſende es nächſtens; wüßten Sie es zu Ihren Zwecken nicht zu benutzen, ſo erbitte mir ſolches wieder zurück.

Die Anzeige unſeres werthen Carus von meinem letzten deutſch-franzöſiſchen Hefte wird mich höchlich erfreuen und fördern. Mit den neuhervortretenden Betrachtungen über die Spiralität übergeben wir den Nachkommen mehr einen gordiſchen Knoten, als einen liebevollen Knaul. Auf dieſen Punkt hab' ich große Aufmerkſamkeit verwendet, Andere mögen auch ſehen, wie ſie zurecht kommen.

So weit war geſchrieben, als Ihre angenehme Zuſchrift mich zum neuen Jahre erfreute. Gegenwärtiges ſende jedoch ſogleich ab, da Sie daraus erſehen, daß ſich alles ſo ſchön und gut als möglich anläßt. Ich fahre ſogleich fort, eine weitere Mittheilung zu diktiren, da ich noch manchen höchſt intereſſanten Anlaß finde. Laſſen Sie uns verſuchen, ob nicht, bei ſo manchem Veränderlichen, Anlaß im folgerechten Zuſammenwirken wenigſtens

Digitized by Google

für die nächste Zeit einzuleiten sei. Diejenigen, die sich eigentlich verstehen, oder wenigstens verstehen sollten, rücken immer einzelner zusammen. Der treffliche Seebeck hat uns auch verlassen, ohne daß die letzte Zeit unsre Thätigkeiten genugsam ineinander gegriffen hätten. Mehr sag' ich nicht, vielleicht ist das schon zuviel. Möge Ihnen im Aeußern und Innern das Vorzüglichste gelingen!

Weimar, den 5. Januar 1832. und so fortan!

J. W. v. Goethe.

17.

(Einlage des vorigen Briefes.)

Willkomm
dem
unter die Lebendigen glücklich Wiederkehrenden.

Wenn der edle Scheintodte auf seinen zurückgelegten Reisewegen freudig von mir begleitet ward, so muß der in's Leben Zurückkehrende mich gewiß auf Schritten und Tritten theilnehmend an seine Seite ziehen.

Leider begegnete ich auf den ersten Schritten mir selbst, und, wie man weiß, hat jedes Doppelsehen, vom Schielen und Schwindel an bis zum double sight, immer etwas Apprehensives, ja Sinneverwirrendes.

Davon mich wieder herzustellen, so eiligst als möglich, halte als Langelebender für Pflicht, um einen freien Dank für die mir übersendeten, höchst willkommenen Bände desto heiterer abstatten zu können. Als treuesten und bequemsten Reisegefährten indessen hochachtungsvoll sich unterzeichnend, allerbestens empfohlen zu sein wünscht

Weimar, den 5. Januar 1832. J. W. v. Goethe.

18.

Für die verschiedenen interessanten Mittheilungen danke zum allerschönsten, worunter der liebenswürdigen Anzeige meiner neusten botanischen Bemühungen von Herrn Carus vor andern erwähnen

Digitized by Google

muß. Es ist so erfreulich, ein klares Wort über das zu hören, was uns im Innersten glücklich macht! Er durchschaut die Natur und wird am besten und reinsten beurtheilen, was redlich geschieht, um ihr das Mögliche abzugewinnen. Danken Sie ihm auf's beste, bis ich Raum finde, es selbst zu thun. Sie wissen, wenn man sich zur Abreise anschickt, so finden sich am Ende mehr Schulden und Reste abzuthun, als man denken konnte.

Gegenwärtiges soll auch nur vermelden: daß jene Betrachtungen über die naturhistorischen französischen Händel fortgesetzt, mit der nächsten Fahrpost zu Ihnen abgehen. Diese Hefte sind nur zu lange liegen geblieben, ein gewisser Unglaube ließ mich damit zaudern. Sollten Sie, bei der wunderlichen Form, zu Ihren Zwecken nicht tauglich befunden werden, so erbitte sie mir ohne Weiteres zurück, nur lassen Sie solche außer Ihrem geschlossenen Kreise Niemand sehen.

Gar vieles im Sinne hegend und bewegend, manchem gar freundlich Zudringenden wirksam entgegen gehend und hierüber mir folgerechte vertrauliche Theilnahme vorbehaltend, empfehle mich, nach langem Zaudern, eiligst zum allerschönsten, mit Bitte, mein Andenken in Ihrem nächsten Kreise lebendig zu erhalten.

Weimar, den 20. Febr. 1832. Hochachtungsvoll

J. W. v. Goethe.

Digitized by Google

Bücherschau.

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolf Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 260 S.

Wienbarg fühlt sich durch die günstige Aufnahme seiner tapfern „ästhetischen Feldzüge" muthig angeregt, neue Wanderungen durch den Thierkreis der Zeit zu unternehmen. Die Sterne haben von jeher etwas Prophetisches und die Zukunft Deutendes gehabt, und so braucht man sich nicht zu wundern, daß die heutige junge Epoche, die, ohne Besitz der Gegenwart, nichts als der begeisterte und dunkelsinnige Astrolog der Zukunft ist, ihre Einsichten, Träume und Wahrsagungen an Sterne, Thierkreisbilder und Zodiacallichter knüpft. Der heilige Genius der Zukunft giebt einer kräftigen und gesunden Jugend heutzutage den Muth, in unabweislicher Ahnung bessere Geschicke aus den Sternen herauszulesen, als sie einer in politischer, socialer und ethischer Hinsicht gemißhandelten und verstauchten Welt bisjetzt vergönnt waren. Nur gehet vorsichtig, besonnen und hochherzig mit der von oben gewonnenen Kunde besserer Weltgestaltungen um! Bellt nicht wie malcontente Möpse vergebens den Mond an, seid stille und andächtige Sonnenpriester der neuen Wahrheit, welche ihre Sternbilder zu durchschreiten anhebt, und compromittirt nicht durch unzeitige Constellationen den reinen Zirkellauf dieses Zodiacus, der nach bestimmten und sichern Gesetzen allmählig bewegt werden muß!

Ich habe Wienbarg's ästhetische Feldzüge bei ihrem Erscheinen mit großer Anerkennung angezeigt, obwohl ich manche seiner Ansichten nicht theile. Mir war das Humane und Noble angenehm und liebenswerth, in dessen Gränzen sich sein literarischer Radikalismus in den Feldzügen bewegte, und worin er sich wesentlich von seinem jetzigen Genossen Karl Gutzkow unterscheidet, der sein naturkräftiges, aber noch ungereiftes Talent mit aller Gewalt immer mehr in die dickste Unhumanität hineinzerrt, und so oft nur wie ein prinziploser Raisonneur ins Blaue hinein erscheinend, alle Sympathieen in der Literatur auf die ungeschickteste und unnützeste Weise zu ertödten beginnt. Wienbarg hat die Würde und Höhe unserer Zeit besser gefühlt und verräth sie selbst da, wo er die Hand zum Zerstören an ihr ausstreckt. Denn in einer Periode, wo das traditionell, obwohl bereits unberechtigt Bestehende sich in die Unhumanität hineingerettet hat, um sich durch Verfolgungssucht und Grausamkeit noch eine Zeitlang obenauf zu erhalten, müssen gerade die Schriftsteller, von denen in unserm Deutschland lediglich der Meinungen und Zustände Umschwung ausgehen kann und wird, ihren siegreichen Waffen den jungfräulichen Glanz der

Digitized by Google

Humanität zu erhalten wissen. Weniger productiv, wie der rastlos und mehr aus einem Guſſe schaffende Gutzkow, hat Wienbarg dagegen eine männlichere Lebensreife, die seinen Leistungen mehr Glauben und seinen Einsichten mehr Hintergrund verschafft. Um piquant zu werden, nimmt er nie seine Zuflucht zu abgehorchten Persönlichkeiten und indiscreten Anekdotenkrämereien, wie der klatschsüchtige Gutzkow in seinem Phönix-Literaturblatt, der seine besten Freunde schmachvoll zu compromittiren im Stande ist, obwohl so naiv, daß man ihm noch kaum eine böse Absicht dabei zuschreiben mag. So ist es ihm gewiß wider seinen Willen begegnet, daß er durch solchen kritischen Gevatterschnack den ächten deutschen Vetter Michel in die Literatur wiedereingeführt hat, während er, ich zweifele nicht ganz, ursprünglich von der bessern Absicht dabei ausging, durch diese Persönlichkeitskritik, mit der er freilich mehr eines Autors Rock und Hut, als sein Buch und seine Ideen bespricht, für der literarischen Zustände Befreiung und Erlösung von alten schulmeisterlich-objectiven Pedanterieen zu wirken. Wienbarg geht dagegen schärfer und mit mehr Wissenschaftlichkeit auf die Sache, und besitzt einen edeln Zorn, während Gutzkow oft nur kleine Tücken des Augenblicks auszuüben scheint. Wienbarg schreitet mit Besonnenheit und stillem Selbstbewußtsein vorwärts, während Gutzkow sichtlich glaubt, daß seine unüberlegten Eisenfressereien schon hinreichen, um die Axe der Weltgeschichte danach knarren zu machen. Wienbarg achtet wie ein wackerer Krieger seine Feinde noch, die er bekämpft; Gutzkow spürt noch den knabenhaften Kitzel in den Fingern, Ohrfeigen auszutheilen, die ihm oft als die ultima ratio seiner Kritik dienen. Wienbarg hat durch seine ästhetischen Feldzüge etwas Positives gewirkt und manches tüchtige Gemüth für die auf die Weltanschauung zu begründende Aesthetik gewonnen; Gutzkow hat der Literatur bis jetzt nichts genützt, vielmehr manche wichtige sociale Frage der Zeit durch jugendliche Uebereilung und ein forcirtes Ueberbieten verdorben, so daß man sie nicht gleich wieder mit Anstand nach ihm aufnehmen kann (man denke nur an seine Vorrede zu den herrlichen und welthistorisch wichtigen Schleiermacher'schen Briefen über die Lucinde!); vor Allem hat er aber als Kritiker den Vorwurf auf sich geladen, daß er die Isolirung und Selbstzerfleischung in der deutschen Literatur hervorruft, der gerade jetzt mehr als je vorgebeugt werden sollte. Ich bin begierig, wie Wienbargs mehr attische, und Gutzkow's mehr dorische Natur — ich rede nur von ihren literarischen Persönlichkeiten — zusammenwirken werden, da sie sich jetzt in Frankfurt am Main, wie es scheint, zu gemeinsamen Bestrebungen vereinigt haben, was mich eben hier auf eine Parallele Beider hinführte. Vielleicht verschmelzen sie sich mit ihren Eigenthümlichkeiten, da sie es ursprünglich Beide gleich redlich meinen mit dem Fortschritt, und gleich muthig dafür ausgerüstet sind. *)

*) So eben höre ich, daß Herr Gutzkow sein Verhältniß in Frankfurt am Main aufgiebt, und im Verein mit Wienbarg, ein neues Journal: „Deutsche Revue" herausgeben wird.

Digitized by Google

Das gegenwärtige Buch Wienbarg's hat mich indeß wenig befriedigt. Es ist äußerst flüchtig zusammengestellt, und der Verfasser hat sich nicht die Zeit genommen, die Gegenstände, deren er oft die bedeutsamsten berührt, weiter und tiefer zu verfolgen, als in der Stimmung des Moments ihm gerade selbst interessant war. Es ist wie eine skizzenhafte Semiotik der Zeitentwickelungskrankheiten zu betrachten, worin viele wichtige Symptome beziehungsreich angedeutet werden, natürlich bloß pathologisch, denn die Therapie muß die Geschichte selbst übernehmen. Die zwölf Sternbilder des Thierkreises geben zu zwölf Abschnitten, bald in Reflexionen, bald in kleinen novellistischen Bildern Anlaß. Die treffendsten sind, ein Zeichen der Zwillinge, die Ausführungen über „Wollust und Grausamkeit," und im Zeichen des Krebses, die Betrachtungen über das „Unvermögen der Zeit, zu glauben und zu handeln." Wäre nicht, in der Schnelligkeit der Darstellung, das Meiste zu allgemein geblieben, so träfe hier Vieles mitten in die entscheidendste Bewegung der Zeitgesinnung hinein, namentlich in jene merkwürdigen ethischen und religidsen Umwandelungen, in denen unsere Zeit immer klarer und fester danach hinstrebt, einen Gott des Lebens zu erfassen, statt des Gottes des Todes, den die Pietisten predigen, und der durch Ascese und Abstraction die reiche Welt arm macht und in Asche legt. So gehen auch Wienbarg's Gedanken über die Unsterblichkeit, S. 97 flgd. nach der nöthigen und richtigen Seite hin, aber der richtige Blick ist zu kurz verfolgt, so daß die Begründung nur äußerlich bleibt, und, was die fragmentarische Weise des Verfassers überhaupt oft verschuldet, leicht andern und falschen Auffassungen und Deutungen anheimfällt. Wienbarg scheint die Feder oft mit Unlust und geringem Behagen zu führen. Wann es ihm nicht mehr gefällt, bricht er ab, läßt seinen Plan im Stich, und sucht die bereits ausgesponnenen Fäden irgendwo festzuknoten, sogut es gerade gehen will. Dies widerfährt ihm hier unter Anderm bei dem bedeutend angelegten Novellenbild „das goldene Kalb" (im Zeichen des Stieres), worin die Frage vom Reichthum und der Gütergleichheit auf eine vortreffliche Weise angeklungen wird, bis der Verfasser auf Einmal Alles bei Seite schiebt und über den Haufen wirft. Seine Flüchtigkeit thut ihm zuweilen soviel Schaden, daß er in einigen Partieen nur Mittelmäßiges sagt, wo er mehr sagen wollte, z. B. in dem Abschnitt über den Roman. Die Schreibart hat nichts Schönes; sie ist ungepflegt und oft ohne alle Gewandung. Bei Goethe und — Heine, deren Namen er gern in einem Athem nennt, ist Wienbarg mehr Enthusiast, als daß er irgend kritisch zu Werke ginge.

* * *

Wally, die Zweiflerin. Roman von Carl Gutzkow. Mannheim, C. Löwenthal. 1835. 327 S. 8.

Ein Roman der Skepsis unserer Zeit, des Zweifels und der Verzweiflung, aber durchaus ohne jene zerrissene Subjectivität, welche meistentheils von solchen Tendenzromanen in Deutschland unzertrennlich ist. Gutz-

Digitized by Google

kow ist nicht zerrissen, dazu ist er zu kalt, und besitzt eine gewisse klug darüberstehende und geharnischte Nüchternheit, die seinen Darstellungen ebenso sehr zum Vortheil, wie zum Nachtheil gereicht. Auf der einen Seite macht sein wenig erregtes Gemüth, sein unterdrücktes Herz, ihn nie befangen, daß er sich an die Sympathieen seiner Gegenstände hingiebt, die er vielmehr, fast verächtlich und trotzig, wiewohl mit Geist, unter sich zu erhalten weiß; auf der andern zerstören diese ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grausamen und quälerischen Verstandes ihm allen Duft und Blume der Dichtung, und lassen manchmal an der Originalität innern, tiefen Lebens und Erlebens zweifeln, indem sich mehr eine chemisch zersetzende und zusammensetzende Natur offenbart. Dieser sein neuer Roman ist mit einer raffinirten Kälte geschrieben, die merkwürdig ist, und, wie alle seine Bücher, den Leser nur zu einem mühsam abgerungenen Antheil bringt. Vieles ist recht frisch und keck herausgegriffen aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der socialen Stimmung, aber diese Conflicte treffen hier einen zu gefährlichen Scheidepunct, einen zu ungeheuern Entwickelungsmoment der modernen Menschheit, als daß die Weise, wie Gutzkow in einem leicht angelegten und flüchtig motivirten Roman die dunkelste Sphinx unserer Zustände kopfüber in den Abgrund hinunterstürzt, um ihr Räthsel zu lösen, nicht mindestens für ein voreiliges und schädliches Handanlegen an die verschwiegenste und geheimnißvollste Frage gehalten werden müßte. Es ist die Frage, ob das Christenthum eine abgelebte Institution sei und für uns und unsere Zustände nicht mehr tauge? eine Frage, auf welche sich weder durch schneidende psychologische Thatsachen in einem Roman, noch durch ganze dogmatische Abhandlungen, ein kurzes und abgemachtes Ja oder Nein antworten läßt.

Gutzkow giebt sich, nach dem Vorgange Heine's im zweiten Theil des „Salon," eine sehr bestimmte Stellung zu dieser Frage, nämlich die der Verneinung, ja der frivolsten Polemik, die am allermeisten auf diesem Gebiete unstatthaft und desorientirend ist. Was Rahel in scheuer Metaphysik und halbverhüllten Prophezeihungen nur bange angetönt (denn Scheu und Bangigkeit ergreift gerade die gewaltigsten Gemüther vor den großen Geburtswehen der Geschichte); was die St. Simonisten, die aus der Religionslosigkeit doch immer wieder eine neue Religion zu machen suchten, am geistigen Leben der Menschheit zur Herstellung einer glücklichen materiellen Zukunft niedergerissen; was selbst Heine noch mit Salonsanstand und gefallsamen Witzen vorgetragen, indem er seinen Feldzug gegen das Christenthum wenigstens mit christlicher Humanität zu führen bemüht ist: das nimmt hier ein blonder, verwegener Knabe, Namens Carl Gutzkow, wie einen Bagatellprozeß leicht auf die Zunge, und speit es, wie die Kinder knisternde Theaterkolofonium, in die Welt hinaus, um sie danach brennen zu sehen, und sich dann, ein kleines Nero-Ungethüm, vor Freuden die Hände darüber zu reiben. Aber so arg ist es nicht. Gutzkow hat Unglück, man traut ihm keine tiefen Gährungsmomente des Gemüths zu, und so hält man es bei ihm nur für eine specielle Malice gegen das Chri-

Digitized by Google

stenthum, was, wenn es aus wirklichen Erschütterungen und Erfahrungen der Seele hervorgegangen, selbst bei der größten Herbheit der Apostasie immer noch Aufmerksamkeit, ja Ehrfurcht verdiente. Er sagt selbst in den den Hauptkern seines Buches bildenden Geständnissen über die Religion (S. 293.), der Witz sei für eine so große Institution, wie das Christenthum, eine unangemessene Behandlung! Nun muß ich es freilich zugeben, wenn man mir entgegenhält, welche armselige und gottverlassene Witze Gutzkow in diesen Geständnissen selbst über den „armen Rabbi von Nazareth" gemacht. Dies ist so unwürdig, daß ich es nicht begreife bei einem Verfasser, der sonst so vielen historischen Sinn hat und manchen kühnen, durchdringenden Blick in die Geschichte thut, denn schon die bloß geschichtliche Bedeutung des Christenthums lehrt anders über dasselbe urtheilen. Ein bedauernswerther Irrthum aber wäre es, wenn Gutzkow glaubte, er habe durch diese vom Zaun gebrochenen Befeindungen des Christenthums, zu denen er gar keine innern subjectiven Motive beibringt, etwas Neues gesagt oder gethan. — Was hier, mit besonders zeitgemäßer Miene, zur Vertilgung aller Göttlichkeit der christlichen Religion rabotirt wird, hat der ganz gewöhnliche, flache, öde Rationalismus in der Theologie selbst schon längst und vielfältig zu Tage gefördert. Dagegen hat der Verfasser, in der voreiligen Weltverbesserungsdiarrhöe, an der er nun einmal leidet, die eigentlich zeitgemäßen und neuen Regungen der Gemüther nach dieser Seite hin sich entgehen lassen. Hätte er irgend von innen her die Zerwürfnisse und Conflicte der Zeit berührt, in denen gewisse Elemente und Formen des Christenthums ihren Tod zu finden scheinen (denn die christliche Idee selbst ist ewig und für alle Zeiten einer neuen Entwickelung fähig!), so würde seine Darstellung einen genetischen Zusammenhang, und damit die Berechtigung gewonnen haben, für den nothwendigen Abdruck eines von den Zeitbewegungen ergriffenen Gemüths zu gelten und geachtet zu werden. Durch Brutalität aber wirst du die Welt nicht verbessern! Mit eigenen stillen und tiefen Schmerzen mußt Du die neuen Ideen gebären, dann werden sie wirken!

Der Verfasser kann sagen: er hat nur einen Roman gegeben! Die individuelle Frevelhaftigkeit seiner Romanpersonen, die er ganz objectiv gehalten, dürfe man ihm nicht in den Schuh schieben! Nachdem er die Vorrede zu den Briefen über die Lucinde geschrieben, möchte Gutzkow jedoch zu stolz sein, dies Argument für sich geltend zu machen. Die Charaktere des Romans sind übrigens ungemein frostig und künstlich zusammengeflickt, sodaß man an ein wirkliches Leben und inneres Bewegen an ihnen sich nicht entschließen kann zu glauben. Cäsar, ein kaltes Schema rationalistischer Selbstsucht, und Wally, die im Gefühl verwahrloste, geborene Zweiflerin, sind zwei Rechenexempel der Gutzkow'schen Absichten, welche aller Blutswärme entbehren. Die Schreibart hat etwas absichtlich Trockenes und Herbes, ohne alle geschmackvolle Tinten, wodurch schwerlich eine neue, glückliche Revolution des deutschen Stils bewirkt werden wird. Das ganze Buch macht den Eindruck wie von naßkaltem Wetter;

Digitized by Google

nicht einmal ein Sonnenstäubchen blitzt erhellend und wohlthuend durch diese unheimlichen und wirren Regenschauer.

* * *

Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Mannheim, Löwenthal. 1835. 166 S.

Diese kleine kritische Sammlung enthält sechs Aufsätze, die der Verfasser zuerst für die Blätter der Hamburger Börsenhalle geschrieben, und die vielen seiner Freunde jetzt zum ersten Mal bekannt werden dürften: 1) Goethe und die Weltliteratur, 2) Fürst Pückler, 3) Raupach und die deutsche Bühne, 4) Karl Immermann, 5) über Heine (Salon, II. Thl.), 6) Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow. Wienbarg thut hier manchen treffenden und genialen Blick mitten in das eigenste Getriebe der heutigen Literatur, und mehrere unter diesen Skizzen verrathen eine wahrhafte Schönheit der Darstellung und Entwickelung. Was soll man aber endlich dazu sagen, wenn der Verfasser fortfährt, seinen unkritischen Enthusiasmus über Heine immer noch zu überbieten, und auf eine Weise, die seiner eigenen Selbständigkeit nachtheilig wird? Wienbarg giebt sich und seinen Bestrebungen die bestimmte Stellung zu Heine als dem Meister des sogenannten jungen Deutschlands, und vergißt seine eigenen philosophischen Studien, deren er selbst viel gründlichere gemacht, so weit, daß er an die lächerlichen und unwissenden Expectorationen Heine's über die Geschichte der deutschen Philosophie etwas Bedeutsames zu knüpfen unternimmt*). Bedenkt doch, daß Heine euch alle auslachen wird, wenn er von euch erfährt! Dann feiert Wienbarg nunmehr auch seinen Freund Gutzkow wegen der bekannten Vorrede, die mir ekelhaft ist, und läßt Herrn Gutzkow „Arm in Arm mit Schleiermacher" aufmarschiren, der sich danach noch im Grabe umkehren wird. Dies ist kein Freundschaftsstück, werther Ludolf Wienbarg! Hätte ich auf Gutzkow Rechte der Freundschaft, ich wollte dieselben ganz anders geltend zu machen suchen. Da ich Wienbarg hochachte, so muß es mir auch interessant sein, was er von mir und meinen Bestrebungen erwähnt. Wir werden unsern Weg immer schärfer verfolgen, ohne uns durch irgend etwas irre machen zu lassen, da wir den Fortschritt in den deutschen Zuständen entschiedener und durchdringender ins Auge gefaßt haben, als ihr meint, die ihr ein stilles, planmäßiges, der Idee getreues Arbeiten unter schwierigen Verhältnissen für diplomatische Schwankungen ausschreit. Die Welt wird sich verbessern, über Deutschland wird einmal die Sonne der Freiheit blitzen, aber nicht heraufbeschworen durch eine völlige Entleerung alles positiven Inhalts, sondern durch einen neuen gewaltigen Schmelz und Guß desselben, den der Gott der Geschichte selber nach ewigen Gesetzen vollbringt!

* * *

*) Vgl. meine Anzeige von „Salon" Thl. II. im Aprilheft dieser Blätter.

Digitized by Google

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1836. Herausgegeben von A. von Chamisso und Gustav Schwab. Siebenter Jahrgang. Mit Anastasius Grün's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 439 S.

Durch die zahllose Menge von Poeten, die sich in dieser lyrischen Reunion zusammenfinden, fängt dieser Musenalmanach an, charakterlos zu erscheinen, und mehr wie ein Anfänger- und Dilettanten-Almanach auszusehen. Von jedem Dichter oft nur ein fingerlanges Liedchen zu erhalten, gewährt meistentheils gar keinen Eindruck und Genuß, und verursacht ein unruhiges Hinunderblättern, während es vorzuziehen wäre, von Wenigeren Mehreres zu geben (wie in dem lyrischen Frühlings-Almanach von Nicolaus Lenau), wodurch Behagen und Theilnahme auf bestimmtere Gegenstände sich fesseln. Den Reigen eröffnet wieder König Ludwig mit zwei Gedichten, die, zum Unterschied von denen der übrigen Mitarbeiter, abermals mit größerer und besonders hervorragender Schrift gedruckt worden sind, obwohl sie keineswegs für Einleitungsgedichte gelten können. Warum dies geschieht, darüber habe ich mir den Kopf zerbrochen, und halte es für eine anstandswidrige Taktlosigkeit des Setzers. Denn die Herausgeber haben ohne Zweifel so viel Welt, zu wissen, daß es unhöflich wird, hohen Personen mehr Höflichkeit zu beweisen, als sie selbst befehlen, und als sie unter den Verhältnissen oder in dem Reiseincognito, worin sie gerade auftreten, anzunehmen für gut befinden. Ein König, der einem Musenalmanach die Ehre anthut, sich unter die Dichter desselben zu reihen, hat gerade seinen schönsten Stolz daran, für einen Dichter zu gelten, und als solcher, in Apollo mit den übrigen verbrüdert, behandelt zu werden. Unter den Gedichten des Königs befindet sich eines auf die Augen der Frauen, welcher Gegenstand freilich am ersten die Auszeichnung verdiente, durch Corpus, Fractur verherrlicht zu werden. A. W. v. Schlegel kann seine impotenten kritischen Witze nicht lassen, die ihm schon so oft übel bekommen sind, und scheint sich in einem „Recept" über den Musenalmanach selbst, in dem er aufzutreten geruht, lustig zu machen. Der kranke Dichter Chamisso giebt unter Anderm ein aus tiefer Brust heraufkommendes Sonett der Todesahnung, dessen kräftiger und getroster Hauch etwas Wohlthuendes und Erhebendes hat. Fouqué, den man in dem pietistischen Halle untergegangen glaubte, läßt auch nach langer Zeit wieder aus seiner ächten Dichterbrust einen Klang ertönen. Freiligrath, dessen glühendes, stürmisches Talent eine größere Beachtung verdient, läßt seine Muse gern mit afrikanischen Tigern, Löwen und allerlei Ungeheuern der Wildniß und der Wüste sich herumbeißen, und bringt wieder einige ganz absonderliche, aber originelle und interessante Gedichte. Karl Mayer giebt uns noch immer denselben an ihm gewohnten Wachtelschlag seiner kleinen, mikroskopischen Naturlieder zu hören, und besingt jedes Lindenblatt, das ihm einmal beim Spazierengehen auf den Kopf gefallen, was doch endlich auch Langeweile erregt. Andere Gedichte sind von D. A. Assing, Rosa Maria, Ei-

Digitized by Google

chendorff, Ferrand, Gaudy, Anastasius Grün, C. Grüneisen, Kerner, Kugler, Lenau, R. Marggraff, Wolfgang Menzel, G. Pfizer, Fr. Rückert, E. v. Schenk, Schwab, Stieglitz, Streckfuß, und einer halben Legion von Dichtern mit ein paar Verschen, deren Namen hier zum ersten Mal genannt wird, und denen man, so sehr auch die Bereitwilligkeit der Herausgeber gegen beginnende Talente zu loben, aus dem Wenigen doch noch keine Physiognomie abgewinnt.

* * *

Laienbrevier. Von Leopold Schefer. Zweites Halbjahr. Berlin: Verlag von Veit und Comp. 1835. 320 S.

Schefers Phantasie zersetzt sich in Symbole, Bilder, Gleichnisse, seine Poesie ist wesentlich eine comparative; die ganze sinnliche und unsinnliche Welt muß herhalten, um die Denkbilder seines Innern zur Anschauung zu bringen; und wenn sie äußre Form und Gestaltung annehmen, so geschieht dies in einer Menge kleiner durchsichtiger Krystallbläschen, die überall anschießen und, trotz ihrer Anhäufung, das innerlich Angeschaute überall durchscheinen lassen. Seine Phantasie wirft, wie ein spielendes Kind, Gott und Mensch, All- und Einzelleben, Sterne, Blumen, Früchte, Fische und Muscheln wild und bunt durcheinander und hat ihre höchste Freude daran, in diesem farbigen Kram hastig und behaglich zugleich zu wühlen. Schefers Poesie steht auf der Grenze zwischen Kindheit und Mannbarkeit; sie hat jene noch nicht gänzlich verlassen, diese noch nicht vollkommen erreicht; sie hat aufgeschlagen das große Buch der Weisheit, des Glaubens, der Prophezeihung, aber als Augenweide und Merkzettel kleine Heiligenbilder in reichlicher Anzahl eingelegt, und man weiß nicht, ob die Weisheit oder die Bilderchen ihr mehr am Herzen liegen. Ist es auch ein Spiel, was Schefer treibt, so ist es eins um die höchsten und heiligsten Interessen; er ist ein Kind mit der Kraft des Riesen Atlas, er trägt spielend die Welt und den Himmel. Dem Menschen vindicirt er göttliche Natur, und dem göttlichen Urwesen ein unbewegtes Fliegenauge; er speculirt hin und her, wie Gott den Menschen nenne, ob Sohn oder Kind; er speculirt, wie der Stern Kalbeleked auf dem Stern Zubenhakrabi, wie der Stern Benetnasch auf dem Rukkabah, oder der Stern Kochab auf dem Sterne Markab genannt wird u. s. w. An diese müßigen und fruchtlosen Speculationsspielchen schließen sich ewige Wahrheiten, die der Tiefsinn, der im Urgrunde forscht, heraufgefördert hat; Sinn- und Gedankensprüche, welche Spuren indischer Gnomenweisheit an sich tragen; dämmernde Träume, die den seeligen Nabelbeschauer verkünden und auf den Punkt des unmittelbaren Anschauens Gottes sich fixiren. Schefer umfaßt in seinem warmen Herzen die ganze Menschheit; aber vorzüglich sind die Kinder, die Unmündigen und Hilflosen, die Bettler und Kranken seine Küchlein, die er unter den Flügeldecken seiner Poesie wärmt und aufhät-

Digitized by Google

schelt. Dem liebenswürdigen Dichter fehlt nichts, als die Kritik und die Scheidekunst; es fehlt ihm der sondernde Verstand, der Logos, der bei der Schöpferkraft ist und das Ungleichartige vom Gleichartigen ausscheidet. Aber dieser kindliche Unverstand ist eben so rührend als anziehend; und die Form, die er für seine Gedanken fand, zwar eintönig, aber dem schlichten und doch poetischen Inhalt vollkommen anpassend. Die Harmonie der antiken Versmaaße oder die Melodie des modernen Reims würden damit einen geraden Gegensatz treten. Die Gedichte geringern Umfangs, in denen aus der reichhaltigen Phantasie des Verfassers ein einziges anschauliches Bild als Niederschlag sich absetzt, sind die ansprechendsten. Die längeren betäuben mit ihrer Ueberfülle; sie dämmern wie die Milchstraße als ein Conglomerat unzähliger Bilder und befinden sich in einem untergeordneten Zustande. Vor Allem hat mich ein Ausspruch des Verfassers angezogen. „Die Nacht, sagt er, „ist himmlisch und ein göttlich Wunder; die schönste aber ist, die man verschläft.“ Ja! die schönste ist es, die man verschläft. Wer die langen Stunden des Tags, als eben so viele glühende Kohlen, überschritten, wer die sechszehn Tags- und Abendstunden den Flagellanten und Selbstpeiniger gespielt und wie in der mit Eisenspitzen beschlagenen Tonne des Regulus den langen Tagesberg sich hinabgekugelt hat, dem kommt in der Nacht der süße Tod, das freundliche Augenbrechen, die heilende Abspannung der Nerven, die Götterdämmerung des körperlichen und geistigen Menschen, und der Despotismus des Lebens und der Lebensgebieter, die nun auch schlafen, haben ihr juridisches Anrecht an unsern leibeigenen Körper verloren; wir kehren in den freigeborenen Zustand zurück — in den Zustand des Schlafs, der die Produkte fremder Thätigkeiten negiert und uns zu Selbstschöpfern der Schicksale macht, die uns im Traume treffen — in dem halbwachen Traume, aus welchem zum Theil auch Schefer seine leiblichen Bilder und Lichtspiegelungen empfangen und erzeugt hat, und zu dem er uns verhilft.

88.

* * *

Sechs Erzählungen nebst einem Anhange von Gedichten von Amalie Krafft. Neue Ausgabe. Aschaffenburg, Pergay. 1834.

Eine Dame, die, wie Amalie Krafft, offenbar ein bedeutendes Talent entwickelt, emancipirt sich selbst. Sie tritt in die Potenz des Mannes und will gehalten, beurtheilt und getadelt sein wie ein Mann; denn ihre weibliche Eigenthümlichkeit schlägt in eine männliche um und stellt sie vor dem Gesetze und dem Forum der Kritik uns gleich. Dennoch bleibt an ihr des Blauäugigen, Schmachtenden und Blondweiblichen genug übrig, was um Schonung fleht und Schonung verdient. In sechs Erzählungen läßt ihre Schriftstellernatur hier sich aus und schafft mit reger Phantasie stoffhaltige Lebensbilder. Sie ist sogar kühn genug, eine Reise durch unser Sonnensystem zu wagen und von Stern zu Stern die Spinnenfäden ihres saty-

Digitized by Google

rischen Gewebes zu führen, so daß sie unser Planetensystem förmlich in ihr phantastisches Netz eingesponnen hat. Sie genießt die Ehre, vor dem Mondkönig erscheinen zu dürfen. Sie bemerkt, daß die Höflinge statt des Herzens eine kleine Walze haben, die, so oft ein elektrisirender Blick des Herrschers auf den Besitzer fällt, ein privilegirtes Lieblingsstückchen zur Erbauung der Majestät aufspielt. Es ist also im Monde nicht anders bestellt, wie unter dem Monde. Auf diese Weise persiflirt die satyrische Dame unsre sublunarischen Mängel und krankhaften Zustände, mehr jedoch die allgemeinen, als die individuellen. Schade nur, daß ihre Satyre, wie die in des Kechenärs Reise durch das Gnomenreich, oft einer festen reellen Folie entbehrt, so daß die phantastische Welt der Träume allzusichtbar und überwältigend hindurchscheint. Die Häuser mit massivem Pappendeckel, Dächer aus Zimmtwaffeln und Fenstern aus Kandelzucker; die Kartoffeln, die bereits gekocht aus der Erde wachsen; die Lerchen, die schon gebraten in der Luft umherfliegen und den Jäger-Chor aus dem Freischützen singen; die Pudel, die mit Schinkenknochen an der Pfote Schildwache stehen, ziehen die Dichtung herab in das Klein-Kinderspiel und verringern und schwächen die vollen Accorde der losgelassenen Einbildungskraft. — Der Nachzug marodirender Gedichte war wie in mehr als einer Hinsicht interessant. In den poetischen Ergüssen unsrer männlichen Dichter spielt das Weib mit seiner Schönheit, seinen Launen, seiner Hingebung und Hartherzigkeit des Centrum, und quält gleicherweise mit ihrer Liebe und ihrem Haß. In diesen Gedichten tritt der Mann auf als Gegenstand einer glühenden, heißen, begehrlichen Liebe. Wir sehen zu unserm Trost, daß auch wir quälen können mit unsrer Kälte, daß an unserm Herzen zu ruhen süß, an unserm Munde zu hängen Genuß, mit uns Worte der Liebe zu tauschen Wonne sei für das liebende Weib. Nicht in der oft verfehlten Form, aber der Gluth des Gefühls eine zweite Sappho, besingt, lobt, ersehnt die Dichterin ihren Phaon, den „Mann ihrer Liebespein;" sie wagt von dem leukadischen Höhepunkt der Liebe hinabzuspringen in das kühlende Meer ihrer Poesie, seelig und selbstvergessen. 88.

* * *

Marco Visconti, ein historischer Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert, von T. Grossi. Aus dem Italienischen durch O. v. Czarnowski. Köln und Achen; Ludwig Kohnen; 1835. 374 und 322 S.

Der italienische Verfasser hat das Buch mit der Verehrung eines Schülers und der Liebe eines Bruders dem Alexander Manzoni, seinem Muster und Meister, gewidmet. Er ist also mit Walter Scott in entferntem Grade verwandt; er legt sich nicht an Scott an, wie das Hemd unmittelbar an den bloßen Körper, sondern wie die Nachtjacke auf das Hemde, nämlich auf seinen Vorgänger Manzoni. Scott erscheint als das Ur- und Grundgebirge, woran die secundären Bildungen, die Erzeugnisse

Digitized by Google

seiner Nachahmer, schichtenweise sich ablagern. Unter dem atlantischen Ozean zieht sich Walter Scotts Genius heimlich fort und erscheint auf der westlichen Hemisphäre in zwei hervorragenden, von verwandter Gebirgsnatur zeugenden Gipfeln wieder, in Irving und Cooper, denen der Verfasser der transatlantischen Skizzen neuerdings sich anreiht. Auf dem heimathlichen Boden hat sich Bulwer aus ähnlichen Bestandtheilen emporgegipfelt; in Frankreich und Deutschland, hier jedoch mehr vorübergehend und in keiner selbstständig überragenden Kuppe, sind die Scottischen Urstoffe mehr oder weniger mit heimathlichen verschmolzen und wie Glimmer oder Quarz in den ursprünglichen Granit eingefügt worden; das weite Flachland Europas, die sarmatische Ostscheide, pflegt diese Scott'sche Romantik noch jetzt mit fast ausschließlicher Liebe; denn das leibeigene Verhältniß der Slaven erfordert ein unbedingtes Anschließen an den gebietenden Grundherrn; in Italien hat sich zuerst aus eben demselben Gemenge erst Manzoni, sodann als neuer Ansatz der Romantiker Grossi gebildet, Beide damit zufrieden, die ansprechenden Aeußerlichkeiten, die abschreckende Breite, den weitschweifigen Dialog und die interessanten in einander arbeitenden Verwicklungen des Scott'schen Romans festgehalten zu haben. So findet die moderne Romantik aller Länder und Zungen in Sir Walter ihren Mittelpunkt, ihre Versöhnung, ihre die Weltbürgerinnung befördernde Nivellirung. Italien hat, wie kein anderes Festland Europas, seine Feuerbehälter, seine Vulkansstätten, seine glühende Liebe und seinen verzehrenden Haß, seine brennende Sonne und seinen entzündeten Boden — aber die Poesie, wie der Geschichtssinn, ist in dem Lande ausgebrannt, verschlackt und verascht; während wir nordischen Gewächse, durch unsre Eigentemperatur innerlich erwärmt, eine vulkanische Kritik, eine feuergebende und feuerfangende Poesie, eine in Flammen arbeitende glühende Romantik erzeugt haben und noch erzeugen.

Grossi giebt sich von vorn herein als ein unselbstständiges, durch die Autorität seiner Vorgänger bestimmtes und eingezäumtes Gemüth, das jedoch die äußern Abbilder der Gegenstände, die in den Kreis seiner Darstellung fallen, voll in sich aufnimmt, in buntem Wechsel, und bestimmt und rein sie wiederspiegelt. Er nimmt den Schaum des Lebens mit dem Löffel seiner Darstellungskunst rein und sauber ab, und wenn er einerseits nicht in die Tiefe dringt, so läuft er auch andrerseits weniger Gefahr, in einen bodenlosen Abgrund von Speculationen und Reflexionen zu gerathen, worin die Subjectivität sich auflöst und der Objectivität der Tod zu gleicher Zeit bereitet wird. Wir finden in diesem Romane die tiefsinnigen, energischen Betrachtungen über Volks- und Staatsleben, Sitte und Wissenschaft, Kirche und Kunst nicht, die in unsern Romanen bedeutende und vom Ganzen sich losreißende Zwischenlagen bilden; es geht Alles in ruhiger prunkloser Erzählung fort, die nur die unumgänglichsten geschichtlichen Momente, als Anknüpfungs-, Berührungs- und Lichtpunkte, mit verarbeitet und dem Ganzen in der Art ankettet, daß sie die Stetigkeit der Erzählung mehr zu befördern, als zu unterbrechen scheinen. In diesem rein

Digitized by Google

objectiv gehaltenen Erzählungston besteht der Hauptvorzug des Buches; weniger können wir rühmen die Gedehntheit, wodurch die Ereignisse zerzogen und ausgeweitet werden, den breit ausgesponnenen Dialog, der erst da, wo der Leser schon nach dem Ende sich umsieht, recht eigentlich den Anfang nimmt; endlich das Geschütte und Gerülle von kleinen Ereignissen, die überall, wo eine Oeffnung im Bau des Romans anzubringen ist, aufgehäuft werden und als Füllung der Zwischenräume dienen. Der Roman behandelt die unglückliche Liebe des berühmten Parteigängers Marco Visconti, erlauchten Geschlechts, verbreitet sich durch Freude und Leid, Volksaufstände und Turniere, gute und böse Menschen, Treue und Verrath mit Kraft und Anstand hindurch, bringt zwei Liebende, Bice und Ottarino geheißen, bis zur Vermählung, endlich ins Elend, Bice sogar zum Tode und den von der Jungfrau verschmähten Marco, der es so weit nicht wollte kommen lassen, durch sechs Meuchelmörder um's Leben. So hat der Verfasser die Ungewißheit, die über Marcos Untergang schwebt, zu benutzen und nach seiner Weise zu deuten verstanden, indem er die Aussage Anderer, als habe Marco die Bice erst aus Eifersucht getödtet, sodann einen Dolch sich selbst in die Brust gestoßen und aus dem Fenster gestürzt, als unerwiesen und absichtlich erlogen fallen läßt. Musterhaft ist der Roman besonders da, wo Volksgewühl und Volksleben, in allen Modificationen des bunten Treibens, mit allen Abstufungen und Extravaganzen der Lust, mit allen Paradoxen der Empfindungen, mit allem äußerlichen Apparat, die südliche nach bunten und rasch wechselnden Erscheinungen lüstere Vergnügungssucht zufrieden zu stellen, nicht skizzirt, sondern in detaillirter ausführlicher Mahlerei uns vorgeführt werden. Das mußte dem Verfasser offenbar um so leichter und besser gelingen, je weniger das italienische Volksleben in dumpfe Stuben sich zusammendrängt oder in abgeschiedene, nach Kasten und Klassen gesonderte, durch diese Abgeschlossenheit rohe Freuden und wüste Winkelschwelgereien begünstigende Vergnügungsörter sich absetzt, sondern in der Gemeinschaft mit Allen, unter den Augen der höhern Stände, an öffentlichen Plätzen und auf den Straßen einen gewissermaaßen höhern Styl und einen Anstrich von selbstbewußter Bildung annimmt, überall zu Tage liegt und so, durch die überall sich darbietende Gelegenheit, die Auffassungsgabe des Beobachters zugleich reizt, übt und schärft. 88.

* * *

Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1835. 152 S.

Die Sage vom Faust hat schon vor Langem eine Art Transsubstantiation erlebt; sie ist zu unserm eignen Fleisch und Blut geworden und treibt immer neue Aus- und Anwüchse. Die größte und für unsere poetische Literatur wichtigste Entdeckung machte aber Goethe, da er aus dem Volksbuche, als der kühnste Rhabdomant der Dichtkunst, den in die Windeln

Digitized by Google

der Fabel sorgsam geschnürten und verborgen gehaltenen Sinn heraufbeschwor. Wie nun jeder echte Deutsche ein Faust im Kleinen ist, so ist auch jeder mehr oder weniger befähigt und berechtigt, einen Faust im kleinern oder größern Maßstabe zu schreiben — eine Berechtigung, von der man in der That den unumschränktesten Gebrauch gemacht hat. Seit Lessing, der zuerst die in der Volkssage schlummernde poetische Herrlichkeit ahnte, ist die Faustliteratur, als eine im Ganzen abgesonderte, immer mehr gewachsen und wächst noch fort wie die Rhizophora, von der ein einziger Stamm zuletzt einen ganzen Wald bildet. Wir werden bald nach Art der Taschenbücher, für jedes Jahr einen neuen Faust haben. Das Jahr 1835 hat sogar zwei geliefert, einen von Lenau, und einen von Herrn von B., den vorliegenden. — Der Faust, den wir zu besprechen haben, ist einer, um den sich der arme Mephistopheles viele Mühe giebt, und dem er zuletzt doch nichts anhaben kann. Faust ergiebt sich zwar dem Teufel, weil das Leben ihn zu langweilen anfängt, die Bücher, die chemischen Rüstzeuge, die dumpfe Stube ihn anekeln und er von seinem Streben nach Wissen nichts hat, als den unbefriedigten Drang nach einem Höheren, Zerrissenheit im Gemüthe, Dürftigkeit und Elend in seinen Verhältnissen nach außen hin. Ein solcher Zustand ist um des Teufels zu werden, — Faust wird's auch, aber er weiß den dienenden Mephistopheles in ehrerbietiger Entfernung und in Abhängigkeit zu erhalten, er schlürft das Leben eine Zeitlang mit vollen Zügen, findet jedoch kein Genüge daran, kommt nach dem Kloster St. Just, wo das bekannte, an den lebenden Kaiser vollzogene Leichenfest gefeiert wird und ihn heftig erschüttert, erscheint plötzlich, an Leib und Seele gebrochen, in seiner Vaterstadt, in den Ruinen seines zertrümmerten Hauses, wird wahnsinnig, nimmt Gift und stirbt. Die leuchtende Gestalt seines in wilder Liebe erzeugten Sohnes Juanito erscheint ihm zu Häupten mit einem Palmenzweige; der als Schatten herauffahrende Mephistopheles versinkt, ferne Orgeltöne sprechen von Versöhnung, Gnade und Erlösung — und das ungeschickte Volksbuch mit seiner dummen Fabel von der Höllenfahrt ist durch den gutmüthigen Dichter widerlegt und seinem Hauptpunkte nach unbrauchbar gemacht worden. Trotz der Mängel in der innern Organisation des Stücks, trotz der offenbaren Leichtfertigkeit, mit der einzelne Partieen und Reime, z. B. Saaten und Athem, Herr und mehr ꝛc. gearbeitet sind, erkennen wir sprachliche Gewandtheit, kecke Behandlung und deutliche Spuren dramatischen Talents mit Freuden an. Gegen das Volksbuch und das schöne Puppenspiel hätte der Verfasser jedoch nicht arbeiten sollen. Sie sind sanctionirt, unverletzbar, unberührbar. Bei dem Versuch, den Faust zu retten, ist der Verfasser gescheitert und selbst zu Grunde gegangen. 88.

* * *

Digitized by Google

Gott und das Wichtigste aus der Natur. Von Dr. J. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung. 1835.

Ein schlecht gewählter Titel und ein interessantes Buch! Ein rohes Aushängeschild und ein treffliches Waarenlager dahinter! So könnte man auch eine Poetik schreiben unter dem Titel: Goethe und das Wichtigste aus der Poesie, oder eine Geschichte von Polen unter dem Titel: Kosciusko und das Wichtigste aus der polnischen Geschichte! — In dem Buche selbst ist viel Okensches System und viel Naturphilosophie zurechtgesetzt und reproducirt worden; der Verfasser hat uns die Natur klein zugeschnitten; von den Infusorien bis zum Elephanten, vom Schimmel bis zur Palme, vom Sandkorn bis zum Sirius hinauf, hat er Alles secirt, auseinander gelegt und in der Retorte seiner Reflexionsweise destillirt. Als Kleinhändler ist der Verfasser überall am glücklichsten; mit Würmern, Käfern, Quabben, Polypen geht der Verfasser um wie mit Seinesgleichen. An den höchsten Potenzen und den größern Massen der Natur scheitert nicht selten seine Kraft. Dann nimmt er einen hohen Schwung an, verliert sich in sentimental religiöse Betrachtungen, haranguirt bald den Sohn des Staubes, bald die göttliche Vorsehung, die Vernunft, die gütige Natur, und redet sie schlicht bürgerlich mit Du an. Es fehlt überhaupt an systematischer Gliederung, an Bindung, an dem lebendigen Organismus, der in den Okenschen Lehrbüchern Alles in Wechselbeziehung und Aufeinanderwirkung setzt, an der consequenten Durchführung, die vom ursprünglich Einfachsten aus- und zum Zusammengesetzten übergeht, die jenes in diesem vollkommener, dieses in jenem wenigstens als Prototypus angedeutet auffinden lehrt. Wie zufällig stehen die Kapitel Wasser, Luft, Knochen, Muskeln, Nerven nebeneinander. Das funfzehnte Kapitel, welches eine comparative Naturgeschichte enthält und das Reich der organischen Geschöpfe als eine fortgesetzte Linie, als eine progressive, zu immer höhern Potenzen anstrebende, in einanderhängende lebendige Reihe, und die einzelnen Punkte darin, die Individuen, ihrer Bestimmung und ihrer Stellung im Ganzen nach, als in sich vollendet betrachtet, ist das interessanteste, lebendigst geschriebene, am genauesten ausgearbeitete. Wir sehen von der Pflanze an, die ihr Höchstes in der Blüthe, dem Analogon des thierischen Gehirns, erreicht, durch die Infusorien, durch die Polypen, die mehr pflanzenhafter Darm als Thier sind, durch die Muschelthiere, in denen die Gliedmaßen, Maul, Fühlfäden u. s. w., sich bereits andeuten, durch die Insekten, in denen sie sich sondern, die aber bei aller äußern Pracht innerlich leer, ärmlich und hohl sind, durch die stumme Klasse der Fische und das träge Reich der Amphibien hindurch, wo die innern Theile höhere Bedeutung empfangen und im Frosch schon eine Stimme laut wird, die Natur sich aufbauen und fortschreiten zu dem vollkommner gebildeten leichtsinnigen Volk der Vögel, an denen der Kopf sich plötzlich absondert vom Rumpf, dem glücklichen, ewig fröhlichen Geschlecht, dessen Knochen nichts sind als Luftkanäle, endlich bis zu dem Reich der Säugethiere, dessen Kolosse wie Miniaturgebilde eine verständige Thätigkeit entwickeln und an dessen Spitze der wohlgebildete und bildsame

Digitized by Google

Mensch steht. In dem Menschen wirken durch chemische Prozesse, durch Athmen, Ernährung und Verdauung alle Elemente; er ist ein Kampf- und Tummelplatz der gesammten planetarischen Kräfte, ein wirklicher und wahrhafter Mikrokosmus. Das letzte Kapitel handelt von der Sympathie. Schon das Eisen, das vom Lichte sich abwendet, ist thätig, hat geistige Regsamkeit im Magnetismus, Liebe und Haß, Mitgefühl und Mitleidenschaft. Metallschmelz erscheint auf den Flügeldecken der Insekten; Eisen ist vorhanden im Blute des Menschen. Ja! das Eisen — besonders zu unsrer Zeit. Wir sind dreimal gepanzert, von in einander geschachteltem Erz; wir haben das Eisen doppelt in uns, seitdem wir seinen schlagfertigen Gebrauch nach außen hin verlernt, seitdem wir mit Gold- und Silberbarren die Bahnen der Historie ausgelegt und gepflastert, seitdem wir das Lumpenpapier zum thätigen Bewegungsprincip oder vielmehr zum stockenden Schimmel der Geschichte gemacht haben. Denn die Geschichte unsrer Staatspapiere ist fortan auch die Geschichte unsrer Staaten, die vom Papier, also von den Lumpen, ausgeht und von den Lumpen sich bestimmen läßt. 88.

* * *

Leo der Große und seine Zeit. Von Wilhelm Amadeus Arendt, Professor an der Universität zu Mecheln. Mainz, Kupferberg. 1835. 487 S. gr. 8.

Der Verf. dieser mit Einsicht und Sorgfalt geschriebenen Vorarbeit zu einer künftigen Kirchengeschichte des Mittelalters hatte in Berlin Philosophie und Theologie studirt, wurde Licentiat der protestantischen Facultät zu Bonn und trat später dort zum Katholicismus über. Wir wissen nicht, ob das Studium der Entwickelung des christlichen Lehrbegriffs im Mittelalter ihn schon vor seinem Uebertritte vorzugsweise beschäftigte, oder ob dasselbe Folge seines veränderten Glaubensbekenntnisses war. Jedenfalls bedingte das Eine das Andere, und vielleicht gehört überhaupt ein gänzliches Aufgeben seiner Zeit und eine versinkende Intuition der mittelalterlichen Ideen dazu, um einen Uebertritt, auf Ueberzeugung gestützt, möglich zu machen. Ein Religionswechsel ist so sehr Sache der Persönlichkeit, daß niemand sich zum Schiedsrichter darüber aufwerfen zu wollen öffentlich Miene machen sollte. Ist der Uebertritt Anforderung des Herzens, Bedürfniß der aufgeregten Gefühle, so hat die Befriedigung desselben alle Genugthuung in sich, und jedem dreisten Frager ist der Mund gestopft. Die Sache der Persönlichkeit schlichtet die Persönlichkeit selbst, und in der Befriedigung des subjectiven Bedürfnisses liegt die Rechtfertigung desselben. Etwas Anderes ist es jedoch, wenn der Uebertretende in seiner neuen Kirchengemeinschaft Lehrer des Dogmas wird, wenn er als Theolog sein Bekenntniß ändert. Alsdann gehört der Schritt weit mehr der Oeffentlichkeit, mindestens der Wissenschaft an, und es wird Gegenstand von allgemeinerem Interesse, seinen Standpunkt zur alten Confession, die er verließ, und zur neuen, der er jetzt als Kirchenlehrer huldigt, kennen zu lernen. Von einem überschwenglich reichen

Digitized by Google

Zuge des Gemüthes, von einem vorzugsweise phantasievoll aufgeregten Geisteszustande, ist aber bei unserm Verf. um so weniger die Rede, da er sich, wie seine Darstellung reichlich erweist, die Freiheit protestantischer Forschung in jeder Weise erhalten hat. Das vorliegende Werk giebt in weltlicher und kirchlicher Entwickelung eine Geschichte des Christenthums, von dem Moment an, wo es unter Konstantin Staatsreligion wurde, bis zum Untergange des weströmischen Kaiserreichs, zum Beginn des Mittelalters. Mitten unter sittlicher Entnervung des südlichen Polytheismus und dem Andrange nordischer Barbarei erzeugt sich die Nothwendigkeit, daß die christliche Lehre sich in der Außenwelt Raum schafft und sich in den Formen einer Kirche ausprägt. Der Bischof von Rom wird ein König des Geisterreichs, der seine magischen Kreise durch den Erdraum zieht, in immer weitern Linien und so über die animalischen Mächte der Welt triumphirt. Dies ist das Zeitalter Leo's des Großen. Es ist die Entwickelung des Christenthums zum reinsten Katholicismus. Der Katholicismus feiert hier seine unschuldige, jungfräuliche Blüthenzeit. Es realisirt sich eine allgemeine christliche Kirche, und der Historiker, der diese Epoche darstellt, muß dieser Katholicität unbedingt huldigen. Trotzdem wuchert schon hie und da die Häresie, als Vorbote künftiger Spaltungen. Deshalb haben wir schon jetzt darauf zu wachen, wie sich der Kirchenhistoriker zu diesen Erscheinungen stellt. „Von größter Wichtigkeit" — sagt unser Autor — „ist der Einfluß, den die entstehenden Häresieen auf die Entwickelung der Lehre ausübten, denn durch sie tritt innere Nöthigung einer weiteren Auseinandersetzung des in einfacher Form Gegebenen ein, und indem sie dem Irrthum feste und bestimmte Gestalt geben, zwingen sie die Wahrheit, aus ihrer Unmittelbarkeit hervorzutreten, sich zu entfalten, was sie nicht anders kann, als indem sie sich in ihre einzelnen Momente zerlegt. Der Glaube fordert seiner Natur nach ein sich Unterwerfen des Subjects. Die Häresie besteht nun eben in einem Geltendmachen der Subjectivität, nicht einer Allgemeinheit, wie die Kirche es ist, sondern die individuelle Vernunft wirft sich hier zur Richterin auf, sie bestimmt, was anzunehmen, was zu verwerfen, in welchem Sinne die Lehre zu verstehen, wie die sie enthaltenden Stellen der Schrift auszulegen seien." Dies ist eben so klar wie schlagend. Der Verf. hängt mit Liebe an dem Gedanken der Verkörperung einer allgemeinen christlichen Kirche, wie derselbe sich wirklich in der Zeit, die unser Autor darstellt, verwirklichte. Wie nun aber, wenn dieser Körper der sichtbaren Kirche mürbe, krank, siech wird, und dem Schicksal aller äußeren Erscheinungen unterliegend, an sich selbst abstirbt? Wie dann, wenn die Subjectivität, die anfangs zwar, so lange die Objectivität der allgemeinen Kirche in Kraft und Fülle der Gesundheit blüht, ihre Stirn an der festen Form des Lebens zerstößt, allmälig aber sicher und unaufhaltsam eine Macht gewinnt, vor deren Urtheil alle Gestaltungen der Welt zerbrechen, wie dann, wenn eine Zeit erscheint, wo diese Subjectivität sich so tief in dem geistigen Gehalt der Religion sichert, daß sie die Allgemeinheit einer unsichtbaren Kirche erringt, die der äußern Objectivität nicht weiter bedarf? Dies ist die Be-

Digitized by Google

deutung des Protestantismus. Wie steht es dann mit dem Bekenntnisse und der Lehre des Verfs., wenn er die Geschichte des Mittelalters beschrieben hat und sich dem Zeitraum naht, wo die äußere Einheit der Kirche zerfällt und der matt gewordene Körper derselben keine Regeneration erleben kann? An einer andern Stelle seiner Schrift nennt er die Schismen und Häresieen negative Facta der christlichen Geschichte, nothwendige Negationen, in denen sich das Positive (die katholische Lehre) ihrer Momente entäußere. Der Verf. hat sich der Hegelschen Anschauungsweise vom Proceß geschichtlicher Entwickelung so sehr bemächtigt, daß er sich ihrer nicht entschlagen kann. Dies kommt uns ganz zu Statten. Wenn nämlich der Zeitpunkt erscheint in der Geschichte, wo das Positive ganz in die Negation, das Sein in sein Andersein übertritt: wo bleibt da die objective Kirche, wie steht der Verf. dann zum Katholicismus? Wir brechen mit dieser Frage ab und warten auf die Beantwortung derselben, die sich aus der Art und Weise ergeben wird, wie sich der Autor in seiner künftigen Geschichte des Mittelalters zu seinem Stoffe stellen wird. 27.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Im „Organ des deutschen Buchhandels," redig. von H. Burchhardt, wird gegen die neuerrichtete Buchhandlung von C. Löwenthal in Mannheim heftig Beschwerde geführt, daß sie mit solchen Werken, wie Gutzkow's eben erschienene „Wally, die Zweiflerin," debütire, und überhaupt Miene mache, in ihren Verlagsartikeln eine bestimmte, besonders gegen das Christenthum gerichtete Tendenz zu befolgen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß dieser neue Buchhändler, Herr Löwenthal, jüdischer Abkunft, was unnöthig war hervorzuheben, da dies in unserer Zeit in keiner Weise zu Mißachtung und Vorurtheil gereichen kann, obwohl man freilich meint, daß ein Jude eher geneigt sein dürfte, als ein Anderer, Werke, die zur Vernichtung und Verhöhnung des Christenthums geschrieben sind, wie Gutzkow's Wally, zu verlegen und zu veranlassen. Dies wäre eine harte, und im Allgemeinen irrige Annahme; so viel will ich nur sagen, weil ich den einzelnen und besondern Fall hier nicht beurtheilen kann. Der Verfasser jenes Artikels hat aber offenbar Unrecht, wenn er darauf antragen will, die genannte Handlung, welche solche Tendenzen zeige, nur lieber gleich von Seiten der Regierung wieder zu schließen. Dies wäre noch schöner, wenn es so weit unter uns kommen sollte! Eine Buchhandlung braucht für die Tendenz ihrer Verlagsartikel nicht verantwortlich zu sein, weil sie sich auf die im Staate herrschende Censur berufen kann, und wenn davon (wie bei dieser „Wally," die nicht unter Censur gedruckt ist) gewisse Ausnahmen sich geltend machen können, so bleiben sie immer gesetzlich und sind durch die Gesetze möglich geworden. Man glaube hier nur nicht durch Zwangsmaßregeln etwas zu wirken! Man lasse Alles gewähren, man verbiete nichts, und ehre die geistige Würde einer unendlich strebsamen Zeit, denn das Nichtige und Unhaltbare muß sich durch die unwiderstehliche Dialektik der Tagesmeinungen von selbst wieder vertilgen! Uebrigens glaube ich auch, daß Hr. Löwenthal fälschlich angeklagt wird, denn Hr. Gutzkow ist vielleicht mehr der Stifter jener neuen Leihbuchhandlung des jungen Deutschlands, als Hr. Löwenthal selbst! —

* * *

— Da eben von einer antichristlichen Buchhandlung die Rede war, so kann ich zum Gegenstück ein antijüdisches Kaffeehaus nicht unerwähnt lassen, vor dessen Thür ich hier in Hamburg gerade jetzt sitze, um diese Notizen mit Bleifeder in mein Feuilleton einzutragen. Dies ist das am Jungfernstieg vor dem blauen Alsterbassin schöngelegene Kaffeehaus, welches durch den aus den Zeitungen bekannt gewordenen, sehr thatsächlichen Streit zwischen den jüdischen und christlichen Besuchern desselben fast zerstört worden war. Die Herren Perini und Josty, die Besitzer, haben diese Alsterhalle jetzt von Neuem auf das Geschmackvollste ausbauen und einrichten lassen, aber gewissermaßen nur als einen Privatverein, von dessen Theilnahme die — Juden ausgeschlossen sind. Wer nämlich diese Halle besuchen und dort seinen Kaffee oder sein Eis einnehmen will, muß sich zuvor bei den Besitzern persönlich um eine Eintrittskarte melden, die Demjenigen, welcher die unvertilgbaren Formen Abrahams und Isaacs sehr

Digitized by Google

deutlich auf seinem Antlitz trägt, verweigert wird. Obwohl die Wirthe von den übermüthigen hamburger Judenjünglingen allerdings vielen Schaden gehabt haben, so kann dies doch schwer gebilligt werden. Ich bin zufällig auch ein Christ (wenn die berliner Pietisten mir das erlauben!) und habe deshalb hier auch freies Sitzen. Ich freue mich jetzt alle Tage meines Christenthums bei einer Tasse Kaffee, die mir zur Verdauung unentbehrlich ist. Und da geht mein wackerer Freund Gabriel Rießer vorüber! Was sagt dieser tapfere, und am meisten dadurch gekränkte Ritter der Emancipation dazu? Er will sich künftig in Süddeutschland ansiedeln. —

* * *

— Der Verfasser der kleinen Schrift: „Goethe und sein Jahrhundert," die (aus der Minerva besonders abgedruckt) in der Bran'schen Buchhandlung in Jena erschienen, soll Rehberg sein. —

* * *

— Ludwig Tieck hat „gesammelte Novellen, vermehrte und verbesserte Auflage" (Breslau, Max, bis jetzt 4 niedlich gedruckte Bändchen) herausgegeben, an denen mir bloß die Vorrede auffallend und besprechenswerth erscheint. Sie klingt mir wie eine Stimme in der Wüste, hertönend von einem Manne, der längst nicht mehr recht orientirt ist in Literatur und Zeit und in der Stimmung seiner Nation, und der sich in eine vornehme Isolirung gegen das sich fortbewegende deutsche Leben abgesperrt. Tieck meint in dieser wehmüthig altklugen Vorrede: „wir litten an Systemen aller Art, an einer sonderbaren Freigeisterei (ach!) in Betreff der wichtigsten Gegenstände; die neuen Lehren ersetzten durch heftigen, schnellwechselnden Sinn die Gründlichkeit" ꝛc. ꝛc.; Tieck meint: „die Unabhängigkeit des Poeten sei schlecht bestellt in so unruhiger Gesellschaft der Zeitgenossen; der Poet, der sich dermalen in der freien, grünen Landschaft ergeht, solle eingefangen und auch in der Meinungsfabrik als haspelnder, zwirnender, rühriger und stets thätiger Knecht, zum Besten des allgemeinen Wohles angestellt werden." Dann tröstet sich Ludwig Tieck, daß auch diese Periode, „wie so manche andere," vorübergehen werde: „mögen zuweilen Larven und gespenstische Wunder unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen, so bleibt Apollo in lichten Regionen doch stets der heitere Gott!" — Ach, mein guter, großer Landsmann Ludwig Tieck, mit Deinem Apoll und Deinen grünen Musenbergen und romantischen Wiesen, denkst Du, daß die uns fehlen, und daß wir wieder glücklich werden könnten, wenn wir nur die märchenhafte Waldeinsamkeit wieder hätten und noch einmal Geschmack an Deinen Waldgedichten und Echosonetten und musikalischen Naturphantasien gewännen? O für wie kindisch hältst Du uns, Meister! Dich gelüstet noch immer nach der alten, in Gefühlen verlornen Poetasterei, und die Nation strebt in schmerzlichen Zuckungen gesunde, tüchtige, praktische Lebenszustände an! Merkwürdig bleibt es immer, daß Tieck seine erste Periode der Waldromantik und Märchenlyrik gar nicht vergessen kann, und daß er, nach einer viel bedeutenderen Zwischenstufe, die „das Dichterleben," der „Aufruhr in den Cevennen" und manche andere meisterhafte und geniale Novelle, ausfüllen, jetzt in seinen letzten wieder zu den alten Klängen und Zaubern zurückkehrt. In jenen Novellen war Tieck auf einen höheren, weltpoetischen Kothurn getreten, von dem er nun schon wieder herabgeglitten ist, um in solchen unbegreiflichen Machwerken, wie die „Reise ins Blaue hinein," die „Vogelscheuche" und andern, wieder nach den Eisen und Kobolden seiner Jugend zu jammern. Die meisten Verehrer Tiecks haben auch in der That nur die lyrische Epoche an ihm verehrt, obwohl mit großem Unrecht. Dies war im Jahre

Digitized by Google

1833 in Berlin, wo Tiecks Geburtstag durch eine glänzende Soirée im englischen Hause begangen wurde, recht deutlich zu ersehen, indem die ausgebrachten Toasts immer nur dem Dichter des Octavianus und der Genoveva und des Phantasus galten, statt daß man den Novellendichter hätte leben lassen sollen; ein Fest, das seitdem nie wiederholt worden ist, und an dem ich einer Dame gegenüber saß, die offen genug war zu gestehen, daß sie nie in ihrem Leben etwas von Tieck gelesen, und wo an einem andern Tisch eine griechisch-philologische Gesellschaft ihren Wein bloß deshalb auf Tiecks Wohl trank, weil sie sich an den Abend in diesem Saal zu versammeln pflegte und ihre Zusammenkünfte nicht gerade hatte aussetzen wollen. — Was nun den Inhalt der obengenannten neuen Novellensammlung anlangt, so befaßt sie folgende Erzählungen: Der Wassermensch; der Mondsüchtige; Weihnachtabend; das Zauberschloß; Uebereilung; der wiederkehrende griechische Kaiser; der Gelehrte; die Ahnenprobe. —

* * *

— Neulich sah ich auf dem Sommertheater in Tivoli, wo man die lustigste hamburger Bevölkerung antrifft, eine Parodie der Auber'schen Oper: „Gustav, oder der Maskenball," worin der Hauptheld, König Gustav von Schweden, auf dem Theaterzettel folgendermaßen angekündigt wird: „Gustav, Wirth im König von Schweden und Inhaber des Gasthofes: Hotel de Norwegen, ein Mensch ohne Vorzüge und Anzüge, lebt eingezogen, ist unerzogen, wird aufgezogen, ist unglücklich verliebt und bleibt aus Gram darüber am Leben." Das Ganze war schlecht genug, bis auf den Schluß, wo die Ermordung Gustavs durch Ankarström auf einem Ball sehr glücklich benutzt ist, das Attentat auf Louis Philipp und die Höllenmaschine Fieschi's zu parodiren, welche letztere in Form eines alten Schemels produzirt wurde. Wer hätte diese aristophanische Keckheit auf einem hamburger Volkstheater erwartet, vor dem sich meistentheils nur die Priesterschaft der Venus vulgivaga zu einem Rendezvous einfindet, und man unter den Houri's im mahomed'schen Paradiese zu sitzen glaubt. Es ist aber überhaupt kein Zweifel, daß man Wunder erleben würde an dem weltsatyrischen Talent der Deutschen, wenn es einmal freigegeben wäre und in größeren Dimensionen der Oeffentlichkeit sich regen könnte! —

* * *

— **F. K. von Strombeck** in Wolfenbüttel, der kürzlich von einer größern Reise nach Italien zurückgekehrt ist, wird seinen höchst interessanten „Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit"*) (Braunschweig, 1833. 2 Bde.), wovon eine zweite Auflage im Werke, einen dritten Band hinzufügen, welcher die Ausbeute und Erlebnisse dieser italienischen Reise enthalten soll. Bei dem vortrefflichen, plastischen Darstellungstalent Strombeck's, und den vielfältigen und seltenen Berührungen, in die er in Italien gekommen, darf man sich viele anziehende Mittheilungen versprechen, besonders aus dem Leben und den Verhältnissen einiger berühmten italienischen Gelehrten, und überhaupt aus den gegenwärtigen litrarischen Zuständen Italiens, die bisher von Reisenden wenig berührt und geschildert sind.—

* * *

— Nach einer bestimmten Nachricht, die uns aus Tübingen zugeht, lebt daselbst noch der unglückliche Dichter **Hölderlin** in der Verborgenheit,

*) Eine ausführliche Anzeige davon gab ich in der Preußischen Staatszeitung. 1833. Nr. 197.

Digitized by Google

vom tiefsten Wahnsinn umfangen, in dem ihn sein unbegreifliches und beispielloses Schicksal nun schon fast seit dreißig Jahren ununterbrochen gefesselt hält. Dies zur Berichtigung einer Notiz, die wir in einem frühern Stück dieser Blätter gegeben. —

* * *

— Prof. C. F. Wurm in Hamburg, der ehemalige Redacteur der Kritischen Blätter der Börsenhalle (die nicht mehr existiren), arbeitet gegenwärtig an einer ausführlichern Geschichte Englands, für welche er seit längerer Zeit gesammelt, und die besonders einen genauen Bezug auf die englische Verfassung nehmen wird, die allerdings ein bedeutendes und immer wichtiger werdendes Capitel auch für die Conflicte unserer Zeit ist, und durch scharfe historische Entwickelung ihr gerechtestes Verständniß empfängt. —

* * *

— Die Akademie der Künste in Berlin hat einen Preis auf eine musikalische Composition für die Altstimme gesetzt, um die Ausbildung derselben, die in den neuern Opern so sehr vernachlässigt wird, wieder zu begünstigen. In den italienischen Opern diente der Alt oft als ein besonderes Reizmittel für die Sinnlichkeit, und die Componisten setzten viele Männerrollen in dieser Tonart, um dadurch die schönen Beine einer beliebten Sängerin in enge Beinkleider zu zwängen. Seitdem ist man auf die Entdeckung gekommen, daß man im Ballet, diesem royalistischen System der Bewegung, dasselbe und noch viel mehr haben kann, und die neuern Componisten schreiben seitdem selten mehr eine raffinirte Heroenpartie für einen weiblichen Alt, überhaupt aber wenig und Unbedeutendes für diese Stimme. Welches jedoch auch die Ursach der Vernachlässigung dieser Tonart sei, ich kenne manches tiefe Mädchen, d. h. mit einer tiefen Stimme begabte, deren schönes Talent beim Theater unbeachtet und unbelohnt bleibt, weil es zu wenig verwandt werden kann. Jedenfalls ist es löblich, daß für den Alt, diese wahre Delikatesse in der Musik, etwas Aufmunterndes geschieht, nicht bloß der Theatersängerinnen wegen, sondern auch für die Kirchenmusik, die oft ihre erhabensten und schönsten Wirkungen durch ihn erreicht. Möchte den dramatischen Dichtern bald dieselbe akademische Aufmerksamkeit widerfahren, als jetzt den Altisten! Denn die Akademie der Künste in Berlin verhieß bekanntlich schon vor einigen Jahren eine öffentliche Concurrenz für das Drama zu eröffnen. Wenn wir auch für die nächste Zeit nicht viel davon erhoffen, so wäre es doch für's Erste ein gutes Signal, das man in den heutigen Zuständen der Literatur gar nicht verachten darf. —

* * *

— Ueberall trifft man Berliner! Die überwiegende Mehrzahl der Reisenden und Bäderbesuchenden besteht auch in diesem Jahr wieder aus Berlinern, wie man in den Fremden- und Badelisten aller Orten ersehen kann. Diesen meinen wunderlichen encyclopädischen Landsleuten, die überall ihren aus Intelligenz und Ennui gemischten Charakter verrathen, ist zu Hause nicht wohl, darum reisen sie viel, und wenn sie in der Fremde sind, fallen doch alle Vergleiche, die sie geschäftig anzustellen wissen, immer und immer nur zum Vortheil Berlin's aus, nach dessen Sand sie sich endlich, sie wissen selbst nicht warum, wieder zurücksehnen. Dies ist ein hervorstechendes Merkmal der Berliner Reisenden, die Yorick zu signalisiren vergessen, und woran du sie schon auf der ersten Station im Postwagen belauschen kannst. Beim Mangel eines bestimmt gefärbten Dialekts, macht sie ihre Dialektlosigkeit gleich gegen einander kenntlich,

Digitized by Google

und gewisse Ausdrücke und Manieren, die ihnen in der That statt eines förmlichen Reisepasses gelten könnten. Gestern an der Table d'Hôte im Hôtel de Belvedere saß Jemand neben mir, dem bei der in Hamburg so berühmten und beliebten Mackturtel-Suppe plötzlich „wabbelig" wurde, und nachher moquirte er sich über diese Suppe. Ich begrüßte ihn sogleich mit stürmischer Freude als meinen Landsmann. Nur ein Berliner kann „wabbelig" werden, und sich nachher noch moquiren. —

Hamburg, den 15. September 1835.

Correspondenz.

Paris, im September 1835.

Können Sie sich einen Begriff von einer gesetzgebenden Versammlung machen, deren Majorität zu zwei Drittheilen aus öffentlichen Beamten, die von der Regierung große Besoldungen beziehen, und zu einem Drittheil aus Neophyten besteht, die nur darnach streben, es zu werden, daher auch keine Unwürdigkeit scheuen, um sich die Gunst der Regierung zu verschaffen? Wenn Sie es nicht können, so thun Sie am klügsten, in Ihrer glücklichen Unwissenheit zu verharren; denn es giebt schreckliche, ja selbst Schauder erregende Bilder, die uns anzuziehen und zu fesseln vermögen, die Selbstsucht und die Habgier aber in ihrer ganzen Blöße erregen Ekel und stoßen uns ab. Ich wenigstens kann mir kein ekelhafteres Schauspiel vorstellen. —

Können Sie sich aber einen Begriff machen von einer literarischen Zunft, von einer Schlafmützen- und Pantoffelliteratur, die man nach Franken und Centimen schätzt, die man nach Maaß und Gewicht verhandelt und vertrödelt? Können Sie auch dies nicht, so thun Sie wieder am klügsten, den 99sten Theil der Bücher, die Ihnen von jenseits des Rheins in die Hände gerathen, ungelesen auf die Seite zu schieben, um es nicht erfahren zu müssen.

Sind Sie aber so neugierig, noch mehr wissen zu wollen, so steht Ihnen Folgendes zu Diensten: Ich bin mit einer wirklich bewunderungswürdigen Ausdauer der Berathung über die von unseren kleinen Polignac's restaurirten und rehabilitirten Ordonnanzen Carls X. gefolgt; ich komme eben aus der Sitzung vom 28., und bewegt von dem Eindrucke, den sie in mir zurückgelassen hat, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Glauben Sie nicht, daß die Opposition ihrem Feinde Schritt für Schritt das Schlachtfeld streitig gemacht habe, keineswegs, dies wäre auch vergebliche Mühe und unnützer Zeitverlust gewesen, mit dem besten Willen wäre ihr dies übrigens unmöglich gewesen, denn es gehört wahrlich ein ganz eigenes Organ und ganz besondere Lungenkraft dazu, um zu den 200 Männern vom Centrum zu sprechen, wenn sie Einen nicht anhören wollen, die übrigens schon Alles besser wissen, wie andere Leute, denn sie lachen ja zum Platzen, wenn ihnen Hr. Arage den guten Rath giebt, lieber in ihre Dorfschulen zurückzukehren, um die Anfangsgründe der Arithmetik zu lernen, wenn sie Hr. Royer-Collard der Unrechtlichkeit anklagt, wenn ihnen Hr. Dupin zuruft: ihr verletzt ja die Charte auf eine unverschämte Weise. Ist dies nicht Beweis genug, wie weit es die Leute in der Moral und der Politik gebracht haben? Wenn sich nun ein Deputirter der Opposition auf der Rednerbühne sehen läßt, so erhebt sich sofort von allen Bänken des Centrums ein Gebrüll, ein Gemurmel und Unterbrechen, daß es Einem wie ein hölliſcher Sabbat vorkommt. Der Redner verläßt zuweilen

Digitized by Google

die Tribüne ohne sich einen Augenblick Ruhe verschafft zu haben. Und das nennt man Redefreiheit! Die Minister selbst sehen sich zuweilen genöthigt, den Eifer ihren Diener zu beschwichtigen. — Sie sehen wohl ein, daß mit solchen Wesen von einer vernünftigen, logischen und gründlichen Verhandlung nicht die Rede sein kann. Die Opposition war aber auch weit davon entfernt, sich irgend einen Sieg zu versprechen, ihr einziger Zweck war, gegen eine so offenbare Verletzung der Charte zu protestiren. Dies hat sie auch gethan, die eminentesten Talente der Kammer haben das Gesetz als unwürdig dargestellt. Das Ministerium glaubt zwar dasselbe durch das Votum der Majorität heiligen zu können, gesetzlich wird ihr dies völlig gelingen, moralisch aber niemals. — Sie werden mich vielleicht fragen, warum Carl X. so thöricht gewesen sei, seinen Thron nicht mit republicanischen Institutionen umgeben zu lassen, um seine Ordonnanzen durchzusetzen, und Sie haben vollkommen Recht; er hätte nur dies zu thun brauchen, und der fromme Mann jagte noch zur Stunde in einem von seinen schönen Forsten, die er so sehr bedauern soll. Republicanische Institutionen mit einer monarchischen Regierung haben noch Niemand Leid angethan, auch dem Ehrgeizigsten nicht, sie sind sanft und fügsam, wie die Lämmlein; die Gegenwart beweist es zur Genüge. Armer Lafayette! Gott vergeb dir deine Sünde. — Wenn Sie mich aber fragen, woher diese Dreistigkeit unserer Minister, wenn sie nicht auf die Majorität des Volkes zählen können? und wenn Sie sich darüber wundern, daß dennoch in ganzen Lande Ruhe herrscht, — daß keine Provinz sich erhebt, — daß keine Stadt von ihrem Petitionsrechte Gebrauch macht, so kann ich Ihnen darauf nur folgende zwei Antworten geben: Ahnte denn Carl X. am 26. Juli, was am 27. vorfallen werde? Er jagte ganz ruhig in Rambouillet. Meine zweite Antwort ist eben so einfach: wenn wir unsere Rechte nicht zu wahren verstehen, so werden wir sie doch wiederzuerobern wissen. Ja, es herrscht wirklich Ruhe im ganzen Lande, der Grund davon ist aber nicht, daß sich das Volk an die monströsen Gesetze Persil's anschließt, es baut vielmehr auf die Zukunft. Lassen wir nicht außer Acht, daß wir in wenig Jahren ein ganzes Jahrhundert durchlaufen haben, das heutige Frankreich ist nicht mehr das der Restauration, nicht mehr das Frankreich von 1830, es ist eine ganz neue Gedankenwelt, in der wir leben. Wir studiren einander, wir stellen unsern Glauben, den man uns gewaltsam zerstört hat, wieder her, wir befestigen uns in unserer Ueberzeugung, wir sind mit Einem Worte in einem Zustande des Zweifels, der dem Glauben voranzugehen pflegt, in einem Zustande der Anarchie, der nach Ordnung zielt. Nicht die Politik allein, auch die Literatur, ja selbst die ganze Gesellschaft ist durch den gewaltigen Stoß, der uns im Juli 1830 auf einen ganz fremden Boden versetzt hat, aus dem Gleise gebracht worden. Wir müssen uns erst wieder erkennen. — Das Persil'sche Gesetz steht in einem zu großen Widerspruche mit den Anforderungen der Zeit, als daß man von ihm zu fürchten brauchte, es möchte nur die geringste Reaction bei den Männern des Fortschreitens hervorbringen. Es ist nur ein einziger Wassertropfen in die Flamme. — Glauben Sie mir, die Gemüther sind wirklich im Fortschreiten begriffen, der Beleg dafür ist aber keineswegs in unserer modernen Literatur zu suchen, denn noch nie war Frankreichs Literatur in einem traurigern Zustande, als gerade jetzt. Die Republik der Wissenschaften ist von demselben merkantilischen Selbstsuchtsfieber ergriffen, das unsere Regierung und ihre Auserwählten verzehrt. Die Profession eines Schriftstellers wird eben so verächtlich, als die eines Krämers. Lumpensammler sind zu Schriftstellern geworden. Dies scheint auch Hr. Viennet haben andeuten zu wollen, indem er vor Kurzem eine sehr lebhafte Correspondenz mit den Mauleseln Don Miguel's unterhalten hat

Digitized by Google

(er hat eine poetiſche Epiſtel an ſie gerichtet), und ſich jetzt an ſeine neuen Collegen mit einer Epiſtel wendet (Epitre aux Chiffonniers de Paris. — Chiffonnier bedeutet aber auch einen Mährchenerzähler, einen Schwätzer, oder auch einen urtheilsloſen Menſchen). Es giebt aber auch viele von unſern Autoren, die, obgleich ſie ſich öffentlich die größten Lobſprüche ſpenden laſſen, ſich unter vier Augen einander den geringen Werth ihrer Geiſtesproducte eingeſtehen, und wenn ſie es ſich auch wirklich verbergen wollten, ſo würden ſie doch allzubald durch die abſurden Lobhudeleien ihren beſoldeten Freunde zu der richtigen Ueberzeugung gelangen müſſen. Leſen Sie nur die Recenſionen in der Revue des deux Monder, der Revue de Paris, der Epoque und andrer Revues von dieſer Sorte, ſo wie in unſern politiſchen und literariſchen Blättern, und geſtehen Sie, ob man ſchlechter von ſeinen Freunden bedient werden kann, als es dort geſchieht. Hüten Sie ſich aber vorzüglich, ein Wort davon zu glauben, was Sie dort leſen, ein Werk, wovon man Ihnen eine ganze Reihe von Ausgaben aufzählt, deſſen erſte Ausgabe verfault in ihrer urſprünglichen Jungfräulichkeit in dem Keller des Verlegers; von einem andern wird behauptet, es habe dem Verfaſſer 1000 Rthlr. eingebracht, dafür hat er höchſtens 100 Rthlr. in 3 Terminen zahlbar erhalten. Und doch fehlt es keineswegs an Lobhudlern, jeder, auch der erbärmlichſte Scribler hat deren ganze Generationen in Reſerve; ich glaube aber bemerkt zu haben, daß die Anzahl der Betrogenen in der Maaße abnimmt, als die der Apologiſten zunimmt. — Eine vernünftige, uneigennützige, unpartheiiſche Kritik iſt in unſeren Zeiten ein wahres Wunder, welches prophezeiht, aber nie verwirklicht wird. Die Preſſe iſt ein ſchändliches Monopol geworden, welches von einigen Krämern aus der Republik der Wiſſenſchaften ausgebeutet wird. Fragen Sie einen Romandichter, einen Dramaturgen, welchen Ruhm ihm ſeine Romane, Memoiren oder Schauſpiele eingebracht haben, ſo antwortet er Ihnen mit dem kälteſten Blute von der Welt, ohne wegen der Antwort nur einen Augenblick in Verlegenheit zu gerathen: ſo und ſo viel Franken, nach Abzug ſo und ſo vieler, um der Unerſättlichkeit einer großen Anzahl Lobſpender zu genügen. — So weit ſind wir geſunken. Dem Lichte iſt aber Finſterniß vorangegangen, und ich baue auf die Zukunft: Die Juden erwarten den Meſſias, wir erwarten ihn auch. Die Wuth, mit welcher die Politik und die Literatur ſich einander ſelbſt vernichten, iſt von guter Vorbedeutung. Wir befinden uns gleichſam am Vorabend unſeres letzten Tags, von Ahnungen bewegt und geängſtigt; es iſt aber auch wahrſcheinlich der letzte Tag unſerer moraliſchen Anarchie, und die Welt wird neugeboren werden! H.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Literarischer Zodiacus.

November, 1835.

Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht!

Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literarischen Vereines.

Von

F. Gustav Kühne.

„Musik mit ihrem Silberklang!“ sagen Shakspeares Fiedler und lächeln pfiffig und halten die hohle Hand hin, um das Ende vom Liede, auf das ihnen Alles ankommt, den Klingklang der Münze, zu vernehmen. Was die täppischen Kautze auf ihren Geigen heruntergekratzt, das galt ihnen nicht für das ganze Spiel, nur für Vorspiel, für Musik ohne Silberklang, das Nachspiel macht die klingende Münze. Darum stehen sie da und lächeln blöde, und die hohle Hand ist so trostlos nüchtern wie eine Schildkrötenschaale, über deren Wölbung noch die goldenen klingenden Saiten fehlen. Die Kunst ist frei — und die Kunst geht nach Brot. Hierin liegt die Bedingung ihrer Existenz und ihrer Nichtexistenz. Als die Malerei ihre welthistorische Epoche hatte, da ging diese Kunst nicht nach Brot, vielmehr ging das Brot nach der Kunst, das Brot, das Geld, der Nektar, die Liebe, alle Elemente und Mächte des Lebens machten Wallfahrten nach den heiligen Stätten, wo der Fuß eines Malers weilte, und knieten vor der Schwelle seines Hauses, denn drinnen waltete eine Göttin. Die Schätze der römischen Kirchenfürsten flossen wie ewige Quellen in die Ateliers der Künstler, der venetianische Aristokrat öffnete für Tizian und Tintoretto seine blitzenden Chatoullen, und das Weib der Lagunenstadt gab mehr, weit mehr als ihr Gatte. Nicht blos das Halsgeschmeide, auch das Tuch riß die Signora herunter, und gab es ihm und sich mit, und gab ihm Alles. Alles Stolzes der irdischen Herrlichkeit entkleidet, lag das glühende Weib in seinem Arm, und

Digitized by Google

der Künſtler berauſchte ſich in ihren Küſſen und malte dann, trunken von der Fülle des Lebens, die er in ſich ſchlürfte, ſeine ewigen Götterbilder. Das Ewige konnte ihm nicht entgehen in ſeinen Werken, denn der irdiſche Augenblick überſchüttete ihn wie der goldne Regen die Danae. Alle Poren ſeines Weſens öffneten ſich, um die heißen Düfte und die Lieblichkeiten des Daſeins in vollen Zügen einzuſaugen, und ſo war der Künſtler Italiens ein voller, ganzer Menſch, ein Erdengott. Er brauchte kein Kröſus zu ſein, er wollte und brauchte nicht Schätze zu häufen, vielmehr ſpielte er mit ihnen und ſchleuderte ſie wieder von ſich, wenn er ſich genug gebadet hatte im Strom des Goldes. Wer dann nicht zu ihm wallfahrtete, um das Ueberirdiſche in ſeiner Kunſt anzubeten, der kniete vor ihm, um die Schnalle ſeines Schuhes zu küſſen, denn auf dieſer Schnalle ſaß ein Smaragd aus dem Diadem eines Fürſten.

Und nicht blos in Italien iſt die Kunſt zu ihrer Blüthenzeit die Herrin aller Elemente des Lebens geweſen: in Flandern war es nicht anders. Der Bürger Rubens lebte in Antwerpen wie ein geliebter und verehrter König. Herzöge und Grafen ſpeiſten von Silber an ſeinem Tiſche und fühlten ſich beglückt, wenn der Maler die Hand ihnen drückte, dieſelbe Hand, welche die irdiſchen Freuden der Welt wie friſchduftende ſaftige Früchte auf die Leinwand ſtreute. Der Herzog von Mantua ernannte ihn zu ſeinem Ambaſſadeur am ſpaniſchen Hofe, Iſabella wählte ihn zum Vermittler zwiſchen den vereinigten Provinzen und der katholiſchen Majeſtät, und Philipp der Vierte ſtaunte nicht wenig, in dem Künſtler einen weltkundigen Diplomaten kennen zu lernen. Man glaubte den Erbherrn Flanderns, den Souverain von Burgund in Madrid einziehen zu ſehen, ſo glänzend war ſein Privatgefolge, ſo königlich erſchien ſein Benehmen, ſo gewandt und ſicher ſein Blick. Als Ambaſſadeur zog er nach London, wo ihn Karl im vollen Staatsrathe empfing und vor ſeinem Parlamente zum Ritter ſchlug. Auf ſeinem Luſtſchloſſe Stean bei Mecheln lebte Rubens wie ein Fürſt. Seine Schüler beſtiegen prächtige Roſſe, um große Jagden anzuſtellen, die jene

Digitized by Google

berühmten Bilder lieferten. Der Meister ritt einen schäumenden Andalusier, seine Frau, die blonde Helene Forman, das blühende Weib mit der weißen saftigen Schulter und dem durchleuchtenden Incarnat, ritt neben ihm ein spanisches Maulthier, reich mit silbernem Schmuckwerk geziert. So lebte dieser Peter Paul, ein freier Bürger. Von allen Ländern strömten die Menschen herbei, um diesen Malerkönig zu sehen. Vor der strotzenden Fülle seines Glückes trat der bescheidene Antoni van Dyk still in den Hintergrund. Wo Einer so völlig Herr war, so allmächtig die Gemüther regierte, daß die Bewegungen des geselligen Lebens nur um ihn kreisten, konnte kein Zweiter herrschen. Van Dyk verließ seinen Meister und seine Heimath. Die königlichen Stuarts riefen ihn zu sich, um die kalte Herrlichkeit ihres Hofes mit der Lebensluft der Kunst zu erwärmen. Sie verlangten eine künstliche Stubenheizung von dem Maler. Es liegt im Wahne des Engländers, die Kunst nur als Dienerin zu halten, eine schlimme Demüthigung. Aber van Dyk fand hier den Typus seiner Kunst. Er malte jene schöne bleiche königliche Stirn, die nur einmal im Leben, nur vor dem Henker, sich färbte. Er malte jene vielen hundert Bilder aus der stolzen Aristokratenwelt, die Fürstengesichter im Stuartskostüm, die ernsthafte Stutzerhaftigkeit des Hofes, die stolze Zärtlichkeit der englischen Damen, die steifen Pagen mit den schlanken Windhunden; er wurde für die englische Thier- und Menschenwelt der Künstler des Portraits. Er ging ganz auf in diese Kreise einer romantischen Hofetiquette, er selbst warf sich einen spanischen Mantel um die Schulter, und malte seine eigne Gestalt mitten unter diese galanten Erscheinungen der katholischen Stuarts; aber er beherrschte völlig diese Welt, Alles jubelte ihm zu und sah in ihm einen Verklärer des unverstandenen Lebens, einen Erlöser aus den Formen des kalten Daseins. Antoni war ein stiller decenter Mann gewesen; in Italien hatten die Genossen den schüchternen Jüngling verlacht. Jetzt hatte er seine Welt, und mit ihr den Typus seiner Kunst gefunden; jetzt konnte sich auch sein ganzer Mensch entfalten. Er war Herr des Bodens,

Digitized by Google

auf dem er wandelte, ein ideeller König; die Herzen schlugen ihm entgegen, selbst die steifen Kragen der Stuartsdamen fielen matt zusammen, wenn Antoni's Hand sie berührte, kein Lord, aber der Maler durfte die Spitzen am Halse zerknittern, van Dyk durfte die blassen Wangen der Edelfrauen roth küssen. Auf der Münchner Hofgartengallerie stand ich entzückt vor dem Bilde seiner Frau, der Gräfin Gorré, Maria von Ruthwen. Hinter den Lilien ihres Antlitzes brennt verstohlen, aber tief und duftig, das Rosenlicht der Liebe. Das ist eine jener hohen aristokratischen Stuartsdamen, die erst unter van Dyks Lippen zu Weibern wurden. So lebte der Maler am Hof und zu Elstham auf seinem Schlosse in der Grafschaft Kent wie der erste Baron Englands. Das düstere Schweigen des Sanct Paul und Karls königliche Thräne waren, als er starb, der Triumph seines Lebens. —

Ich sage, die Kunst darf nicht nach Brot gehen, vielmehr müssen die Früchte des Lebens in goldnen Schaalen ihr in's Haus gebracht werden, und die sie bringen, müssen auf der Schwelle stehen und sich selig preisen, wenn der Künstler, der divine Mann, der mit höheren Mächten als ein König die Gemüther lenkt, ein Lächeln seinen Lippen abnöthigt. Wo das nicht ist, da ist die Kunst nicht, was sie ist oder sein kann, eine irdische Gottheit, eine weltliche Religion. So etwas läßt sich nicht machen, so etwas liegt in den allgemeinen Zuständen, in der Weltanschauung einer Zeit. Die Weltzustände bedingen es, ob in Europa auf irgend einem Punkte noch einmal ein neuer Kunstaltar erbaut werden könne oder nicht, und eine Epoche möglich ist, wo die Menschenkinder, wie von einem schönen Wahnsinn befallen, Religion und Kirche, Staat und Familie, Haus und Heerd, alle ihre Liebe und Anbetung im Stiche lassen, oder nicht im Stiche lassen, sondern Alles mitnehmen, um Alles in leidenschaftlicher Entzückung auf die Stufen eines neuen Musentempels niederzulegen.

Es sieht nicht darnach aus, auch in Deutschland nicht, denn hier hat es leider schon eine Zeit gegeben, wo es darnach aussah

Digitized by Google

und den Anschein davon hatte. Der Punkt, auf dem sich so etwas zu gestalten Miene machte, hieß Weimar. Hier wurden die Musen und Grazien die ausschließlichen Gottheiten eines sinnlich-edlen, geistig-üppigen Lebens. Der Staat war ohne politische Bedeutsamkeit, die fürstlichen Personen hatten die schönste Befähigung und ausschließlich Sinn für die Künste, die Poesie gehörte zu ihren Lebensbedürfnissen, sie schmückten mit ihren Gebilden nicht blos die Räume ihres Daseins, die Kunst war völlig ihre Luft zum Athemholen. Eine Herzogin Amalia ist eine kostbare Seltenheit in der ganzen Weltgeschichte. Alles schien sich günstig zu gestalten, um hier dem deutschen Genius seine Wiege oder noch mehr als das, sein Brautbett aufzuschlagen. Die Zeiten waren stürmisch, ein Weltgewitter zog über die Häupter, aber man entwand sich diplomatisch den Wirren des kriegerischen Lebens, um seinen Gottheiten in stiller Zurückgezogenheit zu dienen. Nur so wurde es möglich: und darin liegt zugleich das Gebrochene, das Unfreie dieser Blüthe der deutschen Kunstepoche. Man mußte sich den Stürmen des großen ganzen Lebens entwinden, um im Kleinen und in der Enge das Große und Ganze und Weite wiederzufinden. So ist diese Blüthe eine zärtliche Treibhauspflanze gewesen in mancher Beziehung, und die Fragen des nächstfolgenden Geschlechts, schon der noch Mitlebenden jener Zeit, reichen über diesen Friedenssitz der deutschen Musen wie feuerrothe Kometen hinweg, die man unter den kleinen Haus- und Himmelssternen des Weimarischen Hofes mitzuzählen vergessen hatte. Man führte in Weimar weniger ein nationales Hof-, als ein idyllisches Landleben. Wieland war der blöde, aber doch auch sehr lüstern lächelnde Fürstenschäfer; das Sammtkäppel gab ihm in alten Tagen eine seltsame Beimischung von Ehrwürdigkeit. Herder sprach und radotirte schön und weise über Alles und Jedes; seine gefällige Humanität gab dem Fürstensalon etwas ächt Patriarchalisches. Schiller wurde nie Hofmann, er dichtete nicht für die Schranken eines Hoftheaters, er appellirte an die allgemeine Menschheit, er hatte am meisten Beruf, eine Nation

Digitized by Google

zu bilden, er war es am meiſten werth, eine Nation zu haben. Wieland nannte ihn ſcherzhaft einen tragiſchen Herkules, und das bezeichnet am beſten den Mißſtand zwiſchen Schiller und einem bloßen Cirkel von äſthetiſchen Prinzen und Noblen. Wielands lächelnde und kichernde Sinnlichkeit, Herders weiches Raiſoniren und Schillers heißes Gelüſt nach dem tieferen Aufruhr des inneren Menſchen vereinigten ſich am Weimariſchen Hofe ſchließlich in Goethe's beglückter Perſönlichkeit. Er hat dieſe Elemente zur Harmonie in ſich verſchmolzen, aber hinausgegangen iſt er nicht über ihre Kreiſe, vielmehr haben ſie in ihm, nachdem der Gipfelpunkt erreicht war, ſich überlebt; er hat dieſe Sterne über ihre Mittagshöhe ihrem erblaſſenden Abendrothe entgegengeführt.

Goethe hat unendlich tiefe, mannigfach wunderbare Töne angeſchlagen, aber einen ſichern Typus hat er wohl keinem Zweige der Literatur eingeprägt, wie etwa Shakſpeare der dramatiſchen Poeſie ſeines Volkes. Der Brite hatte nur einen Weg eingeſchlagen, weil er nur eine große Sache kannte, und dieſe eine Sache war ſeine Nation. Deshalb hat Shakſpeare durch dies Verfolgen einer einzigen Richtung für das Drama Formen hervorgerufen, die ſeine Perſönlichkeit überwuchſen und feſter und objectiver ſcheinen, um blos an die Bedingung ſeiner Subjectivität geknüpft zu ſein. Goethe hat viele Wege eingeſchlagen, mannigfache Richtungen eröffnet, keine einzige zu Ende verfolgt. Die Spuren, die ſein Fuß gewandelt, ſind leiſe dem Boden eingedrückt. Jedes Gebiet, das er betrat, ſchmiegte ſich leicht und gefällig zu ſeinen Füßen, es war, als wenn die Geiſter der Natur freiwillig ihr Beſtes und Schönſtes zu ſeinen Triumphen darzubieten ſich verſchworen, er zog hierhin und dorthin, und trat aus allen Sphären neu verjüngt hervor wie ein ewiger Bräutigam, mit der Krone ewiger Geſundheit geſchmückt, mit dem Gürtel eines unüberwindlichen Liebreizes um ſeine Hüfte. Er war unendlich glücklich, ſein Glück war noch größer faſt, als ſein Talent. Alle Roſen, die er pflückte, ſchlangen ſich zu Blumenkränzen um ſeine Bruſt. Jede Richtung, die er als

Digitized by Google

Dichter einschlug, wurde ein Festzug für seine Persönlichkeit, aber er blieb keiner treu, lebte keine aus, sein Ich wand sich behende und schlank durch alle Verpuppungen, er war ein Talleyrand der deutschen Kunst und Poesie. In seiner Jugend regten sich mittelalterlich deutsche Elemente in seiner Brust; er schrieb den Götz und nahm damit einen Anlauf zu einem ächten Nationaldrama. Der Götz war ein großer Anfang dazu; aber Goethe verfolgte diese Richtung nicht; es waren zu viel widerstreitende Anforderungen in seiner Zeit, mithin auch in ihm. Der damaligen socialen Zustände hatte sich eine todeslustige Melancholie bemächtigt. Der blühende Wolfgang erlebte diese Krankheit mit an sich selbst, und heilte sich durch den Werther. Dann tändelte er wieder leicht und lustig in Schäferspielen und zollte der Wielandschen Schule seinen Tribut. Er koquettirte mit der französischen Sentimentalität und fand auch diesen Stoff vor in der vielfach zerspaltenen Gemüthsanlage seines Volkes und seiner Zeit. Clavigo und Stella setzten dieser Richtung die Krone auf, und Wolfgang Goethe war berufen, von allen Anpflanzungen in den verschiedensten Kreisen des deutschen Lebens die Frucht zu brechen, denn Alles schien ihm entgegenzublühen. Dabei lief er, wie sein Rattenfänger, unstät und lustig singend über Berg und Thal, seine Sohlen waren geflügelt, seine Stirn umspielte ein ewiger Maienglanz der Liebe, über seine Lippen flossen Lieder, süß wie Honigseim, unschuldig wie Milch, leicht und üppig, wie ein morgendlicher Hauch die reifen Blüthen schüttelt. Die Lieder kamen ihm Tag und Nacht, bis in's späteste Alter, er wußte nicht wie, und ahnte kaum, daß er gerade der Lyrik weit mehr, als dem deutschen Drama und Roman einen vollendeten Typus gab. In der lyrischen Poesie hat der Deutsche auch weit weniger fehlgetappt. Zum Liede gehört der tiefe Schmerz oder die tiefe Lust der einzelnen Brust, und als Einzelner hat der Deutsche unter allen Volksindividuen die tiefste, reinste, schönste Befähigung zum Höchsten. Aber zum Roman gehört ein volles, ganzes, episch entfaltetes Volksleben, zum Drama eine dramatische Nationalität.

Digitized by Google

Das Studium der griechiſchen Antike war durch Winkelmann und Wolf eröffnet. Goethe machte ſich auch auf dieſem Felde mit deutſcher Liebe heimiſch; dieſer Richtung blieb er am treueſten. Er hatte Wärme des Herzens genug, um das Marmorbild lebendig zu küſſen; er war der Pygmalion der Iphigenia. Und doch hat er gerade hier ſich und ſein Volk, weil es im Fürſtenzirkel gefiel, am meiſten vergeſſen, er blieb ſtarr und kalt am Munde der glatten Steingeſtalt hangen und dichtete die natürliche Tochter. Das war eben das Vermeſſen des großen Mannes, daß er nicht bedachte, ſein Volk habe ſeine eigenen Götter, und daß er wähnte, er müſſe für die Deutſchen erſt eine Gottheit ſuchen auf fernen Geſilden. Und der Beifall eines feingebildeten Hofes berauſchte ihn. Ein edler Fürſt, dem zur vollendeten Größe ſeines Geiſtes nur ein großes Reich fehlte, um das als Herrſcher zu ſein, was er als Menſch war; dieſer Fürſt war ſein Freund, ſein Duzbruder, nur ſchade, daß dieſer Herr, um den Dichter an ſeinem Hofe zu halten, ihn auch zu ſeinem Diener machen mußte. So wurde Goethe, der geadelte Bürgersſohn, ein großer Mann in einer kleinen Coterie, ein Staatsminiſter in einem engen Hofleben. Er war nicht, wie Rubens, wie van Dyk, der freie Fürſtenfreund, der unabhängige Selbſtmenſch. Der Großherzog hatte in ihm den Frankfurter **Doctor iuris** werben, ihn zum Rath und Beiſitzer im geheimen Conſeil, zum großmächtigen Beamten in ſeinem kleinmächtigen Ländchen machen müſſen. Es ging nicht anders, beim ewigen Gott der Deutſchen! Der krumme deutſche Buckel, der doch ſchon ſo viele materielle Laſten eſelhaft geduldig getragen, will nichts Ideelles auf ſeinem Nacken aushalten. Als der vorige König von Baiern zum erſten Male ſeine Kammern berief, um die Stimme der Nation zu vernehmen, da kamen die baierſchen Bierbrauer an und ſteckten die dicken Köpfe zuſammen und raunten ſich brummend zu, es gebe im Lande einen gewiſſen Geheimrath von Schelling, der habe 4000 fl. zu verzehren und thäte nichts, als die Hände in den Schooß legen, nicht einmal Bier trinke ſo ein vornehmer Müßiggänger, ſondern eitel Cham-

Digitized by Google

pagner; so etwas sei nicht zu dulden, der Mann mit dem orientalischen Schlafrock sei unnütz. Damals war noch keine Universität in München. Seitdem Schelling wieder Professor ist, denken die bairischen Bierbrauer, er thäte mehr als sonst. Es ist ein schnurrig Ding mit dem deutschen Nationalsinn. Wenn er einmal seine Stimmen abgerissen losläßt, brummt er so inarticulirt, wie der Vierfüßer im Stande der Unschuld. Der Deutsche hat im Ganzen und in seiner Gesammterscheinung nichts Großes, er hat nur diverse große Tugenden. Wir haben eine große Nationalliteratur, und doch keinen großen Nationalsinn mit ihr erhalten. Wenn die Fürsten nicht demokratisiren und die Erziehung des Volkes weiter führen, so wird nichts daraus, da es die Dichter bis jetzt nicht vermochten. Was früher Künstler und Dichter waren, sind heutzutage Schriftsteller. Die Fürsten müssen mit den Schriftstellern wetteifern, um sich die Nation zu erziehen. Thron und Volk müssen enger an einander gerückt werden, denn sie gehören zusammen wie Kopf und Brust. Was sich zwischen beide drängt, die Camarilla, muß gestürzt werden. Nicht die Fürsten sind verfolgungssüchtig, sondern die Camarilla und ihre Büreaukratie. Diese verkennen unsere gute Gesinnung, verschwärzen unsere harmlose Miene, verdächtigen unsern Eifer, entwenden uns heimlich unsere Liebe, und zwingen uns den Haß auf.

Goethe, sage ich — denn auf ihn muß ich zurückkommen, um zu zeigen, warum wir eine Nationalliteratur, und doch für die Formen der Poesie keinen Nationaltypus erhalten haben — Goethe hat auch dem Roman keine Normalform gegeben. Er nahm in seinem Wilhelm Meister nur den Anlauf dazu, ohne das Werk zu vollenden, geschweige die Richtung, die er hier glücklich eingeschlagen, zu verfolgen. Wir sahen hier einen Complex deutscher Zustände in bestimmter gesellschaftlicher Zeitentwicklung. Das Thema ist die Erziehung eines Einzelnen, die durch jene Zustände und in verschiedenen Situationen bedingt wird. Wilhelms Bildung beginnt im Komödiantenleben und setzt sich in aristokratischen Zirkeln fort. Beim Ende der Lehr-

Digitized by Google

jahre ist aber kaum der Jüngling, geschweige der Mann fertig. Wilhelm Meister kann nicht in die Mannesjahre treten, weil er so wenig als sein Dichter sich vor den Augen einer Nation gebildet hat. Um aber Mann zu werden, dazu gehört ein Staat, den Staat kannte aber Goethe gar nicht, hatte keinen Sinn, ein öffentliches Staatsleben zu schildern, keinen Muth, offen davon zu sprechen und das fehlende Element einzugestehen. So fehlt dem Deutschen überhaupt die Stufe des Mannes, weil sein Staatsleben nicht zur freien und kräftigen Oeffentlichkeit vollgültig herausgeboren ist. Nur auf einzelnen gesegneten Punkten Deutschlands ist begonnen, was dem Ganzen noch gebricht. So ist der Deutsche überhaupt gar kein Mann; wir sind Jünglinge, wir schäumen etwas und schwärmen eine Weile und sind lustig ein Bissel, sinken aber plötzlich zusammen und sind Greise. Das Mannesalter ist noch nicht frei und fertig herausgeboren in deutscher Natur, der Jüngling in uns und der Greis in uns reichen sich zu schnell die Hände. So bleibt denn der Wilhelm Meister ein Stümper als Mensch. Goethe wußte keinen Mann aus ihm zu machen, weil zum Manne — ein Staat gehört. Seine Bildung ist artistisch und gesellig fertig, und doch ist er ein Pinsel geblieben. Der Roman ist ein Fragment, wie die deutsche Bildungsgeschichte, es fehlt ihm aller nationale Hintergrund. Um in Ermangelung dessen doch irgend etwas Allgemeines hinzustellen, vor dem sich die Figur des Individuums bewegen sollte, ist eine mystificirende Logenassecuranz fingirt, ein höchst alberner Ersatz für eine sonstige compacte Ganzheit, wie sich deren der englische Roman mit den volksthümlichen Elementen historischer Parteiung zu erfreuen hat. Die rationale Unterlage macht den Scottschen Roman so straff und sicher und giebt ihm eine Bedeutung, die der Goethesche nur durch Fiction und psychologische Tiefe erschwingt. Von den Wanderjahren will ich schweigen. Hier ist an allen ideellen Mächten des Lebens ein schnöder Verrath geübt; hier sinkt Alles in eine ängstliche Werkelthätigkeit zusammen, in eine philiströse Versumpfung, die ächt deutsch, aber eines Dichters, der

eine Nation erziehen soll, wenig würdig ist. Die Materialistik Walter Scotts und Coopers ist weit gesünder und bedeutsamer, weil sie nicht prätendirt, in ideeller Bedeutsamkeit hingenommen zu werden, wie die Goethesche, und weil sie sich naiv, vollsaftig und blank hingiebt.

In den Wahlverwandtschaften ist von vorn herein verzichtet auf alle Bewegung in der Mitte des Volkes, auf allen Zusammenhang mit dem Strom des ganzen Lebens. Es ist ein aristokratisch abgefeimtes Quälerleben, höchst subtil, mit höchst spinnefeiner Dialektik der menschlichen Neigungen, ein Kabinetsstück des vornehm abgepferchten Salonlebens, an dessen glatten Felsenwänden der Hülferuf der duldenden Menschenseele wie ein sterbendes Echo schwach verhallt. Hätte Goethe nur den Meister und nicht auch die Wahlverwandtschaften geschrieben, so hätte man noch über die Möglichkeit träumen können, aus seiner Poesie einen Nationalroman hervorgehen zu sehen, in welchem das ganze volle deutsche Herz zu seinem Rechte gekommen.

Mit diesem Werke brach Goethe förmlich mit seinem Volke. Er hatte nie recht an eine Gesammtheit geglaubt, es nie so zuversichtlich wie Schiller sich imaginirt, daß im Deutschen etwas Nationelles, das sich als ein Ganzes ideell fortbildet, schlummere. Dieser Glaube ist aber eine Religion für den deutschen Schriftsteller, diese Religion darf nicht aufgegeben werden. Die damalige Opposition der romantischen Schule gegen Goethe hatte auch nur darin ihren Stützpunkt, daß sie aus dem entlegnen Schooße deutscher Gesittung und deutschen Kunstlebens volksthümliche Elemente wieder ans Licht zog. Mit den Wahlverwandtschaften gab Goethe seinem Volke als einer Gesammtheit den Scheidebrief; was sich nun geschichtlich um ihn her gestaltete, ließ ihn blind, er flüchtete mit seinem Denken und Dichten in den Orient. Es liegt eine herzschneidende Ironie darin, daß der Patriarch von Weimar den Aristokratenroman im Jahre 1809, im Tyrolerjahre schreiben mußte, während er hinter den Bergen, auf deren Spitzen die Wetterfahne des Aufruhrs wehte, die deutsche Canaille für die Sache deutscher Freiheit bluten sah; aber er sah

Digitized by Google

nichts mehr, was die Adern des Volkes blutigroth durchfiberte, er entwand sich „diesen verschlingenden Zeitverhältnissen“ mit höfischer Aristokratenkälte. Schiller war todt, und es war Niemand da, der den Dichter Goethe, welcher sich jetzt völlig mit dem Minister Goethe identificirte, mit dem Menschen, dem Deutschen in ihm, verbrüderte. Das einzige Wesen, was an sein erkaltetes Herz schlug, war ein Mädchen, Bettina, das glühende, verzückte Kind der Natur. Sie begriff es, was es zu sagen habe, für eine Idee, und sollte es ein Phantom sein, das Leben maaßlos hinzuschleudern, es zu wollen, und also es zu müssen. Sie verstand den Hofer und den Speckbacher, sie zitterte für die Helden der Unschuld, ihre Wangen schlug der Purpur begeisterter Liebe, wenn sie an die Feuer der Freiheit dachte, die auf den Alpen loderten; sie ging zerknirscht in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich, wenn sie sich's recht zu Herzen nahm, daß die deutsche Tugend, die dort hinter den Bergen losgelassen wurde, unter dem Conflicte damaliger Zustände doch nichts Anderes als eine deutsche Dummheit sein konnte. Es muß schlimm, sehr schlimm mit uns stehen, wenn die besten Tugenden des Haufens den Anstrich von Dummheiten erhalten, weil die vornehme Welt ihre geschmackvolle Lasterhaftigkeit klugerweise für sich behält. — Daß aber in den Tyroler Bergen so etwas geschehen, der größte deutsche Dichter gleichzeitig so etwas schreiben konnte, das ist ein Factum deutscher Entwicklungsgeschichte, das hat einen Riß gemacht, an dem wir zu flicken haben. Bettina Brentano hatte darüber eine Art instinctartiges Bewußtsein, als sie 1809 in München war, und die herzklopfenden Jubelbriefe nach Weimar schrieb. Sie fühlte so etwas davon, daß aus dem größten deutschen Poeten mehr ein Hofdichter, als ein Nationaldichter geworden sei. Daß ein Herzog ihm seine Freundschaft bot, hatte den Frankfurter Bürger so betäubt, daß er gar nicht umhin konnte, auch dessen Hofmann zu werden. Hätte er seinen Wilhelm Meister aus dem Komödiantentrödel und der aristokratischen Logencoterie hinausjagen können in die freie Luft des Völkerlebens, um ihn im praktischen Getümmel einer

Nationalsache zum Manne reifen zu lassen, hätte er ihn, wie es Bettina in der fliegenden Hitze ihrer zitternden Begeisterung dem Dichter vorhielt, auch nur in die Tyroler Berge zu schicken vermocht, um ihn für Völkerglück jubeln und bluten zu lassen: dann stände nicht zwischen deutscher Dichtung und deutscher Nationalentwickelung die ungemessene Kluft da, über die wir verzweifelnde Kinder der Jetztwelt eine Brücke schlagen müssen. Da liegt das Gebrochene unserer Zustände, da liegt unser ganzes Unglück. Die kleine Bettina hat das so kindisch und so richtig gefühlt, wie keiner. Aber das thörichte Mädchen hat dem großen Dichter zu viel zugemuthet; dem großen Dichter fehlte aller Sinn für weltgeschichtliche Bewegung, ihm war der Glaube versagt an freie Staatenentwickelung.

Von unsern literarischen Ahnherrn damaliger Zeit waren Schiller und Jean Paul die einzigen, die an eine Nation glaubten. Schillers Dramen waren großartige Grundzüge zu dem kühnen Entwurfe einer deutschen Bühne. Er wollte eine Nation versammelt wissen, denn nur zu einer Gesammtheit mochte er sprechen; man nennt ihn mit Recht den deutschen Pindar. Jean Paul schlich weinend und lachend durch die Hütten der Armen, und stieß den Leuten das enge Dach über den Köpfen ein, damit der Himmel hereinsah mit den ewigen Sternenaugen. Es waren zwei göttliche Menschen, zwei ächt demokratische Männer. Wären sie als Dichter so groß, wie als Menschen gewesen, die deutsche Literatur hätte eine andere Wendung genommen; aber sie waren mehr herrliche Redner, begeisterte Sprecher, als glückliche Bildner und Dichter. Schiller hatte sich, von der vorherrschenden lyrischen Ausströmung seines Geistes abgesehen, noch dazu lange in abstracten Theorien als Poet geschwächt; Jean Paul fehlte fast alle sinnliche Gestaltenbildung. Der Dichter Goethe überflügelte Beide, seine Verklärung der Sinnlichkeit war unwiderstehlich und verführerisch schön. Beide wurden überschattet, und mußten huldigen. Schiller fing sogar später an, sich der Goetheschen Richtung zu bequemen, und Jean Pauls sentimentale und prüde Menschenwesen erblichen zu nebelhaften

Digitized by Google

Schemen, wenn eine Goethesche Mädchengestalt in aller Lust sinnlicher Begabung und aller Fülle der freiesten Heiterkeit sich neben sie stellte.

So kam es, daß in Deutschland nicht viel werden konnte aus einer demokratischen Opposition, die sich nicht auf einen Hof, sondern auf die Nation stützte. Den beiden Schlegeln fehlte die Stetigkeit einer kräftigen Gesittung und bewußten Richtung. Sie haben auf das, was man ästhetischen Geschmack nennt, eingewirkt, aber nicht auf die Gesinnung des Publikums, denn mit ihrer Gesinnung waren sie selbst in einer erschrecklichen Wirre. Auch hatten sie selbst Alles von Goethe gelernt; sie konnten der Nation nicht helfen. Tieck kam an mit seinen künstlichen Operationen. Seine Waldorgeln fingen an zu flöten, er suchte mit Minneliedern, mit katholischer Mittelalterlichkeit und mit Naturconcerten eine neue Richtung zu eröffnen; aber aus Goethes Liedern tönte schon so viel bewußte Natur, so viel verklärte Lust der Liebe, daß sich diese Opposition bald zerschlug. Es schien Manchem ein beklagenswerthes Ereigniß, daß Tieck auch später als Novellendichter, als welcher er doch ein gewisses Shakspearesches Element in deutscher Literatur zu vertreten berufen war, eine eigenthümliche Gegnerschaft gegen Goethe aufgab, sobald die einbrechenden kritischen Wirren es ihm nöthig machten, für ihn Partei zu nehmen. Das Zelotengeschrei kam zu spät, um Goethe's Suprematie zu stürzen. Sie stürzte mehr, weil es Zeit war, als weil Pustkuchen und Menzel es so wollten. Jener unwirsche Eifer wollte auch Goethe's reinliche Sinnlichkeit als Unmoralität verketzern. Das war ein trostloses Gezeter, und es half auch nichts. Die derzeitige Herrschaft Goethe's hatten die besten Köpfe eingeräumt, sie war ein Factum, und es blieb uns Jüngern nur eine Art Zähneknirschen und ein trostloser Schmerz, daß jene Herrschaft, zu der Goethe berufen war, sich so salonmäßig gestaltete, und dieser deutsche Dichterfürst zugleich ein Fürstendiener sein mußte. Man denke an den Ritter Rubens, den freien Bürger von Antwerpen, an van Dyk, den freien Baron von England! Man betrachte Michel-

Digitized by Google

angelo, Buonarotti, im Verhältniß zu Julius II. Dieser Dante der italienischen Malerei und Sculptur wußte selbst einem kriegerischen Papste die ganze Selbstständigkeit eines reizbaren Künstlerstolzes mit Glück entgegenzusetzen. Er weigerte sich, als man ihm nicht zu Willen war, das Grabmahl des heil. Vaters zu bauen, denn er konnte getrost auf seine Brust schlagen und die pochende Frage stellen: Was ist ohne mich ein heiliger Vater? wie kann er ohne die Allmacht der Kunst die Welt beherrschen? Man glaube doch nicht, daß Rafael im Dienste der Kirchenfürsten gestanden und etwa den Launen des zehnten Leo gehuldigt hätte! Ihm wurde gehuldigt, zu ihm kam man hülfeflehend, denn man wußte, wie die Tausende in frommen Schauer niedersanken, wenn Rafael eine neue Madonna vor ihren Blicken enthüllte. Das war eine unerhörte Herrschaft der Kunst; da ging die Fürstenmacht betteln bei der Künstlerfreiheit. Und als Rafael, dieser Charfreitagsmensch, seine Jünglingsflügel wieder schnell gen Himmel entfaltete, da schien die Peterskuppel zu beben, die Gestalten in den Logen des Vatican schienen ihre Häupter zu neigen, und durch die ganze katholische Christenheit lief ein düsteres beklommenes: es ist aus mit ihm! **consummatus est!**

Anders war es schon am Hofe der Medicis. Jemehr eine Fürstenfamilie auf die Kunstbestrebungen mit eigener, wählerischer Schaffenslust selbst eingeht, desto mehr bemächtigt sie sich der Richtungen und Herzen der Künstler und Dichter. So war es in Weimar; die Weimarische Fürstenfamilie waren deutsche Medicäer. In Carl August lebte eine Seele von seltener Größe. Er hat an Knebel Briefe geschrieben. Da spricht auf überraschende Weise aus dem Fürsten der freie Mensch heraus, und das nenne ich Größe des Fürsten, wenn sich der Mensch in ihm regt und opponirt. Je attisch gebildeter, je feiner gestimmt aber das Weimarische Fürstenhaus war, desto mehr mußte Goethe in diese vorhandene Culturluft der dortigen Zustände aufgehen, nicht dienerisch und ängstlich, aber desto mehr auf ideelle, durchdringende Weise und mit dem Scheine selbsteigner Neigung.

Digitized by Google

War man doch daselbst durch Wielands höfische Manieren bereits verwöhnt! Auf solchen Vorgänger, der als geistreicher Ceremonienmeister lächelnd das Sammetkäppsel schwang, war schlimm zu folgen, und so mußte denn aus Goethe jene trostlose Weisheit ertönen: der Mensch verliert, was der Poet gewinnt, und eben so umgekehrt.

Wir Jüngern aber, wir Saugmenschen dieser Zeit, die wir unsern Jahren nach nicht für Säuglinge mehr gelten können, obwohl wir noch immer an den Brüsten dieser Zeit wie Kinder liegen, um neue Lebensmilch einzuschlürfen, — wir scheinen so ziemlich Alle verschworen, den ganzen Poeten in uns zu opfern, um nur den ganzen deutschen Menschen in uns zur Entfaltung zu bringen. Die ganze Welt arbeitet auch darauf hin, die Wirklichkeit zu ihren Rechten kommen zu lassen und die Emancipation der deutschen Herzen zu betreiben. Was sich noch Künstler nennt, gehört nicht mehr der Fortbewegung der Zeit an; die Kunst ist Künstelei geworden. Machen wir doch auch kaum noch künstliche Verse. Hat sich das liebe Deutschland so voßmäßig gequält, einen architektonisch gebauten Hexameter zusammenzukünsteln, und nun jeder sein schönes Distichon machen kann, dichtet keiner mehr in diesem Maaße. Wir sind auch keine Belletristen mehr, mit schöntraurigem Schmachtblick. Auch sitzen wir nicht mehr auf dem Sopha allabends und nippen Thee und schwatzen unsäglich kostbar. Nur in Berlin kommt noch derlei combabische Schwachheit vor, nur am Ufer der Spree giebts sentimentale Hangematten für schlotternde Poetenglieder, süße Junggesellen, die leise erröthen, wenn eine alte Jungfer mit Händefalten von einer ewigen innern Jugend spricht. Es giebt eine Sorte Literaten von heute, die haben weder Lust noch Zeit, ihre Gedanken in künstliche Verse zu bringen. Das sind die ächten Söhne der Jetztwelt. Ihr Männer, lieben Brüder, wir können das Sitzen nicht mehr aushalten — es wäre denn, daß wir's aushalten müßten, — aber wir können nicht mehr in der Stube sitzen und Versfüße zählen, wir werfen alle Bande, und also auch alle Gebundenheit der

Digitized by Google

Rede, zum Fenster hinaus, und springen hinterher, laufen durch die Gassen und in die weite freie Welt; unsre Dichtungen kommen angerückt in langen kriegerischen Reihen und doch in ungebundener Rede. Wir wollen nichts stürzen mit unsern Geschwadern, glaubt mir's, Ihr Männer, lieben Brüder, wir wollen nichts vernichten, als das Häßliche, das Unschöne, das Unnatürliche. Seid getrost, weiter wollen wir nichts: das Andere kommt dann von selbst. Mit dem Worte Freiheit müßt Ihr keusch umgehen, Ihr sollt den Namen Eures Gottes nicht mißbrauchen. Ihr sprecht auch von Bewegung, nennt Euch Bewegungsmänner. Nun gut, aber das weitbauschige Wort wird Euch verdächtigen. Und es giebt eine Bewegung, die erstrebt nichts Anderes, als die freie Wellenlinie der Schönheit in That wie in Wort. Das ist meine, das ist unsere Bewegung. Das Künstliche ist aber nicht mehr das Schöne, das Schöne ist die Natur, auch in der Kunst die Natur. Was der Mensch mit seiner Qual entstellt hat, müssen wir fortträumen, die Züge der Mutter Natur müssen uns wieder rein und kindlich schön entgegenblicken, süß, aber nicht versüßt, kräftig, aber nicht aufgekräftigt, warm und glühend, aber nicht aufgewärmt und erhitzt. Wir müssen unsere Narrheiten fahren lassen und wieder gut und harmlos werden wie die Kinder; Kinder und Narren sprechen die Wahrheit, direct und indirect.

Und nun noch eins, Ihr Männer, lieben Brüder! Seid simpel, lebt einfach, werdet spartanisch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei sein wollt. Den *schen Gesandten in B. hörte ich einmal von Börne sagen: „Ja, was will man mit dem Menschen anfangen? er ist ja nicht zu verwüsten. Wenn er Euch einen Morgenbesuch macht, hat er in der einen Tasche eine Brotrinde, in der andern ein geladenes Pistol!" — Wer Haare auf den Zähnen hat, braucht heutzutage weiter kein Schießgewehr, als seine offne Rede. Aber die Brotrinde steckt zu Euch! Denn seht, es könnte Zeiten geben, wo man Euch Alles nimmt bis auf Wasser und Brot, diese einfachen Elemente, unfreundlich gesellt. Dann schlagt Ihr Eure Zähne in die harte

Digitized by Google

Rinde, und könnt es nicht hinunterkäuen, was man Euch einbrockt. Habt Ihr Euch aber an die Brotrinde schon in guten Tagen gewöhnt, in guten Tagen, wo man Euch Eure Liebe noch nicht in Haß verwandelt, wo Euch manches schöne Auge still angelacht, und die heilige Sonne Euren Scheitel bekränzte: habt Ihr Euch an die bescheidene Kruste früh gewöhnt, dann wird Euch nichts anfechten, dann seid Ihr unüberwindlich. So eine Brotrinde ist außer der Hungerstillung auch noch zu manchen Dingen gut, auch schon in guten Tagen. Wenn Euch der Unmuth die Lippen schwellt, wenn Eure Muskeln sich auf- und niederziehen, weil irgend wer irgendwo ein Götterbild zerschlug, ohne daß Ihr ihn strafen könnet, den Heiligthumsverletzer, dann beißt Euren Zorn hübsch an der harten Rinde aus, und der Schmerz zerbricht unter den klaffenden Zähnen. Und geschieht Euch, wie wir als Studenten zu sagen pflegten, ein Pech, Ihr Männer, lieben Brüder, und Ihr habt die Brotrinde in der Tasche, nun so habt Ihr doch quasi Euer Brot. Es ist ein närrisches Ding, sage ich, wenn die Kunst nach Brot, oder gar nach Wasser und Brot geht. —

Es liegt in dieser Umkehrung der Verhältnisse die schnödeste Unnatur, es ist eine himmelschreiende Sünde der Zeit, eine grenzenlose Perfidie gegen die Offenbarungen des Jahrhunderts. Der Gott, der es anfing, wird es enden! Einen Teufel giebt es nicht, wohl aber kleine Teufeleien der Menschen. Laßt uns dem Gotte gehorchen, der in uns gebietet, der auch in dem Schwachen laut wird. Laßt uns nichts stürzen, als das Häßliche. Denn das Häßliche ist die Knechtschaft der Gesinnung, die Unnatur des Herkommens, der Wahn und der Aberglaube der Zeit. Laßt uns nichts predigen, als die Schönheit. Denn in ihr liegt die Freiheit, aber nicht als Begriff, sondern als Gestalt, so im Leben, wie im Denken und Dichten. Die Freiheit, die nicht Schönheit ist, ist eine Carricatur ihrer selber. In der Schönheit liegt die Güte des Herzens und die Größe der Seele. Was gut sein will, ohne schön zu sein, ist eine schlafmützige Tugend. Was groß sein

Digitized by Google

möchte, ohne schön zu sein, ist eine Beleidigung gegen den Gott des Himmels und der Erde, der nur groß und allgewaltig ist, um schön zu sein in seinen Worten und Thaten. Dieser Gott, der Gott der Schönheit, sei mit uns, dann haben wir alle Götter des Lebens um uns versammelt.

Der segenreiche Bildstock.

Eine Geschichte für Gläubige.

Von

H. Koenig.

Bonaventura Kübel war im ganzen Marktflecken für einen armen Schelm bekannt. Die Schule besuchte er nicht sehr fleißig; lag aber desto emsiger allen Gaunereien ob, und wußte dennoch, als er die Schule verließ, wenigstens etwas mehr, als der Schulmeister selber, — daß er nämlich eben nicht viel wisse. Aber Kopf hatte er für Alles, was an lauen Sommertagen oder in langen Winternächten irgend zu seinem Vortheil auszugrübeln war.

Durch mancherlei kleine Dienste um Fuhrleute und Reisende hatte sich der junge Kübel ein paar Thaler zusammengebracht, und legte sie zu einem tragbaren Krämchen von allerlei Spielereien und kleinen Brauchbarkeiten an. Bürsten und Schwefelhölzchen, Nadelbüchschen und Feuerzeuge, Hosenschnallen und Miederschnüre, Kinderpfeifchen und Hemdknöpfe, Messer mit beinernen Stielen, Döschen mit herausspringenden Mäuschen und — wer will die Sächelchen alle nennen, die er bunt durch einander feilbot. Ungeachtet seines hinkenden Beines fand er sich auf allen Kirchweihen und Jahrmärkten ein, und ungeachtet eines Fells auf dem rechten Auge konnte ihm Niemand einen unrechten Groschen aufhängen. — So wuchs durch überlegte Thätigkeit und Sparsamkeit sein weniges Geld zu einem kleinen Vermögen, und nach denselben Gesetzen, nach welchen

Digitized by Google

ein Mann der Bewegung durch Wohlhabenheit oft ſtabil wird, verwandelte ſich auch der tragbare Waarenkaſten in eine ſtehende Bude. Nürnberger Waaren, Lebkuchen, Halstücher, Hoſenträger, Tabakspfeifen, Doſen, ſilberne Ringe, Kruzifixe und viele andre Dinge gingen zu, und — billig ab. Die Zoll- und Mauthgrenze in der Nähe gab Gelegenheit zu manchen kleinen Unternehmungen auf großen Gewinn, und das flatternde Glück war dem Hinkenden hold.

Wie nun Meiſter Bonaventura endlich im Stande war, ein nettes Häuschen im Ort anzukaufen und einen nicht übel ausgeſtatteten Kramladen von Specerei- und Ausſchnitt-Waaren einzurichten, dachte er an eine vortheilhafte Heirath. Ein reiches Mädchen, pflegte er zu ſagen, iſt eine Kapitalſache. Er brauchte überhaupt gern Ausdrücke der Handelſchaft, wie er ſie von Reiſenden erſchnappt oder aus Zeitungsblättern erſchnurrt hatte. Die Kapitalſachen waren aber rar in der Umgegend, zumal für einen Mann, der in der Liebe nur nach einer Seite ſah und zwar nach der linken, ſeines rechten Augenfelles wegen, und der, wenn ſich eine ſeltne Gelegenheit ergab, ſeines hinkenden Beines halber zu ſpät kam. Endlich zeigte ſich doch ein Gegenſtand, der gerade mit dem linken Auge angeſehen werden mußte und auch einem Hinkenden nicht davonlief. Dieß war das hübſche Dortchen im benachbarten lutheriſchen Orte Leimbach. — Dortchens Geliebter, ein beim nächſten Grenzzollamt Angeſtellter, war vor etwa einem halben Jahre auf einem nächtlichen Streifzug gegen eine Bande Schmuggler tödtlich verwundet worden, hatte aber vor ſeinem Ende der Geliebten und dem Knaben, den ſie von ihm hatte, ein Anſehnliches vermacht. Jetzt ſtarb der kleine Junge am Scharlachfieber, und Dortchen war nun Beſitzerin jenes Vermächtniſſes und eine kleine Kapitalſache geworden. Herr Bonaventura Kübel hielt es für keine üble Speculation, dieſe verfallne Schuld, wie er ſich ausdrückte, zu ſeinem Profit einzutreiben. Er hinkte nach Leimbach hinüber und zeigte dem putzſüchtigen Dortchen Proben neuer Stoffe aus ſeinem Laden. Dortchen kam wieder

Digitized by Google

herüber und besah den Laden. Herr Kübel wußte dem verwitweten Mädchen begreiflich zu machen, wie sehr ein kleines Vermögen in solchem Geschäfte rentire und wie lieblich sich eine junge hübsche Frau in einem modernen Häubchen im neuen Laden ausnehme.

Die Sache oder das Geschäft ward richtig. Es kam in der Kürze zur Hochzeit mit seiner Associée, wie Kübel sein Dortchen nannte. Bei der Hochzeit ging's hoch her. In Ermangelung angesehener Verwandten wurden die besten Kunden des Hauses Kübel et Compagnie eingeladen. Herr Bonaventura war den Tag sehr heiter und aufgeräumt. Als einer der Gäste die Gesundheit des neuen Paares ausbrachte, glaubte er diesen Toast auf's Beste zu beantworten, als er sich mit den Worten erhob: Ja, wir werden eine Ehe führen, in welcher es nie flau gehen wird, in welcher die Liebe immer ein gangbarer Artikel bleiben, und die Treue nie einen Stoß bekommen soll. Ich denke, wir sind ein Paar, das sich zu vertragen weiß: meiner Dorothea sehe ich nach, daß sie einmal gefallen ist, und sie sieht mir nach, daß ich alle Tage hinke. —

Aber den Witz soll sie ihm nie vergessen haben. —

Von jetzt an ging es beim Herrn Handelsmann Kübel prächtig zu. Die junge Frau richtete es ein, daß Gastereien gegeben wurden und mit den Honoratioren der Nachbarschaft ein freundlicher Verkehr bestand. Herr Kübel fühlte sich geehrt, und nur Frau Dorothea beklagte sich, daß die Männer lieber tränken, als artig und aufmerksam sein möchten. Kübel that das Seinige; doch waren beide in einem Stücke nicht vergnügt, daß sie nämlich keine Kinder hatten. Und obschon nun Madame Kübel gerade mit dem frühen Verlust ihrer Unschuld ihre Schuldlosigkeit an dem häuslichen Kreuz ziemlich schlagend darthun konnte: so war der Mann doch so ungerecht, daß er sie öfter in seinem Aerger — ein todtes Kapital schalt.

Ein Jährchen um das andre ging herum, und der alte Bonaventura gewöhnte sich zum Zeitvertreib an das Wirthshaus. Da sein Geschäft aber immer noch im Zunehmen war, so drang die Frau täglich mehr in ihn, daß er einen Burschen in den

Digitized by Google

Laden nehmen sollte. Der Alte hatte auch ein Einsehen und that sich nach einem um. Bald fand sich Einer, ein hübscher Mensch mit Vatermördern, emailirten Hemdknöpfen und der ehrlich genug aussah. Nun war dem alten Kübel geholfen. Der Ladendiener war ihm sehr höflich und der Frau sehr artig. Sie rühmte alle Tage, wie pünktlich und geschickt er sich bewiese, wenn sie Abends mit ihm die Kasse stürze und das Geschäftsbuch abschließe. Bonaventura blieb nun um so getroster Abends im Wirthshause. Was ihm aber über Alles ging, war, daß dieser artige Mensch ihm Hoffnung auf eine langgewünschte Nachkommenschaft machte. Denn eines Tags beim Mittagsessen kam derselbe darauf zu reden, daß auch sein voriger Prinzipal lange kinderlos gewesen sei, bis ihm Pater Hilarius, einer der in Baiern wieder eingeführten Mönche, den Anschlag gegeben, zur Erlangung ehelichen Segens einen Bildstock zu stiften und einweihen zu lassen. Dieß habe der Prinzipal befolgt, und die Prophezeihung des Mönchs sei wirklich in Erfüllung gegangen. Bonaventura war als Katholik gerade eifrig und gläubig genug, um auf den Rath des ehrlichen Burschen einzugehen, und bald stand zur allgemeinen Erbauung am Wege nach der nahen Bergkapelle ein bunt angemalter steinerner Bildstock, — vorn den vierzehn heiligen Nothhelfern, und auf der Rückseite den vierzig heiligen Märtyrern geweiht.

Sein Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Es dauerte keine neun Monate, so hatte der vergnügte Kübel ein gesundes Bübchen auf seinen Armen. Es wurde am 6. Januar, auf das Fest der heil. drei Könige, getauft, und schon auf den Tag der vier Gekrönten, am 8. November desselben Jahres, ward ihm ein zierliches Mädchen dazu geboren.

Nach der Geburt des ersten Kindes hatte er das Wirthshaus vermieden und sich an die Wiege gewöhnt, so oft ihn auch die freundliche Hausfrau antrieb, seine alten Freunde im Wirthshause, besonders Abends, nicht so sehr zu vernachlässigen. Jetzt wurde er über das Zusammenschreien zweier Kinder doch manchmal ungeduldig, und sah gegen den folgenden Sommer nicht

Digitized by Google

ohne Angst die Frucht eines neuen Segens wachsen, um so mehr, als seine Frau, um ihn mit andern Mitteln, als freundlichem Zuspruch, zur Erkenntniß seiner Wirthshauspflichten zu bringen, ihn mit Windeln und Wiegen übermäßig zu beschäftigen wußte. Wenn Bonaventura jetzt an dem einst bunten, und nun in Sonne und Regen abbleichenden Bildstocke vorüberging, warf er, selbst mit seinem gesunden Auge, einen giftigen Blick auf das steinerne Weihgeschenk, von dem aller Segen kam. —

Gegen den Herbst hin genas Frau Dorothea Kübel abermals von einem starken Knaben. Mißmuthig ging Bonaventura umher; jeder Schrei der Kleinen verstimmte ihn, jede Ausgabe für ihre mancherlei Bedürfnisse ängstigte ihn; so daß er abwechselnd ein Knicker und ein Verschwender ward, je nachdem er nämlich im Hause umhergrübelte, oder sich außer dem Hause zu zerstreuen suchte. — Oefter als sonst ging er jetzt am Bildstocke vorüber, und da einige heftige Regengüsse von Spätgewittern das hügelige Erdreich hier und da durchgewühlt hatten, so prüfte er jedesmal, ob der Bildstock nicht auch gelitten habe und etwa — umfallen möchte. Da er ihn aber wie für die Ewigkeit gestellt fand, so bohrte er mit seinem Stock ein klein wenig um und unter das Fußgestell, lobte den geschickten Maurermeister, und seufzte. —

Doch die fromme Stiftung segnete unverdrossen fort. Das vierte Kind war abermals ein Junge. Zum ersten Male verschüttete der alte Kübel einige bittere Worte wegen des Bildstocks gegen den Ladendiener, ja er goß über diesen selbst, als er so schalkhaft in sich hineinlächelte, einige herbe Redensarten über Schadenfreude, schlechte Rathgeber u. dergl. aus. Da er indeß hinter dem Rücken des Gescholtenen die Frau eine Faust voll Fürbitte erheben sah, so lenkte er ein und fragte begütigend den Burschen, wie viel Kinder dessen früherer Prinzipal gehabt habe.

Vier Kinder! war die Antwort.

Vier? Hm, hm! Und wie hoch war der Bildstock?

Digitized by Google

Wenn ich nicht irre, — vier Fuß hoch, ohne das Fußgestell. —

Vier Fuß? Vier Kinder? Hm, hm! Es könnte vielleicht möglich sein, — — — in Beziehung stände. Segen — — Fußweise — — zugemessen, brummte Bonaventura vor sich hin, und setzte laut hinzu: Mein Bildstock ist fünf Fuß, ohne das Fußgestell; ich habe des Guten überflüssig gethan.

Damit war er sehr gefaßt und schien einem fünften Kinde mit vieler Gelassenheit entgegenzusehen. Das fünfte Kind kam auch wirklich, ein Mädchen, und zwar von den schlimmen eins, die, ich weiß nicht, sieben oder siebenzehn Wochen lang bei Tag und Nacht schreien, und dem Hause wie der Nachbarschaft zur Last sind. Der alte Kübel aber war voll Geduld und trug Alles, im Gefühl, daß sein Glück und Segen nunmehr ausgemessen sei.

So schien es auch beinahe ein ganzes Jahr, bis seine theure Dorothea sich wieder über dieß und jenes Reißen und Schmerzen beklagte und vor dieser und jener Speise Widerwillen bezeigte. Bonaventura maß mit großen Augen die Gestalt der Frau und mit dem Nürnberger Maaß den Bildstock, und fand die Gestalt der Frau bedenklich, und den Schaft ein paar Zoll länger, als fünf Schuh. Er war höchst mißmüthig. — Sollte vielleicht noch eine Fehlgeburt — — der paar Zolle wegen — —? brummte er in den Bart, und ließ sich rasiren. Ueber die Kleinen, die um ihn her rutschten und liefen, zankte er, und wie er einst über das todte Kapital sich ereifert hatte, war er jetzt über die laufenden und aufwachsenden Zinsen erbost. —

Bald blieb ihm über seine Hoffnung auf neuen Segen kein Zweifel übrig; daher er denn wieder fleißiger um das Fußgestell seines Bildstocks bohrte. Zu seiner Zufriedenheit ließen sich kleine Steinchen hervorwühlen, und so fuhr er denn mit diesem trostreichen Zeitvertreib an den späten Dämmerabenden des Aprils, unbemerkt von den Nachbarn, fort. Endlich, am Vorabend des Jubilate-Sonntags, bemerkte er zum ersten Male, wie das

Digitized by Google

Fußgestell ein wenig wiegte und die Säule schwankte. Er schlich wie ein Dieb nach Hause.

Mehr wagte er nicht zu thun. Nur wenn er vorüberging — und zufällig ging er oft vorüber — rüttelte er mit der Hand ein wenig am Bildstock, um ihn gleichsam wie einen säumigen Bezahler zu erinnern. — Erdbeben gibt's bei uns nicht, dachte er; aber der Südwestwind, der hier zu Land gern stürmt, hat einen recht andächtigen Zug und drang nach dem Bildstock. Es war kein übler Einfall, daß ich ihn just hierher setzte. Wenn wird sich denn der Bildstock erkenntlich zeigen, und auch einen guten — Einfall bekommen?

So ging Woche um Woche und ein schöner Sommerabend um den andern und die sich verlängernden Herbstabende hin, bis auf den 2. November, am Allerseelentage, der alte Kübel, höchst ärgerlich über den Kinderlärm und seine wehklagende Dorothea, von Hause weg nach der Kirche ging, um an diesem Tage der Abgestorbenen bestens zu gedenken, da ihm die Lebenden so viel zu schaffen machten. Er war kaum aus der Kirche in das nahegelegene Wirthshaus getreten, um ein Frühstückchen zu nehmen, als das Kindermädchen gelaufen kam und meldete, daß seine Frau eben glücklich niedergekommen sei.

Lebt das Kind? fragte er.

Ja, es schreit rechtschaffen! antwortete das Mädchen.

Und ist ein ganzes, wohlconditionirtes Kind? —

Gewiß, — ein Junge mit Sack und Pack. —

Merkwürdig, unbegreiflich! Um der paar Zoll willen, die vielleicht noch im Wetter eingegangen wären. Der verwünschte —!

Er trank sein Gläschen Rum aus und forderte noch ein zweites. Ich will heut eine Ausnahme machen, Frau Wirthin, sagte er. Es ist das erste Mal, daß ich zwei —

Recht wohl gethan, Herr Bonaventura, versetzte die Frau; Sie sind ja auch ein gesegneter Mann. Wohl bekomm's! Auf die Gesundheit des nächstfolgenden Kindes thue ich Ihnen Bescheid.

Nächstfolgenden? schrie er. Das wäre unbescheiden. Nun und nichts mehr! Mein Glück ist ausgemessen, das muß ich

wiſſen. Nichts Folgendes, nichts! — Der Artikel wird nicht mehr geführt. —

Indem kam die Hausmagd Meiſter Kübels herein und brachte ſtotternd hervor, die Madame habe noch einen Jungen gekriegt, ein glückſeliger Zwilling ſei im Hauſe, der Herr möge eilends heimkommen!

Aber welche Wuth überkam jetzt den guten Meiſter! Er ſah ſtier in eine Ecke, drückte den dreieckigen Hut tief über das eine Ohr in den Kopf und ſchwang ſein ſpaniſches Rohr. Und nun ſtürzte er aus dem Hauſe, hinkte, was er hinken konnte, durch das Dorf; die Gänſe watſchelten ſchreiend auseinander, und die Dorfjugend rannte jubelnd in einem anwachſenden Rudel durch alle Pfützen nach. — Athemlos kam er auf dem Weg an, wo ſein Bildſtock ſtand. Von weitem ſchon drohte er mit dem Steck und keuchte: Willſt du mich ruiniren, ſegenreicher Bildſtock? Nein, ich lieber dich!

Hiermit warf er Hut und Stock in die Haberſtoppeln, drückte, ſich anſtemmend, mit dem Rücken gegen den geweihten Stein, bis dieſer zum allgemeinen Kinderjubel zuſammenſtürzte. Nun eilte er, Hut und Stock vergeſſend, nach Haus, die Dorfjugend wieder hinter ihm her. Wie ein Wahnſinniger packte er den Ladendiener, zog und zerrte ihn vor das Haus, indem er wiederholt rief: Du haſt den Rath gegeben, Du biſt an allem Unheil Schuld!

Die Wöchnerin war in dieſer Stunde und noch eine längere Zeit ſehr erſchöpft, und Meiſter Kübel allein Herr im Hauſe. Alſo blieb es auch bei ſeinen Anordnungen: der Bildſtock war geſtürzt, der Ladendiener verjagt, und ſomit blieb es auch bei den ſieben geſunden Kindern.

Digitized by Google

Wanderungen durch Latium.

Von

Professor C. G. Zumpt.

Ich war am 23. Juli in Rom angekommen, am 28. reiste ich schon wieder ab, um mit einem neu erworbenen Freunde das Gebirge zu besuchen. Die ersten Tage in Rom waren neben den nothwendigen Besuchen und häuslichen Einrichtungen unter bloßem Schauen vergangen: nun hatte ich eine schöne und bequeme Wohnung für monatliche 7 Scudi (oder 10 Thaler) gemiethet, wollte aber, bevor ich in oder wenigstens mit Büchern zu arbeiten anfinge, eine sich darbietende Gelegenheit, in angenehmer Gesellschaft zu Fuß, oder wie es sich sonst fügen möchte, einen Theil von Latium zu durchwandern, nicht vorübergehen lassen.

Man fährt nach Tivoli, 4 kleine Meilen auf der alten via Tiburtina, auf dem rechten Ufer des Anio, oder jetzt Teverone, weshalb man, da Rom und Tivoli links von diesem Flusse liegen, ihn zwei Mal überschreitet, bei Rom auf dem ponte Mammolo, kurz vor Tivoli auf dem ponte Lucano. Eine Meile vor Tivoli kündigt sich der Schwefelsee links der Straße, die Solfatara, schon durch den Geruch an. Er fließt unter der Straße in den Teverone ab. Dies sind die aquae Albulae der Alten, Heilquellen für Wundschäden. Dicht bei dem ponte Lucano ist das alte Grabmahl der Familie Plautia, auf viereckigem Unterbau ein rundes Gebäude von Quadern aus Travertin, das wegen seiner Festigkeit im Mittelalter als Festung gedient hat. Tivoli liegt auf einem von dieser Seite allmählig ansteigenden baumreichen Berge. Die Stadt selbst ist schlecht gebaut, aber ihre Lage an dem Ende des Teverone-Thales, welches

Digitized by Google

hier plötzlich abgeschnitten zur Römischen Campagne abfällt, ist an sich reizend und bringt den heftigen Sturz des Teverone hervor, der alle Reisende anlockt. Der Anblick ist in der That belohnend. Aeltere Beschreibungen passen aber nicht mehr auf den jetzigen Zustand, da die herabfallende Wassermasse fortwährend Verwüstungen am Ufer anrichtet, so wie zuletzt im Jahre 1813 eine Brücke und eine ganze Reihe Häuser in den Fluß hinabstürzten, der ihre Grundlagen weggespült hatte. Man geht, noch in der Stadt, durch ein Haus und über den Hof desselben, auf gewundenem Fußsteig, den Abhang des Berges bis an das Ufer des Flusses hinab; und verdankt diesen bequemen und angenehmen Zugang der Französischen Zwischenregierung. Unten auf nassen Stegen über große Felsstücke hin kann man bis in die sogenannte Grotte des Neptun dringen, von wo man den Fall am besten sieht, aber auch in einigen Sekunden von dem feinen Staubregen ganz durchnäßt wird. Man glaubt in eine wilde Berggegend versetzt zu sein, der Wasserfall toset gewaltig, da er zwar nicht so hoch, als der von Terni ist, aber sich öfterer an hervorragenden Klippen bricht und von allen Seiten einen Weg sucht. An dem Abhange aber, von wo man herabsteigt, stehen auf gemeinsamen Fundament zwei kleine Tempel, einer dem Namen nach der Sibylla noch jetzt zu religiösem Gebrauch bestimmt, ein längliches Viereck mit vier Säulen in Front, der andere rund, und deswegen der Vesta zugeschrieben, von besonderer Zierlichkeit. Korinthische Säulen bilden den Gang um die netzförmig gemauerte innere Wand, und stehen größtentheils noch. Wegen der Laub- und Fruchtgewinde und der Stierköpfe unter dem Gebälk könnte man ihn eher für einen Tempel der Ceres oder sonst einer ländlichen Gottheit halten.

An dem jenseitigen Ufer des Teverone spaziert man auf einem reizenden Wege um die Stadt herum, an dem Fuß sanft aufsteigender Hügel, wo die Reste vieler alten Villen gezeigt werden, meistens doch nur Kellergewölbe. Eine Quelle entspringt am Wege, ein schön canelirter Sarkophag nimmt das hineingeleitete Wasser auf und diente Wäscherinnen als Spül-

Digitized by Google

gefäß: ich ſah zum erſten Mal Myrthen und Aloe wild am Wege wachſen, vermiſcht mit Brombeerſträuchen, deren große ſchwarze Beeren uns bei der ſteigenden Sonne erquickten. So kamen wir an den entgegengeſetzten Theil der Stadt, wo ein Arm des Teverone, der oberhalb des Waſſerfalles zur Betreibung von Mühlen durch die Stadt geleitet iſt, nachdem er ſein Werk verrichtet hat, in vielen Rinnen den Berg hinabſtürzt und ſich mit dem ſchon ruhig fließenden Hauptſtrom vereinigt. Dieſe kleinen Waſſerfälle (oder **cascatelle**) ſind noch reizender, als die große **cascata**. Breite ſchillernde Silberſtreifen ziehen ſich den grünen Abhang des Berges, wohl 200 Fuß, herab, vereinigen und trennen ſich mehrmals, ehe ſie in das Thal gelangen. Man hat ſie ganz im Auge und kann ſich dabei gemächlich in den Baumgärten am Ufer lagern, in den **udis pomariis**, die Horaz ſo bezeichnend an Tibur lobt.

Die letzte Fabrik, welche oben von dieſem Waſſer getrieben wird, iſt in der alten Villa des Mäcenas, einem gewaltigen Bauwerke, angelegt. Man geht auf einer antiken Brücke über den Anio, und ſteigt eine alte Straße hinauf, deren Pflaſter noch ſtellenweiſe erhalten iſt. Der Beſitzer der Villa, da er die Straße nicht verlegen konnte, ließ ſie ſich überwölben. Er gewann dadurch eine große Terraſſe, und gab durch Oeffnungen der Straße Licht von oben herab. Die Sorgfalt und Feſtigkeit des Mauerwerks ſetzt in Erſtaunen. Man hat natürlich von der Villa eine vortreffliche Ausſicht in das Thal und über die Ebene nach Rom hin. Nicht weit entfernt iſt die jüngere, aber jetzt vernachläſſigte **villa d'Este**, dem Herzog von Modena gehörig, mit ſchönen alten Bäumen und allerhand Waſſerkünſten. Die Gärtnerin ließ uns eine Seitenthür hinaus: wir waren auf dem Marktplatz der Stadt und bei unſerm Wirthshauſe.

Nach Tiſche ſahen wir die Villa des Hadrian am Fuß des Berges nach Rom zu. Was für Ruinen! Nicht einer Villa, ſondern eher einer Stadt. Sie hatte einen Umfang von 6 Millien. Aber warum muß Alles ſo zerriſſen und zerſtört ſein, daß es nur dem Beſitzer des Landes durch Aufgrabung der Fundamente

Digitized by Google

gelingen könnte, die Bestimmung des noch stehenden Gemäuers mit Sicherheit zu ermitteln. Man hat viel nachgegraben, aber nur um die Statuen und musivische Fußböden aus dem Schooß des fruchtbaren Erdreichs hervorzuholen, mit denen jetzt die Römischen Museen gefüllt sind. Ich mag nicht die Namen wiederholen, welche die Itinerarien dieser und jener Ruine gemäß der Stelle bei Spartianus im Leben des Hadrian geben. Alles, was von Mauerwerk steht, erregt Bewunderung. Von außen ist es mit dem **opus reticulatum** bekleidet, wo dies abgefallen ist, erkennt man, daß das Innere aus einem Guß von Mörtel und kleinen Steinen bestand: die inneren Wände haben einen starken geglätteten Ueberzug von Gyps. Die Verzierung der Gewölbe mit Stuckarbeit und Malerei ist zum Theil noch sichtbar, aber sie wird nicht mehr lange bestehen, da muthwillige Zerstörung der Reisenden, besonders der Maler, wenn sie etwas abgezeichnet haben, hinzukommt. Jeder fühlt sich versucht, irgend ein Andenken mitzunehmen, und ist um Nachfolgende unbekümmert, wenn er nur seine Wißbegierde befriedigt hat.

Die reizende Gegend und gesunde Luft würde mich Tivoli dem Aufenthalt in Frascati vorziehen lassen, wenn es nicht ein Albano gäbe, was an ländlicher Schönheit beide übertrifft. Auf der Höhe des Berges von Tivoli haben die Jesuiten ein Sommercollegium, wohin sie aus Rom zur Zeit des bleiernen Herbstes ziehen.

Von Tivoli reisten wir am 30. Juli zu Esel auf der alten **via Valeria** weiter das Thal des Anio hinauf. Die Straße geht auf dem rechten Ufer des Flusses am Fuß der Sabinischen Berge sehr abwechselnd und angenehm. Die Gipfel der Berge jenseits sind mit kleinen Städten besetzt, denn die alten Völker Italiens und die **Aequer** ganz besonders bauten sich, wohl noch mehr der Unsicherheit, als der bessern Luft wegen, nur auf Höhen an, und das ist nun so geblieben. Es erregt Verwunderung, mit welcher Mühseligkeit die Männer zum Garten- und Feldbau, die Weiber um Wasser zu holen oder Wäsche zu reinigen, die Berge ab- und aufsteigen, um so mehr, da die

Digitized by Google

alten Straßen überall zertrümmert ſind und Millionen Kieſelſteine, die beim Bau derſelben zur Unterlage genommen wurden, den Weg äußerſt beſchwerlich machen, ſo daß an Fahren gar nicht zu denken iſt. Die Thäler ſind einſam, die Gärten liegen, wenn Menſchen da wären, zur Beute preisgegeben: oben in dem Felſenneſt iſt Leben. Denn ſo kann man die Ortſchaften im Aquergebirge ganz eigentlich nennen, da ſie zum Theil mit Felſenmauern umgeben, alle aber von dem Stein des Bodens aufgeführt ſind, und kein Baum noch Strauch, nichts Grünes oben gefunden wird.

Für's Erſte ſah ich ſie nur aus der Ferne, und ſie erſchienen faſt als Felſen ſelbſt, da kein ſpitzes rothes Dach, kein Thurm ſie auszeichnet. Gegen Mittag kamen wir durch **Vicovaro**, das Städtchen **Varia** bei Horaz, zu deſſen Gebiet ſein Sabiniſches Grundſtück gehörte. Etwas weiter hin an der Straße liegt das Kloſter San Coſimato am Abhange zum Anio. Wir ließen uns verführen, unſern Eſel dahin vorauszuſchicken, und wollten zu Fuß das Seitenthal des Baches Licenza bis zur Villa des Horaz hinaufgehen. Die Beſtimmungen, welche Horaz über ſein Sabinum giebt, ſind folgende: es läge in einem Thale, deſſen eine Bergſeite von der aufgehenden, die andere von der untergehenden Sonne beſchienen werde, was alſo von Norden nach Süden geöffnet ſein muß, bei der banduſiſchen Quelle, am Bache Digentia, den die kalte Ortſchaft Mandela trinke. Dies Alles paßt, wenn man annimmt, daß die Digentia in Licenza, Mandela in Bardela verwandelt iſt, wie jetzt eine Ortſchaft bei Cantalupo heißt. In der Nähe ſeiner Villa war der verfallene Tempel der Vacuna (**putre fanum Vacunae, Epist. I, 10 extr.**), einer Sabiniſchen Gottheit, welche, wie die Scholien zur Horaziſchen Stelle ſagen, von einigen für die Diana, von manchen für die Ceres, von andern für die Venus, von andern für die Victoria gehalten wurde. Varro halte ſie für die Minerva, weil diejenigen, welche der Weisheit dienen, ihre größten Verehrer ſeien. In Rocca Giovane, einem Flecken des Thales, hat man einen Stein gefunden, auf welchem die Her-

Digitized by Google

ſtellung des verfallenen Tempels der Victoria durch den Kaiſer Veſpaſian erwähnt wird. Iſt alſo die Vacuna Römiſch die Victoria, weil ſie Ruhe und Muße giebt, ſo iſt dies ein ſtarker Beweis für die Lage der Horaziſchen Villa. Sie hat dann aber auch wahrſcheinlich näher an den Ausgang des Thales nach Varia zu gelegen, als wo man ſie jetzt bei der Ortſchaft Licenza, 5 Millien hinauf, ſucht. Reſte des Horaziſchen Wohnhauſes finden zu wollen, iſt ganz thöricht, denn dies Thal war gewiß ſehr bekannt. Ob der fons Bandusiae der dabei entſpringende, in ein Baſſin geſammelte und zum Waſchen benutzte Quell iſt, bleibt unentſchieden: denn es entſpringen genug andere am Fuße des Berges linker Hand, der ohne Beweis für den Lucretilis gehalten wird, an dem die Straße entlang geht, alle mit ſchönem reinen Waſſer, wovon wir ſelbſt, nicht des Horaz halber, ſondern um den quälenden Durſt in der Mittagshitze auf Diogenes' Art zu löſchen, den Verſuch machten. Es war ein ſchrecklicher Weg, der Ruin unſerer Stiefel, ehemals ohne Zweifel Römiſch gepflaſtert, jetzt nur aufgehäufte Kieſelſteine, kein Haus am Wege, oder, wenn ja eines, feſt verſchloſſen. Wir hätten die Annehmlichkeit des Thales zu Eſel unendlich beſſer genoſſen; denn die aufſteigenden Höhen ſind mit Weinbergen und Gärten, höher hinauf mit Holz, bepflanzt, aber zu Fuß an den ſteinernen verfallenden Gartenmauern entlang, ohne Schatten, war der Weg über die Maße anſtrengend. Da mir endlich in einer Vigne als Trümmer der Horaziſchen Villa ein paar Säulenſtümpfe und ein Stückchen Moſaikpflaſter gezeigt wurden, fand ich die Belohnung nicht genügend: mein Reiſegefährte hatte gar nicht die Anhöhe hinaufſteigen wollen und ſich lieber in den Schatten eines Baumes niedergeworfen, und ich mußte geſtehen, daß er den beſſern Theil erwählt hatte.

Unſere Eſel hatten es inzwiſchen beſſer gehabt, und wir eilten ebenfalls, Erquickung bei den Franziskanern in San Coſimato zu ſuchen. Sie nahmen uns freundlich und neugierig auf, ſetzten ſich im Refectorium zu uns, ſtudirten die Karten, die ich bei mir führte, und freuten ſich wie Kinder, wenn jeder

Digitized by Google

seinen Geburtsort gefunden hatte. Ihr Essen und besonders ihr Wein war schlecht: sonst wäre es gut gethan gewesen, einen Tag bei ihnen zu verweilen und die gewaltigen antiken Unterbauten, welche die Klostergebäude gegen den Abhang des Anio schützen, zu untersuchen. Man opfert nachher etwas Geld dem Kloster, je mehr, desto besser; aber die guten Leute sind auch mit wenigem zufrieden.

Wir verfolgten aber die Valerische Straße weiter am Anio hinauf: bald theilt sie sich, und führt linker Hand nach der alten Römischen Colonie **Carsoli** (ehemals noch im Aequerlande, jetzt im Königreich Neapel); den Weg am Anio setzt die **via Sublaqueensis** fort, nach Subiaco, dem alten **Sublaqueum**. Die Gipfel der Berge rechts und links sind immer häufiger mit Städten besetzt, rechts **Saracinesco**, **Anticoli** (gewiß der Name des alten Volks **Aequicoli**), **Marano**, **Rocca Canterano**, ganz besonders hoch, links **Agosta**, und ganz hoch hinauf an der Neapolitanischen Gränze **la Cerbara**. Maler, die in den Sommermonaten diese Gegenden der wunderbaren Natur und der eigenthümlich schönen Gesichtsbildung und malerischen Tracht der Einwohner wegen häufig von Rom aus besuchen, und sich längere Zeit aufhalten, erzählten uns, daß die männliche Bevölkerung von **Cerbara** zur Saat- und Erntezeit in die Campagna auf Arbeit auszuwandern pflege, wo dann die Stadt nur von Weibern bewohnt werde: sie sei auf Felsen so uneben gebaut, daß man Trepp' auf, Trepp' ab steige. Dies sind die Kuppen der alten **montes Simbruini**. An dem Fuß derselben noch weiterhin liegt Subiaco, das Ziel unsers Rittes an diesem Tage, 44 Millien von Rom.

Die Stadt ist aus einer Villa des Nero entstanden, welche **Sublaqueum** hieß, weil sie unterhalb dreier großer Wasserbehälter des Anio lag, die Nero Behufs der Wasserkünste seiner Villa anlegte, und Trajan späterhin, gemäß einer Stelle bei Frontin, für die Wasserleitung des **Anio novus** benutzte, indem er das abgeklärte und durch die schattigen Bäume kühlere Wasser des untersten Sees, statt des Flusses selbst, ableiten

Digitized by Google

ließ. Von den künstlichen Wasserbassins, oder **stagna**, wie sie Tacitus (**Ann. XIV**, 22) nennt, ist wenig mehr erhalten: der Anio hat sie im Mittelalter bei öfteren Ueberschwemmungen zerstört. Wir kehrten in Subiaco bei einem Böhmen ein, der, ehemals ein Oesterreichischer Soldat, bei dem Abmarsch seiner Landsleute zurückblieb, die Tochter eines Gastwirths heirathete, und selbst eine Art Gastwirthschaft anlegte, welche sich besonders durch den Zuspruch der Maler aus Rom erhält. Man logirt den Tag mit Bett und Kost für vier Paul (14 Groschen), das Essen war reichlich und gut, Wein so viel jeder trinken mochte, und recht leidlich. Dies ist eine Einrichtung, welche die Maler, die sich in dieser Gegend ihrer ländlichen und menschlichen Studien halber monatelang aufhalten, eingeführt haben. Das Haus versprach von außen sehr wenig, auch war an Bequemlichkeit in den Schlafkammern nicht zu denken; aber die Menschen und ganz besonders die Frauen, die Wirthin Clementina und ihre unverheirathete Schwester Mariuccia, überaus freundlich und zuvorkommend. Sie waren außerdem sehr schön; wie man denn h i e h e r kommen muß, um Italiänische Frauenpracht zu bewundern, große, edle Gestalten, dabei ruhiger und besonnener, als die Männer, die, leidenschaftlich und heftig, zwar sehr ausdrucksvolle Gesichter haben, und in ihrer bunten oft zerlumpten Tracht malerische Effecte hervorbringen, aber keinen friedlichen Eindruck auf den Reisenden machen. Bei aller Freundlichkeit der Wirthinnen, deren ich mich besonders, als der fremdeste und zurückgezogenste der Gäste, zu erfreuen hatte, dergestalt, daß Mariuccia mich niederknieend zu ihrem Tänzer nach dem Tamburin erwählte, muß ich doch bemerken, daß die Maler versicherten, auch noch nicht einen Kuß von ihnen erhalten zu haben; ein junger Franzose behauptete verdrießlich, sie seien artig und glatt, aber auch kalt, wie Eis.

Der Teverone oberhalb Subiaco nimmt immer mehr die Natur eines wilden Gebirgsstromes an. Ich ging am Sonntag, den 31. Juli, mit einem Burschen aus Subiaco, der in der ganzen Stadt der Bastardo gerufen wurde, weil er seinen

Digitized by Google

Vater nicht nennen konnte, und an den sich bald eine Rudel anderer Jungen anschloß, aus, einen Wasserfall zu besehen. Die wilde Landschaft, der schmale, mitunter gefährliche Steg an und über dem Anio, dabei die Gärten, welche stellenweise, wo das Thal sich etwas eröffnete, angelegt waren, und wo meine Begleiter reife Feigen aufsuchten, ergötzten mich sehr. Der Wasserfall ist sehr malerisch. Der Anio geht in Berghöhlen hinein und stürzt sich aus einem Loche, 20 bis 30 Fuß hoch, wieder heraus. Sieht man den steilen Berg hinauf, so verwundert man sich, wie oben an demselben, aber noch bedeutend unter dem Gipfel, Gemäuer klebt. Dies ist **San Benedetto**, das älteste Kloster des Benedictiner-Ordens. Mich ergriff großes Verlangen, hinaufzukommen. Der Platz, worauf das Kloster gebaut ist, hat dem Felsen abgewonnen werden müssen; eine Treppe, die zur Kirche führt, schwebt sogar frei: an dem Abhange hat man auf schmalen Terrassen einen Garten angelegt. Die Kirche ist über einer Höhle gebaut, zu der man mit Lichtern hinabsteigt. Hier brachte der vierzehnjährige Benedictus, aus Rom weltlichen Studien entflohen, am Ende des fünften Jahrhunderts drei Jahre in einsamen Gott geweihten Betrachtungen zu: ein Mönch aus einem benachbarten Kloster verpflegte ihn kümmerlich, bis Hirten den Heiligen in der Wildniß entdeckten. Ein Altar ist dort errichtet: hinter demselben in der Höhle befindet sich die Statue des knieenden Jünglings, von einem Schüler Berninis, sehr weich und mädchenhaft, aber vortrefflich gearbeitet. Der Prior des Klosters residirt in dem benachbarten, weiter unterhalb am Berge gelegenen größeren Kloster **Santa Scholastica**, welches seinen Namen von Benedicts eben so frommer Schwester erhalten hat. Ich machte ihm meine Aufwartung und bat um die Erlaubniß, die Bibliothek, von deren Handschriften ich gehört hatte, zu besehen; er gewährte sie leicht und führte mich selbst: ein stattlicher alter Mann von einer ehrwürdigen Freundlichkeit. Aber die Codices reducirten sich auf alte Schenkungsurkunden und einige Kirchenväter, von Profanscribenten waren nur die Pandekten noch vorhanden, die übrigen

Digitized by Google

seien zu wiederholten Malen und zuletzt von den Franzosen weggeführt worden, wenn dies nicht eine Entschuldigung ihrer Armuth war. Eine Einladung, zu Mittage mit den Herren zu essen, konnte ich nicht annehmen, weil meine Freunde in Subiaco auf mich warteten. Die Knaben, die mich führten, tadelten mich deshalb: Ei, was hätten Sie für Essen bekommen; man ißt hier schön, sehr schön, und dabei schnalzten sie appetitlich mit der Zunge. Sie hofften ohne Zweifel, als meine Begleiter auch ihren Theil von den gastfreien Mönchen zu bekommen. Beide Benedictinerklöster sind schwach besetzt, in S. Scholastica sind etwa sechzehn Mönche, in San Benedetto nur acht.

Wir wanderten noch gegen Abend zu großer Betrübniß unserer Wirthinnen, denen wir versprechen mußten, im Herbst wiederzukommen, weiter, in Begleitung des wackern Genremalers Weller aus Manheim. Er kannte die ganze Gegend und war allen Leuten bekannt. Ueber kahle Kalksteinhöhen, aber auch durch fruchtbare Gründe und überaus reizende Kastanienwälder gingen wir über das hochgelegene Rocca San Stephano bis zu dem noch weit höheren Civitella. Die Gegend ist gar nicht schwach bewohnt, rings um uns waren die Höhen mit kleinen Städtchen bekränzt, immer eine Stunde weit von einander entfernt, aber welche Armseligkeit in diesen steinernen Treppenhütten, und was für beschwerliche Zugänge! Straßen sind es ehemals gewesen, aber jetzt ist es so, wie ich wohl hie und da in Deutschland gesehen habe, wenn Chausseen ausgebessert wurden, daß man Karren voll zerschlagener scharfkantiger Feldsteine auffährt, und den Wagenrädern das Geschäft, sie in den Boden einzudrücken, überläßt. Aber diese Steine sind doch noch regelmäßig hingeschüttet, was bei jenen Städten nicht der Fall ist. Wenn die Leute fahren müßten, und nicht vielmehr die vorsichtig tretenden Esel Alles hinauf und hinabtrügen, so würden diese Unwege, möchten die Communen auch noch so arm sein, aufgeräumt werden müssen: denn daß ein Wagen darauf fahre, ist ganz unmöglich. Meine Stiefeln waren längst auf allen Seiten aufgerissen, der Weg nach Civitella hinauf

Digitized by Google

gab ihnen den Rest. Hier sind wieder cyklopische Mauern; aber man verwundert sich nicht mehr darüber, da der ganze Ort ein Felsenhaus ist. Wie können die Leute hier zufrieden wohnen, wo sie Wasser aus Cisternen holen, oder, wenn es bei ihnen ausgegangen ist, von den Nachbaren herum borgen, wie es geschehen mußte, als wir bei einem Caffetiere einfielen und Limonade verlangten! Und doch sind sie's: sie halten ihre Berge allein für gesund und bringen keine Nacht im Thale zu. Die Luft ist rein, aber scharf und windig, die Aussicht vortrefflich, aber in das Stadtthor hineingesehen, glaubt man in den Casematten von Königstein zu sein. Wären die zerstörten Straßen nicht, so gäbe es keine interessantere Landschaft. Ich war mitten im Lande der Aequer, und es thut mir jetzt sehr leid, daß ich nicht den Anio ganz hinauf bis Trebi, dem alten **Treba Augusta**, gegangen bin. Indessen habe ich genug gesehn, um Livius Erzählung von den Kriegen der Römer gegen die Aequer zu verstehen. Von den jetzigen Einwohnern kann ich nur Gutes sagen; auch in Civitella waren wir gut aufgehoben. In dem weitläuftigen steinernen Hause links zunächst am Thore fanden wir wieder Maler, zwei Franzosen mit einer kunstübenden Dame, aber auch zwei Deutsche (Gmelin und Kutscher), die uns alle landsmännische Freundschaft bewiesen, um so mehr, da sie mit den Franzosen nicht gut standen. Der Wirth war ein alter unverheiratheter Capitalist; er nahm uns, wie er sagte, aus Freundschaft auf, eine beliebte Form, die aber doch von dem Italiänischen Ehrgefühl zeugt: er machte keine Rechnung und überließ die Vergütigung unserm Belieben, wobei er darauf rechnen durfte, nicht schlechter wegzukommen.

Der Weg von Civitella nach Olevano geht über kahle Kalksteinberge. Olevano selbst liegt an der Senkung der Aquischen Berge, zur Ebene der Herniker, und wird seiner schönen Aussichten halber von Landschaftmalern viel besucht. Wir genossen sie von dem Casino der Signora Baldi, wo sich Weller eingemiethet hatte, und einige Jahre zuvor der Baron von Rumohr von Räubern überfallen war, wobei er sich selbst sehr

Digitized by Google

glücklich, indem er sich für den Bedienten ausgab, gerettet, aber den Sohn der Wirthin in den Händen der Räuber zurückgelassen hatte. Eine bedeutende Summe mußte für seine Auslösung bezahlt werden, denn die Räuber hatten gedroht, den jungen Menschen zu ermorden, und würden Wort gehalten haben. Ein Gabelfrühstück wurde uns aus dem Städtchen heraufgeschickt. Signora Baldi, eine tüchtige Italiänische Hausfrau von Junonischer Gestalt, kam selber nach, erkundigte sich bei mir sehr angelegentlich nach Herrn von Rumohr, der ihr ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und wollte eine große Aehnlichkeit zwischen mir und dem Baron bemerkt haben. Ich hieß ihr auch fortan nur Barone Carolo. Wir brachten den größten Theil des Tages mit der Durchsicht der Wellerschen Mappen, mit Essen und Trinken, zuletzt mit Tanzen nach dem Tamburin sehr vergnügt zu. Alle Wände des Casino waren mit deutschen Malerköpfen bemalt.

Am Nachmittag war für uns zwei Weiterreisende nur ein Esel vorhanden: also ritten und gingen wir stundenweis abwechselnd. Eine halbe Meile zurückgelegt, und wir befanden uns in der Ebene, und kamen bei Genazzano vorbei durch Cavi Abends nach Palestrina, welches am Abhange eines der Aequischen Berge gelegen ist. Auf Malerempfehlung kehrten wir bei der alten Martha ein. Diese alte Person ließ, und läßt hoffentlich noch jetzt, denn sie stand schon in dem unveränderlichen Hexenalter, aus Freundschaft **Chambres garnies** ab, oder richtiger zu sagen, sie hatte Schlafstellen und besorgte auch wohl Essen und Trinken. Wir fanden dort auch schon eine Gesellschaft von lustigen Weibern vor, die uns manchen Spaß zum Besten gaben: es war sogar eine Art gefährlicher Nachbarschaft, wenn sich nicht noch spät am Abend die zu den Weibern gehörigen Mannsbilder eingestellt hätten. Es war eine tolle Wirthschaft. Ich schlief aus Müdigkeit trotz der hier einheimischen Flöhe ganz leidlich; mein Reisegefährte, der eine andere Kammer bezogen hatte, beschwerte sich bitter, daß er schon um vier Uhr Morgens von einem Schmidt mit einer Brechstange

Digitized by Google

aufgestört wurde, weil er der alten Martha gesagt hatte, er brauche einen Schlösser, da er den Schlüssel zu seinem Nachtsack verloren habe.

Am 2. August besahen wir die Trümmer des alten **Praeneste.** Es sind besonders am Fuße des Berges lange Befestigungsmauern und bewundrungswürdige Wasserleitungen und Wasserbehälter. Innerhalb der jetzigen Stadt, die sich in horizontalen Parallelen den Berg hinan erstreckt, ist noch viel altes Mauerwerk zum Behuf der ringförmigen Abschnitte oder Terrassen, und darunter manches von sogenannter cyklopischer Bauart. Es hat sich jetzt bei den Italiänischen Antiquaren die Meinung festgesetzt, als gehörten alle diese Reste alten Mauerwerks zu dem berühmten Tempel der Fortuna, der ungemein groß gewesen sei, und mit seinen zwölf Terrassen den ganzen Raum der jetzigen Stadt eingenommen habe. Als das am höchsten gelegene Heiligthum geben sie den Palast Barberini aus, der auf den Fundamenten der Cella gebaut sei, und, noch genauer, den runden Saal in demselben, dessen Boden mit dem berühmten Mosaik bedeckt ist, worin die Natur und das Leben Aegyptens dargestellt ist. Man sieht in vielen Büchern Abbildungen dieses ungeheuern Bauwerks, oder vielmehr dieses aus vielerlei Abtheilungen bestehenden τέμενος: unser Cicerone führte ein, wie er behauptete, von seinem Vater verfaßtes, dem Kaiser Alexander gewidmetes Kupferwerk mit sich, worin Alles auf das Schönste nachgewiesen wurde. Aber ich möchte fast behaupten, daß dies leere Hirngespinnste sind. Denn der Beweis, daß die Umfassungsmauern am Fuße des Berges und die Stützmauern der Abhänge zum Tempel allein gehört haben, fehlt durchaus. Selbst jenes große Mosaik ist an einem andern ziemlich weit entfernten Orte unter der Erde, von Wasser und Koth bedeckt, gefunden worden, nicht in dem Palast Barberini, wo es jetzt eingelegt ist, wie ich in Vulpius **Vetus Latium sacrum et profanum**, Theil **IX.**, lese. Kein alter Schriftsteller berichtet etwas von einer ungewöhnlichen, geschweige denn so ungeheuren Ausdehnung und wunderbaren Anlage des Fortunatempels, viel-

Digitized by Google

mehr, da er sehr alt gewesen, läßt sich voraussetzen, daß er mehr durch Verehrung heilig, als durch Architektur ausgezeichnet gewesen ist. Ich kann nicht sagen, wer der Erfinder des oft wiederholten und nun schon feststehenden Phantasiebildes ist: ich halte den Pater Athanasius Kircher dafür, und wenn das architektonische Frescogemälde in einer Gallerie des öden Palastes Barberini wirklich, wie der Custode sagt, von Pietro da Cortona ist, so wäre es gleichzeitig mit Kirchers Aufenthalt in Rom, d. h. um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, gefertigt worden.

Das alte Präneste, dessen Gründung über Roms Stiftung hinausgeht, hat wahrscheinlich höher den Berg hinauf gelegen, oder sich weiter in dieser Richtung ausgedehnt. Auf dem steilen abgeschnittenen Gipfel, an der Stelle des heutigen Ortes Castello San Pietro, lag die Burg der Stadt, mit cyklopischen Mauern, von denen noch Reste übrig sind, 2400 Fuß über dem Meere, wo sich die ganze Latinische Küste deutlich vor dem Auge ausdehnt. „Pyrrhus betrachtete von dort das beinahe eroberte Rom," sagt Florus, aber ich wüßte nicht, wie er die Burg eingenommen haben sollte; und kein anderer Autor meldet etwas davon. Sulla zwang Präneste durch Hunger zur Ergebung: er hat wahrscheinlich ihre Festungswerke zerstört und die Stadt weiter abwärts zu verlegen begonnen.

Palestrina liegt auf dem letzten westlichen Ausläufer der Aequischen Berge. Diese sind von dem Latinergebirge, auf welchem die alten Städte Tusculum, Alba, Aricia, Lanuvium und Veliträ liegen, durch eine Ebene getrennt, die wir nunmehr durchschnitten, um nach der nächsten jener Städte, Frascati, drei kleine Meilen weiter zu kommen. Auch auf diesem Wege liegen die Ortschaften auf einzelnen Anhöhen, Rocca Priora, Monte Compatri, Monte Porzio. Wir kamen erschöpft von der Sonnenglut Nachmittags in Frascati an und hatten noch lange zu suchen, ehe wir Herrn Vincentino fanden, der aus Freundschaft Fremde aufnimmt. Es ist eine ungemeine Erquickung, nach solchem Eselritt in einem kühlen Zimmer, worauf die Italiäner viel halten, die Glieder auf dem breiten Italiänischen

Digitized by Google

Bette ausstrecken zu können. Doch lange durften wir nicht ruhen: wir mußten einen Besuch bei dem Preußischen Gesandten, Herrn Geheimerath Bunsen, machen, der oberhalb Frascati in der Villa Piccolomini, einer der vielen, welche den Rücken des Berges bedecken, seinen sommerlichen Aufenthalt zu nehmen pflegt. Größer und prächtiger sind die Villen Mondragone, dem Prinzen Borghese gehörig, und die Ruffinella, welche noch neuerlichst Lucian Bonaparte besaß; aber sie stehen leer, wie die Ville Panfili, Lodovisi, Conti, Rospigliosi, da die vornehmen Römer doch mehr in die Nähe des Papstes, der seine einzige Villa in Castel Gandolfo hat, um den Albanersee ziehen.

Nach achttägigem Umherziehen war es mir überaus angenehm, ein wohlgeordnetes deutsches Hauswesen und eine andere, als Italiänische Küche zu finden. Herrn Bunsens Haus und höchst liebenswürdige Familie wird jedem Deutschen und namentlich jedem Preußen, der in Rom gewesen ist, eine wohlthuende Erinnerung sein. Wir machten noch einen abendlichen Spaziergang durch die benachbarten Villen, konnten unser Quartier nicht wieder finden, und hatten viel Sorge und Noth, ehe wir in's Bett kamen.

Der folgende Tag war der dritte August: er wurde von dem Gesandten durch ein frohes und gesangreiches Festmahl gefeiert, zu dem noch einige Preußen aus Rom eingeladen waren. Ein neues Heil Dir im Siegerkranz, den Römischen Zuständen angepaßt, von Herrn Bunsen selbst gedichtet, erscholl in der Villa Piccolomini. Wie erhebend ist das Nationalgefühl an solchem Tage in solcher Gesellschaft, so fern von der Heimath! Ich hatte mein Tagewerk in der Frühe schon vollendet, indem ich mit Dr. Ambrosch die Spuren und Trümmer des alten Tuskulums auf dem Gipfel des Berges aufsuchte. Man steigt durch die weitläuftigen Gärten der Ruffinella auf schattigem Wege bedeutend aufwärts. Der Rücken des Berges ist weit gestreckt. Noch vor der alten Stadt ist viel Mauerwerk, Kellergewölbe und Porticus, wo man die villa Tusculana des Cicero gefunden zu haben glaubt. Wohl möglich. Die Aussicht

Digitized by Google

den südlichen Abhang des Berges hinunter in das Thal, wo die via Latina geht, und jenseits den Albanerberg hinauf, ist sehr angenehm. Alsdann weiter beginnen die Aufgrabungen der eigentlichen Stadt, enge Straßen, wie in Pompeji, mit ungleichen Basaltplatten gepflastert, links und rechts die untern Stockwerke der Häuser, so daß man ihre Anlage erkennt, ebenfalls wie in Pompeji klein und zusammengedrängt, schöne Säulenschäfte, Friese und Capitäle in Menge, von den Arbeitern der Reihe nach längs den Häusern niedergelegt: man möchte gleich des schönen weißen Marmors wegen solch ein Stück mit sich fortnehmen, wenn der Weg nur nicht so weit wäre; die Spuren zweier Theater, aber nichts Vollständiges. An dem östlichen Ende des Bergrückens, auf einer abermaligen durch Natur und Kunst abgeschrofften Erhöhung, lag die Burg. Man geht über Schutt- und Trümmerhaufen hin, und gesteht sich, daß die Tuskulaner für ihre Sicherheit sehr gut zu sorgen verstanden hatten. Man sieht Rom sehr deutlich: ein gutes Auge mußte ein aus dem Römischen Thore hinausziehendes Kriegesheer ungefähr abschätzen können. Aber jetzt ist Alles verödet: man arbeitet sich mit Mühe durch das stachlichte Unkraut hindurch. Tuskulum bestand mit Mauern und Häusern bis in's Mittelalter, wo Kaiser Heinrich VI. es 1191 den neidischen Römern zur Zerstörung überließ. Der Rest der Einwohner baute sich am Fuß des Berges in Laubhütten an; von diesen frasche hat Frascati den Namen. Wie Ruinen, sich selbst überlassen, bald von der fruchtbaren Italischen Erde bedeckt werden, sah ich hier recht deutlich. Sträucher und Bäume sprossen aus den Fugen der Mauern hervor, drängen sie auseinander, verfaulen und erzeugen neue Pflanzenerde. Keine Menschenhand, keine Gewalt der Natur ist hier ferner thätig gewesen, und doch wandelte man auf dem Gipfel des Berges über Trümmern, die nur einzeln aus der Erddecke hervorsahen, bis Lucian Bonaparte zuerst die Aufgrabung betrieb.

Digitized by Google

Am Bußtage 1835.*)

Wer gesündigt hat, muß büßen! Das ist das Gesetz des Herrn,
Das Gesetz auch eines Vaters, drum gehorche ich ihm gern.
Wahrlich, leicht wird uns die Sünde, schnell bethört sie unser Herz,
Aber früher oder später nagt uns auch der Reue Schmerz.

Wie so oft erblickt' ich Kirchen, hörte Predigt und Gesang,
Ohne daß in meiner Seele das Geringste widerklang:
Aber heute kämpf' ich in mir jenen alten, heil'gen Streit
Zwischen Eitelkeit der Zeit und inhaltschwerer Ewigkeit.

Da ergreift der Glocken Stimme wunderbar mein ganzes Herz,
Und mein Innerstes durchzittert ein unsagbar banger Schmerz;
Glaube ringet mit dem Zweifel, die Verzweiflung mit dem Hoffen;
Bald scheint mir der höchste Himmel, bald die tiefste Hölle offen.

O was war ich und was bin ich! Ach und gar, was werd' ich sein!
Ich, der ich leichtsinnig spielte mit des Lebens Lust und Pein,
Ich, der das ihm anvertraute Pfund so liederlich verpraßte,
Nach Bequemlichkeit Gott liebte oder à mon aise haßte.

Buße für die Sünde, Buße! Ueberschwänglicher Gedanke,
Du erhältst mich, wie sonst Alles um mich, in mir beb' und wanke,
Du verheißest mir Versöhnung, du ertheilst mir neue Weihe,
Daß mit junger Kraft den Tag ich wieder zu dem Tage reihe.

Buße legt mir auf das Schwerste, meinen Willen zu bezwingen;
Ihrem Ruf gehorchend werd' ich oft in schwacher Zagheit ringen.
Aber was für Noth ich dulde, rückwärts darf ich mich nicht wenden,
Vorwärts nur in Arbeit, um dies ekle Sein des Nichts zu enden.

Ja, ich bin von Höllenqualen umgetrieben, wie noch nimmer,
Und des Erdens Sonn' umflort mir todtenbleicher Nebelschimmer.
Alle Kraft, die sich mir schaffend in der jungen Brust einst drängte,
Ist erstorben und ist jetzo eine nur von Gift getränkte.

---

*) Wir dürfen diesen merkwürdigen Selbstbekenntnissen den Namen ihres Verfassers nicht hinzufügen, aber um dem Leser von vorn herein anschaulicher zu machen, wie bedeutend sie, als ein gewichtiges persönliches Erlebniß, für die innerste Stimmung unserer Zeit anzusehen sind, ist erlaubt zu bemerken, daß diese Confession von einem Manne herrührt, den Deutschland zu seinen ausgezeichnetsten und berühmtesten Philosophen zählt. D. Red.

Digitized by Google

Dieſes Gift iſt die Gewohnheit, iſt das ſchlaffe ſich Bequemen,
Das mir endlich jeden Aufſchwung ſchon im Werden muß erlähmen.
Furchtbar kann der Geiſt mich ſtrafen mit dem eiſernen Gerichte,
Daß fortan ich ſtille ſtehe ohne innere Geſchichte.

Das wär' alſo meiner Bildung, meines Ringens grauſes Ende,
Daß mich widerſtandlos faſſen der Gemeinheit ſchmutz'ge Hände,
Daß ich, leer von höherm Triebe, ſtumpfhin ſchleppe meine Tage,
Und verflacht nur ſtets nach Neuem, nach dem Ewigen nicht frage?

O gedenk' ich jener Zeiten, wo ſich Welten in mir hoben,
Wo mein Blick voll Sehnſucht ſchweifte nach den goldnen Sternen droben:
So erſchein' ich als ein Zwerg mir, der ein Rieſe einſt geweſen,
Als ein Kranker, der von Schwindſucht unheilbar nie wird geneſen.

Und wie bin ich, der von ſtolzem Götterübermuth' einſt trunken,
In dem Elend, das mich jetzt drückt, ſo erbärmlich hingeſunken?
Iſt denn alle Spur erloſchen meines frühern Heldenſtrebens?
Blieb mir wirklich nichts zurücke, als das Fieber des Erbebens?

Ein Erbeben von der Kälte, die ſich eiſig in mir anlegt,
Und die Gluth der Sonnenſtrahlen herriſch gleich in finſtern Bann ſchlägt;
Ein Erfröſteln von der Leerheit, ein Erſchauern von dem Sterben,
Das mich zeitig macht zu eines öden Grabes wüſtem Erben.

O ich weiß es, was die Bande, die mich mit der Welt verſchlangen,
Still zernagte, bis ſie plötzlich, ach vielleicht auf immer ſprangen,
Bis das liebevolle Zutraun zu dem Weſen, Gott geheißen,
Durch die Sünde, durch den Zweifel alle Fäden mußt' zerreißen.

Du biſt es, wodurch allein wir ſind der Gottheit würd'ge Spiegel,
Womit ſie uns eingeprägt hat ihres Wunderdaſeins Siegel;
Du biſt es, allmächtig ſchaffend, ſeltſam ſtill bewegtes Denken,
Was in Ironie, das heißt, in Frechheit, konnte mich verſenken.

Ich erkenne die Geſetze, welche alles Daſein halten,
Ich begreife auf das Klarſte ihr unſichtbar-ſichtbar Walten,
Ich dring' in das Reich des Geiſtes, faſſe ſein ſich ſelbſt Entfalten,
Schaue hell die ganze Reihe ſeiner göttlichen Geſtalten.

Leugnen kann ich nicht die Sterne, die im Aether zahllos ſchweben,
Leugnen kann ich nicht die Kräfte, die in Stein, Thier, Pflanze weben,
Leugnen kann ich nicht die Freiheit, die der Geiſter Thun beflügelt,
Leugnen nicht die Weltgeſchichte, wo ſie Grab an Grab ſich hügelt.

Leugnen kann ich nicht die Wonne, die aus der Natur mir quellet,
Und von ew'ger Jugendfriſche heilig fluthend überſchwellet,
Leugnen kann ich nicht die Stimme des Gewiſſens in der Nacht,
Wenn ſie, von des Tags Getümmel frei, ununterdrückt erwacht.

Digitized by Google

Leugnen kann ich nicht den hohen heiß von mir geliebten Meister,
Der zur Rechten sitzt des Vaters als der mächt'ge Herr der Geister,
Der beständig wiederkehret, Todte, Lebende zu richten,
Nur das Gute zu bestät'gen, nur das Böse zu vernichten.

Wie unwürdig ich mich fühle, mit dir, Christus, zu verkehren,
Willst du doch dem Reuburchdrungnen nimmermehr den Zugang wehren.
Ach warum muß es denn wahr sein, daß nicht stehet in der Wahrheit,
Wer da sagt, er sei kein Sünder, er sei so wie du voll Klarheit!

Stunden, Tage, Wochen selber hab' ich wacker durchgestritten,
Aber plötzlich fand ich wieder mich in luft'ger Sünden Mitten,
Und dahin war alle Arbeit, war umsonst das harte Mühen,
Und den Strom der Scham nur fühlt' ich meine matte Brust durchglühen.

O ich weiß, dann war ich oftmals ganz in Zweifelwahn verloren,
Ich verfluchte selbst die Stunde, wo die Mutter mich geboren;
Diese ganze Welt schien einzig mir von Teufelshand geschaffen,
Der zu seinen Dienern machte die bornirt-verschmitzten Pfaffen.

Grausen faßt mich, daß die Welt ist, schmerzlich fühl' ich eine Lücke,
Irgendwo im Universum lauert der Verrath, die Tücke;
Hin und her wogt Erd' und Himmel, uferloser Ocean,
Unermessen wallt die Menschheit ihre anfanglose Bahn.

Alles scheint mir dann Grimasse, zwecklos jedes kühne Streben,
Nur der Tod dünkt dann Vernunft mich, Unsinn aber alles Leben.
Und doch sinken alle diese hohnerquickten Riesenflammen
Kraftlos mir vor des Gewissens sonderbarer Macht zusammen.

Klarer als das Licht der Sonne leuchtet mir sein drohend Wort,
Daß von Sünde ich zu Sünde leichthin frevle immerfort,
Daß ich zwar den Gott ersehne, aber nicht ihm Wohnung mache,
Drum auf's Neue stets verfalle seiner stets gewissen Rache.

Eins ist Noth, ein heil'ger Wille; er nur kann mit Gott versöhnen,
Er allein kann widerlegen auch des herbsten Zweifels Höhnen.
Aber stets hab' ich gebanget, ernstlich mich ihm zu ergeben,
Ernstlich von der eitlen Wellust mich entschlossen zu erheben.

Zauberhaft reizt die Natur mich mit der Traube heißem Blut,
Unruhvoll schwellt mir den Busen unnennbarer Liebesmuth,
Seen, Ströme, Auen, Wälder, wecken den geheimsten Sinn,
Und die fernen blauen Berge ziehen räthselhaft mich hin.

Perle, Wein, in heller Schaale! Küsse, koset stillverschwiegen!
Laß, o süßes Leben, lange noch von deinem Arm mich wiegen!
Wozu wäre die Natur denn, wozu sproßten ihre Blüthen,
Wenn wir nicht als ihre Priester vom bacchantschen Taumel glühten!

Digitized by Google

Doch die Luſt verrauſcht und friedlos eilen wir zu neuer Luſt,
Und es füllet die Begierde nie das Innerſte der Bruſt.
O dann überkommt mich wieder ein ſo ſehnſuchtsvoller Schmerz,
Daß verzweifelnd meine Blicke ſich erheben himmelwärts.

Ach wie gerne möcht' alsdann ich aus der Bibel Nahrung ſaugen,
Die mich Elenden zu tröſten mir für immer könnte taugen;
Wie eil' ich dann hin zur Kirche, in ihr Gottes Geiſt zu finden,
Wie drängt Alles in mir, Chriſto endlich feſt mich zu verbinden.

Halb bin ich ein Roué, halb auch bin ich Pietiſt geweſen,
Und ſo hab' ich mich verzehret in zwieſpält'gem Fratzenweſen.
Ja, unſchuldig wie die Tauben, aber klug doch wie die Schlangen,
So, erkenn' ich, kann zurück man wohl zum Paradies gelangen.

Möcht' ich denn von dieſem Tage, nach ſo mannigfachem Irren,
Mich von ſchnöder Luſt und Lüge, Hochmuth, Eitelkeit entwirren!
Mög' in jedem Athemzuge ich bezeugen, daß ein Gott iſt,
Nachdem er ſo oft mir kund gab, daß ſein heil'ger Nam' nicht Spott iſt.

Stürz' in Nacht denn, was ich lebte, alle Schmach ſei mir vergeſſen!
Welcher Menſch kann Gottes Gnade, die unendliche, ermeſſen?
Brich hervor, du langerſehnter, heißerflehter Frühlingsmorgen,
Der von jetzt mein ganzes Daſein hat in Himmels Schooß geborgen!

Digitized by Google

Mittheilungen aus Berlin.

I.

Die allgemeinen Zustände Berlin's, wenn wir allgemeine haben, dürften, da sie höchst flau sind, für die Betrachtung noch immer ohne erhebliches Interesse sein. Es ist Weniges auszuscheiden, was einer nähern Aufmerksamkeit werth wäre. Der Karren des hiesigen Residenzlebens schiebt sich in den gewohnten Gleisen auf und ab. Man treibt sich an einander vorüber, ernst und mürrisch, in geschäftiger Eile oder müßig langsam, denkt über sein eigenes Denken nach, weil man sonst nichts zu denken hat, reflectirt sich aus dem Ich in's Nicht-Ich hinaus und aus dem Nicht-Ich in's Ich wieder hinein, macht sich zum Schöpfer des Weltschöpfers selbst, verdingt an seinen philosophischen Verstand das berühmte Ding an sich und löst sich, während man auf den höchst concreten Füßen wacker einherschreitet, in eine abstracte Null auf. Berlin ist diejenige Stadt, wo es einen Gott nur dann giebt, wenn man ihn denkt; ein plumper Sackträger ist im Stande, sich an die Ecke zu stellen und seinen Gott sich selbst zu machen; denn er denkt sich einen. Unterdessen giebt es im Universitätsgebäude ein Auditorium, vor welchem Gabler die Hegel'sche, und ein zweites, vor welchem der klägliche Steffens die Schelling'sche Philosophie einigermaßen fortsetzt. Dennoch kommen wir vor allem Denken über das Denken und vor allem Philosophiren über die Natur weder zur Natur, noch zu einem Gedanken, am wenigsten aber zu einem Handeln. Wir haben unsre Richtschnur verloren und tappen unsicher an den Häusern fort. Mit jedem Bissen, den wir zu uns nehmen, schlingen wir auch eine neue Idee hinunter. Diese Ueberlast von Philosophie erdrückt uns und macht unsern Gang schlottrig und taumelnd.

Die Individuen verbarrikadiren sich. Jeder hat einen Rückhalt hinter sich oder ein Bollwerk vor sich. Der Aristokrat wittert überall demagogische Luft, und in jedem jungen Menschen, der ihm zufällig aufstößt, einen Oppositionsmenschen. Denn der Kampf der Meinungen hat sich in die Gemüther zurückgezogen und braust hinter verschlossenen Thüren. Es trägt keiner die Farben seiner Partei auf der offnen Brust. Daher lauert rings der Verdacht, daher stockt die Conversation überall, daher leiden wir Alle an der Maulsperre. Die leere und vornehme Selbstgenügsamkeit, die sich vor der Juliusrevolution breit machte, ist uns offenbar geworden und ekelt uns an. Wir suchen die Leere in unserm Herzen auszufüllen. Wir stopfen hinein Alles, was Stroh ist, und wie Stroh aussieht, und wie Stroh aufflackert.

Digitized by Google

Eine Zeitlang war an den östlichsten Grenzen des preußischen Staats das Elend groß und die Pracht groß — ich meine in Kalisch. Der angestellte Versuch, die beiderseitigen Krieger einander zu nähern, soll schlecht gelungen sein. Die zurückgekehrten Preußen haben gelernt, die Russen zu verachten oder zu hassen; die Russen beneiden die Preußen um ihre humanen militärischen Gesetze und um die vorzügliche Verpflegung, die diese genossen, während sie selbst hungerten. So sagt man. Auch soll in den kriegerischen Uebungen und Spielen das Uebergewicht stets auf Seiten der Preußen gewesen sein — ein neues Aergerniß für die Russen. Dieser Zug nach Kalisch hat so viel gekostet, wie ein kleiner Kriegszug, während in den Ostseestädten der Handel gänzlich darniederliegt und der Grundbesitz selbst keine hypothekarische Sicherheit mehr gewährt.

Der armen gedrückten Menschenklasse in Berlin mochte diese kostspielige Expedition an die Grenzen des Reichs eben so wenig recht sein, wie die mit doppelten Kosten verbundenen gedoppelten Ministerien; desto zufriedener waren damit die Berliner Salonsmenschen; Alles, was in und um Kalisch geschah und nicht geschah, wurde zur Spindel gemacht, um welche die vornehme Conversation hin und wieder schnurrte. Preußische Garde-Lieutenants waren, wie nach siegreich beendigtem Feldzug, mit Russischen Orden geschmückt, zurückgekehrt, wie auch wohl Preußische Orden an manchem Russen mögen hängen geblieben sein. Die Berliner Schauspielerabtheilung für das Lustspiel, als Troß dem Zuge beigegeben, konnte sich, bis zum Statisten herab, der kostbarsten Geschenke in Tabatieren- und Halskettenform rühmen. Dies Alles und die Veranlassung dazu brachte die sonderbarsten Gerüchte in Umlauf; Jeder setzte nach Belieben hinzu oder nahm weg; ein und dieselbe Anekdote klang auf den verschiedenen Punkten und Polarenden der Gesellschaft so entgegengesetzt, daß ihre ursprüngliche Form zuletzt nicht mehr herauszukennen war.

Der meisten Theilnahme, obgleich einer bereits gedämpften, erfreut sich unter den öffentlichen Anstalten noch immer das Theater. Sitzt in den ersten Ranglogen die aristokratische Langweile, in dem Parquet die vornehme Kritik ohne Genuß, auf der Gallerie der reine Genuß ohne Kritik, so hat sich im Parterre der kolossalste Enthusiasmus eingenistet. Man ruft, in der Angst seiner Dankbarkeit, gewöhnlich Alle heraus und arbeitet dabei mit Händen und Füßen. Das nur im Theater freigegebene Recht, öffentlich zu stimmen und seine beängstigte Brust außzuschreien, wird von den brüllsüchtigen Parterrelöwen redlich benutzt, ich glaube, weniger der Schauspieler, als eben des Scandals und des Schreiens wegen. Frivoler französischer Ballast schwimmt im Repertoir oben auf. Raupach erdrückt die jungen Talente und nivellirt den Geschmack. Wir haben jetzt drei Damen Grelinger, zwei Fräulein von Hagn, mehrere Fräulein Erck. Man stellt die neuen Mitglieder um der alten willen an; nicht nach dem Wunsche des Publikums. Das Personale wird sich nächstens nur aus wenigen bevorrechteten Familien rekrutiren. Delavigne's Trauerspiel „die Söhne Eduard's" füllt noch immer die ersten Ranglogen und die Gallerie;

Digitized by Google

es zieht, auf unsre öde, kranke Brust gelegt, wie ein brennendes Senfpflaster. Wir bedürfen der ätzendsten Reizmittel, wenn unser Blut in Wallung kommen soll. Das in diesem Stücke vorherrschende Raffinement der Grausamkeit prickelt und thut durch sein Prickeln wohl; aber ich weiß nicht, wohin die Kunst, bei dieser fortgesetzten Steigerung flacher Lüsternheit im Lustspiel und widerwärtiger Grausamkeit im Trauerspiel, gelangen, und womit sie schließen wird. Auch die Mercurialgifte und die schärfsten Reizmittel verlieren zuletzt ihre Wirkung. Die Intendantur macht sich ihr Spiel selbst verloren.

Raupach hat sich in Schlesien ein Gut, beiläufig gesagt, für 47,000 Rthlr., erkauft, wo er die Sommermonate zubringen und die Hauptstücke der deutschen Geschichte in tragische Wechselreden verwandeln will; Wilibald Alexis baut an sein Haus in der Wilhelmsstraße einen Walter-Scott-Thurm, von dem man einer schönen Aussicht auf grüne romantisch-flüsternde Bäume genießt — endlich einmal zwei deutsche Dichter, die bis auf den goldnen Boden des Dichterhandwerks gedrungen sind. Der Freimüthige wird, wie es heißt, von nun an unter veränderten Auspicien seine Existenz sichern, die Kosten decken und die Firma „Wilibald Alexis" aufgeben. Nur den Localitäten soll eine größere Ausdehnung gegeben, die Kritik auf die wichtigsten literarischen Erscheinungen beschränkt oder vielmehr gesteigert, und die politischen Ereignisse nach einem einheitlichern Plane besprochen werden. Das sind freilich wesentliche Veränderungen, die nach einem förmlichen Umsturz aussehen! —

II.

— Ihrer Aufforderung, Ihnen Einiges über die letzte Dresdner Kunstausstellung mitzutheilen, habe ich aus dem Grunde nicht genügen können oder mögen, weil die Nachrichten, die ich darüber einzog, nicht geeignet waren, meinen Plan, deshalb eine Reise nach der sächsischen Hauptstadt zu unternehmen, zur Reife und zur Ausführung zu bringen. Die dortige Ausstellung hat, wie Sie wissen, den Erwartungen der Kunstfreunde auf keine Weise entsprochen: werthvolle Originalgemälde waren fast gar nicht, Copieen desto mehr und von Bildnissen einige vortreffliche vorhanden. Ich bin daher in Berlin zurückgeblieben. Hier giebt es denn im Gebiete der Kunst mancherlei Neues und Altes, wovon aber das Alte für uns ebenfalls den Reiz und die Bedeutung der Neuheit hat, zu sehen. Zu dem Neuen gehören namentlich die Oelgemälde jetzt lebender französischer Künstler, die uns auf dem Wege des Kunsthandels von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Die Kunsthandlung Sachse u. Comp. hat auch hier, wie bei den Aquarellen, das Verdienst, den Verkehr mit solchen Bildern zuerst eingeleitet und dadurch Veranlassung gegeben zu haben, bei Denen, die nicht gerade mit geistiger Blindheit geschlagen sind, die Vorurtheile zu zerstreuen, die sich hinsichtlich der französischen Maler, in Folge des Mangels an Bekanntschaft mit ihren Werken, seit langem bei uns festgesetzt hatten. So

Digitized by Google

trägt auch hier der äußere Handelsverkehr dazu bei, den allgemein geistigen Verkehr und die Verbrüderung der Staaten zu fördern; und wir begrüßen diese Erscheinungen auf dem Kunstgebiete um so freudiger, da sie in mancher Hinsicht fast mehr, als die literarischen, geeignet sind, das Bewußtsein eines gemeinsamen Inhalts in dem geistigen Leben der Völker zur Klarheit zu bringen. Dennoch giebt es noch Viele, welche verwundert stillstehen und fragen, wie aus der Heimath des dreifarbigen Strebens etwas Gutes kommen könne. Es ist aber nicht anders. Jüngere preußische Künstler wandern jetzt schon nach Paris, um in den dortigen Ateliers sich tüchtiger auszubilden. So wissen wir von Wagner, einem frühern Schüler Hensel's, daß er bei Coignet, von Pohlke, daß er bei Watelet, von Eybel, daß er bei Delaroche seine hier begonnenen Studien weiter verfolgt. Die hiesigen Künstler fangen in der That schon an, vor den französischen sich in Demuth zu beugen; sie schlagen an ihre Brust und bekennen, daß sie in der selbstgefälligen Ueberschätzung ihres eigenen Werthes sich eines unverzeihlichen Irrthums schuldig gemacht haben. Mich wundert eine solche Zerknirschung nicht, wenn ich die erstaunenswürdige Gewandtheit und Sicherheit der französischen Maler in der Mischung, in dem Auftrage, in der gesammten Behandlung ihrer Farben, wenn ich die himmlische Gluth, die vollsaftige Frische ihres Colorits, die wirkungsreiche Kraft und den natürlichen Zauber ihrer Beleuchtung mit der ängstlich-sauberen, geleckt-dünnen Ausführung, mit der altersmatten, todtkalten Färbung und dem zaghaft berechneten und unwahren Helldunkel der meisten unsrer einheimischen Künstler vergleiche. Unter den Händen der Franzosen, das sieht man, entsteht das Werk, nach einmal gefaßter, lebendiger Auffassung, leicht und sicher ohne die störende Verzögerung nachschleppender, ohnmächtiger Ueberlegung; sie entwerfen rasch, und führen keck aus, während der bedächtige Deutsche sich quält, das einmal begonnene Machwerk endlich zu Stande zu bringen; wir finden bei ihm nichts von jener sichern Handhabung und Verwendung der technischen Mittel, nichts von jenem überwältigenden Bewußtsein der poetischen Wirkung der Farben, des Lichts und Schattens, wodurch die französischen Maler fast ohne Ausnahme sich auszeichnen. Man betrachte nur die herübergesandten Watelet'schen Bilder, um deren Besitz die Kunstliebhaber sich fast zerreißen, man betrachte die große normännische Landschaft von Andreas Giroux, die auf der letzten Pariser Kunstausstellung so vieles Aufsehen erregte und jetzt in dem Besitz eines hiesigen Uhrmachers in der Burgstraße ist, die kleine flache Landschaft mit dem reifen Kornfelde von Roqueplan, den Meerstrand von Lepoitevin, endlich die beiden trefflichen Seelandschaften von Isabey, die eine, das Kalfatern eines Schiffes am sandigen Meeresufer, die andere Schleichhändler in einer Felsbucht darstellend; man vergleiche ferner die wirkungsreichen Architekturbilder von Garneray, von dem normännischen Maler Valan, und seinem talentvollen Schüler Legrip, und die Genrestücke von Beaume und von Roehn, ja selbst den in Auffassung und Zeichnung karrikirten Postillon

Digitized by Google

von Alf. de Dreux, um mein Lob nicht übertrieben zu finden. Rochn iſt bei uns bis jetzt noch gar nicht bekannt geweſen, in Paris jedoch, namentlich ſeit ſeiner Zurückkunft aus Italien, ſehr geſchätzt. Sein Bild ſtellt ein Bauermädchen vor, welches, auf einem Eſel reitend, an der Spitze einer großen Schaar von Kindern, die auf verſchiedenen Inſtrumenten einen wahrſcheinlich aus dem Stegreif componirten Marſch aufſpielen, ſtolz, wie ein Sieger, in den innern Hofraum eines Bauerngutes einzieht. Was iſt der blaublaſſe kranke Eſel des Piſtorius gegen dieſes kernhafte, kräftig-graue Thier des weiblichen Triumphators? — Von dem ebengenannten Bilde des deutſchen Künſtlers iſt vor Kurzem eine Lithographie erſchienen, die von größerer Kraft als das Original iſt und dadurch die Vorzüge des letztern, hinſichtlich der Compoſition und Zeichnung, in ein helleres Licht ſtellt. Dagegen erreicht eine Lithographie von Hildebrandt's krankem Rathsherrn das Original, was den milderſchütternden Ausdruck deſſelben betrifft, auf keine Weiſe. Befriedigender giebt die lithographirte Abbildung des Heirathsantrags auf Helgoland von Jordan die humoriſtiſche Naturwahrheit des Originals wieder. Mit lebendiger Auffaſſung und getreuer Darſtellung der Eigenthümlichkeiten des Originals hat J. Tempeltei die Winterlandſchaft mit dem Mönch nach Leſſing, und Oldermann den Hylas nach C. Sohn lithographirt. Auch haben wir nächſtens den Edelknaben nach Wittich, das hübſche Seitenſtück zu der anmuthigen, nach Blanc von Wildt lithographirten Kirchengängerin, in einer Abbildung zu erwarten. Außerdem ſehen wir noch eine nicht unbedeutende Anzahl andrer, von der letzten Berliner Kunſtausſtellung her in gutem Andenken ſtehender Bilder, in derſelben Kunſtmanier ausgeführt, bei den hieſigen Kunſthändlern ausgehängt. —

Unter den neueſten Erzeugniſſen der einheimiſchen Malerkunſt nimmt ein jüngſtvollendetes Gemälde von C. Begas eine vorzügliche Stelle ein, das zur Zeit noch in dem Atelier des Künſtlers aufgeſtellt iſt und dem hieſigen Kunſtverein gehört. Der Gegenſtand iſt der Sage von der Lore-Ley entnommen. In einer phantaſtiſchen, aber geſchmackvollen Bekleidung ſehen wir die Jungfrau auf dem in den Rhein vorſpringenden Felſen in einer wirkſamen, höchſt gelungenen Stellung ſitzen, indem ſie in die Saiten einer Zither greift, durch deren wunderbare Klänge ſie zwei Schiffer, einen ſchon bejahrten und einen jüngern, in ihre verhängnißvolle Nähe herangezaubert hat, wo dieſelben, von wildem Waſſerwirbel erfaßt, mit ſammt dem Kahne in die Tiefe des Stromes hinabgezogen werden. Es iſt jener bedeutungsvolle Moment, den H. Heine in ſeiner Romanze von der ſchönen Lore-Ley mit ſo wunderbar ergreifender Wahrheit beſungen hat:

Die Luft iſt kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;

Digitized by Google

Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Zu dem Alten, was für uns die Bedeutung des Neuen hat, gehört ein neu erworbener vortrefflicher Van Dyk des Königl. Museums, das Bildniß eines Herzogs von Carignan darstellend, welches, im edelsten Stil gemalt, sich eben so sehr durch eine saubere und zarte Ausführung, wie durch die Kraft und den Glanz des Colorits auszeichnet, — vor Allem aber eine Sammlung alter Oelgemälde aus der italienischen, flamländischen, holländischen, französischen und deutschen Schule, die, im Besitz der Herren Franck und Morise, in dem großen Saale des Königl. Akademie-Gebäudes aufgestellt ist. Da diese in jeder Beziehung kostbare Sammlung in Frankreich keinen Käufer fand, so beschloß Franck, ein geborner Berliner, aus patriotischen Rücksichten, sie seinem Vaterlande anzubieten. Wir wünschen, daß man die Gelegenheit, einige fühlbare Lücken unseres Museums mit Bildern aus dieser Sammlung zu ergänzen, nicht unbenutzt vorbeigehen lassen werde. Bei den vermeinten Kennern findet sie jedoch leider die Anerkennung nicht, die sie ihrem innern Werthe nach verdient. Die wichtigsten Stücke dieser kleinen Galerie sind zwei Gemälde von Peter Paul Rubens, in dessen früherer Zeit während seines Aufenthalts in Venedig, als er Tizian's und Paolo Veronese's Manier sich angeeignet hatte, gemalt. Dadurch erhalten sie ein besonderes kunsthistorisches, so wie durch den Umstand, daß sie früherhin im Besitz der schwedischen Königin Christine, späterhin aber des Herzogs von Orleans waren, der sie zur Zeit der Nationalversammlung im J. 1791 verkaufte, auch ein allgemein geschichtliches Interesse. Beide sind von beträchtlicher Größe; jedes ist über 10 Fuß breit und über 6 Fuß hoch. Das eine, in der Manier sich Tizian nähernd, enthält siebzehn Figuren in Lebensgröße und stellt die Rache der Tomyris dar, die sie an dem blutigen Haupte des Perserkönigs Cyrus ausübt; das andere, sechszehn lebensgroße Figuren enthaltend, zeigt uns den Augenblick, wo Scipio Afrikanus dem Celtiberierfürsten Allutius seine gefangen gewesene Braut zurückgiebt. Unstreitig hat jenes vor diesem den Vorzug einer edleren und gefälligeren Haltung sowohl in der Composition, als in der Farbenstellung und in der Beleuchtung, so wie den einer größeren Mannigfaltigkeit der mit treffender Wahrheit dargestellten Seelenzustände. Beide sind im großartigsten edelsten Stile gedacht und ausgeführt, mit einer Pracht des Colorits und einer Wahrheit des Helldunkels, die bewunderungswerth sind. Unnachahmliche Gruppen von Licht und Schatten, strenge Zeichnung bei etwas-harten Umrissen, Farben vom reinsten metallischen Glanz und indischer Gediegenheit zeichnen diese kostbaren Reliquien des großen Niederländers aus. Ein ganz verschiedenes Colorit leuchtet uns aus den Bildern der beiden französischen

Digitized by Google

Maler Franz und Johann Franz Detroy, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts blühten, entgegen; es ist frisch und vollsaftig, wie die Vegetation der brasilianischen Urwälder; Schade nur, daß die Gegenstände, die sie darstellen, des schönen Colorits nicht würdig sind. — Ferner sehen wir hier eine römische Charitas, eine Frau, die ihren alten gefangenen Vater säugt, von Domenichino, ein vortreffliches Bild von der wirksamsten Zusammenstellung, Färbung und Beleuchtung und der höchsten Wahrheit des Ausdrucks. Andreas del Sarto's Kunstmanier wird durch zwei werthvolle Gemälde repräsentirt, von denen das eine sich früher in einer Kapelle zu Fontainebleau befand, das andere aus dem Besitz des Cardinals Albani als ein Ehrengeschenk an Miollis, den ehemaligen Gouverneur von Rom, überging, der es mit sich nach Frankreich zurückbrachte. Beide stellen die heilige Familie dar, und sprechen eben so sehr durch die Zartheit und Kindlichkeit der Auffassung und die äußerst gefällige Composition, wie durch die ungemein saubere Ausführung und die heitere Lebendigkeit des Ausdrucks an. Ein dornengekrönter Christus in halber Figur von Solario oder Solaïno, einem Schüler Leon. da Vinci's, den jener an den Hof des Königs Franz I. nach Frankreich begleitete, zeichnet sich durch die außerordentliche Frische des milden, etwas gedämpften Colorits und die ausdrucksvolle Darstellung des Leidens aus. Eine Maria mit dem Jesuskinde auf dem Throne, von Aposteln und einer Anzahl männlicher und weiblicher Heiligen umgeben, nach einer Originalskizze von Rubens, die auf dem Königl. Museum befindlich ist, von Van Dyk gemalt, ist für die vergleichende Kritik von hohem Interesse; ebenso eine Susanne mit den beiden Alten, die nach einer Rubens'schen Composition wahrscheinlich auch von van Dyk mit dem ihm eigenen fließenden, harmonischen Pinsel ausgeführt ist. — Zwei, vom Monde trefflich beleuchtete Nachtstücke von Sebast. Bourdon, einem der berühmtesten Maler des 17ten Jahrhunderts, stellen mit großer Wahrheit Scenen aus dem wilden Leben einer Räuberbande vor. — Unter den übrigen Darstellungen macht sich eine etwas nachgedunkelte Landschaft von J. Ruysdael vorzugsweise bemerkbar, ein Bild von eben so wahrer Auffassung des natürlichen Vorbildes, als freier, geistreicher Ausführung der Steine, Gräser, Blätter und Stämme, sowie des leichtwolkigen Himmels, dessen mildes Licht ein angenehmes Helldunkel durch die laubreichen Bäume auf die Landschaft wirft. Die menschliche Staffage scheint von Ostade zu sein. Von Ruysdael sehen wir noch eine Waldpartie mit klardurchsichtigem Wasser, skizzenartig gezeichnetem, aber gut zusammengestelltem Vieh und dem köstlichsten Licht von der Abendsonne, welche hinter dem Walde untergeht und durch das bewegliche Laubwerk golden hindurchschimmert. Ein werthvolles Viehstück von Adrian van der Velde, ausgezeichnet durch das dämmernde Licht der spätabendlichen Sonne, wie durch die ungemein wahre Auffassung und Darstellung der Schafe und Kühe, ist von höchst gefälliger Wirkung, eben so ein anderes, von dem helldunklen Roth der untergehenden Sonne durchdrungenes und ver-

Digitized by Google

klärtes Landschaftsbild, mit Vieh und Hirten, das, trotz der nachlässigen Behandlung des Baumschlags, der geschickten Hand Alb. Cuyps nicht unwürdig ist. Ob aber das sonst vorzügliche Porträt eines Geistlichen demselben Maler zugeschrieben werden dürfte, ist zweifelhaft; die Bildnisse dieses Künstlers sind außerordentlich selten. — Ein ländliches Genrebild von Jan Miel, das gut colorirt, aber schlecht gezeichnet ist, ein mittelmäßiges Viehstück von Michael Carre, eine Felsenlandschaft von Moucheron und eine Bauerngesellschaft von Bega, beide hinsichtlich des Colorits von geringem Verdienst, ferner ein Kopf von Ribera, gen. il Spagnoletto, ein todter, von zwei Engeln beweinter Christus von Federico Baroccio, ein Pastiche von Chr. Wilh. Ernst Dietrich in Rembrandts Manier und ein reiches, fein und kräftig gemaltes Blumenstück von Huysum vollenden den Kreis der zu dieser interessanten und kostbaren Sammlung gehörigen Gemälde, der selbst der gern mäkelnde Kunstkenner einen bedeutenden Werth zuzugestehen sich gedrungen fühlt, um sich nicht geradezu lächerlich zu machen. 77.

Digitized by Google

Bücherschau.

Nero. Tragödie von Karl Gutzkow. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 197 S. 8.

Die Vorwürfe, deren Gegenstand dieser unermüdliche und tapfere Schriftsteller auch in der unsere Blätter leitenden Kritik geworden, sind nicht zu verwechseln mit der eigentlich bloß bürgerlichen Anklage, welche Wolfgang Menzel bekanntlich gegen ihn gerichtet hat, und worin ich denselben nie unterstützen werde, da ich unsere junge Generation, welcher die Geschichte so wichtige Missionen anvertraute, nicht so hastig aufzugeben vermag. Man muß sich objectiv und gerecht an die Werke halten, welche aus dem Gährungschaos dieser neuesten Literatur allmählig ihre frischgeborenen Gestalten herausstrecken, und so werden wir, obwohl vielfach verletzt durch Karl Gutzkow's bisherige Bestrebungen, uns doch nicht dem Moment entziehen dürfen, wo die brausenden Wirren seines bedeutenden Talents sich heilsam für ihn und uns entschieden haben. Sein „Nero" bezeichnet einen Wendepunct, der uns von Neuem an diesen Schriftsteller mit Interesse fesseln kann, denn wir sehen darin das Ringen zwischen den Ungeheuern seiner trotzigen und unbeugsamen Skepsis und dem plastischen Werdeleben seiner jugendlichen Schöpfungslust, welche die Qual aller der fürchterlichen Träume und Ahnungen gern durch das Aufgehen in die festeste und sicherste Gestaltung bezwänge. Nero ist ein geformtes Bild aller Zerstörungstriebe geworden, die in sich selbst zerfallene Scheideperioden der Menschheit jedesmal charakterisiren, und Wollust, Grausamkeit und großes Talent, gleich gewaltig und reichlich in solchen Epochen vorhanden, haben in diesem Kaiser eine Normalnatur geschichtlicher Uebergangsstufen hingestellt. Der Gedanke war bedeutend, von dem Gutzkow ergriffen wurde, die ganze Gemüthsstimmung des heutigen Zeitunglücks an ferne und fremde Gestalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Seine große, fast dämonische Gabe, die feinsten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauschen, hat er mit sichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zustände des alten Rom walten lassen, und wenn sich geschichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieser Zeiten zu paralleliſiren, so wird doch eine auf unser eigenstes Selbst zurückgehende Wirkung hervorgebracht, die so gewaltig, daß wir uns mit unsern nächsten Zuständen ihr nicht entziehen können. Der Eindruck ist daher mehr ein speculativer, als ein künstlerischer. Aber die Speculation ist nicht, wie in Goethe's Faust, tief und ganz und gar in die Innerlichkeit der Conflicte untergetaucht; sie prägt sich in einem schreienden Gegenüberstellen einzelner Gedankenmomente, in einer trotzigen Andeutung durch kecke

Digitized by Google

Situationen, ab. Gutzkow zeichnet in riesenhafter Naturgröße das wirre Durcheinanderfallen aller Elemente, und stellt ein Individuum, diesen Nero, mit einem zugleich darüberstehenden, und zugleich darin befangenen Bewußtsein mitten in diese Trümmer hinein. Dies zwiefältige Bewußtsein, seine Zeit verachten zu müssen und doch selbst verächtlich zu sein, wie sie, macht den Nero zum Nero, es ist der ins Böse hineintreibende Mutterfluch des Individuums, welchen eine aufgelöste Epoche gerade auf ihre begabtesten Kinder schleudert. Darum besitzt Nero diese Bosheit der Consequenz, das verderbte Rom mit der höhnenden Flamme zu zerstören, aber er besitzt zugleich die Größe der Consequenz, seine eigene Verderbtheit so unerträglich zu empfinden, daß er seine umstehenden Sclaven anbettelt, ihm den Tod zu geben. Diesen Standpunct mit unerbittlicher Schärfe festzuhalten, ist Gutzkow's Großartigkeit und zugleich sein Unglück. Er verweigert es sich selbst, seine eigene Natur so zu schmelzen und zu mildern, daß sie, obwohl zum Zerstören verderbter Zustände sich gedrungen fühlend, doch mit Freudigkeit an den Zielen, für die er arbeitet, sich sonnt und eine wohlthuende innere Wärme davon annimmt. Diese prinzipienmäßige Mordluft neronischer Zeiten, die Gutzkow als ein welthistorisches Merkmal erkannt hat, scheint sich in seiner bisherigen Kritik und Speculation oft zu vorsätzlich in die Aufgabe umgesetzt zu haben: daß er, durch schonungsloses Herausſagen aller seiner Gedanken, die ganze Welt gegen sich reizen müsse, um sie durch die nackte Wahrheit entweder zu bessern oder zu vernichten! Man verkenne nicht, was hierin zugleich für eine Aufrichtigkeit des Charakters liegt, zu dessen Verdächtigung die Feinde dieses Schriftstellers mit Unrecht geschritten! Aber jeder Wirkende ist doch immer ein Einzelner, und opfert sich nutzlos, ohne dem Allgemeinen zu helfen, wenn er allen Sympathieen der ihn umgebenden Weltordnung sich entzieht. Gutzkow liebt nichts, und so wird es ihm bald auch gleichgültig werden, irgend etwas zu hassen. Was wird ihm übrig bleiben? Ein Richard'sches I am myself alone? Aber ich sage euch, Gutzkow's geheime Geliebte ist die Wahrheit, für die er zittert, bebt und ringt, auf die er eifersüchtig ist, die er bei den Haaren schleift, um sie ihm zu Willen zu machen! Die Gewaltsamkeit seiner Liebe wird aufhören. Die Speculation, die ihn fortreißt, muß ihn bald auf einen Punkt führen, wo er mit aller Macht sein Talent zu Hülfe rufen wird, um ihm die blutigen Risse, die er ins Dasein gezogen, wieder zusammenfügen zu helfen. Er wird nicht nur den unvertilgbaren Sympathieen, sondern sogar manchen Illusionen des menschlichen Lebens seine Zugeständnisse machen müssen, wenn er nicht mit einem Pistolenschuß aufhören will, und so wartet seiner zuversichtlich eine ganz productive Periode, in der er auch seinem Gemüth genug thun, seinen Menschen erquicken wird, und wo er positiv für die Befreiung der deutschen Zustände schafft.

Es ist nicht leicht möglich, diese Tragödie vom Nero rein künstlerisch zu betrachten. Man muß die Redlichkeit des Verfassers anerkennen, wenn

Digitized by Google

er seine schrecklichsten Gedankenanwandelungen lieber unter künstlerischen, als philosophischen Gesichtspunct rücken mag, da der künstlerische, der an bestimmte Individualität appellirt, die Behauptung mildert, freilich auch unentschiedener läßt. Aber man wird sich allgemeiner Anschauungen, die auch auf den Dichter zurücktreffen, darum nicht enthalten können, am allerwenigsten bei der gegenwärtigen Dichtung, so sehr ich der darin waltenden Poesie und Kunst auch an sich Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Wie sehr dies Gedicht aus einer subjectiven Ergriffenheit von den heutigen Weltzuständen hervorgegangen, drückt sich in Worten besonders in dem Gespräch des Julius Vinder mit dem Einsiedler (Tacitus) aus (S. 44—53), das den Kampf zwischen alten und neuen, schlechten und schönen Zeiten treffend durchspricht.

Das Dramatische an diesem Gedicht ist sehr zu beachten. Obwohl sich der Verfasser im Zusammenhang der Scenerie nicht immer an das Wahrscheinliche oder theatralisch Mögliche kehrt, so erreicht er doch oft bedeutende Situationen. Die Nachtscene zwischen der Poppäa und Nero, die burleske Idyllik der bescheidenen Familie, die der Brand Roma's mitten in ihrer Spießbürgerlichkeit überrascht, und einige andere Scenen sind meisterhaft gelungen. Die Sprache ist in vielen Partieen großartig und neu. —

* * *

1. Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner. 1835. 174 S.
2. Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen von Grabbe. Ebend. 99 S.
3. Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne. Von Grabbe. Ebend. 112 S.

Grabbe hat seinen Aufenthalt in Frankfurt am Main verlassen, und sich mit Immermann in Düsseldorf zu gemeinsamen Bestrebungen für die Auferweckung des großen Todten, welchen man deutsches Theater nennt, verbunden. Die Dankbarkeit, die er seinem in der frühern glorreichen Holtei-Häring'schen Periode Berlins so hochgefeierten Collegen durch die Widmung dieses Hannibal ausspricht, klingt fast übertrieben. Denn den Shakspeare-Geist, den sich Immermann künstlich einimpfen wollte, besitzt Grabbe wirklich als einen eigenthümlichen Naturfonds in sich, und wenn seine wilde, excentrische, cynische Kraft jetzt auf Einmal geregelt und mit künstlerischem Bewußtsein auftritt, so kann ich mir nicht denken, daß dies dem Meistereinfluß Immermann's sich verdanke. Grabbe's Hannibal ist eine bedeutende Bereicherung der neuesten deutschen Poesie, ein Stück von wahrhafter Originalität und hoher dichterischer Kraft, an dem wir uns einmal eine erfrischende und stärkende Speise haben schmecken lassen. In dem einfachen, großartig klassischen, epigrammatisch kurzen Stil dieser Tragödie hat Grabbe alle frühern Unarten seines Talents überwunden, und die bacchantische Redseligkeit, an der er sonst litt, ist einer

Digitized by Google

pointirten und durch ſtille Motive wirkenden Beſonnenheit gewichen. Die dramatiſche Entwickelung leidet an manchen Fehlern, beſonders an dem, daß ſie nur in die Verhältniſſe, und nicht in die Charaktere hinein verlegt iſt. Die Zeichnung Hannibals bietet nur geniale Noten für den Schauſpieler dar, ſie ermangelt durchaus aller innern Charakterausführung, die in die Seelenbewegung des handelnden Helden hineinblicken ließe. An tragiſchem Lakonismus hat Grabbe noch die Griechen zu überbieten geſucht, die in ihren Trauerſpielen, bei aller erhabenen Schweigſamkeit, doch bei weitem mehr Gefühlsinnerlichkeit gezeigt haben. Im Hannibal fehlt aber für das dramatiſche Intereſſe eigentlich Anfang wie Ende, da ſeine Individualität nicht nach innen hinein verfolgt und entwickelt iſt. Die individuelle Geſchichte eines Charakters verſäumt Shakſpeare auch in den äußerlichſten und kälteſten Gebilden ſeiner hiſtoriſchen Stücke faſt nie, anzudeuten. Grabbe hat ſich diesmal, um ſeinen Gefühlsexcentricitäten entgegen zu wirken, oft in eine ſchneidende Kälte der Darſtellung gehüllt, doch iſt des Großgedachten und Hochpoetiſchen zu viel vorhanden, um nicht von dem Ganzen einen bedeutenden Eindruck zu hinterlaſſen. Die beabſichtigte tragiſche Ironie in der Geſtalt des Königs Pruſias, an deſſen Hofe Hannibal ſein Ende findet, iſt allzu froſtig hingeſtellt, um ihre Wirkung erreichen zu können. — Nr. 2. iſt des Verfaſſers des Hannibal unwürdig. Dieſe rührende Weltmythe vom Aſchenbrödel iſt unter Grabbe's Händen zu einer zerlaſſenen Parodie geworden, in der ſein bocksfüßiger Humor die ſchwächlichſten und nutzloſeſten Streifereien gegen naheſtehende Figuren in Literatur und Zeit unternimmt. In dieſer Gattung iſt und bleibt einmal Tieck unübertroffener Meiſter, und wer ſie nicht nach neuen Formen und Motiven zu geſtalten weiß, ſollte lieber abſtehen, ſich nach ihm darin zu verſuchen. — In Nr. 3. tritt Grabbe als ſcharfer Raiſonneur über die gegenwärtigen Theaterzuſtände auf. Die meiſten dieſer Aufſätze, welche einen einſichtsvollen dramaturgiſchen Geiſt verrathen, ſind aus dem in Düſſeldorf erſcheinenden oder erſchienenen Journal Hermann hier von neuem abgedruckt.

* * *

Frankfurter Bilder von Eduard Beurmann. Mainz, Kupferberg. 1835.

Ein bewegtes und bewegendes Gemüth! Ein Oppoſitionsmenſch, hinlänglich liberal, aber nicht im Uebermaß! Keiner von der Hambach'ſchen Höhe, aber einer aus der norddeutſchen Fläche! Beſchaulich und thätig zugleich! Ein luſtiger fahrender Schüler, dem zum Meiſter die Ruhe fehlt! Von leidlichem Witz und unerheblichem Ernſt! Vielſeitig und einſeitig zugleich! Ein Schriftſteller, deſſen Kunſt vorzüglich in einem anziehenden Raiſonnement über Alles, was er verſteht und nicht verſteht, zu ſuchen iſt! — Das Buch hat keine Rundung in ſich ſelbſt; die Bilder ſind nicht cycliſch, ſondern ſporadiſch aufgeſtellt; ſie folgen auf einander wie in einem Guckkaſten; ſie ſind nicht fein und ſauber genug ausgeführt,

Digitized by Google

um für wirkliche Gemälde, nicht effektreich genug, um für eine durch Totalwirkung schlagende Rund- und Perspectivmalerei gelten zu können. Das Buch ist weidlich vollgestopft, mannigfaltig und bunt, nach den verschiedensten Richtungen hin thätig, durch Nebenbetrachtungen und Seitenblicke mit der Kunst, dem Theater, der Literatur und Geschichte in weit ausgreifenden Linien sich in Verbindung setzend. Der Verfasser hat die eigensinnige Laune unserer modernen Schule, das Buch nicht als ein gerundetes Kunstwerk, nicht als ein Ganzes in Kugelgestalt wirken zu lassen, sondern durch die mannigfaltigsten, secundären, mit in den Kauf gegebenen Seitenblicke, Gewürze und Zuthaten, bis zum Extrem festgehalten. Dieses bunte Vielerlei und Durcheinander zieht den Leser unwillkührlich an und mit sich fort, ohne ihm irgendwo ein festes Denk- und Ruheplätzchen zu gewähren. Beurmann ist ein Kind der Unruhe, wie wir Alle. Unsere Gedankenlinie ist an unzähligen Punkten durchbrochen, abweichend; wir haben keinen Sitz, aber eine Stimme; sind weder sesshaft, noch standhaft; in einem ewigen Wandel begriffen und doch in keinem guten; haben in der Literatur keine centrale, sondern nur peripherische Verrichtungen. Daher wirken wir auf keinem einzelnen Punkte ganz und vollkommen, aber an vielen zugleich, breitspurig. Die verschiedensten Verhältnisse durchschneiden oder berühren, unzähligen Tangenten gleich, den Kreis unsers Daseins. Diese Mannigfaltigkeit des Wirkens ist die hervorstechende Tugend, auf die auch Beurmann als Schriftsteller gerechten Anspruch zu machen hat. Er führt nebenbei einen kleinen Guerillakrieg mit leichtem und leichtfertigem Witz gegen Goethe, absolute Regierungsformen, Theaterverwaltung, norddeutsche Zeitblätter, Staatspapiere — im Einzelnen nicht ohne Erfolg, im Ganzen ohne einheitlichen Plan, ohne letzten Zweck, ohne Gesammtwirkung. Es sind oft nur Beleidigungen, die er sucht, gelegentliche Ohrfeigen, die er mit oder ohne Anstand austheilt. Die Lectüre des Buches macht keine Beschwerde; es liest sich eben so leicht, als leicht es geschrieben ist. 88.

* * *

Gedichte von Silesius Minor. Leipzig, Otto Wigand. 1835. 216 S. 8.

Eine obwohl nicht reiche, doch mannigfaltige Liedergabe. Es sind viel Töne angeschlagen, aber keiner ist recht ausgeklungen; auch fehlt ein Unisono, zu dem die einzeln angetönten Accorde sich zusammenfügten. Es sind Gedichte aus verschiedenen Zeiten — und das ist nicht auffallend; allein diese Dichtungen sind auch fast wie Ergüsse verschiedener Individuen, da sie einem Dichter angehören, der in seinen Gedankengängen nicht derselbe zu sein schien, der er jetzt ist. Wären die Stimmungen rein und fertig ausgetönt, die Wunden recht ausgeblutet, so würden wir die Uebergänge deutlicher fühlen zwischen seinem Vormals und Jetzt; die Poesie des Verfassers ist zu aphoristisch, um ein volles ganzes Individuum in ihr ausgeprägt zu finden. — Wir haben Apostrophen an deutsche Dichter, po-

Digitized by Google

litische Gedichte, Balladen und erotische Lieder. Die andere Abtheilung, die der Autor gemacht hat, scheint nicht ganz aus dem Charakter des Inhaltes hervorgegangen. Die Sonette an deutsche Poeten fordern vielfach zum kritischen Widerspruch auf. Das Gedicht an Tieck setzt in diesem noch den alten sehnsuchtweckenden Meister voraus, der er längst nicht mehr ist. Im Sonett an Heine schlägt Silesius an des Dichters Herz, um den Funken der schlafen gegangenen und verkohlten Poesie wieder anzufachen. Wir stimmen damit überein, in Heine blos den Dichter zu lieben, nicht den Philosophaster. Die Sonette an Uhland, Rückert und Chamisso charakterisiren ihre zu feiernden Dichterhelden viel zu oberflächlich. Wunder aber nimmt uns die Hochstellung Platens, der doch nur für einen geniegewandten Versemacher, weniger für einen Dichter gelten kann. „Ein Götterſohn durchschreitest Du das Leben!" heißt es im Sonett und wäre nur als Ironie erträglich. Wo, wann und wie hat dieser Versschnörkler das Leben ergriffen? Darin liegt eben der Unterschied zwischen Versformern und Dichtern, daß jene ihre Dichtungen künsteln, diese ihr Leben und mithin sich und ihr ganzes Selbst für das Leben ihrer Zeit in die Schanze schlagen. Platen ist ein zeitloser Dichter, d. h. gar keiner. Er macht deutsche Verse, wie die Mönche im Mittelalter lateinische formten.

In den politischen Gedichten hat Silesius Minor seine Gesinnung so ziemlich zerschleudert; er feiert das deutsche Reich, Polen, Napoleon, die Freiheit und Preußens Aar, letzteres von einem veralteten Patriotismus eingegeben. In den Romanzen und Balladen ist ein sehr feingebildeter Sangeston in Versbau wie in Diction. Nur ist die Wahl der Gegenstände und Helden keineswegs immer glücklich. Bei den acht Balladen vom Ritter Bayard thut mir die hübsche Sprache leid, die nur einen dürftigen Inhalt hat. Dieser Ritter ohne Furcht und Tadel ist ein philisterhafter Tugendheld mit etwas galantem Anstrich. Seine Thaten predigen nüchterne Moral. Die Sangesweise der acht Balladen erinnert an die gefällig oberflächliche Gewandtheit des altfranzösischen Liedes.

Bedeutsamer erscheint Silesius Minor in seinen Liebesliedern. Diesen erotischen Ergüssen fehlt freilich, was sie erst zu fluthenden Ergüssen macht, die Leidenschaft, aber als erotische Tändeleien haben sie eine interessante Charaktereigenthümlichkeit. Der Dichter gibt seine Liebesgefühle in einer Abtheilung „Lieder" und in „Liebessprüchen." Jene sprechen mit Zartheit von einem angeknüpften, diese mit dogmatischer Bitterkeit von einem aufgelösten Verhältniß. Es entfaltet sich in beiden Sphären die ganze Liebenswürdigkeit dieses Dichters. Seiner Neigung fehlt die Leidenschaft, sie ist kein Rausch, kein Erglühen, er wirft nicht Himmel und Welt zusammen, um begehrungssüchtig seinen Arm auszustrecken. Vielmehr hören wir einen sanften, blöden, zartsinnigen Schäfer seine Liebeseklogen singen. Seine Verse sind so zierlich wie seine Gedanken, fast merkt man seiner Grazie etwas manschettenhafte Eleganz an. Sehr artig und niedlich sind die Gedichte: Charade, Liebesbotschaft, Liebeszauber u. a.

Digitized by Google

„Mein Stern" ist eine hübsche Spielerei, wie man sie freilich tiefsinniger bei Rückert findet. „Gedenke mein!" ist in Rhythmus und Haltung zu sehr Reminiscenz an ein Goethe'sches Lied, sowie die Ballade „Ewige Liebe" etwas an Bürgers Tochter des Pfarrers zu Taubenhain erinnert.

K.

* * *

Kronen und Ketten. Ein Roman von Eduard Duller. Drei Bände. Frankfurt, Sauerländer. 1835.

Der mysteriöse Titel verspricht an Inhalt, das Volumen von drei Bänden an Masse viel; mehr noch verspricht sich der Leser von dem Namen des bekannten Verfassers selbst, der, während er von mir in Berlin recensirt wird, in Frankfurt dem seltsamen Vogel Phönix aus den verschlackten Kohlen hilft. Der Verfasser schwingt seine romantische Feder über das alte Deutschland, über das alte Deutschland des Herzogs Ludwig von Ingolstadt, oder vielmehr über das alte Baiern; er schwingt sie ferner über das alte Frankreich Karls IV., über den König selbst und dessen Gemahlin, über den Herzog von Orleans und dessen Gemahlin, über den Kaiser Sigismund und dessen Nachfolger, über die Agnes Bernauerin und deren Mörder. Alle diese Personen, und noch viele Andere, handeln und sprechen in dem Roman; sie handeln viel, aber sie sprechen noch viel mehr — besonders in Deutschland, und besonders da, wo es zu handeln Noth thut, am kaiserlichen Hofe, auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz und im Munde des Verfassers. Duller's Sprache schleudert Shakspeare'sche Donnerkeile; Duller's Phantasie erzeugt Blut, speist Blut und giebt Blut wieder von sich; Duller's philosophischer Verstand ersäuft sich in Blut. Nicht ein Fieberfrösteln, ein ganzer gewaltiger Fieberschauer fährt über die Haut des Romans, daß er seine Glieder schüttelt, wie ein Kranker, dessen urkräftige Natur dem Tode Widerstand leistet. Da ist keine Ruhe, keine Mäßigung, keine Besonnenheit! Da ist Krampf, aufgepustete Kraft und Trotzköpfigkeit! Trotz auf mannhafte Gesundheit, Trotz auf angeborne Genialität, Trotz gegen die Form und Regeln der Kunst, Trotz gegen den heiligen Apollo vom Musenberge, den Tieck uns neulich in einer Vorrede so dringend empfahl. Duller mag nur schreiben, wenn seine Phantasie in glühenden Fluß oder in die Berserkerwuth gesetzt ist. Dann schwellen ihre Adern blau an, ihre Stirnfalten runzeln sich, sie tobt, schlägt um sich und zertrümmert die Form des neuen Werks, über das sie brütet, schon im Entstehen. Er selbst aber, der Träger dieser Phantasie, schreitet durch das heimliche Zimmer, arbeitet mit dem Gemüth, mit dem Munde, mit den Händen, während sein Mittelsmann, der Secretair, dictando schreibt und das unbegreifliche Wesen seines Herrn als Protocollführer durch Feder und Tinte begreiflich macht. Ich meine, daß Dullers Product zu den bessern Erscheinungen gehört, welche der breitfließende Strom der Romantik in neuester Zeit als Luftblasen emporgetrieben hat, — ein Roman, welcher im handfesten altdeutschen Marschtritt daherstampft,

Digitized by Google

wie ein grundehrlicher Landsknecht! Ein Roman, welcher durch das kriegerische Hauptcadre seiner Personen und Begebenheiten wirkt, nicht durch den Troß- und Bagagezug beiläufiger Betrachtungen! Ein Roman, der die liebe leidige Subjectivität glücklich erstickt und erdrückt durch seine Massenhaftigkeit und eigene Schwerkraft! Ein Roman endlich, der seinen Weg und sein Ziel selbstständig verfolgt, und die Flachlands- und öde Haidenatur des historischen Walter Scotts-Romans umsichtig vermeidet! Ich habe bei der Lectüre dieses Romans oft an Shakspeare und Goethe, da er noch jugendlich und ritterlich frisch war, unwillkührlich mich erinnert, wie ich umgekehrt bei der Lectüre moderner Romanenerzeugnisse, um den möglichsten Genuß zu haben, mich zwinge, die Heilande und Apostel der Poesie aus meinem Gedächtnisse wegzuschaffen. Entweder wird sich aus dieser Kraft etwas Tüchtiges entwickeln, oder sie ist nur die künstliche Füllung eines Ballons, die ihn unnatürlich aufpustet, eine Zeitlang in der Luft und der Schwebe erhält, und, wenn sie vorausgabt oder verflogen ist, desto tiefer sinken läßt auf die Fläche oder in das Schilfmeer, wo Pharao mit seinen Reisigen umkam, — ein groß angelegter Prachtzug, der im Schmutze schmutzig und mit lächerlicher Tragik schließt! 88.

* * *

Bad-Almanach. 1836. Herausgegeben von August Lewald. Mit sieben Stahlstichen. Stuttgart, Liesching. 514 S. 8.

Die gediegene Pracht, mit welcher dieser Almanach ausgestattet ist, verdient schon allein in Deutschland zum Gegenstand der Besprechung zu werden. Eine große und immer sich steigernde Regsamkeit zeigt der gegenwärtige Buchhandel, aber so wie Fichte eine eigene Abhandlung schrieb, um den Leser zum Philosophiren zu zwingen, so wetteifert das glänzende Elend so vieler aufwandsreichen Buchhändlerspeculationen nur in der Taktik, den Leser zum Kaufen zu zwingen. Werden diese reichen Treffenkleider, in welche sich jetzt die meisten literarischen Erscheinungen hüllen, den Deutschen ein literarisches Anständigkeitsgefühl beibringen? Denn was kann unanständiger sein, als wenn die schöne, weiße Hand der Leserin sich an dem schmierigen und öligen Einband eines Leihbibliotheken-Matadors vergreift und eine von Tabaksqualm durchzogene und mit dem scharfen Athem ihrer Vorgänger ihr entgegenduftende Production des Genies vor Augen und Nase bringt! Warum schickt sie nicht in den Buchhandel, um für Nadelgelder und Wirthschaftsersparnisse dieses oder jenes Lieblingsbuch einzutauschen, und in seiner jungfräulichen Reinheit, wie es aus den Händen der Schöpfung hervorgegangen, zu lesen und wieder zu lesen? Die Buchhändler haben angefangen, den bessern Regungen des Publikums entgegen zu kommen. Theils erreichen die Novitäten der deutschen Literatur durch ihr Aeußeres immer mehr den Glanz und Werth von Industrie- und Luxus-Artikeln, für die einmal eine Geldausgabe zur guten Lebensart gehört, theils tritt der Buchhandel durch die Vertheilung ganzer Werke

Digitized by Google

in einzelne Bogenlieferungen nur als ein höflicher und geduldiger Gläubiger auf, der die deutsche Armuth auf leicht zu haltende Groschentermine setzt. Obwohl bei beiderlei Kriegslisten in literarischer Hinsicht viel Unwürdiges unterläuft, so kommt doch das deutsche Publikum dadurch allmälig wieder in die Gewohnheit des Kaufens hinein, welches die beste Tugend an einem Publikum ist.

Dieser Lewald'sche Bad-Almanach, welchen der strebsame Verleger ganz in der fashionablen und für große Welt berechneten Weise der englischen Taschenbücher hergestellt, hat sich eine andere Saison erwählt als seine übrigen deutschen Gattungsverwandten. Diese sind in der letzten Zeit ziemlich aus der Mode gekommen und in ihrem Credit gefallen, da auch die lahmgewordene Tieck'sche Novellenmuse, die für 10 Louisd'ors per Bogen noch immer ihre Anstrengungen zum Flor dieser Taschenbücher machte, jetzt nichts mehr an diesen goldenen Weihnachtslämmern, wie er sie selbst benannt hat, zu bessern vermag, vielmehr durch solche geistesschwach bösartige Machwerke, wie „Eigensinn und Laune" in der neuesten Urania, (wovon ich nächstens in diesen Blättern ausführlich reden werde) ihr zeitgemäßes Interesse sinken macht. Der Bad-Almanach hat den Vortheil, daß er nach Beendigung seiner Saison auch in die Winterlectüre mit hinübergenommen werden kann, wozu ihn die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Anschaulichkeit der Stahlstiche empfehlen. Er enthält Beiträge von G. Pfizer, Wolfg. Menzel, Gutzkow, A. Lewald, Aloys Schreiber, Wilibald Alexis, W. A. Gerle, A. Zoller, R. Heimbert, Fr. Rückert. Die unterhaltendsten sind die geschichtlichen Erinnerungen von den Jahren 1806 — 1813, von Lewald aus den Papieren eines Freundes mitgetheilt, die deutlich das Gepräge wirklicher Erlebnisse an sich tragen, und die Meerschaumflocken, von Wilibald Alexis, badgesellschaftliche Scenen aus Swinemünde, im berlinischen Conversationsstil ausgeführt. Das ungewöhnlichste und piquanteste ist Gutzkow's „Arabella", die Geheimkünste der weiblichen Toilette mit tragischer Ironie behandelnd, aber der Eindruck davon ist doch nur ein frostiger und widerwärtiger. Der Verfasser geht von einer originellen Anschauung aus, aber er meißelt sie kalt und verachtend in einen Stoff hinein, den er mit scharfen, ätzenden Tinten färbt, ohne ihm innere Bluts- und Lebenswärme zu geben. Gutzkow sollte diese bizarre Genremalerei des französischen Romanticismus verschmähen!

* * *

Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt, Diehl. 1835. LX und 520 S. 8.

Mephistopheles-Merck, dessen hagere Gestalt, spitze Nase und graue Tigeraugen uns Goethe vielleicht allzu fürchterlich anschaulich gemacht hat, tritt hier, zu gleicher Zeit mit Knebel, mit dem er fast dieselben Verhältnisse und Berührungen gemein hatte, mit seinem interessanten Briefwechsel

Digitized by Google

hervor. Merck war, wie Knebel, eine Mittelfigur der weimarischen Literaturperiode, vielleicht von noch größerm geselligen Talent und Anziehungskraft als dieser, aber mehr ein reizendes und prickelndes Zwischenelement unter diesen großen Geistern abgebend. Die Briefe, welche sie an ihn schrieben, können an Inhalt, Werth und Bezüglichkeit nicht mit denen verglichen werden, welche der hingebende und gemüthvoll-empfängliche Knebel von denselben Personen erhielt. Merck war ein Mann ohne Herz, aber von großem, gewaltigem Verstand, der, bei einer weniger verzehrenden Unruhe des Charakters, sich erfolgreicher und allgemeinnütziger nach irgend einer Richtung hin hätte erweisen müssen. Zwar versuchte er mit seinem umfassenden Scharfsinn und einer fast dämonischen Thätigkeit Alles und Jegliches, und neben seinen eifrigen Naturforschungen, in denen er zuerst in Deutschland eine entschiedene Aufmerksamkeit auf das Studium der aufgefundenen Petrefacten und vorweltlichen Knochen lenkte, und den mancherlei literarischen Feldzügen seiner kritischen Laune, gab er sich eifrig damit ab, Gewerbevereine, Kattundruckereien, Buchdruckereien, Bleichanstalten und Baumwollenspinnereien zu gründen. Von dem Vielen aber gelang ihm Nichts, und ein regsamer, tüchtiger, praktischer, scharfer Geist, wie er, konnte in keiner Hinsicht bestimmte Erfolge gewinnen. Es fehlte ihm die Einheit des Charakters und Gemüths, aus der sich allein Freudiges und Fruchtbares hervorbringen läßt; er liebte nichts, Gefühle waren ihm zuwider, selbst von Freundschaft mochte er nichts sprechen hören. Endlich jagte er sich eine Kugel durch den Kopf, aus Ueberdruß an einer Welt, die ihm sein überlegener Geist längst bis in alle Fasern zersetzt hatte, und von einer schmerzlichen Krankheit getrieben, welche er nicht geistig überwinden konnte, noch mochte.

Die interessantesten Briefe in dieser Sammlung sind die, welche Wieland an ihn schrieb, der von Merck's schlagfertiger und rauflustiger Kritik für den deutschen Merkur zu profitiren suchte und sich bemühte, ihm so viel als möglich abzugewinnen. Der Merkur fing an, alterschwach zu werden und wollte beim Publikum nicht mehr ziehen. Wieland suchte ihm durch Merck einige neue und frische Säfte einzuflößen, da er selbst zu gutmüthig und in Coterieen verwickelt war, um mit scharfer Kritik etwas wirken und seinem Journal Leben geben zu können. Er schrieb bloß Märchen und Göttergespräche für den Merkur, während Merck durch seine beißenden und kenntnißreichen Recensionen dem flaugewordenen Institut von Neuem Aufsehen verschaffte. Es ist ein Fehler, daß der Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung diese Merck'schen Kritiken nicht mit abdrucken ließ, da die Auswahl von seinen Fabeln und Erzählungen, die er vorangestellt hat, für Merck's Charakteristik bei weitem nicht so wichtig ist. — Andere Briefe sind von der Herzogin Amalie, Karl August von Sachsen-Weimar, J. G. Schlosser, der merkwürdig über die Unsterblichkeit schreibt, Friedrich Nicolai, dessen Expectorationen über den deutschen Buchhandel bemerkenswerth sind, Sophie la Roche. Ferner von Boie, dem eifrigen und musterhaften Verwalter des Göttinger Musenalmanachs, der selbst

Digitized by Google

bisher nur als mittelmäßiger Dichter bekannt war, durch die Briefe aber, mit denen er sowohl hier, als im zweiten Bande von Knebels Nachlaß erscheint, zu besseren Ehren gelangt, indem er einen feinen Verstand und seltene Redlichkeit, mit der er junge aufkeimende Talente begünstigte, bethätigt. Die merkwürdigsten Briefe, die Herder geschrieben, sind die an Knebel, die ebenfalls im zweiten Bande seines Nachlasses sich finden werden, worin eine Freiheit und Keckheit, Offenheit und Rücksichtslosigkeit der Aeußerung sowohl über sich selbst, als über die Verhältnisse in seinem Kreise sich kundmacht, die Herders Charakter in seiner höchsten Energie und Ungezwungenheit zeigt. An Knebel ließ er sich ganz und zu seiner größten Satisfaction darin gehen, während ihn sonst der Priesterrock und seine Stellung in Weimar zu einer Timidität und Unbestimmtheit nöthigte, die an seinem ursprünglich kräftigen und gewaltigen Geist wie die Schwindsucht zehrte. Ich wollte bei dieser Gelegenheit im Voraus auf jene Briefe aufmerksam machen, da Herder von einer neuen und noch nicht hervorgehobenen Seite darin erscheint, von der muthigen und rücksichtslosen, die er auch in den hier mitgetheilten Briefen an Merck, dem man sonst Alles sagen konnte, nicht in ähnlichem Maaße herauszukehren wagt. Uebrigens nehmen sich alle Personen, die an Merck schreiben, wenig gegen ihn zusammen in ihren Ausdrücken und Aeußerungen; die jüngferliche Reinlichkeit des alten Wieland erwehrt sich selbst des Wortes „bepissen" nicht (rien que de pisser!), und Goethe, der damals nur flüchtige Zettel im Ton eines verfoffenen, genialen Studenten schrieb, versichert öfter, daß ihm ganz „sauwohl" sei.

* * *

Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache, von Dr. J. C. A. Heyse. Fünfte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. K. W. L. Heyse, Prof. Ersten Bandes erste Abtheilung. Hannover, Hahn. 1835.

Die Unförmigkeit und Massenhaftigkeit der deutschen Sprache und das lange geschichtliche Leben', das sie seit ihrem Urzustande, unter vielfachen Veränderungen und den mannigfaltigsten, zum Theil von den Einflüssen ihrer eigenen Dialekte, zum Theil von den Einflüssen der ausländischen Sprachen, oder auf dem Wege einer völligen Revolution, von einer neuen überwältigenden geistigen Richtung herbeigeführten Vibrationen und Schwankungen bis zu ihrer jetzigen Ausbildung geführt hat, haben auch auf Gestalt und Anlage unserer deutschen Sprachlehren zugleich verdickend und ausbreitend gewirkt. Die pedantisch-ängstliche, schwerfällige Natur der deutschen Gelehrten, die den Stoff nicht scheffelweis abmißt, sondern körnerweise ab- und zusammenzählt, kam hinzu, um die deutschen Sprachlehren zu kolossal-massenhaften Gebilden aufzutreiben, die dem Leser zu durchdringen fast gleiche Mühe kostet, wie dem Verfasser, sie ins Werk zu stellen.

Diese großartige Gründlichkeit, mit einem speculativen sprachlichen

Tiefsinne verbunden, macht sich vor Allem in J. Grimms deutscher Grammatik geltend, deren überraschenden Resultaten und Aufschlüssen seitdem die neuern Sprachlehren sich mehr oder weniger anschlossen. Becker, Grotefendt, Radlof und Andere thaten hinzu, nahmen fort, bauten aus. Die Aussprache einzelner Buchstaben gab, wie in Bauer's Grammatik, zu weitschichtigen Untersuchungen Anlaß. Heinsius und der Magdeburger Heyse suchten das gewonnene Erz in Cours zu setzen und die Resultate gelehrter Arbeiten populär zu machen. Aber die angestrebte Popularität mußte, in diesen überaus gedehnten und weitläufigen Werken, eine nicht selten abschreckende Breite und Plattheit herbeiführen. Der Speculationsgeist verschwand, aber die Pedanterie blieb. Die Sprachlehren wurden durch ihre Masse undurchsichtig, trocknes Holz, an dem das flüssige Gummiharz philosophischen Sprachsinnes einschrumpfte und eindorrte. Die Reizlosigkeit dieser Arbeiten wurde allmälig tiefer empfunden. In den Gelehrtenstuben nie einheimisch, verschwanden sie sogar aus Schule und Haus.

Diesem Mangel anmuthiger Darstellung, erquicklichen Lebens und tieferer, auf die Urformen der Sprache eingehender Begründung abzuhelfen, war die Aufgabe und der Zweck der neuen Bearbeitung, welche die Heyse'sche Grammatik unter den Händen des jüngeren Heyse erfahren hat. Sie wird ausgedehnter noch, als die frühere, aber auch vollständiger, lichtvoller. In das trockne Holz geht der Saft der Philosophie erkräftigend über. Die Sprache erscheint nun als ein beweglicher, lebendiger Organismus und wird als solcher behandelt. Die Geschichte der deutschen Sprache, die in der alten Bearbeitung auf 79 Seiten abgefertigt wird, dehnt sich hier über 120 S. aus. Vom Allgemeinen schreitet die Betrachtung zum Einzelnen fort. Der jüngere Heyse nennt die Sprache überhaupt den lautgewordenen Geist des Menschen, die ins Leben tretende Vernunft, eine Definition, die mindestens nicht bestimmt, nicht individuell genug ist; sie paßt eben so gut auf eine Reihe vernünftiger Handlungen, oder auf die lautlose Zeichen- und Geberdensprache der Stummen, die zuletzt auch nichts Anderes sind, als eine in's Leben tretende Vernunft. Diese Ausstellung nebenher, unbeschadet der Anerkennung, die dem großen Ganzen gebührt! Geschieht so in dieser einleitenden geschichtlichen Entwickelung dem geistigen Element gerechte Würdigung, so giebt ein Anhang dazu einen Ueberblick über die grammatischen Formen, wie sie aus der gothischen Wurzel, durch den Stamm des Alt- und Mittelhochdeutschen hindurch, bis zur Saftigkeit der Blätterkrone, die im Neuhochdeutschen sich voll und üppig ausbreitet, entwickelt worden.

Schemata, in interessanter vergleichender Tabellenform, sind beigefügt. So läßt uns diese der eigentlichen Grammatik vorausgeschickte Betrachtung hoffen, daß auch weiterhin dasjenige, was in der Sprache geistiger Bedeutung ist, dem rein Körperlichen in ihr Raum abgewinnen, daß aber auch andrerseits die Form, in Hinsicht ihres geschichtlichen Lebens und als ein lebendig Veränderliches, immerdar sich Fortentwickelndes einer gründlichern Betrachtung sich erfreuen werde. Eine zeitgemäße, von

Digitized by Google

einem tüchtigen Kopfe geleitete Revolution hat in die alte Heyse'sche Sprachlehre einen allgemeinen Umsturz gebracht, der uns ihren frühern Zustand fast aus den Augen rückt und nur das stammhaltend Brauchbare an seiner Stelle duldet. 88.

* * *

Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von August Kahlert. Breslau, August Schulz und Comp. 1835.

Keine Provinz Deutschlands entwickelt eine größere Masse provinzieller Gesinnung, Anhänglichkeit an die Geburtsscholle und Enthusiasmus für die vaterländischen Produkte und Fabrikate, für Linnenzeug, Landwein und Schaafwolle, für die Schneekuppe und die Kapelle darauf, für die Stadt Breslau und den von Fülleborn besungenen Thurm von St. Elisabeth darin, für das Institut der Landwehr, endlich für die provinziellen Amts- und die städtischen Wochenblätter, als der gedehnte Landzipfel, der von dem preußischen Staatsmantel südlich herunterhängt und in den Erdbeschreibungen unter dem Namen Schlesien verzeichnet steht. Das Land trägt in seiner Fruchtbarkeit, seiner Literatur und seinem geselligen Verkehr den Charakter der ausgebildetsten, aber auch einseitigsten Gutmüthigkeit. Nie hat die Phantasie seiner Bewohner zu den schreckhaften, entsetzlichen Gebilden einer blutgierigen Bergmährchenwelt sich verdichtet; sie erhob sich nur bis zur Schöpfung des launigen Neck- und Koboldgeistes Rübezahl; sie blieb wesentlich gutmüthig, wesentlich provinziell. Nie hat die Geschichte des Landes in Krämpfen und Zuckungen sich geäußert, die, aus einem Fehler der innern Organisation hervorgegangen, umliegende Länder miterfaßt hätten; sie blieb gleicherweise provinziell. Nie wird Schlesien Sitz einer polemisirenden Kritik werden, die über die Grenzen des Landes hinaus- und in die Bewegungen der Zeit als Bewegungskraft eingreift; sie wird, auf ein bloßes gesundes Urtheil als ihren Grundstoff zurückgeführt, immer wesentlich provinziell bleiben. Schlesien bedarf der auswärtigen Flug- und Zeitblätter nicht; jede Stadt hat das ihrige, welches sich mit vaterländischen Gegenständen beschäftigt und neben schlecht vorgetragenen Erzählungen auch Räthsel, Charaden und naive Annoncen liefert. Die Landesliteratur hat keine Fähigkeit in sich, in die Ferne zu wirken; sie hat nur zweimal über die Grenzen der Provinz sich ausgedehnt, nicht durch die innere Wärme der Genialität, sondern durch die kalte Musterhaftigkeit der Form, einmal die Poesie regulirend durch Opitz, sodann sie desorganisirend durch Lohenstein und Hoffmannswaldau. Damals gab es wirklich eine schlesische Schule, die durch Neukirch in den reinsten Wasserstoff sich auflöste. Schlesien ist bei aller Beschränktheit innerlich gesund und weiß von den unbehaglichen Zuständen nichts, über die man in der Nachbarschaft klagt und emporwächst. Denn jedes Wachsen äußert sich krankhaft; Krankheit und Schmerz dehnen die Psyche aus;

Digitized by Google

das Körperliche selbst tritt zur Zeit krankhafter Erregung in die Potenz und Bedeutung des Geistigen.

Auch das vorliegende Buch ist ein Produkt schlesisch-provinzieller Gesinnung. Der Titel ist gut gewählt; er vindicirt der Provinz keinen Einfluß, aber wohl einen Antheil an der Poesie. Jedoch hat sie in den Individuen, die auswärts Form und Gestaltung annahmen oder ihren ursprünglichen in Schlesien niedergehaltenen Anlagen die zukömmliche Richtung gaben, sich geltend gemacht. Diese Individuen, die all' ihr Sein, Thun und Denken von der heimischen Scholle losrissen, gehören der deutschen Gesammtliteratur, nicht ihrer Provinz an. Schon die Karschin, der verliederte Burrmann, der wahnsinnige Moses Kuh dichteten, vegetirten und bettelten zu Berlin. Raupach dirigirt die Berliner Bühne; Wilibald Alexis den Freimüthigen und die norddeutsche Novellistik; Eichendorf die märkische Lyrik; Contessa und Schleiermacher liegen im märkischen Sande verscharrt; Kopisch malt und dichtet; Manfred (Dräxler) reimt; Zedlitz windet Todtenkränze im Ausland; Menzel bewacht und bewohnt sein kritisches Nest mitten in Schwaben, dem Land des Gesanges. Man sieht, welche zum Theil außerordentliche literarische Potenzen Schlesien nach dem Auslande absetzt und dort verarbeiten läßt; aber man sieht auch andrerseits, wie wenig das Land befähigt ist, geistig aufgeschlossenen Menschen auf die Dauer Leben und Nahrung zu gewähren und in die Masse seiner Literatur eine centrale, die Einzelnen festhaltende Bedeutung zu bringen. Die literarischen Dämpfe drängen den provinziellen Deckel fort und machen sich frei. Vor Allem saugt die vornehme, kaltherrische Haupt- und Centralstadt Preußens, wie ein durstiger, nicht zu ersättigender Schwamm, die geistigen Kräfte Schlesiens auf. Weniger war dies im Opitz'schen Zeitalter der Fall. Die meisten seiner damaligen Poeten, wie Scultetus, Logau, Butschky, Gryphius, Hoffmannswaldau, Lohenstein, Abschatz, lebten, wirkten und starben in der Provinz, zum großen Theil als Stadtsyndici. Schlesien hat jeder Zeit mehr durch einzelne Männer, als durch eine literarische Gesammtheit und das Streben einer Corporation gewirkt. Es stellte in Gryphius den ersten regelrechten Tragiker, in Opitz ein Formular für das Lied, in Logau ein würdiges Schema für das Epigramm, in Silesius einen Repräsentanten seelenvoller Mystik, in Günther das erste Muster genialer Liederlichkeit und didaktischer Liebenswürdigkeit auf. Unsre moderne Zeit mit ihrer Stoß- und Bewegungskraft treibt die Literatur hinaus und zwingt sie nicht selten zu einem nomadischen Leben, welches einer Pilgerschaft nach dem gelobten Lande ähnlich sieht.

Ein ächtes Volkslied kann Schlesien nicht aufweisen. Hierzu fehlt dem Volke der spielende Humor, die Liebe, der Haß, die Phantasie, Gesammtlust und Gesammtschmerz. Die Schlesier haben bis jetzt eine Gleichstellung Aller vor dem Recht der Poesie, was zum Gedeihen des Volksliedes nothwendig ist, nicht erfahren. Kahlert selbst nennt die Gelegenheitsdichterei eine nationelle. Eben so nationell mag der Schlesische Musenalmanach sein, der, dem deutschen Vaterlande unbekannt, allein

Digitized by Google

durch die Theilnahme der Schlesier an provinziellen Erscheinungen sich erhält. Man liest ihn in Schlesien, nicht weil er ein Musenalmanach, sondern weil er ein schlesisches, ein inländisches Fabrikat ist.

Es wäre wünschens- und dankenswerth, wenn neben diese gelungene Arbeit, ausgestattet mit gleichem Fleiß, gleicher Gründlichkeit und gleich unbefangenem Urtheil, ähnliche Spezialgeschichten sich stellten, welche die Gesittung und literarische Thätigkeit der übrigen Provinzen Deutschlands näher und schärfer in's Auge faßten. Was Schwaben durchdringend und umgestaltend für die lyrische Poesie, was die Mark für Kritik und Wissenschaft in centraler Bedeutung, was Sachsen, Baiern und Oesterreich in den verschiedensten Richtungen früher oder später geleistet haben, würde, auf diese Weise behandelt, überzeugend und überraschend hervortreten und für eine künftige Geschichte der deutschen Nationalliteratur die genügendsten und gründlichsten Vorläufer und Vorarbeiten veranlassen. 88.

* * *

Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe. Sammlung landständischer Verhandlungen des Königreichs Sachsen, nebst anderen wissenschaftlichen Mittheilungen von Großmann, Eisenstuck ꝛc. ꝛc. Mit Bemerkungen von Professor Grohmann. Berlin, G. Reimer. 1835.

Es ist eben so leicht, einem Menschen das Herz, als den Stab über seinem Haupte zu brechen. Unsre Criminaljustiz, eine geweihte Reliquie barbarischer Zustände, behandelt die todeswürdigen Verbrechen nach den alten stereotypen Ausgaben des Blutgesetzes. Unterdessen hat die Anatomie der Seele, die Psychologie, tiefer geschnitten, ist auf den Punkt gekommen, wo der Zusammenhang der geistigen mit der leiblichen Natur nachgewiesen werden kann, hat an den Buckeln und Senkungen der Hirnschaale die verschiedensten Seelengebrechen abgetastet und in unsre Beurtheilung verbrecherischer Handlungen eine Bedächtigkeit gebracht, die einer Entschuldigung, ich will nicht sagen Beschönigung, ähnlich sieht. Nur die heilige Justiz läßt sich nicht irren. Sie giebt um keinen Finger ihres ausgestreckten Arms, um kein Quentchen ihrer durch festgesetztes Maaß und Gewicht beschwerten Waage, um keinen Paragraphen ihrer römisch-germanischen Rechtsverfassung nach. Was vor Jahrhunderten festgestellt worden, soll heutigen Tages, der vorgeschrittenen Intelligenz zum Trotz, gelten als ein Nothwendiges, wie die Stimme des jüngsten Gerichts Untrügbares. Jede Ermäßigung ist ein Akt der Gnade, auf Kosten des Rechts. Wenn aber die Gnade die Forderungen des Gesetzes verkürzen darf, so muß es erlaubt sein, die Infallibilität der Justiz in Zweifel zu ziehen; denn das Recht ist unveräußerlich, unwandelbar, unverkürzbar. Man könnte sagen: die Gnade geht von Einem aus; das Recht ist eine alte Ueberlieferung, der Akt einer Corporation. Die Gnade ist das Recht eines Individuums, welches in die Gleichmäßigkeit und Starrheit des Gesetzes Leben und Bewegung bringt, ein Recht, welches in gewissen

Digitized by Google

Fällen das Gesetz aufheben und ihm opponiren darf. Was aber ist das für eine Gnade, die von der Willkühr, den Ansichten und dem Bildungsgrad eines Einzelnen abhängt? wo findet sie ihre Grenze? wo ist ihr Ausgangspunkt? — oder was ist das für ein Gesetz, welches von einem Einzelnen nach Belieben modificirt, dessen Ausspruch theils von dem Begnadigungsrecht aufgehoben, theils von dem Schärfungsrecht potenzirt und gesteigert werden darf, je nach Gutbefinden eines Einzelnen? Wir stehen hier auf der schwankenden, aber blutgetränkten Schwelle der Criminaljustiz; sie ist locker, aber vielfach unterbaut und gestützt und wiederum vielfach erschüttert durch die Gnade selbst. Jedenfalls findet hier eine Inconsequenz statt.

Unsere Zeit strebt eine Emancipation der Frauen, der Juden und auf ähnliche Weise der todeswürdigen Verbrecher an. Auch diese sollen gewissermaßen emancipirt, die Aufhebung der Todesstrafe gesetzlich werden. Unsere Zeit ist überhaupt eine, die den alten Boden umrodet und das fruchtbare Erdreich zu oberst zu bringen sucht. So lange eine Grausamkeit im Schutz der Gesetze steht, scheint das Gegentheil unmöglich, unersprießlich, schädlich; ist sie aber außer dem Gesetz gestellt, so wird ihr ehemaliges Vorhandensein unbegreiflich, ihre abermalige Einführung undenkbar. Die Folterkammern, die Hexenprozesse, die militärischen Strafen, die auf das grausamste Raffinement, auf Latten und Spießruthen, sich gründeten, sind zum Theil erst vor kurzem abgeschafft. Die Moralität ist seitdem gestiegen; die Verbrechen sind seitdem, der Qualität nach, depotenzirt worden; wir ahnen in diesen furchtbaren Qualen und Anstalten etwas durchaus Zweckloses, Unnatürliches, etwas unsagbar Dämonisches. Oeffentliche Strafen der Art, wozu die Todesstrafe gehört, erinnern das Volk an die Möglichkeit, ähnliche Verbrechen zu begehen; man begeht sie, indem ihre Möglichkeit im Gedächtniß festgehalten wird. Umgekehrt sollte man sie aus dem Gedächtniß des Volks herauszuschaffen suchen.

Eine Strafe in dem Sinne, wie sie in den Kleinkinder- und Warteschulen angewandt wird, ist in einem Staate nicht wohl denkbar. Für jeden Staatsbürger muß ein hinlängliches Maaß Vernunft im Voraus angenommen werden, das ihn in allen Fällen nach Gründen handeln läßt. Wer aber nach Gründen und doch dem Gemeinwesen schädlich handelt, darf nicht bestraft, sondern nur unschädlich gemacht, eingeschränkt, von dem Gemeinwesen fern gehalten werden. Lassen sich bei einer verbrecherischen Handlung keine vernünftigen Gründe entdecken, so ist anzunehmen, die Psyche sei augenblicklich verdunkelt, das Gehirn verschoben, der ganze Mensch verrückt und in einen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit geworfen worden. Also abermals keine Strafe, sondern, wie bei den Narren, eine den verderblichen Folgen künftiger Thorheiten und Narrheiten vorbauende Absperrung, verbunden mit heilkräftigen Mitteln, Beschäftigung und Arbeit, damit die verunglückte Psyche zurechtgerückt und die angehäufte krankhafte Materie im Gehirn mit der vorhandenen gesunden wieder in's Gleichgewicht gebracht werde. Es kommt nicht darauf an, die verirrte

Digitized by Google

Vernunft kurzweg zu strafen, sondern sie auf den rechten Weg zu bringen und bis dahin abzusperren und zu beobachten. Die Jurisprudenz muß mit dem Studium der Medicin und Psychologie anfangen und gewissermaßen mit der Theologie endigen.

Aber unsre Criminaljustiz will Blut um Blut, Zahn um Zahn, Auge um Auge; sie übernimmt das System der Blutrache, gleich als ob durch einen Akt der Sünde die Sünde aufgehoben und die beleidigte Menschheit gesühnt würde. Der Henker soll mit Schwert, Galgen und Rad die Gesammtheit vertheidigen gegen den Einzelnen. Man glaubt, der Sünde den Kopf zu kappen, wenn man einem sündhaften Individuum den Kopf abschlägt. Aber die Sünde ist wie die Hydra eben so giftig als vielköpfig; sie hat eine unverwüstliche Reproduktionskraft; Blut ist ihr angenehm, von Blut zehrt und nährt sie sich; für einen abgeschlagenen Kopf treibt sie zehn andere eben so giftige hervor. Das gezähmteste Raubthier wird, wo es Blut sieht, hitzig und mordsüchtig. In gewisser Hinsicht bleibt das Volk, die Vornehmen mit eingeschlossen, immer eine Bestie. Der römische Haufe ergötzte sich an sterbenden Gladiatoren und den zuckenden Gliedern zerrissener Sklaven; der spanische jubelt, wenn ein wüthender, abgehetzter Stier verendet; der englische freut sich an Hahnkämpfen und blutenden Borern. Wir Deutschen ergötzen uns auf ähnliche Weise an den freilich sparsam dargebotenen blutigen Schauspielen, welche die Criminaljustiz uns bereitet. Es thut uns Zahmen wohl, in unserm friedfertigen Zustande einmal Blut fließen zu sehen; der in unserm Innern murrende Löwe rührt sich sodann und schüttelt sich freudig. Ich erinnere mich, daß nach einer gutgelungenen Hinrichtung in Berlin das Volk laut auffauchzte und ein Bravo ausbrachte, ich glaube, nicht dem seinem Handwerk gewachsenen Scharfrichter, sondern dem anziehenden blutigen Akt selbst. Wozu ein solches unnöthiges Blutvergießen, das für den Guten keine Lehre, für den Bösen keine Warnung sein kann? Entweder meint der Letztere, er werde kein solcher Tölpel sein und sich auf der That ertappen lassen, wie der eben Gerichtete, oder er vergißt im Taumel der Sünde Gesetz, Galgen und Rad; er begeht sein Verbrechen im Zustande des Halbbewußtseins und der Trunkenheit. Die Erfahrung spricht für die Aufhebung der Todesstrafe, für die Gefängnisse Nordamerikas, die zugleich Verpflegungs- und Erziehungshäusern ähnlich sehen, gegen die Kerker des hartherzigen Englands, die nur allzuoft Vorhöllen des Hochgerichts sind. Warum tritt unsre Justiz, die sich sonst vom öffentlichen Leben zurückzieht, nur auf der Richtstätte, wo die Glieder eines Unglücklichen beschimpft, verkürzt oder einzeln zermalmt werden, vor die Augen des Volks? Warum paradirt sie so wohlgefällig mit Strick, Rad und Schwert? Warum läßt sie sich, die in Inquisitionsstuben Vegetirende, in einzelnen Fällen von dem Henker vertreten, von der mechanischen Gewalt, von dem Block und dem Richtschwert? — Weil sie ihr sonst zweifelhaftes Dasein nachdrücklich manifestiren will, befiehlt sie die Blutthat und macht die Zuschauer zu Blutzeugen.

Digitized by Google

Wenn unsre Gewaltigen, unsre gekrönten Podesta's, ein Todesurtheil unterschreiben sollen, so zittert ihnen die Feder in der Hand. Sie fürchten Gefahr für den Staat, wenn sie das Gesetz aufheben, Gefahr für ihr Gewissen, wenn sie es vollstrecken. Die selbst unsern Fürsten inwohnende, gegen veraltete Formen sich richtende Opposition, diese heimliche Bauchrednerin, diese in dem tiefsten Winkel, auf der äußersten Linken des inwendigen Menschen sitzende und murrende Stimme des Gewissens, erleidet jedoch gewaltsam dämpfende Reactionen. So schreitet unsre Zeit fort, wie der Wurm, der immer sich einziehen muß, um sich weiter fortzuschnellen. Aber diese Bedenklichkeit der Fürsten zeugt gegen die Zulässigkeit der Todesstrafen und bringt ihnen Ehre, wie dem Gesetze Schmach. Einem Philosophen, wie Hegel, der die Individuen despotisch seinen philosophischen Principien opfert und in der Hinrichtung eine Rettung des Geistigen durch Hingabe des Leiblichen zu finden meint, einem priesterlichen Inquisitionsmann, wie Ammon, der vor der Einführung der Blutrache zittert und sie dem Staat auf's Gewissen schieben will, würde diese Bedenklichkeit abgeschmackt vorkommen. Ich erkenne darin die Stimme des Gewissens, den Anfang einer Gesetzesumwälzung. Die Justiz wird ihren blutrothen Mantel ausziehen, der Buchstaben aufhören zu tödten; der Kerker wird in eine Bildungsanstalt umgewandelt werden, in ein Asyl für die Unmündigen, Verwahrlosten, für die Verbrecher, die für eine augenblickliche Verirrung nicht büßen, sondern geschult und als anvertrautes Pfand der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben werden sollen. Dann wird sich die Gerechtigkeit auf Rabensteinen und Schaffotten nicht öffentlich mehr zur Schau und bloßstellen, vereint mit der zur Unzeit tröstenden Gottesgelahrtheit im schwarzen Talar; sie wird die Opfer fürder nicht mehr herbeischleifen auf der Ochsenhaut oder dem Armen-Sünderkarren, ihnen die Glieder fürder nicht langsam mehr brechen und die schöne, schon durch die Kerkerluft herabgewürdigte menschliche Gestalt durch eine mechanische Verrichtung nicht grausam mehr entstellen.

In dem humanen Bestreben für die Abschaffung der Todesstrafe hat Prof. Grohmann zeither als ein unermüdlicher Kämpfer wacker gerungen, gehandelt und geschrieben. Er hat sich durch keine Gegenschrift, durch keinen Angriff der gealterte Formen in Schutz nehmenden Kritik abweisen und einschüchtern lassen. Er sandte an die sächsische Kammer zwei früher verfaßte Druckschriften, wovon die eine das Prinzip des Strafrechts behandelt, die andere, der Kammer mannhaft zu Leibe gehend, die Frage zu einer öffentlichen und landständischen macht. Es gab in der Kammer einige herzhafte Reden dafür, einige bedenkliche dawider. Auf eine klare, lichtvolle Rede des liberalen Eisenstuck folgen einige „Denn doch's" des Abgeordneten Thielau; Sachse macht aus der Eisenstuck'schen Rede eine neue Petition, die man der dritten Deputation überweisen müsse zur Begutachtung und gefälligen Bevorwortung, ganz der vielbesprochenen deutschen Umständlichkeit gemäß, die schon vordem den Gang der Reichstage unnöthig verwickelte, noch jetzt unsere Akten in Folioschichten ausdehnt, vor

Digitized by Google

Worten nicht zum Worte kommt und der allein ersprießlichen parlamentarischen Schnellkraft das wesentlichste Hinderniß ist. Ein Mann im Priesterrock, ein Vertheidiger der christlichen blutscheuen Liebe, von Ammon, verehrliches Mitglied der Kammer, spricht, nachdem er der Kirche Sanftmuth und Langmüthigkeit gerühmt, für die Beibehaltung der Todesstrafe, die er als eine nothwendige Wiederherstellung des verletzten Rechts ansieht. Sie abschaffen heißt ihm so viel, als die Blutrache der Morgenländer im Abendlande einführen. Der Verblendet-Bedächtige! Wozu haben wir unsre phlegmatische Natur? wozu unsre Gefängnisse? wozu unsre Gesetze, die den Schuldigen mindestens vom öffentlichen Leben abschließen und der Selbstrache Pforte und Thore verriegeln? — Das Schicksal der Petition, trotz des Gegenstrebens der Abgeordneten Eisenstuck und Großmann, war, wie zu erwarten stand. Man beschloß, die Grohmann'schen Schriften zu asserviren bis dahin, wo ein von der Regierung mitzutheilender Gesetzentwurf über Bestrafung der Verbrechen Veranlassung geben würde, diese Angelegenheit weiter zu erörtern, und fand sich bewogen, dem Professor Grohmann für seine wohlmeinende Absichten den Dank der Kammer zu bezeugen. Die darauf bezüglichen Protokolle, eine Heimleuchtung der nach Blut schreienden Rede Ammons, eine vortreffliche von Schleiermacher über die Sünde der Todesstrafe gehaltene Predigt, mehrere auf die Frage eingehende Aufsätze von Abbeg, Mehring, Schläger, Paulus, denen als Zwischen- und Schlußbetrachtungen des Verfassers eigene Ideen sich anreihen, bilden den Inhalt dieses für den Menschenfreund höchst interessanten Werkes. Wie das Schicksal der angeregten Frage künftig sich gestalten wird, ist vorauszusehen. Man wird die Todesstrafe so lange und so auf die dringendsten Fälle und schreiendsten Verbrechen beschränken, bis man von ihr nur sprechen wird, wie von einer in der bloßen historischen Erinnerung noch fortlebenden Thatsache. 88.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Das Octoberheft der in Jena erscheinenden „Minerva" bringt von einem namenlosen Kämpfer einen Aufsatz über die Bewegungsparteien in der neuesten deutschen Literatur, eine Benennung, die er sich von uns angeeignet hat, ohne ihrer Symbole und Schildzeichen rechten Sinn und Inhalt fassen zu können. Ich habe mir an diesem für mich mannigfach fatiganten Aufsatz einen Wolf gelesen, und verlange jetzt Schmerzensgelder für solche strapazirende Langweile. In der That, ich glaube, daß der improvisirte Professor Wolf in Jena der Verfasser dieses Aufsatzes ist, in dem die Bestrebungen und Erfolge mehrerer für unsere Zeit wichtigen Schriftsteller einer ebenso magisterhaften, als persönlich beleidigenden und injuriösen Kritik unterworfen werden. Und da ich Grund habe, es anzunehmen, so will ich mich an diesen Mann halten, denn was geht seine Anonymität mich an, die, sobald sie unter diesem Mantel der Feigheit uns nachtheilig wird, ich befugt bin, durch meine strafenden Demonstrationen zu sprengen! Die von ihm zu einer gemeinsamen Stellung gruppirten und darin beurtheilten Schriftsteller sind: Wienbarg, Gutzkow, Kühne, Laube und der Redakteur dieser Blätter, welcher letztere als eine eigenthümliche Abart des sogenannten „jungen Deutschlands," mit dem spöttischen Drapeau: „das junge Berlin" behangen und geziert wird, in welcher Repräsentation der neuwerdenden Zustände unserer Vaterstadt ihn dann sein geliebter Freund Kühne durch die Zeitung für die elegante Welt secundire. Vor einem Jahre saß ich in Jena neben Herrn Professor Wolf auf seinem Sopha, voll wehmüthiger Achtung für ihn, denn der Anblick, einen so guten Kopf zum Opfer einer verächtlichen literarischen Wucherei und Fabrikindustrie werden zu sehen, stimmte mich kläglich und zärtlich zugleich. Das Gespräch kam auf Heinrich Laube, über den Herr Wolf mit großer Vorneigung sich äußerte, und was er damals über diesen Schriftsteller gegen mich urtheilte, lese ich jetzt, fast wörtlich wiederholt, in derselben Weise in diesem Aufsatz der daran unschuldigen Göttin Minerva. Veranlassung genug für mich, Herrn Professor Wolf für den Verfasser überhaupt zu nehmen und ihm einen Streifzug anzurechnen, der durch einen gewissen Ton pedantischer Ehrlichkeit und eine confuse Vermischung von Wahrheit und Lüge die aufgeregten Interessen der Tagesliteratur immer mehr verwirrt und verbittert, anstatt sie zu lösen! Ich frage nicht viel nach der Kategorie: „junges Deutschland," die uns der Verfasser als einen gemeinsamen und prägnanten Ekelnamen aufzuheften gedenkt. Es gilt heutzutage, daß jeder Einzelne sich für seine Person tapfer halte und aus derselben in entschiedenster Eigenthümlichkeit so viel herausbilde, als der Individualität möglich, und der Sache, für die wir streiten, förderlich ist. Eine Schule, eine Coterie unter irgend einem Namen zu bilden, läuft den Richtungen der jungen deutschen Literatur schnurstracks zuwider, da sie, der größten Freiheit der Persönlichkeit nachhängend, durch diese wirken und walten, und die Zustände erneuern will! Man wird sich zwar freuen, wenn man sich in der Hitze des Schlachtfeldes unwillkürlich Kopf an Kopf findet, aber von den genannten, unter sich höchst verschiedenartigen fünf Schriftstellern möchte schwerlich Einer für den Andern stehen und gänzlich gelten wollen, ob-

Digitized by Google

wohl Jeder dem Andern, in seiner Eigenheit und seinem Streben nach der Sache, Gerechtigkeit zu erzeigen sich bemühen wird. Um so auffallender ist es indeß, daß an dem über uns ergangenen Eulengekrächz des improvisirenden Professors Einer jener Schriftsteller selbst einen gewissen Antheil zu haben scheint. Der ganze Aufsatz mit seinen mancherlei persönlichen Insinuationen ist, wenn mich nicht Alles trügt, aus einer Klätscherei zwischen Wolf und Laube, die viel miteinander verkehren, hervorgegangen oder wenigstens das Echo derselben geworden, da sich mehrere mir privatim bekannte Aeußerungen und Ansichten des Letzteren darin aussprechen. Man muß das gefällige und naturfrische Talent Laube's immer anerkennen; er ist der Dandy der jungen Literatur, der, ohne etwas Bestimmtes zu wissen und zu wollen, seine anmuthigen Sprünge macht, und, gewissermaßen wie ein Damenrevolutionair, mit seinem Liberalismus und seiner natürlichen Ethik ein Salonsglück zu machen sucht, indem er über seine trefflichsten zeitgemäßen Gesinnungen noch immer ein aristokratisches Stutzer- und Manschettenthum zieht. Man soll indeß über Laube noch nicht aburtheilen, da er bisher nur als Nachahmer (Heine's) aufgetreten, und seine eigenthümliche productive Periode ihm vielleicht noch bevorsteht; aber sein besorgter Freund Wolf macht ihn lächerlich, indem er neben ihm einen Schriftsteller, wie Gutzkow, der einen weit ernstern und tiefern Willen und eine höhere Schaffenskraft besitzt, in der Vergleichung geringschätzig herabsetzt. Ein literarischer Handlanger, wie Hr. Prof. Wolf, schämt sich nicht, ebenfalls den persönlichen Charakter Gutzkow's zu verdächtigen, und dadurch, unter dem Anschein eines ganz unbefangenen Standpunctes, eine bekannte und völlig prinzipienlose Anklage gegen denselben zu verstärken. Und meinen alten, vieljährigen Kameraden Kühne, in Leid, Lust und Tollheit dieser Zeit mir anvertraut, schilt er einen Pedanten, wie denn freilich der geistlosen Oberflächlichkeit die höhere Wissenschaftlichkeit immer als eine Pedanterie erscheint. Was soll ich ihm aber antworten, wenn er so manche Misère des Berliner Lebens mir persönlich in die Schuhe schiebt, und indem er meine Bestrebung anerkennt, unter der dortigen Jugend ein neues und reges Leben zu wecken, mir doch zugleich als „Prototyp" eines gewissen Berlinismus einen Makel bei dem übrigen Deutschland anzuhängen meint. Allerdings habe ich mich in Berlin rastlos abgearbeitet und bin in der letzten Zeit auf manche Dachstube hinaufgekrochen, um isolirte junge Talente, die unter ihren berliner Verhältnissen hätten vermodern müssen, in aufhelfende Verbindungen mit der Literatur und dem übrigen Deutschland zu bringen. Und nun kommt hier ein abgelegener Stubengelehrter aus Jena, und bespöttelt und verdächtigt meinen Eifer, dessen allgemeinen Motiven er keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen versteht. Hr. Wolf hat ein trauriges Schicksal in der Literatur. Zu seinen Nothübersetzungen schlechter französischer Romane, zu seinen bei Kollmann erscheinenden und mit Leibrock und Hildebrand rivalisirenden eigenen Geistesproducten, zu seinen schmählichen, aus Nachdruck zusammengestoppelten Pfennig-Encyclopädien, nennt er seinen gefeierten Namen, mit dem stolzen und trotzig um sich blickenden Beisatz: „deutscher Improvisator!" und Niemand spricht davon, sondern man bedauert höchstens im Stillen, daß ein deutscher Professor, an einer deutschen Universität, die Ehre seiner übrigen Standesgenossen nicht mehr mitberücksichtigt. Dagegen hat er auf der andern Seite das Unglück, daß da, wo er sich nicht nennt und wo er sich gleichwohl mehr Mühe giebt, man gezwungen wird, ihn bei seinem Namen ins Gespräch zu bringen. Warum war Hr. Wolf so feige, unter der Recension über das Buch Rahel, die in der Jenaischen Literaturzeitung erschienen ist, seinen Namen zu verschweigen, da es doch notorisch, daß dieser zwar geistig mittelmäßige

Digitized by Google

und deshalb unschädliche, aber doch alles Edle, Hohe und Wahre schlecht begeifernde Aufsatz ebenfalls aus der Feder dieses Professors geflossen? So ist Hr. Wolf dahin gekommen, aus einer dumpfen Verzweiflung an sich selbst, sich in eine anonyme Opposition zu allen höheren Offenbarungen unserer Zeit zu stellen. Pflicht eines literarischen Ehrenmannes ist es, solche kritische Anonymitäten da, wo er kann, öffentlich zu enthüllen, damit das Publikum weiß, was es davon zu halten hat, und die Verwirrung, aus der wir uns Alle herauszuarbeiten streben, nicht durch solche prinziplose Hechelkrämer und Zwischenträger noch vermehrt und verfestigt werde! —

* * *

— Eine deutsche Dame sah Heine'n in Paris, und schrieb über ihn Folgendes:

Paris, den 10. Juli 1835.

— „Dann hatten wir auch die Ueberraschung, Heine noch zu sehen, eine Freude, auf die wir schon verzichtet hatten, indem wir ihn schon nach Boulogne-sur-Mer abgereist glaubten. Wir haben uns außerordentlich gefreut, als er unvermuthet bei uns eintrat. Unser Wiedersehen war äußerst herzlich, er schien sehr bewegt, ich glaube, ihm standen die Thränen in den Augen, und mir war seine ganze Erscheinung in der tiefsten Seele erfreuend. Er blieb lange bei uns, wir haben viel gesprochen; er sprach durchaus ernst, tief, verständig, geistreich, sinnig; ich wollte, diejenigen, die ihm immer Frivolität vorwerfen, hätten ihn gehört und gesehen! Es geht ihm übrigens hier über die Maßen gut; er lebt in der geistreichsten und gewähltesten Gesellschaft, in den ersten Kreisen, in denen, wie vom Publikum, sein Geist und Talent volle Anerkennung findet." —

* * *

— Im Büreau des Leipziger Kunsthändlers Hrn. Julius Wunder sah man vor einiger Zeit die neuen Kreidezeichnungen von Gemälden der Dresdner Galerie ausgestellt, die nunmehr nach Paris zur Lithographirung transportirt sind. Welche Vollendung der Pariser Steindruck erreicht habe, davon zeugte schon die erste Lieferung der Lithographieen, die bereits in den Händen des Publicums ist und womit Hr. Wunder sein großartiges Unternehmen, in 100 lithographischen Kunstwerken eine Auswahl der bedeutendsten Gegenstände der Dresdner Galerie erscheinen zu lassen, auf eine interessante Weise eröffnete. In den 4 Blättern dieser ersten Lieferung zeigte besonders Cignani's Versuchung des Joseph, welche Wärme und Weichheit in den Fleischtönen, Rembrandts Ganymed dagegen, welche Tiefe und Schärfe in den Schatten und Lineamenten der Steindruck zu geben im Stande ist. Von dem Pariser Lithographen Maurin, der die Sixtina lieferte, erhalten wir nun in der zweiten Lieferung die Holbein'sche Madonna, von Weber die Netscher'sche Clavierspielerin. Léon Noël, der das Bild von Cignani und den Ganymed so meisterhaft lithographirte, ist nebst den bewährtesten Pariser Künstlern für die Fortsetzung des großen Unternehmens gewonnen. Unter den kürzlich in Leipzig ausgestellten Kreidezeichnungen, die unter Leitung des Galerie-Directors Matthäi in Dresden gefertigt werden, zeichneten sich besonders Palma Vecchio's Venus, eine Landschaft von Ruisdael und Ostade's Malerwerkstätte aus. Jede Lieferung zu 4 Bl. auf chinesischem satinirten Papier kostet vor der Schrift 8 Thlr., nach der Schrift 6 Thl. Das Format der Blätter geht bis auf 41 Zoll Höhe und 32 Zoll Breite, was um so bestimmter zur Empfehlung des Unternehmens hervorzuheben ist, da es nicht denkbar scheint, eine Sixtina oder sonst ein Galeriebild von Umfang in einen kleineren Raum einzuzwängen, wie dies bei einem Un-

Digitized by Google

ternehmen ähnlicher Art intendirt wird. Jedem Blatte wird ein Text beigefügt, der eine kurze Biographie des Meisters und eine historische Skizze des Gemäldes enthält. So ist das Publicum im Stande, sich die Schätze der Dresdner Galerie nebst laufendem Commentar ganz in seine nächste und bequemste Häuslichkeit zu versetzen. — 27.

* * *

— Ein im deutschen Musenalmanach von Chamisso und Schwab mitgetheiltes Gedicht: „Novemberfahrt" von „Heinrich Stieglitz," gehört diesem Dichter nicht, und ist durch ein Versehen unter seinen Namen gestellt worden, was ich hier, zur Berichtigung derjenigen Kritiker, die dem Verfasser die Stimmung jenes Gedichts zu persönlich anrechneten, zu bezeugen habe. Das Gedicht ist ein rascher Erguß von Moritz Veit, der sein schönes, lyrisches Talent lange ruhen ließ, gewiß aber neue, blüthenlustige Frühlinge nachholt, denn die deutsche Jugend darf und kann nicht rasten noch ruhen. Stieglitz ist nach Reisen und Wanderungen durch Schlesien und die Karpathen wieder nach Berlin zurückgekehrt, und arbeitet wacker und mit rühmlicher Anstrengung an neuen Productionen und Lebenserfolgen. „Beschäftigung, die nie ermattet ꝛc.!" siehe bei Schiller! —

* * *

— Der „Vorletzte Weltgang von Semilasso," aus den Papieren des Verstorbenen, hat bis jetzt noch wenig Bewegung im Publikum hervorgebracht, wird aber seiner Wirkung nicht entgehen. Obwohl die feine, gesellschaftliche Ironie und Grazie, welche die Briefe des Verstorbenen zu einem in seiner Art einzigen Meisterbild moderner Weltanschauung machte, hier nicht in gleicher Elastizität fortlebt, so ist doch so viel Interessantes und liebenswürdig Dargestelltes und Geschautes und ein so lockender Schatz von gewürzten Anekdoten darin, daß für Leser aller Klassen gesorgt ist. Die Identitätsfrage, ob der Verfasser der Tutti Frutti und der der Briefe eines Verstorbenen und die Person eines berühmten reisenden Fürsten eine wirkliche Dreieinigkeit sei, kommt auf den Blättern unsers Verfassers wieder vielfältig vor und wird sogar in Unterredungen mit Kaisern und Königen zur Sprache gebracht. In vornehme Gesellschaft führt uns überhaupt der schalkhafte Verstorbene gern und unaufhörlich, während er es doch zu gleicher Zeit ausspricht, daß jetzt der Tiers-Etat sein Zeitalter habe, und hinzufügt: „das unfrige ist vorbei!" Dies macht sich Alles so aimable geltend, daß auch der trotzigste Demokrat nichts dagegen einwenden kann, und doch zugleich die Aristokratie im ungestörten Behagen und Besitz ihrer Salons verbleibt. So wird durch diesen Schriftsteller und seine Werke eine Vermittelung der Stände erreicht, die um so merkwürdiger ist, da sie literarisch operirt. Nach dieser Richtung hin liefert auch die neue Anthropomorphisirung des Verstorbenen als Semilasso sprechende Beiträge. Wir haben noch mehrere nachfolgende Bände zu erwarten, die zum Theil noch nicht gereist oder ereist sind, da sie Amerika, Asien und vielleicht noch mehrere Länder behandeln sollen. Für diese Blätter haben wir eine ausführliche Kritik des Semilasso von achtbarer Hand zu erwarten, weshalb wir uns selbst begnügen, dem Buche hiermit die Honneurs gemacht zu haben. Desselben Verfassers „Jugendwanderungen aus meinen Tagebüchern," meist Skizzen aus seinem frühern Reiseleben, wovon wir in den „Schriften in bunter Reihe" zuerst Proben mitgetheilt, sind ebenfalls ihrem Erscheinen nahe. —

* * *

— Die Revue du Nord hat einen leicht hingeworfenen Artikel über

Digitized by Google

sie aufgegriffen und zu einer langen Controverse gegen uns versponnen, die aber so anständig geführt wird, daß es eine wahre Freude macht, darauf zu antworten. Hr. Dr. Spazier — denn wir nehmen am liebsten an, daß wir es mit unserm Landsmann zu thun haben — kommt auf seine von uns negirte Behauptung zurück: daß es in Deutschland gegenwärtig eine neue literarische Schule gebe, die an Elementen von Jean Paul und — Wolfgang Menzel (eine kühne Zusammenstellung!) sich gebildet habe, und daß Karl Gutzkow (den wir damals bei einer ihn so wenig charakterisirenden Gelegenheit nicht einmal nannten) ein so hervorgegangener Schriftsteller sei. Wozu soll ich mich über Kaisers Bart streiten, da ich es Hrn. Spazier lassen muß, und wenn er an die Existenz und Eßbarkeit einer Mondscheinkaltschale glaubt. Da der deutsche Mitredakteur jener Revüe meinen Vorwurf abwehrt: daß er in seinem Journal nicht immer au fait mit dem Stand unserer Tagesliteratur sei (was ich gar nicht so böse gemeint habe), so verweise ich ihn jetzt auf die letzten literarischen Tagesereignisse, um sich daran zu orientiren und, nach einer näheren Prüfung der jetzt gährenden Elemente, seine eigene Behauptung nichtig zu finden. Ich habe freilich nicht die Ehre, weder „le neveu de Jean Paul" noch „son commentateur" zu sein, um, wie Herr Spazier, Alles, was Jean Paul gegründet und nicht gegründet, wissen zu können, was ich, wie derselbe meint, doch hätte berücksichtigen sollen! Nur den Beitrag, den der französisch-deutsche Reviewer zu meiner Biographie liefern will, muß ich von mir abwehren. Es heißt: Mais que nous répondrait notre critique, si nous lui mettions sous les yeux un article de M. Gutzkow, inséré naguère dans la feuille littéraire le Phénix, et ayant pour titre: l'école poétique de la Poméranie? Dans cette piquante revue il est particulièrement question de M. Mundt, qui est né en Poméranie, pays dont la réputation se base plutôt sur l'excellence de ses poitrines d'oies que sur le mérite des productions intellectuelles. Niemand darf eine falsche Genealogie auf sich sitzen lassen, schon um nach seinem Tode einem Zank der Städte über seine Geburt vorzubeugen. Es ist mir nie eingefallen, in Pommern geboren zu werden, und wenn es geschehen, wäre es in diesem Falle ohne meine Einwilligung zu Stande gekommen. Obwohl die excellenten pommerschen Gänsebrüste, für die Hr. Spazier schwärmt, zu meinen stärksten Antipathieen gehören, so billige ich doch nicht, daß sich dieser Kritiker gegen Pommern empört. Pommern ist ein gutes, ja sogar an einigen Stellen schönes Land, und warum will er es entweder mir oder dem guten Pommern anrechnen, daß ich darin geboren wäre, diesem rührenden, unschuldigen Pommern, das Hr. Spazier vielleicht gar nicht kennt? Wenn mir übrigens Hr. Spazier jenen Artikel aus dem Phönix anführt, um mir zu beweisen, wie sehr er au fait mit der Tagesliteratur sei, so ist es komisch, daß in jenem ganzen Artikel, der hier vor mir liegt (Phönix, vom 1. August Nr. 180. „die pommersche Dichterschule") weder mein Name genannt, noch von meinem Landsmann Gutzkow daran gedacht wird, mich zu den Pommern zu zählen. Folglich hat Hr. Spazier den von ihm citirten Artikel nicht einmal durchgelesen. Ich achte und ehre übrigens seine Bestrebungen, und freue mich, daß er den Zodiacus als ein signe de progrès des berliner Literaturlebens bei den Franzosen einführt! —

* * *

— Kürzlich starb der Dr. Ludwig von Voß, während seiner Anwesenheit in Breslau, eine in Deutschland wenig bekannte und genannte Gestalt, die im Hintergrunde des berliner Lebens, von einem bedeutsamen Dunkel umhüllt, dastand, und nur wenigen vertrauten Freunden er-

Digitized by Google

schlossen lag. Während des französischen Krieges General-Hospital-Director der verbündeten Heere in Frankfurt am Main, übte er als thätiger Arzt und Menschenfreund eine rühmliche Wirksamkeit aus, und zog sich später, durch Kränklichkeit veranlaßt, in ein sinniges, beschauliges Stillleben zurück, das bald einen mystischen Charakter annahm. Somnambüler, clairvoyanter Richtungen an sich wurde er doch immer durch eine hohe Geisteskraft so weit Herr, daß er sich nicht darin verlor, sie vielmehr in tiefe Anschauungen erhob. Ein gesteigertes Ahnungsvermögen besaß er bis zu einem merkwürdigen Grade, selbst für die kleinsten Details des Lebens, und, nach einigen Mittheilungen, vermuthe ich, daß er seltsame Anwandlungen von Geisterseherei gehabt haben muß, was bei seinem tüchtigen praktischen Verstand keiner gewöhnlichen Schwärmerei zugeschrieben werden konnte. Auch war ihm zuweilen jenes geistige Weitsehen eigen, wodurch er sich zu fernen Personen in ihre unmittelbare Nähe versetzen konnte. Der genauere Charakterzusammenhang dieses eben so trefflichen als redlichen Mannes ist mir noch wenig klar; seine nächstgestandenen Freunde haben die Pflicht, ein Bild von ihm zu entwerfen. Er sprach noch schöner und reichhaltiger, als er schrieb. Von dem Wenigen, was er aufzeichnete, bieten seine „Ahnungen und Lichtblicke" (Berlin 1826.) manches Bemerkenswerthe. Er war eine große, kräftige Figur, mit starken, bedeutenden Gesichtszügen und hatte noch in seinem hohen Alter eine imponirende, aufrechte Haltung. —

* * *

— Der Professor Henrich Steffens hat die Herbstferien der Universität diesmal dazu benutzt, mit seiner Frau und Tochter eine Reise nach Dresden zu machen, die, wie man in Berlin allgemein sagt, keinen andern Zweck haben soll, als das Heilige Abendmahl in Dresden in einer Gestalt und Weihe zu genießen, wie sie, nach einer schon früher ausgesprochenen und gedruckten Ansicht von Steffens, in den Königlich Preußischen Staaten nicht mehr dem gläubigen Gemüth geboten werde!! Indem dieses außerordentlich merkwürdige Factum, das in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregen muß, auf der einen Seite die Zerfallenheit des Professor Steffens mit den Berliner Pietisten bestätigt, stellt es diesen sonst so furchtsamen und unter hohe Verhältnisse geschmiegten Mann plötzlich in einer Stellung zur Preußischen Behörde dar, welche diese bei ihrer großsinnigen religiösen Aufgeklärtheit nicht verdient hat, und die sie nicht ermangeln wird, lebhaft zu empfinden und zu verneinen. In den einflußreichen Zirkeln in Berlin ist man sehr entrüstet, sich durch Herrn Steffens, der gegenwärtig sogar noch das Rektorat bekleidet(!), auf eine so verlegen machende Weise in den dortigen Zuständen und Beziehungen compromittirt zu sehen! Ich hörte einen hochgestellten Preußischen Staatsmann, dessen Worte gewichtig durch ganz Deutschland zu hallen pflegen, sich wörtlich folgendermaßen über dieses Ereigniß äußern:

„So wäre denn durch eine unscheinbare Ferienreise bei uns die stärkste Opposition und Mißbilligung, die sanglanteste Ironie ausgedrückt, wie irgend Preßfreiheit und Charivari und Karikatur sie nur leisten könnten!"

Digitized by Google

Correspondenz.

Montmorency, im October 1835.

Vaterlandsgefühle.

Es ist so dumm und unfreundlich, so grauenhaft gehorsamlich und unheimlich, es ist so dürr und winterlich in Paris, daß ich es darin nur acht und vierzig Stunden an Einem Stücke aushalten kann, ohne hinaus zu laufen auf die Berge. Und wenn ich auf den Bergen bin, bei Meuden, Bellevue, St. Germain und Jacob Rousseaus Klause, diesem Montmorency, so kann ich es wieder nicht aushalten, und mit unwiderstehlicher Gewalt entführen mich die Erinnerungen meiner Kindheit an des Rheines und der Mosel Ufer, wo ich liebte, wo ich Blumen wand zum Kranze eines Hirtenmädchens, das meine Poesie erfunden, und das doch lebte und seinen jungen Busen vor mir verbarg, wo ich Geßners Idyllen las und meine ersten Lieder sang. Ach! wer hätte damals mir gesagt, daß ich auf dem Meere der Bewegung Schiffbruch leiden und als Pilger einsam durch die Welt wandeln müsse, bloß um ein Wort von Recht und Menschlichkeit zu predigen, das alle Ohren fürchten?

Nein, ich kann nicht zufrieden sein in diesem Tempe der Verbannung. Es ist zu schön, zu prangend, zu königlich, es erinnert mich an Alles, was ich verlor und was noch schöner ist, an die Rebenberge des Rheingaues, an die alten Burgen und die jungen Eichen, an den Rheinwein und die deutschen Frauen, an die Freundschaft, an die Liebe. — Wo finde ich diese Schätze in Frankreich? an der Seine Ufern?

Wollt ihr eine Dirne für schnödes Geld, die euch liebkost und dabei „Depechez vous" sagt, wollt ihr Demagogen, die regieren und euch dann des Sultans Halsband schicken, Gönner und Busenfreunde, die euch provociren und verrathen, um eine bessere Suppe zu essen, als ihr, was kein Hund dem andern thun würde, kommt hieher! Paris ist der Bazar, das Arsenal der unedlen Leidenschaften. Sie sind wie die Gerippe einer stattlichen Katacombe in Reih und Glied parademäßig aufgestellt, und haben Stern und Purpur, Sammt und Seide an, recht stattliche Gerippe.

Ich habe einmal einen hiesigen Menschen der bonne société gefragt, wie viel ich ihm gälte, wenn ich gar nichts hätte; darauf antwortete er: So viel die Anatomen an der Morgue für einen Cadaver bezahlen, weniger die Speditions- und Inscriptionskosten. Der vornehme Schuft, es war ein Mitglied der neu gebackenen Stiefelwichs- und Börsenaristokratie, dessen Vater Talglichter zog und des Sonntags die Orgelbälge trat, hatte sich eben Tags vorher aus einem Deutschen zum Franzosen machen lassen, recht um mir wieder einmal zu beweisen, daß man nicht viel taugt, wenn man sein Volk und seinen Glauben aufgibt. Ich hasse die Geldmenschen zehnmal so sehr, als die Geburtsadeligen, ja ich glaube, daß ich im Stande wäre, diese Schwachheiten zu ertragen, um jenen Schneiderdünkel und Metzgerstelz entbehren zu können.

Gräd! Eine Ohrfeige, Jude, und zieh dafür den Hut von der Glatze! Wie oder weißt du nicht, daß du den Mord der Gerechten auf deine Schultern ludest für dreißig Silberlinge?

Digitized by Google

Wenn ich an der Börse vorbeigehe, so denke ich an die Märchengeschichte des Blutbrunnens, den die Vorübergehenden nach und nach, indem Jeder einen Stein hinein warf, ausfüllten, und ich kann nicht umhin, den Wunsch zu äußern, es möchte männiglich auf diese Weise auch zur Niederreißung des Spielhauses beitragen. Es ist dies die einzig applicirbare und erfolgreiche Manier, antisociale Paläste zu ruiniren und Reformen ohne Lärmen und Weh herbeizuführen. Die Intelligenz und die Presse verstehen sich darauf.

Seit acht Tagen ärgern sich die Franzosen, daß die Partisane der heiligen Allianz alle Mitglieder ihres Hauses vom Congreß zu Kalisch und Teplitz ausschloß, und die Redactoren des Temps insbesondere sind darob so ergrimmt worden, daß sie drucken ließen, es sei eine grenzenlose Dummheit der Polizei, Frankreich in Deutschland ercommuniciren zu wollen, da dasselbe in demselben stets existire und ihre Maßregeln auslache. Das war einmal eine Bemerkung, die mir gefiel, und die ich nicht vergessen will.

„Wessen ist das Commando, das eure Armeen dirigirt?" fragte der Journalist, „Frankreichs," ist die Antwort.

„Wessen sind die Uniformen und Ballroben, die Moden der Damen und Stutzer, die auf euren Bällen und Soiréen, im Conseil oder Königsrath figuriren?" „Auch Frankreichs."

„Wessen sind die Comödien und Dramen, die ihr seht, wessen die Akteure, die sie spielen?" „Abermals Frankreichs."

„Wessen ist die Küche und der Keller, wessen sind die Saucen und der Champagner, den ihr genießt auf euren Schmäusen?" „Immer Frankreichs."

„Wessen sind die Journale und die Bücher, die eure galanten und vornehmen Herrn von Sans-Souci und Schönbrunn, Petersburg und Moskau lesen, weil sie selber sagen, nur da, wo die Presse frei sei, könne man sie schmackhaft finden?" „Frankreichs."

„Und wessen sind die Akten und Protokolle eurer Conferenzen, das Organ eurer Cabinete und Büreaus, mit Einem Worte die Seele eurer Conversation, die Sprache, die ihr führt?" „Alles und Alles ist Frankreichs."

Ein Deutscher sein und sich das sagen lassen müssen, ist hart. Ich glaube, ich bin scharlachroth geworden, als ich es las. Aber Wahrheit ist Wahrheit, und ihr muß Anerkennung werden. Warum curirt man nicht das Uebel, da das Mittel so einfach ist und schon zu Friedrich des Großen Zeit existirte. Wenn fünfzig Millionen Deutsche, die alle gebildet sind, von dreißig Millionen Franzosen Gesetze annehmen, sei es in politischer, religiöser, commerzieller, literarischer oder blos umgänglicher Hinsicht — courtoisie — so trägt das System die Schuld, das dieses Land regiert. Denn es hieße von Sinnen sein, zu unterstellen, daß nach einer Emancipation und Nationalisirung die Capacitäten fehlen. Kein Staat des Weltalls ist physisch, moralisch und intellectuell so reich als das Volk zwischen Rhein und Weichsel, das da ist das Centrum und der Hebel Europas. Doch um das zu fühlen und zu begreifen, ist nöthig, daß man verbannt ist und unter andern Völkern Geist und Charakter, Tugend und Würde sucht.

Ich möchte nicht König sein in Frankreich, aber ein Bürger im emancipirten, unirten Deutschland. In diesen paar Worten haben Sie Alles, was ich in fünf Jahren auf dem Continent gelernt habe. Ich bin nichts destoweniger viel in die Schule gegangen, und habe viel Leiden und Freuden ausgestanden.

Damit ich nicht mißverstanden werde, bemerke ich gleich hinter dieser Apostrophe, daß ich unter Emancipation und Einheit Deutschlands

nichts weniger als zügellose Freiheit und Auflösung der verschiedenen Staaten verstehe. Meine Meinung ist, daß diese Staaten, sofern sie eine gewisse förderliche Größe haben, wie z. B. noch Sachsen, Baiern, Würtemberg, in mancherlei Beziehung das gemeinsame Vaterland interessant machen, daß sie den Reichthum der Künste und Wissenschaften, die Concurrenz der Fähigkeiten und die Neutralität der politischen und legislativen Kräfte bewirken, welche unendlich wohlthätig sind.

Emancipation ist die Gleichstellung der Unterthanen in religiöser und legislativer Beziehung. Sie bedingt einen von der Gesellschaft ausgehenden Codex der Gesetze und die Befugniß, diese Gesetze durch die Presse zu discutiren. Union dagegen bezeichnet einen Bund von organisch zusammengehaltenen und von einer gemeinschaftlichen Politik regierten Staaten, die ein positives, legislatives, executives und juridisches Centrum, mit deutlichen Worten: eine Bundes- oder Landesregierung, eine Reichsdeputirtenkammer und ein Reichsobergericht haben.

Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so hatte man zur Zeit auf dem Wiener Congresse, wo es unter andern Merkwürdigkeiten auch liberale Diplomaten gab, einmal eine ähnliche, aber mezzo-Idee — und es war blos der Bischof Talleyrand, der den Herren den bisher so überaus dummschlau angewendeten Rath gab, ein wichtiges Geschäft nicht zu übereilen. Wir leben der Hoffnung, daß die damals proponirten halben Maßregeln in unsrer nächsten Zukunft als ganze auftreten. Eine unsichtbare Gewalt treibt die Reform ihrem Ziele zu, und diese Gewalt ist nichts Geringeres, als das — Interesse der Fürsten.

England liefert den Beweis, daß Volk und König und Regierung einig gehen könne, und daß es dort wie überall nur eine bevorzugte, müßige, herrschsüchtige Kaste ist, die sich dem Recht und der Vernunft blindwüthend und unter dem Vorwand entgegenstemmt, sie sei eine Stütze und Bedingniß des Throns. In Frankreich sind die Doktrinäre die englischen Pairs, in Spanien und Italien die Prälaten, und in Deutschland gewisse Beamte und Offiziercadetten, die Generale und Staatsräthe geworden!

„Audiatur et altera pars!“

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Nebst einer Beilage von F. W. Otto in Erfurt.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt № 5

zum

Literarischen Zodiacus.

Literarische Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Im Verlage der Buchhandlung F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schauspiele von Bernhard Neustädt.

Erster Band enthält:

1) „Der Bravo." Schauspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel „der Kampf der Gondoliere in Venedig." Nach Cooper für die Bühne bearbeitet.

2) Süd und Nord. Schauspiel in drei Aufzügen.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, welcher sich das in unserm Verlage von demselben Verfasser erschienene Schauspiel „Ben David, der Knabenräuber" (nach Spindlers Erzählung „der Jude" bearbeitet) erfreute, und der Beifall, welcher obigen Schauspielen bei ihrer Aufführung in Breslau und bei andern bedeutenden Theatern zu Theil wurde, verbürgen uns um so mehr einen gleich günstigen Erfolg, da diese Schauspiele als wirkliche bühnengerechte Stücke nicht nur der größeren, sondern auch jeder kleineren Bühne zur Aufführung zu empfehlen sind.

Bei Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines

Lehrbuch der Geographie

für

Militärschulen und Gymnasien, wie zum Selbststudium.

Nebst einem Anhange, enthaltend die historisch-merkwürdigsten Oerter aller Zeiten in Europa;

von

L. W. Meineke,

Königl. Preuß. Hauptmann in der 3. Artillerie-Brigade und Director der Brigadeschule.

Dritte Auflage, nach den neuesten Veränderungen, Bestimmungen und Entdeckungen umgearbeitet und vermehrt.

68 Bogen in gr. 8. Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

Digitized by Google

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Der zweite Band vom

Repertorium über die in den Jahren 1802 bis mit 1834 erschienenen Sammlungen juristischer Aufsätze und rechtlicher Entscheidungen. Vom Advocat Rob. Sickel. Mit einem Vorwort vom Domherrn und Ritter Dr. K. F. Günther, Ordinarius der Juristenfacultät und erstem Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Leipzig u. s. w.

I. Band — 1 Thlr. 20 Gr.; II. Band — 1 Thlr. 4 Gr.

Per cpl. I. und II. Band; — 48¼ Bogen. gr. 8. — 3 Thlr.

Mit dem nun erschienenen II. Bande giebt der Herr Verfasser, als eine Frucht mehrjähriger Sammlungen, dem deutschen juristischen Publicum ein Werk vollständig in die Hände, dessen außerordentliche Wichtigkeit sich allen Sachkundigen eben so einleuchtend darstellen wird, wie sie eine, in Rücksicht auf den kurzen Zeitraum seit Erscheinen des I. Bandes, ungewöhnliche Theilnahme und Anerkennung dem Werke bereits verschafft hat. Die Schätze der großen Anzahl für Theorie und Praxis wichtiger Aufsätze, womit die juristische Literatur seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch Zeitschriften und andere Sammlungen bereichert worden ist, dem Rechtsgelehrten ohne Zeitaufwand zugänglich und brauchbar zu machen, ist der Zweck unseres Repertoriums. Die darin gegebene, nach den Materien alphabetisch geordnete, Uebersicht giebt vollständige Nachweisung der betr. Aufsätze aus dem gesammten in Deutschland geltenden Rechte, mit Einschluß des Criminalrechts, und mit besonderer Berücksichtigung der Particularrechte sämmtlicher deutschen Bundesstaaten. Ein genaues Verzeichniß aller der Sammlungen, welche überhaupt in diesem Repertorium citirt sind, ist dem I. Bande vorgedruckt; so wie wir durch eine besonders übersichtliche Druckeinrichtung möglichste Bequemlichkeit des Nachschlagens zu erzielen gesucht haben. Im Uebrigen verweisen wir auf das Urtheil des hochverehrten Mannes, welcher das Werk mit einem Vorworte begleitet hat, und auf die in Nr. 235 der Leipziger Zeitung (Wissenschaftliche Nachrichten) und in der Beilage Nr. 241 der Berliner Vossischen Zeitung geschehenen, sehr ehrenden Erwähnungen desselben. — Wir verfehlen schließlich nicht, das geehrte juristische Publikum ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß vom Herrn Verfasser dieses Repertoriums die als nothwendig sich darstellenden Fortsetzungen und Nachträge zu demselben — je nach der Menge des sich fortwährend von Neuem sammelnden Materials — eher oder später durch unsern Verlag unfehlbar geliefert werden.

Leipzig, den 24. October 1835.

Gebrüder Reichenbach.

PROGRAMM.

Neues
Preussisches Adels-Lexikon
oder
genealogische und diplomatische Nachrichten
von

den in der preussischen Monarchie ansässigen oder zu derselben in Beziehung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häusern, mit der Angabe ihrer Abstammung, ihres Besitzthums, ihres Wappens und der aus ihnen hervorgegangenen Civil- und Militairpersonen, Helden, Gelehrten und Künstler;

bearbeitet von

einem Verein von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte

unter dem Vorstande des

Freiherrn L. v. Zedlitz-Neukirch.

Bei allem Reichthum der deutschen Literatur, fehlt es noch gänzlich an einem preussischen Adels-Lexikon. Noch ist kein Werk erschienen, welches sich auf die Genealogie des preussischen Staates bezieht. Die vorhandenen Werke aus diesem Felde sind theils veraltet, theils umfassen sie nur den Adel einzelner Provinzen oder sie beschäftigen sich nur mit dem sogenannten hohen Adel, mit dem es namentlich nur die jährlich erscheinenden genealogischen Taschenbücher zu thun haben. Es fehlt daher überall noch eine übersichtliche Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse des alten und des neuern Adels, und die Auskunft über die Quellen, aus welchen die Hauptdaten der Personalgeschichte der gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häuser hervorgehen. Hierzu gehören namentlich die Erhebungen durch die Könige Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. oder derjenige Adel, den theils persönliches Verdienst, theils andere Umstände seitdem hervorgerufen oder erneuert haben. Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, haben wir eine grosse Masse aus den Quellen geschöpfter Materialien und Notizen, die zu diesem Behufe seit Jahren gesammelt sind, zur Grundlage eines preussischen Adels-Lexikons verwendet. Neben den Forschungen über die Abkunft, das frühere und jetzige Besitzthum, die Wappen, und neben der Angabe aller Schriften, die sich auf die Geschichte dieser Familien beziehen, sind wir besonders darauf bedacht gewesen, auch darzuthun, was einzelne Mitglieder der verschiedenen Familien in der Administration, im Heere, oder für Künste und Wissenschaften geleistet haben, oder mit andern Worten: wir haben es versucht, neben dem, was sie gewesen, auch darzustellen, was sie gethan. Daher dehnt sich das preussische Adels-Lexikon nicht blos auf den Geburts-, Diploms- oder Schriftadel, sondern auch auf den sogenannten stillschweigend anerkannten Adel aus, ohne Unterschied zu machen, ob er unmittelbar zu den ansässigen Familien in der Monarchie gehört, oder nicht, wenn er nur Mitglieder aufzuweisen hat, die auf irgend eine Weise sich ausgezeichnet

Digitized by Google

und ihre moralischen Kräfte zum Wohle des Ganzen so verwendet haben, dass die stillschweigende Anerkennung der Geburt und des Zufalls durch Thatsachen oder eigenes Verdienst zu lauten und sprechenden Vorzügen im geselligen Verbande des Staatskörpers wurden. Wo dieses der Fall ist, wird auch immer mehr von der betreffenden Person selbst, als von der Abkunft ihrer Familie die Rede sein. Es wird daher, ohne die Vergangenheit zu vernachlässigen, namentlich der Zustand der Gegenwart hervorgehoben werden, weil sich nicht blos die Ansichten, sondern auch der Gang der Verhältnisse selbst in dieser Hinsicht mit den auf sie einwirkenden Mitteln geändert haben. Mit grossen Besitzthümern, mit Hülfsmitteln und Anlehnungspunkten, Vorrechten, Ordensauszeichnungen, geistlichen und weltlichen Stiftern u. s. w., die der Adel zum Theil verloren hat, ist die Nothwendigkeit immer deutlicher hervorgetreten, durch eine sorgfältige Erziehung das Verlorene auszugleichen. Auf einer andern Seite hat der Verlust an Gütern und Vorzügen in Einzelnen vorzüglich, die moralischen Kräfte geweckt, die sonst unbenutzt, vielleicht ganz unbemerkt im Schlummer geblieben wären, oder doch nur blos ausschliesslich der dem Adel vorbehaltenen Bahn gewidmet worden wären. Obgleich schon der Titel des Werkes mehr die nachweisende als beschreibende Tendenz bekundet, so werden wir dennoch überall auch nähere Auseinandersetzungen geben, wo sie aus guter und sichrer Quelle herbeizuschaffen sind, ohne ängstlich die Artikel nach gleichmässiger Form und Ausdehnung zu berechnen. Schon liegen uns viele hundert längere und kürzere von den Häuptern der Familien oder von genau mit den Verhältnissen derselben bekannten Personen zur Benutzung vor. Wir haben sie theils durch Correspondenz, theils durch mündliche Anfragen oder Aufforderungen erhalten, und wir fügen dieser kurzen Inhaltsbeschreibung unsers Werkes auch an den *gesammten Adel* im preussischen Staate und an alle diejenigen Personen, welche sich für die Genealogie interessiren, die sehr ergebene Bitte hinzu: mit diesen Mittheilungen, die entweder an den Vorstand des Vereins oder an die Verlagshandlung einzusenden sind, fortzufahren, um sie als Ergänzungen, Berichtigungen und Commentare, theils für den Text selbst, theils für den letzten Band des Werkes zu benutzen, der mit diesen nachträglichen Notizen und Supplementen diese mühsame Arbeit beschliessen wird. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens haben wir bei der Bearbeitung des Werkes am besten kennen gelernt, — weit entfernt von dem Glauben der Unfehlbarkeit, haben uns diese Hindernisse nur angespornt, und statt jeder weitern Anpreisung genüge es, die Tendenz des Werkes, welches das Interesse so vieler tausend Familien in Anspruch nimmt, mit ungeschmückten Worten in diesem Programm kurz darzustellen.

Der Vorstand zur Herausgabe desselben.
(*Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch in Berlin.*)

Das vorstehende Werk erscheint vollständig im Jahre 1836 und wird 4 Bände von ca. 30 Bogen Gross-Octav umfassen.

Der **Pränum.-Preis** für das ganze Werk ist . $5\frac{1}{4}$ Rthlr.
Für die Pracht-Ausg. auf extra feinem Vel.-Pap. $7\frac{3}{4}$ „
Der **Subscr.-Preis** für einen Band ist . . $1\frac{3}{4}$ „ } die
Für die Pracht-Ausg. auf extra feinem Velin-Pap. $2\frac{1}{4}$ „ }

erst bei Ablieferung jedes Bandes gezahlt werden; doch macht sich der Subscribent zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich. Subscriptions-Listen liegen zu diesem Behufe in allen Buchhandlungen bereit.

Bei der äussern Ausstattung dieses Werkes wird nichts gespart werden, und diese dem Inhalte desselben vollkommen entsprechend sein. Was die Pracht-Ausgabe anlangt, so können wir davon nur so viel

Digitized by Google

Exempl. drucken, als vor Beginn des Druckes bestellt werden; daher wir recht sehr um baldige Anmeldung bitten müssen. Wir hoffen auch in Bezug auf die andere Ausgabe, dem Adel und Allen, die sich dieses Werk anzuschaffen gedenken, die ergebene Bitte nicht unberücksichtigt zu thun, sich recht bald bei einer Buchhandlung zur Subscription zu melden, da diess uns zum Besten des Werkes und um die Auflage bestimmen zu können, höchst wünschenswerth ist. Auch sollen die Namen der verehrl. Subscribenten dem Werke beigedruckt werden.

Um diesem Werke gleich zu Anfang eine möglichst starke Verbreitung zu sichern, haben wir absichtlich den niedrigen Subscriptions-Preis gestellt, der uns nur durch einen grössern Absatz auf unsere Kosten bringen kann; denn der Ladenpreis wird wohl keines Falls unter 10 bis 12 Rthlr. gestellt werden können.

Leipzig, den 30. October 1835. **Gebr. Reichenbach.**

Der 1ste Band beginnt nach einer Aufzählung der vorhandenen genealogischen und heraldischen Werke, zuerst nach den Schriftstellern, sodann nach den Provinzen, Städten und einzelnen Familien geordnet. Diesen reichen Angaben folgt die kurze Geschichte des Adels im Allgemeinen und des preussischen Adels in der Vergangenheit und in der Gegenwart, die seit der Könige von Preussen vorgenommenen Standeserhöhungen bis in unsere Zeit, sodann folgen die Buchstaben A und B etc., mit den Nachrichten über folgende Familien:

A.

Aachen (auch Achen) — Abachsen — Abbenburg — Abschatz — Abrahamswitz — Abtshagen — Achard — Adametz — Adebar — Adelsbach — Adelsdorf — Aderkasz — Adelung — Adlersdorf — Adlerskron — Adrom — Aegydi — Aeminga — Affe — Agricola — Ahlefeld — Ahlebeck — Ahlimb — Ahmen — Ahrenstorf — Aichheuser — Alard — Albe — Albedyl — Albersdorf — Albert — Alberti — Alemann — Ales — Algarotti — Almesloe — Altena — Althann — Altenbockum — Altenstein — Althof — Altmann — Altrock — Alvensleben — Alzenau — Amandritz — Amelunxen — Ammendorf — Ammensleben — Ammon — Ampach — Amstel — Amstetter — Anckerheim — Anclam — Anders v. Knorr — Angern — Angerstein — Anhalt — Anselm — Anton — Apen — Apenburg — Aqueductu — Archenholz — Arciechowsky — Arco — Ardey — Aremberg — Arend — Arenschild — Arensdorf — Arenswald — Arle — Arnauld — Arndt — Arndten — Arneburg — Arnim — Arnold — Arras — Arnsberg — Arnstedt — Arzt — Asbeck — Ascheberg — Aschen — Aschenbach — Aschenburg — Ascheraden — Aschersleben — Asseburg — Assel — Assig — Aszhelm — Attems — Aubier — Audorf — Auer — Auerswald — Aujardière — Aulack — Aulick — Aulock — Aurifaber — Auritz — Aussem — Austen — Avemann — Avianus — Aweyde — Axleben — Axt — Ayx — Aze.

B.

Baar — Bachmann — Bachof von Echt — Backstein — Backhof — Baczko — Baer — Bähn — Bärfelde — Bäringer — Bärnstein — Bähr — Bafor — Bagewitz — Baiancki — Baillodz — Baier — Balby — Balck — Baldhoff — Bally — Ballenstedt — Ballestrem — Balthasar — Bamberg — Bancket — Bankowsky — Bank — Bandemer — Baranowsky — Barbenin — Barbier — Barbo — Barby — Bardeleben — Barecer — Barfuss — Barnekow — Barner — Barnewitz — Barsdorf — Barsewitz — Barth — Barstorf — Bartholdi — Bartschen — Baruth — Basswitz — Bastian — Bastineller — Baudisz — Baumannswalde — Bauer — Bauern — Baumann — Bauld (le) — Baumberger — Baumgarten — Baurmeister — Baussen — Bawyr — Bäxen — Bayar — Baysen — Beaufort — Beauvrye — Bechtolsheim — Beckendorf — Becker — Beckerath — Bedau — Beer — Beerenberg — Beers —

Digitized by Google

Beesz — Beffart — Begelin — Begerow — Behr v. Negendank — Beissel — Belderbusch — Belling — Below — Bemelberg — Bendeleben — Benckendorf von Hintenburg — Benecke — Bentivegny — Benckendorf — Bennigsen — Bentheim — Bequinolle — Berbisdorf — Bercken — Berezko — Berg — Berge — Bergen — Berger — Bergmann — Beringer — Berkhahn — Berlepsch — Berlin — Berndorf — Berneaux — Bernewitz — Bernheim — Bernstorf — Bernuth — Berchstedt — Bersforth — Beschefer — Beseler — Bessel — Besser — Bethusi — Betsch — Bettendorf — Beuchel — Beulwitz — Beust — Beverförde — Beville — Beyer — Beyme — Bielke — Bieberstein — Biberitsch — Bibra — Bielau — Biedermann — Biegeleben — Biegon — Biela — Bielde — Bielefeld — Bielinsky — Bielsky — Bieren — Biesenrodt — Billerbeck — Bilfinger — Billick — Bindemann — Birkholz — Birken — Birkhahn — Biron — Bischofswerder — Bismark — Bissing — Bisinsky — Bistram — Blacha — Blank — Blanckenburg — Blankenfelde — Blankenhagen — Blankensee — Blachspiel — Block — Blomberg — Blücher — Blum — Blumenkron — Blumenstein — Blumenthal — Boblitz — Boch — Bochholz — Bochum — Bock — Bockelberg — Bockelmann — Bockwitz — Bodeck — Bodetschwing — Boden — Bodenburg — Bodenhausen — Bodungen — Böcken — Böcker — Bönick — Böhm — Böhmer — Böhn — Böhnigk — Bölzig — *Bömel* — Böselager — Böttcher — Boguslawski — Bohlen — Bohm — Bohn — Boja — Bojanowski — Bois — Boitzenburg — Bolanden — Bolberitz — Bolcke — Bolstett — Bolschwitz — Boltenstern — Bomsdorf — Boner — Bongart — Bonin — Boos — Bora — Borch — Borck — Borcke — Borell — Boremski — Borewitz — Bornack — Borne — Bornefeld — Bornstädt — Borschnitz — Borschky — Borstell — Borwitz — Bose — Bossart — Bosse — Bosset — Both — Botmer — Boulet — Boulich — Boye — Boyon — Braatz — Brabansky — Brabeck — Brabender — Brakel — Brambach — Branconi — Brand — Brandenburg — Brandenstein — Brandis — Brassie — Brauchitsch — Braun — Brauneck — Braunschweig — Brause — Bredertow — Bredow — Brehmer — Brencken — Bressler — Brieger — Briesen — Briest — Brinken — Britzke — Brix — Brixen — Brochhausen — *Brochtrup* — Brockdorf — Brocken — Brockendorf — Brockhausen — *Brodnicki* — Brodowski — Brösicke — Bronsart — Broscovius — Brosy — Brückner — Brühl — Brunetti — Brunow — Brusso — Buch — Bucher — Buchholz — Buchs — Buchwitz — Buddenbrock — Bülow — Bugenhagen — Bützingslöwen — Bünau — Bünting — Büren — Bütow — Büttner — Bützow — Buntsch — Burg — Burghaus — Burghof — Burgsdorf — Burk — Burkersrode — Burmeister — Burscheck — Burscheid — Burski — Burstini — Busche — Buscus — Busewoy — Busi — Busse — Buttler — Buxdorf — Byla. —

C.

Caden — Cämmerer — Cäsar — Cäsare — Cadenberg — Calaminus — Calbo — Calchheim — Calden — Calenberg — Callenberg — Camas — Camp — Campanini — Camtzen — Canitz — Canstein Capeller — Caprivi — Carcani — Cardinal — Carisien — Carlowitz — Carlsburg — Carmer — Carnal — Carnap — Carnitz — Carolath — Carowe — Carrach — Carschensky — Casimir — Castillon — Cattaneo — Catte — Cave(la) — Centner — Cetner — Chambrier — Chamier — Chapuis — Chappuzeau — Charpentier — Chasot — Chatel — Chaumontel — Chauvet — Chelkowsky — Chelmicki — Chila — Chmelenz — Chobran — Chocimiersky — Chorinsky — Chossignon — Churswand — Cieselsky — Clausewitz — Clausnitz — Clee — Clema — Clermont — Cleve — Clot(de) — Clüver — Cocceji — Codeve — Coeler — Coels — Coffrane — Cölleda — Cölln — Cohausen — Colbe — Colditz — Colignon — Colner — Colomb — Colong — Colonna — Collany — Collas — Collmar — Colonna — Conrad — Conradi etc.

Digitized by Google

Literarischer Zodiacus.

December, 1835.

Reisefahrten und Wanderlaunen.

Von Th. Mundt.

I.

Ein frommer Tag in Neuwied.

Das Dampfschiff: Stadt Coblenz, welches mich von Bonn den Rhein heraufrug, war fast nur mit zurückkehrenden Naturforschern, die von ihren eben beendigten Versammlungen sprachen, und mit reisenden Engländern, die nichts sprachen, beladen. Nur jener blonden Engländerin, mit dem unbeschreiblich feinen und blassen Gesicht und den seltsamen, schönen, keuschen Augen, hatte ich, in meinem trümmerhaften und zum Theil aus veralteten Shakspeare-Ausdrücken zusammengerafften Englisch, die Romanze vom Ritter Toggenburg erzählt, als wir bei Rolandseck und Nonnenwerth vorüberfuhren. Hätte Schiller diese wunderbare Gegend, die Heimath der Sage, vor Augen gehabt bei seinem Gedichte, er würde ihr noch ein tieferes melancholisches Colorit der Umgebung geliehen haben. Die Romanze ist aber recht eine für blonde Engländerinnen, mit kalter Schwesterliebe. Meine hörte so sinnig und eifrig zu, daß sie nicht bemerkte, wie ihr die **à l'anglaise** länglicht an Schläfe und Wangen anliegenden Locken der Wind auflöste. Nachdem ich meine leiseste Fingerspitze andeutend an ihr Haar zu legen gewagt hatte, hoffte ich, zum Dank wenigstens aus ihrem Munde zu hören: „Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch mein Herz!" Aber auch nicht einmal dies, und so sagte ich ihr ein Lord Byron'sches: **Fare thee well and if for ever!** und verließ das Dampfschiff, welches eben vor Neuwied Station machte, wo ich eine mir bekannte Familie zu besuchen hatte.

Diese schöne, stille, freundliche und obwohl kleine, doch keineswegs kleinstädtisch gebaute Stadt liegt dicht am rechten

Digitized by Google

Rheinufer, und prangt wie ein aus einem Heiligenknochen geschnitztes Kreuz in dem Halsgeschmeide dieses Flusses. Der Rhein gleicht einem mittelmäßig hübschen Mädchen aus alter, glorreicher Familie, dessen Namen, Mitgift und Brautschmuck herrlicher sind als seine eigene Schönheit, ihm aber dennoch den allgemeinen Ruhm der Schönheit erwerben. So ist der Rhein als Strom nicht bemerkenswerther und schöner, als einige andere Flüsse in Deutschland, aber die Mitgift, die ihm Natur und Geschichte gegeben, seine Ufer, sind es, die ihn zu diesem einzigen Individuum unter den Gewässern erheben. Die deutschen Metaphysiker mögen es untersuchen (was wohl der Speculation werth wäre!): ob das Wasser, oder seine Ufer, einen Fluß zum Flusse machen? Soviel ist gewiß, daß ein Fluß erst durch seine Ufer zur Person wird, und so fährt man auf des Vater Rheins Rücken an seiner links und rechts sich ausmalenden Lebensgeschichte vorüber, die, mit tausend Erinnerungszeichen hoher Bergspitzen gen Himmel ragend, oder in die tiefsinnige Sage einer romantischen Schlucht sich einspinnend, bald mit dem grünen Rebenzweig sich fröhlich bekleidet, bald im altergrauen Stein der Schlösser, Ruinen, Felsen, an denen hochoben so viele Mährchen und Geschichten hängen, seine Haus- und Familien-Traditionen verewigt. Und in Neuwied hat die sanfte Andacht, mit welcher der Rhein oft vor Dir daliegt, wenn er seine Welle in wunderbaren Morgen- und Abendrothschimmer taucht, sich Hütten gebaut, und eine kleine Colonie Herrnhuths zur Ansiedelung bewogen.

Unter den viertausend Einwohnern der Stadt gehören jedoch nur sechshundert zu den herrnhuthischen Brüdern, die in einem besondern Quarré wohnen, welches sich schon von fern durch die äußerst reinlichen, weißen, stillen Häuser, die man bei allen frommen Sekten dieser Art findet, verräth. Diese rheinische Herrnhuthercolonie ist vornehmlich berühmt durch ihre Erziehungsanstalten für Mädchen und für Knaben, die zu besuchen ich, nach einer kurzen Wiedererkennungsscene mit meinen hiesigen Bekannten, mein erstes Geschäft sein ließ. Diese Institute ha-

Digitized by Google

ben einen so weitverbreiteten Ruf in der Pädagogik erlangt, daß seitdem auch andere nichtherrnhuthische Erziehungshäuser hier emporgestiegen, um die Gunst der neuwieder Atmosphäre für diese Zwecke zu nutzen. Die Stadt selbst hat dadurch eine ganz eigenthümliche Frequenz gewonnen, indem die Eltern der Kinder, welche aus den verschiedenartigsten Gegenden und Nationen hiehergesandt sind, vom Auslande namentlich aus England, Nordamerika, Holland und Frankreich, zum Besuch derselben herbeizukommen pflegen und dann gewöhnlich längere Zeit verweilen, da den Zöglingen selbst das Verreisen während der Unterrichtsjahre nicht gestattet wird.

An der Seite eines alten, ehrwürdigen, ausgedienten Herrnhuthers, der schon vor vierzig Jahren Inspector dieser Anstalt gewesen, durchwanderte ich, unter solcher legitimen Bedeckung, zuerst das Mädchen-Erziehungshaus, Schulklasse für Schulklasse. Den allgemeinen Aufbruch, den unser Erscheinen in jeder Klasse verursachte, stillten wir immer sogleich durch die ernste Miene pädagogischer Wißbegierde, mit der ich auch meinem jugendlichen Aussehn einige Wichtigkeit zu verschaffen suchte. Nach einem leichten Gespräch mit den oft anmuthigen Lehrerinnen über Art und Weise des jedesmaligen Gegenstandes und der eingeführten Lehrbücher, ließen wir sie in der Ausübung ihres Berufs fortfahren, und hatten Ursache, überall die Liebe, Geschicklichkeit und Heiterkeit, mit welcher der Unterricht betrieben wird, zu bewundern. Ich freute mich, unter diesen lieblichen, kleinen Mädchen, die aufmerksam und sinnig zu beiden Seiten die Lehrende umsaßen, lauter muntere, frohe, frische Gesichter anzutreffen, und nicht die geringste Spur von einem Einfluß pietistischer Dumpfheit und Dummheit, der diesen Anstalten überhaupt nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Lachen, Scherz und kindlicher Uebermuth werden sogar während des Unterrichts laut, und von der freundlichen Lehrerin, zur Erweckung eines vertraulichen und willigen Verhältnisses, getheilt und erwiedert. Nie sah ich so viele interessante Gesichtsschnitte von den verschiedensten Nationalitäten in einem kleinen Raum vereinigt, als auf diesen

Digitized by Google

ſchwarzen Schulbänken. Die Mädchen wohnen nach ihrem Alter bei einander, ſind aber nach ihren bereits erworbenen Fähigkeiten und Kenntniſſen, mit denen ſie oft auf ſehr unterſchiedenen Stufen in der Anſtalt anlangen, in die einzelnen Lehrklaſſen vertheilt. So ſieht man nicht ſelten neben ganz kleinen, muthwilligen Mädchen, die noch mit den erſten Anfangsgründen des Lernens ſpielen, ſchon herangewachſene Jungfrauen ſitzen, denen bereits die Blüthe des jungen Buſens ſich hochgehoben hat und die vielleicht ſchon der Bräutigam hieherſandte, um ſie kurz vor der Ehe noch ein wenig zu cultiviren, nachdem ſie, der Himmel weiß durch welche beſondere Verhältniſſe, der Glieder reizende Elemente eher gezeitigt als die erſten Elemente des Wiſſens. Dieſe Mädchen wurden blutroth, wenn wir in die Klaſſe traten, und die ſchonende Lehrerin vermied es, ſie in unſerer Gegenwart durch Fragen auf die Probe zu ſtellen. Mir aber that der ganze Anblick dieſer holden pädagogiſchen Muſterwirthſchaft in meinem innerſten Gemüth wohl, und manche Scenen meiner Kindheit und manche Gedanken meiner erſten Liebe brachten mir ihr ſtilles, verklungenes Glück wieder nahe. Nur das gelang mir trotz meiner lyriſchen Stimmung nicht, den bekannten herrnhuthiſchen Hauben, welche ſämmtliche Lehrerinnen, unter den Schülerinnen aber nur zwei bis drei, trugen, eine Schönheitslinie abzugewinnen. Es iſt nicht einzuſehn, warum ſich die Frommen gerade dieſen Haubenſchnitt zum Abzeichen erkoren haben, da der liebe Gott, dem man auch einigen Geſchmack zutrauen muß, unmöglich ſein Wohlgefallen daran haben kann. Dieſe Hauben, die ſo platt und flach gedrückt ſind, wie manche verwaſchene Kirchengebete, rauben auch dem lieblichſten Geſicht etwas von ſeinem guten, natürlichen Ausdruck, und Gott, der gern ſchöne Geſichter ſieht, wird es euch nicht danken, ihr frommen Mädchen, daß ihr ihm eure Reize verunſtaltet zeigt! Sinniger finde ich noch die Farbenſymbolik, welche ſich an die Bänder dieſer Herrnhutherhauben knüpft, um die Verhältniſſe der verſchiedenen Lebensalter zu bezeichnen. Die ganz jungen, noch ungereiften Mädchen tragen purpurrothe Bänder, deren ſcharfe,

Digitized by Google

ungeduldig schreiende Farbe das Platzenwollen der Mädchenknospe verräth; der aufblühenden Jungfrauen Bänder tauchen sich in das allernothwendigste Element, in die Farbe der Liebe, und erröthen in Rosa vor der süßen Bedeutung dieser Lebensstufe; die verheiratheten Frauen schmücken ihre Haube mit dem Blau der Treue; die Witwen tragen das vieldeutige Weiß, entweder als Farbe des verblichenen Glücks, oder als Farbe der Freude, oder als Farbe, aus der, wie bekannt, jede andere noch wieder gemacht werden kann. —

Nachmittags war ich bei einer trefflichen herrnhuthischen Familie zum Kaffee geladen. Die Gesellschaft bestand aus dem Alten, einer ehrwürdigen Gestalt, auf dessen hohen Jahren der sichtliche Frieden Gottes ruhte; seiner Gattin, einer rüstigen Matrone mit feurigen, kohlschwarzen Augen, die seltsam unter der Herrnhutherhaube hervorstachen; ferner einer jungen, schönen Frau mit weißen, füllereichen Gliedern, die aus Norddeutschland zum Besuch ihrer Verwandten hier anwesend war, und, obwohl durch Geburt und Erziehung eine Herrnhutherin, sich doch weltlich gekleidet trug, und, von einer pietistischen Haube unbeengt, die üppigen Locken frei um das Haupt flattern ließ; und endlich einer wirklichen herrnhuthischen Muhme aus Herrnhuth selbst, deren Frömmigkeit diesen Sommer in Neuwied Gastrollen gab, und die mir Zeichen ihres Wohlwollens bewies, indem sie mir alle Augenblicke den Kaffeekuchen präsentirte. Ich aber sollte in große Anfechtungen gerathen. Die Muhme wollte von ihren frommen Brüdern in Berlin, namentlich von dem der dortigen Brüdergemeinde vorstehenden Prediger Dobler etwas erzählt haben, und ich stellte mich so unschuldig, als wüßte ich gar nichts davon! Die Muhme schlug die Hände vor Verwunderung über den Kopf zusammen, daß ich in keiner Verbindung mit den berliner Pietisten stand. Die Muhme wußte sich das gar nicht zu erklären. Ich fing ihr an, immer verdächtiger zu werden. Endlich gab ich mir selbst den Rest, als das Gespräch auf den Hofprediger Strauß kam, der in diesen Tagen in Neuwied erwartet wurde, und ich mehrere factische Beispiele

Digitized by Google

aus meiner Bekanntschaft erzählte, daß junge Mädchen und Frauen in Berlin von seinen „Glockentönen" die Auszehrung bekommen, während von den Walzer-Glockentönen seines Namensvetters Strauß in Wien, welche für die gesunde Circulation aller menschlichen Säfte bei weitem mehr zu recommandiren, noch keine lebenslustige Wienerin oder Berlinerin einen Schaden genommen, vielmehr durch diese bluttreibenden Dreivierteltakte ein blühendes Aussehn der Menschheit zur Freude Gottes gefördert werde! Von diesem Augenblick präsentirte mir die Muhme keinen Kaffeekuchen mehr. Und die junge hübsche Frau mit dem weißen Lilienfleisch fragte mich, eine Thräne in den schönen Augen, theilnehmend: ob ich auch ein Christ sei? Wer hätte ihr etwas abschlagen können! —

Ich schlenderte darauf noch ein wenig in dem Park des Fürsten von Neuwied umher, wo mir, auf den dunkelschattigen Spaziergängen, manche der ſchelmiſchen Mädchengesichter wiederbegegneten, die ich heut, in der Anmuth und Würde ihres Schulfleißes kennen gelernt hatte. Ich nahm Abschied von diesen guten, jungen, unschulds- und seelenvollen Gesichtern, vor denen ich eben so viel Andacht und Rührung empfinde, wie in einer Kirche, und eilte an den Strand des Rheins zurück. Der über den fernen Uferbergen emporwirbende Rauch verkündete schon das Herannahen des Dampfschiffes, dessen ich harrte, um noch heut weiter nach Coblenz zu gelangen. Bald legte auch der Schnellsegler: Friedrich Wilhelm, an der Fähre vor Neuwied an, um die ihn erwartenden Passagiere aufzunehmen. Der Abend kam plötzlich heran, es dunkelte, und ein stürmischer Regenschauer vertrieb den größten Theil der Reisegesellschaft vom Verdeck. Nur einige in schwarze Mäntel gehüllte Gestalten wandelten noch auf und nieder, und ich ließ ebenfalls unter dem freien, kühlen Nachthimmel manche unruhige Gedanken in mir austönen. — —

Digitized by Google

Die Götterdämmerung in Frankreich.

Von

F. W. Carové.

Als Lucrez sein prosaisches Gedicht „von der Natur der Dinge" und Cicero seine unphilosophische Abhandlung „von der Natur der Götter" in die Welt schickte, da war die Götterdämmerung schon lange in Rom und längst in Griechenland angebrochen. Die Orakel verstummten, die Opferfeuer erloschen, die Sterngötter stürzten auf die bebende Erde, und den alten Himmel umwob immer dichter die uralte, grauenvolle Nacht. Wohl zwei Jahrtausende hatten die alten Götter geherrscht. Da brach in der tiefen Götterdämmerung die alte Welt in Stücke; ein neuer Himmel, ganz Licht und Glanz, strahlte durch die zerrissenen Wolken, — aus den abgründlichen Spalten der Erde schlugen die Flammen einer ewigen Hölle empor; — die beiden Mächte der Höhe und Tiefe begannen einen furchtbaren Kampf um die zagende, zitternde Menschheit. Und der Kampf währte das ganze, lange Mittelalter hindurch, bis zuletzt der Mensch, des unversöhnlichen Zwiespaltes müde, in der Natur und im eigenen Wesen die Eintracht und Befriedigung suchte, die das doppelschlechtige Jenseits ihm versagte. Götter- und Dämonen-Wesen wurden allmählig aus der Gegenwart verdrängt, und als Holbach für sein „System der Natur," Volney für seine „Ruinen" und Dupuis für seinen „Ursprung aller Religionen" immer zahlreichere Leser fanden, — da war eine zweite Götterdämmerung angebrochen, zunächst für Frankreich, — von hier aus auch allmählig sich ausbreitend nach anderen Regionen.

Digitized by Google

Wie aber bei der ersten Dämmerung mit der alten Religion auch alle andere Bande sich lösten, und immer tiefere Nacht, immer wilderes Chaos hereinbrach, als bereits das Wort der Wiedergeburt und der allgemeinen Umgestaltung in die allgemeine Verwirrung und Auflösung hineingesprochen worden: so möchte — bei ähnlich erschreckenden Symptomen — auch jetzt einer gleich tröstlichen Hoffnung Raum zu geben sein. Hinzudeuten auf die Zeichen, die zu dieser berechtigen, bleibe zunächst noch einer anderen Gelegenheit vorbehalten; um aber anschaulich zu machen, daß in Frankreich jenes zweite große Weltalter zu Ende gelaufen, wird genügen, auf einige wenige Thatsachen aufmerksam zu machen, die, in den letzten Tagen aufeinanderfolgend, nur aus jener Voraussetzung erklärbar sind.

Daß ein so chaotisches Buch, wie die „Worte eines Gläubigen*), von dem geistreichsten, eifrigsten und vielgepriesenen Vertheidiger der alten Kirche geschrieben, und in wenigen Monaten mehr als zehn Auflagen erfordern konnte, dürfte für sich allein schon dem Nachdenkenden als hinreichend zur Charakteristik der Zeit und des Volkes gelten, in denen eine solche Erscheinung aufgetaucht. Ungeachtet nun die höchste Behörde der alten Kirche die Verdammung jener Schrift durch alle unteren Behörden bekannt machen lassen, hat die Nachfrage nach derselben noch nicht aufgehört, und noch in diesen Tagen ist eine neue, zum mindesten die zwanzigste Auflage angekündigt worden.

In seinem janusköpfigen „avenir“ hatte jener wunderliche Gläubige den greisen, rachsüchtigen Despoten der mittelalterlichen Kirche zu einem allversöhnlichen, freilassenden Weltherrn zu verjüngen versucht. Bekannt ist, wie der römische Stellvertreter des verscheidenden Gottes in feierlichem Rundschreiben gegen jeden solchen dialektischen Versuch, seine Individualität in ihr absolutes Gegentheil überzuführen, protestirt

*) Eine Analyse dieses geistigen Thohu-wabohu findet sich in der Schrift des Referenten: „Zur Beurtheilung des Buches der polnischen Pilgrime, der Worte des Gläubigen ꝛc.“ Zürich, 1835. S. 54 ff.

Digitized by Google

hat. Wie nun dieser Gott immer von Neuem und noch zuletzt auf das Entschiedenste — die Humanität im vollen, wahren Sinn dieses Wortes geläugnet, so hat die Empörung gegen diese Abläugnung des Gewissesten sich auch wieder mit furchtbarer Energie in die Abläugnung aller Divinität geworfen.

Es kann zwar nur als Hyperbole angesehen werden, wenn der **Observateur politique** in diesen Tagen behauptet, „das Weltall sei gegenwärtig mit Atheisten überschwemmt." Aktenmäßig aber ist Folgendes erhärtet:

Am 19. Sept. d. J. stand vor dem Assisenhof des Seine-Departements Philipp Dubois, als Verfasser des **Catéchisme véritable des croyans**, beschuldigt: „durch Bekanntmachung dieser Schrift die öffentliche und religiöse Moral verletzt und die römisch-katholisch-apostolische Religion „lächerlich gemacht zu haben."

Dieser Katechismus fange nämlich so an:

Frage: „Was ist Gott?"

Antwort: „Gott ist ein chimärisches, unmögliches Wesen, „welches nur im Munde der Gläubigen existirt."

Fr.: „Was ist ein Gläubiger?"

Antw.: „Ein Gläubiger ist ein Mensch, der auf den gesunden Menschenverstand und auf die Vernunft verzichtet, um „an alle Possen (balivernes) zu glauben, welche fanatische „Betrüger sich den Spaß machen vorzutragen."

Der Verfasser wurde zu sechs Monaten Gefängniß und 1000 Franken Strafe verurtheilt, und über seine Schrift die Beschlagnahme verhängt.*)

Gleichzeitig wurden, auf den Grund gerichtlicher Urtheile aus der Restaurationszeit, bei mehrern Buchhändlern einige der gelesenern atheistischen Schriften des vorigen Jahrhunderts confiszirt, namentlich der **Bon sens du curé Meslier**, Diderots **Religieuse** und **Jacques le Fataliste**,

*) S. Temps vom 21. Sept. d. J.

Digitized by Google

das **Abrégé de l'origine de tous les cultes**, von **Dupuis***), u. a. m.

Dies veranlaßte aber den **National** u. a. zu folgenden Bemerkungen: „die Mehrheit der Franzosen übt keinerlei Gottesdienst" (ne pratique aucun culte)... „Oder glaubt etwa diese Mehrheit an die wirkliche Gegenwart „Jesu Christi in der Eucharistie? Nein, fürwahr, nein. Diese „Mehrheit ist also nicht katholisch!... Hat man uns aber nicht „ausdrücklich versprochen, daß der Staat künftig nicht mehr als „Anwalt auftreten werde für die Dogmen des Katholizismus? „Man verletzt also eines der feierlichsten Juli-Gelöbnisse, indem „man sich verwegt, gewisse Schriften dem Umlauf zu entziehen... „Das Königthum ist wieder sehr christlich (très chrétienne) „geworden!... Was läßt doch die doktrinaire Tartüferie sich „einfallen?"...**)

Die **Gazette de France*****) glaubte nun zwar gegen diese Behauptung protestiren zu müssen; ihre Einwendungen beschränkten sich aber im Wesentlichen darauf, daß doch alle Franzosen ihre Kinder taufen, daß die meisten sich kirchlich trauen und ihre Verstorbenen kirchlich bestatten ließen. Sie fügt jedoch die Bemerkung hinzu: „Allerdings (sans doute) finden, „mit Ausnahme jener drei kirchlichen Gebräuche, — hinsichtlich „aller übrigen — unzählige Abweichungen statt. Allerdings „wird eine sehr große Anzahl (von Franzosen) von den Fluktua„tionen des menschlichen Geistes zwischen dem Guten und Bösen „mit fortgerissen, auf- und absteigend jene unermeßliche Stu„fenleiter, welche vom Himmel zum Abgrund hinabreicht"... „Indessen wird doch von den Landbewohnern (populations „agricoles) jene Fundamental-Wahrheit von der Gegenwart „Christi im Abendmahl nicht in Frage gestellt," und auch die Stadtbewohner der südlichen und westlichen Provinzen bewahrten noch den alten Glauben.

---

*) National v. 24. und Gazette de France v. 27. Sept.
**) National v. 26. Sept.
***) V. 28. Sept.

Digitized by Google

Wir lassen die Richtigkeit dieser letzteren Behauptungen dahingestellt sein, und bemerken nur noch in Beziehung auf das confiszirende Einschreiten des doktrinairen Ministeriums, daß — kaum acht Tage nach den ersten Versuchen desselben — der **National***) bereits, ohne Widerspruch zu erfahren, berichtet: „Nach mancher Erörterung, nach mancher Protestation des Hrn. „**Thiers** gegen die Beschlagnahme des **Jacques le Fata-liste**, des **Faublas** und der **Pucelle**, nach mancher „Homelie des Hrn. **Guizot**, des Religiosen des Ministeriums, „ist man übereingekommen, fortan keine Beschlagnahme älterer „Schriften wegen Beleidigung der Religion, der Mehrheit der „Franzosen und der moralischen Grundsätze der Herren Minister „mehr bewerkstelligen zu lassen."

So schwebt also zwischen den Reliquien des alten Glaubens, die sich bei den Landbewohnern erhalten haben mögen, und den einzelnen Menschenverknöcherungen, die man Atheisten nennt, jene vielgestaltige Masse von Menschen ohne festes Princip, ohne bestimmtes System, welcher der alte Glaube, die alte Kirche nicht mehr genügen, ohne daß noch ein zureichender Ersatz für das Ueberlebte sich darböte. Der alte **Spiritus rector** verliert, wie sein dreifach gekrönter Statthalter, ein Gebiet nach dem andern, nicht weil Er ein Anderer, oder schwächer geworden, sondern weil die Geister und Mächte, die ihm **gedient**, in dem Dienste erstarkt, nun eines mächtigeren, größeren Herrschers bedürfen. Nun aber das frühere Band der Obedienz aufgelöst, ist gleichsam ein Interregnum eingetreten, während dessen die bisherigen Vasallen, selbstherrlich geworden, nur mehr ihre besonderen Zwecke verfolgen. In anderer Beziehung ist es der erwachsene Sohn, der, der allzustrengen elterlichen Zucht sich entwindend, umherschweift, und — wohl auch fehlgeht, — bis seine Sehnsucht und sein Streben durch Gründung einer Familie und Theilnahme am Staatsleben eine neue, höhere Fassung gewonnen. Noch aber gleicht der französische Jüngling nur zu

*) V. 5. Oct.

Digitized by Google

sehr erst dem verlornen Sohne, der seines Elendes inne zu werden anfängt. Doch ist auch dieses Gleichniß unzureichend, und nur die Uebergangszeit von dem Heiden- zum Christenthume bietet Erscheinungen dar, denen die neuern Vorgänge in Frankreich einigermaßen vergleichbar sind.

Wir sehen nämlich im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zugleich auf der einen Seite das Abendroth der alten, auf der anderen das Morgenroth der neuen christlichen Welt; auf der einen die neuplatonischen Theologen des Heidenthums, auf der anderen die platonisirenden Kirchenväter der neuen Theologie. Wie diese mittelst der alten Philosophie der neuen Religion Eingang zu verschaffen suchten, so bemühten jene sich, die alten Naturgötter zu vergeistigen, die alte Volksreligion zu humanisiren, die alte Autarkie mit dem christlichen Aszetismus zu verquicken. Hier geht ein heidnischer Philosoph zum Christenthum über, dort kehrt ein Christ zurück zu der noch äußerlich bestehenden alten Staatsreligion. Dieselben Bestrebungen und Fluktuationen wiederholen sich jetzt in der christlichen Welt und ganz besonders in Frankreich, wo die Staatsgewalt den Geist, den sie so lange unterdrückt, nun nicht länger mehr zu bändigen vermag. Hier sahen wir einen Chateaubriand, einen Frayssinous, de la Luzerne, de Maistre und de Bonald sich abmühen, den abgelebten Katholizismus durch Versetzung mit neueren Ideen zu restauriren; während die doktrinaire Schule, die Simonisten und so viele Andere dem auftauchenden Humanismus durch Einfügung oder Wiederaufnahme christlicher Ideen Anerkennung zu verschaffen suchten. Hier auch sehen wir einen Victor Hugo, de la Martine, Chateaubriand, selbst einen de la Mennais immer entschiedener von der alten Kirche sich abwenden, während es auch nicht an Neuerern fehlt, die die verlorene Gemüthsruhe durch Rückkehr in die alte kirchliche Befriedung wiederzugewinnen hoffen.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieser letzten Art gehört unstreitig die Vereinigung der verschiedenartigsten Leute, die

Digitized by Google

in diesen Tagen mit Ankündigung der Bildung einer **Université Catholique** hervorgetreten. Schmerzlich ergriffen von der allgemeinen Dissolution haben Trümmer der römisch-katholischen Hierarchie, der gallikanischen Kirche, der Schule des de la Mennais und der Simonistischen Assoziation*) sich zusammengefunden, um, wie sie in ihrem Programm erklären, den Mangel einer — von der Staatsgewalt unabhängigen strengkirchlich-katholischen Universität vorläufig durch eine — **Revue religieuse, philosophique, scientifique et littéraire** zu ersetzen. Ihre Ansicht der Weltverhältnisse und ihre Absicht bei Gründung dieser Monatsschrift spricht sich in jenem Programm näher dahin aus: „Beobachtet man, heißt es daselbst, die gegenwärtige Stimmung der Gemüther, so nimmt man zwei Bewegungen wahr; die eine nähert sie dem Katholizismus, die andere entfernt sie von demselben... Unstreitig hat seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein großer Fortschritt stattgefunden. Der Materialismus und Atheismus des 18. Jahrhunderts sind überwunden worden." (?) „Die engherzige Polemik des Deismus jener Epoche gegen die Offenbarung ist wie eine Mode vorübergegangen. Der soziale Einfluß der Kirche, ihre organisirende Macht sind bereits ziemlich billig gewürdigte, große historische Thatsachen. Glänzende Arbeiten haben die Poesie und die übrigen Künste belehrt, daß die höchste Quelle ihrer Begeisterungen sich im Christenthume findet. Auf tausend verschiedenen Wegen ist die Gleichgültigkeit so erschüttert worden, daß beinahe alle jetzige Zeitschriften sich mehr oder minder mit der Religion beschäftigen. Alle Fragen von irgend einem Belang gehen allmählig darauf hinaus, sich in religiöse Fragen umzuwandeln... Indessen ist

*) Zu den beiden ersten Rubriken glauben wir rechnen zu dürfen: die Abbé des Genoude, Foisset, Juste, de Salinis, de Scorbiac Douhaire, die Herren Riambourg, Berryer, Pardessus, de Rainneville, Alban de Villeneuve-Bargemont, Recamier u. m. a. Zur Schule des Avenir gehörten: Montalembert, Abbé Gerbet, de Cour, de Cazalès; zum Simonistischen Verein: Margerin, Rousseau, de Lourdoueix.

die Wirksamkeit dieser Fortschritte bei Mehreren durch eine neue Evolution des Unglaubens getrübt, welcher sich mit jenem Fortschritt selbst zu combiniren sucht. Indem man zugesteht, daß die katholische Autorität die mächtigste und heilsamste Institution ist, welche der Erziehung des Menschengeschlechtes vorstehen könne, (?) fügt man hinzu, daß, nachdem sie gegenwärtig durch die mannbar gewordene Vernunft überflügelt worden, sie sich zurückzuziehen und dieser die Sorge zu überlassen habe, die Wissenschaft, die Moral, die Societät und die Künste zu organisiren. Der Katholizismus sei nur ein großes Präzeptorat der Menschheit gewesen. Dies ist die neue Gestalt, in welcher die antichristischen Meinungen hervortreten und sich entwickeln." — In Beziehung auf diese doppelte Thatsache will nun die sog. katholische Universität einerseits durch Reinigung der verschiedenen Gebiete des menschlichen Geistes die Rückkehr zum Katholizismus fördern, anderseits nachweisen, „daß der kathol. Glaube die Philosophie oder die allgemeine Wissenschaft erzeugt, welche die Einheit aller besonderen Wissenschaften bildet, daß die kath. Hierarchie den Stützpunkt abgiebt für sociale Ordnung und ihre Fortschritte, daß die kath. Liebe (charité), verbunden mit den Resultaten der Wissenschaft, allein auf vollständige und dauernde Weise die wichtigsten Probleme der Staatsökonomie auflösen kann, daß alle Kunst christlich sein muß, und daß alles Christliche aus dem Katholizismus hervor- oder in ihn zurückkehrt." „Dies," so behauptet das Programm, „sei die große religiöse Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts."

Wir dürfen es für überflüssig halten, uns in eine Kritik dieser prunkenden Phrasen einzulassen; um aber unsere Leser in Stand zu setzen, in voller Sachkenntniß ein Urtheil zu fällen, wird es hinreichen, ihnen aus jenem Programm und dem beigegebenen **Discours préliminaire** des Abbé Gerbet noch Folgendes mitzutheilen.

Im ersteren erklären die Mitglieder des Vereins: „sie hätten sich zum Voraus vereinigt gefunden in derselben Liebe zur Religion und zur Wissenschaft, in derselben Unterwür-

Digitized by Google

figkeit (Soumission) unter alle Entscheidungen des heil. Stuhles, und ganz besonders unter die neuesten,*) endlich in derselben Absicht: mit allen ihren Mitteln der katholischen Sache zu dienen."

Zu diesem Endzwecke wollen sie nun vom 15. Nov. d. J. an in der angekündigten Revue Vorlesungen mittheilen über die heil. Schrift, die christlichen Wahrheiten, die Religion, Staatsökonomie und ihre Geschichte, Literaturgeschichte, christliche Kunst, Geologie, französische Geschichte und literarische und sociale Geschichte der kathol. Jahrhunderte. Daneben sollen alle bedeutende, neuerscheinende Schriften beurtheilt und merkwürdige Ereignisse besprochen werden.

Der beigefügte Discours préliminaire verbreitet sich über alle Zweige des Wissens — mit Ausnahme — aller kirchlich-theologischen Wissenschaften!

Da aus diesem Vorwort wohl mit einigem Recht die Auspizien für die nachfolgenden Vorlesungen zu stellen sein dürften, so mögen einige Mittheilungen aus demselben hier nachfolgen.

„Das Universum," so lehrt uns Herr Abbé Gerbet, „ist die bleibende Harmonie einer großen Analyse und einer großen Synthese," (was an das noch größere Wort des h. Maximus erinnert: θεος ἐστι θεσις καὶ ἀφαιρεσις παντων) „ein erhabenes Spiel dieser beiden Bewegungen, bei welchem die sondernde Kraft im Dienst der vereinenden steht; lebendige Methoden, — göttliche Logik, von welcher unsere künstliche nur ein bloßes Abbild ist." (p. 13.) „Die Organisation des Universums resultirt aus der Vereinigung des Stoffes der Wesen mit den wirksamen und belebenden Prinzipien, die deren Formen bestimmen und erhalten." (p. 15.)

„Das Menschengeschlecht, welches in die Mitte des Universums, wie in einen Tempel sich gesetzt fand, erforschte zuerst dieses göttliche Bauwerk (architecture) und alle Wunder der

*) Dies sind bekanntlich das gegen alle, von der Gegenwart in Anspruch genommene Freiheiten protestirende Enzyklikum von 1832 und die Verdammung der Paroles d'un croyant.

Digitized by Google

Außenwelt, bevor es die Wunder des Gedankens, dieſer Ideenwelt, die es in ſeiner Seele trägt, zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen machte." (p. 24.) „Beſonders als mit Vernunft und Freiheit begabtes Weſen iſt der Menſch ſelbſt Vorwurf einer umfänglichen Wiſſenſchaft. Durch dieſe Vermögen gehört er einer höheren Welt an. Ein Lebenszug (attraction vitale) treibt ihn hin zum Wahren und Guten; er hegt einen erhabenen Hunger und Durſt nach dieſen Dingen; ſie ſind die natürliche Speiſe ſeines Geiſtes." (p. 25.) „Die Idee iſt das unbeſchränkte Licht — die Vernunft das Auge, welches dieſes Licht empfängt." (p. 26.) „Die Bewegung der Vernunft, welche man mit dem Namen Wiſſenſchaft bezeichnet, iſt eine Entwicklung, mittelſt welcher der menſchliche Geiſt in der ganzen Schöpfung Bilder Gottes, und über die Schöpfung hinaus Gott ſelber ſucht." (p. 36.) „Sie ſucht die mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen aufzufaſſen, welche ſtattfinden zwiſchen den endlichen Dingen und dem Unendlichen, gedacht als Macht, Vernunft und Einigungsprinzip (Liebe)"... „Wenn nun alle Geſtirne zu Einem Plan gehören, der die Offenbarung der göttlichen Macht iſt, die die Gedanken der Weisheit ausführt und bewegt wird von der Güte, — dann werden auch alle Ideen, die den Raum unſerer Intelligenz ausfüllen und gleichſam deren Sterne ſind, — ſie werden auch alle in Einen Plan ſich einfugen und ordnen, der ebenwohl die Ehre Gottes dem Auge der Vernunft, indem ſie ſelbſt ihr eigenes Weſen anſchaut, offenbart.*) Die Wiſſenſchaft beſteht, bewegt ſich und lebt im göttlichen Gedanken; Gott iſt allüberall gegenwärtig — in der menſchlichen Vernunft, wie in der Natur." (p. 40.) „Aber auch die Thatſachen, aus denen die Geſchichte beſteht, bleiben ohne Bedeutung, wenn die Belehrungen, die daraus hervorgehen, ſich nicht in letzter Analyſe in eine große Offenbarung der Geſetze zuſammenfaſſen laſſen, die die Geſchicke der

*) — „qui révèle aussi la gloire de Dieu à l'oeil de la raison, contemplant elle-même sa propre essence"...

Digitized by Google

Völker bewalten und deren Befolgung das sociale Leben erhält, wie ihre Verletzung den Untergang herbeiführt... Aber die Völker sind nur Individuen eines allgemeinen Volkes, — der Menschheit. Widersprechend wäre nun, wenn jeder Theil, nicht aber das Ganze, Gesetzen untergeben wäre, wenn in den Theilen Ordnung, im Ganzen aber Anarchie herrschte... Die Geschichte kann also nur begriffen werden als ein fortgehendes Sprechen, als eine unerschöpfliche und wunderbare Rede, welche mehr oder minder klar die Gesetze oder den Willen der Vorsehung erklärt, eben wie die Natur nur zu begreifen ist als eine wesenhafte Schrift (écriture substantielle), welche die Gedanken des göttlichen Geistes ausgestaltet (figure)." (p. 40. 41.) „Jeder Körper ist aber nothwendiger Weise einem Gesetze unterworfen, welches ihn beherrscht und bestimmt, damit er zur allgemeinen Ordnung der natürlichen Welt mitwirke, während zugleich in ihm irgend eine Kraft ist, die ihm seine individuelle Gestalt zu bewahren strebt. Ebenso muß jeder Mensch sich einem Liebesgesetz unterwerfen, welches ihn dem Gemeinwohl zuordnet, während doch auch ein Streben nach Selbstbefriedigung in ihm ist... Da nämlich jedes endliche Wesen zwei Seiten, zwei Eigenschaften hat, indem es an Gott hängt, und zugleich unterschieden und gesondert von ihm ist, — so läßt sich begreifen, wie in jeder Ordnung von Existenzen, aus denen das Weltall besteht, allgemeine Thatsachen zu finden sind, die eine Folge oder ein Bild dieses allgemeinen Gesetzes sind." (p. 45.)

„Die Philosophie ist es nun, die unablässig von Gott zur Welt herab, von der Welt stets wieder zu Gott emporsteigt... Um ihres Amtes zu warten, kleidet sie sich in doppelte Form; sie ist entweder rational oder mystisch. Die erstere beruht auf der Generation der Ideen, — die andere auf der Ausströmung des Gefühls... belebt die letztere die Erzeugnisse des Denkens, so bietet dagegen die Vernunft ihr den Gedanken (conception) dar, der sie legitimirt. Dieser Gedanke besteht darin, daß das natürliche und geistige Universum nicht nur eine Offenbarung

Digitized by Google

der göttlichen Vernunft ist, sondern auch eine Ausströmung der göttlichen Liebe in sich begreift... Darum bildet erst die Vereinigung der rationalen mit der mystischen Philosophie die vollständige, die lebendige Wissenschaft. Weder das Denken, noch das Gefühl allein soll philosophiren, sondern der ganze Mensch." (p. 45. 47.) Wie nun die Philosophie alle Wissenschaften, so strebt die Erziehungskunst alle übrigen Künste zur Einheit hinzuführen. „Alle Pflichten der Familien- und der Staatsmitglieder sind nämlich eine Ableitung aus den religiösen Pflichten des Menschen gegen Gott; nur aber eine geistige Gesellschaft (Soc. spirituelle) vermag eine allgemeinere Erziehung, als die familiare und staatsbürgerliche, zu vollbringen, — die Erziehung des Menschengeschlechts... Man muß daher wünschen, daß, außer den Vertretern der besonderen Interessen jeder Nation, es noch eine einige und allgemeine Gesellschaft gebe, welche die gemeinsame Mutter der Menschheit sei... Die allgemeine Erziehungskunst besteht demnächst in der Verwaltung aller Künste, aller Wissenschaften, aller bekannten Wahrheiten, und in der Anwendung derselben auf die Entwickelung aller menschlichen Vermögen (facultés), aber auf ihre harmonische Entwicklung, die einzige, welche wahrhaft und dauernd ist." (p. 47. 48.)

Nach diesen Mittheilungen glauben wir keinen Widerspruch mehr zu erfahren, wenn wir unsere anfängliche Behauptung wiederholen, daß in Frankreich die Götterdämmerung angebrochen, und wenn wir hinzufügen, daß auch das neue Tagesgestirn schon im Aufsteigen begriffen sein muß, um die zurückweichenden Wolken der mittelalterlichen Nacht mit reinem Gold und frischen Rosen zu säumen! —

Digitized by Google

Gedichte

von

Rudolf und Hermann Marggraf

1.

Lied der Lebendigen.

In dem Grabe zu schlafen,
Welche Pein!
Die des Todes Pfeile trafen,
Müssen hinein!

Lebten in ewiger Blüte
Wir auf der Erde!
Nimmer ja wandelt, ob Sturm auch wüthe,
Ihre Gebärde.

Fröhlichen Schrittes durch heitere Auen
Wandern wir;
Nirgends ist hellere Sonne zu schauen,
Brüder, als hier!

Töne, die himmelgebornen, durchwehen
Irdisches Rund;
Farben umgaukeln die sonnigen Höhen,
Tausendfach bunt!

Uns durchwallet ein stetes Bewegen,
Schwellend die Brust;
Drunten verstummet das thätige Regen,
Hemmend die Luft.

Schauen und Denken, Wollen und Handeln,
Leben ist dies;
Vorwärts im Lichte der Gegenwart wandeln,
Wonnig und süß.

Weh euch, zerfallende Menschengebeine,
Kühl und bleich!
Ueber euch lagert der Leichensteine
Düst'res Reich!

Rudolf Marggraff.

Digitized by Google

2.

Vom Herzen.

Liebes Herzchen! zartes junges Weib!
Längst harrt dein der Sänger! komm', vermähle
Meinem Leibe deinen schönen Leib,
Und dein Seelchen meiner großen Seele!

Ach! mein Herz, mein armes krankes Herz
Ist, o Liebchen! eine große Wunde,
Die der böse große Liebesschmerz
Schlug zu einer bösen großen Stunde.

Kriecht nur zurück in euer dunkles Haus,
Ihr armen Würmer! böse Liebesschmerzen!
Noch ist mein Herz nicht todt — laßt ab vom Schmaus
Und nagt noch nicht an einem kranken Herzen!

Kannst du mein junges
Trotziges Heldenherz,
Lieben und schmachten,
Schmachtend vergehen,
Und im Vergehen
Höher noch glühn?
Schmählich, schmählich
Bist du gefallen!
Stärker als Leben
Ist deine Liebe,
Schwächer als Liebe
Selber der Tod,
Selber im Tode
Mag sie nicht fliehen.

Herrscherin Liebe!
Morgenroths Abendroth!
Enge gezogen
Hast du die Grenzen,
Die zwischen Leben
Und Sterben ziehn;
Leben und Sterben
Ziehst du zusammen,
Hölle und Himmel,
Nichtsein und Sein.

In ewigen Nächten
Lieg' ich gekettet
An rauhem Gestein.

Digitized by Google

Tief in des Lebens
Lehen hinein
Gräbt sich die Liebe,
Zehrt mir am Herzen;
Wächst mir das Herz:
Schwillt mir zum Herzen
Wieder der Schmerz,
Nagt mich von Neuem
Der Geier der Liebe,
Der immer wache,
Der nimmersatte,
Dem ewige Nahrung
Mein Herzblut giebt.

Wenn ich vergesse,
Daß ich gewesen,
Nimmer vergess' ich,
Daß ich geliebt.

Hermann Marggraff.

3.

Vergreise.

Durch die Berge, stark und rüstig,
Lenk' ich meinen sichern Schritt,
Ob die Welt auch, kalt und listig,
Mir den engen Pfad vertritt.
Wenn mein Herz im Kampfesdrange
Und in heißer Sehnsucht bricht,
Ruf' ich heiter im Gesange:
Brich, o Herz! doch zage nicht!

Wilde Stürme werden rege
In dem alten Tannenhain,
Auf die engen Weg' und Stege
Fällt des Wetters falber Schein.
Sorglos wandernd, ob die Blitze
Tödten mögen oder nicht,
Drück' ich fest die Reisemütze
Mir in's blasse Angesicht.

Hermann Marggraff.

Digitized by Google

4.

Blumenhohn.

Ich ging zu guten Menschen,
Sprach über jenes und dies,
Doch über alle Gespräche
Ein moderndes Wehen blies.

Ich las gepriesene Schriften
Der alten und neuen Zeit;
So viel ich mochte lesen,
Ich wurde nicht gescheidt.

Da griff ich in die Saiten,
Schlug lust'ge Töne an;
Ich hörte Geisterstimmen
In meinem Geisterwahn.

Ihr lieben Frühlingsblumen
Im hellen Sonnenschein,
Wie locken süß und freundlich
Mich eure Aeugelein!

Ihr wollt mitleidig trösten
Mein krankes, wundes Herz,
Mit Blüthenduft verwehen
Den heißen Liebesschmerz!

O! nehmt mich hin, ihr Blüthen,
Ihr meiner Augen Lust,
Verweht der Schmerzen Wüthen
Aus meiner wunden Brust!

O weh! was schauet höhnisch
Ihr mir in's Angesicht? —
Ihr fragt, ob eure Schwester
Ich einst verlassen nicht! —

Rudolf Marggraff.

5.

Die Romanze vom König Saul.

Die bärt'gen Juden kamen all'
Mit Paukenschlag und Cymbelschall,
Sie wollten Saul, den langen Mann,
Zu ihrem langen König ha'n;

So kamen sie vor Sauli Haus,
Die Mutter sah' zur Thür hinaus,
Und als sie kam'n gezogen her,
Da zitterte die Mutter sehr.
Der künft'ge Judenkönig
Der forcht sich auch nicht wenig.

Beim Hause war ein Keller alt,
Der Mäus' und Ratten Aufenthalt,
Auch stunden manche Fässer Wein
In langer Reih' gepflanzet drein;
Darin sich Saul verkrochen hat,
Zu pflegen drinnen guten Rath;
Doch als ihm ward die Zeit zu lang,
Zapf't er die Fässer an und trank.
Und trank da gar nicht wenig
Der künft'ge Judenkönig.

Die Juden kamen an die Thür;
„Wo ist der Saul? den wollen wir.
Wo ist der Saul, der lange Mann?
Den wollen wir zum König ha'n."
Die Mutter thät die Hausthür auf,
Da strömt herein der ganze Hauf;
Sie kamen auch an's Kellerthor,
Und sangen dort im hellen Chor:
„Wir wollen Saul zum König!"
Deß freut er sich nicht wenig.

Herr Saul sprang nun hinaus zur Thür:
„Wollt ihr den Saul, so bin ich hier,
So gebt mir nur die güld'ne Kron',
Und setzt mich auf den güldnen Thron!"
Dermalen Saul, der trunk'ne Mann,
Sein Judenregiment begann,
Und schlug verwegen ritterlich
Mit nüchternen Philistern sich;
Auch trank er wohl als König
Hinfürder gar nicht wenig.

Hermann Marggraff.

Digitized by Google

6.

Flammentod.

Ew'ges Mutterland der Schmerzen,
Todesflur der höchsten Liebe,
Erdenrund, so kalt und trübe,
Grab viel liebbeweinter Herzen.

In das Freudenthal der Erden
Ward ein großer Schmerz gesendet,
Der sich dann nur segnend endet,
Wenn wir Staub und Asche werden.

Großer Gott viel großer Welten
Stieg ins Menschenherz hernieder,
Da umtönen Trauerlieder
Großen Gott viel großer Welten.

Seine Liebe ist umschlossen
Von des Leibes enger Hülle;
Heil'ger Liebe reinste Fülle
Muß auf Erden ärmlich sprossen.

Doch unendlich ist das Sehnen,
Das der Gott im Menschen fühlet;
Was im Herzen drängend wühlet,
Löst sich auf in heil'ge Thränen.

Meinen Himmel seh' ich drüben
In der Freiheit hellem Lichte,
Was ich sinne, was ich dichte,
Fühl' ich an der Erd' zerstieben.

Liebend blick' ich in die Ferne,
Liebend her zum eignen Herzen,
Liebe glüh'n des Himmels Kerzen,
Liebe dort der Blüthen Sterne.

Liebe blüht und Liebe bindet
Herz dem Herzen, treu ergeben,
Auch im Liede schäumet Leben,
Wer nur will, wohl Freuden findet.

Was ich suchte, ist gefunden!
Liebe wand die Friedenspalme,
Fried' entblüht nun jedem Halme,
Liebend nur kann ich gesunden!

Digitized by Google

Aus des Todes Opferflammen
Steigt der Liebe Wunderleben,
Was die Erde mir gegeben,
Welkend sinkt's im Tod zusammen.

Rudolf Marggraff.

7.

Lebenstrieb.

Soll es rasch gerathen,
Sei's auch rasch gewagt,
And'rer Sinn' und Thaten
Nimmer nachgefragt!

Gottesflamme lodert
Tief im Busen hier,
Wo sie hin mich fodert,
Dahin folg' ich ihr.

Ob zum Krieg, zum Frieden
Ihr Gebieten sei,
Ob nach Nord, nach Süden,
Mir ist's einerlei.

Was da soll geschehen,
Das wird doch geschehn;
Wie mich's treibt, zu gehen,
Lass' ich gern mich gehn.

Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Die Halsbandnovelle.

Von

K. G. Jacob.

Mit allen Ansprüchen der Jugend und Schönheit betrat die Erzherzogin von Oestreich, Maria Antoinette, im Mai 1770 den Boden Frankreichs, des Landes, dessen Königin sie dereinst werden sollte. Bei Kehl fand auf einer Insel des Rheins die Uebergabe Statt, und nicht leicht konnte für eine solche Feierlichkeit etwas Unpassenderes gedacht werden, als die Wahl der Tapeten in dem Pavillon, in welchem die Prinzessin sich umkleidete und ihren Hofstaat entließ. Man sah hier Medea, Jason und Kreusa, also das Bild der unglücklichsten Heirath, die sich im Andenken der Nachwelt erhalten hat. Zur Linken eines Throns sah man die von Freunden und verzweifelnden Dienern umringte Braut mit dem Tode kämpfen. Auf der andern Seite entsetzte sich Jason vor Schrecken bei dem Anblicke seiner gemordeten Kinder, während die Furie Medea auf ihrem Drachenwagen durch die Lüfte zog. Hinter dem rothen Sammt des goldgestickten Thronrückens ringelte sich zur rechten Hand der weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, indessen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Drapperie ganz bedeckt waren *).

Ungeschreckt durch dieß Vorzeichen setzte die funfzehnjährige Prinzessin ihren Weg nach Versailles fort, während Feste und Fußbediente ihren Weg bezeichneten, und die schöne, imposante und doch heitere Haltung der jungen Dame Alle, die sie sahen, für sich einnahm. Nicht minder war der alte Ludwig XV.

*) Nach Goethe: Aus meinem Leben, II. 9. S. 359.

Digitized by Google

von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubert, und in der ersten Woche nach ihrer Verheirathung war am Hofe zu Versailles von nichts die Rede, als von den Reizen der jungen Dauphine. Ein Zeitgenosse *), der vielleicht nur in dieser Beziehung als vollgültiger Beurtheiler angeführt werden kann, schildert sie in folgender Weise: „In ihren Augen, obgleich sie eigentlich nicht schön waren, malte sich jeder Seelenzustand, man konnte nicht leicht Wohlwollen oder Widerwillen deutlicher ausgedrückt sehen. Die Form der Nase paßte nicht zum Gesichte, ihr Mund war entschieden unangenehm gestaltet, die starken, vorliegenden, hängenden Lippen schienen dazu gemacht, Zorn und Unwillen auszudrücken. Hals und Teint waren von unvergleichlicher Weiße, Weiche und Feinheit, die Gestalt war schlank und majestätisch, die Arme und Hände konnten nicht schöner seyn. Sie hatte einen doppelten Gang, der eine war fest auftretend, etwas pressirt, dabei immer edel, der andere weicher, schwebender (**démarche caressante**), doch immer dabei die gebührende Ehrfurcht erheischend. Nicht leicht verstand Jemand anmuthsvoller zu grüßen: mit einer einzigen Verneigung fertigte sie zehn Menschen ab, diese mit einem Kopfnicken, jene mit einem Blicke, die andern mit einer Bewegung der Hand, mit einem Winke, mit einem Lächeln."

Trotz dieser Reize und ihrer natürlichen Güte hatte sich doch Maria Antoinette nur kurze Zeit des Glücks zu erfreuen, das ihr bei ihrer Ankunft in Frankreich zu lächeln schien. Und in der That wäre wohl für eine ältere und erfahrene Frau es nicht leicht gewesen, sich an einem Hofe, wie der damalige französische war, zu behaupten. Auf dem Throne saß seit funfzig Jahren Ludwig **XV.**, ein entnervter Greis, der die schmählichen Fesseln der Gräfin Dubarry trug, ein Fürst ohne Willen und Thatkraft. Die Hofleute lebten nur in Kabalen und Intriguen, schlossen sich bald diesem bald jenem der Söhne des Königs an, alle andere Dinge waren ausgeschlossen, eine traurige Leere und

*) Graf Alex. von Tilly in seinen Memoiren, I. 41.

schwerfällige Etikette waren an deren Stelle getreten, selbst die Minister vermochten sich nur durch heimliche Künste zu erhalten. Das Alter der Familien und die Vorzüge einer altadeligen Geburt waren der wichtigste Gegenstand der Gespräche am Hofe, und das Spiel damit ward bis zur Ungereimtheit gesteigert. Ferner ward an diesem Hofe Maria Antoinette nicht gern gesehen, ihre Verheirathung war das Werk des Ministers Choiseul, den man um dieser Annäherung an Oestreich willen haßte, und fand namentlich bei den drei Tanten ihres Gemahls, des Dauphin Ludwig, Adelaide, Luise und Victoria, eine solche Mißbilligung, daß sie dieselben der jungen Prinzessin gar nicht einmal zu verhehlen für gut fanden. Dazu entbehrte diese ganz ihres natürlichen Beschützers, ihres Gemahls, der sie auf dem platten Boden der französischen Etikette hätte führen, ihr mit Rath und That beistehen sollen. Aber Ludwig vernachlässigte seine junge Gattin in den ersten vier Jahren ihrer Ehe auf eine auffallende Weise und trägt also einen nicht geringen Theil der Schuld, die Maria Antoinette auf sich lud, als sie als Kronprinzessin von Frankreich noch nicht die jugendliche Erzherzogin von Oestreich vergessen konnte, in einem heitern Umgange mit lebenslustigen Leuten gegen die Sitte des Hofes verstieß und daher von Uebelwollenden eines leichtfertigen, ja unzüchtigen Lebenswandels angeklagt wurde.

Es liegt jetzt außer der uns gestellten Aufgabe, die Unschuld Maria Antoinette's zu vertheidigen und zu beweisen, wie nur unglücklicher Schein und eine planmäßige, jahrelang fortgesetzte Verläumdung sie zu einer der beklagenswerthesten Fürstinnen gemacht hat, die je auf Europa's Thronen gesessen haben. Aber in der Kürze muß es doch berührt werden, wie eine junge, reizende, harmlose und lebenslustige Fürstin so planmäßig konnte von der Verläumdung verfolgt werden. Wir glauben dafür einen dreifachen Grund angeben zu können. Den ersten finden wir in der schon berührten Abneigung der gegenöstreichischen Partei am Hofe zu Versailles, an deren Spitze der Herzog von Aiguillon, eine Creatur der Du Barry, stand. Von dieser

Digitized by Google

Partei ward jede Neigung der Königin zu vaterländischen Gebräuchen verspottet und als einer Königin von Frankreich unwürdig dargestellt; von dieser Partei ging, lächerlich genug, die Anklage der Verschwendung und des hohen Spiels aus, so wie der Vorwurf wegen der nach Wien geschickten großen Geldsummen. Aber die Königin war in ihrer ganzen Sinnesart mäßig und in ihren Geldausgaben sparsam und genau, wie sie dieß am Hofe zu Wien so gewohnt seyn mußte. Die zweite Ursache, die der Königin den Haß des hohen Adels zuzog, war die geringe Schonung, mit welcher sie den unmäßigen Stolz desselben und die steifen Formen der Etikette behandelte, in der sich jener allein gefiel, und eine Prinzessin aus dem Hause Habsburg als weit unter sich betrachtete. Als sich nun drittens die Königin fast allein in der Gesellschaft der Fürstin von Lamballe, der Herzogin von Polignac und anderer Frauen ihres Alters gefiel und aus ihnen sich einen Kreis von Vertrauten bildete, da kannte der Zorn und die Rachsucht jener alten Herzoginnen, die ihre unschuldige Jugend am ausschweifenden Hofe des Herzogs Regenten zugebracht hatten, keine Gränzen mehr. Jede auch noch so unschuldige Handlung der Fürstin, ihre gesellschaftlichen Spiele, Schlittenfahrten, kleinen Schauspiele, Maskeraden, Bälle, ja selbst ein Morgenspaziergang, um die Sonne auf den Höhen von Marly aufgehen zu sehen, oder die abendlichen Spaziergänge auf der hell erleuchteten Terrasse im Schlosse zu Versailles — Alles dies ward so lange beredet und auf das Giftigste verdreht, bis das Schändlichste daraus geworden war.

Am 10. Mai 1774 ward Maria Antoinette Königin von Frankreich. Aber die Verfolgungen ließen darum nicht nach, und Ludwig **XVI.** that noch immer Nichts, um seine unschuldige Gemahlin gegen Beleidigungen zu schützen, die ein Privatmann nicht würde ertragen haben. Ja es ist wahrhaft entsetzlich, in den Memoiren der Frau von Campan, der vielgetreuen Dienerin der Königin, zu lesen *), wie der alte Minister Mau-

*) Chap. 8. p. 246. des Stuttgart. Abdrucks.

repas, ſtatt den König zum kräftigen Einſchreiten aufzufordern, meinte, man müſſe die Königin laſſen, ſie habe viel Verſtand, und ihre Freunde wünſchten daher, daß ſie ſich in Staatsgeſchäfte miſchen möge. Es ſey daher gar nicht ſo ſchlimm, wenn ſie einen Zug von Leichtſinn annähme. Und Ludwig hörte dieß ganz ruhig mit an. Als nun ſpäterhin (vom Jahre 1777 an) durch die große Liebenswürdigkeit der Königin die Kälte ihres Gemahls in einige Liebe und Anhänglichkeit umgewandelt worden war, hatten die nachtheiligen Gerüchte bereits zu tiefe Wurzeln im Volke geſchlagen, und das muſterhafte Bild einer königlichen Ehe, wie es die Franzoſen ſeit Jahrhunderten nicht geſehen hatten, vermochte nicht, die Königin gegen den Vorwurf der Sittenloſigkeit und Ränkeſucht zu ſchützen.

Der ſo eben berührte Vorwurf der Ränkeſucht veranlaßt uns noch zu der Bemerkung, daß gerade dieß Wort mit Unrecht von dem Einfluſſe gebraucht wird, den die Königin wenige Jahre nach ihrer Thronbeſteigung, als der alte Premierminiſter Maurepas geſtorben war, unläugbar auf die öffentlichen Angelegenheiten auszuüben begann. Freilich iſt die Politik nun einmal nicht die Sphäre der Frauen, und Maria Antoinette hing bei ihrem gänzlichen Mangel eines feſten Urtheils über Politik und Staatsverwaltung fortwährend von ihrer Partei, namentlich von der Polignac's ab, deren Einfluſſe ſie nicht zu widerſtehen verſtand, wiewohl ſie manches Unbequeme dabei recht gut wahrnahm und mehr als einmal die Unzulänglichkeit der von ihr beim Könige durchgeſetzten Maaßregeln ſpäterhin ſelbſt einſah. Dieß kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Aber der Verläumdung hatte ſie hierdurch Thür und Thor geöffnet. Ludwig XVI. hatte bei ſeinem Regierungsantritte als Nachlaß der frühern Regierungen Geldnoth, eine in der Achtung geſunkene, öffentliche Macht, ſtörrige Parlamente und eine gebieteriſche öffentliche Meinung überkommen. Frankreich war der Willkühr müde, und durch die läſtige Liederlichkeit des funfzehnten Ludwig aufgebracht. Sein Nachfolger war durch mannigfache Tugenden achtungswürdig, um ſo mehr wendete ſich die öffent-

Digitized by Google

liche Stimme, die einen Gegenstand für die Unzufriedenheit haben wollte, gegen die Königin, und dieselben Franzosen, die sich von einer Pompadour und Du Barry hatten Jahre lang beherrschen lassen, schleuderten alle Waffen der giftigsten Verläumdung gegen eine schöne und gute Königin.

Unter den Begebenheiten, welche der öffentlichen Stimmung eine bestimmtere Richtung gaben und dem Hasse gegen die Königin die lautesten Aeußerungen verstatteten, gehört auch die Halsbandgeschichte (affaire du collier), welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa in den Jahren 1784 und 1785 auf sich zog, und sich in derselben bis auf die neueste Zeit behauptet hat. Bis vor wenigen Jahren lagen die Grundzüge des verwickelten Ereignisses noch in einem so tiefen Dunkel, daß selbst der unsinnigsten Schmähungen und unwahrscheinlichsten Behauptungen kein genügender Grund entgegenzustellen war. Doch ist dieß Dunkel neuerdings auf eine sehr befriedigende Weise aufgehellt und die Unschuld der Königin namentlich auf das Klarste dargethan worden.

* * *

Zu den vornehmsten Männern am französischen Hofe in den ersten Regierungsjahren Ludwig's XVI. gehörte der Cardinal, Prinz Ludwig von Rohan, Groß-Almosenier in Frankreich und Bischof von Straßburg. Er war im Jahre 1784 funfzig Jahre alt, die Königin Maria Antoinette zählte damals noch nicht neun und zwanzig. Obgleich nicht ohne Geist, Edelmuth und Kenntnisse, zeigte er doch beständig viel Leichtsinn und Leichtgläubigkeit, so wie einen großen Hang zur Verschwendung, wodurch er sich trotz seiner großen Einkünfte eine sehr bedeutende Schuldenlast aufgebürdet hatte; mit Einem Worte, er bewies ein seinem Stande nicht angemessenes Betragen. In jüngern Jahren war er ein schöner Mann gewesen, in geselligen Kreisen angenehm, lebendig, unterhaltend, ohne gerade sich durch einen besonders hellen Verstand auszuzeichnen, doch immer so leichtsinnig, daß man für sein späteres Alter ihm nur Unglück

Digitized by Google

und Reue verheißen konnte*). Im Jahre 1772, wo der Prinz, der zur Partei der Du Barry sich zählte, französischer Gesandter in Wien geworden war, hatte er vom Könige Ludwig XV. den geheimen Auftrag erhalten, genaue Nachrichten über das Privatleben der Kaiserin Maria Theresia einzuziehen und dann nach Frankreich zu berichten. Ein solcher, an den damaligen Minister von Aiguillon gerichteter Brief ward in der Abendgesellschaft der Gräfin Du Barry vorgelesen, und Maria Antoinette erfuhr bald die beißende und beleidigende Art, in welcher sich der Schreiber des Briefs über ihre Mutter geäußert hatte **). Daher glaubte sie den Herzog, der die Güte ihrer Mutter mit schwarzem Undank vergolten hatte, von Grund ihres Herzens hassen zu müssen und gab sich auch nach seiner Rückkehr nach Paris alle Mühe, die Plane des ehrgeizigen Prinzen zu durchkreuzen. Sie vermochte aber nicht, den Kampf mit den zahlreichen Mitgliedern des Hauses Rohan zu bestehen, der Prinz erhielt jedes Mal, was er wünschte, und da die Königin ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen nicht verbergen konnte, so wußte ganz Frankreich um ihre Demüthigung. Ihr Haß gegen ihn aber stieg bis zur rücksichtslosen Erbitterung ***).

Trotz dieser ihm nicht unbekannten Abneigung kannte der Cardinal kein höheres Glück als die Gunst der Monarchin, und suchte Alles anzuwenden, um sie wieder zu gewinnen. Bei der Hinneigung zu der mystischen Wunderlehre und ägyptischen Weisheit, die damals unter den höhern Ständen so allgemein war†),

*) Frühere Urtheile über ihn in den Memoiren der Frau von Genlis II. 24. 102. Ueberf.

**) Weber's Mémoires T. I. p. 304.

***) Georgel's Mémoires T. II. p. 6—8. 9—33. Bertrand de Moleville Histoire de la France T. I. p. 385. 386. Die éclaircissemens historiques hinter den Campan'schen Memoiren. B) p. 1130 — 1136. 1139 — 1143. 1145 — 1149. des Stuttgart. Abdr. und die Memoiren T. I. p. 72—75.

†) Man vergl. die Memoiren des Grafen Tilly III. 144—166. Ueber Cagliostro in der Kürze den Artikel von Baur in der Erſch-Gruber'schen Encyclop. XIV. 73—76. und über sein Verhältniß zu Rohan, Georgel II. p. 45—52.

Digitized by Google

fanden im Gemüthe des Cardinals die Wundergaben des berüchtigten Caglioſtro, des Meiſters in dieſer Weisheit, beſonders Eingang. Der ſchlaue Caglioſtro ſah bald, wodurch er den Cardinal auf das Feſteſte an ſich ketten konnte und ließ ihn daher in ſeinen Weiſſagungen die Erfüllung ſeiner kühnſten Wünſche hoffen.

Ungefähr um dieſelbe Zeit hörte man zuerſt den Namen einer Frau, die wir bald als die Hauptleiterin der ganzen Intrigue ſehen werden. Dieß war die Gräfin La Motte, eine geborne Gräfin Valois, die aus dem Hauſe Remi Valois abſtammte, welches ein unehelicher Sohn König Heinrich's II. (der im Jahre 1559) ſtarb) gegründet hatte, Sie lebte in der drückendſten Armuth und hatte die Unterſtützung des Cardinals und ſeine Verwendung bei Hofe nachgeſucht, da auch ihr Gatte, der Graf La Motte, der früher im adeligen Corps der Gensd'armen gedient hatte, kein Vermögen beſaß und ſie ſich nur durch allerhand Ränke ſeit ihrer Verheirathung ihren Unterhalt verſchafft hatten *). Jung und reizend, wie ſie war, verfehlte ſie nicht, einen tiefen Eindruck auf den für Frauenſchönheit ſo empfänglichen Cardinal zu machen: da aber ſeine eignen Finanzen nicht geſtatteten, ihr bedeutende Unterſtützungen zukommen zu laſſen, ſo rieth er ihr, ſich an die Wohlthätigkeit der Monarchin zu wenden. Dabei erfuhr die La Motte ſeinen Kummer über die lang erduldete Ungnade und die wahren Gründe ſeines lebhaften Wunſches nach Verſöhnung. Hieraus beſchloß ſie für ſich den möglichſten Vortheil zu ziehen: ein Mann, der ſo ſtark an Wunder und Wahrſagungen glaubte, wie der Car-

*) Die frühere Geſchichte der La Motte ſ. in den Mémoires justificatifs de la comtesse de Valois de la Motte, écrits par elle-méme à Londres 1789. p. 6—9. 10. 173—176., dann in der Denkſchrift Retaux's de Villette: Mémoire historique des intrigues de la cour et de ce qui s'est passé entre la reine, le comte d'Artois, le prince de Rohan, madame de Polignac, madame de la Motte etc. A Venise 1791., und in Beſenval's Mémoir. T. III. p. 120—122. Auch Georgel gedenkt derſelben T. II. p. 35. 36. 38—40.

Digitized by Google

dinal, würde, so hoffte sie, auch in Verfolgung anderer Lieblingsideen leicht zu täuschen sein *).

Zuerst machte das schlaue Weib den Cardinal glauben, daß sie nicht nur den Zutritt bei der Monarchin, sondern auch ihre Gunst, ja daß sie selbst eine Art vertraulichen Umgangs mit ihr zu erlangen gewußt habe **). Ferner vertraute sie ihm, daß die Königin der Versöhnung mit ihm gar nicht abgeneigt sei und nur eine Art schriftlicher Rechtfertigung wünsche. Der Cardinal stellte dieselbe sofort aus und erhielt darauf einige Zeilen von der Monarchin, worin sie ihm ihre Verzeihung zusicherte und ihm auch eine persönliche Audienz versprach, sobald es die Umstände erlauben würden. Der Cardinal antwortete wieder schriftlich, und so wurden seine Hoffnungen auf das Höchste gespannt, sein Glaube aber zu Cagliostro, der ihm Alles dieß verheißen hatte und sein Vertrauen zur La Motte gewannen eine außerordentliche Festigkeit. Charaktere, wie der des Cardinals geschildert wird, hängen oft bis zum Wahnsinn an Lieblingsideen und sehen die Ueberlistung nicht ein, die ein gewöhnlicher Verstand leicht durchschauen würde. Denn jene Briefe waren, wie wohl Jeder leicht glauben wird, nicht von der Königin geschrieben, sie waren vielmehr die Erfindung der La Motte, und die der Königin nachgebildete Handschrift war das Werk eines Freundes ihres Gatten, des verabschiedeten Gensd'armen Villette. Derselbe schrieb, da die Verbündeten durch die glücklichen Erfolge kühn gemacht wurden, einen neuen Brief der Königin an den Cardinal, in dem sie von ihm forderte, ihr funfzehntausend Thaler zur geheimen Ausführung einer wohlthätigen Absicht auf seinen Namen zu verschaffen. Der Cardinal stellte ihr

*) Georgel T. II. p. 36. 37.

**) Qu'elle était parvenue à s'immiscer dans l'intime familiarité de la reine sind Georgel's einfache Worte (p. 38). Dagegen weiß Retaux in der angeführten Schmähschrift (p. 22 sq.) die empörendsten Details von dem unzüchtigen Leben der Königin zu erzählen, mit denen, wie leicht begreiflich, auch die La Motte an vielen Stellen ihrer Memoiren (wie S. 36 ff. der deutsch. Uebers.) übereinstimmt.

Digitized by Google

durch die Vermittlung eines Juden das Geld zur Verfügung, das dann die Verbündeten unter sich theilten, sah sich aber doch genöthigt, zur Unterstützung des eignen Credits die hohe Empfängerin zu erwähnen. Man wundert sich hierbei vielleicht, daß der Jude nicht größere Sicherheit für sich verlangt oder persönlich bei der Königin nachgeforscht habe. Aber es war im damaligen Frankreich nichts Seltenes, daß die Prinzen des königlichen Hauses durch Unterhändler Geld aufnehmen ließen: warum hätte also der Jude nicht dasselbe von der Königin, die ohnehin im Verdacht hohen Spiels und dadurch aufgehäufter Schulden stand, glauben sollen?

Dem ersten Versuche folgte ein zweiter. Gleiche Freude über den Empfang des Briefes, gleiche Willfährigkeit im Bezahlen. Die Gräfin mußte selbst über die Leichtigkeit in Ausführung ihrer Pläne erstaunen, und so bildete sich in ihr der Gedanke zu einer größern Unternehmung aus, die ihr für die Zukunft ein sorgenfreies Dasein sichern könnte. Dazu bot sich ihr bald eine günstige Gelegenheit dar *).

Ein Pariser Juwelier, Böhmer, hatte bereits im J. 1776 an die Königin ausgezeichnet schöne Juwelen verkauft, auch die Bezahlung dafür, wie es scheint, in mehrern Terminen richtig erhalten **). Jetzt befand er in Gemeinschaft mit einem andern Juwelier, Bassange, sich im Besitz eines prächtigen diamantenen

*) Georgel T. II. p. 64. 81. 183. 184. 43. 54—56. Bertrand de Molleville Histoir. T. I. p. 387 sq.

**) Wir finden hierüber eine Notiz in den Auszügen aus Ludwigs XVI. Tagebuche, welche im Morgenblatte 1834, Nr. 291. gegeben worden sind, wobei nur nicht die Quelle angegeben ist, aus welcher jenes Tagebuch in den Besitz des Herausgebers gelangt ist, eben so wenig auch der Ort, wo dasselbe zur Zeit aufbewahrt wird. Es heißt nämlich unter dem 27. Dec. 1776: „der Königin gegeben 25,000 Livres," und in der Anmerkung: „diese 25,000 Liv. sind die erste Abschlagszahlung auf die Summe von 300,000 L., die ich mich anheischig gemacht habe, innerhalb sechs Jahren nebst Zinsen an Böhmer zu bezahlen, für Ohrengehänge, die die Königin für 348,000 L. gekauft, und worauf sie bereits 48,000 L. bezahlt hat." Ferner unter dem 13. Febr. 1777: „der Königin abschläglich auf die 162,000 L., die sie für diamantene Armspangen an Böhmer schuldet,

Digitized by Google

Halsbandes, viermalhunderttausend Thaler an Werth *). Die Königin hatte den Vorschlag, es zu kaufen, auf das Bestimmteste zurückgewiesen, auch sich vom Könige, der es ihr zum Geschenk machen wollte, dasselbe als zu theuer verbeten und den Juwelier Böhmer, der sich in Verlegenheit über den Verkauf des prächtigen Halsbandes befand, ja in einer Audienz bei der Königin sich für einen verlornen Mann (homme ruiné, deshonoré) erklärte, dem nichts übrig bleibe, als sich ins Wasser zu stürzen, auf das Ernstlichste bedeutet, sich in dieser Angelegenheit nicht wieder vor ihr sehen zu lassen **). Die Verlegenheit des Juweliers war in Paris nicht unbekannt, darauf baute die La Motte ihren Plan. Ein neues, wiederum mit verstellter Hand geschriebenes Billet der Königin verkündete dem Cardinal, daß die Monarchin seiner zu einer ihr persönlich sehr wichtigen Unterhandlung bedürfe. Diese bestand in dem Auftrage, das Halsband für sie auf seinen Namen zu erstehen. Allerdings würde der König eine so bedeutende Ausgabe nicht genehmigen, allein nach und nach könne die Monarchin aus eigenen Mitteln in mehrern Zahlungsterminen das Geld bezahlen, und daher sollten auch zur Sicherheit der Juweliere und des Cardinals die abgeschlossenen Bedingungen durch die Unterschrift der Königin bestätigt werden. Das Billet war unterzeichnet Marie Antoinette de France. Wäre der Cardinal nicht schon so tief in die Banden der Verführung verstrickt gewesen, so hätte ihm der Zusatz de France auffallen müssen, da die Königin blos mit ihrem Vornamen zu unterzeichnen pflegte ***). Eilends kam also der

---

24,000 L. bezahlt." An andern Stellen des Tagebuches werden in verschiedenen Epochen Abschlagszahlungen angeführt, sowohl für diese letzten Kleinodien als für die oben erwähnten.

*) Eine Abbildung des Halsbandes findet sich im sechsten Bande von Vulpius Curiositäten und beim Juniushefte der Leipziger Mode-Zeitung vom J. 1825.

**) Nach den Memoiren der Mad. Campan ch. 12. p. 356—360. Daraus ist die Erzählung der Mademoiselle Rosa Bertin (Mémoires sur Marie Antoinette) p. 60—63. 91 flg. zu berichtigen.

***) Besenval's Memoiren. T. III. p. 126.

Digitized by Google

Cardinal aus Zabern in Elsaß, seinem bischöflichen Sitze, im Januar 1785 nach Paris zurück.

Mittlerweile war auch Cagliostro in Paris eingetroffen. Er sollte gleichfalls zu Rathe gezogen werden. Demnach bestieg er seinen Dreifuß, in einem hellerleuchteten Saale im Palaste des Cardinals wurden die ganze Nacht hindurch Beschwörungen angestellt, endlich that das Orakel den Ausspruch: „die vorgeschlagene Unternehmung sei des Prinzen würdig, sie werde vollständigen Erfolg haben, dem Wohlwollen der Königin das Siegel aufdrücken und den glücklichen Tag herbeiführen, der zum Heile Frankreichs und der Menschheit die seltenen Talente des Cardinals an den Tag legen würde." Jetzt waren alle Zweifel gehoben, der Cardinal erklärte dem Juwelier, das Halsband kaufen zu wollen und schloß den Kauf so ab, daß dreimonatliche Zahlungsfristen, jede zu 300,000 L. bedungen wurden, wobei er dem Juwelier nicht verhehlte, daß dies für Rechnung der Königin geschehe, die ihn durch ein Handbillet dazu ermächtigt habe. Darauf erhielt er das Halsband und begab sich mit demselben am 1. Februar gegen Abend in die Wohnung der Lamotte in Versailles. Denn das verschmitzte Weib hatte gerade diesen Tag als den Vorabend eines Marienfestes gewählt, weil sie dem Cardinal sagen konnte, daß die Königin an dem großen Hoffeste dieses Tages das Halsband tragen wollte. Hierauf führte ihn die Lamotte in ein Cabinet, mit Glasthüren, das anstoßende Zimmer war nur schwach erhellt. Es ward hierauf eine andere Thür geöffnet, ein Mann tritt herein in Hoflivree und ruft: de la part de la reine. Die Gräfin tritt in ehrfurchtsvoller Haltung vor, nimmt das Kästchen mit dem Halsbande und übergiebt es dem vorgeblichen Diener der Königin; der aber kein anderer war als Villette *).

Es würde uns jetzt zu weit führen, die tausendfachen Kunstgriffe ausführlich zu schildern, wodurch die Lamotte allen Ein-

*) Georgel T. II. p. 56—64. 184. Bertrand de Molleville. T. I. p. 389—393.

Digitized by Google

wendungen, welche die gesunde Vernunft gegen ihre Angaben machen mußte, auswich und endlich mit Hülfe der Prophezeihungen Cagliostro's, Nachdenken und Ueberlegung in dem Cardinal fast gänzlich erstickte *). Sie selbst blieb ruhig in Versailles, während ihr Gatte nach London ging, um dort den größern Theil des Halsbandes zu verkaufen und den Erlös zinsbar anzulegen. Die minder ausgezeichneten Steine behielt sie für sich, um sich Armbänder u. dgl. daraus machen zu lassen **).

Indeß steigerte sich die Ungeduld des Cardinals, da die verheißenen öffentlichen Gnadenbeweise der Monarchin ausblieben. Die La Motte hatte zwar immer neue Ausflüchte und neue Versprechungen bei der Hand, auch Briefe von Villette geschrieben, aber endlich sah sie sich, um den Cardinal zufrieden zu stellen, zu einer Scene genöthigt, die nicht leicht abscheulicher erdacht werden konnte. Ein neuer königlicher Brief bestimmte demselben die Stunde zu einer nächtlichen Zusammenkunft in den königlichen Gärten von Versailles. Die Gräfin hatte nämlich im Palais Royal ein Mädchen wahrgenommen, das der Königin nicht unähnlich war. Olive — so war ihr Name — ward ausersehn, die Rolle der Königin zu spielen, auf deren Verlangen und zu deren Belustigung das Stück aufgeführt werden sollte: so sagte man ihr ***). Alles gelang nach Wunsch: die vermeinte Königin erschien in einer dunkeln Nacht im Abendkleide, versicherte ihn ihrer Gewogenheit, überreichte ihm eine Dose, und der Cardinal war vollkommen überzeugt, die Königin gesprochen zu

*) Georgel T. II. p. 51 f. 59 s. 92. Nach seiner Ansicht hat Cagliostro den Betrug der Lamotte nicht gekannt, sondern nur nach ihrem Willen seine Prophezeihungen eingerichtet, um sich ihre und des Cardinals Gunst zu erhalten.

**) Georgel T. II. p. 75—77. 92. 177 fgd. Besenval T. III. p. 134. und die eigenen Versicherungen der La Motte Mém. p. 86. 130. 133.

***) La fille Oliva, sagt Besenval T. III. p. 124., est une de ces filles qui vivent du misérable tribut, dont le premier venu paie leur complaisance, le soir, dans les promenades publiques. Mehr über sie steht in den Mémoires et Souvenirs d'un pair de France. Paris 1829. (Deutsch im Januarstück der Minerva vom J. 1830.)

Digitized by Google

haben, obgleich ihn gleich nach der ersten Anrede eine vorbereitete Störung zu schleuniger Entfernung nöthigte *). Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, daß die abendlichen Spaziergänge der Königin auf der Terrasse von Trianont **), welche mehrere Jahre hindurch fortdauerten und in denen nur die absichtlichste Verleumdung etwas für den Ruf der Königin Nachtheiliges finden konnte (denn die Terrasse war erleuchtet und die Königin nie allein), der La Motte für ihre Pläne sehr passend erschienen. Gerade auf diese Spaziergänge baute sie ihre Betrügerei gegen den Cardinal und konnte um so mehr hoffen, daß er die Königin einer Unvorsichtigkeit (um das gelindeste Wort zu brauchen) fähig halten würde.

Als der erste Zahlungstermin (30. Juli 1785) herannahte, erwähnten die Briefe der Königin einiger Verlegenheit. Die La Motte veranlaßte hierauf den Cardinal, einen reichen und ehrgeizigen Geldbesitzer, Namens St. James, in das Geheimniß zu ziehen: man hoffte, die Verheißung königlicher Dankbarkeit und die Aussicht auf einen Orden (**cordon rouge**) würde ihn leicht bewegen, die nöthige Summe vorzuschießen. St. James zeigte sich erst bereitwillig, lehnte jedoch kurz vor dem Termin das Ansinnen des Prinzen ab. Da nun die Vorbereitungen der Gräfin, Frankreich auf immer mit Sicherheit verlassen zu können, noch nicht beendigt waren, so beschloß sie, für den nöthigen Zeitgewinn achttausend Thaler von dem Erlös des Halsbandes aufzuopfern, die sie dem Cardinal mit einem Billet der Königin überbrachte, als das einzige Geld, was im Augenblicke der Monarchin zu Gebote gewesen sei. Zu Ende des Monats August sollte das übrige folgen: man hoffe, der Cardinal werde mit dieser Abschlagszahlung den Juwelier zu so kurzer Verlängerung der ersten Frist bewegen können. Aber Böhmer weigerte sich hartnäckig und drohte auf des Cardinals Wechsel bei Gericht zu klagen, wenn nicht pünctlich die volle Zahlung erfolgte. Und als

*) Am ausführlichsten bei Georgel T. II. p. 65 sq. 73. 76. 80—85. 86, 150. 171 sq. Bertrand de Molleville T. I. p. 388.

**) Campan ch. 8. p. 239 sq.

Digitized by Google

der Prinz auf die Verlegenheit und auf die Ungnade der Monarchin aufmerksam machte, da erklärte Böhmer unumwunden: „ich habe bereits eine persönliche Audienz bei der Monarchin gehabt, die Monarchin hat dem Cardinal nie aufgetragen, den Schmuck zu kaufen, sie hat ihn auch nie empfangen: es muß also ein schändlicher Betrug in dieser Angelegenheit verborgen sein.“ Der Cardinal stand wie zerschmettert, eine fürchterliche Aussicht that sich vor ihm auf *).

Es ist nothwendig hier auf Einiges zurückzukommen, was sich während dieser Gaunerstreiche zugetragen hatte.

Es ist bereits bemerkt worden, daß Böhmer nichts mehr wünschte als sein Halsband von der Königin gekauft zu sehen. Da dies der Königin bekannt war, so machte auch die Nachricht, welche St. James, der obengenannte Geldbesitzer, ihr hatte zukommen lassen, daß es um ihrer eigenen Ruhe willen gut sei, zu wissen, was aus dem Halsbande geworden sei, keinen allzugroßen Eindruck auf sie **), doch erhielt ihre erste Kammerfrau, Madame Campan, den Auftrag, ihn, sobald sie ihn sehe, zu befragen, was mit dem Schmuck geworden sei. Dies geschah. Böhmer antwortete, daß er das Halsband nach Constantinopel verkauft habe. Die Königin freute sich, daß diese Quälerei mit dem Ankaufe des Halsbandes endlich vorüber sei, obgleich sie ihr Erstaunen nicht verhehlen konnte, daß ein für französische Damen verfertigter Schmuck im Serail zu Constantinopel getragen würde. Bei dieser Gelegenheit äußerte sie, daß sie als Mädchen von zehn Jahren und noch früher eine fast tolle Liebe

*) Georgel T. II. p. 74. 78—80. 86 fgd. 93—95. 157. Bertrand de Molleville T. I. p. 393 fgd.

**) Die Worte bei Mad. Campan (ch. 12. p. 360) sind folgende: la reine me dit, que M. de St. James l'avait fait prévenir que Boehmer s'occupait encore de la vente de son collier et que Sa Majesté devait, pour sa propre tranquillité, chercher à savoir ce que cet homme en avait fait; elle me recommanda de ne point oublier, la première fois que je le rencontrerais, de lui en parler, sous prétexte d'intérêt pour lui. Damit stimmt auch die zweite Erzählung in den Nachträgen S. 1045 überein.

Digitized by Google

zu Juwelen gehabt habe, daß sie aber jetzt nur für die Freuden eines häuslich stillen Umganges, für das Land und für die Erziehung ihrer Kinder Sinn habe *).

Kurze Zeit darauf erhielt die Königin bei Gelegenheit mehrerer bei Böhmer zu einer Hoffeierlichkeit bestellten Gegenstände eine Vorstellung, in der er sie bat, ihn „nicht zu vergessen" und sich glücklich schätzte, sie im Besitze der schönsten Diamanten von Europa zu wissen. Die Königin begriff nicht, was er mit diesen Worten sagen wolle, und sagte zu Madame Campan, daß es ihr sehr unangenehm sein würde, wenn sich Böhmer schmeichelte, ihr von neuem Juwelen zum Kauf anzubieten. Die Vorstellung aber verbrannte sie in Gegenwart ihrer Kammerfrau. Sind die oben angeführten Sätze aus dem Tagebuche des Königs wahr, so läßt sich leicht ermessen, wie Böhmer, dem es von früherer Zeit her nicht unbekannt war, daß Ankäufe von Juwelen ohne des Königs Vorwissen und auf Credit gemacht waren, auch jetzt an etwas Aehnliches denken konnte. Ihm war vielleicht bis zu der gleich zu erwähnenden Unterredung mit Madame Campan es noch immer mehr als wahrscheinlich geblieben, daß der Cardinal Rohan wohl der Unterhändler eines ähnlichen geheimnißvollen Handels sein könne. Um aber doch endlich hinter die Wahrheit zu kommen, erschien er am dritten August auf dem Landgute der Frau Campan zu Crespi, wo er mit ihr eine ausführliche Unterredung hatte. Zuerst drückte er sich auch hier wieder räthselhaft aus, dann erklärte er, daß er Geld nothwendig haben müsse, und daß die Königin im Besitze seines Halsbandes sei, das er durch die Vermittelung des Cardinals Rohan an sie verkauft habe. Er besitze, so fügte er hinzu, die handschriftlichen Versicherungen der Königin, die er auch seinen Gläubigern gezeigt habe, um sie zu beruhigen. Auf diese Rede entgegnete ihm Madame Campan, daß dies lauter Lügen wären, daß er

*) Campan p. 361 u. p. 1046. In dieser und den folgenden Erzählungen ist eine so große, innere Glaubwürdigkeit, daß unsere Darstellung vorzugsweise diesen Berichten folgen mußte.

Digitized by Google

um ſein Halsband beſtohlen ſei, und daß er ſehr ſtrafbar ſei, in ſeiner Stellung als Hofjuwelier ſich in eine ſolche Angelegenheit ohne Wiſſen des Königs gemiſcht zu haben. Als Madame Campan die Königin von dieſem Betruge in Kenntniß geſetzt hatte, gerieth die Monarchin in heftigen Zorn und ließ den Juwelier zu ſich rufen. Auch hier blieb er dabei, daß die Königin im Beſitz des Halsbandes ſein müſſe und bat ſie, ihn zu bezahlen, wenn er nicht ein ganz verlorner Mann ſein ſollte *). Voll der höchſten Erbitterung, hieß die Königin ihn ſich entfernen; aufgebracht und zugleich in großer Verlegenheit über die neue Unthat des von ihr ſo tief verachteten Cardinals wendete ſich die gekränkte Monarchin zunächſt an den Baron Breteuil, den Miniſter des königlichen Hauſes und den anerkannten Feind des Cardinals Rohan, dann an ihren Vorleſer und vertrauten Rath, den Abbé Vermoed. Beide Männer ergriffen mit Begierde die Gelegenheit, den lang genährten Haß zu befriedigen, und beide fanden in der aufgeregten Stimmung der Königin ein vortreffliches Mittel dazu **). Madame Campan berichtet, daß ſie ihr in einer vertraulichen Unterredung abgerathen habe, die Sache zur Oeffentlichkeit zu bringen, aber die Königin war zu empört,

*) Ebendaſ. p. 361—366 und p. 1047—1054. Auf eine Abweichung der Georgel'ſchen und Campan'ſchen Darſtellung macht von Schütz (Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich II. 53. Anm.) aufmerkſam. Mad. Campan ſagt nämlich, daß ihr ſelbſt Böhmer nicht eher als am 3. Auguſt die erſte Eröffnung von dem Verkaufe des Halsbandes an die Königin gemacht, und drei Tage ſpäter hätte ſie der Monarchin und ihren Rathgebern zuerſt Nachricht von dem dunkeln Verbrechen gegeben. Iſt dies gegründet, ſo iſt in Georgel's Erzählung der Umſtand falſch, daß Vermoed und Breteuil hätten den erſten Zahlungstermin, den 30. Julius, abwarten wollen, bevor gegen den Cardinal ernſtliche Schritte geſchehen ſollten. Wir haben dieſe Verſchiedenheit in der Darſtellung ſelbſt nicht berückſichtigt, weil Mad. Campan ſogar ein eigenhändiges Billet des Cardinals (p. 365) anführt, in welchem der 3. Auguſt genannt iſt, eine Zögerung aber von Seiten Breteuil's und Vermoeds ſich weit beſſer durch die Verſuche des erſtern, die Verzweigungen der ganzen Sache möglichſt genau kennen zu lernen, erklärt, als durch die Annahme einer ſo überlegten Rachſucht.

**) Georgel T. II. p. 68—71. T. I. p. XII sq. Bertrand Histoire T. I. p. 395. Beſenval T. III. p. 125. Campan p. 367.

als daß sie die treue Stimme der Vernunft und Ueberlegung hätte hören sollen *). So begann denn Breteuil seine Unternehmungen, er beschwor zuerst die Heftigkeit der Königin, ließ dem Juwelier Stillschweigen gebieten, und kam bald durch die Bemühungen der Pariser Polizei der dunkeln Intrigue der La-Motte und der geheimnißvollen Verbindung des Cardinals mit Cagliostro und der andern Betrüger auf die Spur. Noch erschien ihm die Sache als gemeiner Diebstahl, zu dem der Cardinal durch die Verfolgung dringender Gläubiger genöthigt worden sei **). Auch die Verhandlungen des Cardinals mit St. James wurden entdeckt. Demnach schien das Maß der Schuld voll zu sein und das zwiefache Zeugniß galt für genügend. St. James gab auf Verlangen des Ministers eine genaue, schriftliche Geschichtserzählung, eben so der Juwelier Böhmer. Beide Actenstücke begründeten die Klage gegen den Cardinal, welche der Minister des königlichen Hauses zugleich mit der Bitte der tief beleidigten Königin um vollständige Genugthuung dem Könige am 14. August überreichte ***). Es war dieß der Vorabend vor dem Mariä Himmelfahrtstage, daher beschuldigten die Feinde des Ministers ihn, daß er absichtlich diesen Tag zur Eingabe des Berichts gewählt habe, damit der aufwallende Zorn des Monarchen den Cardinal und Groß-Almosenier von Frankreich in voller Ausübung seiner Amtspflichten treffen möchte †).

*) Campan p. 367 und 1055. Auch der Schwager der Königin, der Graf von Provence (der nachmalige Ludwig XVIII.) rieth zu möglichster Behutsamkeit und zu den am wenigsten auffallenden Schritten in einer Unterredung mit der Königin am Morgen des 15. August, wie er selbst in den unter seinem Namen vom Herzoge von D. (Doudeauville oder Decazes?) herausgegebenen Memoiren Th. II. S. 281—286 der deutschen Uebers. erzählt. Die Aechtheit dieser Memoiren ist freilich sehr zweifelhaft, da sie an sehr vielen Stellen nur aus dem Journali les mémoires de Bachaumont ausgeschrieben sind, welches in den Jahren 1761—1781 in Paris erschien. Ausführlich ist dies im Januarstück des Quarterly Review vom J. 1833 nachgewiesen.

**) Georgel T. II. p. 77. 153. Besenval T. III. p. 131.

***) Memoiren Ludwigs XVIII. a. a. O. S. 287 f.

†) Georgel T. II. p. 87—89. 99—101. Vergl. damit Bertrand de Molleville 395.

Digitized by Google

Wie zerschmettert auch immer der Cardinal durch die überraschende Erklärung des Juweliers war, so erhob er sich doch bald wieder zu bessern Hoffnungen. Er besaß ja die eigenhändigen Briefe der Monarchin, mit eigenen Augen hatte er die Königin im Garten zu Versailles gesehen, sie hatte ihm so eben erst achttausend Thaler überschickt. Und dann — sollten diese Umstände Täuschung sein, so ließ sich doch nicht denken, daß die wichtige Rücksicht für die Ehre der Monarchin ihr je gestatten werde, streng und öffentlich zu verfahren.

Die La Motte befand sich zu Bar-sur-Aube, ihrem Geburtsorte, als die letzte Unterredung des Cardinals mit Böhmer erfolgte. Als sie zurückkam, erfuhr sie, was sich mittlerweile zugetragen hatte. Schnell ist ihr Entschluß gefaßt. In der Nacht stürzt sie entstellt und in Thränen schwimmend in das Zimmer des Prinzen, sie verkündet ihm, daß sie so eben von Versailles komme, wo sie der Königin auf das Lebhafteste die Noth der Juweliere, die Verlegenheit des Cardinals und die dringende Nothwendigkeit vorgestellt habe, denselben schleunigst zu unterstützen, wenn nicht der ärgerlichste Proceß daraus entstehen sollte. Da habe die Monarchin endlich den schrecklichen Ausspruch gethan, daß sie zu ihrer eigenen Rettung den Empfang des Halsbandes, ihre Unterschrift, kurz Alles, was geschehen sei, leugnen werde. Sie würde zu ihrer Rettung selbst den Cardinal und die La Motte aufopfern. Jetzt, setzt sie hinzu, werde der Cardinal doch wohl sehen, daß sie keine Betrügerin sei. Denn er hatte sie allerdings beschuldigt, ihn auf eine grausame Weise zum besten gehabt zu haben. Eine solche Offenherzigkeit von ihrer Seite mußte jedes Mißtrauen in ihm ersticken, er behält die geängstigte Freundin, die in ihrem Hause verhaftet zu werden fürchtet, vier und zwanzig Stunden in seinem Palaste und läßt sie alsdann durch sichere Leute in der Nacht in ihre Wohnung geleiten. Hier angelangt, vernichtete sie Alles, was ihr hätte nachtheilig sein können und begab sich sodann mit ihrem Manne und Villette nach Bar-sur-Aube, wo die nöthigen Anstalten zu ihrer Flucht aus Frankreich schleunigst beendigt werden sollten. Der Cardinal

Digitized by Google

hielt sich noch immer durch das, was er von der Königin in Händen hatte, hinlänglich gegen Gewaltstreiche gesichert *).

Am 15. August, als am Tag eder Himmelfahrt Mariá, war der ganze Hof zu einem feierlichen Gottesdienste versammelt, der Cardinal Rohan, in allem Schmucke seiner priesterlichen Würde, harrte mit den Uebrigen auf den König, um sodann den feierlichen Zug in die Messe zu beginnen. Da wurde er um zehn Uhr in das Cabinet des Königs berufen, wo sich auch die Königin befand, außer ihr die Minister von Vergennes und Breteuil und der Großsiegelbewahrer von Mirosmenil. „Sie haben," fragt ihn der König, „Diamanten von Böhmer gekauft?" — „Ja, Sire." — „Was haben Sie damit gemacht?" — „Ich habe geglaubt, daß sie Ihro Maj. der Königin übergeben wären." — „Wer hat Ihnen den Auftrag dazu gegeben?" — „Eine Dame, die Gräfin La Motte-Valois, die mir einen Brief von Ihro Majestät vorgelegt hat, so daß ich glaubte, eine Ihro Majestät angenehme Sache zu thun, wenn ich mich mit diesem Auftrage befaßte." Hier unterbrach ihn die Königin mit den Worten: „Aber, wie haben Sie, mein Herr, nur glauben können, daß ich, die ich seit acht Jahren kein Wort mit Ihnen gesprochen habe, gerade Sie zu einem solchen Auftrage wählen würde und noch dazu durch die Vermittelung eines solchen Weibes." — „Ich sehe wohl," erwiederte der Cardinal," daß ich betrogen worden bin, ich werde das Halsband bezahlen. Der Wunsch, Ew. Majestät zu gefallen, hat mich verblendet, ich habe daher die Betrügerei nicht bemerkt und beklage dies jetzt." Hierauf nahm er aus einer Brieftasche den angeblichen Brief der Königin, und zeigte ihn dem König. Der König betrachtete ihn und sagte: „Das ist weder die Hand der Königin, noch ihre Unterschrift. Wie konnte auch ein Prinz aus dem Hause Rohan und ein Großalmosenier von Frankreich glauben, daß die Königin sich **Marie Antoinette de France** unterzeichnen würde." (Dieß hieße nach französischer Hofsprache:

*) Georgel 96—99. 107. 148 f. 150. 151. 158. Memoire der La Motte 95.

Marie Antoinette, geborne Prinzessin von Frankreich.) Hierauf fuhr der König fort, indem er dem Cardinal eine Abschrift seines Briefes an Böhmer zeigte: „haben Sie einen solchen Brief geschrieben?" Der Cardinal antwortete zuerst, daß er sich nicht erinnern könnte, fügte jedoch hinzu, daß er ihn mit seiner Unterschrift anerkennen würde. „Nun so erklären Sie mir doch," sprach der König weiter, „alle diese Räthsel. Ich wünsche ja nicht Sie schuldig zu finden: ich erwarte Ihre Rechtfertigung. Sagen Sie mir, was bedeuten alle diese Versprechungen, diese Schritte bei Böhmer, diese Briefe?" Da erbleichte der Cardinal und mußte sich an einen Tisch stützen. Endlich sagte er mühsam, daß er zu verwirrt sei, um antworten zu können. „Kommen Sie wieder zu sich, Herr Cardinal," sprach der König, „begeben Sie sich in mein Cabinet und schreiben Sie auf, was Sie mir zu sagen haben." Der Cardinal entfernte sich und kam nach einer Viertelstunde mit einigen Zeilen zurück, die aber so wenig deutlich waren, als seine mündliche Aussage, worauf ihm der König sagte: „entfernen Sie sich, mein Herr!"

In der oben erzählten Weise berichten die Anhänger der Königin, wie Madame Campan und der Marquis von Besenval, dies Alles aus ihrem Munde vernommen zu haben *) Der letztere setzt noch hinzu, daß der König dem Cardinal, ehe er das Cabinet verließ, gesagt habe: „ich mache Ihnen bekannt, daß ich Sie werde verhaften lassen." — „Ach, Sire," rief der Cardinal aus, „ich werde stets den Befehlen Ihrer Maj. gehorchen, aber geruhen Sie nur, mir den Schmerz zu ersparen, daß ich vor den Augen des ganzen Hofes in meinen priesterlichen Kleidern verhaftet werde." — „Es muß aber so sein," entgegnete der König.

Etwas abweichend hiervon ist der Bericht des Abbé Georgel, des eifrigsten Anhängers des Cardinals **). Nach ihm antwortete der Cardinal dem Monarchen in Gegenwart der Königin

*) Campan 367—370 und 1055—1057. Besenval 125—127.

**) p. 102. 103.

Digitized by Google

und ohne auf ihre Einrede zu achten, mit Beſtimmtheit in Wort und Blick, daß die Königin ihm den Auftrag zum Ankaufe des Halsbandes gegeben habe, und daß ihre ſchriftliche Genehmigung der Bedingungen ſich als unwiderleglicher Beweis in ſeinen Händen befinde. Die Monarchin ſoll bei dieſem Uebermaß von Kränkung in Thränen ausgebrochen ſein, und der König ihn darauf gebeten haben, das Zimmer zu verlaſſen. Ich will hierbei nur darauf aufmerkſam machen, daß der Cardinal, wie wir gleich ſehn werden, keine Gelegenheit hatte, ſich ſeinen Vertrauteſten ſofort mitzutheilen, alſo auch Georgel dies nur ſpät und erſt durch die dritte, vierte Hand erfahren konnte, während die Königin ſogleich ſich über dieſe Scene gegen ihre Vertrauten auszuſprechen im Stande war. Auch hat für uns die Campanſche Erzählung genug innere Glaubwürdigkeit, beſonders in der Art und Weiſe, wie ſie den König ſich dabei benehmen läßt.

Während der Cardinal das königliche Cabinet verlaſſen hatte, rieth der Miniſter Vergennes zur Mäßigung und Geheimhaltung des ganzen verdrießlichen Handels. Aber der König vermochte nicht, den Thränen und Klagen ſeiner ſchönen Gemahlin und dem Rathe Breteuil's zu widerſtehen, und ſo erhielt der letztere den Befehl, die Verhaftung des Cardinals zu beſorgen. Der Cardinal ging noch in der Gallerie vor dem königlichen Cabinet auf und nieder, als plötzlich Breteuil erſchien und mit lauter Stimme rief: „**Arretez le cardinal de Rohan!**" worauf ein Gardeofficier ſofort an ihn herantrat und ihm dieſen Befehl wiederholte. Das geſchah vor den Augen des ganzen Hofes und in Gegenwart vieler Bewohner von Verſailles. Ein junger Officier — ſein Name wird Jouffroy-d'Agoult genannt — erhält den Befehl, den Cardinal in ſeinen Gemächern zu bewachen, bis er nach Paris gebracht wird. Auf dem Wege nach ſeiner Wohnung begegnet er einem vertrauten Kammerdiener. Er wendet ſich an den Officier mit der Bitte, ihm einen Bleiſtift zu leihen, da er dieſem Diener einige nöthige Aufträge zu geben habe. Der Officier giebt ihm den Bleiſtift und wartet geduldig, bis der Cardinal dies gethan und dem Diener den Zettel übergeben hat. Der Diener aber

Digitized by Google

enteilt sofort im schnellsten Galopp nach Paris und übergiebt dem General-Vicar Georgel im Cardinalspalast den Zettel. Sein Inhalt war kein anderer als der, die ganze Correspondenz mit der La Motte zu verbrennen *). Ganz anders erzählt dies Georgel selbst **). Als nämlich der Cardinal abgeführt ward, so blieb er plötzlich, das Gesicht nach der Mauer zu gekehrt, stehen, als wolle er sich ein ihm aufgegangenes Kniebund befestigen oder einen Schuh fester schnallen. Unter diesem Vorwande wußte er rasch einen Bleistift zu ergreifen und auf ein Stückchen Papier, das er unter seinen Kleidern hervornahm oder in seiner rothen Cardinalsmütze verborgen hatte, einige Worte zu schreiben, wobei ihm die erwähnte Mütze zur Unterlage diente. Nach Beendigung dieses Geschäfts setzte er seinen Weg fort. Als er nun in seine Wohnung kam, waren seine Leute, wie gewöhnlich, zu beiden Seiten aufgestellt, wo er dann das Papier in die Hand seines vertrauten Dieners gleiten ließ, der sich damit sofort auf den Weg nach Paris machte. Er selbst habe zwar, so setzt er hinzu, bis dahin keines der Geheimnisse mit Cagliostro und der La Motte gekannt: dagegen habe der Bote den Ort gewußt, wo die Briefe der Königin und andere gefährdende Papiere lagen. Wir überlassen es einem Jeden, welche Erzählung er für die wahrscheinlichere halten wolle, uns aber erscheint es weit glaublicher, daß ein junger Officier, der sehr über den Befehl, einen der ersten Männer des Hofes zu verhaften, betroffen war, ihm einen Bleistift darreichte, da ihm dies ja nicht verboten war ***), als daß der

*) Campan 370. 1057. Abweichend ist Besenval's Bericht p. 128; die Erzählung Ludwig's XVIII. (S. 292) nähert sich mehr der Darstellung Georgel's. Von Besenval ist es charakteristisch, daß er den argen Verstoß gegen die Hofordnung rügt, der bei dieser Gelegenheit begangen worden ist. Le ministre, sagt er, n'avait aucun ordre à donner à un officier des Gardes: c'étoit au capitaine des Gardes de quartier: mais aucun des quatres capitaines des Gardes ne réclama.

**) p. 104. 105. 106 f. 113—117. 151. Bertrand de Molleville 392. 393.

***) M. s. eine Stelle aus der correspondance secrète de Louis XVI. in den Anmerkungen des französischen Herausgebers der Campan'schen Memoiren z. d. St. p. 370.

Digitized by Google

Cardinal in dieser gebückten Stellung und angethan mit den schweren Meßgewändern ein solches Billet habe schreiben können. Auch müßte erst noch gezeigt werden, daß das reihenweise Aufstellen der Dienerschaft des Cardinals eben sowohl in Versailles als in Paris Statt gefunden habe. Genug aber, die Papiere wurden bis auf zwei Briefe der Königin verbrannt, ehe die Siegel angelegt werden konnten, und die für die Unschuld der Königin in dieser Sache unschätzbaren Documente gingen verloren.

Die öffentliche Art der Verhaftung des Cardinals und seine Abführung in die Bastille, die noch an demselben Abend erfolgte, erbitterte die Geistlichkeit und den hohen Adel zugleich, namentlich behaupteten die Ersteren, daß der Cardinal nur der geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen werden könne. Als die ersten Vernehmungen auf Befehl des Königs Statt gefunden hatten, gestattete derselbe dem Cardinal die Wahl, ob er sich dem Ausspruche seiner Gnade unterwerfen wolle oder ob er die gerichtliche Untersuchung und den Spruch des Pariser Parlaments zu erwarten vorzöge. Noch immer in der festen Ueberzeugung, nach den Befehlen der Königin gehandelt zu haben, wählte der Cardinal das Letztere.

Unmittelbar nach seiner Verhaftung waren auch Cagliostro und die La Motte ergriffen worden, die Letztere in Bar-sur-Aube, von wo sie in die Bastille gebracht wurde. Auch Mademoiselle Oliva wurde eingezogen. Dagegen entkamen der Graf La Motte und Villette, weil der Befehl zu ihrer Verhaftung zu spät ertheilt worden war. *)

Und so begann denn im August 1785 der merkwürdige Halsband-Prozeß, der durch seine Länge nicht weniger außerordentlich war, als durch die damals ganz neue Erscheinung, einen König als Kläger gegen einen seiner Unterthanen auftreten zu sehen. Denn im Namen des Monarchen war eine förmliche Klage über beleidigende Vergehungen des Cardinals und der La Motte gegen seine Gemahlin bei dem Parlamente in

*) Georgel 122—130. Besenval 132.

Digitized by Google

Paris anhängig gemacht worden. Freilich war Marie Antoinette als Frau und Königin am meiſten beleidigt, ihre Ehre namentlich durch das Vorgeben Rohan's, mit ihr im Garten zu Verſailles eine nächtliche Zuſammenkunft gehabt zu haben, empfindlich gekränkt, und der Verdacht, ein Weib, wie die La Motte war, mit ihrem Vertrauen beehrt zu haben, mit ihrer Würde ganz unverträglich. Auf der andern Seite vergaß ſie dagegen in Erwägung zu ziehen, wie es für ihre königliche Würde nicht weniger nachtheilig war, in einem ſo ärgerlichen Prozeſſe ſo öffentlich genannt zu werden, und wie begierig ihre Feinde dieſe Gelegenheit zu neuen Verläumdungen aufgreifen und benutzen würden. Ein Ausſpruch königlicher Gnade oder eine Beſtrafung des Cardinals wegen ſeines eines hohen Geiſtlichen ganz unwürdigen Betragens (wie ſie ſpäterhin Statt fand) hätte die ganze Angelegenheit vielleicht auf das Beſte und Schnellſte beigelegt. Freilich darf dabei auch nicht außer Acht gelaſſen werden, daß es faſt unmöglich geweſen wäre, die Sache des Cardinals ganz von der Sache der Gräfin La Motte zu trennen.

Da es nun zu weit führen würde, den Gang des verwickelten Prozeſſes zu ſchildern, ſo wollen wir nur die Hauptmomente hervorheben, auch nicht auf die Bemerkungen der Schriftſteller eingehen, welche die Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit der franzöſiſchen Magiſtratur bei dieſem Prozeſſe verdächtig zu machen geſucht haben *). Der Cardinal zuvörderſt, ohne Ahnung des Betrugs, konnte zu ſeiner Rechtfertigung nichts anführen, als die von der La Motte zugeſtellten Befehle der Königin, die von ihr genehmigten Bedingungen des Kaufes, die Auslieferung des Schmuckes in der Gräfin Gegenwart an einen Dritten, den ſie kennen mußte, endlich die durch ihre Hand an ihn gelangte Abſchlagszahlung. Dieß Alles läugnete die La Motte: ſie gab zwar zu, den Prinzen auf das Halsband auf-

*) Die Hauptpuncte hat von Schütz a. a. O. S. 58—63. kurz, aber ſehr überſichtlich nach Georgel herausgehoben. Der königliche Befehl zur Einleitung des Prozeſſes ſteht in den Campan'ſchen Memoiren 375 f.

Digitized by Google

merksam gemacht zu haben, doch nicht, um es für die Königin zu kaufen. Auch sei der Kauf, so viel sie wisse, nur in seinem Namen abgeschlossen, und der Schmuck ihm allein ausgeliefert worden. Da der einzige Zeuge, auf den sich der Cardinal gegen die Königin berufen konnte, so sprach, so verzweifelten seine Vertheidiger und seine Verwandten selbst an der Möglichkeit, ihn zu retten. In dieser Noth hörte Georgel von einem Pater Loth, der geneigt sey, dem Prinzen Rohan mit wichtigen Entdeckungen beizustehen. Dieser Pater Loth ist ein alter Bekannter der Gräfin, er weiß um den Betrug der Oliva in den Gärten von Versailles, um die Unterzeichnung der Kaufbedingungen durch Villette, ja es ist ihm auch bekannt, daß der Graf La Motte nach England gereist sei, um die Juwelen zu veräußern. Indem man diese günstigen Anzeichen benutzte, gelang es auch, die Juweliere in London auszumitteln, an welche der Graf La Motte fast alle großen Steine des Halsbandes verkauft hatte, wobei sich besonders der junge Ramond aus dem Gefolge des Cardinals sehr thätig bewies. Er ging selbst nach England, folgte den Betrügern in die niedrigsten Höhlen des Lasters, und war so glücklich, den Verkauf der Diamanten in England nachzuweisen. Dieß rettete den Cardinal von dem beschimpfendsten Theile der Anklage. Hierdurch, so wie durch die Zeugnisse der Oliva und des Villette, dessen Auslieferung im Auslande bewerkstelligt war, wurden dem Gerichte folgende vier Puncte bewiesen: Erstens, dem Cardinal ist vorsätzlich der Glaube beigebracht, er kaufe das Halsband für die Königin. Zweitens, die La Motte hat den Villette bewogen, die Genehmigung und den Namen der Königin zu den Kaufbedingungen zu setzen. Drittens, die Gräfin hat das Halsband erhalten, um es der Königin auszuliefern. Viertens, die Scene im Garten zu Versailles und andere verbrecherische Intriguen haben den Cardinal nur in seinem Irrthume bestärken sollen *).

*) Georgel 147—149. 151. 155—159. 170—172. 188—189. 196. 162. 157. 176—178. Ueber Ramond's Antheil s. die Nachrichten in den Zeitgenossen Nr. XIX. (neue Reihe) S. 88 f.

Digitized by Google

Als dieß Alles der La Motte vorgelegt war, erklärte sie nun, ohne Schonung Alles gestehen zu wollen. Der Cardinal habe nämlich den Schmuck mit der bestimmten Absicht gekauft, sich den Erlös zuzueignen. Deshalb sei ihr Gatte nach England geschickt worden, um die besten Steine für Rechnung des Prinzen zu veräußern. Die bedeutenden Geldsummen und den Theil der Diamanten, den man bei ihr gefunden habe, verdanke sie der Großmuth des Cardinals oder vielmehr dem Interesse desselben für ihre Person. Die Scene mit der Oliva, so wie auch die falsche Unterschrift des Villette wären bloße Erfindungen des Schwärmers Cagliostro: überhaupt hätte sie nie eine Verbindung mit der Königin vorgegeben. Da die La Motte dieß so bestimmt abläugnete, so ließen auch der Prinz und Villette den für sie allerdings am meisten gefährdenden Briefwechsel mit der Königin ganz unerwähnt. Der Prinz war nämlich durch die Versicherung des Pater Loth, daß die La Motte vor ihrer letzten Abreise von Paris die ganze Sammlung der Briefe vernichtet habe, beruhigt worden, und Villette erklärte, daß er mit seiner gewöhnlichen feinen Handschrift zu den Kaufbedingungen bloß die Genehmigung der Königin als Abschrift von einem andern Exemplare gesetzt habe. Es muß also wohl bemerkt werden, daß gerade die Unterschrift der Königin als das wichtigste Mittel, dessen man sich bedient hatte, um den Cardinal zu täuschen, zur Zeit des Prozesses unbekannt geblieben ist. Der Gerichtshof sprach bloß über die einzelnen klar erwiesenen Thatsachen. *)

Während der langen Dauer dieses Prozesses, der durch die Gerichtsferien verzögert, bis zum Mai 1786, also fast ein ganzes Jahr, währte, offenbarte sich die Neigung, das verworrene Dunkel dieser Begebenheit aufzuklären, in vielen Denk- und Flugschriften. Aber fast in allen zeigte sich das lebhafteste Interesse für die Sache des Cardinals und Unwille gegen den

*) Georgel 158. 184. 199. vergl. mit den Bemerkungen K. E. Schmid's im Hermes XXIV, 212.

Digitized by Google

Hof, namentlich große Leidenschaftlichkeit gegen die verhaßte Monarchin. Einer ihrer wärmſten Anhänger bemerkt ſehr richtig *), daß man nur die Gelegenheit ergriffen habe, um dem Haſſe gegen die Königin Luft zu machen. Denn wie hätte man ſie ſonſt wohl eines ſolchen Gaunerſtreiches beſchuldigen können, da das Halsband für ſie doch nur Werth haben konnte, wenn ſie es trug, und es doch ganz unwahrſcheinlich war, daß ſie es würde im Kaſten eingeſchloſſen haben. Unter allen ſchändlichen Behauptungen, welche von den Feinden der Monarchin ausgingen, iſt die ſchändlichſte, daß dieſelbe ſo weit gegangen ſey, der La Motte gänzliche Strafloſigkeit zuzuſichern, wenn ſie durch falſches Zeugniß den Cardinal verderben wolle. Selbſt Georgel, der Feind der Königin, nennt dieß die abſcheulichſte Läſterung, die nie ſeine Feder beſudelt haben würde, hätte ſie nicht leider Glauben und Vertheidiger gefunden. Durch alle dieſe Umſtände waren übrigens Theilnahme und Mitleid für den Cardinal auf das Höchſte geſpannt, als das Parlament im Mai 1786 vom Könige Befehl erhielt, die Sache ſchnell zu beendigen. **)

Am 30. Mai wurden die Angeklagten zum letzten Male vor die Schranken geführt. Die La Motte war die Erſte, wie immer, ſehr ſorgfältig und mit Geſchmack gekleidet, trotzig in Blick und Haltung. Doch verließ ſie ihr Muth, als der Diener des Gerichts ihr befahl, auf dem kleinen hölzernen Stuhle (**Sellette** ***) Platz zu nehmen. Sie gehorchte erſt dem zweiten Befehle, wußte ſich aber dann nach zwei Minuten ſo zurechtzuſetzen und ſoviel Ruhe zu zeigen, als befände ſie ſich in ihrem eignen Zimmer. Auf die Frage: ob ſie noch etwas zu ihrer

*) Beſenval 134 — 138.

**) Georgel 132. 175 — 176. 197. 190, 191. 153. 203.

***) Sobald nämlich der Anwald des Königs auf Leibesſtrafe antragen konnte, mußte der Beſchuldigte während des letzten Verhörs auf der Sellette ſitzen. Wurde er dann auch freigeſprochen, ſo blieb doch das Andenken an dieſen als ſchändend betrachteten Platz. M. ſ. die Encyclopédie, Art. Sellette. Im Jahre 1789 ward dieſer Gebrauch zugleich mit dem der Question préalable (der peinlichen Frage nach Mitſchuldigen) durch ein königliches Edict aufgehoben.

Digitized by Google

Vertheidigung vorzubringen habe, ſprach ſie lange Zeit mit vieler Geiſtesgegenwart zur Verwunderung der Richter, die ſie freilich nicht überzeugen konnte. Als nun nach ihrer Entfernung der Stuhl für die armen Sünder weggenommen war, befahl der Präſident, den Cardinal hereinzuführen. Er erſchien in dem langen prieſterlichen, violettfarbenen Gewande (wie es die Trauerkleidung der Cardinäle iſt), mit der rothen Calotte, mit rothen Strümpfen und mit allen ſeinen Orden geſchmückt, doch ſichtlich blaß und entmuthigt. Erſt als ihm der Präſident freigeſtellt hatte, ob er ſich nicht ſetzen wollte, gewann er neuen Muth und ſprach eine halbe Stunde lang mit Kraft und Würde gegen das ganze, wider ihn eingeleitete Verfahren des Gerichtshofes. Als er ſich entfernte, erwiederten alle Richter ſeinen Gruß und erhoben ſich von ihren Plätzen. *)

Am folgenden Tage (31. Mai) verſammelte ſich das Parlament früh um fünf Uhr, an der Zahl funfzig Richter. Die Berathung dauerte mit Ausſchluß von anderthalb Stunden den ganzen Tag hindurch, wo der Beſchluß (arrêt) von der Treppe des Juſtizpalaſtes herab um neun Uhr öffentlich bekannt gemacht wurde. Seit zwei Tagen war es, wie ein gerade damals in Paris anweſender Reiſender erzählt **), die Unterhaltung in allen Kaffeehäuſern und öffentlichen Orten geweſen. Man glaubte allgemein, daß der Cardinal werde aller ſeiner Ehrenämter für verluſtig erklärt werden. Um ſo erfreuter ſchien das Volk über die Entſcheidung zu ſeyn. Der Cardinal war nämlich durch eine Mehrheit von zehn Stimmen für vollkommen gerechtfertigt gegen alle Beſchuldigungen der Anklage erklärt und alſo freigeſprochen. Zur Bezahlung des Halsbandes hatte ſich derſelbe gleich zu Anfange des Prozeſſes verſtanden und die Juweliere zur Sicherheit auf ſeine Einkünfte angewieſen. Dagegen wurde

*) Wir entnehmen dieſe und die folgenden Details aus den Eclaircissements historiques hinter den Campan'ſchen Memoiren p. 1251—1265.

**) Heinr. Storch in ſeinen Bemerkungen auf einer Reiſe durch Frankreich. S. 60 f.

Digitized by Google

der La Motte Staupenschlag, Brandmarkung auf beiden Schultern mit dem Buchstaben V (Voleuse) und lebenslängliche Haft zuerkannt; ihr Mann ward in Abwesenheit zu den Galeeren verdammt, Villette mit lebenslänglicher Landesverweisung bestraft (die ihn am meisten drückende Anklage, daß er das Kästchen mit dem Halsbande abgeholt habe, konnte ihm im Prozesse nicht bewiesen werden), Cagliostro verurtheilt, binnen drei Wochen das Königreich zu verlassen, die Oliva erhielt ihre Freiheit ohne Strafe. Der freudige Jubel einer ungeheuern Volksmenge begleitete die Lossprechung des Cardinals, der Ausruf: vive le Cardinal! ließ sich häufig hören. Wie im Triumphe geleitete ihn dieselbe Volksmenge aus der Bastille, als der Befehl vom Hofe gekommen war, ihn freizugeben, nach seinem Palaste, so daß man leicht die Stimmung im Volke gegen die Königin wahrnehmen konnte. *)

Der Schmerz der Königin über diesen Ausgang des Prozesses war unbeschreiblich. Sie betrachtete die Freisprechung nicht als ein Ergebniß unparteiischer, gerichtlicher Untersuchung, sondern als eine Wirkung der Intrigue, als einen Sieg, den der hohe Adel über das königliche Haus davongetragen hatte. „Kommen Sie nur," sagte sie zur Frau von Campan **), „und beklagen Sie Ihre tiefgekränkte Königin, die ein Opfer der Ungerechtigkeit und Cabale geworden ist. Sie aber beklage ich als Französin. Wenn ich keine billigen Richter in einer Sache finden konnte, die meinen Charakter gefährdete, was können Sie in einem Prozesse hoffen, wo Ihr Vermögen und Ihre Ehre zugleich angegriffen ist." Der König trat hierauf hinzu und bedeutete Madame Campan, daß die Königin genügende Ursache zu tiefer Betrübniß habe. „Aber jene," setzte er hinzu, „haben in diesem Prozesse nur den Cardinal Rohan und den Fürsten Rohan schonen wollen, während er doch nichts ist, als ein arm-

*) Georgel 203—205. Besenval 136. Soulavie's Mémoir. T. VI. p. 73.

**) Campan 381.

Digitized by Google

seliger Mensch, der Geld bedarf (un besogneux d'argent), und das Ganze nichts war, als ein Hilfsmittel, um eine Unternehmung zu machen, deren Gewinn die Kosten deckt, trotz dem der Cardinal selbst betrogen worden ist. Man braucht wahrlich kein Alexander zu sein, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen." Uebrigens erscheint bei ruhiger Ueberlegung die Lossprechung des Cardinals — vorausgesetzt, daß reine Ueberzeugung der Richtenden vorwaltete — ganz natürlich. So sehr er die der Monarchin schuldige Achtung mit unbegreiflicher Unbesonnenheit verletzt hatte, so war doch etwas eigentlich juridisch Strafbares nicht anzutreffen, und die Seite, von welcher der Cardinal allenfalls hätte bürgerlich strafbar seyn können, die Beabsichtigung eines unerlaubten Verhältnisses mit der Monarchin, konnte offenbar von dem Gerichte gar nicht berührt werden.

Je größer die Freude über die Freisprechung des Cardinals in Paris gewesen war, um so lauter sprach sich das Mißfallen aus, als am folgenden Tage ein königlicher Befehl den Cardinal aufforderte, seine Stelle als Groß-Almosenier von Frankreich niederzulegen, das blaue Band (den heil. Geistorden) abzugeben und sich sofort in seine Abtei Chaise-Dieu in den Bergen von Auvergne zu verfügen. Jetzt richtete Ludwig XVI. in seiner eigenen Sache, und das eines Geistlichen so ganz unwürdige Betragen konnte nicht ungeahndet bleiben. Seine Verbindungen mit einem vorgeblichen Geisterseher, wie Cagliostro, seine Intrigue mit der La Motte, seine am Tage liegende Absicht, sich der Königin in unerlaubter Vertraulichkeit zu nähern, hätte wohl noch eine schärfere Bestrafung verdient, als die war, den Hof zu meiden. *) Daß Viele also die Verbannung des Cardinals eine Tyrannei und einen Act willkührlichen Despotismus nennen konnten, war nur eine Folge davon, daß die

*) Georgel 137 f. 205—207. Besenval 137—139. von Schütz 64. Schmid im Hermes XXV. 87. Es ist demnach falsch, wenn Schlosser (Geschichte des achtzehnten Jahrh. II. sq.) sagt: „Der Cardinal ward zwar gerichtlich freigesprochen, er ward aber hernach dennoch vom Könige verurtheilt."

Digitized by Google

Gewalten überhaupt in Frankreich nicht verfassungsmäßig bestimmt und gesondert waren. Der Cardinal erhielt übrigens bald nachher die Erlaubniß, sich in seine Abtei Marmoutier in Touraine zu begeben, von wo er nach einiger Zeit sein schönes Schloß zu Saverne im Elsaß bezog. Von seinen weitern Schicksalen ist uns Nichts bekannt geworden. Indeß hat sein Name jedenfalls die traurigste Berühmtheit unter den drei Rohans des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Denn Prinz Ferdinand stand im Jahre 1789 an der Spitze der Empörer zu Lüttich und ward 1791 durch die östreichischen Truppen von seinem usurpirten Bischofsstuhle verjagt. Dann wechselte er die Farbe und ließ sich 1805 von Napoleon zum Almosenier ernennen. Der andere Rohan, der Prinz von Rohan-Guémené nahm nicht Anstand, einen Banquerout von 36 Millionen zu erklären und ward daher vom Dichter Lebrün als ein esoroc **serénissime** angeredet. Und im neunzehnten Jahrhundert, im Jahre 1832, erschien wiederum ein Fürst aus dem Hause Rohan in einem sehr zweideutigen Lichte, als der plötzliche und unnatürliche Tod des bejahrten Prinzen von Bourbon-Condé am 26. August einen Erbschafts-Prozeß veranlaßt hatte, der in mehr als einer Rücksicht das Andenken des berüchtigten Halsband-Prozesses in Frankreich zurückzurufen geeignet war. Wie im Jahre 1785 der Name einer Königin von Frankreich in dem Halsband-Prozesse genannt wurde, so ward im Jahre 1832 in den Erbschafts-Prozeß der Familie Rohan der König der Franzosen, Ludwig Philipp, auf die für ihn unangenehmste Weise verflochten, und selbst die lautesten Anhänger des Hauses Orleans glaubten damals schweigen zu müssen, denn statt Gauner und Namensverfälschung war hier von Erbschleicherei und Meuchelmord die Rede. Es war, als hörte man die Schlangen der Eumeniden zischen und als wollten die strengen Göttinnen keinen Unterschied machen zwischen der ältern und jüngern Linie des Hauses Bourbon. —

Als die Gräfin ihr Urtheil vernahm, gerieth sie in eine fast wahnsinnige Wuth, die sich noch steigerte, als die Strafe an

Digitized by Google

ihr im Hofe des Juſtizpalaſtes vollzogen wurde und die Kräfte der Gefangenwärter kaum hinreichten, an ihr die Brandmarkung vorzunehmen. Raſendes Geheul, lautes Weinen, Beißen und Kratzen, die furchtbarſten Schmähungen gegen die Königin und den Miniſter Breteuil, Alles wechſelte mit einander ab, ja ſie konnte kaum, als ſie in das Gefängniß de Salpetriere zurückgebracht war, verhindert werden, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen *). Nach wenigen Monaten entkam ſie auf unbekannte Weiſe zu ihrem Gatten nach England, und ſogleich ward der böſe Wille wieder rege und beſchuldigte die Königin, dieſe Flucht begünſtiget zu haben. Von hier aus drohte ſie mit der Herausgabe einer Denkſchrift, die alle Geheimniſſe des Hofes aufdecken und die Königin, ſo wie den Baron Breteuil vor ganz Europa im nachtheiligſten Lichte darſtellen ſollte. Der franzöſiſche Hof wünſchte dieſe Schrift unterdrückt zu ſehen, gewiß nicht, weil die Königin darin als ſchuldbeladen erſcheinen müßte, ſondern weil die La Motte unſtreitig Nichts verſchonen, und Dinge ſagen würde, die, trotz ihrer handgreiflichen Falſchheit, in vielen Gemüthern Eingang finden könnten **). Aber die eigentlichen Gründe ſind unbekannt geblieben, die den Hof vermochten, der La Motte das Manuſcript ihrer Memoiren um eine bedeutende Geldſumme abzukaufen ***). Späterhin erſchien die Schrift dennoch im Druck. Ihr Inhalt iſt ein unſinniges Gemiſch handgreiflicher Lügen, wie unter Anderm darin behauptet wird, die Königin habe die Diamanten wirklich erhalten. Außerdem aber ſtarrt die Schrift von ſo niedrigen Schmähungen und giftigen Verläumdungen, daß ſie nur Abſcheu gegen ihre Verfaſſer erwecken kann, aber auf der andern Seite ganz geeignet iſt, eine rohe Menge in Bewegung zu bringen. Daher ließ auch der

*) Eclaircis. histor. 1060 f. 1263 f.

**) M. vergl. Campan Ch. 20. p. 595. Weniger wahrſcheinlich erſcheint ihre Bemerkung (Ch. 16. p. 486), daß Calonne das Manuſcript der La Motte mit beleidigenden Zuſätzen von Coblenz aus verſehen habe, obgleich Frau von Campan dieß bezeugen (attester) zu können verſichert.

***) Georgel 208. 209. Soulavie T. II. p. LXV. f.

Digitized by Google

jacobiniſche National-Convent ſie im Jahre 1792 — im erſten Jahre der franzöſiſchen Republik — wieder neu abdrucken, nachdem die frühere Auflage größtentheils auf Befehl Ludwig XVI. vernichtet war, und der Fleiſcher Le Gendre, einer der wüthendſten Jacobiner, hatte die Rohheit, der unglücklichen Marie Antoinette, als ſie in der harten, einer Fürſtin ſo ganz unwürdigen Gefangenſchaft des Tempels gehalten wurde, ein Exemplar dieſer Schrift zur Lectüre in den Kerker zu ſchicken. Eine kurze Darlegung des Inhalts würde uns jetzt zu weit führen, obgleich gerade in ihr die beſte Widerlegung aller jener Schmähungen liegt, durch welche die ſchuldloſe Königin zu Grunde gerichtet werden ſollte. *)

Uebrigens entging die ränkeſüchtige Gräfin keineswegs dem rächenden Geſchicke. Als ſie an einem der rauſchenden, ſittenloſen Gelage ihres Gemahls in London Theil nahm, ſtürzte ſie unter den größten Ausgelaſſenheiten entweder ſelbſt, von berauſchenden Getränken überwältigt, aus dem drei Stockwerk hohen Zimmer auf die Straße, oder ward von den trunkenen Genoſſen des Mahls herabgeworfen. Hier ſtarb ſie eines zwar ſchnellen, aber doch höchſt jämmerlichen Todes. Die Juwelen, welche ſie

*) Da uns die Schrift jetzt nicht mehr zur Hand iſt, ſo verweiſen wir auf den bündigen Auszug bei von Schütz 65—72. Wie zur Zeit des Erſcheinens der La Motte'ſchen Memoiren über ſie geurtheilt ward, kann aus folgendem Briefe des Grafen von Schmettau an Schlözer (in deſſen Biographie II. 162.) vom 29. November 1789 erſehen werden: „daß die La Motte ein ſchlechtes Menſch iſt, erhellt aus ihren eigenen Geſtändniſſen. Daß Alles in ihren Mémoires wahr iſt, kann kein vernünftiger Menſch glauben; daß aber Manches wahr iſt, kann ich glauben, da ich verſchiedene Acteurs der Comödie genau und perſönlich kenne. Man lieſt mit doppeltem Intereſſe, wenn das Buch von ſolchen Leuten handelt, und oft mit mehrerem Nutzen. Der Cardinal iſt von ſich eingenommen, iſt leichtgläubig, oberflächlich, leichtſinnig. Aber dabei edel, großmüthig, tapfer und kühn, wie es Wenige ſind, wohlthätig, menſchenliebend.“ Das letztere Urtheil iſt allerdings befremdend und findet ſich ſonſt nirgends beſtätigt. Eine Ueberſetzung des Lebens der La Motte wollte auch Thereſe Huber (m. ſ. Forſters Briefwechſel II. 373.) anfertigen, ohne jedoch den Plan zur Ausführung gebracht zu haben.

Digitized by Google

von jenem Halsbande für ſich behalten hatte, ſollen, wie man ſich lange Zeit in Europa erzählt hat, durch eine ſonderbare Wanderung in den Brautſchmuck der Prinzeſſin Caroline von Wales gekommen ſein. *) Wir vermögen dieſe Sage weder zu beſtätigen noch zu widerlegen; jedenfalls kann ſie ernſte Betrachtungen über das Schickſal zweier Fürſtinnen erwecken, denen ein ſo freundliches Geſtirn am Morgen ihres Lebens lächelte, und die noch nicht auf die Mittagshöhe deſſelben gelangt waren, als ſie den bittern Kelch des Kummers ſchon ſo oft hatten leeren müſſen. Sonſt wollen wir die Parallele zwiſchen beiden Fürſtinnen nicht fortführen, da wir leicht deſſelben Irrthums angeklagt werden könnten, in den Lord Brougham auf ſeiner letzten Reiſe nach Frankreich verfallen iſt, als er ſeine Vertheidigung der Königin Caroline mit der Vertheidigung Marie Antoinette's durch ihren muthigen und beredten Anwald, Chauveau-Lagarde, verglich. —

Für Marie Antoinette bezeichnet der Prozeß über das Halsband die Zeit, nach welcher die Verläumdung keine Gränze mehr kannte. „Die glücklichen Tage der Königin," ſagt Frau von Campan, „waren mit dieſer Zeit vorüber." Denn bis dahin war die allmächtige Gemahlin des Monarchen wohl des Mißbrauchs ihres Einfluſſes oder einzelner, ungerechter Handlungen angeklagt worden, von jetzt an aber entblödete man ſich nicht, ihr jedes Niedrige, jedes Schändliche und Unſittliche beizumeſſen. Von jetzt an erfuhr ſie in Frankreich nur Verläumdungen, Beſchimpfungen, wachſende Gefahren; drei Jahre ſpäter ſah ſie den Tod in der furchtbarſten Geſtalt vor ihren Augen, wieder drei Jahre ſpäter ſchmachtete ſie in Kerker und

*) St. James Chronicle Nr. 6045. vom 6. September 1796. Eine Garnitur koſtbarer Perlen, die einſt der Königin Marie Antoinette zugehört haben ſollen, verkaufte der Pariſer Juwelier Joncier im Jahre 1800 an Madame Joſephine Bonaparte. Wie dieſe in Gemeinſchaft mit Bourienne den erſten Conſul über dieſe Perlen zu täuſchen wußte, und wie man den Ankauf derſelben für 250,000 Francs ohne deſſen Vorwiſſen bewerkſtelligen konnte, hat Bourienne ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten III. 177 f. (deutſche Ueberſ.) erzählt.

Digitized by Google

Ketten, und bald nachher fand sie den gräßlichen Tod, den Tod der Verbrecher auf dem ehrlosen Karren und auf dem Blutgerüste, im Angesichte ihres königlichen Palastes, die erhabene Wohnung vor Augen, wo sie herrschte, wo ihre Kinder, die dereinst zum Herrschen bestimmt schienen, aufwuchsen, die Stätte vor Augen, wo sie lange vom Zauber der Macht, von den Traumbildern der Jugend, von großen Erwartungen umschwebt worden war, auf demselben Grève-Platze, der für die letzten vierzig Jahre Frankreichs das bedeutendste geschichtliche Document geworden ist. Hatte sie einen Theil dieses Mißgeschickes, wie es nicht leicht ein weibliches Wesen zu erdulden verurtheilt gewesen ist, durch Leichtsinn und Unbesonnenheit in frühern Jahren vielleicht selbst verschuldet, so fehlte sie doch nur aus weiblichem Gebrechen, und ihr Tod hätte ihre Zeitgenossen, vor allen ihre Unterthanen, dann die Nachwelt mit ihr versöhnen müssen. Denn wie Melvil in Schiller's Maria Stuart, als er seiner Königin den Trost ihrer Kirche bringt, sie mit freundlich ernster Rede entsündigt, so brauchen auch wir an unsrer Stelle seine Worte:

Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach!

Digitized by Google

Bücherschau.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Siebenter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1836. 497 S.

Dieses an trefflichen Beiträgen reiche Taschenbuch ist eine revue retrospective der Weltgeschichte, es beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Vergangenheit und steht in keinem Zusammenhang mit der Geschichte seiner Zeit. Von der Almanachsform, in die es sich durch einen besondern Willen des Herrn Herausgebers gekleidet sieht, läßt es sich auch nicht anfechten, der historischen Gelehrsamkeit und Forschung gewisse allgemeine Zugeständnisse an die Form aufzuerlegen, sondern der Redakteur, der sich weder ein bestimmtes Publikum denkt, noch irgend einen festerwogenen Plan in der Verwaltung seines Geschäfts zu befolgen scheint, läßt mit Gottvertrauen die allmächtige Laune des Schicksals für Zusammenreihung von Beiträgen sorgen. So trifft es sich denn, daß in die charakterlose Formation des ganzen Almanachs zuweilen gediegenes Edelgestein, wie diesmal wieder von Varnhagen von Ense, sich eingefügt findet, aber der Moment ist schrecklich, wo der Druck in Leipzig so weit vorgerückt ist, daß Herr von Raumer von seinen Pflichten als Redakteur sich überwältigt fühlt, und, mit brennendem Feuer auf den Nägeln, sich hinsetzt, um noch aus alten, im Papierkorb liegenden Notaten und Echantillons, oder aus Bruchstücken seiner Universitäts-Vorlesungen, irgend einen Aufsatz für das historische Taschenbuch zurechtzumachen. Daher wird der kalte Angstschweiß seiner eigenen Beiträge nur immer erst auf dem letzten Viertel der Almanachsbogen bemerkbar, wie in diesem Jahrgange unter Anderm durch einen Aufsatz über das königlich preußische General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, der, obwohl ein wichtiger Gegenstand für die innere Verwaltungsgeschichte Preußens, in seiner sterilen Form und geschmacklosen Behandlung eher in irgend einem Schweinslederfolianten des Theatrum europaeum vermuthbar wäre, als in einem Taschenbuche, das die elegante Saison der Literatur mitmacht. Auch fehlt dem Aufsatze alle Anwendung jener merkwürdigen Verwaltungseinrichtung auf die gegenwärtigen Verhältnisse, indem Hr. von Raumer hätte weiter betrachten oder wenigstens andeuten sollen, ob ein solches Institut, das unter Friedrich Wilhelm I. in strenghausväterlicher und patriarchalischer Weise eine Art von Concentrationssystem des Staates bildete, und das in dem Kampfe des preußischen Selbstbewußtseins zwischen den alten und neuen Formen allmählig zu Grunde

Digitized by Google

ging, durch irgend eine ähnliche, zeitgemäße Verfassungseinrichtung ersetzt worden oder nicht, und wie sich der gegenwärtige Zustand, die Verantwortlichkeit des Beamtenwesens, die Centralisation der Verwaltung u. s. w. dazu verhalte? Statt dessen begnügt sich der Verfasser mit trocknen Auszügen aus den Instructionen, die seit Friedrich Wilhelm I. erlassen worden, und schließt endlich, ohne seiner Sache Sinn und Bedeutung zu erörtern, mit einer weisen Vermittelungsmiene: daß durch Weisheit, Mäßigung, Gerechtigkeit eine Wiedergeburt Preußens ohne Revolution „auf eine so vielseitige und preiswürdige Weise" bewirkt worden, daß es in mancher Beziehung (er führt das Kriegs- und Steuersystem, die städtischen und Schuleinrichtungen ꝛc. an) „von Unbefangenen als nachahmungswürdiges Muster betrachtet werde." Ohne die zuletzt angeführten Einrichtungen unserm Patriotismus entgehen lassen zu wollen, muß es doch schmerzen, zu sehen, daß ein Historiker sich und sein Publikum mit allgemeinen, schönrednerischen Phrasen täuscht, die den wahren Inhalt der geschichtlichen Verhältnisse gar nicht berühren. In einer Zeit, wo die Geschichte nicht ohne die tragische Ironie eines Tacitus geschrieben werden kann, bemüht sich Friedrich von Raumer, die Dämonen der Welthistorie lediglich auf den sogenannten gesunden Menschenverstand zu reduciren, und fördert deshalb in seinen entsetzlich populairen Geschichtswerken ein Alles nivellirendes Raisonnement zu Tage, woran er alle Ereignisse wie an einem Zwirnsfaden abhaspelt und mit jedem Ding unter der Sonne bis zum Erstaunen über die Klarheit fertig wird. Herr von Raumer weiß für Alles Rath in der Geschichte, keine Gegensätze quälen, keine Räthsel schmerzen, keine normalwidrigen Charaktere verwirren ihn, und wenn der liebe Gott Herrn von Raumer bei der Weltleitung zuzöge, so gäbe es keine Weltgeschichte, die Herr von Raumer zu beschreiben hätte, sondern höchstens einen allseitig vertretenen, d. h. plattgetretenen Weltzustand ohne Berg und Thal, an dem die Gottheit mit ihren Absichten zu Schanden werden müßte!

Darum stimmen mich solche Geschichtswerke, wie die des Herrn von Raumer, meistentheils irreligiös, weil mir das ganze Weltgetriebe, auf diese kleinliche Weise für die alltägliche Verständigkeit und Alteweibervermittelung zurechtgemacht, verächtlich vorkommt, und ich einen Gott bedauern müßte, der sich in solcher Weltgeschichte offenbarte. Dies rührt daher, weil Herr von Raumer als Geschichtschreiber die Räthsel der Menschheit ignorirt, die in Bewegung gesetzten Fragen der Humanität nicht kennt, und der Speculation, die ihn in die Strömung der allgemeinen Ideen untertauchen ließe, ein pfiffiges Schnippchen schlägt, indem er sich mit witziger Gleichgültigkeit den Satz aus der Tasche zieht: daß die Wahrheit in der Mitte liege! Wie aber eine in sich selbst bedeutsame Individualität, eine historisch miterregte und mitlebende Persönlichkeit, dazu gehört, um auf der festen Tafel Klio's die Gebilde der Weltbewegungen abzuprägen, zeigt sich an allen historischen Darstellungen Varnhagen von Ense's, in denen eine sinnige, ächt menschliche Beschaulichkeit mit einem

Digitized by Google

merkwürdig feinen Taſtſinn und leiſen Weltfühlhörnern an die Ereigniſſe tritt. Die in dieſem Jahrgang des hiſtoriſchen Taſchenbuchs enthaltene Skizze: Die Schlacht bei Wagram, iſt ſeinen perſönlichen Denkwürdigkeiten entnommen, deren vollſtändige Mittheilung die Exiſtenz eines neuen Talents unter den Deutſchen beweiſen wird. Wie Xenophon die Anabaſis der zehntauſend Griechen ſchrieb, ſo ſtellt aus eigner Anſchauung Varnhagen von Enſe, in antiker Einfachheit, Umgränzung und Beſcheidenheit, aber mit einer wärmern duftigern Farbengebung, dieſe Schlacht vor uns hin, deren Augenzeuge er geweſen, und die er bis zu einem gewiſſen Punct, wo ihn eine Verwundung traf, in ihren Ereigniſſen begleitete. Anmuthig anhebend von perſönlichen Anläſſen, die ihn als abenteuerluſtigen Kriegsmann auf den Schauplatz geführt, ſchreitet er mit uns zuerſt durch das öſtreichiſche Lager, deſſen verſchiedenartige Elemente in der Zuſammenſetzung und Gruppirung vortrefflich gezeichnet werden. Eigentliche hiſtoriſche Motive waren in der Seele des öſtreichiſchen Soldaten nicht lebendig, aber noble Begriffe vom Kriegshandwerk galten, die etwas Feſtes und Ehrenhaftes, wenn auch wenig Ritterliches, zur Schau ſtellten. Meiſterhaft wird der Erzherzog Generaliſſimus ſelbſt geſchildert: „Sehr hatte mich verlangt, den Erzherzog ſelbſt endlich zu ſehen, wozu die Gelegenheit ſich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am erſten Vormittage konnte ich vor ſeinen Fenſtern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantaſiren, worin er meiſterhafte Geſchicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, ſtieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er ſah aus, wie ein tapfrer, biederer und menſchenfreundlicher Mann, der ſogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernſt und Hoheit. Seine kleine, ſchmächtige Geſtalt erſchien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beſchaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit ſeinen Anſtrengungen und Rauhigkeiten hatte eine ſanfte Anmuth aus dieſen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei ſeinem erſten Auftreten gehabt haben ſoll, der im Beginn ſeiner Laufbahn eben ſo mager geweſen war, jetzt aber, ſtark geworden, ein weniger gutes Anſehen hatte. Was aber den Erzherzog beſonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit ſeines Weſens, die gänzliche Abweſenheit alles Gemachten und Geſpannten; aus der Läſſigkeit mancher ſeiner Bewegungen würde man zuweilen faſt auf einen Mangel an Kraft geſchloſſen haben, hätte nicht das Feuer ſeines heldiſchen Auges jeden ſolchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerſchrockener Muth, der ſtets das Beiſpiel perſönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, ſeine menſchenfreundliche Sorgfalt, ſein gerechter und ſtandhafter Sinn, ſowie das Andenken ſeiner frühern Thaten und Siege, hatten ihm die höchſte Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen

Digitized by Google

ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als General-Capitain ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf dem Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verrieth, und nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Wallenstein kein östreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar seyn." — — Aus der weitern Darstellung der Schlacht bei Wagram, wie sie Varnhagen von Ense giebt, scheint hervorzugehen, daß Napoleon in derselben keineswegs einen festen Plan befolgt. Von dem verspäteten Anrücken des Erzherzogs Johann, das ihm vielfältig als Vorwurf angerechnet worden, giebt der Verfasser eine berichtigende Anschauung.

Der übrige Inhalt des Taschenbuchs bietet noch manches Interessante, besonders die nur etwas zu behäbig sich ausbreitenden russischen Sitten- und Hofschilderungen: „Anna Joanowna; Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und St. Petersburg," von F. W. Barthold. Die merkwürdigen Eheverhältnisse Wilhelms von Oranien mit Anna von Sachsen schildert der treuhistorische K. W. Böttiger, ohne die immer noch dunkle Frage über die eigentliche Schuld Anna's und die Art und Weise ihrer Verstoßung (besonders hinsichtlich des Antheils, den Wilhelm von Oranien selbst daran genommen) gänzlich aufzuklären. Außerdem liest man in diesem Jahrgange: „Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien," von Richard Roepell, und ganz zuletzt stehend „Kaiser Karl V. und der Waffenstillstand von Nizza," von F. von Raumer.

* * *

Oeffentliche Charaktere. Von Karl Gutzkow. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835.

Karl Gutzkow ist von allen Seiten her in Belagerungszustand erklärt worden. Manche Bollwerke und Lünetten hat man eingenommen; denn sie waren unschwer zu nehmen und jedem Angriffe blosgestellt. Seine Wally, gegen welche die Kritik in Masse sich erhob und als christliche Landwehr aufstand, ist in den Händen der Gegner. Was hülfe es, einen verlorenen Posten abermals anzugreifen? — Gutzkow selbst hat die Hauptbastion an diesem detachirten Fort, den unchristlichen Cäsar, aufgegeben und mit ihm die ganze Wally. Sie ist nicht mehr zu retten. Gutzkow selbst gesteht ein, daß Cäsar als ein Bild der Scham und Zerknirschung vor ihm stehe. Wir müssen ihn also an einer andern Seite, an den öffentlichen Charakteren, fassen, an seiner politischen Natur — aber hier ist Gutzkow hieb- und kugelfest: hier ist er nur leicht zu ritzen, nicht zu verwunden; der Politiker Gutzkow ist in den Styx getaucht.

Digitized by Google

Die Hauptstärke Gutzkow's ist der sondernde und zugleich combinirende Verstand. Einen Privatcharakter, der seine Revolutionen innerhalb des Seelenbezirks durchmacht, dessen Leben mehr Involution als Evolution ist, bei dem die Motive sich verstecken und nichts offiziell ist, als die Sitte, das Benehmen, der bürgerliche Habitus, der politische und religiöse Glauben, der sich jedoch nur im Wort, nicht in der That offenbart — einen solchen Privatcharakter, meine ich, ist Gutzkow wenig befähigt und auch nicht berechtigt, darzustellen. Es fehlt ihm hierzu das Gemüth, die Liebe, die vertrauliche Anschmiegsamkeit, der fröhliche kindliche Glaube an die Reinheit der menschlichen Natur, die Frömmigkeit, und der häusliche und familiäre Sinn. Gutzkow ist nicht für die Kirche, nicht für die Schule, nicht für das Haus; er ist nur für den Staat; er ist mit seinem weiten offenen Verstande für die weiten und offenen Weltverhältnisse, für die Manifestationen der Geschichte, für die Männer, welche die Geschichte gemacht haben und noch machen. Er ist nicht für die Kirche, denn sein religiöses Leben ist verdunkelt; er ist nicht für die Schule, dazu fehlt es ihm an System und Pedanterie; er ist nicht für das Haus, denn er begreift den kleinen gediegenen Kern der Familie nicht; aber er ist für den Staat, für allgemeine peripherische Verhältnisse und für die Puncte, welche diese Peripherie bilden. Aber diese Puncte sind eben die historischen Männer, die er uns hier vorführt, in diesen meisterhaften Charakteristiken, die, wenn die Begebenheiten fehlen, die geschichtlichen Lehrbücher vertreten müssen. Was offiziell, was der Geschichte verfallen ist, was auf den Marktplätzen des öffentlichen Lebens, in London und Paris, in Madrid und Berlin, in Constantinopel und Kairo handelt und wandelt und an der Geschichte mitarbeitet, das ist Gutzkow's! Hier liegen die Thatsachen vor, hier sind die Tendenzen klar, hier werden es die Motive, wenn ein scharfer, combinirender und calculirender Verstand die Thatsachen und Verhältnisse, die sich gegenseitig erklären, mit einander vergleicht! Hier dürfen die Beweggründe nicht aus der Seele Innerstem herausgeschnitten werden durch die psychologische Secirkunst, sie geben sich dem aufspürenden Verstande mit den Thatsachen zugleich. Seine Motive und Tendenzen kann ein offizieller Charakter, eben weil er offiziell ist und von allen Seiten belauert wird, nicht auf die Dauer verheimlichen. Ein langes Leben, oder, bei einem kürzeren, die größere Masse von Handlungen und Bestrebungen, stellt sie von selbst heraus. Und nur Solche, die entweder lange gelebt oder viel gethan oder ihre Gesinnungen klar und deutlich ausgesprochen und bethätigt haben, hat Gutzkow hier mit einer Objectivität dargestellt, die an Selbstverleugnung grenzt und die eigene Gesinnung und das Urtheil des Verfassers zuweilen vielleicht nur allzu sehr verdeckt. Das bleibt merkwürdig, daß Gutzkow nicht da, wo er eigene Schöpfungen und Gebilde seiner Phantasie aufstellt, die größere Masse von Poesie entwickelt, sondern da, wo er in gegebenem Stoffe wühlt und mit der kalten politischen Welt zu thun hat. Er findet Widersprüche vor, Inconsequenzen, Rechtsverletzungen, Albernheiten und Irrthümer, welche ein ganzes Reich erschüttern, die

Digitized by Google

fortschreitende Intelligenz unnöthig und zu unrechter Zeit aufhalten, und ganze Völkerschaften elend machen und zu Grunde richten. Und indem sein Verstand diese Irrthümer, und wie man hätte handeln sollen und nicht gehandelt hat, und wie man so herzlich dumm gewesen, herausgeklügelt, geräth er in Zorn; und dieser edle Zorn geht ins Blut über und aus dem Blut ins Gemüth und aus dem Gemüth in die Poesie. Aber dann fühlt er, daß er zu weit geht, daß er nur charakterisiren soll, daß er auf dem kalten Boden der Politik sich befindet, und er ruft sich ein gebietendes Halt zu und kleidet den poetischen Anlauf seines Zornes in die Form einer feinen und sinnigen Ironie. Sodann hat er auch eine schöne Begeisterung für freie Zustände, welche gewesen sind oder sein könnten, für großartige Tendenzen, für hochherzige Gesinnungen — eine Begeisterung, die seinen politischen Verstand abermals mit dem Gemüth in Rapport setzt und oft einen schönen poetischen Schmerz erzeugt. So geschieht es, daß er an der kühlen Politik sich aufwärmt und an der warmen Religion sich abkühlt. Die Politik ist Gutzkow's Religion. Für die Religion ist seine Pietät verloren, aber er concentrirt sie auf die Politik.

Die Sprache, in der diese Charakteristiken geschrieben sind, ist in ihrer Art einzig; jedes Wort abgewogen, berechnet; jeder Gedanke in sich abgeschlossen, rund. So fein, so gemäßigt, und doch so ironisch-spitzfindig hat unter den Deutschen bis jetzt Keiner über politische Aufgaben geschrieben. Diese Charaktere, wenn nichts Anders, beweisen, daß wir auch in der Politik mündig geworden. Sie sind freilich nicht für's Volk und sollen es vielleicht auch nicht sein — aber daß sie's nicht sind, und daß wir überhaupt so wenig zum Herzen des Volks sprechen, daß wir die Popularität den faden, kriecherischen, gemeingesinnten Inhabern der städtischen Wochen- und Winkelblätter überlassen, das ist, unter uns gesagt, ein Nachtheil für die gute Sache, ein Fehler, der an uns Jüngeren nicht genug zu rügen ist. Ich wünschte, es stellte einmal Einer von uns, das, was wir fühlen, meinen und hoffen, in populärer, dem Volk zugänglicherer Form dar. Auch aus diesen Charakteristiken bleibt kein Gesammtbild als Niederschlag übrig. Sie wollen nicht haften; sie lassen sich nicht handhaben. Sie zittern vor den Augen, sie zerfließen vor der Erinnerung. Der letzte Zweck eines Buches, zu belehren, zu strafen, zu warnen und zu ermahnen, tritt nicht deutlich genug hervor.

Gutzkow führt uns in den Charakteristiken des Chateaubriand, des Talleyrand, des Armand Carrel mitten in die französischen Verhältnisse und Zerwürfnisse, in die Conferenzzimmer der Londoner Diplomaten, wo man die Selbstständigkeit der Nationen begräbt, in die Halle von Valençay, wo ein schwarzer Katafalk bald die gebrochene Hülle eines fuchsliftigen, luchsäugigen und perfiden Alten einschließen wird, in die schwächliche legitime Organisation Chateaubriands, in die kräftige republikanische des Armand Carrel; er führt uns zum Muhamed Ali, dem modernen Philipp, wenn Ibrahim ein Alexander wäre; er führt uns in die Zufluchtsörter und Rückzugswinkel der Napoleoniden, welche vormals Scepter und Kronen trugen,

Digitized by Google

und in die Comtoirstuben der Rothschild's, welche Königen und Fürsten an Geldwerth gleich wägen; er führt uns in die Frauengemächer des Sultans, der mit den Janitscharen und der nationellen Tracht die Türkei begrub; nach dem grünen Erin, wo Daniel O'Connell chemische Versuche anstellt und den Gährungsproceß unterhält, um eine allmälige Zersetzung des willkürlich Zusammengebrachten herbeizuführen; zu dem Wärtel des Torysmus, Wellington, der die Action weniger liebt, als die Reaction; auf das reinliche geordnete Terrain Preußens, wo Ancillon das windstille, an Frieden und Ruhe reich gesegnete Ministerium des Auswärtigen leitet; endlich über das Meer, nach Paraguay, zum Dictator Francia, dem Doctoren unter den Despoten, dem Despoten unter den Doctoren, der mit dem Menschenvolk als Doctor und als Despot Experimente macht, der mitten inne sitzt zwischen den wuchernden Urwäldern, dort „am Rio de la Plata und seinen Nebenflüssen, an den Zweigen der Andes, welche nur silberne Wurzeln haben, in den manneshohen Pampaswiesen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke flieht, bergend den Gaucho auf dem muthigen Rosse und den amerikanischen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge; in dem Lande der „guten Lüfte," in Buenos Ayres, in der silbernen argentinischen Republik."

Fürwahr! ich bewundere Gutzkow's mannigfaltige Kenntnisse im politischen Fache eben so sehr, als die Art, wie er sie verarbeitet und angewandt hat. Seine literarischen Sünden seien ihm um der Tugenden willen, die er in diesem Buche entwickelte und zu entwickeln Gelegenheit hatte, vergeben! Unsrer Viele haben den Mann im Namen des Christenthums und der Moral hitzig angegriffen, und, wie wir meinten, mit Unparteilichkeit und inquisitorischem Eifer verfolgt. Berlin erhebt sich gegen ihn, sein Kind, in Masse und wirft ihm Demoralisation, satanische Zwecke und verworfene Motive vor. Auf der Straße, auf den Sammelplätzen des öffentlichen Verkehrs, auf der Binnentribüne der Familie predigt man, plaidirt man, schleudert man seine Verwünschungen und Bannsprüche gegen den Verführer der Jugend, der offenbar der verkündigte Antichrist ist. Wenn irgend etwas im Stande war, meine sonst wohl motivirte gehässige Stimmung gegen Gutzkow zu dämpfen, so war es dieser immer mehr sich steigernde Ausbruch des Berliner Zorns. Ich habe begonnen nachzudenken, wie ein feuriges Gemüth von den Gegensätzen und steif beharrlichen Reactionen unsrer Zeitepoche wie mit Gewalt in das Aeußerste des extravaganten Thuns und Denkens hinaufgeschraubt und in Verirrungen aller Art getrieben werden kann, wie es geschehen mag, daß ein unbesonnener jugendlicher Mensch, von den Scrupeln der Zeit miterfaßt, uns aus unserm jämmerlichen Halbzustande zwischen Glauben und Unglauben auf die feste Basis des trocknen nackten Verstandes, auf eine vollkommene Verständigung mit dem Verstande, zurückführen will — ich habe bei dieser Untersuchung einen die Nothwendigkeit dieser Erscheinung motivirenden historischen Standpunct angestrebt — noch dunkelt es in mir — aber die Zeit wird Licht bringen. 88.

* * *

Digitized by Google

Dichtungen von Byron. Aus dem Engliſchen von Guſtav Pfizer. Stuttgart, S. G. Liesching. 1836.

Wenn unſere moderne, nur zu Madonnenſchöpfungen aufgelegte Phantaſie eine Muſe, und zwar eine der Byronſchen Poeſie, ſich denken könnte, ſo müßte ſie ungefähr ſo ausſehen: zuerſt ein voller, blühender, orientaliſcher Wuchs — denn es iſt etwas Morgenländiſches in ihr — ſodann ein kräftig ſchwarzes, langnachſchwimmendes, ſüdländiſches Haar, endlich ein ſchmachtend blaues nordländiſches Auge, glänzend wie ein gefallener Stern, durch Thränen und Wehmuthsnebel gedämpft, zuweilen hin und her zuckend in den Irrlichtern des Wahnſinns. Das Geſicht höchſt oval, höchſt mager und doch höchſt intereſſant — wenig Falten, aber viele Fältchen, drin der Kummer herbergt — um die Mundwinkel ein hämiſches, boshaftes Lachen, nicht das der Freude, ſondern das der Todes- und Lebensverachtung zugleich — die Lippen ein wenig blaß, vielleicht vom vielen Küſſen — das Ganze eine anziehende Ruine der Schönheit, und darüber eine Verklärung, wie flüſſiges Mondlicht über Trümmern. Die beiden Hemiſphären von Buſen bewegen ſich krampfhaft, beben von Seufzern, die ſich Luft machen, und aus dem halbgeöffneten Munde entſtrömen wie ein unendlicher harmoniſcher Klaggeſang. Denn in der Byronſchen Poeſie löſen ſich auch die Diſſonanzen des Mißmuths, des Zorns, des Ingrimms in vollkommenen Einklang auf. Byron dichtete nur in Elegieen und Ränien; ſeine Lieder, ſeine didaktiſchen und erzählenden Gedichte, ja ſeine dramatiſchen Compoſitionen ſelbſt tragen den Charakter der Elegie. Seiner blaſſen Muſe ſteht die fliegende Röthe des Zornes wohl. Es iſt der edle Zorn der kriegeriſchen Pallas, nicht die entſtellende und zerrende Wuth der bewußtloſen Bellona. Von der deutſchen Bengelhaftigkeit, welche das Lied abſichtlich um ſeine Schönheit bringt, von unſerm ſtudentiſchen Humor, eine Relique des Fechtbodens, die wir verehren ſollen und an deren Heiligkeit wir doch nicht glauben, von unſerm Hang zur Turnerei und unſchönen Sprüngen, wodurch die moderne Lyrik ſo oft entſtellt wird — von alle dem weiß der edle gebildete Schotte nichts. Er weiß nur von ſeinem Schmerz und der Heiligkeit ſeines Schmerzes; und wenn er ihn ausſingt, ſo ſingt er ihn rein aus und begleitet den Geſang nicht, wie Heine und ſeine Nachahmer ſo oft, mit einer ſpaßhaft diſſonirenden Sackpfeife.

Guſtav Pfizer, ſelbſt ein Begünſtigter des Lieds, giebt uns hier eine Auswahl Byron'ſcher Dichtungen in trefflicher Ueberſetzung. Die Anſchmiegſamkeit der deutſchen Sprache hat ſich hier abermals bewährt. Alle Glieder des Originals haben ſich in ihr rein und ſcharf abgegrenzt. Was rund war, iſt rund geblieben; was eckig war, hat ſeine Ecken behalten; was hart, was weich, was flüſſig war, erſcheint auch hier weich, hart oder flüſſig. Man ſieht, daß Jemand, der die deutſche Sprache zu handhaben und zu ſchwingen weiß, das Werk begonnen und ausgeführt hat — mit Vollbewußtſein, wackerm Eifer und unermüdlicher Sorgfalt. Nur an einzelnen Stellen erkennt man ein Ringen, das der Schwierigkeit nicht Herr

Digitized by Google

wurde. Die bekannten Ueberſetzungen des Dr. Adrian, z. B. von „Lara,“ erreichen die Muſterhaftigkeit der Pfizerſchen nicht, die ſich durch eine gediegene Kraft, ſchärfere Ausprägung der Byronſchen Eigenthümlichkeiten und durch einen poetiſchen Schwung auszeichnen, der in dem Ueberſetzer auch den gebornen Dichter ankündigt. Wählig indeß war er nicht; unter den überſetzten Liedern finden ſich mehrere vom Mittelſchlage.

Die Sammlung enthält, außer den rein lyriſchen Ergüſſen, von den erzählenden Gedichten den Gefangenen von Chillon, den Mazeppa, Pariſina und Lara, und das dramatiſche Gedicht „der ungeſtaltete Ungeſtalte.“ Merkwürdig, weniger durch ihren poetiſchen Werth, als durch ihren Inhalt, ſind Byrons politiſche Gedichte. Man erkennt daraus, wie viel derbe Wahrheit, giftige Satire und Ausbrüche des Zorns ein Prinz-Regent von England, ein Staatsoberhaupt, vertragen kann, ohne daß er davon ſtirbt, ohne daß ſein Miniſterium in Gefahr kommt, ohne daß die Fugen und Bänder des Staats ſich auflöſen. Ich ſchreibe die Windſor-Poeſie ab, die aus der Veranlaſſung gedichtet wurde, daß man einmal den Prinz-Regenten zwiſchen den Särgen Heinrichs VIII. und Carls I. in der königl. Gruft in Windſor ſtehen ſah.

Windſor-Poeſie.

Sieh! beim kopfloſen Carl liegt Heinrich ohne Herz,
Der oft das heil'ge Band zerriß mit frevlem Scherz.
Dazwiſchen ſteht ein Mann begeiſtert und beſeelt:
Er herrſcht — ein König ganz, nur daß der Name fehlt.
Ein Carl iſt er dem Volk, ein Heinrich ſeinem Weib;
Ein ſolch Tyrannenpaar hauſ't in des Einen Leib.
Umſonſt, daß ihren Staub vermengte Nacht und Tod;
Der Königsvampyr ſaugt ſtets neu ſich friſch und roth.
Ach, nichts verſchlingt das Grab! der Beiden Blut und Aſchen
Speit's aus, mit einem Georg die Welt zu überraſchen.

Welch ein koloſſaler Zorn gegen unſern abgedämpften Unmuth, deſſen kräftigſte Ausbrüche in unſerm Halſe ſtecken bleiben und nicht über die Zähne und die Barrieren des Geſetzes kommen! Wie ärmlich ſind unſre Pamphlete! wie dürftig ſind wir in Allem gegen Englands Großweſen, wir, wir Deutſchen, denen ſchon Flemming vorwarf, ſie hießen fortan nur ſo, ſie wären nur Namensdeutſche! — und dennoch — wie verdächtigt man unſer kleinliches Treiben! wie bemüht man ſich, ſogar unſern politiſchen Unwillen für etwas Gefährliches, für etwas Hochverrätheriſches zu halten! In der That! man thut uns damit eine Ehre an, die wir nicht verdienen.

Gleich darauf, in etwas holprigen Daktylen, heißt es:

Deckt den Tiſch für Vitellius! laßt's an Nichts fehlen!
Stopft ſpundvoll den fürſtlichen Hans Ohneſorg!
Bis zuletzt ihn ausrufen der Zechbrüder Kehlen:
Den Vierten der Dränger, der Narren — Georg.

Und Caſtlereagh wird der Sejanus dieſes Menſchen, und ſein Name mit Fluch und Verwünſchung genannt. Und in Wein ſollen ſich Beide baden, wie in Blut, „das ſchon floß und fließen noch muß.“ Hat Georg dieſer Leiden wegen ſich graue Haare wachſen laſſen? Hat er minder gut geſchlafen? minder gut gegeſſen und getrunken? Oder fiel Alt-England über dieſe langfingrigen Versfüße, dieſe blutgierigen Daktylen zuſammen? Oder dachte Caſtlereagh, als er ſelbſt mörderiſche Gedanken hatte, an Byrons Revolutionslied? Nein! er dachte nicht an die Schärfe dieſer Blutworte, er dachte nur an die Schärfe des Federmeſſers, das er in der Hand hielt, und an die Wolluſt, ſein eigenes verdorbenes Blut einmal flüſſig zu ſehen.

Es lag in Byrons Charakter, in Napoleon nur den Dränger, den Zermalmer, den Erzfeind der Menſchheit zu ſehen. Nur den Jammer ſah er und die geſchlachteten Legionen und das Leichenfeld im kochenden ägyptiſchen Sande und die erſtarrten Heeresmaſſen unter Rußlands Eis und Schnee vergraben. Und Byron ſtand am Ufer des Meers und gedachte des blutigen Menſchen — da ſtöhnte er ſeine Flüche und Verwünſchungen aus und gab ſie den Meereswogen mit, daß ſie gelangten bis an das Ufer der Kerkerinſel und hinaufbrauſ'ten und Ohr und Gehirn des gewaltigen Mannes erſchütterten. Aber als die Wellen anlangten, wurden ſie ſanftern Gemüthes und ſchmiegten ſich zahm um die Felſen und ſchüttelten die Flüche ab und murmelten verſöhnlich traumhaft; denn der gewaltige Mann ſtand auf dem Felſen, mit verſchlungenen Armen, und bändigte mit ſeinem Blick das eingeſchüchterte Element.

Nur in dieſen politiſchen Liedern bemerkt man etwas von dem Gekrächze des Raben und dem Wuthgeheul des Shakal; ſonſt zügelt Melodie ſeinen Zorn, glättet die Grazie die Runzeln ſeiner wilden Lieder; während in den zarteren der Mondnacht holde Stimme laut wird, der Nachtigall ſüßſchmerzend Lied. 88.

* * *

Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus. 1835. 954 S.

Michael Beer iſt als Dichter unter Brüdern etwas werth, d. h. unter ſeinen eigenen, von denen der eine als Componiſt europäiſchen, der andere als Privat-Aſtronom berliniſchen Ruf hat; er ſelbſt hatte nur deutſchen, bis er über den Rhein ging und gen Paris kam und hier literariſche Freundſchaften ſchloß. Die artigen Franzoſen, die ihm für ſeine weite Reiſe erkenntlich ſein wollten, fingen nun auch an, Michael Beer für einen großen deutſchen Dichter zu halten. Auch hatte er Empfehlungsſchreiben mit, Gold in der Taſche, welches mindeſtens einen eben ſo guten und für die Franzoſen noch verſtändlichern Klang hatte, als ſeine Verſe, und außerdem in ſeiner ganzen Perſönlichkeit etwas, was ſeinem Rufe nicht geradezu widerſprach. Michael Beer gehört zu den wenigen Dichtern, die

Digitized by Google

von ihrer Geburt an vollkommenes Glück genossen haben bis auf ihren Tod — bis auf den Tod! Was er dichtete, wurde gepriesen, entschuldigt, auf die Bühne gebracht; was daran gut war, nützte ihm; was daran schlecht war, schadete ihm nichts; er sammelte seine Kenntnisse spielend; eine kleine Welt von Künstlern und Gelehrten summte in seinem väterlichen Hause aus und ein und brachte den Honigseim der Wissenschaft und Kunst und legte sie in die aufgeschlossenen Gehirnzellchen der Gebrüder Beer nieder. Alles war Beispiel, Alles war Muster und reizte zur Nachahmung. Die Gespräche waren historischer und kunsthistorischer, literarischer und literarhistorischer Natur; Gemeinheit hielt sich fern; Zierlichkeit und Anstand galt: ein Witz, mitunter auch wohl ein fader, durfte mit in den Kauf gegeben werden. Der lebendige Verkehr mit Bühnenkünstlern weckte in dem Knaben die Neigung zur dramatischen Poesie; der Jüngling fand den Weg auf die Bretter gebahnt; die Intendantur war gegen solch einen Günstling des Glücks nicht spröde. Als er später nach Baiern kam, wurde er sogar der Freund eines Ministers, der als Poet bekannter und beliebter ist und in unsern Musenalmanachen eine vornehmere Rolle spielt, als in der Politik. Es machte sich Alles wie von selbst. Da traf den jungen Dichter das einzige Mißgeschick, welches ihn treffen konnte — er starb; aber er hatte nach seinem Tode noch Glück vollauf; der baiersche Freund, ehemals im Reich der Erste nach dem Könige und jetzt als Dichter diesem überlegen, verfaßte, mit offenbarer Liebe und Sorgfalt, die Biographie des Dichters, welche als Einleitung und Vorwort der angezeigten Gesammtausgabe voransteht. In dieser Biographie ist die Erbitterung auffallend, welche der von den Liberalen und der baierischen Kammer vielfach gereizte ehemalige Minister gegen seine vermeinten Feinde überall an den Tag legt. Gehörigen und ungehörigen Orts zieht er gegen die liberalen Ideen, die er unhistorisch nennt, zu Felde. Was ist nun historisch? Und was wäre unsre jüngste Historie ohne die Opposition der liberalen Ideen? Einem ehemaligen Minister ziemt Großmuth. Aber wir haben jetzt eine Zeit, wo jedes Individuum sich selbst als geschichtliche Größe setzt und als solche überall angesehen und anerkannt sein will. Wer dagegen Einspruch thut, ist ein Verhetzer. Man verwindet keine Beleidigung und man vergißt sie nicht. Aber man vergißt Vieles, was man im Gedächtniß hätte festhalten sollen.

Die Gesammtausgabe der Michael Beer'schen Werke enthält zuerst das Trauerspiel „Klytemnestra," welches von Jugendschwäche und dramatischem Talent zu gleicher Zeit Zeugniß ablegt.

Ich habe mich bei der Lectüre oft der Choephoren des Aeschylus erinnert; ich erinnerte mich selbst daran, weil eben das Beersche Trauerspiel daran nicht erinnert. Jene furchtbare Scene, wo Aeschylus die Mutter mit ihrem Sohne zusammenführt, stand mir vor Augen und ich vergaß über diese Scene den Michael Beer fast ganz und gar. Sodann ein Trauerspiel „die Bräute von Aragonien;" wenigstens in der Behandlung der Leidenschaften bedeutender; „der Paria," ein Trauerspiel, welches in den

Digitized by Google

Raum eines einzigen Actes alle Effectschläge, die der modernen dramatischen Kunst und der Bühne zu Gebote stehen, zusammendrängt; „Struensee," eine vorzügliche Composition, das Hauptwerk der Beerschen Muse, voll wackerer Gesinnung, der Sprache nach vollendet, in der Charakteristik musterhaft; „Schwert und Hand," sehr modern, aber unwirksam; einige guterfundene Lustspiele; Gedichte, worunter viele unbedeutende, aber auch einzelne ausgezeichnete, wie das Gedicht „Kaiser Karls Wanderung;" zuletzt etwas für Maler und Kunstliebhaber in Prosa, „Raphaels Schatten."— Beer ist unter den Nachahmern Schiller's einer der geistreichsten, verständigsten; seine Sprache überaus gewandt, glatt, oft nur zu glatt; sein Vers flüssig und wollautend, ohne hinreißenden Bilder- und Gedankenstrudel. Sein Hauptvorzug ist ein edles gesundes Streben, ein reines keusches Gemüth, welches besonders im Struensee Gelegenheit hatte, an bedeutendern Conflicten, höheren Interessen und historischen Momenten sich zu bethätigen. 88.

Digitized by Google

Feuilleton.

— Im Reichenbach'schen Conversations-Lexicon hat sich in der Biographie des Herrn Professor Gans ein höchst unzurechnungsfähiger Druckfehler eingeschlichen. Herr Gans wird sich gewundert haben, daß man ihn dort einen „Mann der aristokratischen Mitte" genannt, während ihm von dem Schreiber seiner Biographie offenbar das Prädicat: „Mann der aristotelischen Mitte" zugedacht war. Diese Berichtigung im Namen der Herrn Gebrüder Reichenbach, die zwar durch ihr Adels-Lexicon, das sie herausgeben werden, der Aristokratie nützen, dennoch aber nicht Herrn Professor Gans durch die Aristokratie schaden wollen. —

* * *

— Nach einer Privatmittheilung aus Berlin (in der Leipziger Zeitung) darf dort die herrliche Musik des Fürsten Radzivill zu Goethe's Faust nicht mehr öffentlich executirt werden, um das Anstößige zu vermeiden, das im Gedichte selbst liege. Ich habe Goethe's Faust (das größte Gedicht der modernen Poesie!!) lange nicht gelesen, und will wirklich nicht urtheilen. Die Anstöße müssen aber religiöser Art seyn. Folglich hat der Geheime Justizrath Göschel noch nicht alles Anstößige aus Goethe wegvermittelt, und wir glaubten uns doch schon so sicher, nachdem er uns die dialektische Einheit von Gesangbuch, Hegel, Bibel und dem blonden Friedrich aufgezeigt! —

* * *

— Einem allgemeinen Gerüchte zufolge, das sich zu bestätigen scheint, ist der Hofschauspieler Schneider, von dem man den reisenden Studenten mit so viel Vergnügen gesehen, zum Professor der russischen Sprache für dirsen an der berliner Kriegsschule neuerrichteten Lehrstuhl ernannt worden. Hr. Schneider soll auch bereits als Verfasser eines strengwissenschaftlichen Werkes über Kalisch (Berlin, bey Hayn) aufgetreten seyn. —

* * *

— Die baierische Literaturzeitung ist, nach vielfach erregten Erwartungen, und nachdem sie durch einen königlichen Fonds wenigstens äußerlich gesichert worden, mit dem 1. October sehr unscheinbar ins Leben getreten. Sie erscheint, in fünf Stücken wöchentlich, unter dem Titel: „Gelehrte Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften," und die vor uns liegenden neun ersten Nummern entsprechen diesem Titel. Wir lesen trockene Berichte über Salgo's Vergangenheit und Zukunft der Philologie, mit Hinzuziehung des pariser Moniteur universel, über Valentin's Handbuch der Entwickelungsgeschichte des Menschen, Warnkönig's flandrische Staats- und Rechtsgeschichte, Rotteck's Lehrbuch der ökonomischen Politik ꝛc. Sämmtliche Artikel sind in einem conservativen und antiliberalen Geiste, aber ohne

Digitized by Google

Aufwendung von Geist, geschrieben. Eben so sehr zu tadeln ist, daß die Namen der Recensenten (in den vorliegenden Blättern nur mit Ausnahme eines von Phillips unterzeichneten Aufsatzes über Warnkönig) nicht genannt werden, und auch bei der Redaction keine Persönlichkeiten sich vor uns hinstellen, welche die das Journal leitende Kritik irgend vertreten. Dem Vernehmen nach hat sich Schelling, dem früher ein näherer Antheil beigemessen wurde, ziemlich entfernt zu diesem Institut gestellt, und der Präsident Roth leitet die eigentliche Verwaltung des Blattes. In der Weise, wie es bisher aufgetreten, dürfte es jedoch schwerlich Einfluß und Dauer gewinnen, da sich auch seine anfänglich beabsichtigte Tendenz, das literarische und wissenschaftliche Süddeutschland zu repräsentiren, durch nichts markirt, und es sich mithin eben so charakterlos, wenn auch nicht so unschuldig, ausnimmt, wie etwa die Göttinger gelehrten Anzeigen. —

* * *

— In Nr. 88 der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" befindet sich von den selten redenden Professor H. G. Hotho eine sehr treffende Kritik über X. Marmier's Etudes sur Goethe. Die sentimentale Trivialität, mit welcher der junge Marmier den Franzosen unsere Literatur überliefert und mundrecht zu machen meint, wird von Hrn. Hotho mit Recht abgewiesen. Der Recensent führt an, daß Hr. Marmier auf seinen Reisen und Forschungen in Deutschland seine ganze Literaturkenntniß nur aus geselligem Umgang, und zwar mit Literaten des zweiten und dritten Ranges, sich angeeignet, was wir unsererseits bestätigen können. Was Herr von Holtei, auf den der zärtliche Marmier damals in Berlin tausend schwärmerische Sonette dichtete, ihm für Belehrungen und Aufschlüsse über die Geschichte der deutschen Poesie ins Ohr flüsterte, verkündete Marmier seinen Landsleuten alsbald als ein neues Evangelium, und machte daraus Artikel für die Revue germanique, mit eignem sichtlichen und dankbaren Erstaunen über sich selbst, daß er durch Hrn. von Holtei während einer Tasse Kaffee bei Stehely so gelehrt worden. Die süßlich hingeflüsterten Seichtigkeiten der Revue germanique können zwar die unterrichteteren Franzosen über unsere literarischen Zustände nicht irre führen, da jenes Blatt in Frankreich selbst nicht das geringste Ansehen hat, und die Franzosen durch Männer, wie Hr. Professor Lerminier, der auf der Höhe der deutschen Bildung mit tieferblickenden Augen sich umgeschaut hat und selbst ein geistvoller und speculativer Kopf ist, bei weitem begründetere Dinge über unsere Literatur erfahren. Auch Herrn de la Nourrais muß ich nennen, dessen interessante Bekanntschaft ich vor einigen Jahren in Berlin gemacht, welcher eine wissenschaftliche Uebersicht unserer Literatur mit einer seltenen Kenntniß der deutschen Sprache verbindet, und von dem die trefflichen Artikel über die deutschen Universitäten herrühren, die manchen deutschen Gelehrten durch ihre Detailkenntniß überrascht haben. Aber die kleinliche Eitelkeit der Deutschen verhätschelt lieber solche einschmeichlerische und mit allgemeinen Begeisterungen kokettirende Flachheiten, wie dies Hr. Marmier auf seinen Reisen in Deutschland erfahren haben wird, der sich nun nicht wundern kann, wenn die wissenschaftliche Kritik ihm seine allzugroße Unwissenheit vorhält. X. Marmier kann sich aber trösten, er wird doch noch Freunde haben. Herr Lehmann wird nie aufhören, ihn zu bewundern. Herr Lehmann wird ihn im Magazin für die Literatur des Auslandes den liebenswürdigen Marmier nennen. Hr. Lehmann wird in seinen glorreichen Artikeln von der deutschen Literatur im Auslande, worin er (vergl. Nr. 133 und 136 des Magazins) auf die heutigen jungen Schriftsteller Deutschlands vornehm herabsieht und sie alle sammt und sonders auf französische und St. simonistische Nachahmereien reducirt (Sie böser Mann!), worin er wegen der Emancipation der Frauen, die

Digitized by Google

ihm unbegreiflich ist, die Hände verwundernd über den Kopf zusammenschlägt (Sie böser Mann!) Herr Lehmann wird in diesen Artikeln wenigstens für Xaver Marmier glühen! —

* * *

— Herrn Karl Büchner, den fleißigen und kenntnißvollen Redacteur der „Literarischen Zeitung" (ohne Zweifel das beste und unentbehrliche Repertorium der Gesammtliteratur) und Herausgeber mehrerer Handbücher, ist von der Universität zu Rostock in Anerkennung seiner verdienstlichen Thätigkeit das Ehren-Doctordiplom zugesandt worden. —

* * *

— Die Schriften Carové's sind in Rom auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden, besonders die über den St. Simonismus, welcher allerdings kein gutes Luftkissen für den päpstlichen Stuhl ist. —

* * *

— Im Chemnitzer Anzeiger vom 3. November liest man eine öffentliche Danksagung des Scharfrichters Karl Friedrich Fischer, der „mit den tiefsten, ehrfurchtsvollsten und zugleich erfreulichsten Gefühlen" es anerkennt, daß das Publikum bei der von ihm vollzogenen Hinrichtung der Mörderin Beyer eine so große „Achtung, Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit" nicht nur ihm, sondern auch seinen „Beiständen," den Schinderknechten Johann Konrad Otto aus Meißen, Johann Andreas Körtzinger aus Lommatzsch, und Friedrich Louis Otto aus Dresden bewiesen habe; er spricht ferner seinen Dank für den „Beweis der Liebe und Achtung" aus, welcher ihm von der Communalgarde bei seinem Hinaustritt auf den Galgen sei erwiesen worden; er schließt damit, „die Gefühle seines Herzens" seien so bewegt, daß er sowohl, als „seine Herren Beistände" (die obgedachten Scharfrichterknechte) nicht unterlassen könnten, hiermit einen öffentlichen Dank abzustatten, „den er jederzeit auf alle nur mögliche Art zu beweisen suchen werde. — Dies merkwürdige Actenstück, das die Humanität um vier Jahrhunderte zurückschraubt, ist keine spaßhafte Mystification, sondern ein wirkliches Inserat, das die Censur passirt und die Insertionsgebühren bezahlt hat, und „Frankenberg, den 30. September 1835" unterzeichnet ist. Die Menschlichkeit sollte diesen Scharfrichter nebst seinen Herren Beiständen in Anklagestand versetzen. Der Hamburger Correspondent bemerkt sehr richtig, daß dies Document eine neue Beweisführung gegen die Todesstrafe sei! Die blutdürstigen und viehischen Empfindungen, welche, wie man allgemein beobachtet hat, Executionen in der Masse des Volkes zu erregen pflegen, haben sich in der dummlächelnden Seele dieses Scharfrichters zu einer grausamen Naivetät festgestaltet. Wäre es human, Unmenschlichkeit mit Unmenschlichkeit zu vergelten, so hätten unsere Vorfahren Recht gehabt, die Scharfrichter für unehrlich anzusehen. —

* * *

— In der Schweiz erscheint seit einiger Zeit eine neue Monatsschrift, unter dem Titel: „Schweizerischer Merkur," von welchem die sechs ersten Hefte vor uns liegen. Das Blatt wird bloß von schweizerischen Schriftstellern geschrieben, und hat die interessante Tendenz, die poetische und gemüthliche Eigenthümlichkeit der schweizerischen Nationalität, die unter den unfruchtbaren politischen Wirren der Gegenwart zu verkümmern und zu verschwinden droht, wieder anzufrischen und in einem belebenden Mittelpunct zu sammeln. Zur wirksamern Ausführung dieses Gedankens sollte sich jedoch die Redaction noch mehr bemühen, die Nota-

Digitized by Google

bilitäten der Schweizerliteraten auf ihrem Terrain zu vereinigen. Der schweizerische Merkur wird in Burgdorf redigirt. —

* * *

— Die meisten derjenigen Journale, welche in die Entstehungszeit und Kategorie des Freimüthigen fallen und seitdem nicht mit der Zeit fortschritten, sind unter das Niveau ihrer Kosten herabgesunken, mit Ausnahme der Zeitung für die elegante Welt, welche durch junges kräftiges Blut restaurirt worden. Die schlesingersche Buchhandlung hatte den besten und anerkennenswerthesten Willen zu einer ähnlichen Restauration, dem sich aber unübersteigliche Hindernisse der Presse entgegengestellt haben. Dagegen ist es ein Factum, daß die neugegründeten Journale der jüngern Schriftsteller von Quartal zu Quartal in ihrem Absatz steigen und bald die größten Zahlen in der Statistik der deutschen periodischen Presse aufzuweisen haben werden. Der Freimüthige, der nun von Häring Witwe geworden, und sich einstweilen durch Herrn Wilhelm Albrecht trösten läßt, harrt für das neue Jahr einem Messias entgegen. W. Alexis, unbeschadet der Anerkennung seines literarischen Talentes, eignete sich doch nicht zum Redacteur eines Journals. Ein Journalredacteur muß bei Frost und Hitze Schildwach stehen können und mehrfältige Verbindungen beherrschen, um die Zeit und das Leben zu belauschen. Häring aber zahlte lieber ein paar Groschen und ließ Andere für sich auf die Wache ziehen. Daher wurde man ihn in seinem eigenen Blatte fast gar nicht gewahr. Auch genirte es ihn, wenn er eine Meinung hatte, und oft hatte er keine, der Freimüthigkeit zum Trotze. Häring muß uns jetzt in der Stille schöne Novellen schreiben, die können wir brauchen, und dazu ist er berufen, wenn es auch nach seiner neuesten in der Vesta: „Rosamunde" nicht eben aussieht, als wolle er uns schon so schnell mit seinem Haus Düsterweg versöhnen. Der Freimüthige aber könnte, meiner Meinung nach, nicht besser gedeihen, als wenn ihn die Verlagshandlung einem jungen regsamen Talent, wie z. B. Hermann Marggraff in Berlin ist, übertrüge! —

* * *

— Aus einem Privatbriefe aus Hamburg, der uns so eben zugeht, halten wir uns verpflichtet, Folgendes zur Ehrenrettung des dortigen Tivoli-Theaters zu entnehmen: „Alle unter meinen hiesigen Bekannten, welche den Zodiacus lesen, waren, sowie ich, darüber verwundert, das Tivoli vor dem Steinthor in Ihrem Feuilleton als einen Ort bezeichnet zu sehen, „wo sich meistentheils nur die Priesterschaft der Venus vulgivaga zu einem Rendezvous einfinde." Ich versichere Sie, daß das nicht der Fall ist. Das regelmäßige sowohl männliche als weibliche Publikum in Tivoli ist ein ganz honettes, bürgerliches, aus dem niedrigern Mittelstande; nur ausnahmsweise könnte sich ein öffentliches Mädchen unerkannt dahin verirren. Im Ganzen geht es dort so anständig her, daß auch Frauenzimmer aus den gebildetern Ständen keinen Anstand nehmen, hin und wieder einmal hinzugehen, was die Sitte natürlich verbieten würde, wenn die Masse der Besucherinnen so, wie Sie glauben, zusammengesetzt wäre." — Diese Ansicht meines Briefstellers, der wohl kaum alle drei Jahre einmal das Tivoli-Theater zu besuchen pflegt, ist wohlmeinend, weshalb wir ihr die Geltung nicht entziehen dürfen, aber sie ist nur halb richtig und der Wirklichkeit gemäß. —

* * *

† Am 17. November starb der Hofrath Carl August Böttiger in Dresden, in seinem sechs und siebzigsten Jahre, an einer Lungenläh-

Digitized by Google

mung, und mit ihm sank eine Masse von vielseitigen Kenntnissen und Belesenheit ins Grab, wie sie sich selten wieder in einem Kopfe zusammenfinden werden. Sein Nachlaß umfaßt ohne Zweifel reichhaltige Schätze, sowohl an Lebenserinnerungen aus früheren literarischen Perioden (selbst die Ramler'sche in Berlin mit eingerechnet) als an ausgebreiteten Briefwechseln, die besonders mit interessanten Persönlichkeiten reichlich angefüllt sein müssen, da Böttiger sich von jeher in den Besitz aller Geheimnisse der literarischen und gesellschaftlichen Coterien zu setzen wußte. Er war noch kurz vor seinem Tode selbst damit beschäftigt, eine Sammlung seiner Briefe und ähnlichen Documente zu veranstalten, und es ist vielleicht förderlicher für den Werth dieser Mittheilungen, daß sie erst jetzt nach seinem Hinscheiden hervortreten, da während seines Lebens sein literarischer Credit zu sehr ein Opfer seines liebedienerischen und zuvielthuerischen Charakters geworden war. Sein verdienstlicher Sohn, Herr Professor K. W. Böttiger in Erlangen, wird sich ohne Zweifel dies Geschäft eiligst angelegen sein lassen. —

Correspondenz.

Hamburg, den 12. November 1835.

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Sie reden im Feuilleton des Octoberhefts des Zodiacus von der hamburgischen Alsterhalle, als von einem Caffeehause, von dessen Besuch die Juden ausgeschlossen sind. Sie finden für gut, meiner in derselben Notiz zu erwähnen; Sie erzählen, daß ich mich in Süddeutschland ansiedeln wolle! Diese Zusammenstellung meiner Persönlichkeit mit dem antijüdischen Caffeehause, wie Sie es nennen, zumal der mir sehr werthe Name Ihres Freundes, den Sie mir beilegen, giebt mir ein Recht, und legt mir zugleich die Pflicht auf, mich rügend über Dasjenige gegen Sie auszusprechen, was mich in dem Artikel, in dem Sie mich figuriren lassen, sehr unangenehm berührt hat, und was darin Beleidigendes gegen junge Männer, welche meine Achtung besitzen, vorkommt. — Sie glauben, daß ich, als ein Streiter für die Emancipation der Juden, durch jene Ausschließung aus einem Caffeehause am Meisten gekränkt sei. Ich weiß in der That nicht, warum Sie das glauben. Wer für das Recht einer unterdrückten Classe am lebhaftesten kämpft, ist nicht gerade der persönlich am meisten Empfindliche für alle die kläglichen Unbilden, die ihr widerfahren; vielmehr steht in solchen Fällen der Grad der Empfindlichkeit zu dem der Kraftanstrengung wohl eher im umgekehrten Verhältniß. Ich bin nicht mehr entrüstet über die alberne und widrige Einrichtung, welcher Sie erwähnen, als es jeder Ehrenmann unter meinen Glaubensgenossen ist, und als es jeder Ehrenmann von jedem Glauben billig sein sollte. Daß ich aber durch jene Einrichtung in irgend einem Grade „gekränkt" sei, muß ich überhaupt in Abrede stellen und muß wünschen, Sie hätten zur Bezeichnung meiner Empfindung ein passenderes Wort gewählt. Nur eine Beleidigung, die an uns reicht, die von einem Manne ausgeht, welchen wir achten, würde zu „kränken" vermögen, wenn es nicht Mittel aller Art gäbe, eine solche

Digitized by Google

Beleidigung zurückzuweisen und die Kränkung aufzuheben. Die Maßregel eines Caffeewirthes aber, die ich so weit unter meiner Würde finde, daß eben darum mir jede Ehrenrettung dagegen lächerlich erscheinen würde, vermag mich persönlich nicht zu berühren und vermag am Wenigsten, mich zu kränken; nur mein Urtheil mißbilligt sie. Sie mußten es aber zumal dann vermeiden, mich als besonders gekränkt dem Publikum zur Schau zu stellen, wenn Sie als Rüge für diese vermeintliche Kränkung statt eines Wortes des ernsten, männlichen Unwillens keine andere Aeußerung finden konnten, als die, „daß dies doch schwer gebilligt werden könne," eine Lauheit des Urtheils, über welche mir, da sie Sache der Empfindung ist, an sich ein Tadel nicht zusteht, mit welcher ich aber mich selbst und meine Freundschaft und mein Gekränktsein nicht ohne innigen Widerwillen in Verbindung gesetzt sehen kann. Denken Sie sich, es widerführe Ihnen im Leben irgend eine Unbill, die Sie nicht abwehren könnten, und ein Anwesender, Sie seinen Freund nennend, belegte diese Unbill mit dem schwersten Namen und setzte dann in behaglicher Ruhe hinzu, es könne die Ihnen angethane Kränkung doch wohl schwer gebilligt werden! Würde Sie nicht einiger Unmuth ergreifen ob dieser kühlen Freundschaft? Würden Sie nicht dem vornehmen Freunde für seine Freundschaft bestens danken und ihn bitten, sich um Sie und Ihre Kränkungen fortan nicht zu bekümmern?

Bis hieher habe ich nur die Verletzung meines persönlichen Gefühls ausgedrückt; nun habe ich mich noch über eine nach meiner innigsten Ueberzeugung eben so unverzeihliche als beleidigende Ungerechtigkeit gegen Andere zu beklagen, mit welcher meinen Namen auch in die entfernteste Verbindung gesetzt zu sehen ich für ehrenrührig halte und deshalb dagegen protestiren muß. Die Wirthe sollen „von den übermüthigen hamburger Judenjünglingen vielen Schaden gehabt haben." Ich weiß nicht, ob Sie durch diese Aeußerung haben beleidigen wollen, oder ob Sie das Beleidigende derselben nicht gefühlt haben. Ich kenne die Quellen nicht, aus denen Sie die Notizen, die Sie zu einem solchen Urtheil verleiten, geschöpft haben mögen. Ich mag Sie und das Publikum nicht mit den weitläufigen Details über einen ekelhaften Vorgang ermüden, die erforderlich wären, um den juristischen Beweis des wahren Charakters jenes Vorgangs zu führen: ein Beweis, welcher übrigens Ihnen und Jedem, welcher darnach verlangt, handschriftlich und nach den Akten geführt zu Gebote steht. Ich kann hier nur das Resultat der allergenauesten Erkundigungen mittheilen, für dessen Wahrhaftigkeit ich mich verbürge. Wer mich nicht kennt, mag darum von der Sache glauben, was er will; hier fühle ich mich aufgefordert, meine Ueberzeugung auszusprechen, da ich meinen Namen betheiligt sehe. Der vermeintliche „Uebermuth der Judenjünglinge" bestand in Folgendem. Nachdem an einem Abend, nach einer vorangegangenen förmlichen Verabredung, und ohne daß einer der anwesenden Juden irgend einen Grund oder auch nur irgend einen Vorwand zur Beschwerde gegeben hätte, dieselben sämmtlich von einer dreißig- bis vierzigfach überlegenen Mehrzahl aus dem Locale hinausgedrängt und gestoßen worden waren, sollte dieser Akt am folgenden Abend wiederholt werden. Aber die Juden waren dies Mal auf die beabsichtigte Schändlichkeit gefaßt, so daß es einem Häuflein von etwa zwanzig sehr wackeren und achtbaren jungen Leuten jüdischer Religion gelang, sich gegen eine, — wenn auch in minder ungünstigem Verhältniß, als am vorigen Abend, — doch abermals äußerst überlegene Mehrzahl zu vertheidigen und den Platz zu behaupten. Daß das nicht ohne eine heftige Schlägerei abgehen konnte, daß dabei in dem gedrängt vollen Locale viele Tische, Stühle, Gläser u. dgl. zerbrochen wurden, ist leicht zu begreifen. Daraus ist allerdings dem Wirthe ein nicht unbeträchtlicher Schaden erwachsen, dessen er jedoch um so weniger den angegriffenen

Digitized by Google

Theil anklagen darf, da es von ihm abgehangen hätte, den Juden die polizeiliche Hülfe, die sie von Anfang an laut und dringend in Anspruch nahmen, gleich anfangs zu verschaffen, während die Polizei amtlich erst dann einschritt, als es evident war, daß die Juden ihrer Hülfe nicht mehr bedurften. Daß nun diese überhaupt einen kräftigen Widerstand leisteten, daß sie nicht nach dem Vorgange der Polizei die Souverainetät der rohen Gewalt anerkannten, daß sie sich nicht von einem Haufen verworfener Buben, der seinen feigen Uebermuth an einer muthmaßlich wehrlosen Minderzahl üben wollte, zurückzogen, — das ist ihnen freilich von der hamburgischen Behörde, die das Recht bei dieser Sache den Rücksichten der Klugheit nachsetzen zu müssen glaubte, als ein strafbarer Uebermuth zur Last gelegt worden. Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie sich zu derselben Ansicht bekennen wollen. Ich für mein Theil kann es nicht dulden, daß junge Männer auf ungebührliche Weise öffentlich geschmäht werden, die ich zum großen Theil kenne und schätze, deren Betragen in dieser Sache mir durchaus achtungswerth erscheint, so daß ich, wenn es der Zufall gewollt hätte, mich ihnen bereitwillig zugesellt haben würde.

Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie dieser Reclamation in dem Feuilleton des Zodiacus einen Platz gönnen wollen, ich werde darin mit Freuden einen Beweis finden, daß Sie mich ernsthaft, und nicht, wie es manchen Lesern des Zodiacus in diesem Zusammenhange — gewiß gegen Ihren Willen — scheinen mochte, ironischer Weise Ihren Freund genannt haben.

In der Hoffnung, daß Sie diesen Wunsch erfüllen werden ꝛc.

G. Rießer Dr.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

25 OCT'63 PY

IN STACKS

OCT 11 1969

JAN 2'64 -11 AM

RECD LD DEC 10 '73 -1 PM

MAR 7 1978

CIR. FEB 7 '78

LD 21A-40m-4,'63
(D6471s10)476B

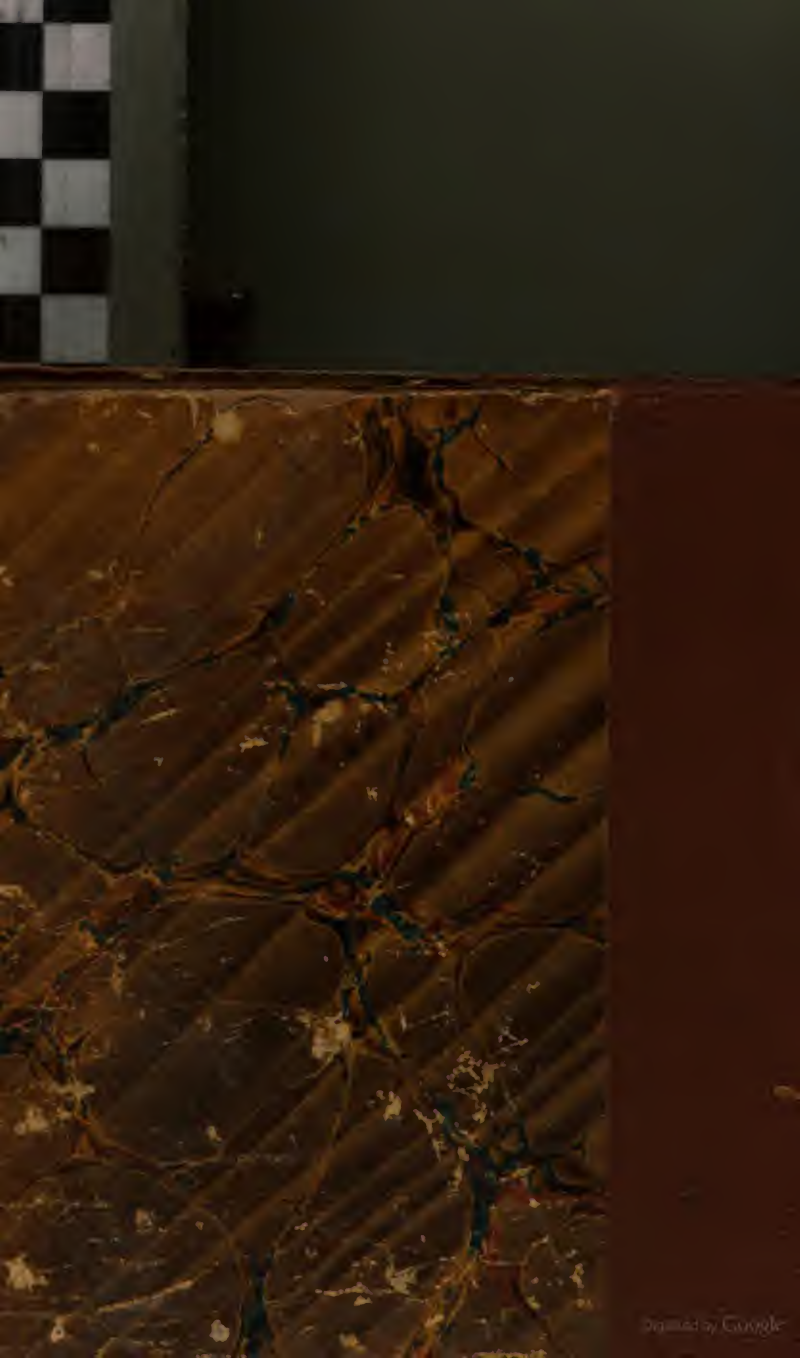
General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C046159243

Digitized by Google


Digitized by Google